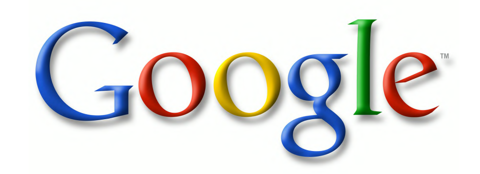
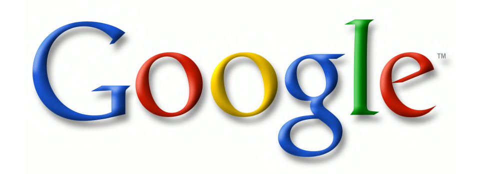
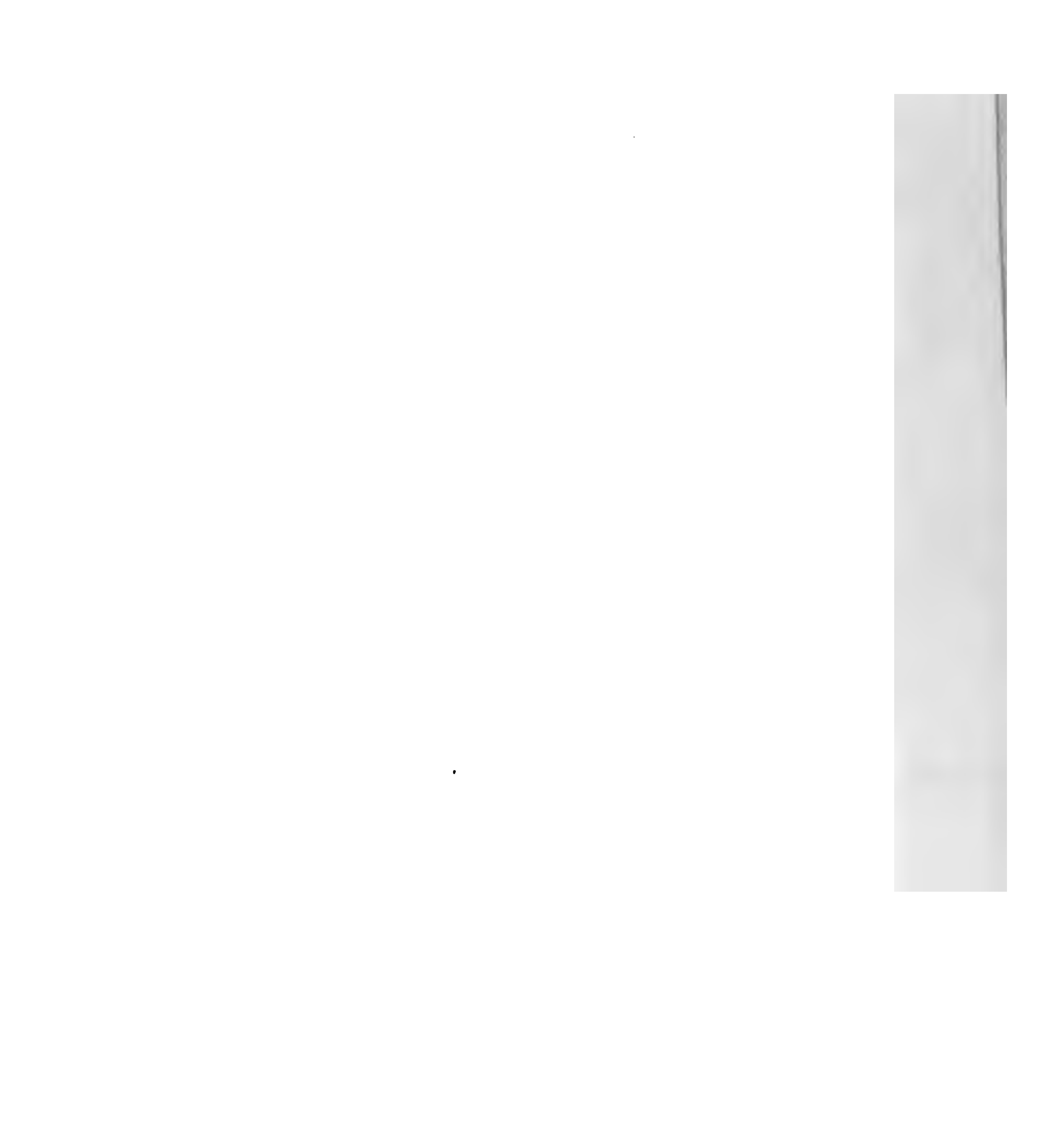


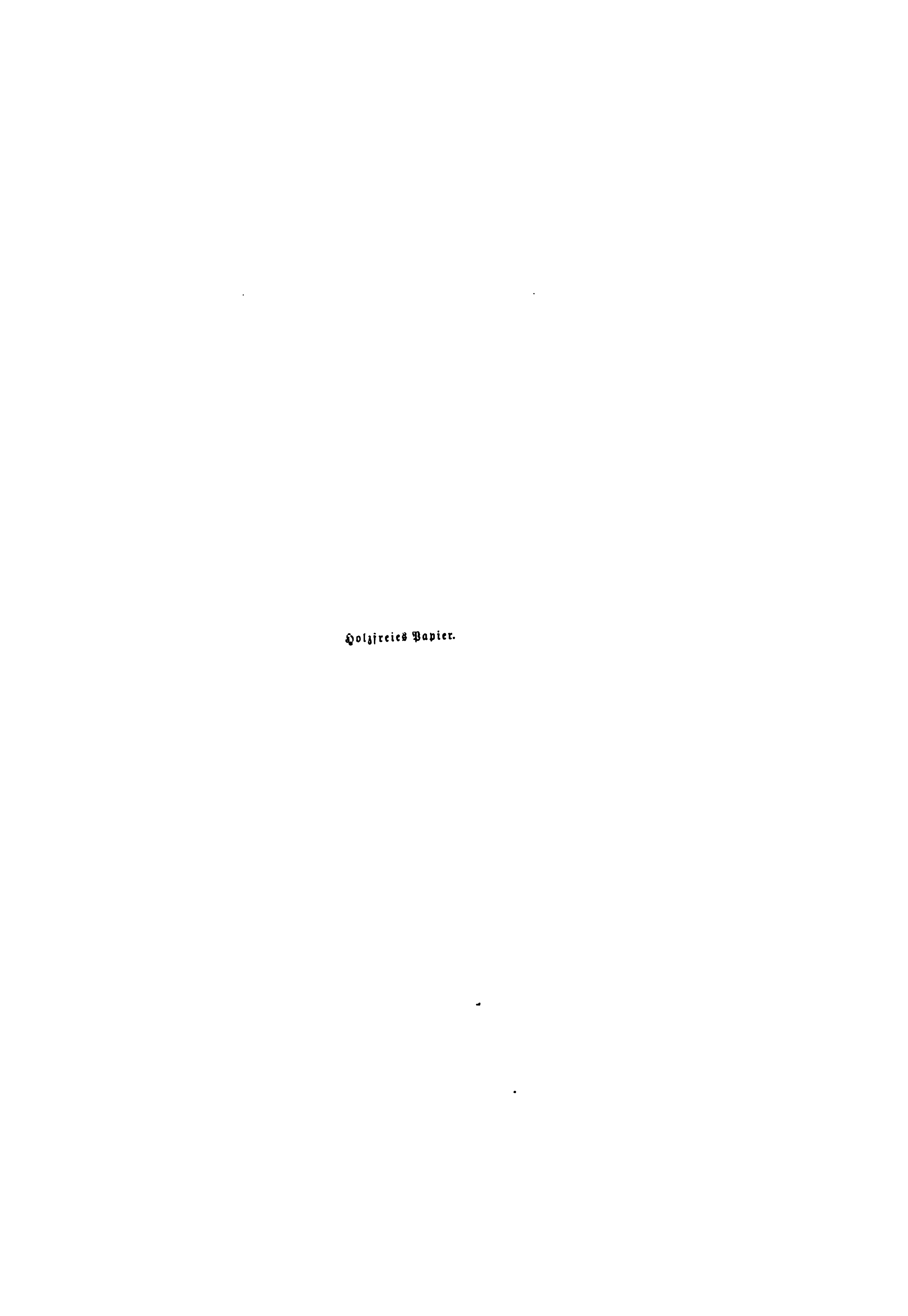



ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE



Völkerkunde.

Zweiter Band.



Holzfreies Papier.

Völkerkunde.

Von

Prof. Dr. Friedrich Ratzel.

Zweite, gänzlich neubearbeitete Auflage.

Zweiter Band.

Mit 513 Abbildungen im Text, 15 Farbendruck- und 13 Holzschnitt-Tafeln sowie 4 Karten
von Rich. Buchta, Dr. F. Etzold, Theod. Grätz, Ernst Heyn, Hans Kaufmann, Wilh. Kuhnert, Gust. Mützel,
Prof. Pechuel-Loesche, Rich. Püttner, Cajetan Schweitzer, Olof Winkler u. a.

Leipzig und Wien.

Bibliographisches Institut.

1895.

Inhalts-Verzeichnis.

I. Die Negervölker.

A. Die Süd- und Ostafrikaner.

B. Die Innerafrikaner.

C. Die Westafrikaner.

II. Die Kulturvölker der Alten Welt.

A. Einleitung.

B. Die afrikanischen Kulturvölker.

C. Die asiatischen Kulturvölker.

D. Die Westasiaten und Europäer.

Verzeichnis der Abbildungen.

Farbendruck- und Holzschnitttafeln und Karten.

Abbildungen im Text.

I.

Die Negervölker.



A. Die Süd- und Ostafrikaner.

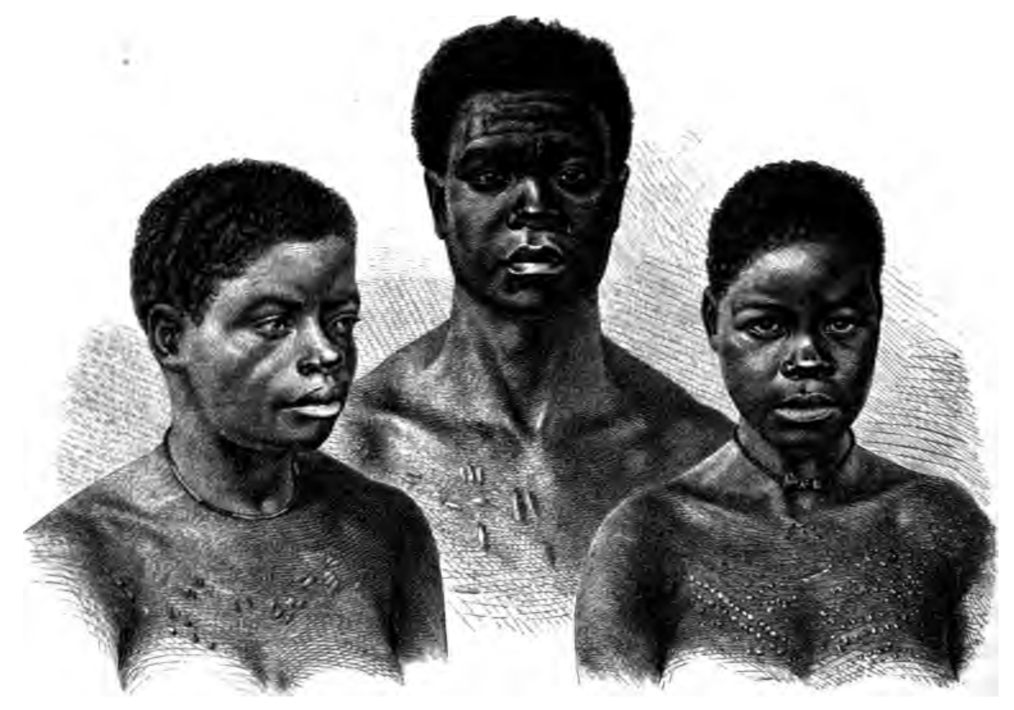
1. Allgemeines über die Neger.

„Die Völkerverhältnisse sind Afrikas interessanteste Seite. Alles, was auf Sitten und Gebräuche, auf den sittlichen und religiösen, den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zustand dieser Rassen Bezug hat, ist fleißiger Beobachtung, sorgfältiger Schilderung und eingehender Erklärung würdig." R. F. Burton.

Inhalt: Der Begriff „Neger". Körperliche Eigenschaften. Physiognomie. Krankheiten. Arbeitskraft. — Geist und Charakter. — Die Familie. Kindesliebe. Elternliebe. Mann und Weib. Patria potestas. — Der Stamm. Patriarchalische Gliederung. Stellung des Häuptlings. Verhältnis der Stämme untereinander. Wirkungen bedeutender Herrschernaturen. Äußeres Auftreten des Häuptlings. Der Neger als Kriegsmann. — Die Religion. Gottesidee der Neger. Seelen- und Geisterglaube. Grabgebräuche. Fetischismus. Zauberer und Ärzte. — Die materielle Kultur. Stand und Rückständigkeit. Schiffbau und Schiffahrt. Verkehr. Reisesitten. Ackerbau. Viehzucht. Gewerbe. Kunstfertigkeiten. Hütten und Häuser. Dichtigkeit der Bevölkerung.

Der Name Neger umschließt ursprünglich einen der unzweifelhaftesten Begriffe der Völkerkunde, den Afrikaner mit dunkelfarbiger Haut, sogenannten Wollhaaren, dicken Lippen und Nase; und es gehört zu den nicht anstaunenswerten, aber erstaunlichen Leistungen der kritischen Gelehrsamkeit, daß dieser gerade in Afrika, dem echten, alten Negerlande, zuletzt auf einen kleinen Fleck eingeengt wurde. Wenn wir nämlich mit Waitz annehmen, daß Galla, Nubier, Hottentotten, Kaffern, Kongovölker und Madagassen alle keine eigentlichen Neger seien, wenn wir mit Schweinfurth auch Schilluk und Bongo ausschließen, so finden wir, daß der Erdteil Afrika fast in seiner ganzen Peripherie von anderen Völkern als den eigentlichen Negern bewohnt wird, ebenso wie er dann im Inneren von der Südspitze bis weit über den Äquator hinaus nur hellfarbige Südafrikaner und sogenannte Bantuvölker (Waitz' „Kaffern") umschließt. Für den Neger im geläuterten Sinne des Wortes bleibt dann nichts übrig als „eine Landstrecke von nur 10—12 Breitengraden südlich von einer Linie, die man von der Mündung des Senegal nach Timbuktu hin ziehen und von dort bis in die Gegend von Sennaar verlängern würde" (Waitz), worin dann diese dergestalt reduzierte Rasse noch von einer Menge Angehöriger anderer Rassen durchsetzt wird. Nach Latham erstreckt sich das eigentliche Land der Neger sogar nur vom Senegal bis zum Niger. Fragt man, was denn eine solche enge Begrenzung rechtfertige, so findet man, daß sich ein häßlicher Typus der Neger, den einst die Phantasie der Beobachter in ganz Afrika sah, den man aber nur als Wahrzeichen vor Tabaksläden stehen sieht (Livingstone), bei näherer Betrachtung fast in allen Teilen Afrikas verflüchtigt, um eben unbegreiflicherweise gerade hier sitzen zu bleiben. Wenn man versteht, daß eine extreme Form für die wahre und reine gehalten werden kann, so begreift man doch nicht den Grund ihrer geographischen Beschränkung und Festlegung; denn so weit dunkle, wollhaarige Menschen wohnen, taucht auch dieser häßliche Typus auf. Es liegt hier eine Künstelei der Wissenschaft vor, die vor dem unbefangenen Blick nicht besteht.

Was nun diesen in manchen Köpfen so sehr zusammengeschwundenen Begriff anlangt, so wollen wir dem geneigten Leser ein für allemal nicht verhehlen, daß uns in Bezug auf Namen eine gründliche Abneigung gegen alle unnützen Neubildungen beherrscht. Demzufolge behalten wir auch hier den alten Namen „Neger" in seiner allgemein verständlichen Fassung bei, die die dunkeln, wollhaarigen Afrikaner umschließt und die hellen Südafrikaner ebenso wie die helleren locken- oder straffhaarigen Nord- und Ostafrikaner ausschließt, doch diese entschiedener als jene. Denn so weit ist die Durcheinanderschiebung von mehr oder weniger negerhaften Völkern hier nun einmal gediehen, daß von einer Auslese „echter" Neger nicht mehr die Rede sein kann.



Ein Mann und zwei Frauen von der Loangoküste. (Nach Photographien von Dr. Falkenstein)

Das ist ein vergebliches Bemühen. In dem „beispiellosen Völkergewirr" Innerafrikas, wie Schweinfurth es nennt, führt zur Entwerfung eines naturgetreuen Völkerbildes überhaupt eine nicht in erster Linie auf Grenzziehung gerichtete Betrachtung eher als eine Analyse, die immer wieder auf die Unmöglichkeit stößt, die Mischungselemente eines Körpers zu finden, dessen Bestandteile eine ungeahnte Beweglichkeit haben.

Die Hautfarbe, die kennzeichnendste der körperlichen Eigenschaften des Negers, ist vorwiegend ein Dunkelbraun, das nur in oberflächlicher Betrachtung für Schwarz genommen werden könnte. Ganz schwarze Völker gibt es überhaupt nicht. Den öfters betonten „bläulichen Schimmer" kennen wir an Stellen, wo venöses Blut durchscheint, auch an unserer eignen Haut. Ein rötliches Durchscheinen ist vorzüglich bei den durch Mischung oder aus individueller Anlage heller Gewordenen deutlich zu erkennen. Bei einigen Völkern wiegen mehr die dunkeln, bei anderen die lichten Töne der Hautfarbe vor. Von der Verteilung der verschiedenen Schattierungen innerhalb der südöstlichen Kaffern sagt G. Fritsch: „Die ganz dunkeln Varietäten der Hautfarbe sind nicht so häufig wie die helleren, besonders was die höheren Grade anlangt. Es finden sich nahezu schwarze Individuen in wechselnder Anzahl unter den Stämmen, ohne daß

man in Südafrika ihr Vorkommen auf bestimmte Eigentümlichkeiten der Wohnsitze zurückführen könnte.“ Die Negerinnen sind oft etwas heller als ihre Männer, was wohl damit zusammenhängt, daß auch die Negerhaut in Sonne und freier Luft merklich dunkelt. Wie bei allen dunkelfarbigen Menschen, sind Handteller und Fußsohlen heller pigmentiert; auch am übrigen Körper ist die Färbung nicht ganz gleichmäßig, sondern mehr wie in großen Flecken verteilt, die ineinander abschattiert sind. Nach dem Tode ändert sich die Farbe in ein Fahlgrau. Die Farbe ist nach dem Essen, bei größerer Hitze, in der Bewegung und bei psychischen Affekten überall, wo das Blut in das oberflächliche Kapillargefäßnetz dringt, dunkler. In Krankheiten, wenn die Haut ihre glatte, glänzende Beschaffenheit verliert und welk zusammensinkt, wird sie schmutzig dunkler. Die Schleimhaut der Augen (Conjunctiva) zeigt eine bräunliche Färbung, da sich hier die Farbe des Pigments nicht wie an den Lippen durch das Durchschimmern des Blutes zu einer grauroten Mischung modifiziert, die man auch an den Nägeln wahrnimmt. Die Hautfarbe der Neugeborenen ist fast so hell wie bei Europäern, so daß Falkenstein die ersten Negerkinder, die er sah, für Mulatten hielt, bis sie nach einiger Zeit zunehmend dunkler und nach sechs Wochen „vollkommene“ Neger wurden. Außer der Farbe unterscheidet auch die gröbere Textur die Haut dieser Völker von der der Hellfarbigen. Gardiner kamen seine Sulu wie Salamander vor, wenn sie ihre Körper an den Lagerfeuern zu rösten schienen, oder mit den nackten Füßen die brennenden Scheite zusammenwarfen, oder sich mit den Fingern den kochenden Maisbrei in den Mund schoben. Die starke Transpiration läßt die Haut kühl anfühlen. Der schwer zu definierende spezifische Negergeruch ist in wechselndem Grade wohl allen eigen. Falkenstein führt ihn auf eine etwas öligere Beschaffenheit des Schweißes zurück, die bei unreinlicher Lebensweise leicht ranzige Säure entwickelt und auch die starken Lichtreflexe der Negerhaut bedingt.



Ein Ovaherero. (Nach Photographie im Besitz des Missionshauses in Barmen.)

Die Behaarung des Körpers ist im allgemeinen schwach. Selbst unter den Armen ist sie nur durch einen kleinen Büschel vertreten. Überall, wo er stärker entwickelt ist, vor allem aber an der Scham, im Gesicht und am Kopfe, tritt der Haarwuchs wollig oder besser verfilzt auf. Diese Haarbeschaffenheit ist ein beständigeres Negermerkmal als die Farbe oder das Skelett. Der Begriff „wollig“ in seiner Anwendung auf den Haarwuchs dieser eigentlichen „Wollhaarigen“ ist bereits bei Besprechung der Buschmänner und Hottentotten enger zu begrenzen versucht worden (s. Band I, S. 663, 680 u. 696). Den Schädel bedeckt der Haarwuchs in Gestalt eines dichten Polsters, das bei vielen, z. B. bei den Südkaffern, noch durch sehr häufiges und gleichmäßiges Rundscheren der ganzen Perücke verdichtet wird. Inselförmig oder gruppenförmig zerstreut stehende Haare (vgl. Abbildung, S. 6) finden sich bei Negern aller Art, auch selbst bei Nubiern. Mähnenartiger Haarwuchs ist bei solcher Beschaffenheit des Haares nicht möglich, aber das

Kurzwollige ist nicht der natürliche Zustand. Man findet in Innerafrika „Zottellockige“ genug, und das üppige Vlies gibt Anregung zu den mannigfaltigsten Frisuren. Der Bartwuchs ist eher schwach als stark, der Backenbart ist nur in vereinzelten Büscheln vertreten, der Schnurrbart erscheint gewöhnlich nur an den Mundwinkeln. Nach Falkenstein hat nur ein Dritteil der Loangomänner Bartwuchs. Kopfhaar und Bart werden in späten Jahren grau, aber niemals so vollständig wie bei Europäern. Man sieht nicht oft weißköpfige Neger. Kahlköpfigkeit kommt wenig vor, aber Geschorensein bis zur Kahlheit ist als Mittel gegen Ungeziefer beliebt.

Die mittlere Körpergröße der Neger ist vorzüglich bei den Südkaffern übertrieben worden, da sie bei diesen öfter über Mittelhöhe liegt. Die erste größere Reihe von wissenschaftlichen Messungen durch G. Fritsch ergab die mittlere Zahl von 172 cm. Falkenstein maß bei den Loangonegern 165—168, bei den Loangonegerinnen 150—160 cm. 168 cm gewann eine amerikanische Sanitätskommission durch Messung von 2020 normalen, reinen Negern. Der Neger ist also einer der höher gewachsenen Menschen, der in Afrika nur vom Kabylen übertroffen wird. Einzelne Geschlechter, vielleicht auch einzelne bevorzugte Stämme, überragen beträchtlich diese Höhe; so erreichten sechs erwachsene Männer der Häuptlingsfamilie der Gaika nach G. Fritsch die Durchschnittshöhe von 183 cm. Daß die Neger durch den steileren Abfall der Wände des Brustkorbes und das geringere Hervortreten der Hüften auffallend schlank sind, läßt sie leichter hoch gewachsen erscheinen. Der Kopf ist im allgemeinen höher, der Hals dicker, Brust- und Beckenbreite geringer als bei Europäern, und zwar bei beiden Geschlechtern, so daß, von hinten gesehen, Männer und Frauen oft schwer zu unterscheiden sind. Die Muskulatur ist schwächer als bei normal entwickelten Europäern, was vorzüglich auch von den Unterschenkeln gilt; und das mittlere Gewicht des Negers ist beträchtlich geringer. Das starke Hervortreten des Bauches ist nicht bloß eine Folge der allerdings oft sehr weit gehenden Überladung, sondern auch der Vorneigung des Beckens und der damit zusammenhängenden Einkrümmung der Lendenwirbelsäule. Bérenger-Féraud hebt von den Djoloffen Senegambiens die merkwürdige Leichtigkeit hervor, womit sie in gebückter Stellung arbeiten, Dinge vom Boden aufheben 2c., und findet, daß die schiefe Stellung des Beckens besonders bei den Frauen diese Fähigkeit begünstige. Die vielbesprochene monströse Fettansammlung, die als Fettsteiß zu einem unterscheidenden Merkmal der Hottentotten gestempelt wird (s. Band I, S. 681), fehlt auch den Negern nicht ganz. Wir erinnern an Schweinfurths plastische Schilderung: „Jener imposante Körperteil, für dessen hypertrophe Entwickelung der technische Ausdruck ‚Steatopyga‘ ersonnen wurde, sticht bei den Bongofrauen so gewaltig von der übrigen Gestalt des Leibes ab, daß in Verbindung mit dem langen Bastschweif die Silhouette eines gravitätisch einherschreitenden fetten Bongoweibes in hohem Grade an die Gestalt eines tanzenden Pavians erinnert.“ Die Hände sind schlank, die Finger nach vorn verjüngt, die Nägel schmal, die ganze Form nicht selten edel. Auch die Füße sind schmal, aber durch die Spornferse entstellt. Plattfuß ist kaum häufiger als bei uns.


Bella, ein Betschuanenmädchen, Holubs Dienerin. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 5.

Der Schädel, der natürlich auch hier die charakteristischsten, am meisten in die Augen springenden und bei seiner Funktion als Hirnschale zugleich folgenreichsten Besonderheiten zeigt,

ist im Gegensatz zu den anderen Knochen massig gebaut, von auffallender Länge bei bemerkenswerter Höhe. Die größte Breite liegt hinten, daher bei der Oberansicht eine nach vorn sich zuspitzende Eiform. Die Stirn ist oft ganz gut gewölbt, aber mehr zurückfallend; dadurch wird die breite, schöne Denkerstirn unmöglich. Dagegen treten die Gesichtsknochen stark hervor, besonders der Zahnfortsatz der Kiefer; so beträgt der Gesichtswinkel durchschnittlich nur $^3/_4$ eines rechten, und bei weiblichen Schädeln noch weniger. Die starke Entwickelung der Kauwerkzeuge wird vervollständigt durch starke, elfenbeinartig dichte Zähne. Charakteristisch für den Gesichtsteil ist dann noch die Breite der Nasenöffnung, die Flachheit der Nasenbeine und der Nase und die stärkere Entwickelung der Lippen und Ohren. Die Rolle, die die Lippen und Ohren im Schmucke der Neger spielen, hat daher ihren anatomischen Grund. Ebenso darf man sagen, daß sich die ungemein mannigfaltigen Frisuren nur in diesem prächtigen Material der vliesartigen Wollköpfe und die allen Negern gemeinsame Sitte des Salbens und Malens des Körpers nur auf der vorteilhaften Unterlage der dunkeln Haut zu solcher Allgemeinheit entwickeln konnten.



Negertypus. (Nach einer Handzeichnung von Rugendas in der Königl. Kupferstichsammlung zu München.)

Der allgemeine Eindruck männlicher Neger ist im ganzen weder der einer strotzenden, der Zivilisation überlegenen Kraft, noch eines von Kunst und Zucht unverdorbenen vollen Ebenmaßes (s. Abbildung, S. 10). Der ästhetische Gesamteindruck kommt beim Mann dem des Europäers wohl nahezu gleich; ja Buchner bezeichnet den Neger als an Wohlgestalt des Mannes uns entschieden überlegen. Nicht ganz das Gleiche gilt von den Frauen, bei denen die Stellung des schwächeren und daher unterdrückten Geschlechts mit in Rechnung zu ziehen ist, sowie der von ihrer frühen Entwickelung untrennbare frühe Verfall, der oft schon bei Zwanzigjährigen greisenhafte Züge erzeugt.

Es ist wahr, daß die in der Negerphysiognomie vorwaltenden Elemente dem Ausdruck hoher Intelligenz nicht günstig sind. Aber wenn auch die Seele des Negers selten zu hohem Fluge befähigt ist, so ist sie doch auch hier mächtig genug, die Züge des Gesichts zu beherrschen; und es fehlt ebensowenig das, was man vergeistigtes Gesicht nennt, wie der „seelenvolle Ausdruck", der besonders bei Weibern nicht gar so selten gefunden wird. Mit großem Recht hat Schweinfurth jenen Herderschen Begriff „edelgebildeter" Völker gerade auf manche Negerstämme angewandt. Und er rechnet die Schilluk zu den edleren Rassen Zentralafrikas, dieses von

oberflächlichen Beobachtern den Affen verglichene Volk. Die Urteile deutscher Forscher klingen überhaupt seit Jahren immer maßvoller. „Freilich wird der Europäer“, sagt Falkenstein, „in Europa selbst stets an der eingesunkenen Nase, den vorstehenden Backenknochen und den vollen, aufgeworfenen, doch selten wulstigen Lippen Anstoß nehmen; befindet er sich aber längere Zeit mitten unter ihnen, so bewirken die für die Umgebung vorteilhafte dunkle Schattierung der Haut und die anmutende Leichtigkeit der durch kein Übermaß der Kleidung begrenzten Bewegung, die elastische Frische der Jugend, die natürliche Naivität des reiferen Alters, daß er der Rasse als solcher Gerechtigkeit widerfahren läßt. Es liegt in ihrem Wesen, ihrem Charakter, ihrer Verkehrs- und Ausdrucksweise etwas Urwüchsiges, Natürliches, das uns notwendig mit ihnen befreundet.“

Es trägt dazu bei, der Negerphysiognomie das Fremde zu nehmen, sie unseren gewohnten Vorstellungen näher zu bringen, daß in vielen ihrer Ausprägungen eine Annäherung an den semitischen Typus unzweifelhaft hervortritt, die man oft geradezu Judenähnlichkeit nennen kann. Die Behauptung kann begründet werden, daß im semitischen Typus des Juden, Arabers, Syrers 2c. auch ein Mulattentypus steckt. Wenn die Judenähnlichkeit speziell der Kaffern häufig übertrieben wird, so kann dies nicht abhalten, einen Kern von Wahrheit darin festzuhalten.

Wenn der kranke Mensch nur ein gestörtes Verhältnis der für den gesunden bezeichnenden Eigenschaften aufweist, so sind die Krankheiten der Neger ein Beweis mehr für die große innere Übereinstimmung ihrer Natur mit der allgemeinen Menschennatur. Sie leiden an Krankheiten ebensosehr wie die Europäer; und wenn ihre Konstitution eine weniger durch Kultur-, besonders Kopfarbeit geschwächte ist, so besitzen sie anderseits auch weniger Schutzmittel. Drei Ärzte, die in neuerer Zeit über Afrika genaue Berichte veröffentlichten, Buchner, Falkenstein, Felkin, stimmen hierin überein. Besonders wird die Immunität gegen Fieber als Fabel bezeichnet. Buchner nennt die Fieber ganz ausdrücklich unter den Leiden, wovon sie befallen werden, und die Mulatten sollen der Malaria in höherem Grade unterworfen sein. Die Krankheiten der Waganda bilden nach Felkin eine furchtbare Reihe, worin die meisten den europäischen Ärzten bekannten Übel vorkommen. Die Blattern sind eins der schlimmsten; sie fordern Tausende von Opfern. Sie treten sehr bösartig auf und raffen den weitaus größten Teil der Befallenen hinweg; deshalb sieht man wenig Blatternarbige. Syphilis heilt, wie in allen heißen Ländern, leicht. Oft wird sie mit Skorbut verwechselt. Felkin nennt weiter Wassersucht, Rheumatismus, Fieber, Bronchitis, Augenentzündung, Cholera und Aussatz. Nach Buchner kommen alle drei Formen des Aussatzes in Westafrika vor. Auch der Elefantiasis ist der Neger unterworfen. Eine besondere Hautkrankheit ist die Kifussa Westafrikas, die in einer Menge blaugrauer Pocken unter der Epidermis besteht; eine seltsame Schlafsucht befällt den Neger, die nach monatelanger beständiger Schläfrigkeit zum Tode führt. Ziemlich viele leiden an temporärem Wahnsinn, der gewöhnlich drei oder vier Tage anhält; doch werden die davon Befallenen nicht tobsüchtig. Selbstmord ist fast unbekannt. Viele, besonders Frauen und Mädchen, leiden an Epilepsie.

Man sieht oft Leute mit weißen Flecken an Gesicht, Händen und Beinen (s. Abbildung, S. 9); Albinos sind fast in jedem Stamme beobachtet worden. In Uganda, meinte Felkin, seien sie häufiger zu sehen als in irgend einem anderen Stamme, den er besuchte. Ihr Haar ist strohfarben, ihre rauhe, derbe Haut rötlichweiß und ihr Auge sehr empfindlich gegen das Licht. Vorzüglich an den Höfen sieht man auch andere Mißbildungen, besonders Zwerge, die als Hofnarren allerhand Possen treiben dürfen, verzogen und ertragen werden und oft in den Besitz großer Herden oder sonstiger Reichtümer gelangen. Wie oft wurde die Neugier unserer nach Zwergvölkern suchenden Forschungsreisenden durch diese Krüppel gespannt und enttäuscht! Übrigens sind die Mißbildungen aus dem für alle Naturvölker gültigen Grunde des frühzeitigen Hinsterbens oder der Tötung gleich nach der Geburt im ganzen selten. Nur in den vom Islam

mit verhältnismäßig humaneren Ideen durchtränkten Sudanländern kann eine Schilderung zutreffen, wie sie Massari von Kano im Haussaland entwirft: „Die Zahl der Blinden und Lahmen ist hier ungeheuer groß; morgens sieht man ganze Reihen solcher Armen nach dem Markte betteln gehen, und selten schreitet ein Einwohner von Kano an einem dieser Unglücklichen vorüber, ohne ihm eine kleine Muschel zu schenken."

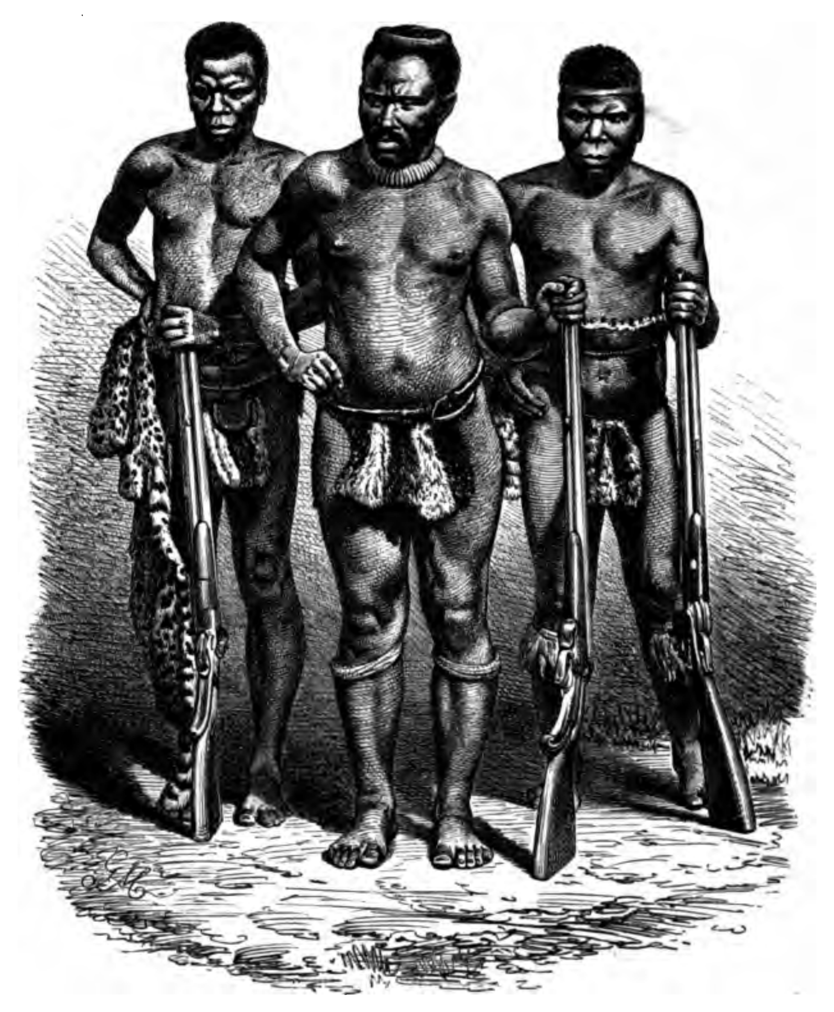


Ein scheckiger Neger von der Loangoküste. (Nach Photographie im Besitz von Prof. Dr. Pechuel-Loesche.) Vgl. Text, S. 8.

Eine gewisse Unverdorbenheit macht sich besonders in den weniger gebrauchten und verbrauchten Sinnes- und Geistesorganen geltend. Dahin gehört es, wenn Schweinfurth den Negern im allgemeinen ein schärferes Gesicht zuschreibt als den Arabern und Nubiern. Auch Emin Pascha bewundert die Sehkraft seiner schwarzen Begleiter. Hier sind auch der wundervoll entwickelte Ortssinn und die Geschicklichkeit im Auffinden des Wassers zu nennen. Dagegen sind sie auch da, wo sie eine starke Jagdpassion beherrscht, fast in der Regel schlechte Schützen. Eine gewisse Frische ist auch ihrer Seele eigen, wie sie sich in dem naiven, uns unreif erscheinenden Enthusiasmus äußert, womit sich die Neger in den Vereinigten Staaten dem Christentum in extremen Sektenformen angeschlossen haben. Man muß abwarten, was sich aus diesen bis jetzt brach gelegenen Gaben entwickeln wird; heute erscheint uns der Neger freilich als unzivilisiert, das bedeutet aber nicht entwickelungsunfähig, sondern unentwickelt.

Die „im Naturzustand" trägen Neger haben sich unter dem Druck der Verhältnisse zu großer körperlicher Leistungsfähigkeit entwickelt und zeigen damit, was die Erziehung zu leisten im stande ist. Nur bei aristokratischen, sklavenreichen Negervölkern ist die Arbeit an und für sich bei den Besitzenden verpönt. Die meisten arbeiten für sich und die Ihrigen so viel, wie nötig ist. Daß sie nicht immer gern für Fremde arbeiten, hat gewöhnlich andere Gründe als nur Trägheit; das geht aus der Form hervor, wie sie diese Arbeit leisten. Sie wollen in der Gebundenheit frei bleiben. Nur wenige Kaffern verdingen sich, wenn die Armut sie zwingt, als Arbeiter zu den Weißen und suchen sich selbst in dieser Stellung möglichst frei zu erhalten. Im Oranjefreistaat pflegen sie in ihren eignen Kralen in der Nähe der Ansiedelungen der Weißen zu wohnen, kommen am Tage herein, um gegen mäßigen Lohn ihren Verrichtungen obzuliegen, und kehren am Abend in ihre Hütten zurück. Der Lohn wird aufgespart, bis er zum Ankauf von etwas Vieh hinreicht, und wenn sich dann der Besitz mehrt, kann sich der Kaffer endlich zum

Ankauf eines Weibes aufschwingen. Damit hat er in der Regel das letzte Ziel seiner Wünsche erreicht und kehrt ins Innere zurück, indem er es hinfort verschmäht, für den weißen Mann zu arbeiten. Die Träger auf einer begangenen Handelsstraße, wie Bagamoyo-Udschidschi, zeigen zur Genüge, daß Arbeitslust und Arbeitsfähigkeit vorhanden sind. Wenn der passive, herdenhütende Betschuane den energischen, unermüdlichen Europäern den Namen „langes Herz" beilegt, wahr-



Sulukrieger. (Nach Photographie) Vgl. Text, S. 7.

scheinlich, weil ihm die Dauer ihrer Thatkraft imponiert, so leisten die Wanyamwesi als Träger Dinge, die umgekehrt dem Europäer Bewunderung einflößen. Kraft und Ausdauer, beide sind bei ihnen über das normale Negermaß hinaus durch Erziehung entwickelt. Von dem Gewicht der Lasten, die sie tragen, haben diese Wanyamwesiträger Schwielen auf den Schultern. Livingstone sah in Moero einen Mann, der fünf Frasilah (1 Frasilah = 12½ kg) Elfenbein von hier bis zur Küste getragen hatte. Die Negersoldaten, die in der ägyptischen Äquatorialprovinz auch den Postverkehr besorgten, verrichteten große Thaten von Schnelligkeit. „Als ich einmal Extrapost absandte", erzählt Felkin, „machten sie 285 km in 4½ Tagen, obgleich der Weg teilweise sehr schlecht war."

Es hat sich als allgemeine Regel besonders in Amerika bewährt, daß die Neger weniger leistungsfähig zu stetiger, ununterbrochener Arbeit, daß sie uns dagegen in Leistungen überlegen sind, die Geschwindigkeit und stürmischen Kraftaufwand erheischen. Ein Mississippiboot mit schwarzen Matrosen wird dreimal schneller sein Brennholz verladen als eins mit weißen; aber weiße Arbeiter von derselben Intelligenz und demselben Antrieb werden doppelt so viel Holz hauen, doppelt soviel Pfähle spalten, auch mehr Mais im Tage behacken als schwarze. Was man indessen auf den Plantagen von Cuba und Louisiana auch an nachhaltiger Arbeit den schwarzen Sklaven zumutete, übersteigt weit das Maß dessen, was ein europäischer Arbeiter auszuführen im stande ist. Wochenlang 12—14stündige harte Feldarbeit unter heißer Sonne und bei gebückter Stellung war zur Erntezeit Regel und wurde aus Furcht vor der Peitsche geleistet. Die Neger sind aber auch als freie Arbeiter in Amerika Anforderungen gewachsen, die keine andere Rasse übernähme. Die Panama-Eisenbahn ist wesentlich ihr Werk, und so wird es einst der mittelamerikanische Kanal sein. Auch in den süd- und westafrikanischen und arabischen Hafenplätzen sind Neger (Fingu, Mosambikneger, Suaheli, Kru- und Veistämme) die leistungsfähigsten Lastträger.

Hierher gehört auch die größere Widerstandskraft gegen den den Naturvölkern sonst so gefährlichen Branntwein. G. Fritsch erzählt von dem Kafferfürsten Sandili und seinem Gefolge: „Sie tranken den stärksten Brandy wie leichtes Bier aus Wassergläsern, zuweilen bis zu drei Flaschen an einem Tage, ohne wesentlich davon gestört zu werden, während sich der schädliche Einfluß des unmäßigen Alkoholgenusses so deutlich an dem schwachen Geschlecht der Hottentotten herausstellt." Mag sein, daß hier eine angeborene Schwerfälligkeit und Trägheit der Seele ins Spiel kommt, die der „Peitsche" des Narkotikums bedarf, während jene „verfeinernden Kultureinflüsse" bei ihnen fehlen, unter deren Herrschaft unser Nervensystem steht. Man muß mit groben Nerven auch bei der psychologischen Beurteilung der Neger rechnen. Felkin sagt aus seiner ärztlichen Praxis: „Die Schuli sind merkwürdig hart gegen Schmerzen, ich glaube, sie empfinden sie wirklich nicht so lebhaft wie wir Europäer; oft lachten und scherzten sie, während schmerzvolle Operationen an ihnen vorgenommen wurden." Es mag also auch darin ein Kultur- und vielleicht sogar ein Rassenunterschied liegen, daß die Wirkung jenes kosmopolitischen Stimulans schon in einem früheren Stadium zu beginnen hat. Nicht um die in oder nach einer Arbeit ermüdeten Kräfte zu stärken, sondern um die Kräfte überhaupt wachzurufen, wird Branntwein genossen. Vielen Negern ist der Branntwein bereits unentbehrlich geworden, und manche Europäer halten ihn als Arbeitsanreger sogar für entschieden nützlich.

Die Sklaverei ist eine Hölle und doch eine Schule der Arbeit für die Neger gewesen. Wie viele Übel auch die Anwesenheit von 8 Millionen Negern in den Vereinigten Staaten im Gefolge hat und unzweifelhaft in größerem Maße für kommende Zeiten birgt: zu dem Ergebnis sind alle unbefangenen Beobachter gelangt, daß die wirtschaftliche Lage der zum Teil von über 50 Prozent früherer Sklaven bewohnten Südstaaten durch die Aufhebung der Sklaverei in geringerem Maße beeinträchtigt worden sei, als man gefürchtet hatte. Die Neger haben die Arbeit, die sie gelernt haben, nicht ganz verlernt. Auf den Zuckerpflanzungen von Britisch-Guayana arbeiten Afrikaner, Ostindier und Chinesen unter den bekannten Kuliverträgen. Auf dem Felde leistet der Neger dort doppelt soviel als der Indier, den er wegen seiner Schwäche verachtet. Der Chinese ist intelligenter; aber er läßt die Feldarbeit liegen, sobald er nur kann, um lohnendere und bequemere Arbeit zu suchen. Wenn der Neger nicht zur Arbeit angetrieben wird, leistet er weniger als die beiden anderen, und bei vollkommener Freiheit hat er das größte Talent zum Bummler und Vagabunden. In Afrika ist der Neger ein ganz vortrefflicher Grobschmied, Bildschnitzer und Lederarbeiter, und zwar mit Neigung und Eifer. Hier macht er nicht auf alle Beobachter den Eindruck der Trägheit. Die Ansicht, daß sich die Schwarzen die Früchte

der gütigen Natur in den Mund hineinwachsen lassen, ist durchaus nicht richtig. Besonders an der Küste hat der Handel schon den Begriff des Notwendigsten bei den Eingeborenen erweitert und ihnen damit den Sporn zu vermehrter Thätigkeit gegeben; sie bauen mehr Maniok, Mais und Bataten, als sie für ihren eignen Lebensunterhalt brauchen, um mit dem Überschuß früher nicht gekannte Genußmittel von den Weißen einzuhandeln. In den 35—40 Morgen großen Maniokfeldern des Muata Jamvo mußte Pogge, der kundige Landwirt, die Negerarbeit bewundern und nicht minder in den weiten Rodungen der Kioko.

Ähnliches lehrt der Aufschwung des Bergbaues in Südafrika. Ein Schilderer der Namakupferminen sagt von den Kaffern, Fingu, Mantati und Damara: „Einige arbeiten gut, andere schlecht, einige gehen besser mit der Schaufel, andere mit der Picke um ꝛc. Sie betrinken



Christliche Hlambekaffern. (Nach Photographie im Besitz des Missionsdirektors Dr. Wangemann in Berlin.)

sich, wenn sie Zeit haben, und noch ein gutes Teil öfter und verdienen sich gern noch ein paar Groschen außer der Arbeit, für die sie gemietet sind.“ Wie gut oder schlecht sie sich zur Arbeit anstellen mögen, eins beweist ihren Wunsch dazu: die weiten Strecken, die sie herkommen, um in harter Arbeit ein elendes Leben zu führen. Man weiß, wie mächtig die Diamantminen auf die Hebung des Wohlstandes der Eingeborenen Südafrikas eingewirkt haben. Haben doch allein die Basuto im Jahre 1874 dahin auf eignen Wagen für $4^{1}/_{2}$ Millionen Mark Mais und Hirse ausgeführt! Daß die dortigen schwarzen Arbeiter der Basuto, Batlapinen ꝛc. ihren sauern Lohn in Flinten statt anderswie anlegten, konnte man ihnen kaum verübeln, wie bedenklich es auch die dortigen Weißen stimmen mochte. Die Hauptsache ist, daß hier Neger freiwillig arbeiten, was eben sonst geleugnet wurde.

Viel, übermäßig viel ist über den Charakter der Neger gesagt worden, aber selten ist ein Gegenstand mit so geringem Nutzen besprochen worden. Die Schwierigkeit der Völkerbeurteilung wächst, wo man die Völker entweder nur in dem abnormen Zustande der Sklaverei genauer beobachten konnte, oder unter Verhältnissen, die mit den unsrigen nicht verglichen werden können. Die Sklaverei erstickte mit dem Selbst- und Verantwortlichkeitsgefühl eine ganze Menge von Keimen besserer Entwickelungen, während in der afrikanischen Heimat die Berührung mit

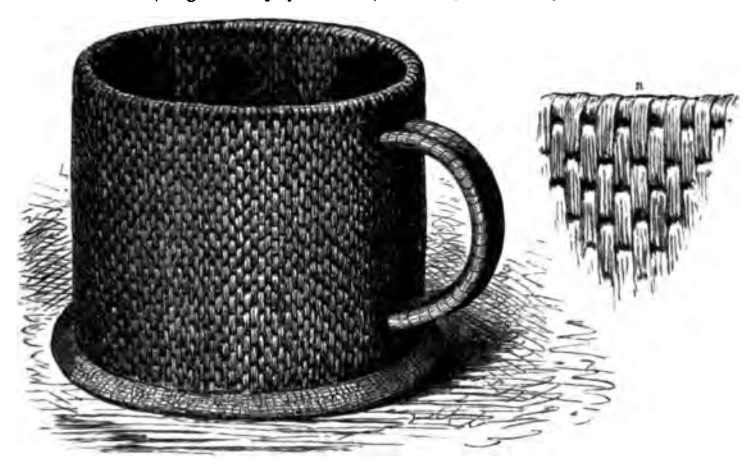
höheren Vorstellungskreisen fehlte. Der Beurteiler sollte zu dieser Ungunst der Thatsachen nicht auch noch die Ungunst seines Vorurteils fügen. Die besten Beurteiler der Neger haben sich deshalb stets der Vorsicht beflissen. So erklärt vor allen Livingstone ganz offen: „Manchmal üben sie ganz bemerkenswert gute Thaten aus und manchmal ebenso auffallend das Gegenteil. Nach langer Beobachtung kam ich zu dem Schlusse, daß sie eine ebenso merkwürdige Mischung von gut und böse sind wie alle Menschen. Es ist unter ihnen keine Neigung zu jenem beständigen Strome von Wohlwollen, der von dem Reichen zu dem Armen fließt, wie bei uns, noch von jenen ungesuchten Aufmerksamkeiten, wie wir sie selbst bei unseren Armen untereinander finden. Doch sahen wir häufig Beispiele von wahrer Güte und Freigebigkeit so gut wie Thaten von ganz entgegengesetztem Charakter. Die Reichen zeigen aber dem Armen Wohlwollen vorzüglich in Erwartung von Dienstleistungen; und ein Armer, der keine Angehörigen hat, wird im Krankheitsfalle oft kaum mit Wasser versehen, und wenn er stirbt, wird er, anstatt begraben zu werden, hinausgeschleppt, um von den Hyänen verzehrt zu werden." Das viel ungünstigere Urteil eines Pogge, der sagt: „Der Neger ist feig, faul, unzuverlässig, lügenhaft, liederlich, leichtsinnig, schlau und abergläubisch; er lügt, stiehlt und betrügt, wo er nur immer kann. Er lebt nur für die Gegenwart und denkt nicht an die Zukunft", ist ein Urteil nicht über den Neger im ganzen, sondern über den Küstenneger von Angola. Wir wissen, daß in Afrika selbst die Völker sehr große Unterschiede untereinander machen. Die Bateke im äquatorialen Westen, die Maviti in der Nyassaregion können ihren Ruf der Bosheit nur unter Völkern erworben haben, die besser sind als sie selber. Es wird bei



Ein Harfenspieler der Sandeh (Nyam-Nyam). (Nach Photographie von Richard Buchta.) Vgl. Text, S. 15.

solcher Vielartigkeit der Charaktereigenschaften besser sein, einzelnes scharf ins Auge zu fassen, dessen besondere Umstände ebenfalls der Beurteilung zugänglich sind.

Ein kindlicher Zug geht durch den Charakter der Neger und zeigt sich vor allem in der Zwanglosigkeit der Äußerungen, die wir gewohnt sind, streng zu kontrollieren. Daher treten tiefwurzelnde Fehler bei ihnen unbefangen zu Tage. Zuerst gehört hierzu das Mutterlaster des Lügens. Lüge gilt ihnen kaum für einen Fehler. Zwar wird von einigen Völkern, wie den Madi des oberen Nil, gerade die Wahrhaftigkeit gerühmt; aber die Wahrheit an und für sich wird nicht sonderlich hochgehalten. Wer glaubhaft zu lügen versteht, gilt sogar für einen aufgeweckten Gesellen und wird bewundert. Der Sinn für den Unterschied zwischen Mein und Dein schwankt oft ganz bedeutend. Allein von einer Diebischkeit, wie sie die Polynesier den ersten europäischen Besuchern gegenüber bewiesen, ist hier doch keine Rede. Es gibt sehr ehrliche Negerstämme. Von den Wasongara erzählt Wilson: „Jeden Tag kamen sie in Scharen, sahen uns bei der Arbeit zu und sprachen ihre Verwunderung über unsere Werkzeuge aus. In unserem Zelt lagen Kupferdrähte, Nägel und andere Dinge, die die Begehrlichkeit eines Negers reizen; allein, zur Ehre unserer Gastfreunde sei es gesagt, nie wurde uns etwas davon gestohlen.“ Habgier ist ein Hauptlaster der Neger. Die herdenreichen Kaffern bringen es nicht über sich, ein Rind zu schlachten. Nach einem Besuch bei zwei pockenkranken Adumakindern, die Ballay schon mehrere Tage hindurch gepflegt hatte, bat er die Mutter um ein wenig Wasser zum Waschen seiner Hände. „Was willst du mir dafür bezahlen?“ lautete die Antwort. Das menschliche Leben wird sehr gering geachtet, Mordthaten sind nicht selten. Aber im allgemeinen gewinnt man den Eindruck, daß mehr Grausamkeit und Rechtlosigkeit bei in der Kultur etwas höher stehenden Völkern Afrikas (wie Abessiniern, Nubiern, Galla) zu finden ist als bei den Negern selbst. Menschenopfer zu religiösen und politisch-religiösen Zwecken kommen bei den Negern vor. Ein Teil von ihnen frißt seine Mitmenschen.



Ein geflochtenes Trinkgeschirr aus Westafrika, mit Harz ausgepicht. 1/3 wirkl. Größe. a) Teil des Geflechts, wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 15 unten.

Es ist richtig, wenn man gesagt hat, daß auch bei den Negern selbst die Sittlichkeit im umgekehrten Verhältnis zu der Vollständigkeit der Kleidung zu stehen scheine, so daß die nackt gehenden Stämme, solange sie von fremdem Einfluß unberührt bleiben, die sittlich reineren, die bestgekleideten hingegen die sittenlosesten sind. Wo die Vielweiberei herrscht, die unmittelbar vom Wohlstand und der gesteigerten Kultur abhängt, steht die Frau natürlich auf einer niederen Stufe und wird eigentlich nur als Besitztum betrachtet; je mehr Weiber ein Mann hat, desto reicher ist er, um so mehr Grundstücke kann er bebauen. In solchen Ländern sind die Frauen, wie bei uns das Geld, sehr ungleich verteilt. Es ist, abgesehen von solchen sozialen Mißverhältnissen, sicher, daß dem Neger eine starke Neigung zu Sinnlichkeit innewohnt; und die verschiedensten Reisenden berichten uns von großen geschlechtlichen Ausschweifungen bei Negervölkern. Dagegen sind

unnatürliche Laster angeblich erst durch Fremde verbreitet worden. Die Zahl der Stämme, die Unkeuschheit, Ehebruch 2c. hart bestrafen, ist klein.

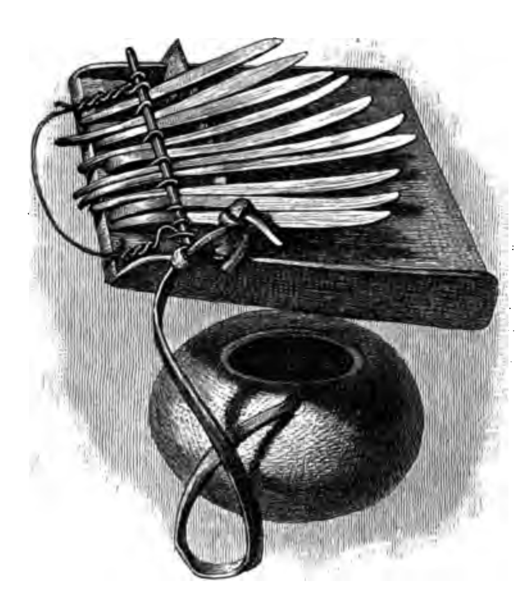
Oberflächlichkeit, Leichtbeweglichkeit ist bei den Negern eine Ursache vieler Fehler und Tugenden. Sie haben im Vergleich mit den Weißen, wie sich in Nordamerika leicht erkennen läßt, mehr Eitelkeit, Gefallsucht, einen demonstrativeren, dramatischeren Charakter, größere Erregbarkeit, damit zusammenhängend weniger scharfen oder exakten Verstand und eine sinnliche, aber rohere Natur. Sie haben ein wahres Vergnügen an grell voneinander abstechenden Farben und an ebenso greller Musik, für deren Ausübung sie von Natur begabt sind (s. Abbildung, S. 13). Eine nicht niederzudrückende Heiterkeit, die solcher Anlage entspringt, erklärt manches in der Zähigkeit, womit Neger die härtesten Schicksale ertrugen. Livingstone sagt von einer Sklavenkarawane: „Die Neger können kein Lachen halten. Passiert irgend eine Kleinigkeit auf dem Marsch, streift z. B. ein Ast die Last eines Trägers ab, oder wird etwas verschüttet, so schlagen alle, die es sehen, ein Gelächter auf; setzt sich einer ermüdet zur Seite, so begrüßt ihn aus jedem Munde dasselbe Gelächter.“ So haben sie auch das Joch der Sklaverei getragen und sind dabei heiter geblieben; und diese Kinderanlage mußte sogar ein Motiv abgeben, um zu beweisen, daß die Natur sie zu Sklaven geschaffen habe. Daß es nicht an einzelnen tieferen, ernsteren Naturen fehlt, hat die Geschichte der befreiten Neger bewiesen. Sie sind großer Zuneigung fähig. Wenn man sie als Sklaven richtig behandelte, zeigten sie rührende Anhänglichkeit an ihre Herren.



Ein Hut, aus Haaren geflochten; Kaffernarbeit. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/5 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 15 unten.

Wir werden auf die geistige Begabung der Neger noch oft bei der Betrachtung einzelner geistiger Äußerungen zu sprechen kommen; doch kann hier von vornherein hervorgehoben werden, daß auch ihr Geist durch die Geschicke, die ihnen als Rasse und Völkern beschieden waren, nicht zu voller Entfaltung kommen konnte. In dieser Hinsicht wird die Zukunft noch vieles lehren. Die Thatsache darf man aber schon heute aussprechen, daß die Neger im ganzen durchaus nicht gering begabt sind und zu einer noch höheren Stufe heranzubilden sein werden. Man kann um so mehr von ihnen erwarten, als man nicht zu befürchten hat, sie könnten vom Erdboden „wegzivilisiert“ werden, wie es verschiedenen anderen Stämmen ergangen ist. Die Kultur, das lehrt Amerika mit seinen Millionen freier Neger, ist ihnen nicht schädlich. Sie haben auch in Afrika alle Laster und die meisten Krankheiten Europas und müssen eine ungeheure Lebenskraft besitzen, um den steten Verlust an Menschen, der aus diesen Ursachen, aus dem Sklavenhandel und den ewigen Kriegen entsteht, überdauern zu können. Daß in Nordamerika trotz vieler Schwierigkeiten ihre Zahl rascher zunimmt als die der wohlhabendsten weißen Bevölkerung des Landes, gibt zu denken. Schon heute lehrt die verschiedene Höhenstufe ihrer Kultur eine Förderung durch gewisse Einflüsse, die ihnen im Sudan, in der Obernilregion, aus nicht immer bekannten Quellen zugeflossen sind, auf der einen und eine Hemmung durch Isolation, durch den Mangel an Reibung mit Fortgeschritteneren auf der anderen Seite. Hervorragend ist in ihrer geistigen Begabung das Nachahmungstalent. Es ist dies wichtig für die Beurteilung sowohl ihres heutigen Kulturzustandes als auch ihrer ferneren Entwickelung. Sie sind gelehrig in hohem Grade. Fast alle Beobachter stimmen darin überein, daß sie mit merkwürdiger Geschick-

lichkeit europäische Erzeugnisse nachmachen (s. Abbildungen, S. 14 u. 15). Sie eignen sich schnell fremde Sprachen an. Auch lesen lernen sie in kurzer Zeit. Viele Große in Uganda sprechen Kiganda, Kisuaheli und Arabisch. Die Basuto lernten mit erstaunlicher Geschwindigkeit ihre eigne Sprache in römischen Lettern lesen. Einer der Missionare der Church Missionary Society bildete in Rubaga eine Singklasse, worin die ganz rohen Schüler unterrichtet wurden, und nach zwei oder drei Monaten waren sie schon so weit, daß sie eine einfache Melodie vom Blatt singen konnten. In dieser Gelehrigkeit gibt es nun große Unterschiede. Welcher Gegensatz zwischen den beweglichen Baluba, die „sich anschickten, in überstürzender Hast die Träger und Förderer der europäischen Zivilisation in Afrika zu werden" (Ludwig Wolf) und den zäh am Alten hängenden und sich abschließenden Bakuba!



Ein Musikinstrument (Simba) der Kaffern. (Museum für Völkerkunde, Berlin.)

Diese Aufgewecktheit, die den Trieb empfindet, sich auf den verschiedensten Wegen und durch die mannigfaltigsten Mittel mitzuteilen, prägt sich auch in einer großen Menge von Sprichwörtern, Fabeln und Rätseln aus. Der Neger zeigt sich hier tiefer und feiner, als so mancher von seinen Beurteilern weiß oder nur zugeben möchte. Er trägt sie als einen Schatz von wertvollen Lebenserfahrungen, von scharf gemünzter Weisheit im Gedächtnis, erzählt und wiederholt sie den Seinigen an den Abenden, wo sie im traulichen Kreise um das Feuer hocken. Hier einige Beispiele von eweischen Sprichwörtern: „Eine schöne Stadt ist nicht stark. Wasser und Feuer sind nicht beisammen. Die Krabbe wandelt sich nicht zum Vogel. Die eigne Hand täuscht niemand. Leere Hand geht nicht zu Markte. Die Baumfrucht fällt unter den Baum. Eine (schlechte) Palmnuß verdirbt alle Palmnüsse. Der Hahn kräht nicht in der Einöde. Krokodilkind stirbt nicht den Wassertod. Zwei Könige sitzen nicht in Einer Stadt. Ein Mensch dient nicht zwei Menschen. Kleid ist Mensch. Geld ist Mensch. Der Wanderer ein Strom." Hier auch einige Sprichwörter von den Tschi (Goldküste): „Bäume, die nahe bei einander stehen, reiben einander. Wenn zwei Haken in einem Gefäß liegen, schlagen sie aneinander an. Das Wort ist etwas für sich; die Weisheit ist etwas für sich. Wer einen Menschen nur einmal gesehen hat, sagt nicht zu ihm: ‚Du bist mager'. Niemand steigt vom Bett herab und schläft auf dem Boden. Wenn jemand sagt, du seiest sein Sklave, so hat er dich bereits im Besitz. Man hat zwei Ohren, aber man hört nicht zwei Worte auf einmal. Wenn Mund und Mund miteinander spielen, kommt Uneinigkeit; wenn aber Fuß und Fuß spielen, kommt sie nicht. Man sagt Eins, ehe man Zwei sagt. Sobald ein Trunkenbold Ohrfeigen austeilt, fällt er. Wenn du nicht schläfst, so träumst du nicht. Auch das Messer in der Scheide erregt Entsetzen. Nicht alle Menschen wissen, daß sie, wenn der Regen fällt, ins Haus gehen sollen. Gold ist schärfer als ein Buschmesser. Ein Doktor kann nicht die Medizin für einen Kranken trinken. Die Schlange gleicht einem Strick, und doch nimmt man sie nicht, um Sachen damit zusammenzubinden. Da, wo Zank ist, bricht der Tag nicht sogleich an."

Die Neger halten viel auf Zahlen. Die Waganda zählen sehr gern, und wenn sie ein Buch in die Hand bekommen, so zählen sie zu allererst die Blätter. Gewisse Spiele der Neger erfordern

ziemlich viel Berechnung. Viele haben ihre eignen Benennungen für alle Zahlen bis tausend nach dem Dezimalsystem. Im Kiganda ist kumi zehn, mukumi abili (zwei zehn) zwanzig, kikumi hundert und lukumi tausend. Gewisse Anzeichen sprechen jedoch (z. B. in der Angolasprache) dafür, daß einst nur bis fünf gezählt wurde. An der Westküste wird für tausend öfters das portugiesische Wort eingesetzt. Aus der Gewohnheit der Neger, sich Zahlen durch Stäbchen ins Gedächtnis zurückzurufen, darf man nicht sogleich schließen, sie könnten nicht zählen. Solche Mittel sind zur Unterstützung des Gedächtnisses in Ermangelung der Schrift notwendig. Selbst Mtesa, an dessen Hofe sich genug der arabischen Schrift mächtige Häuptlinge befanden, hatte zur Kontrolle seiner Armee ein Zähl- oder Rechenbrett, wo er für jede Truppeneinheit ein Stäbchen einsetzte, das bei der Mobilisierung herausgenommen und als nähere Bezeichnung des Befehls verwandt wurde. In der Schilderung eines Gerichtstags vor dem Richter Gessi in Djur Ghattas heißt es: „Altersschwarze Bündel von Strohhalmen und Zweigen zeigten an, wie viele Weiber, Kinder und Kühe von den Sklavenhändlern fortgeschleppt worden waren; und die Rinder, als das wertvollste Besitztum, waren die längsten Strohhalme.“



Eine Nadel der Kaffern, zum Dornausziehen. (Museum des Missionshauses in Berlin.) 1/4 wirkl. Größe.

Nimmt auch die Zauberei der Priester von vornherein fast allem den Boden, was Wissenschaft sein oder werden könnte, so schließt sie doch nicht unbedingt Vernunft und alles Studium der natürlichen Erscheinungen aus. Wir verweisen auf das weiter unten von den Zauberern und Ärzten zu Sagende und erinnern an Felkins, des Arztes, Bericht über die gelungene Amputation, die Rionga, Häuptling und Arzt der Wanyoro, am Arme seines Sohnes vornahm. Geschicklichkeit in kleineren Operationen ist oft anerkannt. Man hat z. B. für das Ausziehen von tief sitzenden Dornen eigne Werkzeuge (s. nebenstehende Abbild.). Hat den Negern das Leben auf dem festen Lande nicht die Notwendigkeit eines gewissen Maßes von Sternkunde so deutlich gezeigt wie den schiffahrenden Polynesiern, so bezeichnen sie doch, gleich den Buschmännern, eine Anzahl von Sternbildern mit Namen und bestimmen Nachtstunden nach ihrem Stande, wie sie nach dem Sonnenstand über gewissen Örtlichkeiten und zu gewissen Stunden die wiederkehrenden Zeiten des Jahres bestimmen. Junker findet die Angaben, die der Reisende von Negern und den meisten Arabern erhält, „die doch manche Gebiete gesehen haben“, höchst dürftig und häufig falsch. Das verhältnismäßig kurze Verweilen in ihren Sitzen erklärt das geringe Wissen vom Lande: die Kongo-Bangala wußten nichts vom Kongo über Yambinga und unter Tschumbiri, genaueres dagegen über nähere Gebiete, wie den Lulongo-Lauf.

In der afrikanischen Kunst wird ganz wie in der altamerikanischen die Nachbildung des Menschen über tausend Äußerlichkeiten vergessen. Während Beine und Arme immer plump sind, roh, weniger als stilisiert, sind Frisur, Tättowierung und Schmuck stets am vollendetsten durchgeführt. Der Entwickelung einer reineren Kunst ist damit der Boden genommen. Der Neger hat Geschmack, selbst Schönheitssinn. Seinen ihm oft abgesprochenen Sinn für Naturschönheit bezeugen so manche Anläufe zur Gartenkultur und sonstige Ausschmückung der Wohnstätten. Die Schuli beweisen sogar bei ihren Dorfanlagen einen Sinn für malerisch schöne Stellen. Bei den zahlreichen Erzeugnissen der Kunstfertigkeit der Neger macht sich der Mangel einer vollendeten

Technik um so mehr bemerklich, je spröder das Material ist. Es sind ganz gute künstlerische Ideen und Absichten vorhanden, aber das Können reicht nicht so weit. Diese Kluft verengert sich noch am meisten bei den Holzschnitzereien (vgl. die Abbildung der Bakubabecher, Bd. I, S. 131) und in den allgemeinen Umrissen der Metallsachen; in den Metallornamenten erweitert sie sich aber bis zum Unharmonischen.

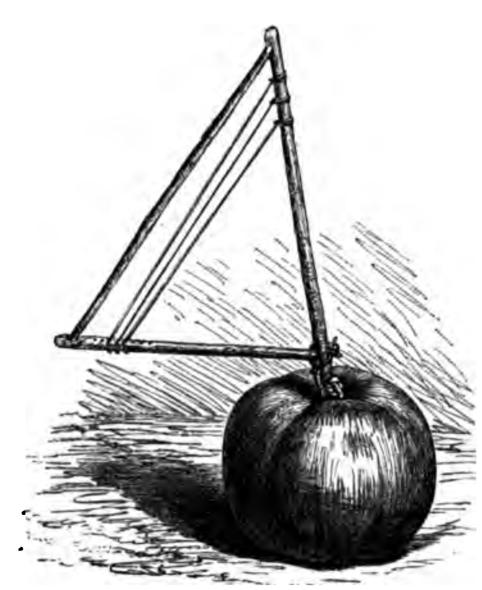
Ein Rasselstab vom Gabun. (Christy Collection, London.)

Die Musik der Neger erscheint europäischen Beurteilern mehr stark als schön. Sie hat mehr laut als zart tönende Instrumente. Schweinfurth vergleicht die Bongomusik mit dem Wüten der entfesselten Elemente. Trommeln in jeglicher Gestalt machen den Hauptbestandteil jedes Orchesters aus. Die Trommel ist überhaupt das Ur- und Leibinstrument des Negers, und wir haben nicht tief zu gehen, wenn wir sie auf ihren Ursprung verfolgen wollen. Bei großen Festen der Betschuanen ersetzt eine von den Weibern im Kreise gehaltene und mit langen Stöcken bearbeitete Ochsenhaut die Trommel; zu dieser Musik tanzen die Jünglinge bei der Feier der Mannbarkeit. Bei seiner großen Einfachheit kann dieses Werkzeug den verschiedensten Zwecken dienstbar gemacht werden. Sowohl Freude als Trauer kann darauf ausgedrückt werden. Und die Trommeltelegraphie ist eine von den Dualla bis zu den Mangbattu verbreitete Kunst, die Cecchi sogar noch südlich von Schoa fand. Vielleicht steht am ersten Ursprung der gleichfalls in großer Mannigfaltigkeit vertretenen Saiteninstrumente der durch Hinzufügung einer Kürbisresonanz zur einsaitigen Guitarre gemachte Bogen. Wenn man einen Kaffer sieht, der über der Schulter, wo einst der Bogen hing, die Flinte trägt, während er mit den Zähnen diesen musikalisch gewordenen Schießbogen klingen läßt, so glaubt man die Entstehung der Saiteninstrumente klar vor sich zu sehen. Bei den meisten Negerstämmen kommen lautenähnliche Instrumente vor (s. die Abb., Bd. I, S. 80, unten); harfen- und zitherähnliche sind hingegen seltener (s. Abb., S. 19). Das eigentümlichste ist das „Kalebassenpiano", die Marimba, ein Hackbrett mit vervielfältigter Kürbisresonanz (s. Abb., S. 20). Da es sich hierbei nicht um Dinge der Notwendigkeit handelt, so finden sich merkwürdige Ungleichheiten in der geographischen Verbreitung. Launenhaft ist das Fehlen der Saiteninstrumente bei den sonst so geschickten und reichen Mangbattu, den Nachbarn der Sandeh, wo sie so ungemein häufig sind. Einfache Flöten und Pansflöten sind wohl überall bei Negern zu finden. Muschelhörner, bei den Malayen so verbreitet, kommen selten vor. Wenn an Musikinstrumenten die Nomaden weniger reich sind als die Dorfbewohner, so haben jene doch immer ihre Kriegshörner (besonders gern aus Antilopenhorn gefertigt), deren Mundöffnung unten an der Seite liegt. An der Westküste und im Sudan werden diese Hörner aus Elfenbein geschnitzt, und im Nilgebiet sind sie in schalmeienähnlicher Form mit Blasöffnung am Hinterende im Gebrauch. Kein Naturvolk hat eine ähnliche Mannigfaltigkeit von musikalischen Instrumenten aufzuweisen. Man erinnert sich dabei an eine Bemerkung Livingstones: „Einige kratzen ein Instrument den lieben langen Tag, und wenn sie des Nachts erwachen, so fahren sie sogleich in ihrer musikalischen Übung fort." Die zivilisierten Neger in Nordamerika zeichnen sich oft durch musikalische Talente aus, und Buchner, ein berühmter Kenner, spricht mit Entzücken von der Kunst, womit schwarze Hornisten in Angola schwierige Trompetenstücke bliesen.

Zahlreiche Tänze entspringen dem jedem Neger eignen Bedürfnis des Schreiens und Tobens mit nachfolgender Verzückung. Zu gewissen Zeiten sind ihnen aber auch bestimmte Ideen

untergelegt, wie dem Pubertätstanz der zu Jungfrauen gereiften Mädchen, dem prophetischen Tanz, den die Masupia und andere unter Selbstverwundung der Zunge und anderer Körperteile vor einer großen Unternehmung des Königs aufführen, um ihm den Ausgang zu wahrsagen, dem Kischitanz verhüllter maskentragender Figuren, die Mann und Weib darstellen und an die Maskentänze anderer Völker erinnern. Tanzen gehört auch bei den Negern zu den Repräsentationspflichten der Häuptlinge.

Im Familienleben gibt sich jeder Mensch am unbefangensten; darum dürfte es auch über die seelischen Anlagen des Negers die besten Aufschlüsse bringen. Eine Gemeinsamkeit des Urbodens der verschiedenen Lebensformen der Völker ist hier am ehesten zu vermuten. Ein Summe natürlicher Neigungen, die wir für gut halten und Tugenden nennen, ist allen Gliedern der Menschheit eigen, also auch diesen. Der äußere Schein, den die Kultur erweckt, darf hier nicht trügen. Die sozialen Verhältnisse der Neger sind nicht so ungeordnet, wie sich manche in Europa das Leben der Wilden vorstellen. Auch wo alle Glieder eines Volkes fast nackt, nur mit wenigen Fellen bekleidet, mit Butter und Ocker beschmiert sind und in der elendesten Weise ihr Leben fristen, finden wir Zustände, Situationen, Verhältnisse, wie sie uns aus dem Alten Testament und aus Homer bekannt sind. Wir, deren moralische Begriffe und Gefühle vor allem der Einfluß des Christentums verfeinert hat, dürfen diesen durch eine größere Kluft als durch die Jahrtausende zwischen dem Altertum und heute von uns getrennten Völkern nicht ohne weiteres die höchsten Entfaltungen jener Keime zutrauen, die in jedes Menschenherz gelegt sind.

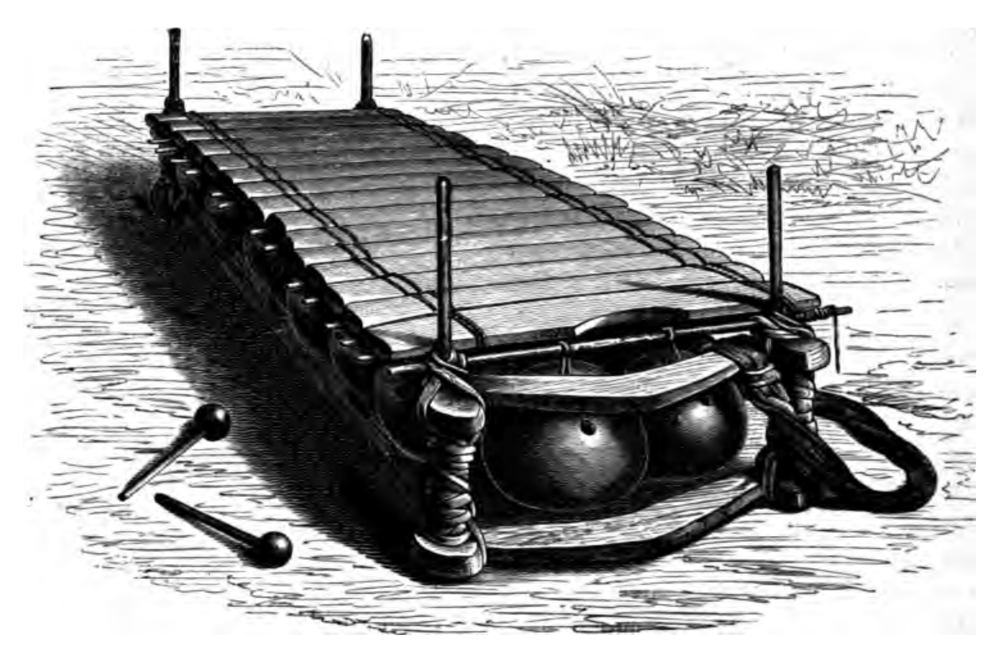


Eine Harfe der Kru-Neger. (Christy Collection, London.) $1/10$ wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 18.

Das naturgemäßeste aller Gefühle ist die Mutterliebe. Nun, von seiner Stärke bei Negerinnen wird so viel erzählt, daß wir hier gar nicht dabei verweilen möchten, wenn nicht rasche Urteiler auf abnorme Fälle hin selbst dieses den armen Negermüttern abgesprochen hätten. Speke erzählt, wie in Kasendsche am Tanganyika eingeborene Mütter ihre Kinder leichterhand um ein paar Stücke Zeug an Fremde in Sklaverei verkauften, und schließt daraus, daß „die Mütter dieser wilden Völker unendlich viel weniger Kinderliebe besitzen als manches wilde Tier". Livingstone, der auf dem Sklavenmarkt dreimal verweilte, traf stets Araber, die Sklaven einhandeln wollten: aber niemand bot die Seinigen an; und die Händler erinnerten sich, daß ihnen nur Moiko- oder Unglückskinder (deren obere Vorderzähne vor den unteren durchgebrochen waren) angeboten worden seien. Für den vergleichenden Völkerforscher unterliegt es jedenfalls keinem Zweifel, daß die Wertschätzung der Nachkommenschaft kaum bei einem Naturvolk so weit geht wie bei den Negern. Der Kindesmord ist im Vergleich zu Polynesien und Melanesien hier selten. Reicher Kindersegen wird bei vielen Negerstämmen mit Freude begrüßt. Die Neger sind auch hierin uns mehr gleich, als man geneigt ist zu glauben. „Wie mehr oder weniger alle Menschenkinder, so freuen auch sie sich über die glückliche Geburt eines Kindes", sagt Missionar Dannert von den Ovaherero, und dieses allgemein Menschliche ist wohl die Regel. Sehr oft kommt es vor,

daß gefangene Kinder verkauft werden, aber nie von ihren Müttern. Auch zwingt wohl der Hunger die Eltern, sich ihrer Kinder zu entäußern. Aber diese Ausnahmefälle kommen auch unter zivilisierten Völkern vor. Fast alle Sklaven sind Kriegsgefangene, geraubte, aus irgend einem Rechtsgrunde oder aus Willkür ihres Häuptlings zur Sklaverei verurteilte Menschen.

Die Wöchnerin wird überall abgesondert; dem Mann ist in der Regel der Zutritt zu ihrer Hütte verboten. Die Wöchnerin samt ihrer Hütte wird in den ersten Wochen, oder bis dem Säugling die Nabelschnur abgefallen ist, mit Verehrung betrachtet. Bei den Ovahereró geht die Weihe der Milch durch Kosten, die sonst dem Häuptling zusteht, für diese Zeit auf die Wöchnerin über. Die Nabelschnur wird an besonderem Ort nahe der Hütte begraben oder in getrocknetem Zustand mit einer gewissen Scheu aufbewahrt. Das männliche Kindbett kommt in Afrika selten



Eine Marimba, vom Sambesi. (Christy Collection, London.) Vgl. Text, S. 18.

vor; ein Fall ist von den Dschagga des Kongo durch Zucchetti berichtet. Zwillinge gelten in der Regel als großes Glückszeichen. Beide Geschlechter werden bei den friedlicheren Völkern ziemlich gleich geachtet; doch ist als Erstgeburt ein Knabe erwünscht, und bei den Hirtenvölkern sind Mädchen wegen der Morgengabe wertvoll. Die Periode des Säugens währt durchschnittlich zwei Jahre. Schweinfurth entwirft von der Behandlung der Kinder bei Völkern des oberen Nilgebietes ein geradezu anmutendes Bild. Er erzählt, wie man dort die Säuglinge aufs sorgsamste in längliche Körbe setzt, eine Wiege, die er bei heidnischen Negervölkern nirgends gesehen. Bei ihnen sieht man jedoch nicht nur die Kleinen mit jener Zärtlichkeit gepflegt, die das Tier in nicht geringerem Grade bekundet als der Mensch: bei den Djur steht auch das Alter in Ehren, und in den Weilern stößt man überall auf Greise. Fälle der Art, wie wir sie von den Buschmännern kennen, daß sehr alte, gebrechliche Leute, wenn sie den Ihrigen zur Last fallen, ausgesetzt werden, mögen auch bei den Negern vorkommen. Das ist aber nicht allgemeine Sitte. Es ist verdächtig, daß gerade diese Grausamkeit auch den so vielverleumdeten Negerstämmen des Nilgebietes nachgesagt wird, über die ihre Todfeinde, die Nubier, nicht genug Übles zu berichten wissen. Lepsius erzählte man in Meroë, die Sitte, alte Leute und Gebrechliche lebendig zu begraben, finde sich

auch bei den Negerstämmen südlich von Kordofan. Man trage ihnen Grüße an alle Verstorbenen auf und begrabe sie mit Merisa, Brot, Hacke, Pfeife und zwei Paar Sandalen. Nach anderer Erzählung würde auch ein Obolus aus einer oder zwei Unzen Gold für den Fährmann beigelegt, der den Toten über den großen Strom fährt. Solche Erzählungen haben nur in einer Zeit geringer Sachkenntnis verallgemeinert werden können. Ihnen gegenüber ist folgende Erzählung Schweinfurths von siegreicher Kraft: einer von den Dinkaträgern, also Nächstverwandten der Neger, von denen Lepsius jene grausamen Geschichten hörte, vermochte den Weg nach seiner Heimat bei der Seriba Ghattas nicht weiter fortzusetzen, denn er lag am Guineawurm danieder und war nicht im stande, mit seinen geschwollenen Füßen auch nur einen Schritt vorwärts zu machen. Da stellte sich sein alter Vater ein, um den 6 Schuh hohen Lümmel 15—16 Stunden weit auf seinen eignen Schultern heimzutragen; und das sahen die übrigen Eingeborenen als etwas Selbstverständliches an. Von den Ovaherero erzählt Missionar Büttner, daß ein Kind den Namen „Wir werden sie nicht vergessen" erhielt mit der ausdrücklichen Motivierung, daß dieser Name den Eltern einige Verwandte in der Erinnerung behalten sollte, die um die Zeit der Geburt des Kindes gestorben waren. Es wird als eine wiederkehrende Erfahrung der Karawanenreisenden bezeichnet, daß bei Negern ganz wie bei Arabern die Hochschätzung des Alters so groß ist, daß die Bildung einer Karawane ohne einige Graubärte als ein Ding der Unmöglichkeit erscheint; und überall, wo Kaffern in großen gewerblichen Unternehmungen lohnende Beschäftigung fanden, wie in den Kupferminen von Ukiep, den Diamantminen und ähnlichen, mußte öfters der endlose nicht arbeitende Familienanhang, der sie hemmte, ja aussog, zwangsweise beseitigt werden.

Dem natürlichen Verhältnis entsprechend ist in erster Linie die Mutter von großem Einfluß auf ihre Kinder. Von den Sulu bis zu den Waganda finden wir die Mütter als die einflußreichsten Ratgeber an den Höfen grausamer Herrscher, wie Tschaka oder Mtesa; manchmal nehmen Schwestern ihre Stelle ein. So sind die Bande des Blutes doch selbst bei Herrschern, die Hunderte von Frauen besitzen, die stärksten. Weniger eng ist der Vater mit der Familie verknüpft. Er ist zwar das Haupt und wird als solches anerkannt, auch sagt man, daß der Neger im allgemeinen ein Kinderfreund und daher ein guter Vater sei. Aber er herrscht auch hier oft mehr mit Kraft als mit Liebe. Hübbe-Schleiden nennt unter den Institutionen, die der Kenner des römischen Rechts bei den Mpongwe im Anklang an dieses finde, auch ihr Haus- oder Familienwesen: „Wir finden bei ihnen den Begriff der patria potestas gleich umfassend und gleich streng, wenn auch nicht so abstrakt durchgeführt. Frauen, Kinder und Hörige stehen in der Gewalt des pater familias, des Oga. Dieser allein ist ganz frei: ein Grad der Selbständigkeit, wohin das Weib auch bei den Mpongwe überhaupt nie gelangen kann." Daß das Weib, wenn auch oft stark belastet, bei den Negern nicht an sich gering geschätzt wird, beweisen die zahlreichen Negerköniginnen, die Zauberfrauen, die bei manchen Negervölkern den Weibern eingeräumte Teilnahme an den Volksversammlungen.

Die Ehe wird durch Kauf geschlossen. Dieser Zug tritt, alles andere zurückdrängend, bei jenen Stämmen hervor, die durch Herdenbesitz Kapital ansammeln. Allein es herrscht die Sitte des Brautkaufes auch bei den Ackerbauern; und der Reichtum eines Mannes bemißt sich nach der Zahl seiner Weiber. Polygamie ist überall üblich, wo sie die Mittel erlauben. Es kommt vor, daß der junge Ehemann bis zur Geburt des ersten Kindes im Haushalt seines Schwiegervaters lebt. Nur der regierende Häuptling des Gebietes hat das Recht, die Tochter jedes Mannes ohne die sonst übliche Bezahlung zu verlangen, ebenso wie sich Häuptlingstöchter jeden Mann wählen können, der dadurch aus dem Bauer ein Häuptling wird. Mit der Brautwerbung sind manche hübsche Züge verknüpft: bei den Madi vertraut sich die Tochter erst der Mutter, diese dem Vater

an; dieser setzt den Preis fest, und das Paar gehorcht unbedingt, ob Ja oder Nein der Ausgang der Verhandlungen sei. Die Hochzeitsfeierlichkeiten sind fast nur profaner Natur. Es werden Rinder geschlachtet, es wird gesungen und getanzt. Bei Stämmen, wo gute Sitten herrschen, verläßt die Braut in dieser ganzen Zeit nicht die Hütte, die ihr Vater für sie erbaut hat, sondern sitzt in der Mitte ihrer neuen Schwäger und Schwägerinnen, die ihr die Reize des Ehelebens preisen. Dabei darf sie vom Hochzeitsmahl essen, aber ohne sich sehen zu lassen. Von einer Feier in größerem Stil entwirft Cameron aus Kasongos Reiche folgendes Bild. Zuerst führte der Bräutigam einen halbstündigen Solotanz aus; und als er zu Ende war, wurde die Braut, ein neun- bis zehnjähriges Mädchen, angethan mit allem möglichen Staat, den man hatte auftreiben können, von einer Frau auf den Schultern nach dem Tanzplatz getragen, während sie ein zweites Weib von hinten stützte. Der Bräutigam gab ihr ein paar Stückchen Tabaksblätter und Perlen; die warf sie unter die Tänzer. Dann tanzte der Bräutigam unter höchst unanständigen Gebärden zehn Minuten lang mit der Braut, hob sie auf und verschwand mit ihr in seiner Hütte. Tanzen, Schreien und Trommeln aber dauerten die ganze Nacht hindurch fort.



Eine Abaka-Negerin mit Lippenpflock. (Nach Photographie von R. Buchta.)

Die Lösung der Ehe ist nicht bloß durch den merkantilen Faden, der das Eheband durchzieht, erschwert, sondern sie ist auch ohne diesen in den Kreis der Rechtssatzungen mit einbezogen. Bei ungestört und einfach lebenden Stämmen ist die Scheidung der Ehe selten; auch Ehebruch ist bei ihnen nicht so häufig wie bei denen, die Kapital gesammelt haben, zahlreiche Sklaven besitzen und mit Arabern oder Europäern in nähere Berührung gekommen sind. Aber auch bei ihnen wird die Ehe nicht formlos gelöst, wie bei oberflächlicher Betrachtung scheinen mag. Bei den so zersetzten Stämmen der Goldküste haben nur Prinzessinnen das Vorrecht der Scheidung von ihren Männern, ohne vor einem Tribunal zu erscheinen; etwas weißer Thon, dem Mann überreicht, gilt als Zeichen der Entlassung. Das gemeine Volk dagegen muß vor den Häuptlingen erscheinen, die den Fall entscheiden. Bewilligen sie der Frau die Scheidung, so behält die Familie den Kaufpreis, und die Häuptlinge schenken der Frau ein Stück weißen Thon, mit dem sie die Bäume der Hauptstraße bezeichnet als Zeichen, daß sie nicht mehr Ehefrau ist. Wird die Scheidung dem Mann bewilligt, so muß die Familie der Frau die erhaltene Summe zurückgeben. Ein interessantes Beispiel von Neubildungen auf diesem Gebiet liefert Broyon in seiner Schilderung von Unyamwesi, wo er erzählt, wie die Araber früher aus egoistischen Motiven das Gesetz eingeführt hatten, daß ein Weib, das ihnen etwas zerbrach, ihre Sklavin wurde. Dies wendeten nun die Negerinnen zu ihrem Vorteil, indem sie, um von unangenehmen Gatten loszukommen, irgend ein Besitztum des Häuptlings zerbrachen, wodurch sie dessen Sklavinnen wurden.

In der Arbeitsteilung fallen dem Mann die Arbeiten zu, die mehr Kraft, der Frau die dagegen, die mehr Ausdauer und Geschicklichkeit erfordern. Der Mann treibt das Vieh aufs Feld, sucht das verirrte, beschützt es gegen die Raubtiere, gräbt die Brunnen, schöpft das Wasser aus der Tiefe, jagt. Die Frau führt unterdessen die Aufsicht über die Kinder, bebaut das Feld zusammen mit den jüngeren Kindern, hat ein Auge auf die Kälber und Lämmer der Herde, fischt,

wo die Fischerei leicht ist; sie baut und unterhält unter Mithilfe des Mannes das Haus, sorgt für Brennholz und Wasser. Und wenn am Abend der Mann das Vieh heimbringt, melkt er die Kühe, und sie bereitet die Kost; nur bei den Dinka melkt die Frau. Im Dorfe wird man fast nie einen Mann ein Kind tragen sehen, wohl aber auf Reisen. Im Hause hat natürlich der Mann die Herrschaft. „Wenn man aber mit den Verhältnissen in den Familien näher bekannt wird, so bemerkt man, daß auch dort, wie anderswo, die Männer unter dem Pantoffel stehen und am meisten die, die gern nach außen hin den Herrscher ihres Hauses spielen. Die Frauen, resp. die Tanten haben bei allen bedeutenden wie unbedeutenden Gelegenheiten immer ein gewichtiges Wort mitzureden. Neben der anerkannten Gynäkokratie gibt es den starken intimen Einfluß des Hauptweibes des Häuptlings. Fast jeder König hat einen solchen weiblichen Geheimrat, ohne dessen Anhörung nichts Wichtiges vollbracht wird.“ (Büttner.)

Das patriarchalische System räumt dem älteren Bruder, und wo dieser fehlt, dem Vatersbruder die erste Stelle nach dem Vater ein. Der älteste Sohn ist gleichsam der Thronfolger des Hauses und als erster nach dem Vater von allen anderen anerkannt. Außerdem aber tritt das Mutterrecht in den Erbschaftsregeln deutlich hervor, und sicherlich setzt gerade dieses der Tendenz auf Herabdrückung der Frau Grenzen. Bei den Hirtenstämmen wiegt ein patriarchalischer Zug vor, der dem Vater die Verteilung des Erbes überläßt. In der Regel läßt er jedem seiner „Häuser“, also jeder Frau samt ihren Nachkommen, einen Teil seines Besitzes, der Großfrau und ihrem Sohn, dem Haupterben, einen größeren Teil zukommen. Anders ist es bei den ackerbauenden Westafrikanern; hier gelten, auch wenn die Weiber verkauft und verpfändet werden, doch ihre Kinder als Verwandte der Familie der Frau, so daß ein Mann als Angehöriger des Stammes seiner Mutter angesehen wird und einen besonderen Schutz und Vorrechte bei ihm genießt, auch in solchen Fällen, wo Feindseligkeiten ausgebrochen sind. Dadurch, daß die Sitte der Exogamie, wenn auch vielleicht nirgends so zwingend wie in Australien oder Polynesien, verbreitet ist, gewinnen diese Beziehungen zwischen den Stämmen auch einen politischen Charakter, der, alles andere zurückdrängend, in der Heirat und Erbfolge größerer Häuptlinge hervortritt. Nach eigner Wahl nehmen diese in der Regel nur ihre erste Gattin; dann aber bei zunehmendem Alter, Reichtum und Macht erhalten sie immer mehr Prinzessinnen als Bräute zugesandt und dürfen sie nicht zurückweisen, ohne schwere Konflikte hervorzurufen, vielmehr müssen sie deren Vätern reiche Morgengaben bieten. Ist die letzte die vornehmste, so wird sie zur Großfrau, ihr Sohn zum Thronerben ernannt.

Auch in den sonstigen Verwandtschaftsbegriffen findet sich manches mit anderen Völkern auf ähnlicher Kulturstufe Gemeinsame, und in den Verwandtschaftsbezeichnungen herrscht bei den Hirtenstämmen ein verallgemeinerndes Bestreben vor, das der patriarchalischen Ordnung alles andere unterstellt. Es wird von Interesse sein, die Sprache eines bestimmt abgegrenzten Stammes, der Hereró, über die nächsten Beziehungen in der Familie (nach Büttner) zu vernehmen. Vater heißt tate, Mutter mama: ursprachliche Bezeichnungen. Aber diese Worte werden ausschließlich nur von „meinem“ Vater und „meiner“ Mutter gebraucht, gelten jedoch für alle Glieder in aufsteigender Linie, wenn auch der Großvater und die Großmutter im Hausverkehr meist nur der Alte (omu-kururume) und das Altchen (oka-kurukaze) genannt werden. Diese Worte werden auch von Stiefkindern für die Stiefeltern sowie überhaupt von Kindern für die nächsten Verwandten der leiblichen Eltern gebraucht. Dagegen heißen „dein“ Vater und „deine“ Mutter (euer Vater, eure Mutter) ganz anders: iho und onyoko, sein Vater und seine Mutter (ihr Vater und ihre Mutter) ihe und ina. Eigne Worte für Sohn und Tochter gibt es nicht, sondern nur für Kind, Säugling, Knabe, Mädchen 2c. Diese Worte sind in sehr vielen Bantusprachen offenbar die nämlichen; wenn auch in den oft nur flüchtig aufgestellten Wortverzeichnissen

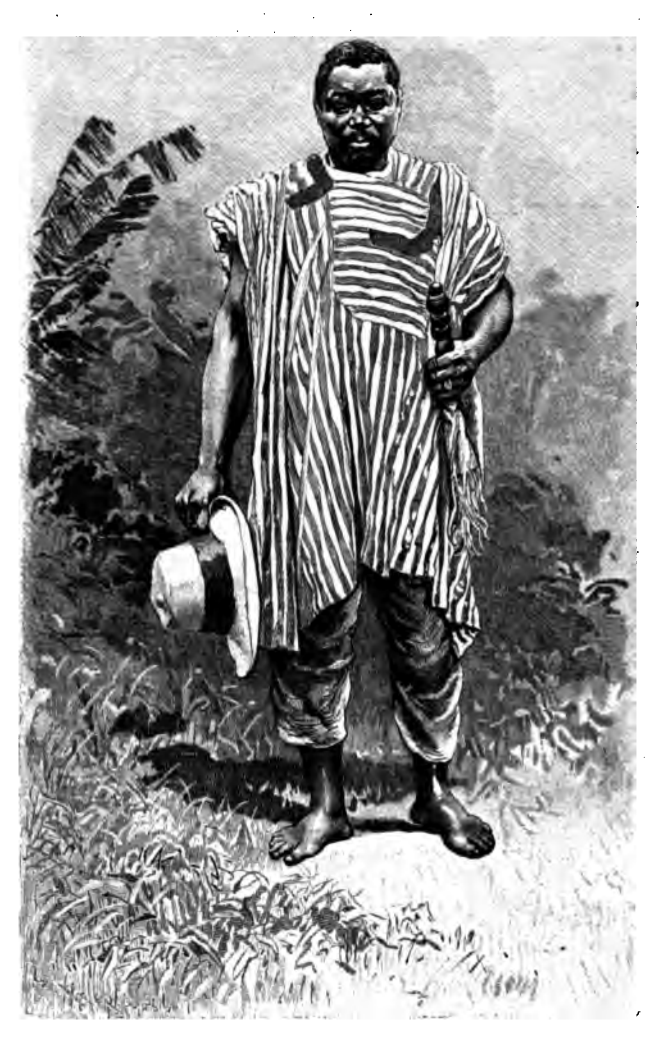
einzelnes direkt mit Sohn und Tochter übersetzt scheint, so sind es doch offenbar immer nur die generellen Bezeichnungen für Kind zc. Ebensowenig gibt es ein allgemeines Wort für Geschwister, wie es keine eignen Worte für Bruder und Schwester gibt; es prägt sich auch hier die Familienverfassung in der Sprache aus. Der Bruder nennt seinen älteren Bruder e-rumbi (das wird dann überhaupt zum Ehrentitel für das Familienhaupt), seinen jüngeren omu-angu (womit überhaupt ein niedriger Stehender, der nicht viel zu sagen hat, bezeichnet werden kann); seine Schwester nennt er omu-tena. Wiederum nennt die Schwester ihre ältere Schwester e-rumbi, die jüngere omu-angu und ihren Bruder omu-tena. Dieselben Bezeichnungen werden nicht bloß von den leiblichen, sondern auch von den angeerbten Verwandten gebraucht. Alle zur Familie Gehörigen werden ova-kuetu (unsrige), ova-kuenu (eurige), ova-kuano genannt. So hielten die Eingeborenen für die beste Übersetzung der christlichen Anrede: Brüder oder liebe Brüder ova-kuetu; und viel Kopfzerbrechen kostete es immer, wenn es hieß: Petrus, der Bruder des Andreas, zu konstatieren, ob man nun älteren oder jüngeren Bruder sagen solle. „Wenn wir Missionare", erzählt Büttner, „ihnen klar zu machen suchten, daß man diese Verhältnisse doch nicht genau wüßte, so wollten sie sich immer lieber für die allgemeinen Worte omu-kuetu zc. entscheiden."

Die vorübergehende Absonderung der jungen Männer unter Leitung älterer in besonderen Dörfern, die nicht von Weibern betreten werden dürfen, findet sich häufig. Auch wo keine weiteren religiösen Zeremonien vorkommen, wohnen jedenfalls die Knaben, die sich der äußerst unregelmäßig, fast launenhaft verbreiteten Beschneidung unterziehen, gemeinschaftlich in einem Hause fern von den anderen, womöglich im Walde. Das Beschneidungsmesser, altertümlich, oft sogar aus Stein, wird keinem anderen Zwecke gewidmet. Die reifenden Mädchen werden oft ähnlich abgesondert.

Die Bedingungen eines glücklichen Familienlebens sind in der Familie mit ihrer festen Gliederung vorhanden. Die Störung kommt wohl am allerhäufigsten von außen, wo die politischen Verhältnisse ebenso unsicher wie die der Familie fest sind. Zwar hat der Neger bei allem Sprungweisen seines Denkens ein kindergleiches Talent, zu gehorchen, das er aus der Familie hinausträgt in die bei den Hirtenstämmen ausgesprochen patriarchalische Gemeinde. Neben einer sehr ausgedehnten Unabhängigkeit in allem, was sich auf die Lebensführung und die persönlichen Rechte bezieht, beobachtet man bei allen blühenden, unzersetzten Völkern eine abergläubische Hochachtung vor ihren Herrschern, die in der Praxis etwas vom göttlichen Recht haben. Die Eingeborenen begreifen nicht, daß eine Gemeinschaft, so beschränkt in der Zahl sie auch sein mag, ihre eignen Angelegenheiten ordnen könne ohne „ein Haupt", wie die Basuto in ihrer Sprache sagen. Sie verstehen ebensowenig eine übertragene oder nur zeitweilige Autorität. Sie gehorchen nur einer wirklichen, unbestrittenen Macht, deren Ursprung sich in dem Dunkel der Vergangenheit verbirgt oder verliert, oder die sich, wenn sie aus neuerer Zeit ist, mit dem Glauben an Übersinnliches zu alliieren weiß. Es gibt Häuptlinge, die durch die Gewalt der Waffen zu dieser Würde gelangt sind, und wir hören sogar von einem Häuptling, der als Sklave reich geworden war (allerdings bei den handelslustigen, beweglichen Batekeh des Kongo); aber die meisten sind die Abkömmlinge der fürstlichen Familien des Stammes. Auch die besten Herrscher der Afrikaner sind in unserem Sinne Despoten. Wollten sie es nicht sein, so wären sie durch ihre Unterthanen dazu gebracht worden, die mit großem Eifer allen Launen ihrer Herren zu dienen

Ein Häuptlingszeichen von Uvinja. (Nach Cameron.)

suchen. Die nächstliegende und einfachste Form der politischen Schmeichelei ist die Nachahmung alles dessen, was der Häuptling thut. Setscheli schilderte diese Sitte seinem Freunde Livingstone als im Verfall begriffen, indem er ausrief: „Früher erwarben sich, wenn ein Häuptling die Jagd liebte, alle seine Leute Hunde und gingen auf die Jagd. Liebte er Musik und Tanz, so neigten sich alle zu diesen Vergnügungen. Liebte er das Bier, so schwelgten sie alle." Große Häuptlinge besolden ihre Schmeichler. So gibt es in allen Stämmen der Betschuanen Individuen, die die Kunst verstehen, mit Lobliedern das Ohr ihres Häuptlinges erfreuen. Sie entwickeln dabei einen nicht geringen Grad von Beredsamkeit, auch ein großer Bilderreichtum steht ihnen zur Verfügung; sie sind geschickt im Tanzen mit der Kriegsaxt und dem Rasselkürbis. Der Häuptling zahlt die süßen Reden mit einem Ochsen oder Schaf. Derartige Gesänge, die endlos immer dasselbe Thema variieren, nehmen leider die erste Stelle in der Negerpoesie ein; die den Europäern oft so lästig gewordene Überhebung und Eitelkeit der Negerfürsten ist also sehr natürlich. Jener Manyemahäuptling Mwana Goy, „der in seinem Dorfe einherstolziert, einen Stab als Zepter in der Hand, in eine große Masse feinen, aus Gras geflochtenen Zeuges gekleidet, alles besetzt mit Nestelstiften, Trobbeln und Fransen, die Haut mit verschiedenen Farben bemalt, auf seinem Kopfe einen Aufsatz mit Federn" (Stanley), ist typisch für so manchen Kleinkönig.



König Tom Will, aus dem Hinterland der Sklavenküste. (Nach Photographie von Büttikofer.)

Die mächtigsten Staaten sind nur Mittelstaaten nach der Zahl der Quadratmeilen, Kleinstaaten nach den Machtmitteln. Die meisten sind aber in jeder Beziehung Duodezstaaten, so etwas wie unsere einstigen souveränen Reichsdörfer. Nach einer Schätzung des Missionars und Lexikographen Perrin, die Bleek bestätigt hat, bestanden 1853 die Kaffern des Sululandes aus

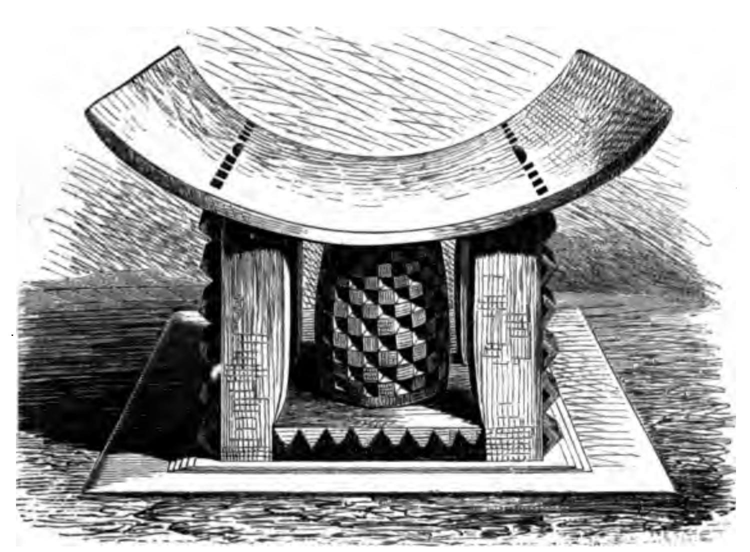
78 Stämmen: es kamen auf den Stamm im Durchschnitt 367 Hütten und noch nicht 1500 Seelen. Max Buchner schätzte die Zahl der Jlolo des Lundareiches, „von denen viele nicht bedeutender an Macht sind als unsere Großbauern“, auf 300, und Schweinfurth gibt die Seelenzahl des ganzen, mehrfach geteilten Djurstammes auf 20,000 Köpfe an. Eine der größten Ursachen von Verwirrung in afrikanischer Ethnographie ist die Verwechselung solcher vielleicht zufällig einmal in den Vordergrund geschobener patriarchalischer Gemeinden mit wirklichen Staaten, d. h. Stammkonglomeraten, wie das Sulureich Tschakas und seiner Nachfolger oder das Reich Sebituanes. Um so größer ist dieser Irrtum, als auch jene größeren Zusammenfassungen in der Regel sehr kurzlebig sind. Sie gehen ja gegen die Natur der Neger und gegen ihre Kulturstufe. Mag die Achtung oder die Furcht vor einem mehrere Stämme beherrschenden Häuptling noch so groß sein, nur selten wird es ihm gelingen, ein einheitliches Volk daraus zu machen. Es liegt in der Natur dieser kleinen afrikanischen Staaten, sich unter dem Einfluß friedlicher und gedeihlicher Verhältnisse ganz von selbst in unzählige Teile zu spalten. Die Häuptlinge leben alle in der Polygamie und haben viele Söhne, die Land und Herden beanspruchen. Wenn das Anwachsen des Besitzes einen Lot und Abraham nicht in Frieden leben ließ, so kann man sich vorstellen, welche Folgen dies für Völker hat, die ihre persönlichen Interessen immer in erste Linie stellen. Haben die Ereignisse, deren Schauplatz die südlichen Negerländer in unserem Jahrhundert waren, die Kaffern- und Betschuanenkriege, etwas mehr Geneigtheit zur Zusammenschließung eingeflößt?



Räte Sandilis, Kosakaffern. (Nach Photographie.)

Wenn die Reaktion der Eingeborenen gerade in Südafrika gegen die Europäer allerdings eine immer bestimmtere Form und größere Ausdehnung angenommen hat, wie der Vergleich der älteren und neueren Kaffernkriege lehrt: zu so großen und festen Bünden, wie in Nordamerika unter den „sechs Nationen“, kam es nie. Der Widerstand gegen die Teilung Afrikas ging mehr von den Arabern als Negern aus. Das Gefühl der Nationalität kann bei den Negern nur in der engeren, einfacheren und primitiveren Form des Stammesgefühls vorhanden sein. In dieser hat es Schweinfurth ausdrücklich den Mangbattu zugeschrieben. Der Begriff des Internationalen sinkt in diesen engen Verhältnissen zu dem des Intertribalen herab. In diesen Grenzen kommt hauptsächlich der Sinn des Negers für Diplomatisieren und Rechts-

abgrenzungen zur Geltung, und es gibt zahllose unkodifizierte Staatsverträge, die die souveränen Dorffürstentümer Afrikas und ihre „Interessensphären" begrenzen. So hat der Handel mit den Küstenplätzen, die Ursache so vieler Streitigkeiten unter den nachdrängenden Stämmen des Inneren, zu Festsetzungen Anlaß gegeben, die jeweils von einer Gruppe von Stämmen streng befolgt werden. Und ebenso ist auch der Handel mit dem Inneren geregelt. Als Buchholz den Quaquafluß (südlich von King Bell's und King Aqua's Stadt) besuchte, traf er dort lauter Fischer aus Aqua's Orte, keinen von Bells Leuten. Jeder dieser beiden Kamerunstämme hat seine eignen „bush countries", Ortschaften, mit denen seine Leute Handel treiben, und wo sie durch gegenseitige Verheiratungen Verwandtschaften besitzen. So wirkt die Exogamie auch hier „völkerverbindend". In jedem afrikanischen Volke lebt eine Anzahl Fremder zunächst als Sklaven, dann als Händler oder Gewerbtreibende, als Jäger und Fischer, endlich als Squatter, die im Walde umherziehen, um bald hier, bald dort ein Stück Land urbar zu machen.



Ein Königsſessel aus Kossaholz, von Aschanti. (Britisches Museum, London.)
Vgl. Text, S. 30, und die Abbildung S. 28.

Die politische Zersplitterung ist tief begründet in der Selbstüberschätzung der einzelnen Staaten, aus Mangel jeglichen Vergleichsmaßstabes. Damit motivierte Wilson seine Anregung einer Wagandagesandtschaft nach Europa. „Was den Häuptlingen und dem Volke fehlt, ist eine genauere Kenntnis ihrer Stellung zur übrigen Welt und der verhältnismäßig so geringen Bedeutung ihres Landes." In Ermangelung besserer Selbsterkenntnis bleibt diese Zersplitterung selbst der Glieder nächstverwandter Stammesgruppen immer ein starker Bundesgenosse der Europäer in allen ihren Unternehmungen im Negergebiet. Und nur eine Kraft hat sich je und je stark genug erwiesen, das Auseinanderstrebende zusammenzufassen und zusammenzuhalten: eine überlegene, rücksichtslose Persönlichkeit. „Ohne einen Despoten gibt es keine Suluherrschaft" (G. Fritsch). Naturen wie Sebituane oder Mirambo, Tschaka oder Ndlame, rücksichtslose und ebendarum populäre Despoten, das sind die Werkzeuge, mit denen Afrika, so weit es den Negern gehört, bis heute in die geschichtlichen Bewegungen eingegriffen hat. Sowenig die Neger ihren Herrschern nach innen und im Frieden völlig unumschränkte Herrschaft zugestehen, so schrankenlos mögen sie im Kriege die Kräfte des Volkes nach außen verwenden und Eroberung auf Eroberung häufen. Ist doch jeder Eroberungszug zugleich ein Raubzug, wovon das ganze Volk Gewinn ziehen will. Der Herrscher aber verteilt die Beute, und darin liegt ein großer Teil seines Einflusses. Daher bleibt stets für die Geschichte der Negervölker wie auch für die europäischen Interessen in Afrika eine der wichtigsten Thatsachen das Auftreten bedeutender Eroberer und Herrscher, die zerstreute Stämme zusammenfassen und ausgedehnte Reiche gründen. Es liegt auf der Hand, daß auch die zivilisatorische Arbeit erleichtert wird, wenn sie an

Punkten ansetzen kann, wovon so viel Macht und Gewalt ausgeht. Die Forschungsarbeit europäischer Reisender ist durch Männer wie Sebituane und Mtesa wesentlich gefördert worden. Vorzüglich am Südrande Innerafrikas, wo kräftige Kaffernstämme in gemäßigtem Klima Energie und Unternehmungslust entwickeln, und wieder im Norden und Nordosten sind diese Reiche am häufigsten und mächtigsten. Ihre Entwickelung hat auch ein besonderes ethnographisches Interesse, wenn wir damit die Seltenheit ähnlicher Gebilde bei anderen Völkern auf gleicher Kulturstufe vergleichen. Indem wir aber nach den Ursachen dieser Erscheinung forschen, berühren wir die Grenzen des Negertums; denn die Träger dieser berühmten Zepter von Uganda und Unyoro, und diese Munsa, Kasembe, Kasongo, Muata Jamwo, greifen zum Teil geschichtlich nachweisbar, zum Teil sagenhaft in das Gebiet der hellfarbigen und lockenhaarigen Afrikaner des Nordens und Ostens über. Wie bedeutsam für den Charakter dieser mit der Wirkung in die Ferne unvertrauten



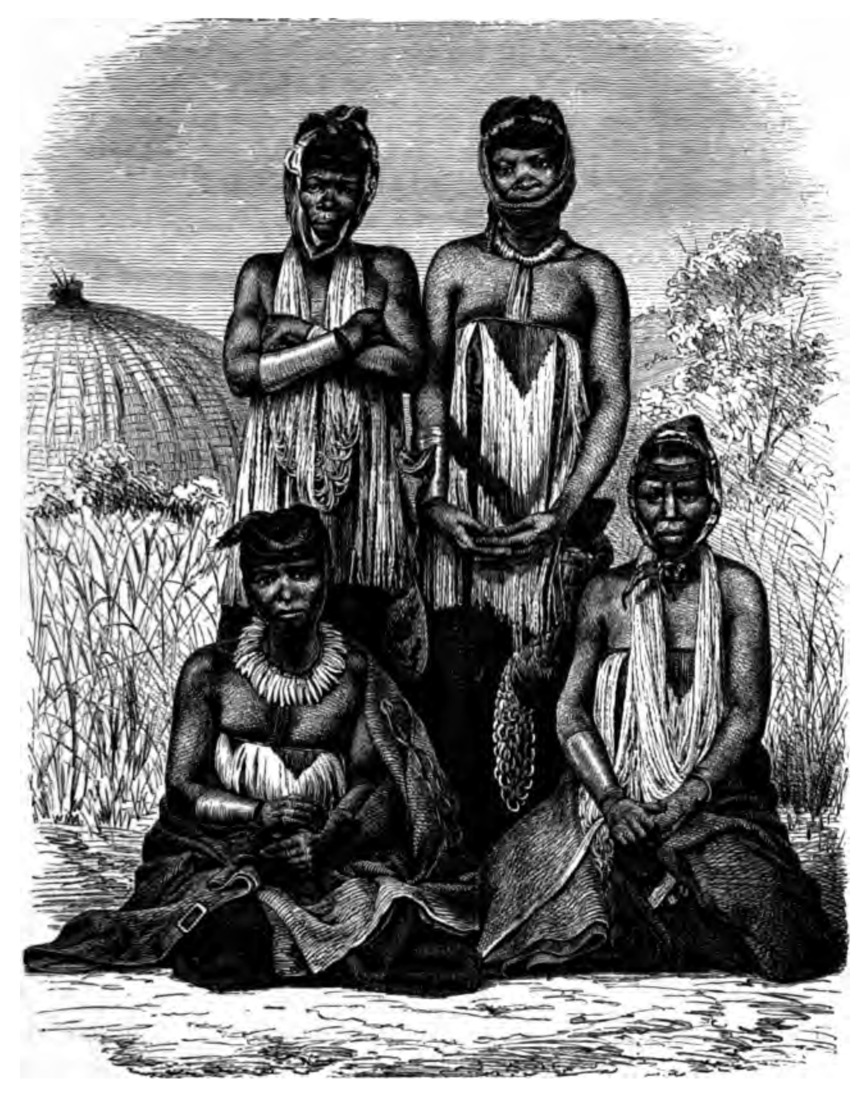
Kissen des auf S. 27 abgebildeten Sessels.

Geschichte, daß in den Negersagen Aus- und Zuwanderungen, Verschwinden bekannter und Auftreten fremder Menschen die Angelpunkte der geschichtlichen Bewegung bilden!

Wenn man von einer bestimmten Verfassung reden kann, so bezeichnet eine oligarchische Aristokratie oder besser ein Gemisch von patriarchalischer und feudaler Regierung die Staatsform der Neger. Das Leben in der Gemeinde ist bewegt, wichtige Fragen halten alle Männer in Atem und werden ganz im Inneren abgemacht; der Oberhäuptling greift nur ein, wenn Zwietracht zwischen Gemeinden ausbricht. Weder die mächtigen Sulu- noch die Wagandaherrscher sind oder waren absolute Regenten und haben besonders mit Europäern niemals einen gültigen Vertrag ohne Zustimmung ihrer Ältesten geschlossen. Ein solcher wäre unter den bestehenden Regierungsverhältnissen undenkbar; denn ein Hauptteil der Gewalt liegt in den Händen der Häuptlinge. Wilson schrieb aus Rubaga: „Wenn man die Häuptlinge den Europäern geneigt machen könnte, so gewänne die Zivilisation weit rascher Boden als durch die Gunst einer ganzen Herrscherreihe.“ Während Mtesa aus verschiedenen Gründen die Anwesenheit der Europäer in seinem Lande begünstigte, waren die Häuptlinge ihr mehr oder weniger feindlich gesinnt. Ganz dem entsprechend hatte Gardiner bei seinen Versuchen, im Sululand Fuß zu fassen, sich ebensoviel bei Tschakas „Generalen“ wie bei Tschaka selbst zu mühen. Es mochte wohl die Furcht mitwirken, der Fürst könnte durch die Machtmittel der Weißen allzu selbständig werden. Im übrigen ist der Adel, wo er als gesonderte Klasse besteht, wie besonders an der Westküste (im Osten hat offenbar der Imperialismus großer Eroberer demokratisierend gewirkt), in der Regel verwandtschaftlich eng mit der herrschenden Familie verbunden. Der Unbeschränktheit des Despotismus wirkt

wesentlich auch die Gefahr der Zerbröckelung des Stammes in einer Herrscherhand entgegen, die zu fest zugreift. Bedrückte verlassen heimlich das Land und vermehren die Macht der Nachbarfürsten.

Die Erforscher Afrikas haben uns neben manchen bluttriefenden Despoten auch **wohlwollende und einsichtige Herrscher** in nicht geringer Zahl kennen gelehrt. Wir erinnern



Frauen des Gaikakönigs Sandili. (Nach Prof. Dr. G. Fritsch.)

hier nicht an die guten Bornu- oder Sokotoherrscher, die als Mohammedaner unter fremden Einflüssen stehen, sondern an kleinere Fürsten, wie Sebituane oder Rumanika, echte Negerkönige. Es mag etwas Übertreibung darin sein, wenn ein Freund der Eingeborenen im „Cape Monthly" (1870) Setscheli den Plan zuschrieb, durch Erhaltung des Strauchwuchses auf den Höhen die Austrocknung seines Landes zu hindern; aber thatsächlich ging seine Voraussicht weit genug, noch lange vor dem Kap-Parlament ein Gesetz zur Schonung der weiblichen Strauße zu erlassen. **Livingstone**, der ein offenes Auge für das Gute im Neger hatte, hat uns mehrere derartige Fürsten näher gebracht; wir heben hier nur noch den Manyemafürsten Moënekuß hervor. „Der

Stillstand der Manyema empfängt nicht durch das Ansehen der Höherstehenden einen Anstoß zur Bewegung; sie sind stabil, und der Fortschritt ist ihnen unbekannt. Moënekuß bezahlte Schmiede, um seine Söhne zu unterrichten, und sie lernten Kupfer und Eisen schmieden, aber seine Liebe und Großmut gegen andere konnte er ihnen nicht beibringen; als er starb, blieb er ohne einen würdigen Nachfolger, denn seine Söhne waren engherzige, niedrige und kurzsichtige Geschöpfe ohne Würde und Ehrgefühl." In diesen wenigen Worten ist das Geheimnis des Stillstandes des afrikanischen Staatswesens, trotz einzelner weiser und kräftiger Fürsten, ausgesprochen. Sie bleiben einzeln. Der Mangel der Kontinuität im Guten und Bösen erklärt das immer sich wiederholende Zurücksinken auf das längst Erreichte. Fortwirkende Anstöße zum Besseren werden wir zunächst nur auf dem Felde der materiellen Kultur vermuten dürfen.

Zwischen den Gebieten der einzelnen Stämme gibt es leere Grenzstriche oder -säume; eine feste Staatenbildung aber ist anders als durch zeitweiliges Erscheinen mächtiger Herrscher, die sichere Mittelpunkte bilden und festhalten, nicht möglich. Eine Art Grenzlosigkeit werden wir auch in den größten Negerreichen wiederfinden, wo der König eigentlich immer nur im Mittelpunkte, wo er residiert, auch wirklich herrscht, während sein Einfluß in dem Maße abnimmt, als sich die Unterthanen ferner von ihm fühlen. Jedes dieser Reiche hat daher einen Rand von zweifelhaften Tributärgebieten, die nur auf die Gelegenheit warten, abzufallen. Was Wunder, wenn Stämme und Reiche auftauchen und vergehen wie Wellen vor dem Winde? Die politische Karte Afrikas und damit endlich auch die ethnographische ist in beständiger Veränderung.

Dazu kommen jene Scheinvölker bizarrer Sklaven, die sich ihre elende unterworfene Existenz damit versüßen, daß sie das kriegerische Äußere ihrer Herren nachahmen, wie die falschen Wayao am Rovuma oder Umzilas Unterthanen am unteren Limpopo, jene Sulu-Affen, die sich, leibeigen und unkriegerisch, in der Furcht einflößenden Sulumaske gefallen. Daß Stämme mit der Zeit Namen angenommen haben, die ihnen ganz willkürlich von anderen beigelegt wurden, verwirrt ebenfalls; so verschiedene Betschuanenstämme den Namen „Mangati", den ihnen die Sulu gegeben hatten. Für die so häufige Neubildung von Völkern um den Kristallisationskern eines Mächtigen haben wir in den Makololo ein klassisches, ganz historisches Beispiel.

Nichts gibt einen richtigeren Begriff von der Armut eines niederen Kulturstandes, als das wenig prächtige Auftreten afrikanischer Herrscher; und nichts gibt gleichzeitig einen so vollkommenen Begriff von dem, was ihre höchsten Wünsche sind, als das, was sie sich mit all ihrer Macht verschaffen. Nichts von orientalischem Pomp und Glanz: die großen Sulu- und Matabelekönige, Muata Jamvo, Kasembe, Kasongo, alle diese Größen der afrikanischen Negerwelt erscheinen persönlich ungemein einfach. Ein paar Talismane, ein geschnitzter Stuhl (s. Abbild., S. 27 u. 28), eine Prunkwaffe (s. Abbild., Bd. I, S. 665), ein paar eiserne oder aus Giraffenhaar gewundene Ringe mehr, als ihre Unterthanen besitzen, ein Affenfell, eine rote Jacke bilden ihre ganze äußere Auszeichnung. Die Einnahmen der Häuptlinge sind außer dem Handel die Bezahlungen, die ihnen als Schiedsrichter bei Dorfstreitigkeiten, die Strafen, die ihnen für Vergehen in ihrer Residenz zufallen, eine Steuer vom Handel mit Elfenbein, Sklaven und Kähnen. Zu den Vorzügen ihrer Stellung gehört aber der Besitz von möglichst viel Weibern, unbeschränkter Menge von Bier und Tabak für sich und ihren Hofstaat, und ein Vorrat von Flinten und Munition. Rechnet man ihre etwas größeren Hütten und Anwesen hinzu, so dürfte alles erschöpft sein, was ein Negerherrscher materiell vor seinen Unterthanen voraus hat. Doch dazu kommt noch etwas sehr Wichtiges: das Zeremoniell, die Eskorten von Speerträgern, Zauberern und bewaffneten Weibern und der Lärm der Musikbande, in der alte, „vom Geisterhauch umwitterte" Trommeln besonders hochgehalten werden. Der Neger hat eine starke Neigung zu hohlem Zeremoniell. Daher die Bedeutung der Zeremonienmeister in dem barbarischen Hofstaat. Damit hängt auch seine Neigung zum

Diplomatisieren zusammen, die einen weiteren Grund in der Vorliebe für den Streit mit Worten statt mit Thaten findet. Wichtige Männer an Negerhöfen sind daher die Botschafter, gewandte Leute, auf deren Diskretion man sich vollständig verlassen kann. Sie bemühen sich, ein feines und höfliches Benehmen zu zeigen. Durch die Beobachtungen, die sie auf ihren Reisen machen, sind sie ihren übrigen Mitbürgern überlegen. Um Ableugnungen und unabsehbaren Widersprüchen, die der Mangel an schriftlichen Festsetzungen nach sich zieht, vorzubeugen, besteht der Gebrauch, die internationalen Verhandlungen von Volk zu Volk immer den Händen desselben Mannes anzuvertrauen. Die Basuto hatten unter Moschesch sogar für jedes Nachbarland einen eignen Botschafter bestellt. Dieses ermüdende und wenig lohnende Amt scheint denen, die damit betraut sind, nicht zur Last zu sein. Casalis, der Basuto-Missionar, erzählt: „Mein alter Freund Seetane (‚der kleine Schuh‘) teilte mir jedes Jahr mit einem zufriedenen Lächeln mit, daß er an den Hof des Suluhäuptlings Mpanda abreise. Er hatte bis dahin 100 Meilen zu Fuße zu gehen und ebenso viele zurück. Ich versah ihn jedesmal mit etwas Tabak, und mit diesem sowie mit seinem kleinen Sacke voll gerösteten Mehles ging er frisch und guter Dinge, als handelte es sich nur um einen kleinen Spaziergang.“ Auch sind diese Botschafter meist mit einem wunderbaren Gedächtnis begabt, was begreiflich ist, da sie die ihnen mündlich mitgeteilten Depeschen Wort für Wort wiedergeben und beim Mangel der Schrift gleichsam lebendige Archive sein müssen. Eine Eigentümlichkeit aller dieser Despoten ist das beständige Entsenden von Boten nach allen Richtungen, und es gehört zu den gewöhnlichen Erlebnissen der europäischen Reisenden in diesen Gebieten, kurz nach ihrer Abreise aus der Höhle eines solchen kleinen Löwen von seinen Boten eingeholt zu werden, die noch einen oder mehrere verspätete Wünsche zu überbringen haben. Offenbar hängt dieses ganze Erkundigungs- und Botenwesen eng mit dem Bedürfnis der Negerherrscher zusammen, über alles unterrichtet zu sein, was in den Grenzen ihrer Erfahrungsmöglichkeit vorgeht. So wie sie eifersüchtig wachen, daß ihre Residenzdörfer die Mittelpunkte des von ihnen monopolisierten Handels bleiben, so fühlen sie sich auch berufen, Kopf und Ohren ihres Volkes zu sein. Und so ist denn die Spionage unter diesen „Wilden“ ganz ebenso hoch entwickelt wie unter irgend welcher für ihre Existenz fürchtenden Bevölkerung der zivilisierten Welt. Jeder Mann eines Stammes fühlt sich verpflichtet, dem Häuptling alles und jedes mitzuteilen, was zu seiner Kenntnis kommt; wird er aber von einem Fremden befragt, so gibt er entweder absichtlich die dümmsten Antworten, oder solche, von denen er weiß, daß sie seinem Häuptling gefallen werden. „Ich glaube“, sagt Livingstone, „daß sich auf diese Weise Sagen von ihrer Unfähigkeit, mehr als zehn zu zählen, zu derselben Zeit verbreitet haben, wo Setschelis Vater 1000 Rinder als Grundlage des Hausstandes seines Sohnes auszählte.“



Dolchmesser aus Bihé. (Nach Cameron.)

Fügt man nun hinzu, daß der Häuptling auch immer der Oberzauberer oder Zentral-„Fetischör“ seines ganzen Volkes (als solcher oft weit über seine Grenzen berühmt), Erzzauberer und Erzpriester ist, daß er der Hüter des Feuers, das nach seinem Tode ausgelöscht wird, um neu durch Reiben entzündet zu werden, und, was oft ebenso wichtig, sein erster Kaufmann ist, dann sieht man in ihm eine reale Machtfülle vereinigt, der nichts als die innere Gewähr der

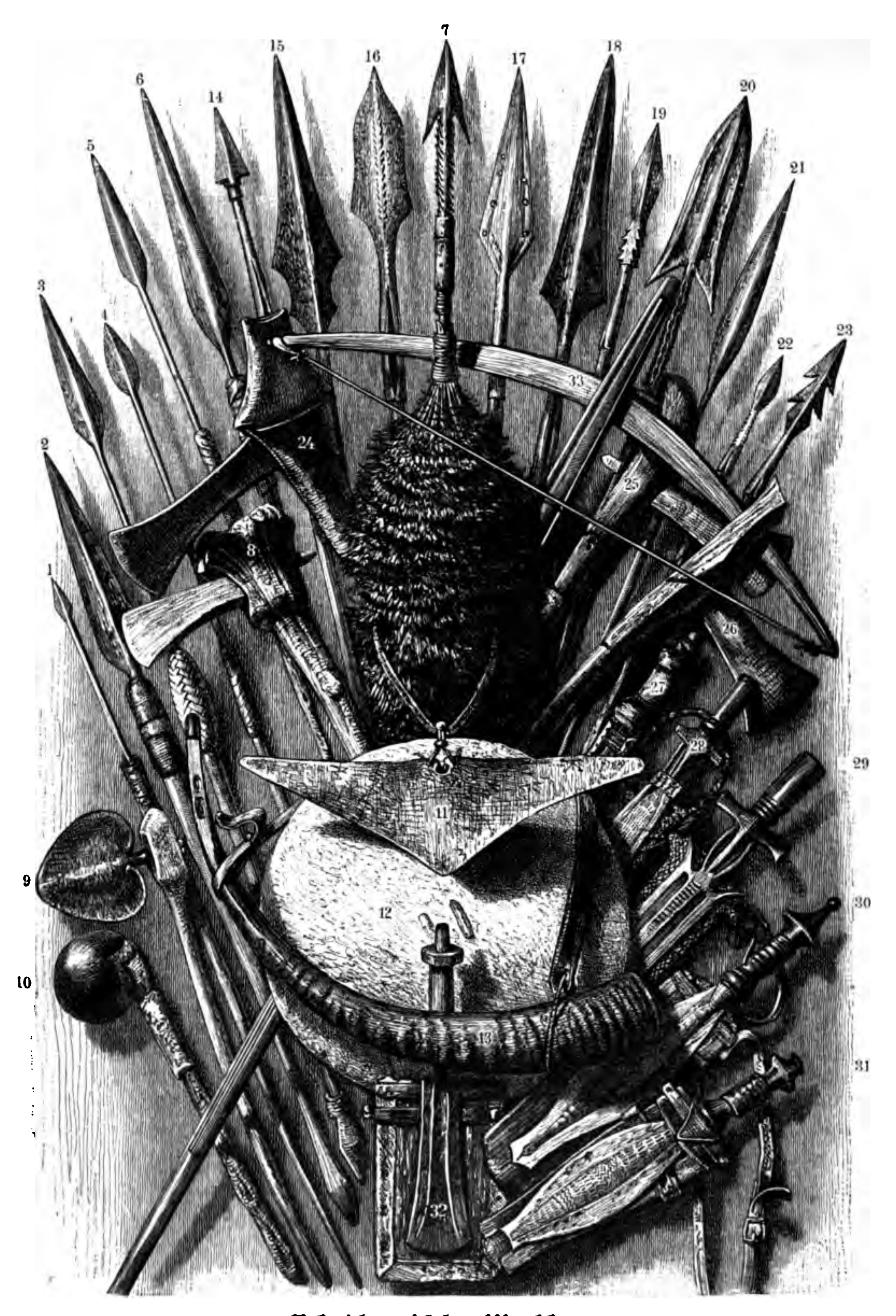
Dauer fehlt, um imposant zu sein. Durch die Ältesten des Volkes und die Ratgeber mit einem Parlament umgeben, das ihn dem Volke gegenüber deckt, ist die Stellung eines Negerfürsten, wie so vieles im Leben der Neger, im Wesen vortrefflich, nur entwickelt sie sich häufig schief und hohl. Die Ratgeber wissen sich übrigens nicht selten ebenfalls durch Zauberkräfte gefürchtet zu machen, die selbst stärker als die des Häuptlings sein können. Der Einfluß Umzilas unter den eingeborenen Stämmen beruhte hauptsächlich auf dem Rufe, einige mächtige Zauberer in seinem Dienste zu haben, von denen, die mit Krankheit und den Elementen fechten anstatt mit Waffen.

Der Neger ist nicht in dem Maße kriegerisch beanlagt wie sein hamitischer Nachbar im Galla- und Somaliland, wie viele nubische und arabische Stämme Nordafrikas und des Sudan. Dafür ist er zuviel Genußmensch, zu naiv, zu sanguinisch. Daher spielt auch bei vielen Häuptlingen, besonders westafrikanischer Neger, die militärische Stellung eine kleinere Rolle. Bei den Stämmen aber, die von kriegerischen Traditionen erfüllt sind, und deren Existenz sogar auf ihrer mititärischen Stärke beruht, ist der Häuptling selbstverständlich der oberste Führer des Heeres. Hier nimmt dann auch das Häuptlingstum sogleich einen ernsthafteren, wichtigeren Charakter an und ist eng mit dem Ruhme des Volkes verflochten. So vor allem bei den Sulu. Solche Stämme treten aus der Defensive heraus; sonst ist der Hinterhalt Charakterzug der Kriegführung der Neger, die sich ihrer Stärke in der Verteidigung wohl bewußt sind. Daß die meisten Negervölker keine Pferde besitzen, macht ihnen den Angriff im Kriege noch schwieriger.

Die Sulu aber, Watuta und andere zeigen, daß der Neger auch außerhalb der Felswälle anzugreifen versteht und das Herz dazu hat. Die ersten Kaffernkriege liefern bewundernswerte Beispiele von kühnem Vorgehen der schlecht bewaffneten Schwarzen gegen geschulte Soldaten mit Flinten. Wenn einige als Grundzüge des Negercharakters Feigheit und Frechheit bezeichneten und ihn darum tief unter den nordamerikanischen Indianer und selbst den Malayen stellten, so ist das einseitig geurteilt. Daß den wilden Mut, den sie oft genug entfalten, ihnen erst die Sicherheit einflößt, auf der Gegenseite Furcht erregt zu haben, widerspricht nicht dem Vorhandensein der Fähigkeit zu mutigem Angreifen. Der Neger neigt zum Übermut und bramarbasiert. Nur die deutlichste und vor allem folgerichtigste Entschlossenheit kann seinen Übermut zurückdämmen und den gefährlichen Ausbrüchen seiner Wildheit vorbeugen. Im kleinen wie im großen, bei der Lohnarbeit auf dem Felde wie in der Politik hat es sich stets bewährt, daß, bei der geringsten Anmaßung zurückgewiesen, der Neger nicht weiter an sein Begehren denkt, während sich sonst seine Unverschämtheit ins Grenzenlose steigert. Es ist dies der Charakter des Verkehrs von Tieferstehenden zu Höheren. Man kann dem Neger keinen besonderen Vorwurf daraus machen. Wenn wir gewohnt sind, Mut und Bescheidenheit Hand in Hand gehen zu sehen, so ist dies freilich ein höheres Ideal, aber beide gehören nicht untrennbar zusammen. Es gehört jener Zug zur instinktiven Diplomatik des menschlichen Verkehrs, der immer danach strebt, seine Forderungen nach dem Maße von Nachgiebigkeit zu stimmen, dem er begegnet. Und der Neger ist als Erzrealist Meister in dieser Diplomatie.

Der Neger hat wertvolle militärische Eigenschaften im Dienste der Weißen in den Vereinigten Staaten, in Algerien, in Ägypten, in Deutsch-Ostafrika gezeigt. Bei großer Körperkraft und Fähigkeit, Strapazen zu ertragen, ist er gelehrig, weiß zu gehorchen und weiß auch zu schätzen, daß er Soldat ist. Er liebt das bunte Kleid und seine Waffe. Die Amerikaner machten viele gute Schützen aus befreiten Negersklaven. Der geborene Sanguiniker ist natürlich befähigt zu jener schwer definierbaren Stimmung, die man „élan“ nennt; und was im Ernstfall vielleicht am wichtigsten ist: angeboren ist ihm ein niedrigerer Begriff vom Werte eines Menschenlebens als dem weißen Menschen. Die große Mehrzahl der schwarzen Truppen Ägyptens bestand vor der englischen





Afrikanische Waffen:

1—10, 14—32) Speere, Lanzen, Schlachtäxte, Wurfkeulen von Kaffern, Kongonegern und Zentralafrikanern (Museum des Berliner Missionshauses, Museum für Völkerkunde, Berlin, und Christy Collection, London); 11—13) Brustschild, Schild und Kriegstrompete von der Ostküste (Christy Collection, London, und Museum des Berliner Missionshauses). 33) Armbrustbogen der Fan (Christy Collection, London).

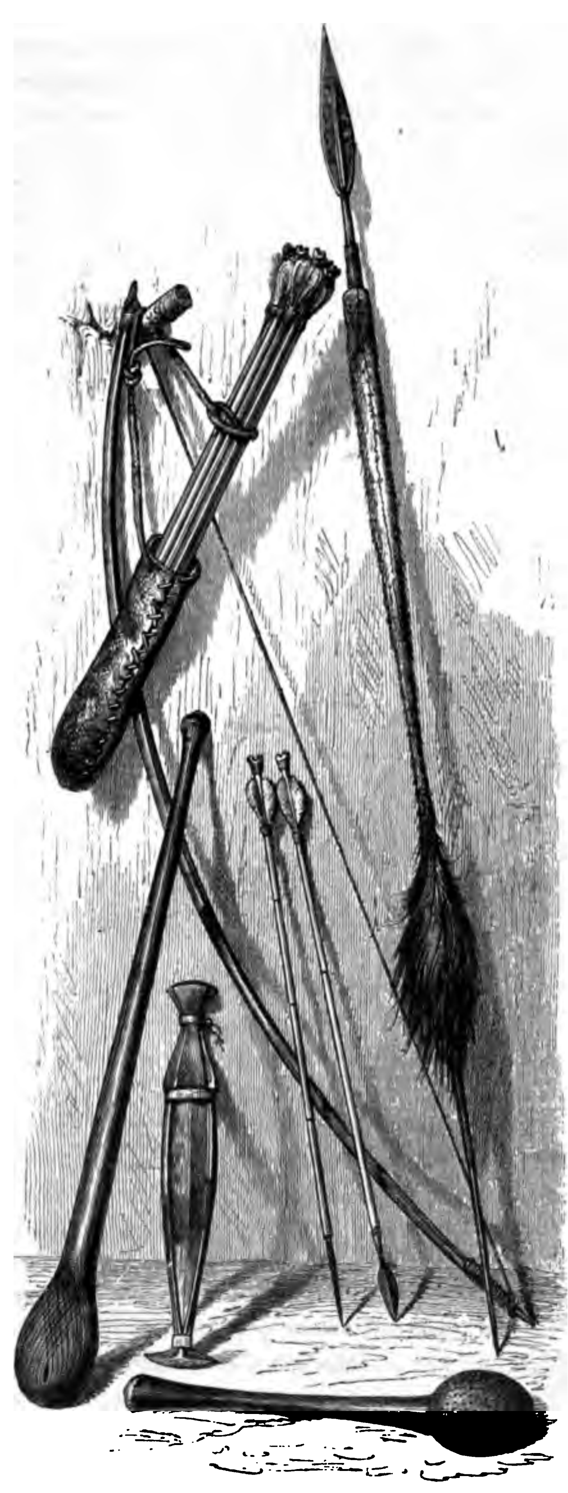
Invasion aus Dinka, denen ihre imposante Gestalt, ihr hoher Wuchs und eine angeborene Tapferkeit einen hervorragenden Platz in der ägyptischen Armee anwiesen. Ihre Gemeinwesen, die ganze Bezirke zu einem durch Kriegermenge imponierenden Stamme vereinigten, haben den Ägyptern und Nubiern wirksamen Widerstand entgegengesetzt, und die Dinka blieben eine Oase von Unabhängigen mitten unter Unterworfenen. Mit gleicher Tüchtigkeit haben sich in den Äquatorialprovinzen die Madi und Sandeh als Soldaten bewährt.

Die Kriegführung der Neger ist natürlich grausam. Von humanitären Rücksichten unbeengt, geht sie auf das zweckmäßigste vor, indem sie die „Zerstörung" des Feindes ins Auge faßt. Hier kommt die Geringschätzung des Menschenlebens so recht zur Geltung. Durchdringt sie doch überhaupt einen großen Teil der Anschauungen und des Thuns der Neger. Nach Livingstones Schilderung waren die Makololo zwar ebenso Wilde wie ihre Volksgenossen, aber sie hatten gemeinsam mit manchen anderen Stämmen des großen Kaffernvolkes doch feinere Unterscheidung zwischen Recht und Unrecht und festere, dauerndere Gebräuche in Bezug auf Richten und Strafen. Allein ihre Gleichgültigkeit gegen Blutvergießen durchbrach zerstörend diesen Ansatz höherer Entwickelung. Dieser eine Zug vernichtet alle sittigenden Wirkungen, wozu andere Eigenschaften ihres Charakters zu entwickeln wären, und sie bleiben Wilde, solange sie ihn nicht ablegen. So wie (zu Cotterills Zeit) die Manganja am Nyassa handelten, die in ihrer Wut über einen vergeblichen Sturm 80 Gefangene, alles Weiber und kleine Kinder, mit kaltem Blute vor den Augen der Belagerten massakrierten, würden im gleichen Falle die meisten Negervölker durch ganz Afrika gehandelt haben. Gerechterweise wollen wir aber hier doch auch die geschichtliche Thatsache nicht übersehen, daß in den blutigsten Abschnitten der Kaffernkriege Weiber und Kinder der weißen Ansiedler sehr oft von den Kaffern geschont wurden; und wahrscheinlich sind mehr von ihren Weibern und Kindern getötet worden, als sie selber töteten. Das schloß allerdings die größten Treulosigkeiten und Grausamkeiten gegen weiße Männer nie aus.



Ein Schwert mit Scheide, von Kamerun. (Britisches Museum, London.) 1/5 wirkl. Größe.

Im allgemeinen sind die Waffen der Neger nicht durch jene hohe Vollendung ausgezeichnet, die man bei vielleicht weniger kriegerischen Völkern der Inseln des Stillen Ozeans findet. Sie haben seltener eigentliche Zier- oder Schauwaffen (s. die beigeheftete Tafel „Afrikanische Waffen"). Ihre Speere lassen es nicht an Mannigfaltigkeit der Form und Größe der Klingen fehlen, ebenso ihre Schlachtäxte; aber diese Formen schwanken um einen beschränkteren Typus und sind immer verhältnismäßig einfach. Und abgesehen davon ist die Arbeit daran oft nicht sehr vollendet; die Reinheit der Kanten, die Schärfung und Glättung der Klingen lassen zu wünschen übrig. Es hängt dies keineswegs mit einem allgemein niedrigeren Stande dessen zusammen, was man sonst wohl in Afrika Kunstgewerbe nennen könnte. Die Griffe sowohl der Speere als der Beile, Dinge, denen



Waffen der Ovaherero. (Museum für Völkerkunde, Berlin.)

allerdings nur eine sekundäre Wichtigkeit zukommt, sind nicht nur in der Regel ohne Verzierung, sondern häufig auch roh gelassen. Man sehe sich eine Sammlung polynesischer Speere neben einer aus Süd- oder Innerafrika an, und man wird einen gewaltigen Unterschied wahrnehmen. Dort, selbst bei den rohen Neukaledoniern, alles Glättung, Glanz, Zierat, hier ungleiche Stöcke kaum gerade gemacht. Wo Bogen bei den Negern vorkommen, bleiben sie in der Regel weit zurück hinter außerafrikanischen. Realistisch genug ist der Zweck dabei immer wohl im Auge behalten. Speer und Wurfkeule sind die verbreitetsten Waffengattungen; Streitaxt und Messer schließen sich an. Das Messer scheint allerdings aus dem arabischen Kulturgebiet von Norden und Osten her eingedrungen zu sein. Kleine, mit Lehmkugeln beschwerte Wurfpfeile kommen gelegentlich vor. Bogen und Pfeil (häufig vergiftet) sind auch weitverbreitet; sie werden aber von einer großen Anzahl afrikanischer Stämme gar nicht benutzt, und es scheint, als ob einige sie den niedrigeren, unterworfenen Völkern zuweisen und als minder edle Waffen betrachten. Darum sind sie an weniger begünstigten Wohnplätzen, im Walde, im Gebirge, in Steppen weiter verbreitet. Die echt afrikanischen Bogen haben einfache, nicht, wie die asiatischen, eingedrückte Wölbung; doch kehren Anklänge an diese und andere Eigenschaften, wie Durchbohrung, Aufbiegung der Spitzen, häufig wieder. Flinten finden raschen Eingang. Große Streitkeulen, Wurfvorrichtungen für Speere, Blasrohre, lange Schwerter sind den eigentlichen Negern unbekannt. Wurfeisen und Wurfhölzer kommen nur bei nördlichen Stämmen vor.

Zur Kriegsausrüstung des Negers gehören noch andere Dinge als Waffen: er sucht auch durch den Schrecken zu

1—4, 7) Lanzen vom oberen Kongo. 1/10 wirkl. Größe.

5, 6) Lanzen der Manyema. 1/10 wirkl. Größe.

8) Harpune vom oberen Kongo. 1/10 wirkl. Größe.

9) Schild der Bassange. 1/11 wirkl. Größe.

10) Messer vom Kassai. 1/6 wirkl. Größe.

11, 12) Bogen von der Mündung des Kuango und vom Kassai, Balubaform. 1/11 wirkl. Größe.

13) Bogenhalter der Waguha. 0,58 cm hoch.

14) Marimba. 1/6 wirkl. Größe.

15) Pfeile von 0,67 bis 0,90 m.

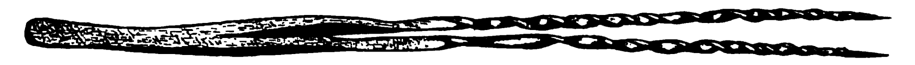
1—8, 10—12, 15) Sammlung Mense, 9) Sammlung Pogge, 13, 14) Sammlung Wissmann.



Zentralafrikanische Waffen und Geräte. (Museum für Völkerkunde, Berlin.)

wirken. Er schmückt sich zum Kriege, wie bei Festen, durch Bemalung, wogegen die blank geputzten Eisen- und Messingornamente glitzernd abstechen. Einige Eisenketten oder ein steif abstehender Ring von Zebramähne kreuzen schärpenartig die Brust. Das trotzige Gesicht ist bei Masai, Sulu und Verwandten umrahmt von einem Kreise auf Leder befestigter, schwarzer, kurzer Straußfedern, woraus sich auf dem Scheitel hoch wallende, weiße oder keck emporgerichtete Hahnenfedern erheben. Noch schreckender ist der Eindruck, wenn das Kriegsgeschrei von einer wilden Musik begleitet wird. Die Geschichte der Kaffernkriege lehrt, daß selbst europäische Truppen nicht immer gegen eine solche Entfaltung kriegerischer Wildheit gepanzert waren.

In keinem Teil der Erde hat die Sklaverei eine so gewaltige Bedeutung erlangt wie in Afrika. Der ganze Erdteil und außerdem noch europäische, asiatische und in den letzten Jahrhunderten hauptsächlich amerikanische Länder sind aufs tiefste dadurch beeinflußt worden. Der einst allgemein verbreitete Sklavenhandel, vom Christentum zurückgedrängt, hat sich mehr und mehr auf Afrika und seine östlichen Nachbargebiete eingeschränkt gesehen, und die Europäer folgten seit 1442 hier den Spuren der Araber. Schon vor Las Casas Vorschlägen, die rasch dahinwelkenden Indianer in den Bergwerken und Plantagen durch Neger zu ersetzen, wurden Negersklaven nach Amerika geführt; danach aber wurde für jede Provinz die erforderliche Zahl genau festgesetzt



Eine Sklavenpeitsche aus Nilpferdhaut. (Nach Du Chaillu.)

und ihre Einfuhr monopolisiert. Spanien erwarb Besitzungen in Afrika eigens zum Sklavengewinnen. Das Hauptgebiet des Sklavenhandels ward die Küste von Oberguinea, an der sich nach und nach alle Mächte, die Sklaven brauchten, niederließen, während von Unterguinea aus die Portugiesen hauptsächlich Brasilien mit Sklaven versorgten. Die Sklavenausfuhr aus Ostafrika war früher beschränkt: die Portugiesen kauften hier die sogenannten Kaffern für Indien, und die Franzosen für ihre Besitzungen im Indischen Ozean. Dann kamen aber die Araber, die vorher ihren Bedarf in Ägypten gedeckt hatten; und als seit 1815 dem Sklavenhandel an der Westküste einige Riegel vorgeschoben worden waren, blühte er in Ostafrika erst recht auf.

Der Sklavenhandel in dieser Größe wäre allerdings unmöglich gewesen, wenn nicht die Sklaverei in Afrika allverbreitet wäre. Ihre größte Ursache ist Kriegsgefangenschaft; doch kann sie auch als Strafe für Übertretung von Gesetzen und als Buße für nicht erfüllte Schuldverpflichtungen auferlegt werden. Sehr weit entfernt jedoch ist diese Sklaverei von der maschinenhaften Zwangsarbeit mit gekauften Menschenkräften, wie sie in den Baumwollenstaaten Nordamerikas, in Cuba und Brasilien üblich war. Es ist nicht zu leugnen, daß der freieste Neger in Afrika nicht in dem Sinne frei ist wie der ärmste Bürger Europas. Irgend eine Kette trägt jeder. Nur Fürstenkinder verfallen nicht der Sklaverei; diese aber ist wieder strenger für die von außen hereingebrachten, bis zur Unmerklichkeit mild für die durch einheimisches Recht zu Sklaven gewordenen. Bei den Sklaven, die in eignen Dörfern von den Dualla getrennt, z. B. am Mungo, wohnen und den Ackerbau besorgen und, abgesehen von ihrer Unfreiheit, nur um ein weniges schlechter leben als ihre Herren, denkt man unwillkürlich an jene von Tibbu unterworfenen Oasenbewohner der Zentralsahara, die für ihre Beherrscher die Dattelgärten pflegen und deren Ernte dann mit ihnen teilen. Wir haben in den Bewohnern der Sklavendörfer höchst wahrscheinlich ein ähnliches, auf Eroberung begründetes Mittelding von Lehnswesen und Sklaverei, das sich nur infolge des Sklavenhandels mit der Zeit eher verschärft als gemildert haben dürfte. Ursprünglich gehörten die Kinder dieser Sklaven nicht unbedingt ihren Besitzern, wie heute,

wo sie von ihnen sogar verkauft werden; Kinder einer Sklavin von einem Freien sind nur in wenigen Punkten minder bevorrechtet als ihre Väter. Nur Sklaven tragen den schimpflichen Namen Nigger.

Da das südliche Kongobecken im Inneren zu den von europäischen Einflüssen am wenigsten berührten Teilen Afrikas gehört, sind die Beobachtungen, die dort in großer Zahl über Sklaverei und Sklavenhandel gemacht wurden, von doppeltem Interesse. Die Sklaverei ist nun ohne Frage dort allgemein. Selbst in den portugiesischen Besitzungen, wo sie formell aufgehoben ist, lebt sie fort, und heute wie ehemals rekrutieren sich die „arbeitenden Klassen" durch Ankauf von Negern, mit Vorliebe aus dem Lande des Muata Jamvo. Von den Hauptsklavenmärkten Mukenge, Tschileo (als Ort billigsten Bezuges bekannt: man erhält dort für ein Gewehr zehn Sklaven) und Kabao gingen noch vor wenigen Jahren jährlich Tausende über den Kassai westwärts; und es sind unter den einheimischen Völkern die Kioko und Bangala hauptsächlich als Händler und Führer von Sklavenkarawanen thätig. Frauen und Mädchen können in diesem Gebiete als die im inneren Handel der Neger gangbarsten Artikel um so mehr bezeichnet werden, als sie auch die Angolaner bei einem Stamme suchen, um sie gegen Elfenbein bei einem anderen umzutauschen. François berichtet von einer Sklavin, die vom Häuptling Tenda an Muata Jamvo, von diesem nach einem Issumbi-Ort am Lualaba, von dort wieder in ihre Heimat, den Kreislauf vollendend, verkauft worden war. Der Tribut der Häuptlinge besteht immer zum Teil aus Sklavinnen; und schwache Stämme werden von stärkeren, wie die Baluba von den Bakuba, oder die Batua von allen anderen, einfach als Sklaven bezeichnet, weil sie stets bereit sein müssen, Sklaven abzugeben. Hat ein Kalamba oder Lukengo den Tributzug durch sein Reich vollendet und kehrt mit Hunderten von Sklavinnen, die von entsprechend zahlreichen Sklaven bewacht werden, zurück, so belebt sich weithin der Handel, wie nach einer guten Ernte.

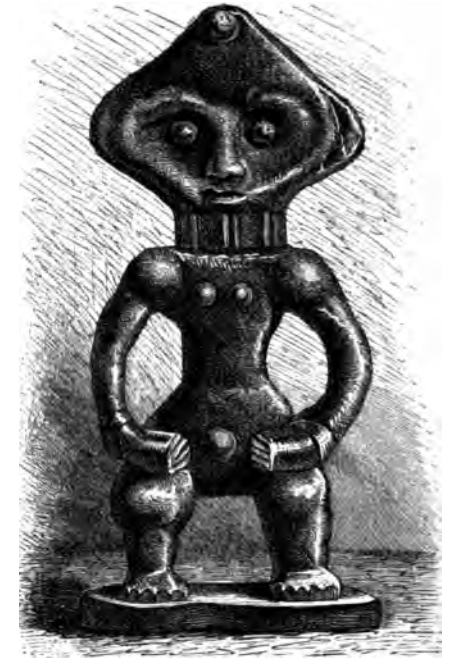
Schon für die ersten Schriftsteller über den afrikanischen Sklavenhandel, besonders für Wilberforce, stand es außer Zweifel, daß die Kriege der Afrikaner untereinander dessen ergiebigste Quelle seien. „Diese Kriege rufen Vergeltung und erzeugen dadurch endlose Zwistigkeiten, nähren einen Geist der Feindseligkeit und Rache, der sich in den Häuptlingen von Geschlecht zu Geschlecht vererbt." Entsprechend der unveränderten Wiederkehr der einfachen afrikanischen Sitten finden wir dort schon bis in die Einzelheiten dieselben Vorgänge, die uns die jüngsten Berichterstatter schildern. Nur war vor 100 und noch vor 70 Jahren der unmittelbare Anteil europäischer Händler und Schiffer, die der Ware wegen Kriegs- und Raubzüge anregten, stärker als später. Diese Funktion ist heute auf die Araber übergegangen. Die Nachfrage nach Sklaven hat die Eroberungszüge gefördert und recht eigentlich Eroberungsvölker geschaffen. Wir werden in der Einzelbetrachtung die engen Verbindungen zwischen europäischen oder arabischen Sklavenhändlern und afrikanischen Häuptlingen kennen lernen. Der Bedarf an Sklaven hat nicht, wie Enthusiasten wollten, die „ungemein milden Gesetze der Neger" allein verschärft, so daß Sklaverei fast eine Strafe für jedes Vergehen wurde; wohl aber hat sie ihren Einfluß auf Sitte und Recht der Neger geübt und viele einst starke Bande gelockert. Wilberforce, der die niedrige Kulturstufe der afrikanischen Küsten- und Stromanwohner und die höhere der Binnenländer kannte und sie als einen Widerspruch gegen alle Gesetze der Geschichte bezeichnete, schrieb sie allein dem verwüstenden Einfluß des Sklavenhandels zu, zum Teil mit Recht. Jene beengende Stille, die Stanley auf der Ebene am Südfuß des Ruwensori schildert, wo das ganze Volk ausgewandert ist, gehört zu den Merkmalen der „historischen Landschaft" des Afrika der Sklavenhändler. Dem Sklavenhandel, der die überflüssigen Menschen zur bestbezahlten Ware machte, ist es zwar zuzuschreiben, wenn unmittelbar an der Westküste Menschenopfer seltener wurden; wenn aber die Sklavenjagden unverwertbare Menschenmassen aufhäuften, konnten sie der Neubelebung der

alten Menschenopfer nur dienlich sein. Wir hören davon häufig in Benin und Altkalabar, alten Mittelpunkten der Sklavenausfuhr. Daß der Sklavenhandel die Küstenneger mit dem Abschaum Europas bekannt machte, hat sehr viel zu ihrer Zersetzung beigetragen. Die Lehren des Christentums blieben unwirksam angesichts dieser Greuel, und die Neger machten nur Rückschritte. Europa brachte fast nichts als Gewehre, Schießpulver und Branntwein, alles drei Geißeln des Landes. Es gab einst kleine Häuptlinge an der Goldküste, die für 2000 Sklaven Branntwein im Jahre für ihren eignen Bedarf kauften.

Noch in anderer Beziehung wird die Sklaverei in Afrika zu einer Thatsache von politischer Bedeutung. Die Absonderung der Sklaven in einer sozialen Schicht von scharfer Begrenzung läßt aus ihnen unter günstigen Verhältnissen besondere politische Gebilde hervorgehen. Aus dem gesonderten Wohnen der Sklaven entwickeln sich Sklavenbezirke. Von dem vielgenannten Dualladorf Hickory Town wird behauptet, daß es einst ein Sklavendorf gewesen und Niggerie Town genannt worden sei. Eine Ansiedelung der Wasegua am Djub, mit der 1865 von der Decken in Berührung kam, war durch flüchtige Sklaven, Wasagara, entstanden; sie besaßen eine Stadt am Fluß und mehrere Dörfer und waren mit Speeren und Bogen bewaffnet. Man hat nie alle Abstufungen zwischen der echten Sklaverei des etwa zu einem Menschenopfer oder zum Wiederverkauf erfolgten Handels, der Arbeitsleibeigenschaft, der politischen Unterwerfung mit Tributverpflichtung, endlich der Abhängigkeit der jagenden Stämme (wozu auch die sogenannten Zwergvölker gehören), der Schmiede und andere unterschieden. Die echte Sklaverei, die die Europäer früher aus praktischen, dann aus idealen Gründen am meisten interessiert hat, ist der letzte Sproß dieser mannigfaltigen Verzweigung.

Die Religion der Neger ist keine der grausamsten, wie sich überhaupt der Negercharakter von keiner geistigen Forderung übermäßige Opfer auferlegen läßt; aber es kommen Menschenopfer vor, wenn auch nicht in solcher Ausdehnung wie einst bei den Mexikanern, und in viel größerem Maße aus weltlichen Gründen. Auch Menschenfresserei wird von einigen Völkern in großem Maße geübt. Die Neigung besonders der Araber, überhaupt der den Menschenfressern benachbarten und deshalb in Furcht vor ihnen lebenden Völker, diese unmenschliche Sitte zu übertreiben, trägt die Kannibalensage, die von den „Nyam-Nyam“ her schon Hornemann in Mursuk erreichte, durch alle afrikanischen Stämme. Sie wird in alle Himmelsgegenden und Länder verlegt. Aber ohne Zweifel ist sie an mehr als einer Stelle berechtigt. Die Nachrichten von anthropophagen Betschuanen zeigen außerdem, daß diese Barbarei auch dort Platz greift, wo sie nicht hergebracht ist. Das Elend der Matabelekriege hatte im Lande der Maschona und Makalaka ganze Stämme zu Menschenfressern gemacht. Merensky berichtet auch, wie die Jünglinge der Matabele, die Männer werden sollten, durch den Qualm eines Menschenopfers zogen. Wenn der Herrscher von Dahomeh noch in den siebziger Jahren jährlich bis zu 500 Menschen opferte, ist es nicht klar, ob er sie seinem Groll oder seinem Gott hinschlachtete. Man glaubt aber, daß Regenzauber durch Menschenopfer verstärkt wird. „Auch in Senegambien“, sagt Bastian, „ist mancher Berg Heremus mit dem Blute eines vaterlosen Knaben getränkt, um die Mauern zu befestigen, und fordert aus jedem Walde die Stimme der Wila ihre sühnenden Opfer.“ Diener folgen ihrem Herrn, Krieger ihrem Häuptling ins Grab. „Aus diesem Grunde wagt es kein Walungu-Hauptmann, sich gegen das Leben seines Herrn zu verschwören, da er damit sein eignes Todesurteil unterschriebe, und es liegt in gleichem Grade in seinem eignen Interesse, mit allem Eifer für des Herrn Sicherheit zu wachen.“ (Joseph Thomson.) Auch Frauen werden mit ihrem toten Gatten begraben, wobei man wohl am Grabe eine schmale Öffnung läßt, wodurch das Opfer atmet. Sobald es sich zwei Tage nach dem Begräbnis findet, daß sie das schreckliche Gefängnis überlebte, gestattet man ihr zu leben. An der Goldküste hat sich aus der

Tötung der Häuptlingswitwen die mildere Form der Einkerkerung während des Begräbnisses herausgebildet. Menschliche Hirnschalen, zu Trinkgefäßen benutzt, kennen wir von der Guineaküste (s. Abbildung, Bd. I, S. 120). Außerdem wird mit Menschenfleisch verdächtiger Hokuspokus getrieben. Mit Menschenfett salbt der Häuptling der Matabele seinen Leib, macht er die Ländereien fruchtbar. Ein Aberglaube an die Wirksamkeit von Teilen menschlicher Leichen geht durch alle Neger. Schmiede legen ein Stück Menschenfleisch in die Esse, Zauberer arbeiten am wirksamsten mit irgend welchen Teilen des Körpers, weshalb auch Lebende ihre Nägel und Haare sorgfältig verstecken. Ketten aus Menschenzähnen verleihen in Dahomeh königliche Auszeichnung. Menschliche Schädel und Kinnladen gehören dort zu den beliebten Ornamenten. Norris sah Bossa Ahadis Zimmer an Boden und Wänden ebenso wie den Weg zum Palast damit dicht gepflastert, er fand fast jeden Morgen neue Köpfe von frisch Getöteten auf der Schwelle liegen, einmal zwei Dutzend zugleich; das Aufessen des Herzens eines Feindes wird aus Dahomeh und Waidah mehr als einmal berichtet, und bei öffentlichen Festlichkeiten in Dahomeh soll das Zerreißen und Aufessen eines vom König zum besten gegebenen Menschen einen Hauptzug gebildet haben. Dennoch waren diese Züge von Anthropophagie immer mehr Ausschreitungen; in der Regel fielen die meisten Leichname den Tieren zu. Übrigens werden von den Reisenden des 16. Jahrhunderts die am Kongo und landeinwärts herrschenden Anziquer einfach als Menschenfresser, sonst aber als ehrliche, aufrichtige Leute beschrieben, denen nur das Christentum fehle, um sie den Portugiesen noch angenehmer zu machen.



Ein Hausgötze der Fan, Westafrika. (Nach Du Chaillu.)

Einer der allergewöhnlichsten Anlässe zu Menschenopfern ist die Bezauberung eines Kranken. Mit oder ohne Gottesurteil hat der solcher Zauberei Beschuldigte sein vermeintliches Verbrechen zu büßen. Am unteren Kongo wird ihm ein Aufguß der bitteren Nkassarinde bereitet, der ein sehr heftiges Herzgift enthält. Als einer der Söhne des Häuptlings William Bimbia am Kamerunfluß nach langwierigem Siechtum gestorben war, wurde irgend ein unschuldiger Mann der Zauberei angeklagt, die diesen Tod zur Folge gehabt habe. Der Unglückliche wurde an einem Baume aufgehenkt; dann eilte die ganze Bevölkerung, Männer, Weiber und Kinder, zum Strande und ging vollständig entkleidet ins Wasser; damit galt der Zauber für gesühnt und abgewaschen.

Menschenfresserei ist im innersten Afrika allgemein verbreitet; wie so oft, wird sie am meisten gerade von jenen Stämmen geübt, die höher stehen als andere. Junker nennt davon eine ganze Anzahl: die Sandeh, Mangbattu, die Völker des äquatorialen Kongo; die sonst tieferstehenden Bari am Bahr el Djebel verabscheuen die Menschenfresserei. Ein ungelöstes Rätsel; eine Vermutung über seine, vielleicht dem religiösen Gebiet ganz fernliegende, mehr wirtschaftliche Ursache haben wir oben (Band I, S. 120 f.) ausgesprochen.

Welchem Gott nun werden diese Opfer gebracht? Glaubt der Neger überhaupt an einen Gott? Wohl hören wir aus seinem Stammeln heraus das Bedürfnis, übersinnliche Vorstellungen

mit einem höchsten Wesen in Beziehung zu setzen; aber wie er es sich denkt, sagte uns bisher niemand. Weiß er es selbst? Schwerlich. Es sind nur Mythen und Märchen, worin persönlich und handelnd gottähnliche Wesen auftreten. Und außerdem hören wir Namen wie Modimo, Ukulunkulu, mit dem nach **Bleek** Bungo und Mlungu der Wakamba und Wapokomo verwandt sind, die alle mit Ältester oder Urahn, auch mit Glück oder Schicksal übersetzt werden, bei den Kaffern Kalunga und Nyambi bei den Hereró (vgl. Bd. I, S. 48), Katonda bei den Waganda und Wanyoro, Noro bei den Mangbattu (Nor ist ein Wort für Geist im Nubischen); die Dinka sprechen von Dendid, die Bari von Nun, die Schilluk von Niekam als höchstem Wesen, das besonders als Schöpfer verehrt wird. Die Sandeh sollen für die Gottheit keinen selbständigen Ausdruck haben, sondern die Bezeichnung „Soma" soll ebensowohl Glück und Unglück bedeuten; Soma wird aber für das Schicksal so gut wie für das höchste Wesen gebraucht, das sie in den Gebeten ihrer fremden Bedrücker mit „Allah" anrufen hören. Es wird wohl auch der Ausdruck Soma-gobo, d. h. Gott der Obere, angewendet, um den „Gott der Türken" zu bezeichnen. In Loango begegnen wir einem Worte Zambiamhungu, in Aschanti Nyangkupon, an der Goldküste Nyamo, in Kamerun Nyambe, das auf Gott bezogen wird. Es ist aber wohl zu beachten, daß die Namen nicht immer dieselben bleiben, sondern sich verschieben, wie an die Stelle Nyambes in Kamerun Loba, Lobe in neuerer Zeit erst getreten zu sein scheint. Die in der Einleitung zu Band I, S. 48 besprochene Zuteilung verschiedener Götter an verschiedene Verehrungsgruppen oder -Bünde kommt im Ost- und Westafrika vor und schafft natürlich mehrere Vorzugsgötter. Dazu mögen „Teufel" wie jene Tschenje und Ensone gehören, denen zu Ehren die Kongoneger mit großem Eifer strenge Feiertage mit Fasten feierten.

Einige dieser Namen kann man sicher deuten als Himmel, andere als Ältester und als Schöpfer. Die Mangbattu deuten bei Noro an den Himmel, Nyangkupon (Jankkupon) wird von **Barth** als hohe Stadt des Nyame, d. h. Himmel, erklärt. Wenn die Ewer sagen, das Schicksal sei eine unabänderliche Bestimmung, so denken sie an dessen Festsetzung durch diesen Gott, dessen Name auch Witterung, Himmel bedeutet, übrigens nie anders als in der Einzahl verwendet wird. Neben ihm stehen als zweite Gottheit die Erde als allgemeine Mutter, als dritte erst der oberste Fetisch. Auch in Loango kennt man einen Erdgeist, Nkissi, der neben dem Himmelsgott verehrt wird und seine eignen Priester hat; und an der Goldküste spricht man vom Himmel als Vater und der Erde als Mutter der Schöpfung. J. **Chapman** erlebte 1854 in Setschelis Stadt ein starkes Erdbeben, wobei in einem Augenblick alle Weiber mit Keulen und Hauen auf der Straße waren, um nach dem Himmel hinauf zu drohen und Gott unter den schrecklichsten Ausrufen zu fluchen. Der aufgeklärte Setscheli aber behauptete ruhig, daß irgendwo in einem anderen Lande ein großer Häuptling gestorben sei, und trug **Chapman** auf, ihn später wissen zu lassen, wer es gewesen sei. Die Dualla nennen Nubi den großen Geist und zugleich die Sonne, in Dahomeh wird die Sonne verehrt; und sicher hängt hiermit die weitverbreitete, besonders hier sehr ausgebildete Feuerverehrung zusammen. Die Makalaka schwören beim Feuer, bei den Hereró nähren es nur Jungfrauen. Die Akem-Leute haben auch die Vorstellung, daß einst der Himmel der Erde näher gewesen sei als jetzt. Und mit dieser weltweit verbreiteten Vorstellung hängt die Schöpfung durch Verbindung beider und eine Menge von Sagen von Himmelssteigern und -Stürmern zusammen, die dann wieder zu den Himmelsbäumen der Hesperiden überleiten.

Der **Mond** übt eine wohl noch mächtigere Anziehung auf den Negergeist. An das Wiederkehren dieses Gestirnes knüpfen sich ebenso regelmäßig wiederkehrende lärmende Nachtfeste. Seine Verfinsterungen sucht man durch Feuerbrände zu verscheuchen. Der Erdschatten ist den Matabele Rauch. Andere lassen ein Ungeheuer den Mond bedrohen. Jedenfalls gilt die Verfinsterung als etwas Übles, ebenso wie die Zeit des abnehmenden Mondes ungünstig, die des zunehmenden

günstig gedeutet wird. Die Waganda haben keine höheren Festtage oder Festzeiten als die Tage, wo der Mond zum erstenmal wieder erscheint; dann werden Flinten abgefeuert und die Trommeln gerührt. Mtesa legte sehr großes Gewicht auf die Beobachtung dieser Periode, die ihn für mehrere Tage in seinem Zauberkreis mit allen möglichen Talismanen und Amuletten gefesselt hielt. Speke nennt diese Beschäftigung „die Untersuchung des religiösen Zustandes des Landes". Jeden dritten Neumond rasiert sich der ganze Hof den Schädel, mit Ausnahme der vorgeschriebenen Kämme, Haarbüschel 2c. Den Abendstern hörte dort Emin Pascha als Geliebte des Mondes bezeichnen.

Einen dritten Aberglaubenskreis beschreibt die Negerphantasie um das Wasser. Flüsse werden als große Schlangen oder Nixen personifiziert, die Opfer in die Tiefe ziehen. Quellen und Bäche haben ihre Geister; der Ukerewe hat in Uganda sein eignes Priesterpaar, dessen Macht nur der des Königs nachsteht; auch der Logone hat seinen Priester, und zum Zeichen, daß auch hier das Gewaltige seine Wirkung auf die Negerphantasie nicht verfehlt, hegten die Batokahäuptlinge, als sie noch den mittleren Sambesi beherrschten, zwei kleine Inseln am Rande der mächtigen Wasserfälle als heilige Orte.



Ein Fetisch unbekannter Bestimmung in Lunda. (Nach Skizze von Dr. Max Buchner.) Vgl. Text, S. 47.

Eine mehr sagenhafte Auffassung der Schöpfung knüpft an die Vorstellung, daß nicht der Höchste geschaffen habe, sondern ein den Menschen Näherer. So scheiden von dem höchsten Wesen Itongo die Sulu einen Ukulunkulu, d. h. den Größten, der bei der Schöpfung der Menschen eine Rolle spielt. Er hat die Menschen aus dem Morast erschaffen, woraus er selbst kam, und zwar im Anfang. Er rief und sprach: „Es kommen hervor Menschen!" Da kamen hervor alle Dinge, Hunde und Vieh, Heuschrecken und Bäume, Gras und Korn. Er gab den Menschen Schutzgeister, Doktoren und Arzneien, gebot, daß Geschwister einander nicht heiraten sollten, setzte auch Könige ein. Wollen die Erwachsenen im Kral die Kinder los sein, so sagen sie: „Geht und ruft den Ukulunkulu und bittet ihn, daß er euch schöne Sachen gebe." Dann gehen die Kinder und rufen und schreien, aber niemand antwortet ihnen. Die Aschanti erzählen von einem Schöpfer Odomankana, der, als er den Menschen geschaffen und in allem unterwiesen hatte, in den Himmel ging, den diese vergeblich durch aufeinander gestellte Mörser zu erklettern suchten. Danach trat, wie in Babylon, die Sprachverwirrung ein. Auch an der Goldküste hören wir von einem Schöpfergott, der nicht der Erste ist, Nyongmo, und dessen Gehilfen Geister, Wong, sind. Die Betschuanen sagen: „Modimo, Gott, wohnt in einer Höhle, nach Nordosten hin gelegen, woraus alle Tiere hervorgegangen sind; es waren die Berge und Felsen damals noch weich, darum sind die Fußstapfen der Tiere in den Felsen bei jener Höhle zu sehen bis auf den heutigen Tag." Chapman wurde eine solche Höhle am Mooi-Fluß in Transvaal gezeigt. Oder sie sagen: „Gott wohnt unter der Erde und hat nur ein Bein." Dies erinnert in der Nähe an den Tsui-Goap der Hottentotten (s. Band I, S. 706), in der Ferne an die hinkenden Feuergötter unter der Erde, an

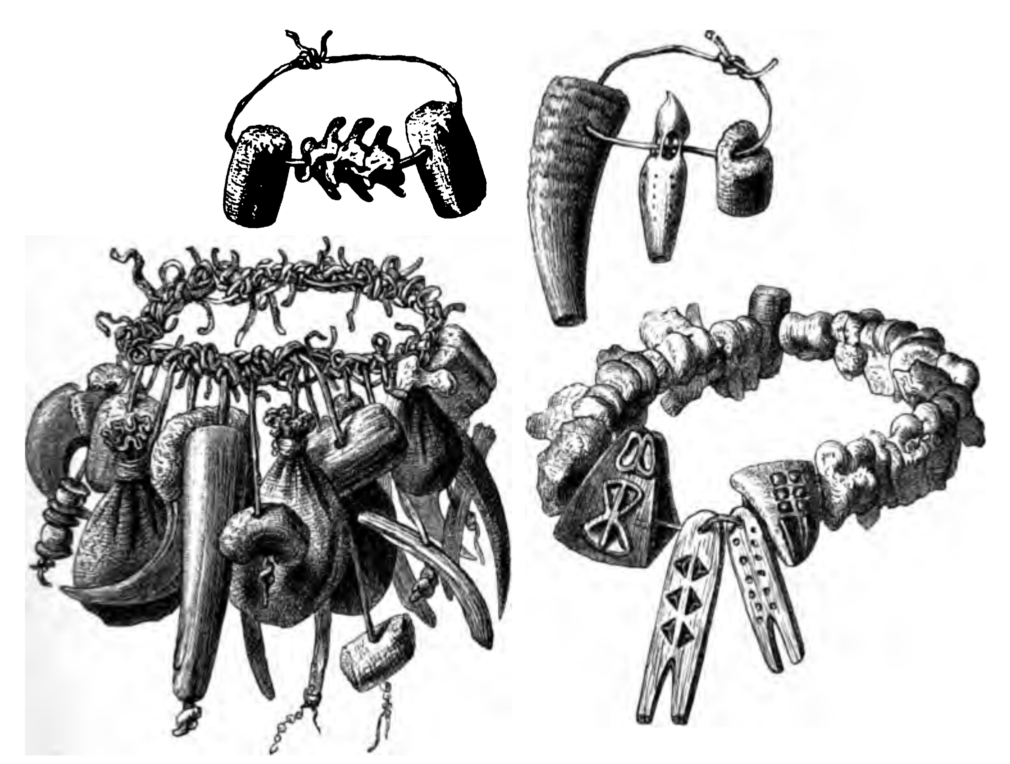
Hephästos-Mani (vgl. Band I, S. 55); selbst im Namen klingt daran auffallend an der Schöpfergott Mawu der Eweer. Bei den Madi gehen die Tiere aus einem Feuerkreis hervor, aus dem ein Wiesel und ein wachsames Vögelchen den Weg finden. Ein auch wegen des Anklanges an die Schöpfungssagen anderer Stämme interessantes Liedchen der Dinka, das uns Kaufmann aufbewahrt hat, schildert den Schöpfer in seiner Thätigkeit:

Am Tage, als Gott alle Dinge schuf,
Schuf er die Sonne,
Und die Sonne geht auf und unter und kehrt wieder;
Schuf er den Mond,
Und der Mond geht auf und unter und kehrt wieder;
Schuf er die Sterne,
Und die Sterne gehen auf und unter und kehren wieder;
Schuf er die Menschen,
Und der Mensch kommt hervor, geht in die Erde und kehrt nicht wieder.

Deutlicher noch offenbart sich die Verwandtschaft mit außerafrikanischen Mythen in der Überlieferung, daß einst ein seliger Zustand gewesen, worin die guten Menschen an einem von Gott herabgelassenen Seile in den Himmel steigen konnten. Der Strick zerriß, oder ein blauer Vogel zerbiß ihn, wie die Kitsch sagen, und damit war die Verbindung der Menschen mit dem Himmel zerrissen. Der Verlust der Unsterblichkeit und eines einstigen glücklichen Zustandes spielt auch sonst eine große Rolle in der Genesis der Neger. Der blaue Vogel kehrt in verschiedenen anderen Tiergestalten wieder, worin er dem Menschen das Ende der glücklichen Zeit weissagt oder selbst herbeiführt. Die Waganda und Wanyoro sprechen von einem höchsten Wesen, Katonda, das Welt und Menschen erschaffen hat; doch wird ihm keine Verehrung erwiesen, da es, wie sie glauben, viel zu hoch steht, um sich um die Menschen zu kümmern. Die Madi, die den ersten Menschen aus dem Himmel kommen lassen, meinen dasselbe; und der gleichen Verbindung, ins Märchenhafte übertragen, begegnen wir in jenem leichten Anklange an die Paradiessage, den die Wakamba in der Erzählung haben, daß im Anfang das ganze Firmament samt der Sonne friedlich auf Erden verkehrt hätte. Als aber eines Tages die Sonne einer Adansonie zu nahe gekommen und dieser Baum dadurch verdorrt sei, habe sich ein Streit entzündet, der zu einer Scheidung der Gestirne von der Erde geführt habe. Diese Sage erinnert auffallend an melanesische und polynesische Mythen, an die mikronesische Sage vom Dengesbaum und ähnliches; und daran schließen sich die Überlieferungen vom Hervorgegangensein ganzer Völker aus einem Baume (bei den Hereró Quercus africana oder Laurus bullata). In ihren Zweigen lassen die Neger gute Geister wohnen und hängen sie Trophäen auf, in ihrem Schatten begraben sie ihre Toten (s. Abbild., Band I, S. 56), darunter halten sie feierliche Versammlungen, wo Verträge geschlossen werden. Dieser Baumkult ist doppelt interessant, da ein Stück Naturpoesie daraus hervorschaut. Der größte Baum, den Frank Oates zwischen Natal und dem Sambesi gesehen, war ein riesiger Baobab am Umvungu im Matabeleland. Die Eingebornen erkannten die Poesie in diesem Riesen: da ihre Häuptlinge in seinem Schatten bei besonderen Gelegenheiten ihre Trinkgelage abhalten, wird er der „Indunabaum" genannt. Bei den Wapokomo und den meisten Westafrikanern ist derselbe bekannte Riesenbaum Gegenstand der Verehrung. Von diesen Bäumen tragen Örtlichkeiten ihre Namen und sind weit durch das Volk hin bekannt, wie heilige Haine einst in Germanien. Auch stehen Fetischhütten oft im tiefsten Walde. Auch in den Gründungssagen sudanischer Städte, wie Kuka, Massenya, spielen große Bäume eine Rolle. Man läßt Bäume, früchtebeladene Bananenstauden und dergleichen als stellvertretende Opfer absterben. Neben den Votivbäumen werden in den Schulidörfern Zauberpflanzen gepflegt; und jene, zwischen den Häusern stehend, findet man mit Schädeln, Geweihen, Hörnern und Zähnen behangen; darunter nennt Emin Pascha aus einem Madidorf solche von Leoparden, kleineren Katzen, Antilopen, Büffeln, Schweinen zc.

Da die Neger, genau wie andere Völker, als Symbole der Stammesgruppen mit Vorliebe Tiere wählen, die dann hochgehalten, geschont, nicht verzehrt werden (wie die Batlapinen Fische, die

Bakalahari den Löwen, die Makonde und Dahomeher den Leoparden, die Basuto und Nahverwandte den Vogel Scopus umbretta, den die Buren Hammerkop nennen, die Bakwena das Krokodil, die Bakatla den Affen, die Bamangwato den Ducker, eine Antilopenart, einige Aschantistämme die Wildkatze, andere den Büffel), so ergibt sich eine Fülle inniger Beziehungen zwischen Stamm und Tier; zu den Speiseverboten kommen noch Einzelgelübde, die selbst Ziegen und Hühner verbieten. Außerdem entspringt aber noch vieles andere aus den freundlichen und feindlichen Berührungen dieser Völker mit den zahllosen Tieren, mit denen sie das Land teilen, oder die sie als Haustiere um ihre Krale versammeln. Es steigert sich, wie es scheint, die Masse des

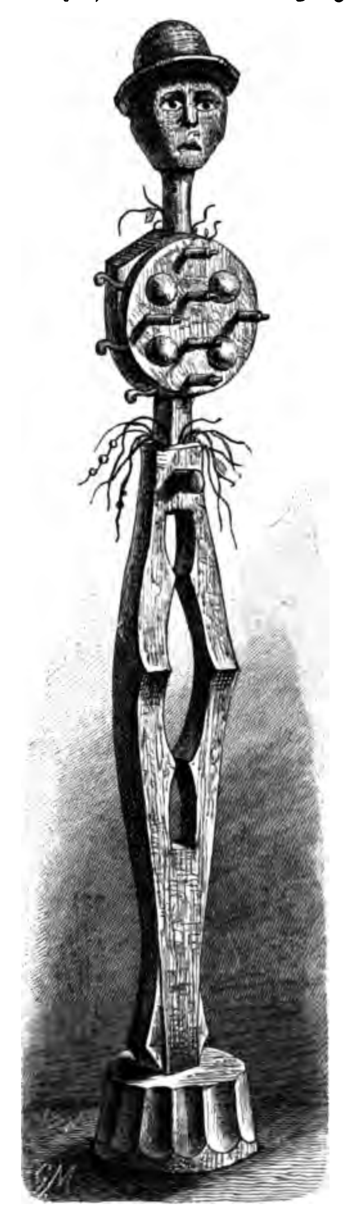


Zauberapparate, Amulette, Würfel 2c. von Kaffernboktoren. (Museum des Berliner Missionshauses.) 1/2 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 48, und Band I, S. 42.

um ein Tier sich rankenden Aberglaubens mit dessen Wichtigkeit: man könnte mit dem Elefantenaberglauben allein ein Kapitel füllen. Dieser Aberglaube geht so weit, daß sogar der Schmutz an den Stoßzähnen frisch getöteter Elefanten von den Matabele abgekratzt und als Zauber benutzt wird; wenn sie ihn an die Nase halten, glauben sie sich gegen Nasenbluten an heißen Tagen geschützt. Der gewöhnliche Jagdzauber aber, der Elefanten zum Schuß bringt, besteht darin, eine begegnende Schildkröte aufzunehmen und anzuspeien, dann sie an die Stirn zu halten und endlich sie wieder laufen zu lassen. Haare aus dem Schwanz der Elefanten, Giraffen und später auch Roßhaare wurden zu wunderthätigen Halsringen verarbeitet; ein Roßschweif wurde im 16. Jahrhundert in Angola mit zwei Sklaven bezahlt. Unzählige mit der Zucht und Wartung der Rinderherden zusammenhängende Gebräuche findet man bei den leidenschaftlichen Viehzüchtern Ostafrikas, den Betschuanen, Sulu, Wapokomo, Dinka.

In Westafrika treten in merkwürdigem Tierdienst Krokodile (Goldküste), Haifische (Bonny), Hyänen und andere reißende Tiere an die Stelle der Menschen und erhalten unter Feierlichkeiten

regelmäßig ihr Opfer. In Angola muß bei schwerer Strafe der Erleger eines Krokodils die Gallenblase an den nächsten Häuptling abliefern, und dieser trägt Sorge, sie mit zersetzenden Kalkzuthaten an einem abgelegenen Orte vergraben zu lassen. In Loango hält man auch die Leopardengalle für giftig. Ja, diese Anknüpfung an die lebendige Natur steigt bis zu den kleinsten Tieren herab. Buchholz fand an der Goldküste öfters am Fuße der Termitenhügel Lehmpuppen, Mann und Frau vorstellend, die mit Wurzeln, Kohlen und anderen Dingen umlegt waren.



Ein Götzenbild vom Gabun. (Nach Du Chaillu.) Vgl. Text, S. 47.

Endlich ist die Schlange ein von Sagen umwobenes und vom Aberglauben umworbenes Tier. Für die Sulu wohnen die Geister Abgeschiedener in Schlangen. Muß eine Giftschlange erschlagen werden, so ist ihr Tod zu sühnen, und ihr Gerippe wird am Thor des Dorfes aufgehängt. Kommt eine Schlange ins Haus gekrochen und bleibt, so ist sie Itongo, Gott des Hauses. So erklärt es sich, daß die Dinka Schlangen „ihre Brüder" und die ins Haus kommenden mit Namen nennen und wie Freunde behandeln. Bei den Gallavölkern findet man den Schlangenkultus in derselben Gestalt, und sogar die Abessinier sollen vor ihrer Bekehrung zum Christentum eine große Schlange angebetet haben. Bei den Betschuanen erinnert daran die Sage von dem Mamokebe, einer Schlange, die als Flußgott in den Strömen wohnt, der Glaube, daß dem, der die Riesenschlange sehe, großes Glück beschieden sei, oder Sagen, nach denen weiße Schlangen die Wasserhüter oder Wasserspender in den Quellen sind. Auch bei den Zeremonien, die die jungen Mädchen durchmachen müssen, um für heiratsfähig erklärt zu werden, findet sich bei einigen Basuto der Gebrauch, daß aus Thon ein Schlangenbild gemacht und umtanzt wird. Als Heuglin im Lande der Djur eine große Riesenschlange erlegte, waren die Neger eines benachbarten Gehöftes sehr ungehalten und sagten, der gewaltsame Tod ihres Ahnherrn werde ihnen Unheil bringen. Auch die Bari nennen die Schlange ihre Großmutter; sie füttern sie mit Milch oder Fleisch. Das erinnert an Totem, wie wenn den Schilluk ihr Gott Niekam unter der Gestalt einer Schlange, Eidechse oder eines Vogels erscheint. Die Madi stellen sich die Odi oder bösen Geister mit Menschengesichtern oder Schlangenleibern vor. Es gehört wohl auch in das Kapitel des Tieraberglaubens, wenn die Madi innen und außen an den Wänden der Hütten die seltsamsten Abbildungen von Leoparden und dergleichen malen.

An die alten Götter, die Erde selbst oder die mit der Erde verwachsenen, erinnern die ersten Menschen, die geschwänzt sind, die den Mond zeugen und gebären; der wird von der Sonne gebrannt: daher die Flecken. Ein Himmelseinsturz oder eine Sündflut (s. Band I, S. 55) straft sie für ihre Sünden (die Kongoneger lassen die Sümpfe am unteren Strome aus den Thränen des Gottes Ungka über die Verwüstungen der Dschagga entstehen), sie gehen unter, und nun wird ein neues, sterbliches Geschlecht gebildet; dabei wird der

Unterschied zwischen Weißen und Negern in vielen drolligen Formen variiert und begründet, meist so, daß sie beide ursprünglich schwarz sind, der eine wäscht sich aber früher als der andere und wird weiß, wählt dann auch geschickter zwischen den Berufen oder Werkzeugen. Die Eweer erzählen über den Ursprung ihres eignen Volkes und die Anfänge des Menschengeschlechts: „Als Gott im Anfang Himmel und Erde geschaffen hatte, da war Nodsie, eine jetzt noch stehende Stadt im Osten (diese Stadt spielt eine Rolle in allen Sagen der Eweer, Aschanti, Dahomeh-Neger und Verwandten), die Stätte, wo er den Menschen bildete. Er schuf zwei Paar Menschen, ein weißes und ein schwarzes. Nachdem Gott zuerst das schwarze Paar und dann das weiße geschaffen hatte, ließ er einen großen und einen kleinen zugedeckten Korb auf die Erde hernieder. Die Menschen erhielten dann die Weisung, sich in Frieden in diese beiden Körbe zu teilen. Das schwarze Paar griff gleich nach dem großen Korbe und überließ den kleinen dem weißen Paar. Das schwarze Paar fand in seinem Korbe eine Hacke zum Plantagenbau, Baumwolle zu Fischernetzen, einen Bogen und Pfeil zur Jagd und Goldstaub zum Handel. Das weiße Paar fand in dem seinen nur ein Buch, aber es las fleißig darin und erlangte dadurch so viel Weisheit, daß der Weiße den Schwarzen gar bald in allem übertroffen hat und viel reicher wurde als er. Darüber wurde der Weiße vom Schwarzen beneidet und verfolgt. Gott aber kam dem Weißen zu Hilfe, ließ ein langes Seil vom Himmel herunter und leitete ihn über das große Wasser hinüber." Spricht sich nicht hier ein gutes Stück Selbsterkenntnis aus? Merkwürdig ist die auch in dieser modernen Sage wiederkehrende materielle Verbindung mit dem Himmel. Nur unklar erscheint die Vorstellung von einem unterirdischen Totenreich.

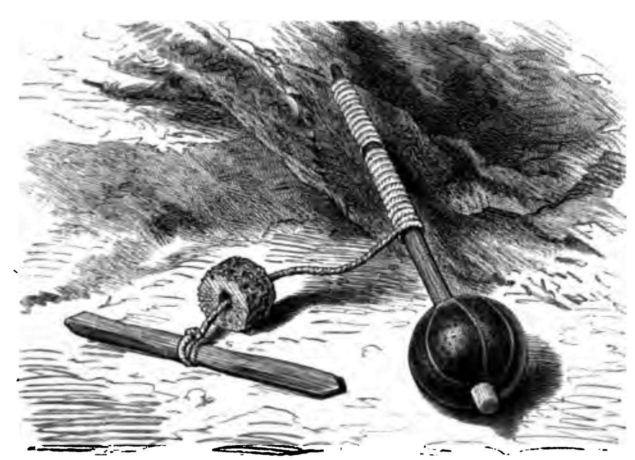


Ein mit scharfen Nägeln beschlagener Talisman aus Holz, der beim Schwur in der Hand gehalten wird. Vom oberen Nil. (Ethnographisches Museum, Wien.) Vgl. Text, S. 48.

Diese ganze Mythologie lebt in Märchen und Sagen, deren mythischer Gehalt zweifellos ist, besonders in äußerst mannigfaltigen Tiersagen (vgl. auch die Hottentotten- und Buschmannkapitel im Band I, S. 690 f. und 707); aber ihre viel zu dicht maskierten Götter sind dem Neger zu fern. Nahe sind ihm nur die Ahnenseelen (am nächsten jedem die seines Vaters und Großvaters) und die aus ihnen hervorgehenden Geister und Gespenster. Unzweifelhaft tritt bei vielen gar kein Gott aus dieser Masse heraus. Sowohl die Basuto als Betschuanenstämme bezeichnen Gott in der Mehrzahl als Badimo und Amatongo, d. h. Götter, und lassen sie besonders durch Träume auf die Menschen wirken. Glück und Unglück kommen von ihnen. Bei den Sulu gehen die Seelen der abgestorbenen Häuptlinge zu Amatongo. Kaufmann reduziert allen Gottesdienst der Dinka und Bari auf Opfer: „von einem Gebet zu Gott oder Teufel wissen die Neger nichts"; doch unterscheiden die Dinka gute Geister, die bei Gott sind, Adjok, und böse auf der Erde, Dijok. Die besten Missionare, die in der Mitte der Hereró gewirkt haben, konnten nichts über den einfachsten Ahnendienst Hinausgehendes finden. Ihre Hauptgottheit Mukuru, d. h. der Uralte, ist ein Geist, als dessen Wohnung der ferne Norden genannt wird. An verschiedenen Orten wird sein Grab als heiliger Ort betrachtet. Jeder Stamm hat seinen eignen Mukuru; auf den werden alle abergläubischen Gebräuche und Gewohnheiten zurückgeführt. Vor allem sendet er Regen und Sonnenschein. Neben dem Namen Mukuru oder Omukuru gebrauchen sie für denselben Begriff auch Omempo, d. h. Hauch, Geist, ohne daß dies auf die Annahme eines zweiten geistigen Wesens gedeutet werden könnte. Das „Grab" des Mukuru deutet schon auf die Wichtigkeit des Ahnenkultus bei diesem Volke, die durch manche andere Thatsache bestätigt wird.

Man glaubt, daß die Seele (Hauch) des Menschen mit ihm sterbe, daß aber sein Geist (Schatten und Spiegelbild) unter die Erde gehe und wohl auch von da wiederkehre. Man glaubt

an ein Verweilen der Seele beim Leichnam während eines bestimmten Zeitraumes und an ihre Rückkehr zum Grabe. Was Walker aus Altkalabar bestimmt mitteilt, daß an ein Weiterleben der Seelen als Gegenbilder der Menschen, denen sie gehört hatten, geglaubt wird, tritt mehr oder weniger klar aus vielen Äußerungen auch anderer Stämme hervor. Man fürchtet sie insbesondere wegen der Schädlichkeiten, die sie zufügen könnten. Daher die Menschenopfer an den Gräbern, die sich heute zum Teil in Gefangenschaft der Opfer abgemildert haben, die Opfer an Wertsachen, an Speise und Trank, die Fetischhütten über den Gräbern und ähnliches. Diese Seelen durchwandern nun unbestimmte Zeit die Welt, beseelen als gute und böse Geister die Natur und rufen einen wuchernden, von Furcht getragenen Aberglauben hervor. Die sonst fortgeschritteneren Waganda, deren Glauben Speke eine „Steuer an gewisse böse Geister" nannte, verehren Dämonen, Lubari (Mtesa übersetzte das Wort mit Djin); diese sind aber faßbarer, als viele Geister Afrikas zu sein pflegen. Sie bewohnen bestimmte Plätze und haben über verschiedene Gegenstände eine besondere Macht. Der höchste und gefürchtetste unter ihnen ist Mukusa, der Lubari des Nyansasees, der wie ein Neptun in dem See herrscht. Von Zeit zu Zeit nimmt er seinen Aufenthalt in irgend einer Person, Mann oder Weib, der von da an als dem Orakel des Gottes übernatürliche Kräfte zugeschrieben werden; da sie in Krankheiten, Regenmacherei, Krieg, Hungersnot und Pestilenz die Zukunft vorhersagt und als Vertreter und Verkörperung des Gottes einen ungemessenen Einfluß auf das Gemüt des Volkes sowie der Häuptlinge besitzt, übt sie eine bedeutende Gewalt über die Regierung des Landes aus. Vor einer Reise opfern die Waganda jedesmal dem Mukusa, um ihn günstig zu stimmen; dabei sammeln sich die Kanoes in einiger Entfernung vom Ufer, der Häuptling erhebt sich, legt einige Bananen oder andere Lebensmittel auf ein Ruder und bittet um gute Reise und glückliche Heimkehr. Dann wirft er die Früchte ins Wasser und fordert den Gott auf, sie zu holen. Andere Dämonen sind Chiwuha und Nenda; sie sind Kriegsgötter und sollen bestimmte, von eignen Wächtern behütete Bäume in verschiedenen Gegenden von Uganda bewohnen, unter denen die Waganda vor dem Auszug in die Schlacht beten und lebende Tiere, Ziegen, Schafe und Rinder (diese immer von schwarzer Farbe) als Opfer darbringen, die von den Wächtern der Bäume im Namen der Götter in Empfang genommen werden. In einigen Teilen des Landes gibt es Flußgottheiten, denen Menschenopfer dargebracht werden. Die früheren Könige von Uganda werden ebenfalls wie Halbgötter verehrt, und ihre Seelen wohnen in Zauberern; die Erhaltung ihrer Gräber ist eine religiöse Angelegenheit: es werden Gebäude darüber errichtet, die einer der ersten Häuptlinge beständig zu beaufsichtigen hat, und darin Menschenopfer dargebracht, unter Mtesa bis zur Höhe von 2000. Die um diese Gräber gepflanzten Bäume werden, um die Verhaltungsweise des herrschenden Königs in bestimmten Fällen daraus zu entnehmen, von weisen Frauen beobachtet, deren Orakel gebietende Macht zuerkannt wird. Der Dämon Ndaula scheint mit einem der früheren Könige von Uganda identisch zu sein. Er wohnt auf dem Gipfel des



Ein heiliger Brummkreisel der Massaninga. (Sammlung von Dr. G. Fischer, Ethnograph. Museum, München.) 1/5 wirkl. Größe.

Berges Gambaragara, verhängt die Blattern über das Land und wird als deren Verkörperung gefürchtet. Auch der Donner genießt göttliches Ansehen; und dort, wo sie den Blitz haben einschlagen sehen, errichten die Eingeborenen entweder einen Bogen, worunter kein Fremder durchgehen darf, oder eine kleine Hütte (s. Abbildung, Band I, S. 39).

Die vielbesprochenen Götzenbilder sind fast nie etwas anderes als Ahnenbilder (s. Abbild., Band I, S. 44 unten). Es wiederholt sich die Erscheinung, daß sie sehr ungleichmäßig verbreitet sind. Sie sind in Westafrika, wo sie die phantastischten Gestalten annehmen (s. Abbild., S. 39, 41 und 44, sowie Band I, S. 41), häufig, in Ostafrika seltener. Der vielerfahrene J. M. Hildebrandt schreibt: „Nachahmungen der Menschengestalt habe ich nur zweimal in Ostafrika angetroffen. Das eine Mal war es in Usaramo ein ziemlich wohlgelungenes Schnitzwerk von etwa 0,2 m Höhe. Obgleich die Eingeborenen angaben, die Kinder spielten damit, so glaube ich dennoch, daß es ein Idol gewesen. Es war mir nicht möglich, es in meinen Besitz zu bringen. Dagegen gelang es mir in Sansibar, ein roh aus Holz geschnitztes Männlein und Fräulein im Kostüm der Wayao zu kaufen. Auch hier gab man (wohl nur ausweichend) an, es sei Spielerei." Die Fetischhütten (s. Abb., Band I, S. 40) sind oft nur über Gräbern errichtete Hütten, so sicherlich die von Bastian bei Schemba-Schemba gesehene: ein aus Strohmatten gebildetes Rechteck, dessen lange Fronte durch ein drei Thürbogen enthaltenes Holzgestell gebildet wurde. Auf jede der beiden seitlichen Thüren war eine Pyramide, auf die mittlere eine mit zwei Querbalken überlegte Kuppel aufgesetzt und die Pfosten mit halb schwarzen, halb grünen Figuren bemalt. Das Innere enthielt einen einfachen Erdhügel, aus dem drei mit roten und weißen Streifen bemalte Holzgabeln hervorguckten. Solche Hütten sah Livingstone bei den Manganja gestorbenen Kindern errichtet. In Westafrika steckt man drei Stäbe in Kopf-, Bauch- und Fußgegend eines Zauberergrabes. Zwei Götzenbilder, die Livingstone in besonderer Hütte bei Udschidschi stehen sah — das Einzige dem Götzendienst Nahekommende, was er in diesen Gegenden fand — wurden zum Regenmachen und zum Heilen von Krankheiten benutzt; es war also eine Fetischhütte mit Seelenbildern. Genau so sind die Fürstengräber von Mussumba und bei Kasembes Stadt. Zu bestimmten Zeiten wird diesen Bildern Nahrung und Trank gebracht. In unseren Sammlungen gibt es genug rohe Holzpuppen von der Westküste, die die Spuren der ihnen als Opfer auf den Bauch geklebten gekauten Kolanuß zeigen. Der Schädeldienst schließt sich hier natürlich an, wie ihn Cameron bei Kasongo in einer Hütte voll perlengeschmückter Ahnenschädel konstatierte, die „große Medizin" darstellten. Den Kongonegern lag es sehr nahe, die christlichen Heiligenbilder ebenso aufzufassen, und wirklich sah Bastian in einer Hütte von San Salvador drei hölzerne Heiligenfiguren in Lebensgröße, die unter heidnischem Geplapper umhergetragen wurden. Von den 30- 40 cm hohen Holzfiguren der Bari zweifelt Junker nicht, daß sie „Penaten" darstellen sollen. Sie werden in den Hütten unter dem Dache aufgehängt. Die Bongo treiben geradezu Luxus mit solchen Figuren, womit sie ihre Dorfeingänge schützend umstellen. Das Bild der Frau stellt der überlebende Gatte in seiner Hütte auf, und die Bilder ermordeter Angehöriger werden besonders geehrt; Zauberer benutzen sie als Zauberpuppen (s. obenstehende Abbildung): fußhohe, aus Holz roh und häßlich geschnitzte Figuren, denen in der Gegend des Mundes einige Zähne und in der der Augen zwei rote Bohnen eingesetzt sind. In einer Schilderung von der Westküste heißt es: „In einem Haufen Menschen sieht man einen bunt bemalten Mann mit lautem Schreien auf und ab laufen, wobei er eine mit bunten Lumpen behangene Holzpuppe hin und her schüttelt und mit Ruten im Gesicht



Eine Zauberpuppe (Ahnenbild) der Bari. (Ethnographisches Museum, Wien.)

und auf den Schultern peitscht. Fragt man nach dem Grunde, so hört man, daß einem Neger ein Messer gestohlen worden, und daß er sich für dessen Wiedererlangung an diesen Priester gewandt, der einen für die Einschüchterung der Diebe weit bekannten Fetisch besitzt." Beim Opfern gebrauchen die Hereró heilige Stäbe von Bäumen oder Büschen, die den Ahnen geweiht sind; man taucht sie in die Milch, ehe man trinkt, und setzt ihnen bei den Opfermahlzeiten das Opferfleisch immer zuerst vor, da sie gleichsam die Ahnen vertreten. Manche bewahren diese Stäbe, die vielleicht die letzten Reste von Ahnenbildern sind, in Bündeln, mit Amuletten behangen, auf den Zweigen des auf der Opferstätte stehenden Opferbusches, Makera, auf, der den Altar vertritt.

Es ist durchaus nichts Besonderes gesagt, wenn eine solche Figur Fetisch genannt wird und das dem Portugiesischen entstammende Wort mit Vorliebe auf die Symbole des Glaubens oder Aberglaubens der Westafrikaner Anwendung findet, als ob die Völker hier eine ganz andere Art der Götterverehrung hätten als anderwärts in Afrika. Im Grunde sind die westafrikanischen religiösen Vorstellungen und die für viel wichtiger gehaltenen Mittel, mit den Geistern in Verkehr zu treten, dieselben wie bei anderen Afrikanern: der Unterschied liegt nur in der da oder dort abweichenden Form jener Vorstellungen und dieser Mittel. Zahllose Dinge können Fetische sein. Die gewöhnliche Form des z. B. von Wandernden oder Reisenden getragenen Fetisches ist ein roter, kugeliger Tuchballen, worin von dem Fetischpriester eine starke Medizin, meistens ein Stückchen von einer Pflanze, eingenäht ist. Man sieht die Leute, wenn sie ermüdet sind, daran riechen. Außerdem sind es aber die bekannten, mit Zauberpulvern gefüllten Antilopenhörner, die allgemeine Medizin der Leute von Benguela und Angola, dann Schnüre, in der vielfachsten Weise zusammengeknotet, Wurzeln, Kugeln aus Tiermist, Knochen, Zähne, Gallensteine und was ihnen sonst aufstoßen mag; damit behängen sie sich (s. Abb., S. 43, u. Band I, S. 51). Den vielfältigen Zwecken mögen verschiedene Qualitäten dieser Zauberdinge entsprechen. Je schwerere Lasten man einem Neger auflädet, desto mehr Fetische wird er noch seinerseits hinzufügen, um jene zu kompensieren. Von der Insel Likoma im Nyassa stammt ein Fetisch, ein mit „Medizin" ausgestopftes Stück Ichneumonfell, das der Wunderdoktor bei Entdeckung von Vergehen und dergleichen benutzt, indem er angeblich mit ihm spricht, es herumspringen läßt ꝛc. Von einer Fetischhütte der Goldküste hören wir folgende Beschreibung: „Sie ist, wie alle Heiligtümer jener Gegend und wie ursprünglich vor dem Bekanntwerden mit Europäern vielleicht überhaupt alle Negerhütten, ein runder Bau, mit Binsengras gedeckt, ohne Fenster, mit niedriger Thüröffnung. Im Inneren sieht es recht armselig aus. Da liegt ein Holzklotz oder ein Stein oder ein Fischgerippe, vielleicht auch eine Trommel auf dem Boden oder irgend etwas, das weder Wert noch Sinn hat. Aber es sind bedeutungsvolle Dinge für den Neger; denn in ihnen haust der Fetisch oder ‚Wong', dem das Heiligtum geweiht ist. Allerlei Thongeschirr liegt am Boden aufgestapelt, daneben Büffel- und Ziegenhörner, Muscheln und Vogelfedern, die als Zaubermittel oder zum Schutz gegen Zauber als Amulette dienen. An den Wänden hängen allerhand Firlefanz und Fetischschellen. Zahllose Spinnen spinnen hier ihre Gewebe, und widerliches



Amulette aus Ubudschwa. (Nach Cameron.)

Geschmeiß durchschwirrt den dumpfen, finsteren Raum, der zugleich Schlafstätte des Priesters ist. Unter dem Grasdach nistende Fledermäuse umkreisen des Abends die heilige Stätte und beleben die tiefschattigen Laubbäume, die die Hütte umgeben.“ Nicht die Sache, sondern der Gehalt oder die Wirkung, die ihm beigelegt wird, ist eben das Ausschlaggebende beim Fetisch; und man ist oft geneigt, etwas Auszeichnendes in der Vernachlässigung alles Äußerlichen zu gunsten des Kernes, nenne man ihn Gott oder Teufel, zu sehen. Alle diese beliebigen Gegenstände gehören zu den Geistern einer bestimmten, niedrigeren Klasse, die man vielleicht Privatgeister nennen könnte; sie sind nicht persönlich wie die höheren, aber dafür um so enger an ihren Besitzer gebunden.

Außer den Amuletten am Hals, am Bein, an der Hand, in den Häusern gehören dazu namentlich auch die unzähligen Zaubermittel, die man auf Wegen und Stegen, in Hütten und Kralen findet, und deren Sinn nur unbestimmt dahin gedeutet werden kann, daß sie Wünsche erfüllen und Böses abwenden oder auf andere übertragen sollen. Bei den Bari, wo sie „Kugur“ heißen, beschreibt Marno sie gerade so, wie sie Buchner bei den Balunda geschildert hat. „Außer den Schädelbäumen findet man in den Gehöften Baumäste, woran eine Zahl Steinchen oder Schlacken an Schnüren aufgehängt sind; Canna-Stangen mit Gras und Federbüschen sind ebenfalls häufige ‚Kugur‘. Aber auch im Freien, auf allen Wegen, in Feld und Wald findet man die sonderbarsten Dinge, die ‚Kugur‘ sind. Man meint, hier hätten Kinder gespielt. Alte ausgehöhlte Mahlsteine, worunter zusammengedrehte Cissus-Ranken, Grasseile, Zweige rc. gelegt sind; kleine Erhöhungen, von Erde zusammengeknetet, mit Holz, Stroh und Steinchen verziert; alte Kochtöpfe oder bloße Scherben mit durchgestecktem Stock; Zweige und Blattbüschel, kranzförmig zusammengedreht oder geflochten; Stücke alter Matten und Flechtwerke, mit kleinen Hölzern am Boden angepflöckt.“ (Marno.) Die kleineren Fetische oder Geister, die die zweite persönliche Klasse bilden und augenscheinlich nichts sind als eine Nachahmung der ursprünglichen großen Fetische, haben ihren Wohnort hauptsächlich in großen Bäumen, bisweilen auch in einem hölzernen Napf oder einer metallenen Pfanne, die mit einer Masse von Thon und Blättern angefüllt ist. Diese kleineren Fetische haben Priester, die als ihre Dolmetscher fungieren, ihren Willen dem Menschen verkünden, auch öffentlich vor dem Volke tanzen. Die erste persönliche Klasse besteht endlich aus Geistern, die in Felsen, Wäldern, Höhlen ihren Sitz haben (nicht in Bäumen), mit ganz seltenen Ausnahmen selbst ihren Priestern unsichtbar bleiben, dennoch aber überall gegenwärtig sind und in gutem oder üblem Sinne das Leben der Menschen beeinflussen, daher auch mit den besten Opfern bedacht und von den angesehensten Priestern bedient werden. Daß der höchste Gott nicht mit in diese Geisterschar eingeschlossen und demgemäß auch nicht in einem Fetisch verkörpert wird, muß besonders hervorgehoben werden. Es wird dadurch um so wahrscheinlicher, daß der Fetischglaube aus der Seelenverehrung heraus einem reineren Götterglauben zugewachsen sei, ähnlich wie bei anderen höheren Völkern der Bilderdienst geistigere Verehrungsformen überwuchert. Die Verbindung mit der Ahnenseele liegt offen, wo, wie bei den Kasongo, der höchste Fetisch, „Kungwe a banza“, gleichzeitig Stifter der Königsfamilie und Gemahl der Schwester des Königs ist, während eine Witwe des verstorbenen Königs durch ihren Verkehr mit dessen Geist zur gefürchtetsten Wahrsagerin wird.

Um diese Kräfte, die übersinnlich, geheimnisvoll und höchst verehrungswürdig bleiben, auch wenn sie in einer Holzpuppe oder einem mit Ocker beschmierten Kieselstein oder, wie bei den Tuschilange, im berauschenden Rauch des Dachahanfes wohnen, zu gehöriger Anwendung zu bringen, sind Zauberer oder, wenn man will, Priester nötig. Ihre Aufgabe ist es, die guten Geister günstig zu stimmen und die Ursachen übler Geisterwirkungen so auszukundschaften, daß eine Sühnung oder noch lieber eine Bestrafung möglich wird. Unter Umständen muß er als Scheinteufel mit Hörnern und Schellen umherrasen, um den wirklichen Teufel zu verjagen. Jeder

Mensch, die Frau nicht ausgenommen, kann zauberkräftig werden und zu hohem Einfluß [
Eine Person, die an der Goldküste von einem der kleineren Fetische als Priester oder Pri
auserwählt wird, springt wie besessen herum, meidet Speise und Trank, sogar das Sp
verhält sich wie ein Kind, bis ein älterer Priester den Namen des Fetisches ausgefund
Ist ein kleinerer Fetisch entdeckt, so erhält er einen Wohnort, indem er in einen Napf od
Pfanne gestellt wird, auf der ihm Opfer dargebracht werden. Der neubestellte Priester wir
einem älteren übergeben, der ihn drei Jahre in seinem Amt unterweist. Priester werde
in der Jugend auserwählt und dürfen sich während der Unterweisung nicht verheiraten
sind gehalten, sich ihr lebenlang nicht scheren zu lassen. Dies Priestertum ist nicht erblich. Stirbt ein Priester oder eine Priesterin, so kann sich der Fetisch, dem sie dienten, den Nachfolger aus jeder Familie, mit Ausnahme der des Königs, wählen. Denn die Häuptlinge haben die herrliche Kraft des Zauberns durch Vererbung, und es gehört zu ihren wichtigsten Pflichten, sobald sie ihr Amt angetreten haben, zum Besten ihres Volkes zu zaubern. Doch kümmern sie sich, wo es verschiedene Klassen von Fetischen gibt, nur um die größten, dem Gotte nächsten, deren Priester, wo diese besonders unterschieden werden, oft an Einfluß den Häuptling selbst übertreffen.

Man möchte sagen, jede That, die praktisch gethan werden soll, wird in ihrem Resultat antizipiert durch eine auf dasselbe Ziel hinauslaufende Zauberei. Ehe der Krieg beginnt, wird der Feind durch Zauber vernichtet; ehe ein Bote an den Hof kommt, wird sein Zweck durch Zauber erkundet; die kommende Ernte, die Jagdbeute, der glückliche Ausgang eines Handels- oder auch Raubzuges, des Glückes, das in Liebesunternehmungen vor allem nötig ist, nicht zu vergessen, kurz, ein gutes Ende in allen Dingen wird zuerst durch Zauber zu gewinnen versucht, und nur, wenn dieser vorausging, können Kopf und Hände mit Aussicht auf Erfolg ihrem Ziele zu arbeiten. Geisteskranke oder sonst abnorme Menschen sind zu dieser Thätigkeit durch die Leichtigkeit prädestiniert, womit sie sich in einen Zustand halber oder ganzer Halluzination versetzen können. Wegen ihrer Seltsamkeit werden auch Albinos oder Dondos als zauberkräftig angesehen. Bei den Dinka und Bari erscheinen als Zauberer, Tyet und Punök, in der Regel alte Weiber. Bei den Bongo gibt es Hexen, denen angeblich die Tod oder Unfall verursachenden Menschen bekannt sind, die deren Thun und Treiben verraten und das entstandene Übel besch
Heuglin machte die Bekanntschaft einer solchen Frau, die sehr gute Taschenspiele
zum besten gab.

Ein Zaub
mit Glock
Du Cha
Vgl. Text,

In der trockenen Natur des afrikanischen Landes liegt es, daß der „Regenmach
vielen Gegenden einen außerordentlichen Einfluß besitzt; er übertrifft nicht selten den des
lings, wenn er ihn auch in der Regel als seinen Oberen, sagen wir als den Oberpriester de
anerkennt. Jeder Stamm hat einen Regenmacher und oft mehrere, die zugleich die ärztliche
ausüben. Ihre Macht geht so weit, das Begräbnis ihrer Toten durchaus umzustoßen u
Erfolg zu befehlen, daß ein Leichnam einfach weggeschleppt und den Raubtieren zum Fra
lassen werde. Als die Betschuanen von Kuruman durch mehrjährige Trockenheit ge
wurden, ließen sie einen berühmten Regenmacher 50 Meilen weit von den Bahurutse her k

Da das Klima des Sululandes Regenmacher minder notwendig erscheinen läßt als östlich von der Katlambakette, so machen dort Betschuanen aus wasserarmen Gebieten Regen.

Im Äußeren zeichnet sich der Priester durch Behängung mit einer Menge der verschiedensten zauberkräftigen Dinge, weißen Strichen im Gesicht, Glocken um Leib und Rücken, aus (s. untenstehende Abbildung und die auf S. 50 und 53). In der Schilderung eines Baseler Missionars von der Goldküste heißt es: „Sein Haupt ist mit einem hohen Amtsbarett von Strohgeflecht bedeckt; wie es die Würde erheischt, schmückt ihn ein sorgfältig gepflegter Bart, der ihm vom Kinn bis auf die Brust reicht. Aus dem dunkeln Negergesicht spricht die dem Fetischpriester eigne Verschmitztheit. Um den Hals hängen ihm weiße Korallenschnüre als priesterlicher Schmuck; daran steigt bei der Beschwörung der Fetisch herab. Ein seidenes, phantastisch geknotetes, buntfarbenes Tuch, woran allerhand Zaubermittel ihren Platz finden, wallt über das Priesterkleid herab. Die Hand hält einen Binsenwisch als Fetischwedel, der, hier und da mit einem Kuh- oder Büffelschwanz vertauscht, bei den Fetischmännern stets als Abzeichen priesterlichen Amtes gesehen wird. Rotlederne Sandalen zieren die bloßen Füße. Die Fußgelenke sind von Korallenketten umschlossen. Dem Priester stehen zwei Priesterinnen (Zaubermädchen sind als Gehilfinnen des Priesters an der Goldküste unentbehrlich) zur Seite, gleich ihm mit Korallenschnüren und allerlei Amuletten geschmückt. Stirn, Arme, Brust und Füße sind mit weißer Erde kunstlos (überall mit zwei gleichlaufenden Linien) bemalt. Dieses Bemalen wird an den Fetischweibern aus Anlaß von religiösen Zeremonien vorgenommen; und wer bei einer solchen Gelegenheit die konvulsivischen Tänze und Sprünge dieser Weiber je gesehen hat, der glaubt sich Besessenen gegenüber, die, von Dämonen inspiriert, im Solde des Satans stehen.“ Außer aus Antilopenfell gefertigten Spitzmützen haben die Fetischpriester besondere Trachten, worin sie doppelt heilig und unverletzlich erscheinen. An einigen Orten Klein-Loangos gibt es Fetischdoktoren, Ganga N'Kissis, die bei Todesfällen ein ganz eigentümliches Gewand anlegen. Es besteht



Ein Binsa (Zauberer) der Sandeh (Nyam-Nyam). (Nach Photographie von R. Buchta.)

aus einer Federkrone, einer kolossalen Maske aus leichtem Holz und einem über den ganzen Körper fallenden Gewand aus grauen Adlerfedern. Man kann sich keinen eigentümlicheren Eindruck denken, als wenn ein so vermummter, tanzender, bauchrednerisch singender und sprechender Ganga unvermutet erscheint. (S. die Fetischinsignien auf der beigehefteten Tafel „Nordwestafrikanische Waffen und Geräte“.)



Ein Fetisch unbekannter Bestimmung in Lunda. (Nach Skizze von Dr. M. Buchner.)

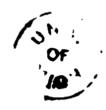
„Die zaubernden Mädchen“ (Ondangere) der Ovahereró, in der Regel Töchter der ersten Frau eines Häuptlings, erinnern darin an die Vestalinnen Roms, daß eine ihrer Hauptaufgaben in der Erhaltung einer Art heiligen Feuers (Omurangere) besteht. Bei gutem Wetter wird beständig ein Feuer vor jeder Hütte unterhalten, wo dann die Insassen zu sitzen pflegen; wenn aber das Wetter schlecht wird, bringt man das Feuer in die Hütte der Ondangere. Sollte es unglücklicherweise verlöschen, so versammelt sich die ganze Gemeinschaft, um Sühnopfer von Vieh darzubringen; dann wird das Feuer durch Reibung wieder erzeugt. Dazu nun dienen ehrwürdige Hölzer, die der Häuptling von seinen Voreltern ererbt hat (s. die Abbildung, Bd. I, S. 71). Die Hereró wollen das Feuer vom Mukuru oder Obempo erhalten haben. Wechselt ein Stamm seinen Wohnsitz, so geht die Ondangere mit dem Feuer voran; trennt sich ein Teil des Stammes vom anderen so erhält der vornehmste Mann des ersteren von diesem Feuer, während die Würde der Ondangere auf seine Tochter übergeht. Die Opfertiere werden mit dem Speer getötet, die zur Nahrung dienenden dagegen erdrosselt. Stirbt ein Mann, so wird ein Teil seines Viehes mit Keulen erschlagen. Wenn ein Ochs im Kral eines Häuptlings stirbt, macht die Ondangere einen Doppelknoten in ihre Lederschürze, damit kein „Fluch“ eintrete, legt ein Stück Holz auf den Rücken des toten Tieres und betet zugleich für langes Leben,



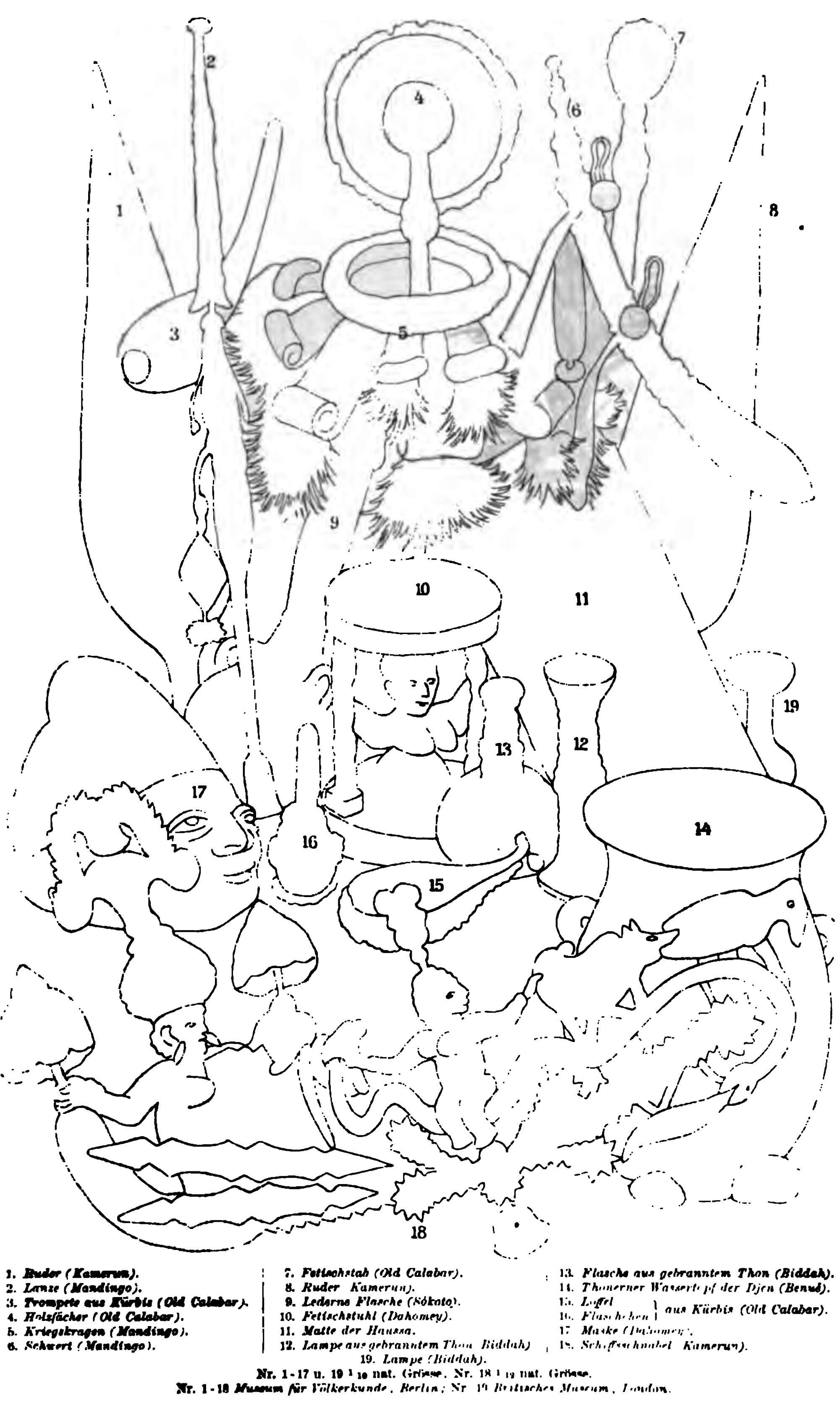
Eine farbige Holzmaske von Dahomeh. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/4 wirkl. Größe.



NORDWESTAFRIKANISCHE WAFFEN UND GERÄTE.



Zur Tafel: *Nordwestafrikanische Waffen und Geräte.*



1. *Ruder (Kamerun).*
2. *Lanze (Mandingo).*
3. *Trompete aus Kürbis (Old Calabar).*
4. *Holzfächer (Old Calabar).*
5. *Kriegskragen (Mandingo).*
6. *Schwert (Mandingo).*
7. *Fetischstab (Old Calabar).*
8. *Ruder (Kamerun).*
9. *Lederne Flasche (Sókoto).*
10. *Fetischstuhl (Dahomey).*
11. *Matte der Haussa.*
12. *Lampe aus gebranntem Thon (Biddah).*
13. *Flasche aus gebranntem Thon (Biddah).*
14. *Thönerner Wassertopf der Djen (Benuë).*
15. *Löffel* } *aus Kürbis (Old Calabar).*
16. *Fläschchen* }
17. *Maske (Dahomey).*
18. *Schiffsschnabel (Kamerun).*
19. *Lampe (Biddah).*

Nr. 1-17 u. 19 1/10 **nat.** Grösse. Nr. 18 1/19 nat. Grösse.

Nr. 1-18 ***Museum für Völkerkunde**, Berlin;* Nr. 19 *Britisches Museum, London.*

viel Vieh und dergleichen. Ein von glücklicher Jagd Heimkehrender nimmt Wasser in den Mund und speit es dreimal in sein Herdfeuer und über seine Füße.

Die „Schule des Zauberers“ schilderte ein Sulu voll Glaubens an diese Dinge in folgenden Worten: „Es geschieht, daß der Kandidat für dieses Amt krank ist bis an das Ende des Jahres, und dann unterzieht er sich dem Unterricht in der Heilkunst, damit er die Heilärzte übertrifft. Und wenn er dann erscheint, so erscheint er mit dem Wunsche, in Pfützen zu gehen. Er kommt zurück, Schlangen bringend und mit weißem Thon beschmiert. Und nun gehen sie zu den Priestern. Sie sagen: ‚Mein Freund, dieser Mann wird ein Priester.‘ Und dann wird er genommen, fortgesandt und zu jenen gebracht, die Priester geworden sind. Und wenn er zu diesen kommt, nehmen sie ihn und gehen und werfen ihn in die Wasser des Meeres, und nachdem sie ihn hineingeworfen, lassen sie ihn darin; noch sieht man ihn an diesem oder einem nächsten Tage. Nach einigen Tagen kommt er als Priester und praktiziert.



Ein Suluzauberer.
(Nach Photographie im Besitz des Missionshauses in Berlin.)

Nachdem er angekommen, beginnt er unter den Gesängen zu tanzen, die er mitgebracht, und das Volk klatscht mit den Händen dazu. Er schlachtet Kühe, Ziegen und alles außer Schafen. Die Ursache, warum diese gelassen werden, ist, weil sie nicht schreien, wenn man sie tötet. Er muß etwas haben, das schreit, wenn es geschlachtet wird. Mit den Blasen und Gallenblasen bedeckt er seinen Kopf, bis sie in allen Richtungen herabhängen. Er geht in Tümpel voll Schlangen und Alligatoren. Und wenn er nun eine Schlange fängt, hat er Macht über sie; oder wenn er einen Alligator fängt, hat er Macht über ihn; oder wenn er einen Leoparden fängt, hat er Macht über Leoparden; oder wenn er eine tödlich giftige Schlange fängt, hat er Macht über die giftigsten

Schlangen. Und so erhält er seinen Rang: den Rang der Leoparden, damit er Leoparden fängt, und den Rang der Schlangen, damit er Schlangen fängt."

Der Zauber vermittelt auch die süße Rache für Kränkungen, zu der sonst nur ein prosaischer Rechtsgang und vielleicht selbst dieser nicht führen würde, ermöglicht es, Feinden auf weite Fernen hin zu schaden und schützt endlich vor übeln Einflüssen. Und wo fände der Schwache anders so leicht Recht als hier? Der Zauber macht dem Neger das Leben eigentlich erst lebenswert. Was Wunder, wenn er den höchsten Wert gerade hierauf legt.

Die Zauberei ist daher der schlimmste Feind des Christentums. Bei der Begründung der Kolonie Britisch-Kaffraria fiel nichts so schwer wie die Unterdrückung der harten Strafen, die durch Zauberer ihren Stammesgenossen auferlegt wurden. In vielen anderen Dingen näherten sich die Kaffern leichter der Zivilisation als gerade darin; und auch da, wo sie Christen geworden, durchflicht wie eine zäh- und vielwurzelige Pflanze dieser alte Glaube ihren neuen. Es gibt auch bei Bekehrten oft kein wichtigeres Thun, das frei von der Begleitung abergläubischer Gebräuche wäre. Beim Kaffern ist das Festhalten an seinem altererbten Zauberglauben ein ausgeprägter Charakterzug. Nicht bei allen Negervölkern wären solche Fälle möglich, daß Fürsten ihre Eltern oder Kinder zum Zauberopfer weihen. Es ist geschichtliche Thatsache, daß, als der Gaikahäuptling Tyali starb, des Häuptlings Sandili Mutter Tutu von den Hexenboktoren als Verursacherin dieses Todes „ausgeschnüffelt" wurde und bereits bestimmt war, den Tod unter allen solchen armen Opfern vorbehaltenen Qualen zu erleiden, als sie die Missionare und Grenzbeamten eben noch retten konnten. Ihr eigner, erst 20 Jahre alter Sohn hatte bereitwillig zugestimmt, sie zu Tode martern zu lassen.

Die Stellung der Priester im öffentlichen Leben ist immer einflußreich; sie ist es aber mehr dort, wo sich die Häuptlinge vorwiegend auf die Verwaltung der weltlichen Angelegenheiten beschränken, als wo sie eine theokratische Würde behaupten, wie Muata Jamvo, der selbst Fetischör war. Auch fehlt es unter ihnen nicht an Abstufungen des Ranges und damit des Einflusses. Aber umgekehrt wie beim Fetisch heiligt der Zauber nur in geringem Maße die Person des Zauberers; nur den Zauber, den er macht, achtet und fürchtet man an ihm, nicht die Person. Unter Trägern in Karawanen gibt es in der Regel Zauberer, die für geschickt gelten und viel mit ihrer Kunst verdienen. Niemals aber erbietet sich ein Kamerad, ihm die Last zu tragen oder eine andere Arbeit abzunehmen.

Höher als die einfachen Fetischpriester und Zauberer stehen die erblichen Priester der großen unsichtbaren Geister in Westafrika, die eine besondere Klasse bilden. Sie tanzen nicht öffentlich wie die Priester der kleinen Fetische, fungieren auch nicht als Wahrsager. Bei Antritt ihres Amtes werden sie von einem älteren Priester in Gegenwart anderer geweiht. Ein Opfer wird dem großen Fetisch dargebracht, und der weihende Priester ruft ihn im Gebet an: „Gott, Erde, großer Fetisch . . ., ich weihe jetzt deinen Sohn . . ., auf daß er dein Priester sei. Verleihe ihm eine große Familie und viel Wohlstand! Beschütze ihn und die Seinen vor allem Übel! Segne seine Freunde, die ihm wohlwollen, und verfluche seine Feinde, die ihm übelwollen! Gib ihm Beredsamkeit, wenn er seine Gebete beim Opfer spricht!" Hauptaufgabe der Priester ist, an bestimmten Tagen in der Woche ihren großen Fetischen Opfer darzubringen unter Gebeten, mit denen sie sich sorgfältig vertraut gemacht haben müssen. Die dargebrachten Tiere müssen ohne Gebrechen und ohne Flecke, die weiblichen dürfen nicht trächtig sein. Opferplätze für die Trankopfer befinden sich in den Wohnungen und Hofräumen der Priester, überhaupt an den Aufenthaltsorten der Fetische. Diesen Plätzen naht auch der Priester nicht, ohne ein Opfer auf einem aus unbehauenen Steinen errichteten Altar darzubringen. Dann hat er sich des Umganges mit Frauen und tierischer Nahrung zu enthalten. Auch ist ihm die Ehe mit einer Witwe untersagt,

die Berührung eines toten Körpers aufs strengste verboten. Hat er dem Leichenbegängnis eines Freundes oder Verwandten beigewohnt, so muß er am Abend durch geweihtes Wasser geheiligt werden. Er ist auch befreit vom Fasten, sogar beim Tode seiner nächsten Verwandten. Diese Priester haben eine Rangordnung, die sich nach der Bedeutung ihrer Fetische regelt. Der Priester des höchsten oder wichtigsten Fetisches hat mehr Macht als der Häuptling einer Stadt oder eines Distrikts, ja in mancher Hinsicht mehr als der König einer ganzen Landschaft, da Ungehorsam gegen seine Befehle gleichbedeutend ist mit Ungehorsam gegen den großen Fetisch. Überall hat er das Recht, sich anzueignen, was ihm beliebt; und der Eigentümer, weit entfernt, Einspruch zu erheben, „fühlt sich dadurch ebenso geehrt wie der fromme Hindu, wenn ihm Siwas Ochs auf dem Markte von Benares seine Körbe ausfrißt“ (Bastian). In Loango werden sie selbst mehr als die Ganga geachtet und ihre Haare als Reliquien teuer verkauft. Mißhandelte Sklaven können ihre Freiheit erhalten durch Anrufung eines der großen Fetische; der Priester besprengt dann den Sklaven mit Weihwasser, und dieser ist nur noch Sklave des Fetischs.

Neben dem Opfern und Zaubern liegen dem Priester noch andere, teilweise weltlichere Aufgaben ob, auf denen oft auch ein großer Teil seines weltlichen Einflusses beruht. Gottesurteile, die einen so breiten Raum im Rechtsleben der Neger einnehmen, fallen hauptsächlich ihm zu, sowohl in der Vorbereitung als der Ausführung. Zwar ist der, der den Urheber der That ausfindig machen soll, öfters ein anderer als der, der das Gottesurteil ausführt, indem er (an der Westküste) den bitteren Gifttrank bereitet, (bei den Madi) die rote Feder reicht, die durchbissen werden muß und dem Schuldigen in Kürze den Tod bringt, oder die Würfel wirft, die den Schuldigen enthüllen. Aber beides ist Priestersache. Auch das Besprengen des Kindes mit Wasser, die Namengebung, die Beschneidung und die daran sich schließende Einführung der Jünglinge in den Kreis der Männer besorgt der Priester; er leitet endlich auch die Sühn- und Erntefeste, die Maskentänze, die Totenfeiern. Vor allem aber ist seine ärztliche Thätigkeit nicht zu vergessen. Wenn bei Schlangenbissen ein frischgeschlachtetes schwarzes Huhn nicht hilft, wird ein Absud der Zipfelkappe des Zauberers vertrauensvoll genossen.

All dieser Aberglaube ist nicht bloß um seiner selbst willen wichtig. Wir denken uns den Gang des Lebens dieser Menschen viel zu einfach und geistverlassen, wenn wir diese starke, ununterbrochene religiöse Unterströmung nicht in Rechnung ziehen. Der Aberglaube muß für vieles Ersatz leisten, was die Kultur von außen heranbringt, um Reichtum und Mannigfaltigkeit zu erzeugen; in üppigem Gewirr umziehen und bereichern Gebräuche, sinnlose und sinnige, dies Leben, wie die Schlingpflanzen einen Baum im tropischen Urwald; und oft genug ersticken und ertöten sie es. Immer liegt aber ein gut Stück unbewußter Lebenspoesie in diesen Gebräuchen, die selbst das Alltägliche mit geheimnisvollem Schimmer umzittern.

Das Leben eines Betschuanen, das wir durch Casalis, Grützner und andere gerade von dieser Seite hinreichend genau kennen, finden wir von verwickeltsten, schwerfälligsten, zeitraubendsten Gebräuchen von der Wiege bis zum Grabe umsponnen und eingeengt. Dem gebärenden Weibe wird von den alten weisen Weibern des Krals geholfen, zu deren ersten Pflichten es gehört, dem mit den Füßen zuerst kommenden Kinde und den Zwillingskindern den Hals umzudrehen; ebenso werden die Kinder, denen die Oberzähne zuerst kommen, getötet. Einen Teil des Fruchtwassers bewahrt der Zauberer oder Häuptling als heilkräftiges Mittel in einem seiner Zauberhörner auf. Die Wöchnerin bekommt drei Tage lang ihren eignen Urin zu trinken, währenddessen das Kind mit Brei zum Zerspringen gefüttert wird. Am dritten Tage werden die Brüste geritzt, mit Wurzelmedizin eingerieben, und von nun an darf das Kind saugen. Erst am fünften Tage wird der Mann hereingelassen. Doch müssen sich beide, Mann und Frau, erst reinigen, indem sie sich, kreuzweise gegeneinander auf einem Amulettholz sitzend, mit

Fettmedizin einreiben und dann, das Holz übersteigend, in entgegengesetzter Richtung auseinander gehen. Dies „Lefeko“ ist ein 1—2 m langes Holz, das überall, wo ein Kranker ist, quer vor die Thür gelegt wird. Zu dieser Zeremonie geben manche Zauberer auch noch Heilwasser zu trinken, und man glaubt, der Mann werde anschwellen und sterben, wenn er, ohne diese Prozedur durchgemacht zu haben, zu einem Weibe gehe. Das Kind darf den ersten Monat nicht aus der Hütte, den zweiten nicht über die Vorhalle kommen. Nach dem ersten Monat „hilft“ ihm der Zauberer, indem er ein Weihpulver auf das Haupt in bestimmter Weise streut, dazu sagend: „Modimo (Gott), laß uns dieses Kind! Hilf ihm!“ Weiter wird es an vielen Körperstellen geritzt und mit Fettmedizin eingerieben. Endlich bindet der vielwissende Mann ein Stückchen Holz an das Tragfell der Mutter. Das Holz heißt „Modimo des Kindes“ und schützt gegen Verhexung. Oft werden diese Prozeduren wiederholt, auch wenn das Kind im übrigen ganz gesund ist. Für alle diese Vorrichtungen erhält der Doktor als Bezahlung nach der Heirat des letzten Kindes einer Familie ein Rind. Sein letzter Dienst besteht darin, der Braut ein Amulett umzubinden. Nach der Verheiratung muß sie einen anderen Zauberer nehmen.



Ein Sulukna be mit Assagaien, nach der Beschneidung. (Nach Photographie.)

Beim Eintritt der Mannbarkeit füllen die Zeremonien der Beschneidung, Unterweisung, Absonderung Monate, oft Jahre aus. Die Verheiratung leitet sich durch Entsendung eines Freiwerbers in den Kral der Braut ein; die Fragen und Antworten bewegen sich immer in denselben Formen. Der Freiwerber, gewöhnlich der Vater des Bräutigams selbst, sagt nach langen Umschweifen: „Ich bin gekommen, ein Hündchen von euch zu erbitten.“ Antwort: „Sohn der N., wir sind arm, haben kein Vieh, hast du Vieh?“ Nun folgt wieder ein Zwischengespräch über Mangel an Vieh, Klagen über Seuche und Krankheit &c. und endlich der Bescheid: „Ja, Vieh ist vorhanden.“ Kommt der Freiwerber zurück, so geht ein zweiter Bote zum Kral der Braut und holt Schnupftabak, der von den Verwandten der Braut bereitet wurde und nun von der Familie des Bräutigams geschnupft wird. Dann treiben einige Burschen, Freunde des Bräutigams, einen Teil des bedungenen Viehes nach dem Brautkral, wo sie mit Jubel empfangen, tagelang festlich bewirtet und in intimsten Verkehr mit den Mädchen des Krales gebracht werden. Nach einiger Zeit kommt der Bräutigam mit einem Genossen, wiederum Vieh bringend, und erfährt dieselbe Ehrung. Sie dürfen sich aber nicht aus der Schüssel ihr Essen nehmen, sondern erhalten es auf Stäbchen dargereicht. Sie bleiben zwei oder drei Monate, und öfters wiederholen sich diese

Besuche. Endlich wird die Braut in den Kral ihres Bräutigams abgeholt und zwar durch denselben Genossen, der mit den Worten auftritt: „Kommt, laßt uns die Braut heimholen, das Bier ist gekocht." Die Braut wird an diesem Tage mit Wasser übergossen und erhebt sich weinend von ihrem Lager. Man schlachtet, kocht, braut Bier. Aber von der Hauptspeise, einem steifen Brei, ißt der Bräutigam nichts, sondern zwickt nur ein Stück ab; das wirft er vor die Hütte. Der Zauberer kommt am Abend und macht mit beiden seinen Hokuspokus. Der Bräutigam schläft diese Nacht nicht bei seiner Braut, sondern bei den Mädchen des Krals. Den nächsten Tag gehen beide in die Heimat des Bräutigams, und dort werden nach der ersten Nacht beide vom Zauberer an vielen Körperstellen geritzt und ihr Blut wechselseitig in die Wunden eingerieben.



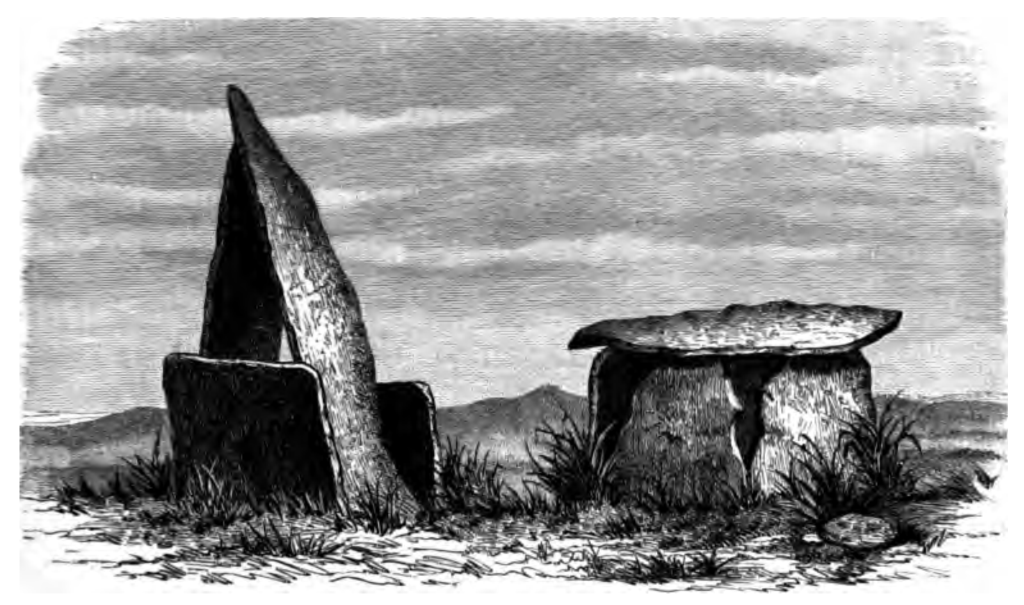
Fetisch der Wayao vom Nyassa. (Museum für Völkerkunde, Berlin.)

Viel eher könnte man sich Europäer ohne Arzt und Geistlichen zugleich denken, als einen Neger ohne Zauberer. Manche Formen des Aberglaubens erregen vielleicht ein Lächeln durch ihre kindliche Einfalt. Höchst verderblich muß er uns aber erscheinen, wenn er Leben und Gut der Einzelnen bedroht. Am unteren Sambesi leben die Eingebornen Monate hindurch von den Früchten des Mangobaumes, doch wird keiner einen solchen pflanzen, wie mühelos das auch geschehen könnte. Fest wurzelt in ihnen der Glaube, daß, wer einen Baum pflanzt, bald sterben werde. Als Livingstone den Makololo empfahl, einige Mangokerne mitzunehmen, um sie in ihrem Lande zu pflanzen, erklärten sie offen: „sie wünschten nicht gar bald zu sterben". Ebenso herrscht selbst unter den eingebornen Portugiesen von Tete der Aberglaube, daß niemals mehr glücklich sein wird, wer Kaffee pflanzt; doch trinken sie ihn und sind darum nur um so glücklicher. Der Hexenglaube ist in Unyoro und Uganda nicht minder verbreitet als der an Vampire, alte Weiber in Gestalt von Hyänen oder dämonische Menschenfresser. Man glaubt, daß es Menschen gebe, die nachts ihre Hütten verlassen, Wanderer töten, deren Fleisch verzehren oder zu allerlei Zauberkünsten verwenden. Zwar behalten sie die menschliche Gestalt bei, verstehen es aber, sich durch Zauber unangreifbar zu machen. Lanzenstiche und Schüsse schaden ihnen nicht, nur mit gewissen Stöcken kann man sie so lange vor sich hertreiben, bis sie bei Tageslicht sichtbar werden. Diese Leidenschaft für Menschenfleich ist in gewissen Familien erblich, deren Glieder weder zur Heirat noch zum Dienste taugen, weil sie nicht alle Speisen essen und widerwillig sind. Wer mit ihnen zusammen gewesen, flieht sie, will aber nicht sagen, was er gesehen. Auch Hexen gibt es, die durch ihren Blick Speisen vergiften und sie anderen zu essen geben. Nur wenn die betreffende Frau (nur Frauen vermögen solchen Zauber) gefunden wird und dem Erkrankten dreimal auf den Leib spuckt, vergehen die Schmerzen. Unendlich groß ist die Zahl der Vorbedeutungen und der geweihten Tiere und Dinge. Ein den Weg kreuzender Büffel oder eine Zwergantilope bringt den Waganda Unglück, der Tragelaphus Glück. Allgemein und besonders mächtig ist bei Männern wie Frauen der Glaube an den bösen Blick, der sogar Tod verursachen kann.

Dem gestorbenen Betschuanen werden die Kniegelenke und, wenn nötig, das Kreuz zerschnitten, um den Leichnam zusammenlegen zu können. Man hüllt die Lenden in ein frisches Bocksfell und den ganzen Leichnam in ein frisches Rindsfell. Das Grab wird mit Medizinwasser begossen, und aus einem geweihten Horne werden selbst die Fußstapfen der Leichenträger besprengt; der Topf, worin das Weihwasser war, wird auf dem Grabe zerschlagen. Der Witwe wird ein Riemchen vom Leichenfell um die Stirn gebunden. Die Angehörigen knieen am Grabe nieder, und längere Zeit ist dort am Abend und Tage große Klage. Keine Kuh wird am Todestage gemolken. Die Leichenträger werden gereinigt, indem sie an den Fingern geritzt und mit Medizin eingerieben werden; die nächsten Leidtragenden aber werden am ganzen Körper geritzt und außerdem durch Betupfen der ganzen Beine mit einem fettbeschmierten Holze von der Unreinigkeit befreit. Statt mit roter Erde schmieren sich die Leidtragenden mit Kohle ein. Der ganze Kral betupft sich dann das Gesicht mit Asche, ißt vom Getreide des Verstorbenen ein Korn mit trockenem Kuhmist, besucht seine Hütte und kehrt in die eigne Hütte, den Kopf zuletzt, zurück. Dann wird der Schmuck des überlebenden Vaters oder der Mutter dem jüngsten Kinde umgehangen. Die Leute des Krals waschen endlich mit Wasser und frischem Kuhmist ihre Trauer ab.

Die Begräbnisformen deuten in ihren vollkommneren Ausprägungen, wie man sie bei den meisten Stämmen findet, auf den Wunsch, die Erinnerung an den Verstorbenen zu pflegen und sich mit ihm im Zusammenhang zu halten. Daher die Errichtung eines Steinhügels über oder neben dem Grabe, die Umzäunung mit Schädeln Besiegter, Elefantenzähnen und anderen Jagdtrophäen; die Anlage nischenförmiger Gräber (s. Abbild., Bd. I, S. 45), um den Leichnam vor der direkten Berührung mit der Erde des Grabhügels zu schützen; das Hüten der mit Fetischhütten ausgestatteten Königsgräber bei den Lunda und Waganda, die unter Opfern von den Nachfolgern in regelmäßigen Zeiträumen besucht werden müssen; der Gebrauch der Ovahereró, Zauberer so fern zu beerdigen, daß sie nicht zurückfinden. Es kommt Beerdigung in der Hütte (Dualla), aber auch Zerstörung der Hütte, die der Tote bewohnt hat, vor, oder es wandert das Dorf, wenn ein Häuptling stirbt. Ein letzter Ausläufer davon ist es, wenn die Manganja ihre Toten zwei Tage beweinen, dann deren Töpfe zerbrechen und die Vorräte ausgießen. Als Zeichen der Trauer windet man dort auch Palmblätter um Kopf, Hals, Brust, Arme und Beine und läßt sie hängen, bis sie abfallen. Man gräbt die Gräber an gemeinsamen Plätzen in der Nähe der Dörfer und in dem Schatten von Bäumen. Die Manganja legen Geräte, die die Toten im Leben benutzten, auf das Grab, pflanzen auch wohl eine Bananenstaude an das Kopfende. Die nördliche Lage des Hauptes soll bei den Nyassastämmen allgemein sein; die Bongo legen die Männer nach Norden, die Weiber nach Süden schauend, die Sandeh jene nach Osten, diese nach Westen. Gewöhnlicher ist die Hockstellung. Man hüllt den zusammengeschnürten Körper wohl noch in einen Sack aus Häuten und setzt ihn in ein sehr tiefes, mit einer nischenförmigen Seitenkammer versehenes Grab, so daß die Leiche (wie nach der Vorschrift des Islam) nicht den Druck des zur Füllung der Grabhöhle dienenden Erdreiches zu tragen hat. Die Sandeh bestatten in der durch Pfähle geschützten Grabkammer den Leichnam sitzend auf seinem Stuhle oder liegend in einem sarg- (oder kahn-?) artigen Baumstamm und errichten schließlich auf dem festgestampften Grabe eine Hütte. Fremde werden einfach ausgesetzt. Die Bongo errichten über dem Grabe einen großen cylindrischen Steinhügel. Mitten auf den Steinhaufen wird ein Wasserkrug gestellt. Stets bezeichnet man die Grabstätte, die dicht neben den Wohnhütten gelegen ist, durch hohe, mit vielen Kerben und Einschnitten verzierte Holzpfähle, deren Äste mit Benutzung der natürlichen Gabelung wie Hörner zugespitzt erscheinen. In allen diesen Begräbnisweisen liegt der Glaube an ein Fortleben nach dem Tode. An der Kamerunküste braucht die Seele neun Tage, um an den Ort der ewigen Ruhe zu gelangen; daher findet erst neun Tage nach dem Tode die Totenfeier statt. Teils Grabmäler, teils wohl

nur unklare Gedenkzeichen zu Ehren irgend eines geistigen Wesens sind die Steinhaufen, die in Südafrika und im südlichen Äquatorialafrika häufig sind. Sie kommen nicht nur in den Negerländern, sondern auch bei den Hottentotten und Galla vor. Man findet sie am häufigsten auf Bergen, in Pässen, an Wegen, kurz an Stellen, die aus irgend einem Grunde bezeichnet werden sollen, am häufigsten wohl als Grenz- oder Wegmarken; so erheben sich zwei genau an dem Punkte, wo man, von Miule aus dem Rovumagebiet hinabsteigend, den ersten Blick auf den blauen Spiegel des Nyassasees gewinnt. Auch an einzelne Steine knüpft sich Verehrung unbekannten Ursprunges, so an alte Steinwaffen (vgl. unten, S. 73). Ein riesiger Granitpfeiler bei Kambala (Benguela) heißt Tembalui, Teufelsfinger. Höchst eigentümlich sind die Madi-Grabdenkmäler, die meist aus zwei schmalen, gegeneinander geneigten Steinen und zwei kleineren



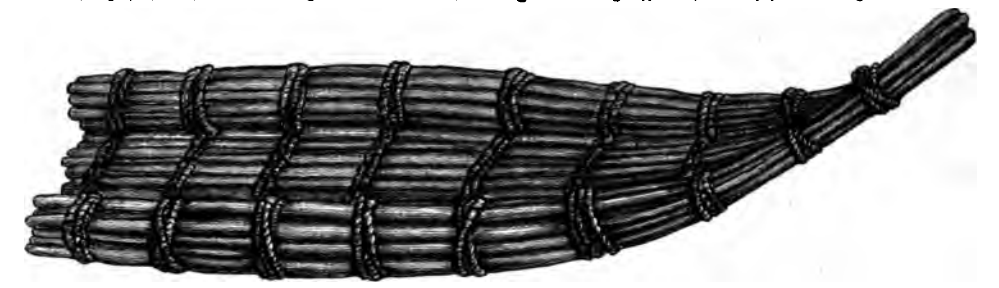
Dolmenartige Gräber der Madi. (Nach Robert W. Felkin.)

Platten bestehen, die die Öffnung zwischen diesen schließen: also eine reguläre Steinsetzung. Bei den Bayansi soll Räucherung (zur Mumie?) vorkommen. Im Sudan zeichnen sich die Neger durch die Sorgfalt ihrer Begräbnisse aus. Während die zum Islam Übergetretenen nachlässig die Gräber nicht hinreichend gegen die wilden Tiere schützen, so daß die meisten Leichen in wenig Tagen die Beute der Hyänen werden, sieht man hier Grabmäler mit großen, schön gerundeten Gewölben, auf deren Gipfel wohl auch eine Urne steht, während andere durch ein paar quer gelegte Baumstämme oder Stangen ausgezeichnet sind.

Dem Begräbnis folgen Feste mit üppigster Schwelgerei. Sulufürsten folgten 1000 Rinder ins Grab, deren Fleisch die Hinterbliebenen aufzehrten. Palmwein, Bier, Branntwein werden in enormen Mengen zusammengebracht und verzecht. Während in gewöhnlichen Zeitläuften Fleisch nur selten zu haben ist, weil nur die wohlhabendsten Leute außerhalb dieser Festzeiten schlachten, wurden bei den Bakwiri beim Tode des Weibes eines Dorfoberhauptes nicht weniger als 30 Ziegen und dazu noch viele Schafe geschlachtet. Die Begräbnisstätte der Häuptlinge von Kagnombe in Bihé ist durch eine große Trophäe von Menschen- und Tierschädeln bezeichnet. Zu den Trauerzeichen gehören wie überall das Rasieren des Kopfes, die Bemalung mit gelber Erde, Gewänder schlechterer Gattung, Enthaltung von bestimmten Speisen. In Dahomeh vernichten beim Tode des

Königs dessen Weiber alle Gerätschaften im Palast; und früher sollen sie sich darauf zu Hunderten wechselseitig getötet haben. Auf die Gräber, die früher zuweilen mit Elefantenzähnen eingezäunt waren, wirft man alle Arten zerbrochenen Töpfergeschirres (s. Abbildung, Band I, S. 56). Auf das Grab eines Fetischpriesters stecken seine Genossen, nachdem sie jeder eine Handvoll Sand hineingeworfen haben, drei Stäbe, dem Kopfe, dem Feigenblatt und den Füßen entsprechend. Wenn an der Loangoküste die Leiche als Bündel zwischen zwei Pfählen aufgehängt wird, so soll damit vielleicht auf eine bestimmte Todesweise hingedeutet werden; denn im Kamerungebiet werden so die Leichen der im freien Felde Gestorbenen bestattet.

Die merkwürdigsten Gebräuche finden beim Tode und Begräbnis des Fürsten statt. Die Krankheit, die gefährlich zu werden beginnt, wird verheimlicht. Ein Häuptling tritt an seine Stelle und gibt etwa vor, der König sei auf seine Plantage gegangen; alle Leute in der Nähe werden zurückgehalten. Doch entkommen immer etliche, die dann die Trauerbotschaft ihren nächsten Verwandten und Freunden unter größter Vorsicht beibringen, indem sie etwa sagen: „Es steht gefährlich"; „Der große Baum ist im Fallen begriffen"; „Erschütterung des Bodens



Ein Ambatschfloß vom oberen Nil. (Ethnographisches Museum, Wien.) 1/20 wirkl. Größe.

ist im Anzuge". Denn nie und nimmer darf der Tod eines Königs mit klaren Worten ausgesprochen werden. Aber auch selbst die Todesanzeige wird in verblümter Form gemacht. Bei den Tschi der Goldküste werden dem Leichnam Kopf und Bart rasiert, dann wird ein Mann geschlachtet, damit „beim Baden der Füße ein Schemel da sei". Dem Toten werden täglich seine Lieblingsspeisen vorgesetzt, wovon nur die sogenannten Seelenpersonen kosten, die schon bei Lebzeiten durch bestimmten Goldschmuck ausgezeichnet sind und endlich mit gebrochenem Genick an das Kopf- und Fußende des Grabes gelegt werden. Den anderen Totenbegleitern werden erst nach dem Begräbnis die Hälse durch eine Scharfrichterbande von Königssöhnen und Königsenkeln abgeschnitten. Kein Glied der Königsfamilie von mütterlicher Seite darf, ohne sein Erbrecht zu verlieren, dem Begräbnis anwohnen. Die Totenbegleiter werden durch stille Übereinstimmung aus den Sklaven und anderen gewählt, die sich irgend etwas zu schulden haben kommen lassen. Auch einige seiner Weiber werden dem Könige nachgesandt. Die übrige Umgebung hat sich aller besseren Speisen zu enthalten, wesentlich nur Branntwein und Palmwein zu genießen, den Kopf zu rasieren und Trauergewänder zu tragen. Nach einiger Zeit findet die Ernennung des Thronfolgers aus den mütterlichen Neffen statt. Unter Festen geht die Einsetzung des neuen Königs vor sich. Viel später aber erst wird der Verstorbene beigesetzt, dessen Sarg bis dahin ausgestellt war. In dieser Zeit haben die Scharfrichter, die Totengräber des Königs und die von außen gekommenen Teilnehmer des Festes (in Loango auch die Sklaven des Verstorbenen) die Erlaubnis, Lebensmittel zu nehmen, wo sie welche finden. Dabei wird beständig um eine mit kostbaren Gewändern bekleidete Puppe, die den König darstellt und in einer Palmhütte aufgestellt ist, getanzt, geschrieen und geschossen. Die Loango-Neger bauen einen höchst schwerfälligen Totenwagen, den die Unterthanen nach dem in der Sage verherrlichten Lubu an der Loangobai ziehen, dem einzigen

Orte, wo ein Adliger der Loango beerdigt werden darf. Zu diesem Zwecke werden mit vielem Fleiß breite Wege gemacht; aber der Fleiß erlahmt wohl auch, und es kommt vor, daß der Wagen stehen bleibt, bis ihn ein abergläubisches Dorfhaupt über seine Gemarkung hinaus in der Richtung auf Lubu weiterschaffen läßt. Scheinkämpfe sind damit verbunden und haben den Zweck, den Einwohnern des privilegierten Dorfes Lubu die Leiche zur endgültigen Überführung an die Begräbnisstätte zu überlassen. Vielleicht sind diese Kämpfe als Ersatz der geschwundenen Menschenopfer zu deuten, die in den bluttriefenden Reichen von Dahomeh und Aschanti und auch in Inner- und Ostafrika noch immer massenhaft fallen (s. das Kapitel „Die innerafrikanischen Neger“); zehn Jungfrauen folgten Tschakas Mutter ins Grab.

*

Unter fremder Anleitung sind einige Negerstämme tüchtige Matrosen geworden; aber Kiel, Segel, Steuerruder mußten ihnen von außen gebracht werden. Auf keinem der innerafrikanischen Seen, die wie wenig andere zur Schiffahrt einladen, sah man Segelschiffe, ehe Araber und Europäer sie dahin brachten. Mit verschwindenden Ausnahmen ist man nicht über den ausgehöhlten Baumstamm hinausgekommen, wozu freilich die Riesenbäume des äquatorialen Afrika gutes Material liefern. Schon vor 300 Jahren, als Lopez seine Beschreibung des Reiches Kongo lieferte,



Ein Ruder der Aruwimi-Kannibalen. (Nach Stanley.)

schwammen Riesenkähne mit Krokodilschnäbeln auf dem Kongo. Von den aus Brettern gebauten Kähnen der Waganda abgesehen, bei denen man an Einfluß von der Küste her denken kann, sind diese Rieseneinbäume der Gipfel der Schiffbaukunst der Neger. Diese steht also in gar keinem Verhältnis zu der Größe ihrer schiffbaren Gewässer. Man würde auf dem stillen, seichten, fischreichen Ngami mit seiner fast amphibisch zu nennenden Bevölkerung eine rege Schiffahrt vermuten: aber was finden wir außer ein paar kleinen Einbäumen, mit denen die Eingebornen den See bei stillem Wetter kreuzen? Auf dem oberen Sambesi sah Serpa Pinto zum erstenmal einen Kahn von 10 m. Erheblich größer, aber gleich einfach gebaut erscheinen die Kähne auf dem Kongo und dem Großen Nyansa. Flöße aus Rohrbündeln oder Binsen, wie sie die Umwohner des Großen Nyansa aus Palmblattstengeln und die Schilluk aus Ambatsch, dem Schwammholz der Herminiera (s. Abbildung, S. 60), bauen, tragen auf dem Ngami ganze Gruppen von Menschen.

Schon Lichtenstein bemerkt, daß eine gewisse Wasserscheu allen Kaffernstämmen gemeinsam sei, am meisten aber den Küstenbewohnern. „Sie kennen“, sagt er, „keine Art von Schiffen und verschmähen ungeachtet ihrer Dürftigkeit selbst das leichte Mittel, sich durch Fischerei ihren Unterhalt zu verschaffen. Auch die Kaffern im Inneren des Landes essen keine Fische und trinken Wasser nur bei dem stärksten Durste und gänzlichem Mangel an Milch und Molken. Alle Neger, die Kleider aus Fell tragen, waschen sie nie, sondern schmieren sie mit Fett ebenso wie ihren Körper. Nur ihrer großen Viehherden halber lieben sie die Nähe von Quellen und Flüssen.“ Muß man nicht annehmen, daß die Entwickelung einer so scharf ausgeprägten Eigentümlichkeit nur möglich war bei sehr lange fortgesetztem binnenländischen und Hirtenleben, das den Menschen auf das Land als seinen natürlichen Wohnplatz und seine einzige Nahrungsquelle verweist? Im allgemeinen scheinen sich die Neger Westafrikas noch eher mit dem Wasser zu befreunden als die des Ostens. Doch wohnen auch am Nil noch treffliche Schiffer und Fischer; wir erinnern an die Schilluk. Die Neger sind keine leidenschaftlichen Bader wie ihre pazifischen Rassengenossen. An

trüben Tagen meiden sie das Wasser. Die Wasserjagd überlassen sie nomadisierenden Jägern oder Fallenstellern, die eigne Stämme bilden. An der ganzen Sulukuste wird von Eingeborenen kaum ein Fisch gefangen.

Gute und nützliche Naturanlagen der Neger enthüllt der Handel; ihm liegen sie mit Ernst und Eifer ob. Die meisten sind von Natur zum Handel beanlagt. Er entspricht ihrer unruhigen Natur, ihrer Neugier und Schwatzhaftigkeit; sie lieben den Handel mehr um des Handelns als um des Gewinnes willen, und er ist ihnen Zeitvertreib. Bei manchen Stämmen hat er den Charakter einer schädlichen Leidenschaft angenommen, der zuliebe sie alle produktive Arbeit aufgaben, um schachernd zu verlottern. Der Neger kommt mit einem Elefantenzahn in die Faktorei, erwägt den Preis, den man ihm bietet, verlangt mehr und geht endlich weg, ohne zu verkaufen; am nächsten Tage versucht er es mit einem anderen Kaufmann, spricht, erwägt, zerbricht sich den Kopf und geht ab; dieses Verfahren setzt er täglich fort, bis er endlich den kostbaren Zahn an irgend jemand für weniger verkauft, als der erste Kaufmann geboten hatte. Häufig fällt der Handelsbetrieb den Weibern als alleiniges Geschäft zu.

Wenn der Marktplatz der Ort ist, wo sich der Neger am wohlsten fühlt, ohne den er nicht leben kann, so sind es oft weniger wirtschaftliche als gemütliche Motive, die diese Vorliebe begründen. Vom Fischfluß bis Kuka und von Lagos bis Sansibar ist der Markt der Mittelpunkt alles regeren Lebens in Negergemeinschaften, und die Versuche der Erziehung zur Kultur haben am wirksamsten bei dieser Neigung angesetzt. Der Handel ist ein großes Zivilisationswerkzeug für Afrika. Dies gilt vom innersten Afrika, wohin nur selten Europäer oder Araber vordringen, so gut wie von den Küstenplätzen. An größeren Orten, wie Udschidschi und Nyangwe, findet man ständige Märkte von mehr als örtlicher Bedeutung. Hier ist alles zu kaufen und zu verkaufen, von dem gewöhnlichsten irdenen Topfe an bis zu dem schönsten Mädchen aus Usukuma. 1000—3000 Eingeborene beiderlei Geschlechts und von dem verschiedensten Lebensalter strömen hier zusammen. Wie sehr ähnelt dieser Marktverkehr mit seinem Lärm und seinem Gemurmel menschlicher Stimmen unseren Märkten! Derselbe Wetteifer im Anpreisen der Waren, die heftigen, lebhaften Bewegungen, die ausdrucksvollen Gesten, der forschende und prüfende Blick, die wechselnden Mienen der Geringschätzung und des Triumphes, der Besorgnis, Freude und des Beifallspendens. (Stanley.) Übrigens sind die Handelsgebräuche nicht überall gleich. Gibt man den Bangala von Angola bei einem Geschäft nicht schnell das, was sie verlangen, so gehen sie und kehren nicht zurück; sie trachten dann vielleicht, durch Diebstahl in den Besitz der begehrenswerten Gegenstände zu gelangen. Anders die Songo und Kioko, die in üblicher Weise mit sich handeln lassen. Man muß auf den Markt gehen, wenn man auch nur eine Kleinigkeit kaufen will. Es wird vermieden, anderswo Handel zu treiben. Wenn man einem sagt: „Verkaufe mir dieses Huhn oder jene Frucht", so wird er in der Regel antworten: „Komm auf den Marktplatz." Die Menge flößt dem Einzelnen Vertrauen ein, und die Unverletzlichkeit der Marktbesucher und des Marktplatzes scheint ein durch lange Übung geheiligter Rechtsbegriff zu sein. Erinnert das nicht an den germanischen Marktfrieden?

So ist der lokale Verkehr. Zum Fernverkehr scheint erst das Erscheinen der Araber und Europäer an den Küsten den Anstoß gegeben zu haben. Künstliche Wege, eins der ersten Zeichen von Fortschritt bei einem Volke, sind mit wenigen schwachen Ausnahmen (Uganda) im Afrika der Neger nicht zu finden. Die begangensten Wege sind Ziegenpfade, eine oder zwei Spannen breit; in der Reisezeit durch Menschen und Tiere ausgetreten, „sterben sie aus" in der Regenzeit und werden überwachsen. An offenen und öden Stellen laufen vier oder fünf solche Spuren nebeneinander her, in buschreichen Gegenden sind es Tunnel in Gesträuch und Baumzweigen, die den Trägern das Fortbringen ihrer Lasten erschweren. Felder und Dörfer sind mit Verhauen

umgeben, die zu Umwegen zwingen. Im offenen Lande kann man ein Fünftel des Weges auf Windungen rechnen; wo Hindernisse vorkommen, darf man die Hälfte annehmen. Die schwierigsten Wege führen durch hohes, hartes Gras, in den Gebirgen durch die Betten der Gießbäche, oder endlich die sumpfigen Flußufer entlang und stellenweise durch Wasser. Zu den häufigsten Wegzeichen gehören gebleichte Knochen und Schädel, Topfscherben, Nachahmungen von Bogen und Pfeil, die auf nahes Wasser deuten.

Die Flüsse werden womöglich durchfurtet. Zu Burtons Zeit waren zwischen Udschidschi und der Küste nur zwei Flüsse überbrückt, und der Malagarasi konnte auf einer Fähre überschritten werden. Diese Brücken sind oft mit viel Geduld hergestellt: die über den Rowube, die Cameron auf dem Rückmarsch von Nyangwe beschritt, bestand aus bis 10 m hohen Pfählen. Wilson hatte auf dem Wege von Bagamoyo zum Ukerewe eine Brücke über den Wami zu überschreiten, aus zwei kräftigen Schlingpflanzen gebaut, die auf beiden Seiten an starken Bäumen befestigt waren. Diese waren in kurzen Abständen durch quergelegte Hölzer verbunden, die lange Balken trugen; eine dritte Lage kurzer Stöcke war wieder quer darüber gelegt und bildete den Boden der Brücke. Das Ganze stützten einige starke Pfähle, die in das Flußbett eingerammt und mit den Pflanzenseilen verbunden waren; zwei ebenfalls herübergezogene Schlingpflanzen bildeten das Geländer und trugen noch zur Festigkeit der Konstruktion bei. Diese Brücke muß in neuem Zustand sehr tragfähig gewesen sein; damals jedoch war sie alt, und es schwankte und zitterte der ganze Bau so sehr, daß man nur mit Mühe das Gleichgewicht halten konnte. Äußerst selten sind größere Brückenbauten, wie Junker sie über den mehrarmigen Assafluß gespannt sah: aus dünnen biegsamen Stämmchen, die der Strömung keinen zu großen Widerstand boten, errichtet, mit dünnen Hölzern belegt, an den Enden durch Lianen, die straff angezogen waren, gleichsam festgehängt. An Übergangsstellen konzentriert sich die Karawane; im übrigen marschiert sie, in einer langen Linie zerstreut, so daß der Führer gezwungen ist, alle Abwege durch Striche mit dem Speere oder durch Zweige zu bezeichnen. An diesen Sammelpunkten wird auch das Lager aufgeschlagen, unter großen Bäumen, im Schutze von Felsen 2c., in befreundetem Gebiet in der Nachbarschaft eines Dorfes.

Eine besondere Beachtung erfordern die ständigen Karawanenwege. Sie sind für die ganze Kultur Afrikas von der größten Bedeutung, da sie schon früh die Kanäle bildeten, wodurch Kulturanregungen aus anderen Ländern ihren Weg ins Innere fanden. Die wichtigsten sind die von Osten hereinkommenden, weil sie unmittelbar in das Innerste der Negerländer hineinführen. Süden und Westen sind auch in diesem Punkte weniger begünstigt; hier erlangte nur der portugiesische Weg zum Kasembe eine gewisse Bedeutung. Die nördlichen Wege durch die Wüste nach dem Sudan aber führen nicht unmittelbar zu den Negern, sondern zunächst in die gemischten Staaten der Kanuri, Fulbe und Araber, deren Verkehr mit den südlicheren Negern leider in Sklavenjagd aufgeht, wie einst bei den alten Ägyptern.

Im Osten jedoch sind nicht Fremde, sondern die Neger selbst im Karawanenhandel thätig gewesen. Hier ist der eigentliche Sitz des Negerhandels; hier ist besonders auch das Trägerwesen organisiert: es war einst viel leichter, von Bagamoyo aus Uganda oder Udschidschi zu erreichen, als den Stanley Pool von der Kongomündung. Die Wanyamwesi, diese begabten, eifrigen Kaufleute und Kolonisten, haben seit undenklichen Zeiten ihre Wege nach der Küste gemacht; wenn der eine durch Krieg oder Blutrache geschlossen war, öffneten sie einen anderen; aber die eigentlichen Karawanen, im Kisuaheli „Safari“, im Kinyamwesi „Lugendo“ genannt, bestanden lange nur aus gemieteten Trägern von der Küste. R. F. Burton berichtet, daß Bewohner der Küste erst kurz vor seiner Zeit an dieses Geschäft gegangen seien. Diese Leute verlassen nicht gern ihre Felder zwischen Oktober und Mai; deshalb wählen die Karawanen

nach der Küste in der Regel die trockene Jahreszeit. Von der Fülle der Nahrung hängt ein guter Teil der Stimmung in einer Karawane ab, und die Verteilung der Fleischrationen ist bei ostafrikanischen Karawanen nach alter Sitte streng geregelt: der Kopf gehört dem Zauberer, resp. Schreiber, das Bruststück dem Flaggenträger, das Schwanzstück dem Hauptführer, das Herz dem Hornbläser, ein Keulenstück dem Ausrufer. Gewöhnlich verlieren diese Karawanen eine Menge Zeit mit den Vorbereitungen, dann suchen sie das Verlorene einzuholen, bis Krankheiten oder Desertion wieder zu langsamem Vorrücken oder Zeitverlust zwingen. Sie verkürzen sich die Wegstunden durch Singen, Schreien, Rufen von sonst nie gehörten Worten; und dieser Lärm verdoppelt sich in der Nähe eines Dorfes, wo die Flagge entfaltet und die Trommel geschlagen wird. „Hupa, Hupa! Vorwärts, vorwärts! Mgogolo! (Halteplatz!) Futter! Futter! Seid nicht müde! Hier ist das Dorf, die Heimat ist nahe! O, wir sehen unsere Mütter! Wir werden essen!" Indessen wird selbst in Gegenden, wo Dörfer reichlich sind, nicht immer darin eingekehrt; denn nicht alle Völker sind den Karawanen wohlgesinnt. Die verkehrsgewohnten Wamrima lassen Fremde unbedenklich in ihre Dörfer ein, die Wanyamwesi ebenso; aber die Wasaramo nehmen keine Wanyamwesi auf, und in Ugogo lagert man aus Mißtrauen gegen die Bevölkerung immer im Freien. Weiter nach Norden, im Lande der Masai, gleichen die Karawanen Kriegszügen. Sie marschieren langsam und geschlossen, weil die Masai zurückbleibende Träger abfangen und niederstoßen; sobald der Lagerplatz erreicht ist, wird sofort eine kreisförmige Verschanzung aus Stachelgebüsch hergestellt.



Eine Glocke des Rufers der Karawane bei den Wakamba. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/2 wirkl. Größe.

Die Geschwindigkeit der Karawanen ist natürlich sehr verschieden. Burton erzählt von einer von Arabern geführten, die täglich über sechs deutsche Meilen zurücklegte: etwas ganz Ausnahmsweises. Eine halbe deutsche Meile in der Stunde dürften ein recht reichlicher Durchschnitt für eine längere Reise sein. Livingstone machte mit seinen kräftigen Makololo noch etwas mehr; aber Lacerdas Träger (in Ostafrika) waren über die Zumutung erstaunt, etwas über 2 deutsche Meilen den Tag machen zu müssen, und Petherick's Träger marschierten 8 Stunden im Tage. Das Menschenmaterial, der Boden, das Klima erklären diese Unterschiede. Es scheint so ziemlich zuzutreffen, was Galton aus vielen Erfahrungen schließt: daß $2^1/_4$ deutsche Meilen am Tage ein guter Durchschnitt seien, und daß der zu loben sei, der eine Karawane 100 deutsche Meilen weit in $1^1/_2$ Monaten durch ein wildes Land führe.

Karawanen sind von alters her hauptsächlich von den Ausgangspunkten Mombas, Sansibar und Sofala ins Innere gegangen, wo die Gebiete der Masai und Wakamba, Wagogo und Wanyamwesi, Makua und Wayao ihre Hauptzielpunkte, d. h. in erster Linie ihre an Sklaven ergiebigsten Jagdgründe, waren. Sie waren wohl schon im Anfang unseres Jahrhunderts bis an den Ukerewe vorgedrungen; Livingstone traf einzelne Händler am Sambesi. Von Fremdhandel an der Westküste wissen wir nichts bis zum Vordringen der Portugiesen im 15. Jahrhundert. Wohl aber haben die Ägypter mit den Negern am oberen Nil Handel getrieben, und nach der äquatorialen Ostküste müssen Händler schon im Altertum Kunde von Seen und Schneebergen aus dem Inneren gebracht haben. Die von der Ostküste ebenso wie später von der Westküste ins Innere vordringenden Handelsleute

waren in der Regel keine Neger, sondern Araber und Mischlinge. Jene zeigen zwar Handelstalent in ihrem inneren Verkehr genug, aber es fehlt ihnen an der richtigen Schätzung der beim äußeren Handel ins Spiel kommenden Waren und Kräfte. Sowenig im allgemeinen der Neger als „im Kindheitszustand der Menschheit stehend" bezeichnet werden kann, so wahr ist es, daß sich gewisse kindische Neigungen höherer Rassen in ihm forterhalten. Es erstaunte vor Jahrhunderten Vasco da Gama, als der Neger mit Verachtung Gold und Silber zurückwies und kindergleich nach Glasperlen und sonstigem Tande griff. Im Grund ist er darin noch bis heute derselbe.

Wo der arabische oder europäische Handel beginnt, da können Perlen kaum bei einem Handelsgeschäft fehlen. Sie sind nicht immer in gleicher Qualität gesucht, sondern in gewissem Maße von der Mode beherrscht. Schon im 16. Jahrhundert hatten bei den Eingeborenen der Angolaküste Perlen Geldeswert, und die alten Venezianerperlen, die man ganz abgeschliffen in Gräbern findet, deuten auf noch höheres Alter dieser Neigung hin. Aber die übermäßige Zufuhr hat sie überall rasch im Werte fallen lassen. Die Glasperlen entwerten sich von Jahr zu Jahr mehr und dienen nur noch den eigentlichen Zwecken weiblicher Eitelkeit; schon längst werden sie nicht mehr gleich Edelsteinen als Schätze aufgespeichert und vergraben (Schweinfurth). Größere Dauer zeigt die Vorliebe für Kauris, die sich besonders von Ostafrika aus als Münze verbreitet haben, übrigens auch im 16. Jahrhundert schon an der Westküste im Gebrauch standen. Sie werden indessen aufgegeben, da sie zu schwer sind, wo ihr Wert kein hoher mehr ist. Kauris werden auch zum Würfelspiel benutzt. In Nyangwe waren schon zu Camerons Zeit neben den Kauris Sklaven und Ziegen allgemein im Kurse. Auch im Obernilland ist Kupfer und Messing an ihre Stelle getreten, das durch Äquatorialafrika in Ringform Geldwert hat. Daneben kursieren eiserne Äxte oder Ringe, auch hufeisen- oder hauenförmige Eisenstücke (vgl. die Abbild., Band I, S. 85). Am Bemba-See wurden Livingstone drei eiserne Hauen als Fuhrlohn für das Übersetzen von zehn Personen abgefordert. Baumwollzeug in unbrauchbar schmalen Streifen geht in den Sudanländern bis über Adamaua als Geld, und in Bornu nimmt das Geld sogar die Form von niemals zum Tragen bestimmten Toben (Hemden) an. Rinder als Geldeswert sind bei allen Hirtenvölkern im Kurse; Münzen aber haben sich außer in Abessinien und vielen Teilen der Sahara und des Sudan, wo nach Mariatheresienthalern gerechnet wird, nur in den fortgeschrittensten und wohlhabendsten Gebieten, wie Basutoland oder an der äquatorialen Ostküste, eingebürgert.

Der für die gesamte Entwickelung der Kultur in Afrika so wichtige Ausfuhrhandel leidet bis heute unter der geringen Zahl der Ausfuhrgegenstände. Daß diese aber einer Steigerung fähig sind, steht fest. Cameron nannte als mögliche Quellen der Ausfuhr: Zuckerrohr, Baumwolle, Ölpalmen, Kaffee, Tabak, Sesam, Rizinusstaude, Pfeffer (schwarzer und roter), Nutzholzbäume, Reis, Weizen, Sorghum, Mais, Kautschuk, Kopalharz, Hanf, Elfenbein, Häute, Wachs, Eisen, Kohle, Kupfer, Gold, Silber, Zinnober und Salz. Und Rohlfs setzte dieser Aufzählung hinzu: „Der Menge der von ihm angeführten Produkte hätte Cameron noch leicht eine ebenso große Anzahl hinzufügen können, denn aus den vielen nicht genannten heraus nenne ich nur Straußfedern und Erdnüsse." Es wäre allerdings seltsam, wenn ein kaum erschlossenes Tropenland wie Afrika nicht eine Menge ungehobener Schätze bärge. Nach einer Berechnung Westendarps hat Afrika in den 20 Jahren 1857—76 durchschnittlich jährlich 614,000 kg Elfenbein allein nach Europa geliefert, abgesehen von der Ausfuhr nach Indien und Amerika. Daneben sind besonders Kautschuk, Palmöl und Kopal wichtig geworden, und andere Ausfuhrartikel wird die Entwickelung des Plantagenbaues hinzufügen. Daneben ist es eins der eisenreichsten Länder der Erde, enthält mächtige Steinkohlen- und Kupferlager, hat Diamanten und Gold.

Als beweglicher, neugieriger Mensch hat der Neger entwickelte Reisesitten. Treffen Leute, die sich fremd sind, auf einer Reise zusammen, so vermeiden sie es, sich rasch zu nähern, vielmehr

bleiben die Neugekommenen in einiger Entfernung stehen oder sitzen, bis die anderen sich herablassen, Notiz von ihnen zu nehmen. Dann kommen sie näher und berichten erst auf Befragen ihre Erlebnisse in strenger Reihenfolge. Bei vielen ist es Sitte, sich Neuigkeiten mit der ernsthaftesten Miene und mit oft wiederholtem Händeklatschen mitzuteilen, wobei der eine Redende immer in ganz kurzen Sätzen von zwei bis vier Worten spricht, die der andere wiederholt. Prinzipiell feindlich über dieses natürliche Mißtrauen hinaus sind nur die häufig von Sklavenhändlern heimgesuchten und die Räuberstämme. Sonst ist der Fremde, der als Kaufmann oder wenigstens mit Waren reist, Gast des Häuptlings, da dieser als Monopolist des Handels Nutzen von seinem Gaste zu ziehen sucht. Die Gastfreundschaft wird bei vielen Stämmen der Neger nicht so rein und fest gehalten wie bei anderen Völkern. Der Eigennutz stört sie. Doch hat jeder, der gereist ist, besondere Freunde bei den anderen Stämmen; diese „Kala" treten ihm Hütten und Weiber ab. Natürlich beruht diese Sitte auf Gegenseitigkeit. Die Sitte der Blutsfreundschaft, d. h. des Bluttausches zur Besiegelung der Freundschaft, ist allgemein. Der Austausch von Ringen aus dem Felle gemeinsam verspeister Opfertiere verkittet die Freundschaft. Mehr binden noch Treuschwüre. Bei den Wakamba hocken die Abgesandten beider Parteien um ein faustgroßes, roh aus Lehm geknetetes, an der Sonne getrocknetes Töpfchen mit Wasser im Kreise zusammen. Die Sprecher nehmen ein Stäbchen in die Hand und reden unter fortwährendem Klopfen auf das Töpfchen von den freundlichen Gesinnungen ihrer Zugehörigen, bis einer das Töpfchen in die Hand nimmt, und mit dem Spruche: „Wenn wir die Freundschaft brechen, die wir uns hier gelobt, mögen wir zerbrechen wie dieser Topf hier!" es am Boden zerwirft. Die mohammedanischen Wasuaheli zerwerfen an Eides Statt eine Kokosnuß in der Moschee. Die Wakikuju würgen ein Opferlamm, dessen Tod auch sie erleiden mögen, wenn sie den Treuschwur brechen. Ist dies ein Rest des Menschenopfers, das bei zentralafrikanischen Negern das Bündnis besiegelt? Auch Schwüre beim Feuer sind geheiligt. Trotz der feierlichen Allianzformeln kann eine oder die andere Partei das Bündnis lösen. Sie begibt sich ohne Vorwissen der anderen an den Ort, wo der Kongreß stattgefunden hatte, schlachtet ein Schaf und gießt ein wenig Blut in eine Scherbe der Bündnistopfes oder besprengt den ganzen Platz damit. So entbindet sie sich des Eides.

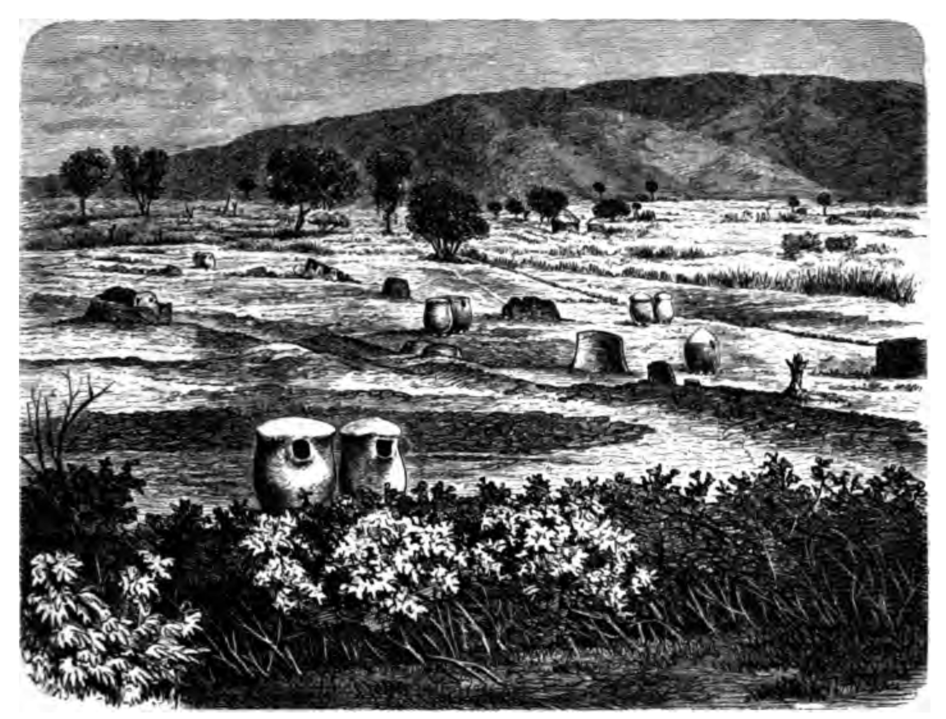
Händedruck als Begrüßung ist bei einigen Stämmen üblich. Van Gele erfreute sich am herzlichen Händeschütteln der Bansi am oberen Ubangi. „Der herzliche Händedruck, womit man Neger sich begrüßen sieht, ist uns viel sympathischer als die arabische Sitte der Berührung der Fingerspitzen. Die Frauen hielten Gambaris Hände oft minutenlang fest." (Junker.) Manche Stämme begrüßen einander durch Händeklatschen, die Boboko (Kamerun) durch Aneinanderlegen der Handflächen. Die Dinka spieen sich früher zum Gruße an. Die weltweit verbreitete Sitte des Entgegenhaltens von Gras oder Zweigen zum Zeichen friedlichen Entgegenkommens kehrt auch bei den Negern wieder.

*

Unter allen großen Gruppen der Naturvölker sind die Neger die besten und eifrigsten Ackerbauer. Eine Minderzahl verachtet den Ackerbau und treibt nur Viehzucht; viele sind Ackerleute und Hirten zugleich. Das ganze Leben der Familie geht bei echten Ackerbauern in dem Ackerbau auf. Daher werden die Monate mit Vorliebe nach den Arbeiten benannt, die er erfordert. Beständige Rodungen verwandeln die Wälder in Felder; der Boden wird mit der Asche des verbrannten Gesträuches gedüngt. In der Mitte der Felder erheben sich jene leichten Warten, von denen herab ein Wächter die körnerfressenden Vögel und andere Diebe verscheucht. In der Erntezeit verlegen ganze Dörfer ihre Wohnstätten in die Felder. Ohne Scheunen ist die afrikanische Kulturlandschaft unvollständig. Die Schnelligkeit, womit sich die verschiedensten neu eingeführten Kulturen in Zentralafrika verbreiten, spricht für die Aufmerksamkeit, die diesem Wirtschaftszweig

gewidmet wird. Und endlich sind Industrien, die man landwirtschaftliche nennen könnte, wie die Mehlbereitung aus Hirse und anderen Früchten, auch der Kassawa, die Herstellung gegorener Getränke aus Körnerfrüchten oder die Verarbeitung der Baumwolle, weithin bekannt und werden sorgfältig gepflegt.

Geklärt wird der Ackerplatz durch Feuer, mit der Hacke oder kleinen Axt. An der Ostküste benutzt man dazu auch ein breites, lanzenblattförmiges Faschinenmesser an kurzem Stiele. Überhaupt muß die Lanzen- oder Speerklinge manchem friedlichen Zwecke dienen. Größere Bäume werden durch Entrinden getötet. An die Ackerränder legt man Dornäste, unter deren Schutze allmählich dichte lebende Hecken entstehen. Der Boden wird mit einem hölzernen, an den Enden



Felder der Bakwena, mit Getreidebehältern. (Nach Prof. Dr. G. Fritsch.) Vgl. Text, S. 66, 69 und 111.

breitgeschärften Spaten gelockert und von Unkraut gereinigt. Eiserne Gerätschaften dürfen bei vielen Völkern hierzu nicht angewendet werden, da sie den Regen verscheuchen. Nachdem so bei Beginn der Regenzeit der Boden vorbereitet ist, schreitet der Säende über den Acker, bei jedem Schritte mit dem nackten Fuße ein Loch scharrend, worein er einige Körner aus der Hand fallen läßt; der Fuß deckt sie zu, und wenn der gute Zauberer genug Regen macht, der böse ihn nicht zurückhält, so ist bis zur Ernte nichts weiter zu thun, als einmal das Unkraut zu jäten. Dafür haben einige Völker besondere halbmondförmige Werkzeuge. Im ganzen geht diese Arbeit nicht tief, und Livingstone spricht eine allgemeine Wahrheit aus, wenn er sagt, die Arbeit der Manyema mit der Haue sei nichts anderes als ein Aufkratzen des Bodens und ein Abschneiden der Wurzeln des Grases und Unkrautes durch eine horizontale Bewegung der Klinge. Ebendaher die Notwendigkeit häufigen Wechsels des Bodens. Wohl gibt es Unterschiede: die Sandeh verhalten sich zu den Bongo wie große, aber träge, nachlässige Gutsbesitzer zu einem emsigen Bauernvolk. Aber im ganzen ist es doch eine mehr andauernde und mannigfaltige als eindringende Arbeit, und deshalb ist sie vorwiegend den Frauen und Kindern überlassen.

Manchmal wird ein Feld nicht mit einer einzigen Fruchtart bestellt, sondern es wird „zwischengepflanzt“. So setzt man im Osten auf Cajanus- und Sorghumäcker, die zweier Regenzeiten zur Reife bedürfen, Bataten und Maniok oder säet Bohnen, die so eine Stütze finden. Hier und da schlängelt sich auch ein Flaschenkürbisgewächs am Boden des Feldes. Tabak wird dicht bei den Hütten gepflanzt, wo er durch die Dungstoffe sehr gut gedeiht, Zwiebeln, mit deren Saft die Pfeile vergiftet werden, vor dem Beratungshaus. Rizinusbäume stehen in weiten Abständen zwischen anderen Feldpflanzen. Das ganze Jahr hindurch wird gesäet und geerntet. Sorghum, in den Herbstregen gesäet, steht in der trockenen Zeit still und entwickelt sich in der Frühjahrs-



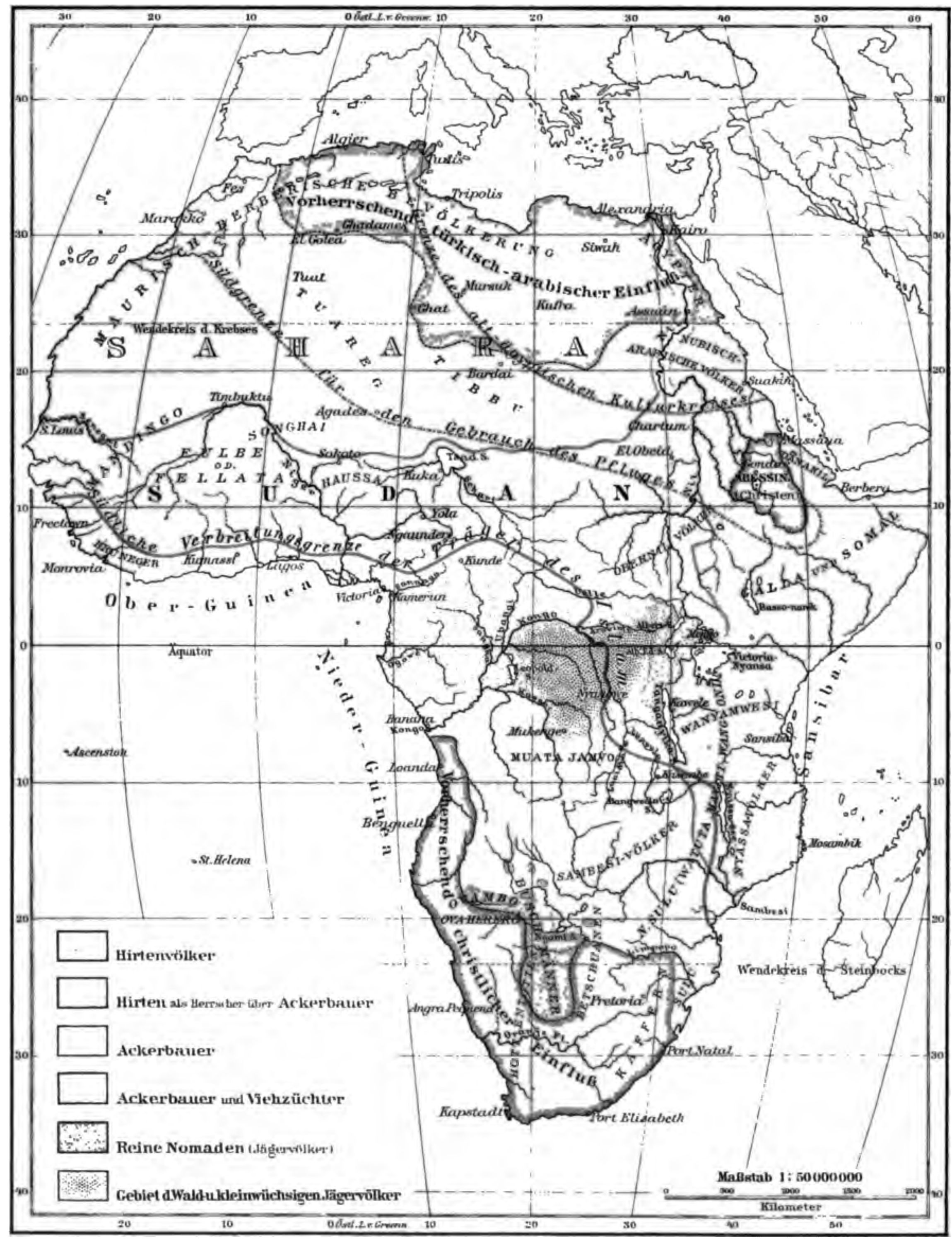
Aus Holz geschnitzte Löffel und Schöpfgefäße der Kaffern. (Museum des Berliner Missionshauses.) 1/6 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 77.

regenzeit schnell zur Reife im Mai. In den großen Regen säet man Mais, Hülsenfrüchte, Kürbisse und andere schnell reifende Pflanzen. Wenn sie abgeerntet sind, baut man an ihrer Stelle Penicillaria. Die Getreideähren werden vor dem Ausfallen der Körner mit einem Messer einzeln abgeschnitten. Man läßt sie in der Hütte nachtrocknen. Gelegentlich werden sie auf hartem Boden oder glattem Felsen als Tenne mit langen, dünnen Loden, woran oben einige Seitenäste gelassen sind, gedroschen.

Die Schwierigkeit des Ackerbaues steigert sich für die Neger durch die Einfachheit ihrer Werkzeuge, durch die Vernachlässigung des tierischen Düngers, der wohl durch Asche und selten durch die außerhalb der Dörfer zusammengeworfenen Abfälle ersetzt wird, und durch die Art der Aufbewahrung. Der Pflug ist den Negern bis heute im wesentlichen fremd. Er fehlt südlich einer Linie von Agades bis zu den Galla (s. die beigeheftete „Kulturkarte von Afrika“). Aber manche Neger bauen ohne Pflug ihr Land besser als die Abessinier mit ihm. Man muß keinen europäischen Maßstab an den Ackerbau der Neger legen. Bei der Fülle ertragreicher Gewächse und



KULTURKARTE VON AFRIKA.



Bibliogr. Institut in Leipzig.

VÖLKERKARTE VON AFRIKA.

Neger
Hottentotten, Buschmän. u. Zwergvölk.
Hova (auf Madagaskar)
Mischvölker Nord- u. Ostafrika's:
a Vorwiegend Neger
b Vorwiegend Hamiten
c Vorwiegend Semiten (Araber)

Maßstab 1:52 000 000
0 500 1000 1500 2000
Kilometer

Bibliographisches Institut in Leipzig.





bei der Möglichkeit wiederholter Ernten kann er mehr gartenartig sein und steht daher weit ab von dem Ackerbau, der bei uns auf weiten Flächen nur bei großer Sorgfalt erfolgreich ist.

In allen tropischen Teilen Afrikas ist die Aufbewahrung der Ernten sehr schwierig. Der Kornwurm läßt die Hirse schwer auch nur bis zur nächsten Ernte halten. Soviel sie auch bauen und so reichlich die Ernte ausfallen mag, alles muß in einem einzigen Jahre aufgezehrt werden. Dies ist einer der Gründe, warum so viel Bier gebraut wird. Die Notwendigkeit, die Vorräte von Ernte zu Ernte aufzuzehren, beeinflußt sicherlich das ganze Wirtschaftsleben dieser Völker ungünstig. Soweit die Verbreitung der Tropenregen und der weißen Ameisen reicht, findet man die auf Pfosten ruhenden Speicherhütten und andere Vorrichtungen zum Aufbewahren. Von kleineren Speicherhütten kann man das ganze Dach deckelartig abheben, um zum Inhalt zu gelangen. Bei den Betschuanen stehen die irdenen Kornbehälter, die den nubischen im Prinzip ähnlich sind, im freien Felde (s. Abb., S. 67); bei den Bamangwato nehmen sie einen großen Teil der Hütten ein, und die Musgu, bei denen sie turmförmig sind, haben sie in ihren Gehöften. Die Bongo pflegen ihre Kornspeicher mit einem zierlich geflochtenen Strohpolster zu krönen, um davon aus bequem das flache, von hohem Korn- und Graswuchs bedeckte Land überschauen zu können. Um diesen Sitz herum ragen die hornartig geschweiften Enden des Dachgerüstes empor, ein charakteristisches Merkmal der Bongolandschaft. Dem System des abhebbaren Kegeldaches begegnen wir außer bei Südafrikanern auch bei den Sandeh, den Golo und den Kredsch. Der Behälter des Kornspeichers ist nach dem nubischen Muster gewöhnlich irden; oft ruht er auf einem Pfahle, wodurch er gegen Nässe, Termitenfraß, Ratten und Diebe gesichert ist. Bei den Golo finden wir solche mit einem becherförmigen, auf einem zentralen Pfahle errichteten und durch Seitenhölzer gestützten Thonbehälter und einem deckelartig abhebbaren Kegeldach, dann Kornspeicher mit schüsselförmigem Thonunterbau auf vier Pfählen. In den Bäumen aufgehängte Körbe oder Gerüste sichern im Freien den Mais vor Ratten und Mäusen, und offene Trockengerüste für Mais dienen bei den Manyema auch zur Aufspeicherung.



Stampfmörser der Badjokwe. (Nach Stuhlmann.) 1/5 wirkl. Größe.

Die Nahrung der Neger ist fast allgemein aus pflanzlichen und tierischen Stoffen gemischt. Verschmähung aller Pflanzenkost wird nur von Masai und Galla berichtet. Der Stand der Kochkunst ist sehr verschieden. Von den Dinka rühmt Schweinfurth die kulinarische Vollendung, während bei den Wakamba nach Hildebrandt die Küche auf der niedrigsten Stufe steht. Roheffen des Fleisches auf der Jagd ist sehr gewöhnlich. Die nächste Stufe ist Braten am Spieße oder gespaltenen Stabe. Das Trocknen des Fleisches an der Luft ist besonders in Ostafrika verbreitet. Das Räuchern scheint man nur in dem arabischen und europäischen Kulturgebiet zu kennen. Die in Arabien heimische Weise, auf heißen Steinen oder in erhitzten Erdgruben zu braten,

kommt auch bei ostafrikanischen Negern vor; von manchen wird das Fleisch auch in Wasser gekocht. Knochen werden roh oder im Feuer geröstet zwischen Steinen zerklopft und das Mark vorzüglich zum Einfetten der Speere und Schwerter verwendet, vielfach wird es dem Fleische vorgezogen. Überhaupt essen die Neger Fett in großen Quantitäten und sind in dieser Beziehung keineswegs durch das tropische Klima beeinflußt. Fleisch und Fett sind für alle Neger der Inbegriff des Wünschenswerten. „Fleisch und guter Wille gehen Hand in Hand durch ganz Afrika", schreibt Horace Waller in Livingstones letztem Tagebuch. Ein geschickter Schütze ist sicher, einen großen Anhang zu finden, was Afrikaforschern wie Pogge und Wissmann sehr zu gute gekommen ist. Am beliebtesten ist der Brei aus zermahlenen und gekochten Körnern der Hirse und Zuckerhirse, auch des Maises. Die Neger benutzen Handreibsteine (s. untenstehende Abbildung); im Osten sind die Drehmahlsteine auf Sansibar und in den Küstengegenden zu finden. Das Schärfen besorgen rundliche faustgroße Steine, die man mit den Quetschsteinen verwechselt. Flache, ungegorene Fladen, auf heißen Stein- oder Eisenplatten gebacken, ersetzen unser Brot. Bananen bilden in der Seeregion die vorwaltende Nahrung. Maniok nimmt die erste Stelle bei den Westafrikanern ein.



Salzbereitung aus salzhaltiger Erde in Urua. (Nach Cameron.)

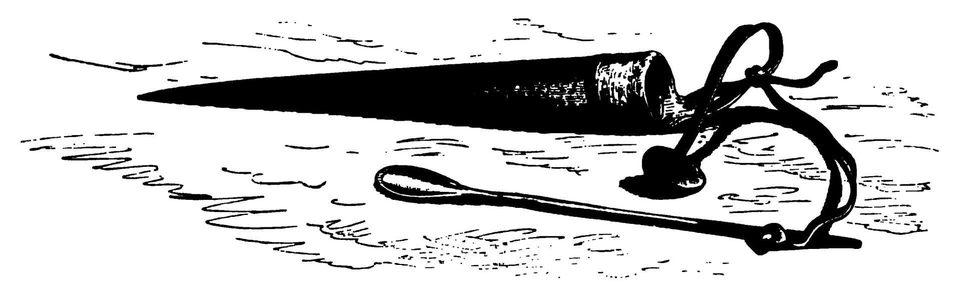
Unter den Gewürzen ist Salz das allgemeinst gesuchte, einer der wichtigsten Handelsartikel Innerafrikas, auch ersetzt durch pottaschenartige Surrogate (vgl. obenstehende Abbildung). Einige Völker entbehren seiner ganz. Spanischer Pfeffer, der in Afrika einheimisch ist, wird nicht als Gewürz, wohl aber bei Stämmen des oberen Nil als Pfeilgift benutzt. Gewisse aromatische Kräuter werden als Theeaufguß genossen; mit ihrem Pulver bestreuen vielfach die Neger ihre gesalbten Körper. Berauschende Getränke bereiten die Neger in großer Anzahl. Bier aus Hirse oder Mais wird aus gemalzten Körnern gebraut, wobei auch aromatische Zusätze nicht fehlen. Auch aus Bananen, Zuckerrohr und Honig werden berauschende Getränke bereitet, und das Anzapfen verschiedener Palmenarten geht durch die ganze Palmenzone. Die Neger haben nicht erst den Europäer mit seinem Schnaps abgewartet: fast alle haben gegorene Getränke, und die Trunkenheit ist ein so verbreitetes Laster, daß Kenner, wie Wissmann, sie als eine wesentliche Gefahr des ruhigen Verkehrs mit Negern



Mahlstein. (Aus Livingstones „Missionary Travels".)

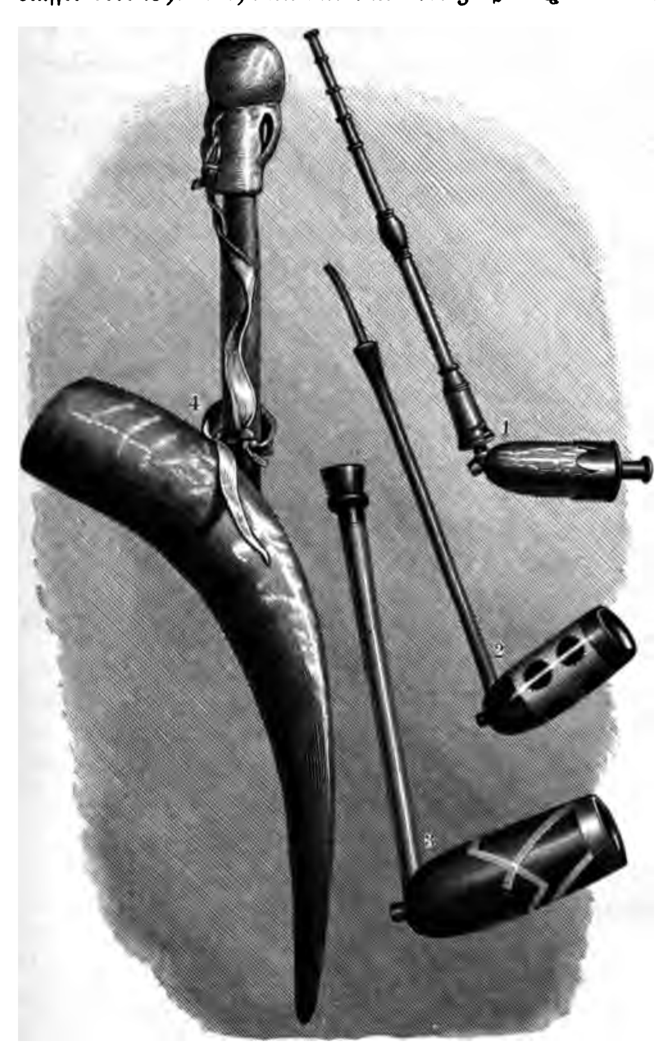
bezeichnen und raten, die Verhandlungen mit Häuptlingen womöglich früh zu beginnen, ehe jene großen Kneipereien im Freien unter einem Schattenbaume begonnen haben, die nicht selten bis in die Nacht dauern. Zum Schall der Trommel wird gesungen und getanzt, und den nächsten Tag ladet einer der Gäste (denn nur wer wiedergibt, wird geladen) zu einem neuen Troge ein. Im Süden und Norden überwiegen die Biere, in der äquatorialen Mitte die Bananen- und Palmweine. Dazu kommen von Genußmitteln vorzüglich Tabak, Hanf, Kaffeebohnen und Gurunüsse. Mit der größten Leidenschaft wird der Genuß des Tabaks betrieben und zwar in den verschiedensten Formen. In Ostafrika waltet bei den Heiden das Rauchen, bei den mohammedanischen Stämmen das Kauen vor. Die Kaffern schnupfen; den mit scharfen Stoffen gemischten Tabak streuen sie in ein Stückchen Fell und schlürfen in langen Zügen den narkotischen, beizenden Staub in die Nase ein. Aus der Dose schnupfen prisenweise nur die Wohlhabenden; sie tragen ihren Tabak in einem Rohre im Ohrläppchen oder in Kürbis- oder Elfenbeinbüchschen (s. untenstehende Abbildung) um den Hals oder am Gürtel. Bei ihnen gehört zur Rauchtoilette auch noch der Nasenlöffel (libeko), das 4—35 cm lange Miniaturschäufelchen, das daneben auch zum Reinschaben der Hände nach der Mahlzeit und zum Kratzen des Rückens dient. Das Rauchen aus den verschiedensten Geräten: in Südafrika aus Antilopenhörnern, deren breiterer Teil als Mundstück dient, im äquatorialen Gebiet aus Pfeifen, die bis zu $1/2$ kg Tabak aufnehmen, in den primitivsten Verhältnissen aus einem Erdloch mit darübergelegtem durchlöcherten Steine, ist noch verbreiteter (s. Abbildung, S. 72). Das Schlürfen der im Wassersack sich sammelnden nikotinreichen Brühe wird bei vielen als Höhepunkt dieses Genusses betrachtet. Welchen Wert die Neger auf den Tabak legen, zeigt sich in der großen Rolle, die er in ihren Gebräuchen spielt. Nicht nur ist sein Anbieten und Annehmen eine besonders verbindliche Be-


Ein Biertopf der Westmakalaka. (Ethnographisches Museum, München.)


Eine Schnupftabaksbüchse mit Löffel der Ovambo. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) $1/3$ wirkl. Größe.

grüßungsweise, sondern er wird geradezu ein wichtiges Symbol bei den Präliminarien der Hochzeit, und im Kassaigebiet ist das Hanfrauchen Kultushandlung geworden. Als Dacha oder Bang werden die getrockneten Blätter von Cannabis indica und wahrscheinlich auch vom Stechapfel entweder für sich oder unter dem Tabak geraucht. Die Europäer haben diese Sitte in Südafrika vorgefunden. Gewöhnlich geschieht dieses Rauchen aus einer Wasserpfeife, einem Rohre, das am oberen Ende den mit dem Rauchstoff gefüllten Behälter trägt und am unteren in ein teilweise mit Wasser gefülltes Horn ragt (s. Abbildung, S. 72, Fig. 4). Sonst bauen sie Behälter aus Thon, die auf einer Seite das Kraut aufnehmen und auf der anderen den Mund

anbringen lassen, während sie in der Mitte Wasser enthalten. Den Kaffee genießen die Umwohner des Großen Nyansa, indem sie die unzubereiteten Bohnen kauen. Im Westsudan und in Oberguinsa werden die Guru- oder Kolanüsse gegessen, die ein ähnliches Prinzip wie Kaffee oder Thee enthalten und einen der größten Handelsartikel im Westsudan und Nigerlande bilden. Ihr Genuß scheint sich quer durch das nordäquatoriale Afrika bis in das oberste Kongobecken zu verbreiten; dort finden wir ihn, allerdings in geringem Maße, als ob er erst kurz eingeführt sei, bei den Mangbattu vor.



1, 2, 3) Tabakspfeifen und 4) eine Dachapfeife südafrikanischer Kaffern. (Britisches Museum, London.) Vgl. Text, S. 71.

Einige Gewerbe sind bei den Negern Gegenstand der Thätigkeit besonderer durch Arbeitsteilung ihnen zugewiesener Arbeiter, andere werden in der Regel neben Ackerbau und Viehzucht betrieben. Für die Eisenarbeit, für Kahnbau, Fischerei und Jagd, besonders die Nilpferdjagd gibt es Leute, die sich nur diesem und nichts anderem widmen; und die Töpferei ist meist Sache der Frauen. Im übrigen zeigt sich auch hier der Ackerbau durch sein seßhaftes Wesen dem Handwerk günstiger als die zum Nomadisieren neigende Viehzucht. Livingstone vermutet, daß die große Geschicklichkeit der Banyeti am mittleren Sambesi in der Eisenbearbeitung und in der Holzschnitzerei teilweise darauf zurückführe, daß ihnen die Tsetsefliege die Viehzucht verbot. So sind die Waganda bessere Arbeiter als die Wahuma, die Wanyamwesi als die Watuta und die Mangbattu als die Dinka. Auch die Jagd stört das Handwerk; im tierarmen Westafrika blüht die Verarbeitung der Baumwolle.

Als das Wichtigste auf diesem Gebiet ist zu betonen, daß die Neger heute gänzlich aus dem Zustand herausgetreten sind, den man mit „Steinzeit“ zu bezeichnen pflegt. Alle ihre wichtigeren Geräte und Waffen, die aus Stein sein könnten, sind heute aus Eisen. Wohl ist nicht der Stein in allen Formen überwunden: Mahlsteine, d. h. handbare Kieselsteine und die dazugehörigen glatten Steinplatten, sowie Stücke harten Steines, womit die Mahlsteine geschärft werden, werden durch ganz Afrika benutzt. Zum Mahlen von Mais und Negerkorn dienen oft auch flache, in die Fläche des Felsens gehauene Mulden, worin das Getreide mit einem doppelt

faustgroßen Steine zerrieben wird (s. Abbildung, S. 70). Ebenfalls aus Stein sind die hauptsächlichsten Schmiedewerkzeuge. Der Amboß ist ein Felsblock, der Hammer ein Stein, der mit Riemen oder Stricken zur Handhabe fest umwunden wird, die Zangen sind zwei Stücke Rinde oder Holz. Aus Eisen ist dort also nur das mit diesen Werkzeugen hergestellte Produkt.

Bei den Buschmännern findet man die durchbohrten und rund geschliffenen Beschwersteine für Grabstöcke und manchmal auch steinerne Pfeilspitzen. Diese Steine hat man angeblich nie von den Eingeborenen bohren sehen, die sie sogar selbst für Werke früherer Geschlechter halten sollen. Palgrave erhielt noch 1870 im Norden der Kapkolonie einen von den Buschmännern gebrauchten Steinpfeil aus zwei Stücken Rohr, die durch einen Röhrenknochen verbunden waren. An dem einen Ende des Rohres war eine lanzettförmige Steinspitze aus Kristall in eine schmale Spalte eingekittet, einen Zoll weiter unten ein Widerhaken aus Horn eingesetzt, und 3 Zoll weit von der Spitze war der Schaft mit Thon verschalt, um dem Vorderende Gewicht zu geben und das Splittern des Rohres zu verhüten. Schinz sah Steinpfeile im Gebrauch bei den Buschmännern der Kalahari. Dann ist aber gerade bei den Kaffern des östlichen Südafrika die Eisenindustrie hoch entwickelt. Verschiedene Gallastämme (von den Arusi ist es sicher bezeugt) benutzen Obsidiansplitter in eigentümlichen henkelförmigen Handhaben zum Schaben der Häute; auch zum Rasieren sollen sie Gebrauch davon machen. Die Beschneidung wird entweder mit Stein- oder Rohrmessern vorgenommen.



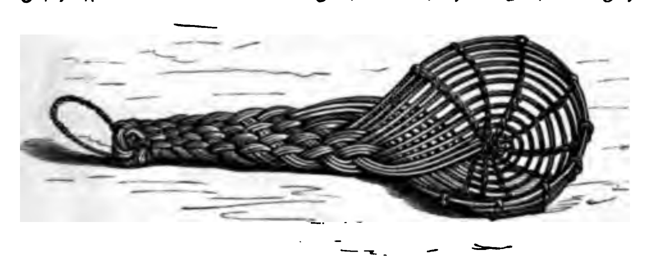
Eine Axt aus Kupfer, vielleicht von den Wamarangu. (Wißmannsche Sammlung von 1887, Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/6 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 75.

Die Steingeräte, die in den verschiedensten Teilen von Afrika entdeckt wurden, stimmen nach Material und Form mit den europäischen Funden überein. Rätselhaft, wie in Europa und Amerika, ist auch hier das Auftreten der Nephritgeräte. Übersehen wir die Orte, wo Steingeräte gefunden wurden, so müssen wir die Steinzeit für alle jene Gegenden beanspruchen, die in diesem Gesichtspunkt genauer untersucht sind: und so hat auch Afrika, das wir im Vollbesitz des Eisens kennen, seine „Steinzeit“ von Ägypten bis zum Kap und vom Somalilande bis zum Niger gehabt.

Eine Handa; gebräuchliche, auch als Geld verwendete Form des Kupfers in Uguha. (Nach Cameron.) 1/6 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 75.

Merkwürdigerweise wird diesen Resten einer älteren Kulturstufe auch in Afrika eine gewisse Verehrung gezollt. An einem Thorpfosten der Palissade, die das einst von Tipu Tip bewohnte Dorf Ponda (am Moero) umgab, sah Livingstone einen in der Mitte durchbohrten und an einem Ende abgeflachten Stein von rotem Porphyr; er glich dem Beschwerstein an dem Grabstock der Buschmänner. Die Leute erblickten darin einen Zauber, der Böses von dem Dorfe fern halte. Einen ganz ähnlichen Stein fand derselbe Reisende ebenso an einem Thorpfosten von Kasongos Dorf aufgesteckt. Oskar Lenz berichtet, daß Steingeräten von den Tuareg ein überirdischer Wert beigelegt wird, und Ähnliches hören wir aus Westafrika. Man glaubt sie vom

Himmel gefallen oder faßt sie als Waffen früherer größerer, stärkerer Menschen auf oder legt ihnen Heilkräfte bei. Jenen Glauben hegen auch die Mangbattu von den aus reinem Eisenglanz geschliffenen Beilen und Ringen, die sie, ihrer Herstellung heute ganz unkundig, in Ehren halten. Wir wollen darin nicht ohne weiteres ein Zeugnis hohen Altertums der Eisenzeit sehen, sondern erinnern an die bei allen Negern zu findende Scheu vor dem Altererbten. Etwas Altes, in der Familie, im Stamme Heimisches zu stehlen, wird kein Neger so leicht wagen; einen neueingeführten Gegenstand, besonders europäischen Ursprunges, betrachtet er als vogelfrei, weil noch nicht so eng mit dem Besitzer verwachsen. Jedenfalls liegt die Steinzeit so fern, daß man selbst da nicht mehr zu Stein greift, wo Eisen fehlt. Man sieht die Betschuanen oder die Batoka gelegentlich mit hölzernen, niemals aber mit

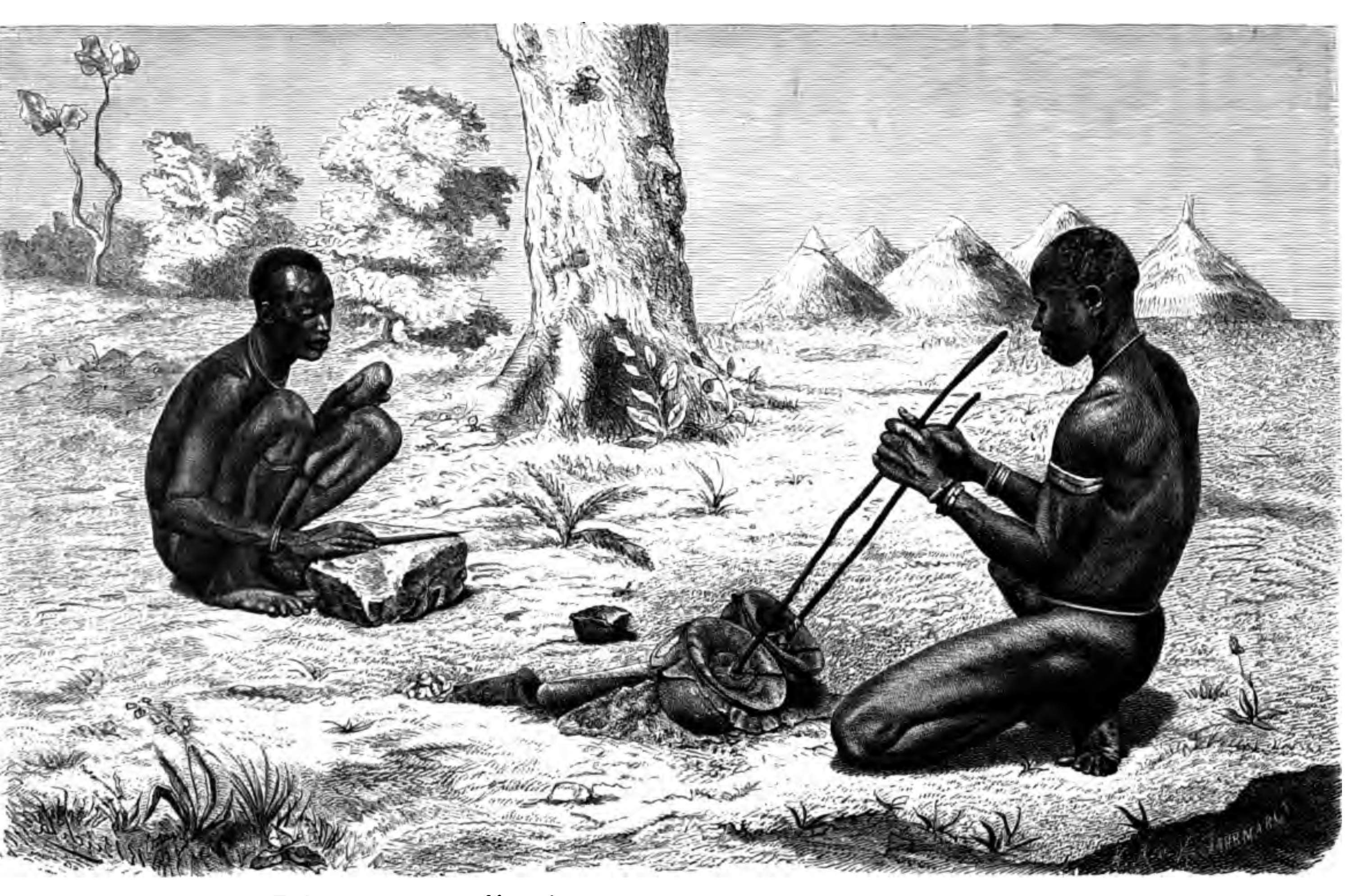


Ein Schaumlöffel der Kaffern. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/3 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 77.



Thongefäße, Kamm und Rassel der Mangbattu. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/8 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 76.

steinernen Hauen den Boden bearbeiten. Wäre das Eisen etwas Neues, so würde auch seine Verbreitung ganz andere Lücken zeigen. Wir kennen wohl Völker, die von Eisen starren, und eisenarme. Wie selten sind Bogen oder Schilde mit Eisen bewehrt und geschmückt; nur im Osten



Schmiede der Bari. (Nach der Natur gezeichnet von Richard Buchta.)

und im Obernilland kommt dies vor. Aber wenn man vernimmt, wie in den eisenreichsten und gewerbthätigsten Gegenden, im Lande der Batoka oder am oberen Rovuma bei den Manganja, nach Sklavenjagden Hunderte von Schmiedestätten verödet lagen, muß man darüber erstaunen, daß nicht längst der Faden der Tradition zerriß und dieses Handwerk noch nicht zu den verlorenen Künsten gehört. (Vgl. die beigeheftete Tafel: „Schmiede der Bari".) Es kam ihm zu gute, daß es häufig von besonderen wandernden Schmiedestämmen, übrigens oft einer verachteten Kaste, wie es die bei den For in besonderen Dörfern wohnenden Schmiede sind, getragen wird. Und es werden Fortschritte gemacht in der Richtung auf eine Industrie mit festen Überlieferungen; so wenn bei den Malinke der 3 m hohe Schmelzofen mit mehreren Gebläseöffnungen an einem Tage, der ein Festtag für das Dorf ist, schichtenweise mit Eisen und Holzkohle gefüllt und dann mit mehreren Blasebälgen zugleich in Feuer gesetzt wird. Und von den Dschagga wissen wir, daß sie ausgezeichnete Waffen schmieden, selbst Draht zu ziehen verstehen. Die mit Kupfer oder Messing tauschierten Eisenklingen der Baluba (vgl. das 10. Kapitel) sind nicht bloß sehr tüchtige, sondern auch schöne Arbeiten.



Ein Thongefäß vom unteren Niger. (Museum der Church Missionary Society, London.) Vgl. Text, S. 76.

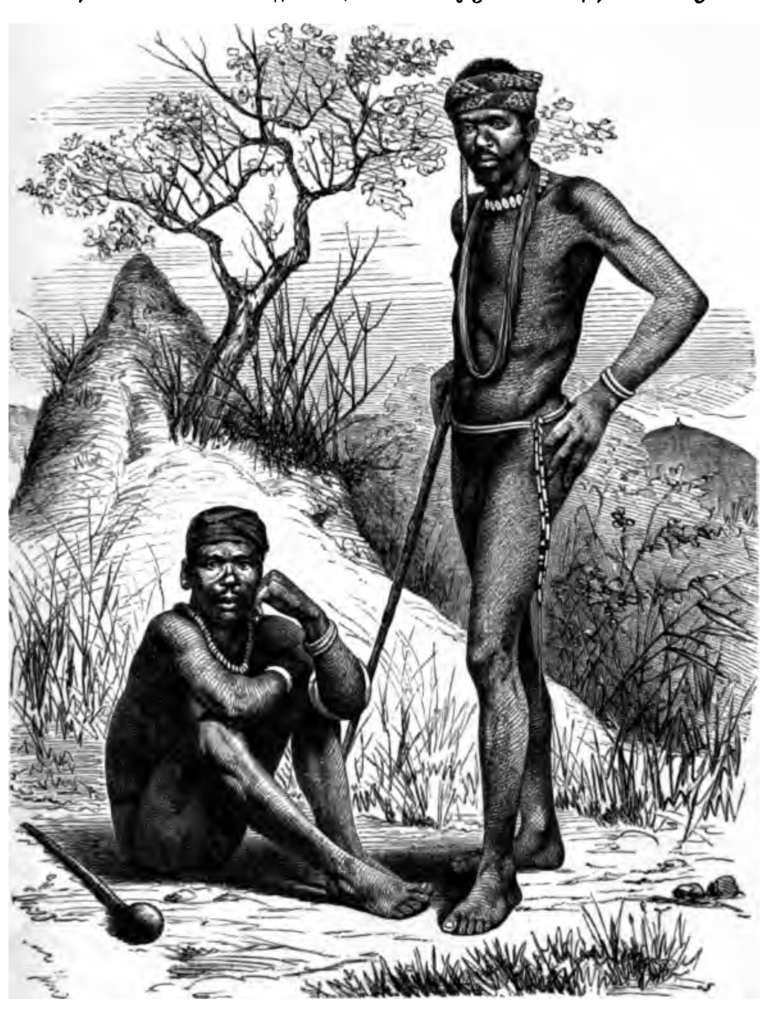
Im ganzen ist aber sowohl die Art des Betriebes der Eisenindustrie als auch die ihrer Erzeugnisse überall in Afrika dieselbe; wir befinden uns hier einer Kunst gegenüber, die einen bestimmten Ausgangspunkt hatte. Wo dieser Punkt gewesen ist, ist heute schwer zu sagen. In Südafrika nicht, weil hier den Buschmännern das Eisenschmieden in geschichtlicher Zeit unbekannt war. Alles zusammengenommen, sind die Völker des äquatorialen Ostafrika und des oberen Nil wohl die besten Eisenschmiede, auch kommt hier das Eisen in größeren Mengen vor; und so mag denn auch diese Kunst auf östlichen Ursprung deuten. Auf den asiatischen Zug in den Eisengeräten wurde früher (s. Band I, S. 668) aufmerksam gemacht.



Schnupftabaksbehälter der Kaffern: 1) aus Horn, 2, 3) aus Blut, Bindegewebe und Lehm. 4) Ohrpflock der Sulu, 5) Ohrpflock der Natalkaffern, beide aus Holz. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/2 wirkl. Größe.

Das einzige Metall, das die Neger außer dem Eisen ausschmelzen, ist Kupfer; doch gewinnen und verarbeiten sie es nur in wenigen Bezirken, von denen es als Handelsartikel und Tauschmittel weit ausstrahlt (vgl. die Abbildungen, S. 73). Im nordäquatorialen Gebiet hat dadurch Hofrah en Nahas am oberen Bahr el Ghasal, im südäquatorialen Katanga Ruhm und großen Handelseinfluß gewonnen. Doch ist seine Verbreitung beschränkt geblieben: manche Dialekte haben nur Ein Wort für Eisen

und Kupfer. Gold haben die Neger auffallenderweise nie bearbeitet, trotzdem sie es gewannen, so daß Goldstaub alle die Jahrtausende hindurch, in denen wir von Afrika hören, neben Elfenbein und Sklaven dessen vorzüglichsten Ausfuhrgegenstand darstellt. Goldschmuck kommt nur in den von maurischem Einfluß berührten Gebieten vor. Ebenso greift Silber nur in die entschieden von arabischem und indischem Einfluß beherrschten Gebiete von der Ostküste herein. Somal, Danakil und Abessinier sind die einzigen Silberschmuck tragenden Völker Afrikas, die den Negern näher stehen. Alle Obernilstämme ignorieren die Edelmetalle trotz der verhältnismäßigen Nähe des goldreichen Sennaar und des silberreichen Abessinien. Als Werne zu den Bari kam (1840), kannten diese Silber nicht und schätzten Gold nicht höher als Kupfer.



Kosakaffern. (Nach Photographie im Besitz des Missionshauses in Berlin.)

Die Thongefäße der Neger sind fast immer ohne Henkel. Zu den Ausnahmen gehören vor allen die prächtigen Mangbattu-Gefäße des Museums für Völkerkunde in Berlin, sowie Thongefäße des Sudan (s. die Abbildungen, S. 74, unten, u. 75, oben). Die des Sudan wie die Gefäße von fast antiker Form, die Flegel aus Djen (Benuë) mitbrachte, sind ohne Frage unter arabischem Einfluß entstanden; und so gehenkelte Thongefäße gibt es auch in Udschidschi. Verzierungen werden eingeritzt. Die Drehscheibe ist allgemein unbekannt. Ebenso kennt man keine mineralische Glasur, sondern nur einen Firnis; dadurch wissen z. B. die Wanyoro ihren Thongefäßen einen schönen mattschwarzen Glanz zu geben. Aber auch dieser ist bei vielen anderen Stämmen unbekannt, wo der Gebrauch und die Unreinlichkeit für Verdichtung sorgen. Der Brand ist in der Regel schwach.

Zu den bei den Innerafrikanern unbekannten Künsten gehört die dichte Verbindung eines Stückes Holz mit einem anderen. Gegen das Leimen spricht vielleicht das Klima; aber daß weder durch Falzen oder Leisten noch durch Nägel zusammengefügt wird, ist um so auffallender, je mehr

Zeit und Mühe man auf Holzschnitzerei verwendet (vgl. Abbildung, S. 68). Sie wird mit eignen Werkzeugen betrieben. Bei den Hereró beaufsichtigen die Häuptlinge diese Arbeit und scheinen besonders die Herstellung der Milch- und Tränkeimer als etwas zu betrachten, dessen Verantwortung ihnen zufällt. Hervorragend sind hölzerne Schmuckringe mit abgeschliffenen Silber- oder Messingstiften. Hochentwickelt ist die Flechtkunst. Mitbedingt durch die Trockenheit des Klimas, die das Binden als die praktischste Befestigung erscheinen läßt, ist sie wohl die Negerindustrie, deren Erzeugnisse uns am meisten durch ihre Vollendung in Erstaunen setzen (vgl. die Abbildungen, S. 74 und 80 und Bd. I, S. 99, Fig. 2). Aus Sehnen, Palmen und Aloefasern, Gräsern und Lianen werden Schnüre gedreht. Und man möchte nach den Berichten der portugiesischen Missionare des 16. Jahrhunderts annehmen, daß an der Westküste die Flechtkunst einst höher stand als heute, ebenso wie dort die Weberei einst Matten aus Raphia-Fasern mit zierlichen Zeichnungen, Fransen und sogar samtartigem Schnitt erzeugte, die heute nur tief im Inneren noch gefunden werden.



Ein Weber in Ischogo. (Nach Du Chaillu.)

Auffallend ist bei diesen herdenreichen Völkern die Unkenntnis des Gerbens. Es findet sich nur in Gebieten maurischen Einflusses, steht in den Haussaländern sogar in Blüte. Die Hirtenvölker der Neger sind sehr geschickt in der Zubereitung der Rinderhäute für Mäntel und Decken, die sie durch Schlagen mit Keulen, Schaben des inneren Teiles und Bearbeitung des äußeren mit einem durch eingesetzte Eisenspitzen kardenartig wirkenden Werkzeuge so weich wie Tuch zu machen wissen. Dies verstehen besonders die Betschuanen, und noch mehr die Wahuma, bei denen Wildhäute von der Weichheit des Handschuhleders zum Anzug der besten Klassen

gehören. Merkwürdig, daß gerade in Ostafrika, wo seit undenklicher Zeit das um die Lenden geschlagene Schaf- oder Ziegenfell zur Nationaltracht gehört, wo unter einigen Stämmen die Häute zur Hüttenbedeckung dienen, die Bevölkerung die Grundsätze des primitivsten Gerbprozesses weder erfunden noch auch entliehen hat. Selbst die massenhaft vorhandene Mimosenrinde hat sie nicht darauf geführt.

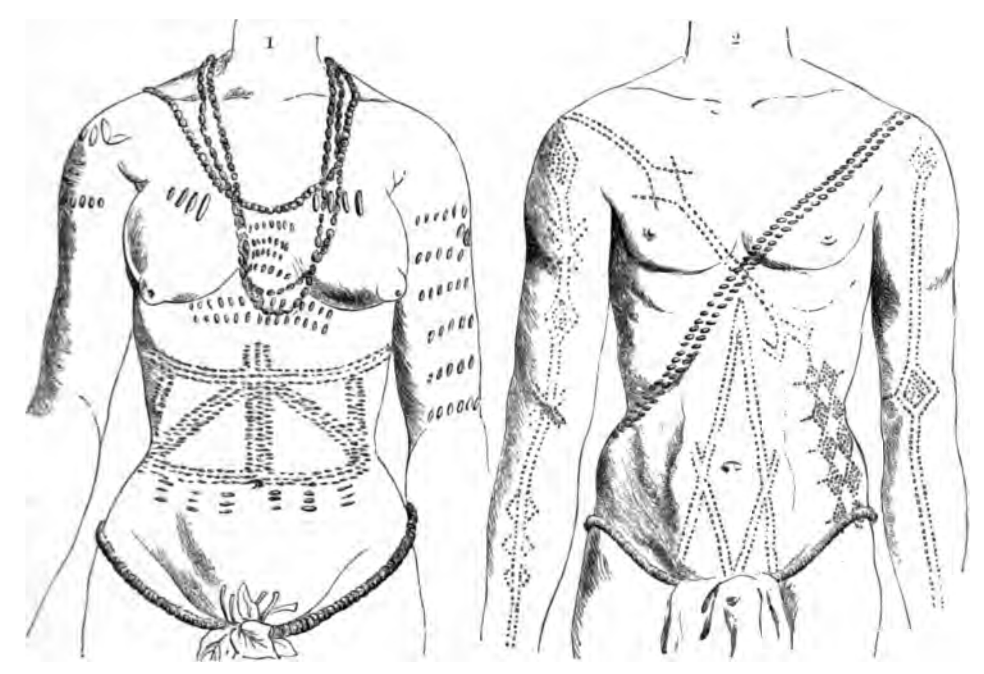


Eine Loangonegerin. (Nach Photographie im Besitz des Prof. Dr. Pechuel-Loesche in Jena.) Vgl. Text, S. 80.

Baumwolle wird in einem großen Teil Ost- und Westafrikas, der Sudanländer und des Sambesigebietes gebaut und verarbeitet. Ein primitiver **Webstuhl**, ähnlich dem ägyptischen und berberischen, bei dem die Fäden senkrecht aufgespannt sind, fehlt nicht (s. Abb., S. 77 u. Bd. I, S. 668). In der Weberei schmaler Streifen von Baumwollenstoff haben die Mandingo eine Fertigkeit, die selbst Europäer erstaunt. Doch führen die Neger den weitaus größten Teil ihres Bedarfs an Baumwollgeweben ein, die allerdings an manchen Orten noch geölt werden, um sie den Fellen oder Baststoffen ähnlich zu machen, die von ihnen verdrängt worden sind. Nur bei den meisten Innerafrikanern ist hauptsächlichstes Bekleidungsmittel ein aus **Palmfasern** gewobener Stoff und daneben der Bast des weitverbreiteten Feigenbaumes, Ficus indica, **Rindenstoff**, der bei den verschiedensten Negervölkern Afrikas getragen wird. Man findet ihn am Nyassa und am Ukerewe, und schon die Missionare des 16. Jahrhunderts sahen ihn am unteren Kongo. Ein Gürtel Rinde wird abgelöst, die äußere Oberfläche sorgfältig entfernt und die Rinde dann auf einen Holzblock gelegt und mit schweren Hämmern aus Holz oder Elfenbein, die mit denen der Polynesier zu verwechseln wären, in raschem Tempo bearbeitet. Die Rinnen dieser Schlägel geben dem Stoff ein geripptes Aussehen; beim Schlagen dehnt sich die Rinde aus wie das Gold unter dem Hammer des Goldschlägers. Wenn sie dünn genug ausgeschlagen ist (gewöhnlich durch die Arbeit eines Tages), wird jedes Loch, das beim Hämmern entstanden, mit den Randabfällen ausgebessert. Dieses „Mbugu" ist neu von einer gelbbraunen Farbe und sieht beinahe wie frisch gegerbtes Leder aus; manche feinere Sorten zeigen jedoch einen dunkelziegelroten Ton. Es gibt sehr verschiedene Qualitäten; die besseren sind wundervoll weich (s. Abbild., Bd. I, S. 89). Der Hauptfehler dieses Stoffes ist, daß er vom Regen leicht zerstört wird; aber er ist im Überfluß vorhanden. Aus dem alten, abgetragenen Stoffe macht man ausgezeichneten Zunder; die Waganda drehen ihn in einen Strick zusammen und tragen ihn auf Reisen zum Pfeifenanzünden bei sich; in diesem Zustande glimmt er stundenlang fort. Über die Wunde des Baumes werden Bananenblätter gelegt und festgebunden, so daß sich die Rinde nach einiger Zeit ersetzt.

Fragen wir nach **Kleidung** und **Schmuck** des Negers, so ist zuerst an die außerordentliche Mannigfaltigkeit der **Frisuren** zu erinnern, zu denen das steife, abstehende Haar einladet (s. Abb.,

Bd. I, S. 98). Häufig ist die Frisur ein Ausdruck der Laune, des Humors, der Spielerei. Seltener nimmt sie einen bestimmten nationalen Charakter an, wie bei den Sulu. Die gebildetsten Negerstämme, z. B. die Waganda, machen am wenigsten Frisuren. Tättowierung (s. untenstehende Abb. und die in Bd. I, S. 98) kommt nur noch selten in größerer Ausdehnung oder gar polynesisch, den ganzen Körper bedeckend vor und fehlt, wie überhaupt jede Verunstaltung, bei den mit Galla und Arabern sich enger berührenden, wie den Waganda und For. Nur die Tättowierung der Tuschilange hat man mit der der Neuseeländer verglichen; sie ist jedenfalls unter allen afrikanischen die vollendetste. Virchow verglich selbst die Linienführung mit der der Maori. Dagegen sind symmetrische Narben an Leib und Kopf, öfters in großer Zahl, allgemein. Sie werden durch Schneiden und



Tättowierter Rumpf 1) eines Mondbuweibes, 2) eines Mangbattumannes. (Nach der Natur von Richard Buchta.)

Brennen erzeugt. Auch dienen sie häufig als Stammeszeichen. Die Wakamba tragen Schläfennarben, die Makua tragen sie an den Wangen. Das Extrem dieser Entstellung sind die knopfförmig aufgezogenen Narben, die sich wie große Warzen oder Auswüchse vom Gesicht abheben. Bei den sogenannten „Knopneuzen“ läuft eine Reihe knopfförmiger warziger Narben von dem Stirnrand bis zur Nasenspitze; so am Kongo wie am Sambesi. Bemalung ist im innersten Afrika z. B. bei den Sandeh und Mangbattu üblich. Durchbohrung der Ohren, der Nasenflügel, der Nasenscheidewand und der Lippen zum Durchstecken von Schmucksachen, die aber auch trotz der Durchbohrung fehlen, kommt bei Stämmen am Sambesi und Nyassa und dann wieder am oberen Nil vor. Einige Stämme tragen kunstreich geglättete Kalkspatcylinder in den Lippen. Massen von Elfenbein-, Eisen-, Messing- oder Kupferringen werden um Unterschenkel und Unterarm, andere um den Hals getragen. Festangezogene Schnüre um den Leib, die Brust und die Oberschenkel werden wie bei malayischen und amerikanischen Völkern getragen. Dabei spielt das Amulett herein, besonders in den höchstgeschätzten Ringen aus Haaren des Elefanten- oder Giraffenschwanzes. Beschneidung, aber fast nur mit Steinmessern, ist bei vielen Negern strenge Sitte, aber bei naheverwandten

Stämmen ungleichmäßig verbreitet. Infibulation aber scheint erst in gewisse Stämme Ostafrikas von den Abessiniern und Galla her eingedrungen zu sein. Endlich ist die Zahnfeilung oder das Ausschlagen oder Ausziehen einiger Vorderzähne und oft auch der Eckzähne oder auch beides bei den meisten Negern verbreitet. Es trifft nicht zu, daß nur viehzüchtende Stämme diesem Gebrauch huldigen. Manche Völker schlagen sogar ihren Kriegsgefangenen die Vorderzähne aus.

Die **Tracht** der Neger ist mannigfaltig. Felle, Rindenzeug, Palmfaserstoffe und einheimische oder fremde Baumwollzeuge sind die Bekleidungsstoffe; im schlimmsten Falle genügt aber auch ein Palmblatt oder Baumzweig zur Bedeckung der Scham. Völker, die gewohnheitsmäßig ganz nackt gehen, gibt es unter den Negern nur wenige; und dann erstreckt sich das Nacktgehen meist auf das männliche Geschlecht (s. Abb., S. 76), wie bei den Dinka oder einigen Nyassastämmen, seltener auf das weibliche, wie bei den Heiden der Haussastaaten. Glöckchen an den Geschlechtsteilen tragen die Weiber der Fan und am oberen Kongo, auffallende Futterale die Männer der Kaffern (s. Abb., S. 81 u. 107). Wohl aber gehen fast alle Kinder bis zu einem gewissen Alter, und aus Bequemlichkeit in ihren Behausungen auch Erwachsene nackt. Bei den Süd- und Zentralnegern sowie den Stämmen am oberen Nil sind Bekleidungen aus einer inneren und einer äußeren Schürze, oder gar nur einem Pflanzenblatt (s. oben), die nur die Schamgegend bedecken, die Regel (s. Abb., Bd. I, S. 88). Die Hirtenstämme tragen oft Fellkarosse darüber, aus verschiedenartigen Fellstücken künstlich zusammengefügt. Die Völker, die Rindenzeug bereiten, besitzen damit einen überall leicht und in großen Stücken zu beschaffenden Stoff und kleiden sich deshalb am vollständigsten von allen, so besonders die Wanyoro und Waganda (s. Abbildung, Bd. I, S. 89). Wo Baumwollzeuge billig zu haben sind, wie an der Westküste, tragen die Männer unterrockartige Gewänder, während die Weiber ihr Gewand unter den Achseln zusammenbinden (s. Abbild., S. 78). Kopfbedeckungen werden im Kriege, bei Tänzen, religiösen Festlichkeiten benutzt. Primitive Sandalen sind auf Märschen in allgemeinem Gebrauch. Allgemein üblich, bei den Hirtenstämmen ins Übermaß getrieben, ist die Einfettung des Körpers und der Haare, vervollständigt durch Bestreuung mit wohlriechendem und farbigem Mehl oder

Eine Tasche aus Grasgeflecht von Kalabar. (Ethnographische Sammlung, Stockholm.) Vgl. Text, S. 77.

Einreiben mit rotem Holzstaub. Zur Kriegstracht gehört Bemalung mit bunten Farben, meist rot und weiß, in den abenteuerlichsten Mustern. Dazu sind auch Kopfputze aus Federn gebräuchlich. Federschmuck kommt nicht in der Masse und Vollendung wie in Amerika und Polynesien vor; meist sind es einfache Quasten und Büschel. Die persönliche Reinlichkeit ist bei manchen Völkern sehr groß. Man wäscht sich nicht bloß und badet sich, man reinigt auch die Zähne und schabt die Zunge, so die Baluba. Bei den Mangbattu und Wambuba kommen Aborte vor, die allerdings von den Arabern eingeführt sein könnten.

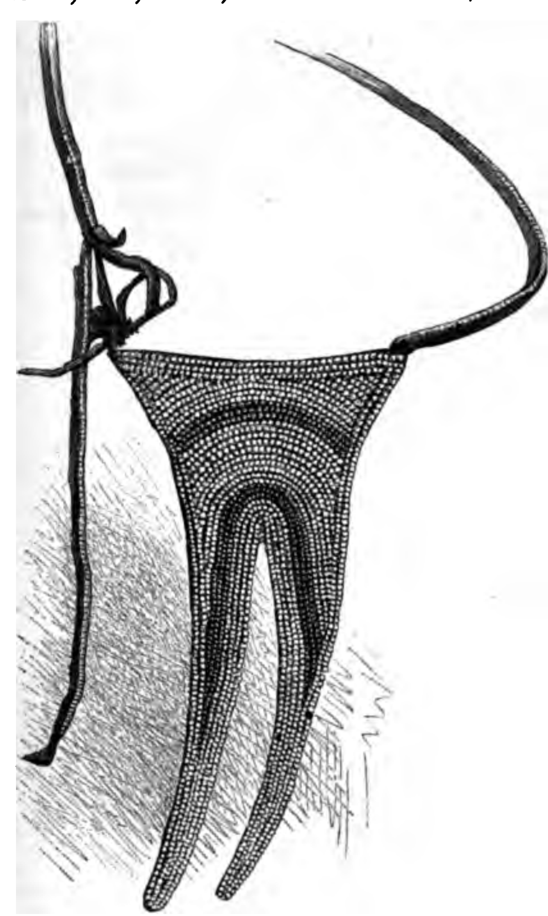
Die Behausungen der Neger zeigen in der weit verbreiteten Neigung zur Gruppierung um einen Mittelpunkt und zur Umwallung und im vorwiegend leichten Aufbau aus Gras, Rohr, Stengeln oder Zweigen einen nomadischen Grundzug. Die eigentlichen Nomaden bauen vergängliche Reisighütten, die sie durch darübergelegte Matten oder Felle schützen: eine Bauart, die von den alten Ichthyophagen des Roten Meeres bis zu den Hottentotten reicht. Als das einzige Feste an diesen Hütten ist etwa ein Steinwall ringsherum gelegt, damit der Regen nicht den Sand hinwegspüle und das Wasser in die Häuser bringe. Diese Hütten werden selten länger als ein paar Jahre benutzt, oft schon vor dem Verfall des Ungeziefers wegen verlassen. Bald ist dann alles verfault und vom Regen weggespült; und höchstens legen der Steinkranz, einige vom Feuer geschwärzte Steine auf der Feuerstelle, sowie der Aschenhaufe Zeugnis davon ab, daß früher dort Menschen gewohnt haben. Selten wird die Wohnung wieder an derselben Stelle angelegt; auch wenn die Hirten auf ihrer periodischen Wanderung wieder an dieselbe Quelle zurückkehren, suchen sie einen neuen Wohnplatz. So bedeutet denn auch der Name des Dorfes bei den Hereró nichts anderes als einen Platz, wo gemolken wird, während sie die Dörfer ihrer ackerbauenden Nachbarn, der Ovambo, Plätze, wo etwas verwahrt wird, nennen. Neue Ansiedelungen entstehen außerordentlich rasch. Als Zintgraff im Februar 1888 von Batom zurückkehrte, befand sich zwischen Kombone und Babi ba Nyussi kein Dorf, nur einige Leute waren beschäftigt, einen Platz im Urwalde urbar zu machen. Drei Monate später stand hier bereits ein kleines Dorf von 15 Hütten mit verhältnismäßig ausgedehnten Pflanzungen.



Ein Penisfutteral der Kaffern, aus dem Schwanze eines Säugetieres gefertigt. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 3/5 wirkl. Größe.

Die einzelnen Hütten werden bei den Hirtenvölkern gewöhnlich im Kreise um einen freien Platz angelegt, wohin bei Nacht die Herde zusammengetrieben wird. Größere Dörfer umschließen oft mehrere Ringe aus Zaun- oder Pfahlwerk für Groß- und Kleinvieh. Endlich wird dann die ganze Niederlassung noch einmal von einer großen Umzäunung eingeschlossen. Dieser Hauptzaun wird wohl noch mit Palissaden verstärkt, und bei den Dörfern von Ackerbauern kommt auch noch ein Graben hinzu. So sind alle Dörfer der Babemba befestigt. Ein Hauptstück aber in der Anlage afrikanischer Dörfer ist die Erschwerung des Zuganges, der ganz wie bei den Dajaken mit in die Erde gesteckten vergifteten Rohrsplittern (z. B. bei den Fan) verteidigt, im äußersten Falle in einen Waldbach verlegt wird, in dessen Sand verräterische Fußspuren rasch verwischt sind. Das Schutzbedürfnis ist überhaupt in den Wohnstätten der Neger mächtig wirksam. Es zeigt sich in der Wahl der Örtlichkeiten: Inseln, Halbinseln, erhöhte Stellen in Flußschlingen, Berggipfel sind sehr häufig. Aber auf die festere Bauart des Hauses selbst verfallen sie bei diesen fortifikatorischen

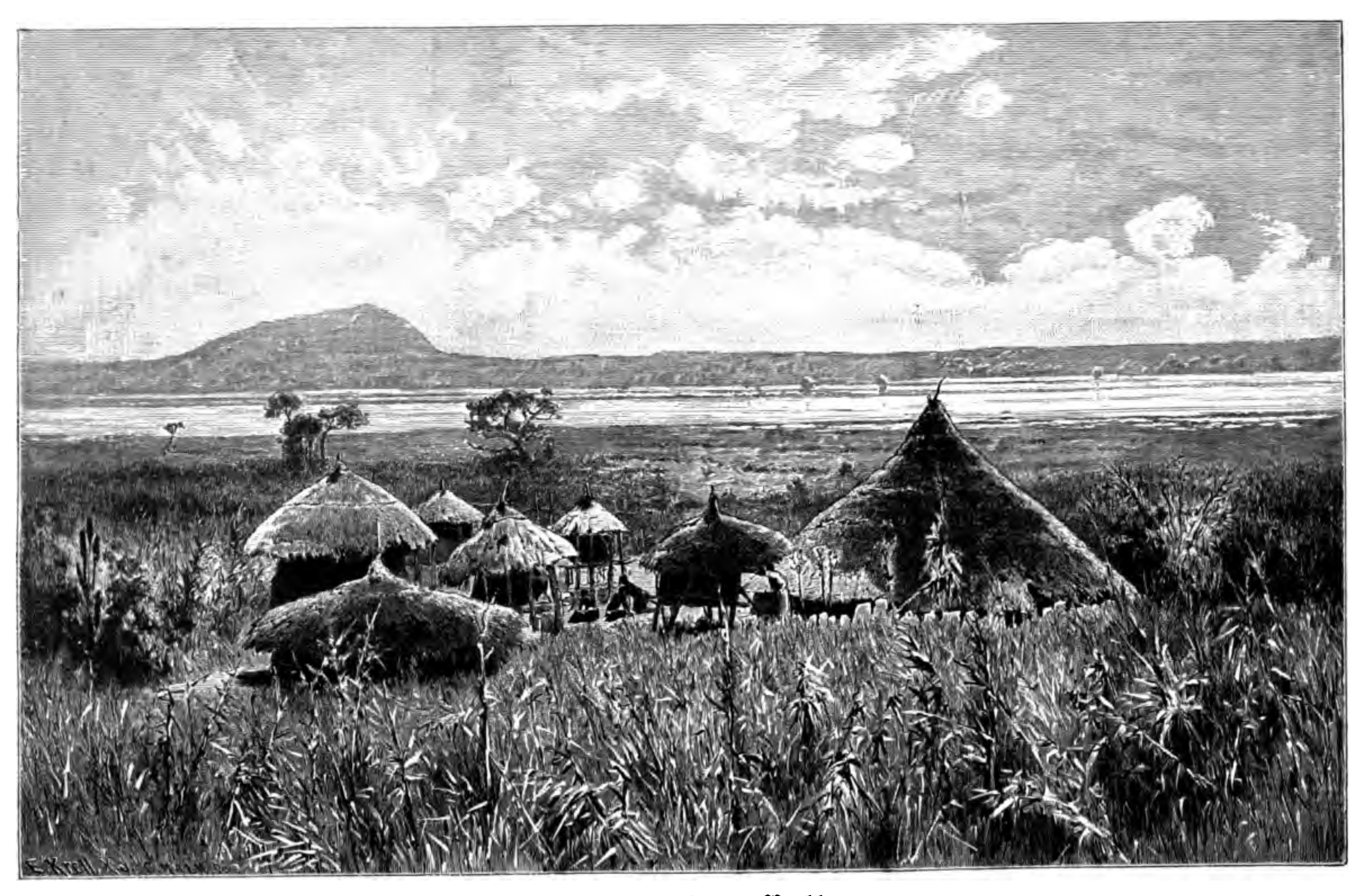
Erwägungen nicht. Ohne äußere Anregung ist nie im Negergebiet ein mehrstöckiges Haus gebaut worden. Von Livingstones Haus in Kolobeng sagten die Makololo: „Es ist keine Hütte, sondern ein Berg mit mehreren Höhlen.“ Die Behausungen der Ackerbauer stehen inmitten ihrer Felder zu Dörfern gruppiert beisammen. Man suchte dazu vornehmlich einen vom dichtesten Dorngehölz umgebenen Platz aus. Durch Beifügung stachliger Äste, ja Palissaden wird dieses Dickicht noch vermehrt. So wird ein wirksamer Schutz gegen andringende Feinde hergestellt, besonders da diese lebende Dornschanze nicht mit Feuergewalt erstürmt werden kann. Mit der Zeit bildet sie oft einen ganzen Waldring um das Dorf. Der einzige Zugang führt durch Palissadenreihen und wird nachts mit einer Pforte geschlossen. Einige schattenbringende Bäume im und beim Dorfe hat man gern, und oft umgeben ganze Haine von Ölpalmen, Gummibäumen (zur Rindenstoffbereitung) u. a. ein Dorf.



Ein mit Perlen besetzter Schurz der Betschuanenfrauen. (Ethnographische Sammlung, Stockholm.) 1/5 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 80.

Bei fast allen Negern Afrikas waltet im Hüttenbau der Kegelstil, der kreisrunde oder ovale Umriß und der kegel- oder bienenkorbartige Aufbau bei niedrigem Eingang, Körperhöhe und doppelt mannslangem Durchmesser, vor. Die Bienenkorbform ist am häufigsten. Sogar die großen schönen Palastbauten der Waganda, Wanyoro, die regelmäßigen Hütten der Obernilstämme sind nichts anderes (s. die beigeheftete Tafel „Landschaft am oberen Nil mit Dinkahütten“). Um diesen Typus gruppieren sich die Hütten vom Niger bis zum Nil und vom Swakop bis zum Sobat. Man findet geräumigere, bequemere Hütten vorzüglich im oberen Nilgebiet, so bei den Bongo, deren Hütten bis 7 m hoch sind, und den Djur; aber wie bequem auch ihre inneren Dimensionen sein mögen, immer ist ihre Thür niedrig, und Fensterlosigkeit die Regel.

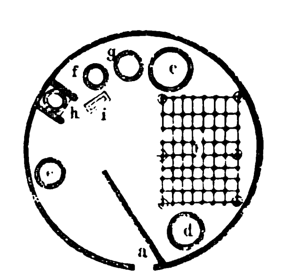
Während mit dem kreisförmigen Grundriß dieses Hüttenbaustils im allgemeinen die runde oder zerstreute Dorfanlage harmoniert, rufen die rechteckigen Hütten straßenförmige Anlagen hervor (s. Abbildung, S. 86). Es zieht ein Streifen rechteckigen Hüttenbaues von Manyema durch das nördliche Kongobecken bis nach Kamerun; hier bilden zwei Reihen Wohnhütten eine Straßenzeile, die an beiden Enden durch Beratungshäuser oder ähnliche „öffentliche Bauten“ abgeschlossen sind. Ein- und Ausgang liegen an den Langseiten. Indem häufig die Hütten einer Seite unter ein gemeinsames Dach zusammenrücken, entstehen zwei einander gegenüberliegende Langhäuser. Hierin ist vielleicht der ältere Zustand zu erkennen, woraus sich die rechteckige Einzelanlage herausgebildet hat. An die Langhäuser Polynesiens oder Amerikas erinnern noch mehr die Schlafhäuser für die Unverheirateten, die man von den Madi an westwärts wohl durch



Landschaft am obern Nil mit Dinka-Hütten. (Nach Richard Buchta.)

das ganze Gebiet des rechtwinkeligen Stiles findet. In Westafrika stehen die runden, kleinen Hütten der unsteten Babongo mitten unter den rechteckigen der Fan.

Vom Fischfluß bis Uganda und Liberia zeigten im städtelosen Afrika Baustil und Anlage nur leichte Abwandlungen, die teilweise dem Baumaterial, teils den überkommenen Gewohnheiten entspringen. Südlich vom Sambesi baut man schlechter, weil man weniger reichliches Material hat, und im Nordosten baut man wohl am besten; aber flüchtig sind die Bauwerke überall, schon weil mit Vorliebe Stroh, Rohr und Lehm verwandt werden. Im Marutseland findet man geräumigere und sorgfältiger gebaute Hütten als bei den Betschuanen oder in den Ekanda der Sulu. Aber unter den Betschuanen sind schon früher die Batlapin und Barolong wegen ihrer besseren Bauweise hervorgehoben worden. Bei den Lundaleuten geht die Kegelform in einen backofenförmigen Bau über, da die Deckung mit reichlichem Campinengras das Dach fast den Boden erreichen läßt. Am unteren Kongo bauen selbst die ansässigen Ackerbauer so flüchtig, daß in den Kämpfen, die die Internationale Association, später der Kongostaat dort zu bestehen hatte, die Zerstörung eines Negerdorfes bald als eine wenig empfindliche Strafe erkannt ward. In Uganda, bei den Bongo und Djur, werden die Bauten größer und erfordern viel Kunstfertigkeit; aber es bleiben die Kegel- oder Bienenkorbform, die nur zum Hineinkriechen eingerichtete Thür und die Fensterlosigkeit. Mtesas Palast in Rubaga, dem Wilson 27 m Länge gibt, war eben darum auch nur ein scheunenartiger Bau aus Gras und Stroh.



Grundriß einer Hütte in Mubi: a) Thüröffnung und Querwand, b) Bettstätte, c und d) Kornurnen, e) Wasserurne, f und g) thönerne Topfgestelle, h) Herd, i) Schemel. (Nach H. Barth.) 3½ m im Durchmesser.

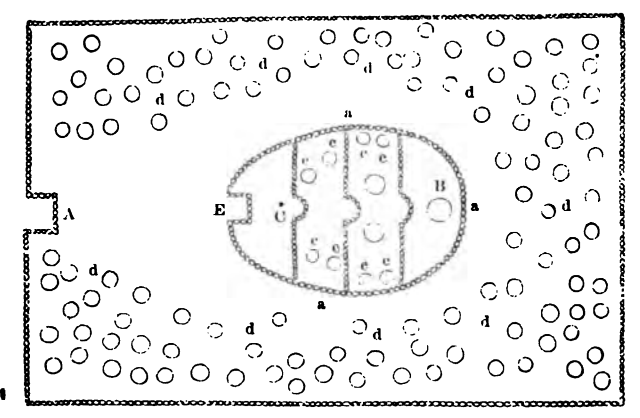
In beiden Stilen werden größere Bauten als Paläste und Gemeindehäuser aufgeführt. Die Palasthütten der Wahumafürsten, die 10 m hoch sind und einen 4 m hohen überwölbten Eingang haben, die von Schweinfurth beschriebene Palasthalle des Königs der Mangbattu (16 m hoch, 20 m breit und 50 m lang) sind für zentralafrikanische Verhältnisse gewaltige Bauten. Die „Palaverhütten" Westafrikas geben ihnen nicht viel nach. Die Halle eines Kleinhäuptlings in dem Handelsdorfe Uosso am Sanga fand Cholet 40 m lang und 20 m breit. Solche Bauten sind mit Farben, meist schwarz, weiß und rot, und Holzschnitzereien verziert. Südafrika steht auch hier gegen den äquatorialen Norden zurück.

Afrika besitzt keine ständigen Baumwohnungen, wie man sie in Sumatra oder Neuguinea findet; aber es fehlen ihm nicht die temporären Festungen in den Kronen von Riesenbäumen, z. B. am oberen Kongo, sogar in Verbindung mit Pfahlbauten, sowie Pfahlbauten im Osten und Westen in ausgeprägter Form. In dem kleinen Moryasee im oberen Lualabagebiet fand Cameron eine ganze Bevölkerung von Pfahlbauern in niederen viereckigen, auf hohen Pfählen sich erhebenden Hütten. Sie fahren in Einbäumen und bebauen auf dem Lande Felder. Die Treppe zur Hütte stellt ein mit vorstehenden Ästen versehener Steigpfahl vor. Nicht weit von hier wohnen andere auf schwimmenden Inseln, Stücken der verflochtenen Pflanzendecken, die dichte Hüllen über die Ränder dieser seichten Hochebenenseen ziehen. Solche Stücke werden mit Pfählen festgerammt und tragen dann die Hütten der Insulaner, die darauf sogar Bananen pflanzen und Ziegen- und Hühnerzucht treiben. Sie bebauen indessen auch Fruchtfelder auf dem Lande. Rohlfs beschreibt ebenso ausgesprochene Pfahldörfer vom unteren Benuë. Und im Obernilgebiet kommen Pfahlbauten auf trockenem Lande vor, offenbar zum Schutz gegen Raubtiere, vielleicht auch gegen die Feuchtigkeit des Bodens.

Bei den Hirtenvölkern in wasserarmen Steppen drängen sich die Wohnstätten eines ganzen Stammes um die Hürden des Häuptlings zusammen. Die Nähe des Wassers, der Weiden, des

Holzes („ein Betschuanenstamm“, sagt Lichtenstein, „wählt allemal seinen Aufenthalt in der Mitte eines großen Mimosengehölzes; denn die Stämme dieser Bäume sind das erste und notwendigste Baumaterial“), das Bedürfnis eines großen ringsum freien Raumes für die Herden und nicht zuletzt die Organisation des Stammes lassen die Wohnstätten an dem einen günstigen Punkt sich vereinigen. In älteren Missions- und Reiseberichten lesen wir, daß es besonders im Inneren Südafrikas „beinahe nicht zu übersehende Städte“ der Murolong, Matsaroqua und anderer verschollener Stämme gegeben hat. Früter und Sommerville schrieben 1801 Litako 15,000 Seelen zu. Nach Lichtensteins Schätzung hatte Kuruman (s. Abbildung, S. 85) 1805: 600 Häuser und 5000 Einwohner. Sekomis Stadt war nach Chapmans Angabe 1852 fast von dem ganzen Bamangwatostamm, 12—15,000 Menschen, bewohnt und zog sich fast 2 km am Berge hin.

Soweit nicht maurischer und arabischer Einfluß in Afrika zum Steinbau und damit zum Monumentalen angeleitet hat (so findet man in Ostafrika die oft halb unterirdischen, einen großen rechteckigen Hof umschließenden Lehmhütten, die Tembe genannt werden, und Stein- und Lehmhäuser sehen wir in Übergangsgebieten wie Dar For mit den Kegelhütten gemischt), sind die Dorfanlagen in Afrika, entsprechend der geringen Dichtigkeit, klein und vergänglich. Die Überschätzung seiner Bevölkerung kommt großenteils daher, daß man diese Thatsache übersah. Man zählte die Dörfer statt ihrer Häuser oder Hütten. Die „Städte“ am Kongo, die „Residenzen“ am Kamerun oder am Kuango umschließen, wenn es hoch kommt, 2000 Seelen. Und diese Zahl wird in der Regel auch nur so erreicht, daß sich mehrere Dörfer aneinander reihen. Die „große Stadt“ in Vinyadschara am mittleren Kongo, von der Stanley pomphaft spricht, reduziert sich auf eine Reihe von Dörfern, die sich in einer einförmigen Linie an einem hohen Gestade hinziehen. In gewissen Gebieten liegen die Dörfer mit Vorliebe gruppenweise, so bei den Batekeh des Ogowe. Ausnahmsweise kommt hof- oder weilerartiges Wohnen, z. B. im Barilande, vor, wo jede Familie einen abgesonderten Weiler, aus mehreren Rundhütten und einer mit Euphorbien umzäunten Seriba für das Vieh bestehend, innehat. Und sowohl bei Arabern des Sudan als bei viehzüchtenden Negern verteilt sich hier und da die Bevölkerung auf eine Anzahl von kleinen Weilern, die eine Dorfgemeinde bilden. In allen diesen Fällen kommt offenbar die Dünnheit der Bevölkerung auf günstigem Weideland dieser Zerstreung entgegen, die oft nur ein Übergang zum Hirtennomadismus ist.



Plan eines befestigten Dorfes in Bihé: A) Eingang, B) kegelförmige Hütte, worin Häuptlinge beigesetzt werden, C) Schädeltrophäe, aaa) Einzäunung der und E) Einzang in die Häuptlingswohnung, ccc) Weiberhütten des Häuptlings, ddd) Hütten des Volkes. (Nach Serpa Pinto.)

Eine große Thatsache der afrikanischen Ethnographie ist der Zusammenhang der Sprachen von den Südgrenzen der Kaffern bis hinaus über den Äquator (s. die „Völkerkarte von Afrika“ bei S. 68). Man hat sie Bantusprachen genannt. Groß ist der Unterschied zwischen dieser Sprachgruppe und der der Hottentotten und Buschmänner. Die fast gleichzeitig von Bleek und anderen Sprachgelehrten behauptete und von R. Lepsius gewichtig gestützte

Ansicht, daß die Hottentottensprache zu den nordafrikanischen Sprachgruppen gehöre, könnte weiteres Licht auf Zusammenhänge und Sonderungen innerhalb der afrikanischen Völker werfen, kann aber zunächst doch nur als Hypothese betrachtet werden. Was aber das Wesen der Bantusprachen anbelangt, so sind folgende Merkmale, die fast ebenso viele Unterschiede von den hamitischen Sprachen bedeuten, als die hauptsächlichsten dieser weitverbreiteten, im allgemeinen der agglutinierenden Gruppe zuzuzählenden Sprachen, anzuführen. Die Bantusprachen sind ausgeprägte Präfixsprachen. Jedes Substantivum hat vor seinem Stamm ein Präfix, und dieser Präfixe gibt es 7—10 verschiedene, die ebenso viele Klassen von Benennungen: Menschen, Tiere,



Eine Straße in der Betschuanenstadt Kuruman. (Nach Prof. Dr. G. Fritsch.)

Pflanzen, Werkzeuge 2c., unterscheiden und bezeichnen. Die meisten davon haben eine bestimmte Vorsilbe für Singular und Plural. So bedeutet in der Wagandasprache lungi gut und muntu mulungi ein guter Mann, bantu balungi gute Männer.

Auch bei den Zeitwörtern wird eine Vorsilbe vor die anderen gesetzt, die Person und Zeit angeben und für Relativpronomen, Subjekt und Objekt stehen; der Stamm des Verbs kommt zuletzt, so daß oft das, was im Deutschen den größten Teil eines Satzes oder einen ganzen Satz ausmachen würde, in der Bantusprache mit einem einzigen Worte ausgedrückt wird. Ein Beispiel aus der Suahelisprache wird dies anschaulich machen: Er, der ihm das Messer geben will = atakayekimpa kisu; a = er, taka = will, ye = welcher, ki = es, m = ihm, pa = geben, kisu = Messer.

Während durch diese Präfixe die Unterschiede von belebt und unbelebt und noch geringere „Klassenunterschiede“ streng auseinander gehalten werden, wird der geschlechtliche Gegensatz unberücksichtigt gelassen. Es gibt wohl eigne Wörter für Vater und Mutter, nicht aber für Sohn und Tochter, Bruder und Schwester (mona: etwa mit Kind, pange: etwa mit

Geschwister zu übersetzen), ferner nicht für Onkel und Tante, für Neffe und Nichte, für er und sie. Dagegen haben die Bantu vor uns voraus eigne Namen für älteres und jüngeres Geschwister, kota und ndenge; die Komparation wird nur mit diesen Worten gemacht. Es gibt selbstverständlich nur Präpositionen, keine Postpositionen. Die Konkordanz durch gleiche oder euphonisch veränderte Präfixe spielt eine große Rolle. Die Reihe der Worte im Satze ist: Subjekt, Zeitwort, Objekt; doch wird das letztere durch ein abgekürztes Fürwort vor der Verbalwurzel antizipiert. Zum Lautcharakter der Bantusprachen gehört der Auslaut jeder Silbe auf einen Vokal. Im Gegensatz dazu ist der konsonantische Anlaut häufig durch Präfixe, namentlich nasale, erweitert. Endlich ist die Intonation, die mit gleichlautenden Wörtern durch höhere oder tiefere Stellung der Stimme ganz verschiedene Begriffe bezeichnet, den Bantusprachen eigentümlich.



Ein Dorf der Aschira. (Nach Du Chaillu.) Vgl. Text, S. 82.

Gewiß ist aber die bei abweichender Aussprache gerade bei schriftlosen Sprachen überraschende Gleichförmigkeit dieser Sprachen über ein so weites Gebiet sehr merkwürdig. Man weiß jetzt genug von der Sprache der Waganda, um ihre weitgehende Ähnlichkeit mit der der Sulu oder Hereró würdigen zu können. Die südäquatorialen Bantusprachen läßt Bleek aus einem großen mittleren Teile bestehen, der fast alle bekannten Völker zwischen dem südlichen Wendekreis und dem Äquator umfaßt, und aus zwei weiter abgelösten Zweigen, deren einer dem Südosten, der andere dem Nordwesten angehört. Jener mittlere Abschnitt zerfällt aber wieder in eine östliche und westliche Hälfte, deren jede mindestens zwei Sprachgattungen umschließt; ebenso ist auch der südöstliche Zweig wieder abzuteilen. Im südöstlichen Zweig besitzt die Kaffersprache mit der Varietät des Sulu die vollsten und ursprünglichsten Formen und den größten Wohlklang. Das Sitschuana ist mehr guttural, mit dunkleren Vokalen und abgeschliffeneren Konsonanten, das Tekeza breiter. Im Sitschuana findet man viel mehr dialektischen Unterschied als im Kaffer, und die östlichsten Sitschuanadialekte sind dem letzteren ähnlicher als die westlichen. Aber von all diesen Unterschieden scheint doch nur zu gelten, was Max Buchner von allen ihm zu Gehör gekommenen Sprachen im Angola- und dem Lundareich sagt: „Ob diese Mundarten als eigne Sprachen oder bloß als Dialekte einer und derselben Sprache aufzufassen sind, ist unwichtig. Soll ein Vergleich mit europäischen Unterschieden gewagt werden, so möchte ich behaupten, daß die beiden mir etwas genauer bekannten Extreme, Angola und Lunda, sich nicht mehr voneinander unterscheiden

als Holländisch und Hochdeutsch. Kioko, Schinsch und wahrscheinlich auch Minungo sind fast identisch. Zwischen Angola, Bondo und Songo sowie zwischen Bangala, Bondo und Songo bestehen an den Grenzen allerseits Übergänge, weil sich diese Stämme schon seit langem nachbarlich berühren. Kioko und Lunda sind scharf voneinander geschieden, obgleich die Dörfer der beiden Stämme bunt durcheinander liegen. Hier spricht man Lunda, dort, vielleicht nur 1 km entfernt, Kioko. Die Kioko, als fremde Eindringlinge aus dem Süden, wohnen eben erst wenige Jahre auf Lundaboden." Über allen diesen zahlreichen kleinen Sonderzweigen, deren Mannigfaltigkeit in ihrer Art nicht minder bezeichnend ist, schwebt nach den Worten desselben Forschers eine „überraschende Ähnlichkeit". Und dieses Merkmal wird auch durch große Kulturunterschiede und räumliche Entfernungen nicht aufgehoben. Die Ovaherero sind arme Viehzüchter in Südwestafrika, die Banabya behäbige Ackerbauer im mittleren Sambesigebiet und die Makalaka endlich ein betschuanenähnliches Mittelding von Hirten und Ackerbauern. Aber Chapman, der von jenen zu den Makalaka und Banabya reiste, fand die drei Sprachen so ähnlich, daß er eine wie die andere ohne weiteres verstehen konnte.

Im Zahlensystem ist die höchste Zahleneinheit hundert. Darüber hinaus wird gewöhnlich mit fremden Zahlworten gerechnet, am oberen Nil mit arabischen, in Südwestafrika mit portugiesischen (mil zu miri umgewandelt). Verschiedene Andeutungen sprechen dafür, daß ursprünglich nur bis fünf gezählt und dann gleichsam eine neue Reihe begonnen wurde. Zwanzig, dreißig &c. heißt zwei zehne, drei zehne. Zehn hat den Wert eines Substantivums: es hat nicht bloß einen Plural, sondern kann auch als Kollektiveinheit, etwa wie unser Dutzend, auftreten, z. B. dikuini dia hombo, eine Zehnheit Ziegen, wobei die Teilbegriffe im Singular bleiben.

Geschmacksempfindungen wie süß, sauer, bitter müssen durch ein und dasselbe Adjektiv, das etwa pikant bedeutet, umschrieben werden: pikant wie Zuckerrohr, Salz &c. Ebenso ist es mit den Farben, für die bloß drei eigne Vokabeln existieren, nämlich schwarz (zugleich auch blau), weiß (zugleich auch gelb, überhaupt hell glänzend) und rot. Daraus geht aber keineswegs hervor, daß die Neger für verschiedene Farben minder empfänglich wären als wir (vgl. Bd. I, S. 32). Abgesehen von der Unterscheidung der Einzahl und der Mehrzahl, gibt es keine eigentliche Deklination, wenn man nicht die allgemeine Abhängigkeitspartikel a, die vorzugsweise unserer Genitivform entspricht und am besten mit von wiedergegeben wird, als Andeutung einer solchen betrachten will. Ungemein reich an klangvollen Modulationen sind die Interjektionen. Amá, nach Buchner etwa das Berliner „na nu", eoa, etwa unser „ei ei", aiuä, etwa „juchhe", hört man täglich und stündlich. Als Beteuerungen vernimmt man namentlich oft „Tod!" und „deine Wahrheit!" „fürwahr!" Die Frage wird nur durch den Tonfall ausgedrückt und ändert nichts an der Wortstellung. Der großen, oft unbehilflich werdenden Einfachheit der Ausdrucksweise entsprechend fehlen alle komplizierteren Wendungen, fast alle Verzweigungen. Dieser Einfachheit entspricht anderseits eine große Regelmäßigkeit und Konsequenz. Während bei uns die Ausnahmen oft so überwiegen, daß die Regeln kaum mehr zu erkennen sind, ist dort das Umgekehrte der Fall; das macht die Analyse ungemein leicht und genußreich.

Die Verbreitung der Bantudialekte über ein so weites Gebiet hin ist eine Thatsache von größter Bedeutung für die Geschichte der afrikanischen Völker. Die geringen Sonderungen, die zwischen ihnen stattgefunden haben, erlauben nicht, ein hohes Alter für ihr Auseinandergehen anzunehmen. Jede der räumlich viel beschränkteren Sprachen der sudanischen Negervölker ist durch tiefere Unterschiede von ihren Nachbarsprachen getrennt als die entlegensten und größten Bantudialekte. Dieses erlaubt den Schluß auf lokale und zeitliche Beschränktheit ihrer Entstehung. Sie müssen von einem eng zusammenhängenden gemeinsamen Stamme ausgegangen sein, und es kann noch nicht viel Zeit verflossen sein, seitdem sie sich trennten. Die weite Verbreitung der Bantusprachen

entspricht der Verbreitung einer Menge ethnographischer Merkmale über dasselbe weite Gebiet. Nur sind diese noch weiter verbreitet, indem sie ja zum größten Teil selbst bei den sprachlich so tief verschiedenen Hottentotten wiederkehren und auch den anderssprachigen Negern des Sudan angehören: sie ändern nicht so leicht ab.

Die Lage und die Gestalt des Verbreitungsgebietes dieses Sprachstammes schließt den Norden und Süden des Erdteils aus; dort herrschen andere Sprachstämme, zwischen denen sich die der Bantu wie ein breites Band hinziehen. Ist aber nun der Ursprung im Osten, Westen oder in der Mitte des Erdteils zu suchen? Die Geschichte der Bantuvölker lehrt uns innerhalb des Zeitraumes geschichtlicher Aufzeichnungen Wanderungen in nördlicher wie südlicher Richtung kennen, auch solche in westlicher, aber keine von Belang in östlicher. Man ist geneigt, mit Schweinfurth anzunehmen, daß der Osten Afrikas die Völker erzeuge, der Westen sie verschlinge. Man wird aber nicht ohne Berechtigung einwenden, daß die Periode, worauf sich die Aufzeichnungen der Reisenden, Missionare rc. über derartige Bewegungen beziehen, zu kurz ist, und daß diese Aufzeichnungen selbst lückenhaft und von ungleichem Werte sind. Die älteren alle melden aus unmittelbarer Anschauung nur Vorgänge an der Küste; die tiefer im Inneren liegenden Anstöße dazu sind nach Hörensagen gegeben. Die ethnographischen Zeugnisse, die man anrufen kann, liegen unter keinen Umständen in tiefen allgemeinen Unterschieden, sondern müßten nur in Einzelheiten gesucht werden. Die wichtigste Thatsache scheint aber hier zu sein, daß die Bantu keine ethnographisch geschlossene Gruppe bilden, wie sie es linguistisch sind, sondern daß sie in der Gesamtheit der ethnographischen Thatsachen mit den übrigen Negern wesentlich übereinstimmen. Die Verunstaltungen des Körpers, die Kleidung, die Bewaffnung sind wesentlich gleich. So stimmen auch Geräte und Methoden der Jagd und Fischerei überein. Im Hüttenbau weichen einzelne Träger der Bantusprachen unter sich mehr voneinander ab als von den Sudannegern. Der Ackerbau kommt in den verschiedensten Entwickelungen bei den verschiedenen Stämmen der Neger vor; sogar sein architektonisches Symbol, der Kornbehälter aus Thon oder Flechtwerk, geht von Nubien bis zu den Basuto.

Die Sprachen der Sudanneger, die Lepsiusschen Mischnegersprachen, zerfallen geographisch in zwei große Gruppen, deren eine die Guineastämme vom Kalabarfluß bis zum Senegal umfaßt und tief in den Sudan hineinreicht, während sich die andere um den oberen Nil und Kongo lagert. Ein nördlicher Ast zeigt hier die Schilluk-, Nuër-, Dinka- und Barisprachen, die F. Müller als Nilsprachen zusammenfaßt. Die beiden letzteren stehen im Verhältnis der höheren und der niederen Entwickelungsstufe; das Bari stellt die Entwickelung aus dem Dinka dar. Beider Charakter ist Formlosigkeit mit Ansatz zur Agglutination. Dem Zeitwort fehlt in der Dinkasprache Modalität, Zeit und Person, während es sich in der Barisprache für den Dauerbegriff eine Reduplikation geschaffen hat. Den Zahlwörtern liegt das Quinärsystem zu Grunde. Dinka- und Barisprache sind beide wohlklingend; aber von der sonst nicht näher bekannten Madisprache sagt Felkin, daß sie mit ähnlichen Schnalzlauten wie die südafrikanischen gesprochen werde. Bongo und Momfú scheinen sprachlich noch zu den Nilvölkern zu gehören, von denen eine weitere Verwandtschaftslinie durch die Wakuafi bis zu den Masai zwischen Bantu und Galla hindurchzieht. Aus Mangbattu, Asandeh, Abarmbo, Amadi, Abangba, Kredj und Golo bildet F. Müller eine äquatoriale Sprachfamilie, der wahrscheinlich noch weiter westwärts lebende, noch nicht genauer bekannte Stämme einzuordnen sind. Diese Familie steht in irgend einem Zusammenhang mit den Bantu; freilich wird er erst genauer festzustellen sein.

An der Westküste bilden von der Niger- bis zur Senegalmündung die Sprachen kleinerer Negerstämme den Übergang von den hier am weitesten nordwärts reichenden Bantusprachen zu den hamitischen Idiomen Nordwestafrikas. Von ihnen sind die Efik-, Ibo- und Yorubasprache

in wichtigen Punkten den Bantusprachen ähnlich; sie sind vor allem Präfixsprachen wie diese. Daran schließen sich eigenartigere Idiome, wie Ewe (Aschanti), Ga (Akra) und Odschi; diese betrachtet Lepsius als eine zusammengehörige Gruppe, die sich aus dem Boden der Bantusprachen zu einer formenarmen Sprache zurückgebildet hat. Die Kru- und Veisprachen sind ihnen ähnlich, während das Temne und Bullom von Sierra Leone wieder dem Bantutypus durch Nominalpräfixe und Begriffsklassen näher stehen. Selbst den mehr abweichenden, weit verbreiteten Sprachen der Wolof und Fulbe scheinen die Spuren der Verwandtschaft mit den Bantusprachen nicht ganz zu fehlen.

Von einer eigentlichen Schrift weisen weder die heutigen Neger eine Spur auf, noch sind im Negerlande Spuren älterer Schrift gefunden worden. Die Trommelsprache (s. oben, S. 18, u. Bd. I, S. 34) und die Botenschnüre kommen auch bei Negern vor. Bei den Jebu werden diese vervollständigt durch eingeknüpfte Gegenstände; z. B. bedeuten Kaurimuscheln, „von Gesicht zu Gesicht" gestellt, Freundschaft, Kohlen Tod, ein Pfeil (neuerdings eine Kugel) Krieg. Die Neger des Stillen Ozeans, die Indianer Nordamerikas, die Hyperboreer stehen mit ihrer zur Aufzeichnung denkwürdiger Ereignisse dienenden Bilderschrift über den afrikanischen Negern: bei diesen sind lediglich Anfänge davon in der Form von Kerbhölzern und Eigentumszeichen (s. die Abb., Bd. I, S. 34, Fig. 1 [nicht 2, wie dort angegeben]) zu konstatieren, während Geschriebenes mit abergläubischer Furcht betrachtet wird. Gläubiger und Schuldner notieren sich die Anzahl der geliehenen Werteinheiten durch Einschnitte an einem Stocke. Ebenso verewigen Kaufleute und Träger auf der Reise die Anzahl der Nachtlager an ihrem Wanderstabe, besonders wichtige Ereignisse durch größere oder abweichend gestaltete Schnitte. Wächst irgendwo ein hervorragend schöner Kürbis heran, der ein begehrenswertes Wassergefäß zu werden verspricht, so beeilt sich der Eigentümer, ihn durch ein bestimmtes, mit dem Messer eingekerbtes Zeichen sich zu wahren; wer denkt da nicht an altgermanische Gebräuche? Doch können dabei auch abergläubische Gefühle mitspielen. Indessen hat die oft genannte Schaffung einer besonderen Schrift für die Veisprache durch Neger dieses Stammes gezeigt, daß die Begabung der Neger unter bestimmten Anregungen auch dieser Aufgabe gewachsen ist.

---

2. Die Hirtenvölker Ostafrikas.

„Das bewegende Prinzip der Alten Welt, das herden- und kriegliebende, patriarchalisch disziplinierte Nomadentum ins Negerhafte übersetzt." * * *

Inhalt: Hirten und Ackerbauer. — Die politische Rolle der Hirten und ihre militärische Organisation. — Die Viehzucht. — Rinder, Schafe und Ziegen. — Einfluß der Herden auf Besitz und Gesellschaft. — Die Viehwirtschaft. — Allgemeine ethnographische Übereinstimmungen.

Wenn es die Aufgabe der beschreibenden Völkerkunde ist, durch Einteilung in Rassen und Gruppen einen Überblick über die verwirrende Zahl der Völker zu geben, so wird es ihr in Afrika mehr als anderswo schwer, dieses Ziel zu erreichen. Berücksichtigt sie vorwiegend die Sprache, so gelingt es ihr allerdings, in der Mitte des Erdteils die große — leider nur allzugroße — Gruppe der Bantuvölker zu schaffen, und die Sonderung nach körperlichen Eigentümlichkeiten läßt sich wenigstens einigermaßen damit in Einklang bringen; aber unwiderstehlich drängt sich eine andere auf, die sich aus der Lebensweise ergibt und im Grunde auf der Beschaffenheit des Bodens wie des Klimas beruht. Weit schärfer als die Grenzen zwischen den verschwimmenden Dialekten der Afrikaner oder den verschwimmenden Merkmalen des anatomischen Baues treten die Unterschiede hervor zwischen den seßhaften Ackerbauern im Westen und im Inneren und zwischen den beweglichen

Viehzüchtern im Süden und Osten. Die Hirtenvölker des Erdteils sind im wesentlichen gleichartig; ihr Leben und Treiben, die Welt ihrer Gedanken und Träume entwickelt sich auf gleichartiger Grundlage, ihr gesamter Kulturbesitz an Dingen und Ideen zeigt gemeinsame Züge. Diese Verwandtschaft der Hirtenvölker reicht weit über Afrikas Grenzen hinaus; dem Arier der älteren Zeit stand das Wohl und Wehe seiner Herde so gut im Mittelpunkte des Interesses wie dem Sulu unserer Tage, und die altbekannten Geschichten der Bibel heben sich von demselben Hintergrunde des Hirtenlebens ab wie die Sagen eines wandernden Gallastammes. Es ist wohl etwas Äußerliches, das diese Hirtenvölker zu einer Einheit verknüpft; aber wer kann sagen, wie viele Rassenmerkmale, die wir jetzt als gegeben betrachten möchten, äußeren Bedingungen: dem Klima, der Lebensweise und der von beiden erzeugten Gedankenwelt ihre Prägung verdanken?



Ein Masaikrieger im vollen Schmuck. (Nach Photographie von Dr. Fischer.)

Vom 6. Grad südl. Breite südwärts bis zur Südostspitze Afrikas sind Angehörige der Bantufamilie Träger der scharf herausgebildeten Verbindung des Hirten- und Kriegertums, von dort an bis zum 5.° nördlicher Breite legen sich drei verschiedene Völkergruppen in verhältnismäßig schmalen Gebieten nebeneinander, die alle drei dieselbe Kulturform tragen. Es sind Hamiten-Galla und Somal im Osten, Angehörige der Masai-Schuli-Gruppe (Masai [s. obige Abbildung], Wakuafi, Turkana, Suk, Lango, Schuli [s. Abbildung, S. 92], Bari, Dinka) im Westen und Bantu (Wanyamwesi, Waganda, Wanyoro

[s. untenstehende Abbild.]) im Südwesten. Nirgends tritt eine tiefgehende ethnographische Übereinstimmung in Verbindung mit so großen Rassen- und Sprachunterschieden auf. Langsam stuft es sich vom Indischen Ozean her durch die arabischen Farbentöne ins Braune und Dunkelstbraune, vom Kaukasischen ins Negroide ab, weit gehen die Sprachen auseinander, und doch sind alle diese Völker Hirten von einem und demselben Schlage und alle zugleich Träger ähnlicher kriegerischer Organisationen. So groß ist die Summe der Übereinstimmungen zwischen diesen Völkern und den Negern, daß, wo beide nahe bei einander sitzen, oft nichts als die Farbe und Sprache einen Unterschied aufrecht hält. Ursprünglich ging er tiefer. Gewisse, anscheinend geringfügige Äußerlichkeiten sind Merkmale tieferer Übereinstimmung. Von den Nubiern bis hinab zu den südlichsten Kaffern herrscht der Mangel des Bogens und der Pfeile neben dem Besitz des durch einen Stab gestützten Lederschildes und der Stoß- oder Wurfspeere: Ausdruck einer militärischen Organisation, die von den nördlichsten Galla wiederum bis zu den südlichsten Kaffern auffallende Übereinstimmungen zeigt, besonders in der Abgliederung einer Kriegerkaste unvermählter Männer, die mit allen möglichen Vorrechten die Last des Kriegsdienstes aufwiegen, in der Kampfesweise, sogar in dem Kampfschmuck. Die Entwickelung einer Kriegeraristokratie aus einem an sich kräftigen, rohen Volke heraus ist für ganz Ostafrika das politisch und kulturlich wichtigste Ereignis geworden. Sie hat nicht bei dem Volke halt gemacht, von dem sie ausging, sondern viele Völker vom Fischfluß bis zum Blauen Nil zu Schutz, Eroberung und Raub fester zusammengeschlossen. Mit wesentlich gleichen Merkmalen begegnen wir ihr in dem ganzen Gebiet. Ein Teil der Männer des Volkes sondert sich kastenartig ab, verschmäht, sich in der Ehe zu binden, lebt nur von Fleisch, Blut und Milch und geht nackt oder fast nackt einher, da er jeder anderen Hülle den aus einer Rindshaut geschnittenen, bunt bemalten ovalen Schild und den Kopfputz aus Federn oder Stücken Leopardenfell vorzieht. Der Bogen gilt für ihn beseitigt: der Stoßspeer, oft durch ein Bündel Wurfspeere vervollständigt, entspricht der Taktik des kühnen Vordringens in geschlossenen Massen, die den Kriegern aller dieser Völker eigen ist.


Krieger der Wanyoro. (Nach Photographie von Richard Buchta.)

Wir übergehen manche Ähnlichkeiten oder Übereinstimmungen, worauf die Einzelschilderung zurückführen wird, und möchten nur zum Schluß auch an die Anklänge in den Leichengebräuchen erinnern. Das Begraben im Viehkral kommt bei allen afrikanischen Hirten vor. Spekes Begleiter Bombay erkannte auch in der Sitte der Wahuma, die während des Lebens aufbewahrte Nabelschnur eines Weibes außerhalb, die eines Mannes innerhalb der Hütte zu begraben, sogleich einen Gebrauch seines Stammes, der Wayao am Rovuma, wieder.

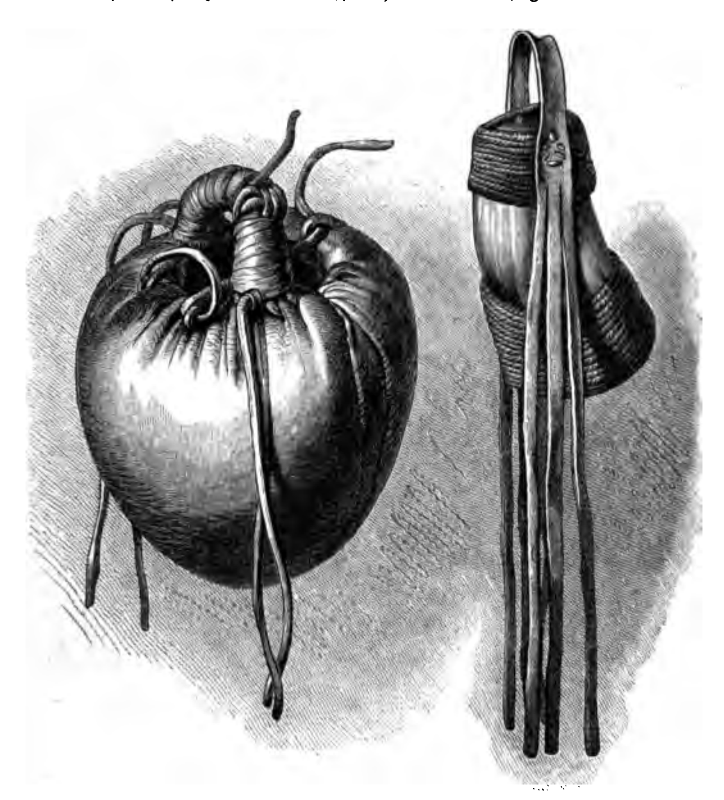
Die Viehzucht der Neger findet ihre hohe Entwickelung im Osten des Erdteils, wo ausschließlich viehzüchtende Stämme vom mittleren Nil (etwa 12° nördlicher Breite) bis zur Südspitze



Ein Schulikrieger in voller Rüstung, im Hintergrund Dorf. (Nach Photographie von Richard Buchta.)
Vgl. Text, S. 90.

wohnen. Hauptgegenstand ist das **Rind**. Daneben kommen als Haustiere Ziegen, Schweine, Schafe, Hunde und mageres Geflügel in Betracht. Wir gehen in dieser allgemeineren Betrachtung über die Stämme hinweg, die wenig Viehzucht mit vorwiegendem Ackerbau verbinden, und

fassen nur die ins Auge, die fast nur von Viehzucht leben. Diese Hirtenstämme, die im Sudan quer durch Afrika reichen und sich auf dem Hochland des Ostens von den Dinka am oberen Nil bis zu den Kaffern an der Südspitze Afrikas fast lückenlos erstrecken, denen man außerdem die Hereró im Westen und in gewissem Sinne selbst die Hottentotten zurechnen muß, sind eine der wichtigsten Erscheinungen im Völkerleben Afrikas. Einige von ihnen verachten jeden Ackerbau, aber auch bei denen, die nebenher Ackerbau treiben, erscheint er mehr als eine lästige Notwendigkeit: die Herden bilden den Mittel- und Schwerpunkt des ganzen leiblichen und geistigen Lebens. Bei einseitigen Hirtenvölkern macht das Vieh 99 Prozent aller Gespräche aus. So sagt Büttner von den Hereró: Während die es nicht für nötig gefunden haben, für die Farbe des blauen Himmels und des grünen Grases besondere Worte in ihrer Sprache festzusetzen, kann jede Farbe ihrer geliebten Rinder, Schafe und Ziegen auf das allergenaueste bestimmt werden. Auf den Reichtum der Bezeichnungen für die Farben der Rinder bei den Dinka hat auch Schweinfurth aufmerksam gemacht. Wenn ein Stück verloren gegangen ist, wird es der suchende Hirt allen Begegnenden nach seiner Farbe, seiner Gangart, der Größe und Form der Hörner so beschreiben, daß es jeder Sachverständige unter Tausenden herausfinden müßte. Auch wenn sie lustig und guter Dinge und zum Tanzen aufgelegt sind, so sind es zunächst wieder die Rinder, deren Weise tanzend nachgeahmt wird. Massenhafte Viehdiebstähle machen es nötig, das Eigentumsrecht sorgsam zu wahren; darum trägt jede Herde in eingebrannten oder in die Ohren geschnittenen Zeichen die Marke des Besitzers. Von den Dinka, den großen Rinderzüchtern am oberen Nil, wird erzählt, daß ihre Liebe zu den Herden oft noch größer sei als zu ihrer Familie, so daß bei den Sklavenjagden die Baggâra und Genossen nur die Herden wegzutreiben brauchten, um sicher zu sein, daß die Eigentümer ihnen folgen würden. Auch in den Kaffern- und Betschuanenkriegen der Engländer und der Buren spielte das Wegtreiben der Herden eine große Rolle als wirksamstes Unterwerfungsmittel. Aus dieser Anhänglichkeit erklärt sich auch die Unlust der Hirtenvölker, ihre Herden durch Schlachten zu vermindern. Diese außerordentlichen Freunde von Fleisch und Fett so enthaltsam! Auch der Hirt, der bei einem fremden Europäer um Lohn dient, wird nie ohne ausdrücklichen Befehl die besten Tiere für den Tisch seines Herrn schlachten, sondern so lange warten, bis sie von selbst



Ein Fettbeutel und ein Fetthorn der Hereró. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/4 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 101.

sterben oder doch dem Tode nahe sind. Man sieht daher in den Herden immer uralte Tiere, die aus Zahnlosigkeit in der Trockenzeit elend zu Grunde gehen. Ein Weggeben aus der Herde ohne Zwang geht völlig über den Horizont eines schwarzen Viehzüchters hinaus. Als die Basuto in den dreißiger und vierziger Jahren zuerst nach dem Kaplande als Lohnarbeiter gingen und von dort dann Rinder mitbrachten, die sie sich durch ihre Arbeit erworben hatten, schien ihrem Häuptling, so erzählt Casalis, eine freiwillige Hergabe von Rindern durch den Herdenbesitzer so un-



Holzgefäße und Löffel der Betschuanen. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) Vgl. Text, S. 111.

möglich, daß er argwöhnte, sie hätten Diebstahl begangen, oder aber fürchtete, man habe ihnen eine Falle gestellt. Er sah dieses wider seine Begriffe erworbene Eigentum nicht als völlig rechtlich erworben an. Lag vielleicht dieser Anschauung auch die Befürchtung zu Grunde, daß der große Einfluß des Häuptlings als Haupteigentümers aller Herden durch die Erwerbung dieses von ihm unabhängigen Besitzes erschüttert werden könnte? Thatsächlich hat ja der zunehmende Privatbesitz bei den Basuto diese Wirkung geübt; der Herdenbesitz des Häuptlings ist die stärkste Quelle von Macht und Einfluß, auf deren Vergrößerung beständig gedacht wird, wenn nötig durch Raub. Schweinfurth meint, man würde sich angesichts der fast religiös zu nennenden Liebe der Dinka für ihre Herden an die Rinderverehrung der Toda erinnert fühlen, wenn nicht die Dinka bei fremden Gelagen ohne jeden Skrupel den Ochsen verzehrten, den sie in ihrer eignen Herde ängstlich schonen. Es ist eben die Verehrung ihres Besitzes.

Das Schaf ist als Schlachttier anzusehen, wiewohl es ebenfalls möglichst geschont wird. Bei Opfern wird in der Regel ein Schaf geschlachtet. Aus den Knötchen und Drüsen des Eingeweidenetzes eines geschlachteten Hammels weissagen die Zauberer der Ovahereró ganz wie die römischen Haruspices. Ein fettes Schaf wird als Ganzopfer verbrannt, wenn man in der Dürre Regen wünscht; der schwarze Rauch zieht qualmend zum Himmel empor und bildet die Wolken, die den Regen herabschütten. Dagegen werden zu größeren Festen, Beschneidungs- und Leichenfeierlichkeiten Rinder geschlachtet.



Holzgefäße der Sulukaffern. (Museum des Berliner Missionshauses.) Vgl. Text, S. 111.

Von dem dritten Element der Herden der Neger, den Ziegen, die, wie bei uns, vernachlässigt werden, will es scheinen, als stellten sie etwas später Hinzugekommenes dar. Sie haben sich ungemein stark nur in den nordäquatorialen Gebieten verbreitet, wo sie vom Hinterland Kameruns bis in das obere Kongogebiet das wichtigste Haustier sind. Auffallend ist aber, daß zu den religiösen Zeremonien keine Ziegen verwandt werden. Das Schwein ist von den europäischen Ansiedelungen aus nach verschiedenen Seiten tief ins Innere vorgedrungen: Cameron sah westlich von Nyangwe im Lande Kifuma fast bei jeder Hütte ein Schwein angebunden. Im Osten verscheucht es der Islam.

Keine Bantusprache scheint ein eignes Wort für Pferd zu haben. Diese Thatsache ist von größter geschichtlicher Bedeutung, und oft schon hat man mit vollem Recht die Frage aufgeworfen, wie es komme, daß dieses in Westasien seit vielen Jahrtausenden gehegte Haustier nicht von Arabien her durch den Handel an die Ostküste und von da nach dem Inneren gebracht worden sei? In vielen Gegenden von Südafrika ist die Bodengestalt sehr günstig für die Benutzung des Pferdes. Wie in Nord- und Südamerika hätte sie die ganze Lebens- und

Verbreitungsweise der Eingeborenen von Grund aus umgewandelt. Man kann es sogar als wahrscheinlich bezeichnen, daß ihre Widerstandsfähigkeit gegenüber dem Vordringen der Weißen dadurch ebenso gesteigert worden wäre wie in den Steppen von Nordamerika und den Pampas von Südamerika. Ob nun die Ursache in der Tsetsefliege oder in grippeähnlichen Krankheiten liege, die in südafrikanischen Gebieten oft 70 Prozent aller Pferde hinrafften: Thatsache ist es, daß wir keinen Negerstamm sich zum Reitervolk haben entwickeln sehen. Hamitische Reitervölker (Galla) sind von Norden her nur erst über den Äquator vorgedrungen. Vorzügliche Reiter sind übrigens die Neger auch dort nicht geworden, wo ihnen die Araber Pferde und Pferdezucht früher gebracht haben, wie im mittleren Sudan oder an der Suahelikste. Manche Stämme reiten auf Ochsen; das kennen wieder andere in so hohem Maße rinderzüchtende Stämme wie die Hereró oder Dinka nicht. Als Lasttiere werden dagegen die Ochsen allgemein benutzt. Der Esel ist nur in dem arabischen und abessinischen Kulturgebiet heimisch geworden. Zu der viel besprochenen Frage der Zähmung des afrikanischen Elefanten geben weder Sprache noch Überlieferung der Neger einen entscheidenden Beitrag.



Eßlöffel: 1, 2) der Mambunda; 3, 4) der Sulu: 5, 6) der Betschuanen; 7, 8) ohne nähere Angabe: alte Stücke aus der Lichtensteinschen Sammlung. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) Vgl. Text, S. 101.

Der Hund geht durch Afrika, wie er durch die ganze Welt geht. Er ist überall Haus- und Jagdgenosse; an der Hütung der Herde beteiligt er sich auch bei den ausgesprochensten Hirtenstämmen nicht; doch dient er dazu, Raubtiere fern zu halten. Die Hunde der Neger, die in großer Zahl jedes Dorf umlungern, sind von schwer bestimmbarer Rasse, vorwiegend häßlich, borstig, mager. Leichte Besonderheiten sind zwischen den Hunden gewisser Völker, ohne daß sie Rassen markieren. Da der Neger seinen Hunden niemals genügende Nahrung gibt, so sind diese Hausfreunde im höchsten Grade diebisch und haben neben vielen schlechten Eigenschaften nur die eine hervorstechend nützliche, daß sie vom bittersten Haß gegen alle Hyänen erfüllt sind. Einige Negerstämme, besonders im Inneren, züchten Hunde, um sie zu essen, wie dies bei Malayen und Polynesiern üblich ist. Die Manbanda, die nach Erskine auch Hunde-Esser sind, geben als Grund an, daß die Sulu keine Hunde mögen, sondern Ziegen, und daß sie, wenn sie statt Hunden Ziegen hielten, bald von ihren Unterdrückern deren beraubt

würden. Auch die zahlreich vorkommenden Ratten verzehren diese Stämme so gut wie Hunde; überhaupt werden viele kleine Säuger, auch Reptilien und Insekten gegessen.

Der Acker dient dem Bedürfnis, die Herde dem Luxus. Wer kein Vieh hat, ist ein Proletarier, wenn er auch noch so viel Korn oder Hirse aufspeicherte; denn nur mit Vieh kann er sich Dinge kaufen, die über die nächste Notdurft hinausgehen. Nur wer Vieh hat, kann sich ein Weib erwerben und nach Herkommen würdig Opfer bringen, Krankheiten heilen und Begräbnisse begehen. Daher auch die große politische Rolle der Viehzucht und ihr Ansehen. Ein König der Sulu, Wahuma 2c. ist der Verwalter eines Nationalschatzes von Herden und betrachtet gleich seinen Häuptlingen das Hüten der Rinder als einen edlen Sport. Eins seiner wichtigsten Geschäfte ist, allmorgendlich den Rapport über das Befinden seiner Herden, ihre Krankheiten und Todesfälle entgegenzunehmen; darin werden selbst Farbe, Form der Hörner 2c. nicht vergessen. Dann besichtigt er eine Herde und wählt daraus die Nahrung für den Tag (6—10 Stück). Aus diesen Herden wird die Nahrung für die Armee genommen und das Material für ihre Schilde. Zweck fast aller Raub- und Kriegszüge der Sulu ist zuerst die Eroberung von Herden; schöne Rinder sind die willkommensten und ehrenvollsten Siegeszeichen der heimkehrenden Armee. In den Viehkral tritt nur der Mann ein. Er melkt die Kühe, weidet und tränkt die Herden, auch die der Schafe und Ziegen. Und diese Arbeit verrichtet er gern. Er kennt jedes Tier seiner Herde und ruft es mit Namen.

Oft beschränkt sich der Besitzer nicht auf die liebevolle Beobachtung aller Eigentümlichkeiten seiner Tiere; wie er den eignen Körper durch Putz und durch mancherlei groteske Entstellung ins rechte Licht zu setzen sucht, so künstelt er auch an seinen Rindern. Alle Kaffernstämme scheinen eine Vorliebe für dergleichen müßige Spielereien zu haben. Von den Makololo sagte Livingstone: „Sie bringen viel Zeit damit zu, ihr Vieh zu verschönern und zu schmücken. Einige Tiere sieht man über und über durch Absengen des Haares mit einem heißen Eisen zebraartig gestreift; anderen hängen lose Stücke Haut von mehreren Zoll Länge um den Kopf wie Trobbeln. Auch schaben sie die eine Seite der Hörner, um sie willkürlich zu biegen. Je barocker die Biegung der Hörner eines Rindes, um so höher wird es gehalten, um so mehr gilt es als eine Zierde der Herde. Indessen beschränkt sich die Vorliebe dieses Stammes für sein Vieh nicht auf derartige arabeskenhafte Zwecke, sondern er sucht soviel wie möglich, wenigstens da, wo er mit Europäern in Berührung gekommen ist, die Güte des Viehs zu verbessern."

Die Viehzucht ist ebenso die Grundlage des Lebens und der Ernährung aller Betschuanenstämme, aber in wechselndem Maße, insofern die nach den Gebirgen des Ostens zu wohnenden die in wohlbewässerten Thalgründen gebotene Gelegenheit zum Ackerbau in ausgiebigem Maße benutzen, während die nach der Kalahariwüste hinausgedrängten keine Rinderherden mehr halten können, die Pflege ihrer kleinen Schaf- und Ziegenherden den Weibern überlassen und sich dafür mit um so mehr Lust und Talent auf die Jagd werfen. Aber immer bleibt eine noch so kleine Herde die Grundlage auch ihres Lebens und der Grundstock ihrer Ernährung. Die Herden der in besseren Gegenden lebenden Stämme erreichen oft gewaltige Zahlen; man schätzte z. B. den Viehstand der Basuto vor ihrem letzten Kriege mit den Engländern auf 200,000 Stück. Die südlichen Betschuanen haben eine großhörnige, mittelgroße Rasse, während sich bei denen des Sambesigebiets außerdem noch eine kleinere befindet, die als Batokarind bezeichnet wird: sie wurde dem Stamme der Batoka abgenommen. Wir haben Beschreibungen dieser interessanten Rasse von Livingstone und von Chapman; nach ihnen ist das Batokarind nicht höher als ein jähriges Kalb, sehr milchreich, vortrefflich von Fleisch und sehr zahm. Keins der südafrikanischen Hirtenvölker hat sein ganzes Dasein in solchem Grade auf den Besitz der Herden gegründet wie die Hereró im westlichen Afrika, deren Land dem Anbau von Kulturpflanzen am wenigsten

entgegenkommt. Ihr Rind, das sogenannte Damararind, wird als nahe verwandt dem Rinde der Betschuanen geschildert, aber schwächer, schlank, mit kleinen, sehr harten Füßen, kurzhaarig und mit einer fast bis auf den Boden reichenden Schwanzquaste, die eine Rolle als Zierat spielt. Besonders als Reittiere sind die Damararinder geschätzt. Die Hereró schätzen ihre Ochsen um so höher, je mächtiger ihre Hörner sind. Sie lieben Gespanne gleicher Farbe und ziehen, wie die Namaqua, die braunen vor, da hellfarbige für schwach gelten. Die Kühe sind milcharm; nach Baines braucht man zwölf Damarakühe, um so viel Milch zu erhalten wie von einer europäischen. Auf ihre Volksverhältnisse üben die Herden einen geradezu zwingenden Einfluß. Wer kein Vieh hat, gilt nichts. Ihr Sinn und Auge weidet sich schon von frühester Jugend auf an den Gestalten und Farben der Rinder. Die kleinsten Jungen vergessen ihre Spiele, um sich über den Wert dieses oder jenes Ochsen zu streiten. Ein Hauptvergnügen der Kinder ist es, Ochsen und Kühe in Thon nachzubilden, und sie bringen es darin zu einer großen Vollkommenheit. Kein Wunder daher, daß sich ihre ganze Einbildungskraft schon von Jugend an auf diesen ihren Abgott richtet, und daß die Pflege der Herden eine Beschäftigung ist, die die angesehensten Männer für eine Ehre halten. Die Söhne der mächtigsten Häuptlinge müssen eine Zeitlang das Leben eines einfachen Viehhirten durchmachen. Die Häuptlinge selbst kehren von Zeit zu Zeit zu ihren Jugendbeschäftigungen zurück; besonders ist dies der Fall, wenn entfernte Weideplätze bezogen werden. Es geschieht oft, daß ein angesehener Häuptling wochenlang die Aufsicht über seine Herden führt bei einfacher Kost und noch einfacherer Behausung. Daher auch ihre erstaunliche Kenntnis darin! Wie ihr Leben überhaupt, so erreicht vor allem ihr Wissen hier seinen Höhepunkt. Da fast kein Vieh speziell gezeichnet wird, und keine schriftlichen Aufzeichnungen gemacht werden, so muß der Besitzer genau im Kopfe behalten, wo das Vieh ist. Er muß immerfort auf der Wanderschaft sein, um seine Viehposten zu revidieren, und durch beständige Übung wächst sein Gedächtnis im Erkennen und Erinnern des Viehes ins Unglaubliche. (Büttner.)



Eine Kürbisflasche der Kaffern. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/5 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 101.

Die Schaffung einer Herde ist der Stab, woran sich das Leben eines Hereró emporrankt; es wäre hohl ohne das. Sehen wir, wie ein solcher Besitz dem einzelnen Menschen nach und nach zuwächst, so entrollt sich vor uns eins der merkwürdigsten Bilder sozialen Lebens, eine in manchen Beziehungen wunderbar befriedigende Lösung des Problems der Besitzverteilung. Das heranwachsende Kind wird bald von der Mutter gelehrt, den Vater oder den Vormund um eine Ziege zu bitten, andere Tiere werden bei den Oheimen und Tanten erbeten, so daß die Kinder nicht nur aus dem allgemeinen Hausgut leben, sondern auch ihr eignes Vieh bekommen, auf dessen Milch sie allein Anspruch haben. Wenn die Herden des Abends von der Weide nach Hause kommen, dann sieht man ihnen überall die Kinder weit entgegenlaufen, ihre Ziegen in Empfang nehmen und sich die Milch in den Mund melken. Die Zicklein dieser Ziegen gehören dem Kinde ebenfalls, und da nichts geschlachtet wird, so wächst mit dem heranwachsenden Kinde sein Vermögen. Dem Knaben, dem heranwachsenden Mädchen wird dann wohl auch ab und zu ein Färskalb geschenkt, und so sammelt sich allmählich eine kleine Herde an. Bei den fortwährenden Reisen und dem beständigen Umherziehen wird auch sonst jeder irgendwie vermögende Mann,

mag er auch in noch so entferntem Grade verwandt sein, um etwas gebeten; und je älter und je mächtiger jemand wird, desto eher bekommt er ein Geschenk oder das Lehen eines Viehpostens. Der Postenhalter benutzt nun natürlich die Milch des Viehes, das seiner Wartung anvertraut ist, wenngleich er die frischmilchenden Kühe und Ziegen dem Herrn auf sein Verlangen immer wieder abgeben muß. Je reicher der Eigentümer ist, desto besser hat es auch der Postenhalter. Es werden sich dann auch Gelegenheiten finden, durch Erbschaften den Glanz des eignen Hauses immer mehr zu vermehren. Ist der Sohn bereits erwachsen und selbst schon ein begüterter Eigentümer, so erbt er dazu auch einmal seines Vaters Familie; dann ist er mit Einem Schlage in der Reihe der Großen. So wie das Vermögen an Herden die Neigung hat, sich immer mehr zu akkumulieren, so wird es auch in demselben Maße vom Kommunismus angegriffen, vor dem der reichste gerade am wenigsten sicher ist. Erben und Diener glauben ein ganz gutes Recht auf den Reichtum zu haben und müssen durch beständige kleinere Abschlagszahlungen beruhigt und in ihrer Treue gegen den großen Vater der ganzen Familie immer wieder befestigt werden.

Das ganze Erbrecht der Ovahereró hängt innig mit der Viehzucht zusammen. Wenn jemand stirbt und unmündige Erben hinterläßt, so erben die Hinterbliebenen (die Frau und die Kinder) eigentlich gar nicht, sondern der nächste mächtige Mann in der Freundschaft erbt die ganze Familie (Familie im römischen Sinne). Nur ein Mann kann die Herde zusammenhalten und vermehren. Das Vieh des Verstorbenen wird sein Vieh — und das ist die Hauptsache, die Knechte des Verstorbenen werden seine Knechte; aber auch die Frauen des Verstorbenen werden seine Frauen, und die Kinder des Verstorbenen werden nunmehr seine Kinder. Und wie es scheint, wird übrigens dann weiter bei den Kindern kein Unterschied zwischen den eignen und den Stiefkindern gemacht. Auch die Sprache scheint keine Worte für Stiefvater, Stiefmutter, Stiefkinder zu haben. Und wenn auch Worte für Oheim und Tante, für Neffe und Nichte im weiteren Sinne vorhanden sind, so werden diese doch mehr nur im Gespräch von älteren und verständigeren Leuten gebraucht. Die Kinder nennen auch noch bei Lebzeiten der Eltern die Geschwister des Vaters und der Mutter Vater und Mutter; wie auch Geschwisterkinder nie anders voneinander sprechen als von leiblichen Geschwistern (s. oben, S. 23).

Noch weiter geht dieser verwischende, dieser ausgleichende Einfluß der Rinder- und Ziegenherden, und scheint keine ungünstige Wirkung zu ergeben. Da die wachsende Herde nicht beisammen bleiben kann, erscheint die Ausgleichung der Besitz- und Standesunterschiede im Gefolge der notwendigen Durcheinanderwürfelung des Viehstandes. Jeder nur etwas reichere Besitzer ist gezwungen, neben der eigentlichen Hauptwerfte (Onganda) immer noch einige Viehposten (Ozohambo) zu haben, worüber die jüngeren Brüder oder andere nahe Verwandte oder in Ermangelung dieser erprobte alte Knechte die Aufsicht führen. Außerdem verteilen die Hereró überhaupt ihr Vieh in möglichst viele kleine Partien, damit eine Seuche oder plötzliche Raubzüge böser Nachbarn nicht auf einmal das ganze Vermögen hinwegraffen. Sie übergeben den Bekannten und Verwandten einige Stücke zur Beaufsichtigung, und dann übernimmt ein jeder, teils als Pfand, teils als Gegendienst von seinen Freunden und Bekannten, soviel er bekommen kann. Man findet also fast auf jedem Posten Vieh von einer ganzen Anzahl Besitzer. Dabei wird nur selten das Vieh jedes einzelnen Besitzers besonders gezeichnet. Im allgemeinen kennt jeder Besitzer all sein Vieh sozusagen von Person, an der Form der Hörner, der Farbe und unendlich vielen anderen kleinen Abzeichen. Da nun so gewissermaßen jedermann etwas von jedermanns Vieh in Händen und damit ein Unterpfand hat, ist der Friede und eine wenigstens oberflächliche Eintracht unter allen Hereró mehr gesichert, als man es bei der sonstigen Anarchie glauben sollte.

Nicht zu verkennen ist aber, daß das Wandern, Sichzerstreuen mit den Herden, diese Unbeständigkeit der Wohnsitze auch das ganze Leben zersplittert, im ungünstigen Sinne aus- und

abgleicht und der ruhigen Entfaltung der Kulturkeime keineswegs günstig ist. Gerade die Herden sind es, die die unaufhörlichen Kriege nähren, da sie der begehrteste Raub sind. Die Herden schädigen den heilsamen Ackerbau, wo er je einmal begonnen wird, fast ebenso wie die Heuschreckenschwärme. Aber hauptsächlich ist dadurch das ganze Leben auf eine allzu schmale Basis gestellt.

So einseitige, man kann sagen passionierte Hirtenvölker wie die Südkaffern, Hereró, Galla, Masai, Wahuma finden wir im Nillande in den Dinka und Bari wieder. Nur diese gehen in der Herdenzucht fast auf; die Männer widmen keiner anderen Beschäftigung so viel Sorge und Arbeit wie ihr. Die mit der Viehzucht verbundenen Gebräuche sind ähnlich denen südafrikanischer



Milcheimer, Milchschüssel, Trichter, Löffel der Ovahereró. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/6 wirkl. Größe.

Stämme. Die Männer besorgen das Melken und hüten abwechselnd die Herde des Dorfes. Kälber hausen mit in den Wohnräumen der Familie. Auf die Weide, wo die Kühe roh gearbeitete Glocken tragen, wird das Vieh erst getrieben, wenn der Tau vom Grase verschwunden ist, denn er gilt für schädlich. Die Kühe werden auch hier nur bei Feierlichkeiten (von den Madi beim Beginn der Ernte) geschlachtet. Die Reisenden schildern den Rinderreichtum der oberen Nilgegenden, soweit der Strom grasreiches sudanisches Gebiet durchfließt, als außerordentlich. Bei den Madi, die keineswegs reine Viehzüchter sind, beträgt der Durchschnittsbesitz an Rindern 30—40 Häupter; selbst Arme besitzen 3—4 Rinder. Zu Schweinfurths Zeit waren in den Uferlandschaften einige Tagereisen oberhalb Chartum, „soweit das Auge reichte, die Rinder über beide Ufer zerstreut“. An den zahlreichen Tränkplätzen boten Herden von 1000—3000 Häuptern ein prächtiges Schauspiel.

Neben den wirtschaftlichen, politischen und, wenn man so sagen darf, seelischen Motiven der Hochhaltung des Rinderbesitzes bildet das rein physische des Milchgenusses das starke Band

zwischen dem Leben des Hirten und seiner Herde. Milch ist die Grundlage der Ernährung aller in größerem Maße rinderzüchtenden Negervölker, und manche, wie die Masai, verschmähen neben Milch, Fett und Fleisch jede vegetabilische Speise. Die Milch wird fast nur in geronnenem Zustand genossen; bloß Kinder sieht man aus den Eutern ihrer Ziegen oder Kühe ihre Nahrung saugen. Die Milchgefäße dürfen nicht gereinigt werden. Es setzt sich daher an dem Holz der Gefäße sehr bald eine Kruste an, und Milch, die süß in diese alten Eimer hineingegossen wird, säuert bei der Wärme sehr rasch. Ebenso darf die Milch nicht mit Metall in Berührung kommen, wenn das nicht böse Folgen für die Kühe selbst haben soll. So weigern sich die Ovaherero oft, unterwegs im Felde gekaufte Milch in die Blechgefäße der Europäer hineinzugießen: ihre Kühe trocknen sonst auf. Nach einiger Zeit wird die Milch in eine Kalebasse (vgl. Abbild., S. 98) oder einen Ledersack geschüttet. Da auch diese Kalebasse selten oder nie gereinigt wird, also noch immer ein Restchen alter Milch vorhanden ist, wenn frische Milch hineingegossen wird, gerinnt sie bald; es wird nun aber die Kalebasse so lange geschüttelt, bis sich der Käsestoff und die Molken wieder durcheinander gerührt haben. Dieses Schütteln ist gewöhnlich Frauenarbeit. Gegessen wird dann die Milch aus hölzernen Eimern mit jenen großen hölzernen Löffeln, die wir mit ihrem originellen Schmuck von Tierfiguren oft in unseren Museen finden (vgl. Abbild., S. 68, 94, 96 u. 100). Bei solchen Herdenbesitzern, die zugleich Ackerbau treiben, wie die Betschuanen, wird sie in der Regel mit Hirsebrei gemischt. Bei dem Schütteln der Kalebasse bildet sich natürlich auch **Butter**. Für gewöhnlich wird sie nicht herausgenommen, sondern unter fortgesetztem Zugießen von frischer Milch und weiterem Schütteln so lange gelassen, bis das Gefäß ziemlich voll davon ist und nicht mehr viel Milch hineingehen will. Dann wird die Kalebasse an die Sonne gestellt, und die flüssig gewordene Butter zu weiterer Aufbewahrung in eigne Behälter, die Fetthörner und -Säcke (s. Abbild., S. 93), gegossen. Diese Butter wird übrigens nicht zur Speise, sondern nur zum Einsalben des Körpers benutzt. **Käse** wird nur von den Arabern, Berbern und Abessiniern bereitet; die vollendetsten Viehzüchter Ost- und Westafrikas (Fulbe, Galla, Dinka, Betschuanen, Ovaherero) sind damit nicht vertraut.

Das **Melken** wird als eine wichtige Sache angesehen und ist bei den meisten Negervölkern nur dem Mann gestattet (vgl. S. 97 und Band I, S. 702). Bei der Wildheit der den ganzen Tag frei laufenden Kühe ist dies kein leichtes Geschäft. Mit einem Riemen werden ihnen die Hinterfüße gebunden, der Melker setzt sich hockend unter die Kuh, das Milcheimerchen zwischen den Knieen. Da sich aber die Kuh nicht melken läßt, wenn sie nicht ihr Kalb bei sich sieht, so wird es aus dem Kälberkral herausgelassen, es darf auch wohl zuerst einige Züge aus dem vollen Euter saugen; dann aber wird es auf die Seite geschoben, und der Melker melkt, immer wieder das Kalb abwehrend, bis er glaubt, nicht mehr ohne Schaden für das Kalb abmelken zu dürfen. Eher mögen die Menschen Mangel leiden. Bei einzelnen Kühen, die nach der Meinung der Ovaherero die Kraft haben, die Milch nach Belieben innehalten zu können, so daß die Melker dem vollen Euter nichts entlocken können, werden allerlei Zeremonien angewandt, teils um die Kuh zur Freundlichkeit weiterer Milchgabe zu bewegen, teils um dem Kalbe nicht zu gestatten, daß es die Milch für sich allein nehme.

Neben der Milch dient das **Blut** der Rinder den Hirten zur Nahrung. Es mag auch bei der manchmal herrschenden Salzarmut als Würze gelten. Nach einigen hat es eine etwas berauschende Wirkung und große Nährkraft. Es wird aus einer der großen oberflächlich gelegenen Halsadern entnommen, die vorher durch starkes Schnüren mit einer Riemenschlinge unterbunden sind. Bei den Wakamba wird ein kleiner Pfeil, dessen Spitze wie die eines Tischmessers gerundet und, damit sie nicht zu tief eindringe, dick mit Fäden umwunden ist, mit einem kleinen Bogen in die Ader geschnellt. Das Blut wird für sich allein oder mit frischer Milch getrunken.

Die männlichen Tiere, sowohl der Rinder als der Schafe, werden jung verschnitten und nur die besten Exemplare zur Zucht übrig behalten. Leute, die sich geschäftsmäßig damit befassen, gibt es nicht; doch nimmt man gern eine glückliche Hand dazu, und wenn einmal ein operiertes Tier gestorben ist, legt man nicht gern wieder selbst Hand an. Zum Schlachten und Zerlegen bedient man sich der Lanzenspitzen.

3. Die Kaffern, Sulu und Betschuanen.

„Diese Eingebornen betrachten den Krieg als ihre eigentliche Lebensaufgabe; demgemäß gestalten sich auch ihre täglichen Beschäftigungen." G. Fritsch.

Inhalt: Lage der Wohnsitze. - Geschichtliche Stellung in Süd- und Ostafrika. — Kaffern und Betschuanen. — Kleidung und Waffen. - Hausbau und Dörfer. — Ackerbau und Viehzucht. — Die Familie. — Das Grab. — Zauberer und Ärzte. — Der Häuptling. Staat und Armee. Militärische Organisation der Sulu. — Rechtsleben. — Geschichte der Südostkaffern. Kosa, Fingu, Pondo. Geschichte der Sulu. Geschichte der Betschuanen. Basuto, Makololo, Bamangwato, Bakwena, Bakalahari, Bahurutse. Nördliche Sulu. Ihre Teilnahme am Sklavenhandel.

Wer von Westen kommend aus dem Hochlande des Inneren durch die Randhöhen der Drakenberge in das Tiefland der Ostküste hinabsteigt, fühlt sich sehr bald von einer kräftigeren und fruchtbareren Natur und einer selbständigeren, thätigeren Eingeborenenbevölkerung umgeben. In wachsender Zahl erhebt sich die Gruppe der bienenkorbförmigen, viereckig eingezäunten Krale der Natalkaffern; ihre Herden weiden überall auf den Triften, und die stattlichen Gestalten, die herankommen, um Brennholz zu verkaufen, das der Reisende so lange entbehrt hat, oder sonstigen Handel zu treiben, vervollständigen ein Bild, das einen schneidenden Gegensatz bildet zu allem, was man in der eigentlichen Kapkolonie vom Leben und Weben der Eingeborenen zu Gesicht bekommt. Sofort bemerkt man, daß man es hier mit einer nicht unthätigen Rasse zu thun hat. Der saubere Bau ihrer Hütten, die Ordnung, womit zaunartiges Flechtwerk die einzelnen Gruppen umgibt, machen einen günstigen Eindruck. Wenn auch die Bewohner bei warmem Wetter fast nackt gehen, so fühlt man sich doch unter Menschen, die ihr Leben auf einer geregelten Basis führen, unter Hirten, die von sicherem Besitz und eigner Arbeit, nicht vom Zufall und den unsicheren Gaben der Natur leben. So ist das Land der geschichtlich größten, der stärksten und dauerndsten Macht, die bis heute die Kaffern begründet haben, das Land der Sulu. Aber diese Sulu sind nur der ausgeprägteste, am eigenartigsten entwickelte Typus einer Völkergruppe, deren teils zerstörende, teils staatenbildende Wirkung sich im Osten des Erdteils bis in das Gebiet der großen Seen geltend macht; und das Bild wiederholt sich, wo immer wir vom Fischfluß bis zum Äquator von Westen her das östliche Hochland ersteigen. Überall ist hier eine ethnographische Erhebung mit der geographischen verbunden.

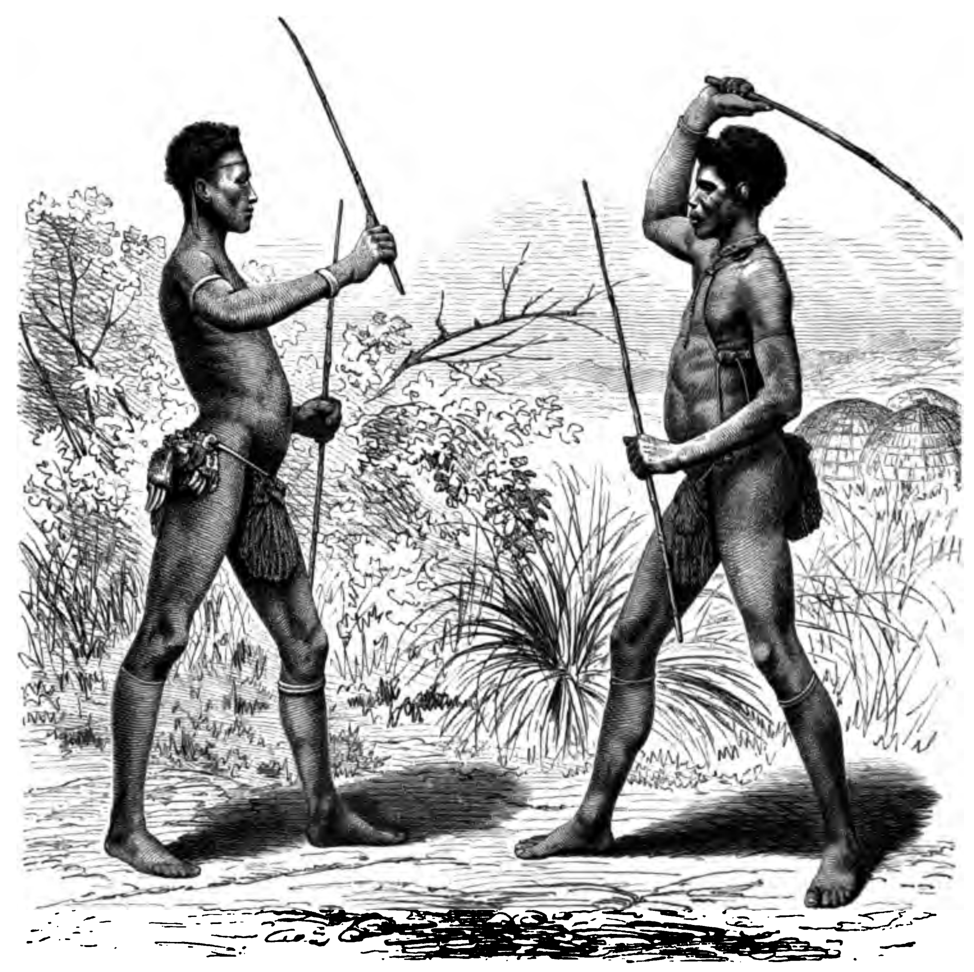
In Südafrika wohnen von Norden nach Süden an der Ostseite vom Sambesi bis zur Südspitze die Swasi, Sulu, Pondo, Pondomisi, Tembu und Kosa (s. Abbild., S. 12, 26, 29, u. Bd. I, S. 12). Seit 200 Jahren legt man ihnen den gemeinsamen Namen Kaffern bei. Sie sind keineswegs scharf von ihren nördlicher und westlicher sitzenden Volksgenossen zu trennen; besonders stellen Stämme am Sambesi und Nyassa die Verbindung her. Aber sie sind durch räumliche Absonderung, durch die Einwirkung der Naturbedingungen, durch die Berührung mit den hellen Südafrikanern und den südafrikanischen Ansiedlern europäischer Herkunft doch einigermaßen in anderer Richtung beeinflußt als die mehr äquatorwärts wohnenden Stämme. Sie gehören körperlich zu den

kräftigsten Negerstämmen. In ihrer geistigen Anlage ragt die Energie hervor, die sie den politisch ausgreifendsten Erobervölkern und Staatenbildnern Afrikas an die Seite stellt. Ihr ethnographisches Hauptmerkmal ist die Erfüllung ihres ganzen Lebens mit den Interessen der Rinderzucht. Ohne den Ackerbau aufzugeben, sind sie hauptsächlich Hirten, deren Leben und Streben ganz das der Hirtenvölker ist, die vom Blauen Nil bis zum Fischfluß die Hochländer Ostafrikas durchwandern. Stehen sie auch in den Künsten des seßhaften Lebens vielfach hinter den Stämmen Innerafrikas zurück: das Leben in gemäßigtem Klima und in großenteils hoch gelegenen Wohnsitzen, die doch die besten Striche Südafrikas mit umschließen, und in neuerer und neuester Zeit die Berührung mit den weißen Ansiedlern haben dazu beigetragen, diese Ausläufer der Negervölker Afrikas zu heben. Die Berührung mit den weißen Kolonisten hat zu vielen blutigen Kämpfen geführt, worin sich die Kaffern als gefährliche Feinde erwiesen; sie hat aber auch Ideen und Gebräuche des Christentums und der höheren Kultur verbreitet und den Wohlstand vielfach wachsen lassen.

Zur Gruppe der Kaffernvölker im weiteren Sinne sind die Betschuanen zu rechnen. Sie nehmen die Mitte Südafrikas ein, wo sie von den Sulu im Osten und den Namaqua und Ovaherero im Westen begrenzt werden. Dort bilden die Drakenberge eine scharfe Naturgrenze, hier die Kalaharisteppe eine Art von neutralem Gebiet, worin sich der Auswurf und die Heimatlosen der Betschuanen, die zigeunernden Bakalahari, mit den Buschmännern und den östlichsten Ausläufern der Namaqua begegnen. Im Südosten kann im allgemeinen der Oranjefluß, wo Ortsnamen der Betschuanensprache vorkommen, und im Südwesten wiederum die Steppe als Grenze gelten, während die interessanteste und wichtigste Grenze, die nach Norden, gar nirgends mit Sicherheit zu ziehen ist. Schon jetzt kann hervorgehoben werden, daß von allen Gruppen der Kaffernvölker die Betschuanen am wenigsten scharf von den Bewohnern der Äquatorialgegenden zu sondern sind. Doch kann, um wenigstens eine andeutende Scheidelinie zu gewinnen, der Sambesi als nördliche Begrenzung im allgemeinen angenommen werden, wiewohl sich schon vom Ngamisee an Teile verschiedener anderer Stämme zwischen sie eindrängen. Es läßt sich also im großen Ganzen das Innere Südafrikas als das Wohngebiet der Betschuanen bezeichnen; dabei ist aber besonders zu betonen, daß der politisch-geographische Begriff „Betschuanenland“, wie er in Südafrika üblich ist, ein beschränkteres Gebiet zwischen Kalahari, den Bauernrepubliken und Griqualand umfaßt. Da sie nun nirgends an das Meer herantreten, so grenzen sie überall an andere Stämme; und darauf ist als eine für ihre Geschichte hochbedeutsame Thatsache hier besonders hinzuweisen. Daß die Wohnsitze der Betschuanen durchaus dem wasserarmen, steppenhaften, wenig zum Ackerbau anlockenden Binnenlandgebiet Südafrikas angehören, ist nicht minder einflußreich; denn indem größere Bevölkerungsmassen hier nicht ihren Unterhalt finden können, fehlt die Vorbedingung einer stetigen Kulturentwickelung, eine dichte Bevölkerung. Die Gesamtzahl der Betschuanen dürfte nicht über 350,000 zu veranschlagen sein. Über ein Gebiet von mindestens 5000 QMeilen verteilt, ist diese dünne Bevölkerung nicht bloß ein Element der Schwäche in kulturlicher Beziehung, sondern in den Verhältnissen, worunter die Betschuanen leben, auch ein großer politischer Nachteil; denn nur wenige von ihren Stämmen sind für sich allein zu einer kräftigen, kriegerischen Aktion gegen so mächtige Nachbarn fähig, wie sie in Gestalt der Ostkaffern an ihrer östlichen Grenze sitzen. Der Rest ist zersplittert und uneinig.

In den beweglichen, kriegerischen Hirtenvölkern der Kaffern ruht eine Expansionskraft, die nur eines verlockenden Zieles bedarf, um zur gewaltsamen Wirkung zu gelangen und die ethnologischen Verhältnisse weiter Gebiete von Grund aus umzugestalten. Ein solches Ziel bot das östliche Afrika, das zahlreichen friedlichen Ackerbauvölkern Raum zur Entwickelung gewährt hatte, ohne doch, wie die Länder des Inneren, aus klimatischen Gründen die Viehzucht zu verbieten und damit die Stoßkraft der Nomaden von Anfang an zu lähmen. Gleich verheerenden Strömen

ergossen sich wandernde Kaffernstämme in die fruchtbaren Sambesiländer und bis in das Hochland zwischen dem Tanganyika und die Küste hinein, wo sie in Unyamwesi bereits den Vorposten einer von Norden kommenden hamitischen Völkerwelle, den Watusi, begegneten. Zum Teil sind die älteren Bewohner dieser Gebiete vernichtet, zum Teil bebauen sie als Hörige den ehemals freien Boden ihrer Heimat, zum Teil endlich haben sie den Kampf noch nicht aufgegeben oder hausen noch ungestört in Siedelungen, an denen der Sturm der Eroberung seitwärts vorüberbrauste. So zer-



Sulujünglinge im Fechtspiel. (Nach Photographie im Besitz des Missionshauses in Berlin.)

streut und verändert der Stoß der Kaffernstämme die ackerbauenden Völker des Ostens, die an Kultur und Gesittung ihre Besieger vielfach überragen; aber unmerklich beginnt diese Kultur ihrerseits im Verein mit der unausbleiblichen Völkermischung das Wesen der siegreichen Eroberer umzugestalten. Mit der Zeit werden sich neue Völker herausbilden, und die Herkunft der einstigen Bedränger wird in derselben Weise nur noch aus Einzelheiten der Tracht, Bewaffnung und Sitte zu erkennen sein, wie wir am Mittel- und Oberlauf des Sambesi in ähnlichen Spuren die Reste ehemaliger Völkerwanderungen zu entdecken glauben. Man versteht das Wesen und Treiben der Kaffernvölker nur dann, wenn man ihre geschichtliche Entwickelung, soweit sie den Europäern bekannt ist, zu überschauen sucht. Zuvor aber möge eine Schilderung ihrer körper-

lichen und geistigen Eigenschaften, ihres Kulturbesitzes und ihrer Sitten beweisen, daß wir es mit einer Gruppe eng verwandter und eigentümlicher Stämme zu thun haben.

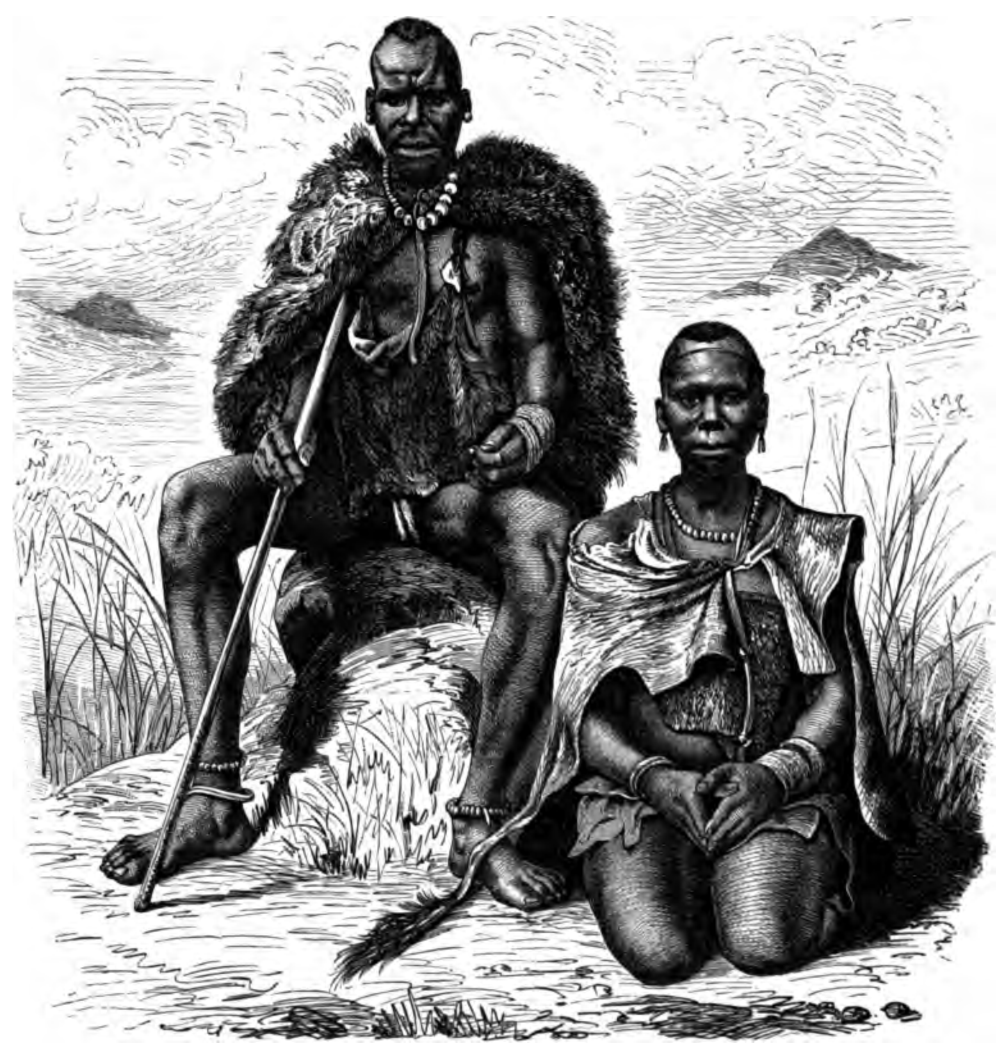
Die schönsten, kräftigsten der Kaffern müssen wir unter den südöstlichen Stämmen, vor allen den Sulu, suchen. Hochgewachsen, mit gut entwickelten Muskeln und frischem, gesundem Aussehen, verdienen wenigstens die jüngeren Männer nicht selten die enthusiastische Bezeichnung „Modelle für Bildhauer" (s. Abbild., S. 104, und Bd. I, S. 109). Bei älteren Leuten läßt eine schwammige Fettigkeit die ursprünglich sympathischen Gesichtszüge mit zunehmendem Alter oft nur häßlicher und roher erscheinen. Im allgemeinen zeigt zwar das Gesicht des Kaffern nicht den tierischen Negertypus, doch fehlen weder die aufgeworfenen Lippen noch die breite, flache Nase. Das Kinn ist spitz, mit schwachem, selten mit starkem schwarzen Bart besetzt, das Gesicht länglich, die Augen groß und schwarz. Die Hautfarbe der meisten Stämme ist dunkelbraun, die der Basuto mehr grauschwarz; kurze, schwarze Haare, büschelförmig zusammengekräuselt, bedecken den Kopf.



Ein getauftes Basutomädchen. (Nach Photographie im Besitz des Missionshauses in Berlin.)

Der Sulu ist ein Kaffer mit mehr Stolz, stärkerem Willen und rascherem Entschluß als seine Stammverwandten, aber immer ein Kaffer. Abhärtung, Waffenübung und nicht zuletzt die reichliche Nahrung aus durch Raub immer neu wachsenden Herden machten ihn höher von Gestalt, kräftiger, ansehnlicher, von Blick bewußter als den durchschnittlichen Betschuanen. Die Kreuzung infolge beständiger Zufuhr neuen Blutes durch Kriegsgefangene hat wohl Anteil an edleren Zügen, die nicht selten in der Physiognomie der Sulu hervortreten. Das Eigenartige des Charakters findet seine genügende Erklärung in der dauerhafteren politischen Organisation. Er ist innerhalb deren stolzer und herrischer als der Betschuane, sinkt aber nicht bloß vor seinem Tyrannen in den Staub, sondern läßt sich auch herab, jeden Weißen um Tabak anzubetteln. Er entwickelt Mut im blinden, massenhaften Draufgehen, wozu ihm seine Militärorganisation anleitet, zieht aber, sich selbst überlassen, den Überfall aus dem Hinterhalt vor und ist der Entschlossenheit und Ausdauer des moralisch kräftigeren Europäers nie gewachsen gewesen: trotz aller Überzahl und Organisation haben die Sulu noch keinen einzigen bis zum Ende glücklichen Krieg gegen Europäer geführt. In einem Medium kräftigerer oder auch roherer Ideen aufgewachsen als seine Stammverwandten, ist der Sulu zwar oft rascher, männlicher in seinen Handlungen, aber in Worten noch immer so versteckt und krumme Wege liebend wie der Betschuane oder Hereró. Anderseits glauben die Missionare humanen Ideen ihn zugänglicher gefunden zu haben als manchen anderen Afrikaner und setzen große Hoffnungen auf seine Bekehrung. So=

lange seine Leidenschaften nicht aufgeregt sind, ist der Kaffer des Südens kindlich heiter, harmlos, Freund von Gesang und Tanz und „gesellschaftlich wie eine Ameise". Darin ist er so gut Neger wie der Mann vom Niger oder Nil. Aber seine geschichtliche Stellung brachte ihn öfter als diesen vor ernste Entscheidungen und belud ihn mit einer schweren Last, wie sie jene Völker



Ein Häuptling und ein Mädchen der Basuto. (Nach Photographie im Besitz des Missionshauses in Berlin.)

nicht kannten. Daß er eine der drückendsten militärischen Organisationen ertrug, die zu denken ist, zeigt Stärke und Ausdauer in der Negerseele. Die Reihe starker Suluherrscher von Tschaka bis Ketschwäyo (sie ist kein Zufall: auch andere Kaffern haben Reihen solcher Männer erzeugt, man denke an Mpande und Makoma) scheint den Südostkaffern die Grundbedingung einer geschichtlichen Zukunft, große Führer, auch mitten unter den Europäern, zu gewährleisten.

Der Betschuane stellt in der äußeren Erscheinung die weichere, mildere Ausprägung des Kafferntypus dar. Der Unterschied liegt hauptsächlich im Gesichtsausdruck, der mehr Sanftmut und Gefügigkeit zeigt, während für den Kosa oder Sulu der Ausdruck von Trotz, Wildheit und Widerspenstigkeit charakteristisch ist. Formen und Haltung des Körpers sind weniger massiv und

scharf, die Größe ist durchschnittlich geringer, die Haltung häufig etwas gebeugt, die Muskulatur nur mäßig entwickelt. Die Hautfarbe ist im allgemeinen dunkler als bei den Sulu. Die Betschuanen sind einer der beweglichsten und, thätig wie leidend, in Beziehungen zu den verschiedensten anderen Völkern sich bewegenden Stämme der Kaffernvölker. Neben dem plumpsten, negerhaftesten Gesichtsschnitt findet sich daher der verfeinerte abessinische oder nubische, besonders in den Physiognomien der Kinderköpfe. Die Lebensweise und Umgebung ist natürlich auch hier nicht zu unterschätzen: am unteren Ende dieser Stammreihe, deren Spitze von den gebirgsbewohnenden kräftigen, unternehmenden Basuto (s. Abbild., S. 6, 105, 106, u. Bd. I, S. 92) eingenommen wird, stehen die Bakalahari oder Balala, die schwächlichen, kleinen, unterwürfigen, kurz denkenden Paria der Betschuanen. Die Leistungsfähigkeit ist geringer als die der Ostkaffern, sowohl die des Körpers als des Charakters. Man kann sie als einen der weniger kriegerischen Zweige der Kaffernvölker bezeichnen, obwohl sie von einigen hervorragenden Führern zu glänzenden Thaten mit fortgerissen wurden. Zwangsweise von den Matabele in ihre Regimenter eingereiht, verrichteten sie die kriegerischsten Thaten, deren sie sich rühmen. Ihre Stärke liegt jedoch in friedlichen Beschäftigungen. Sie gaben die folgsamsten Schüler der Missionare ab, wenn auch die späteren Leistungen sehr oft den Erwartungen nicht entsprachen, die ihre Gelehrigkeit erweckt hatte. Sie arbeiten viel lieber als die Sulu um Lohn für die Kolonisten und kleiden sich oft mit Vorliebe in europäische Fetzen. Sie sind verschlagen und auf leichten und unter Umständen auch unehrlichen Erwerb bedacht. Harmlose, gesellige Fröhlichkeit geht selten bei ihnen aus.

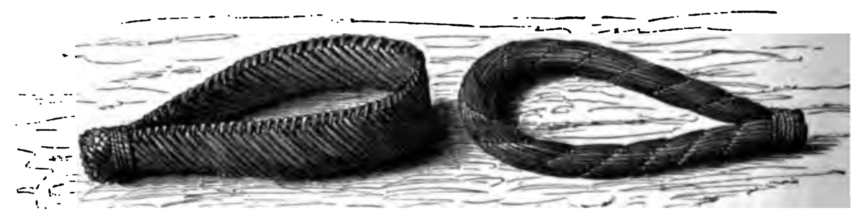

Ein Penisfutteral der Betschuanen. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/2 wirkl. Größe.

In der Bekleidung des Körpers stehen alle Sulustämme auf einer sehr primitiven Stufe, ohne daß Klima oder andere äußere Verhältnisse ihrer heutigen Wohnsitze hierfür irgend welche Erklärung geben; vielleicht deutet aber die vorwiegende Nacktheit, der Grundzug ihrer Tracht (s. auch Abbild., S. 76), nebst anderen Thatsachen auf eine Herkunft aus tropischer Gegend. Allerdings gehen immer und gänzlich nackt nur die Kinder von fünf oder sechs Jahren. Für Erwachsene ist eine Lederschürze das hauptsächlichste und oft genug das einzige Kleidungsstück beider Geschlechter. Der erwachsene Mann trägt außer der unmittelbaren Schamhülle (s. Abbildung, S. 81 und 104), die bei großer Hitze allein genügen muß, an einem Lederriemen um die Lenden vorn herabhängend ein Stück Leder oder Fell, 20—25 cm breit, und ein breiteres hinten. Jenes, der Isinene, wird bei Kriegern häufig durch ein Bündel buschiger Fellstreifen, Ochsen- oder Wildkatzenschwänze ersetzt (s. Abbildungen, S. 10, und Bd. I, S. 122). Die erwachsenen Mädchen und die Frauen tragen gleichfalls diese Schürzen, oft mit Glas- und Metallperlen verziert, und die Frauen schlingen darüber noch eine halbe, zart gegerbte Rindshaut so um die Lenden, daß sie bis zu den Knieen herabfällt. Die Frauen der Häuptlinge hüllen sich wohl auch bis zu den Füßen in ein togaartiges Gewand aus demselben Stoffe oder aus Zeugen europäischer Fabrikation. Besser verhüllt sind die Frauen der Kosa, sie tragen ein Oberkleid, das am Halse befestigt wird und einem spanischen Mantel gleicht; verheiratete Frauen dürfen nicht ohne einen besonderen Brustlatz aus Leder oder gezwirntem Baumbast ausgehen.

Bei den Betschuanen findet man niemals die anstößige Nacktheit der Sulu; sie bedecken schamhaft ihre Geschlechtsteile mit einer ledernen Binde, die nach Art eines Suspensoriums am breiten Gürtel hinten und vorn befestigt wird (s. obenstehende Abbildung). Die Weiber tragen dafür ein paar Vor- und Hinterschürzen, in der Regel mehrere übereinander, von denen die inneren, mit langen ledernen Fransen, Glasperlen ꝛc. verzierten bloß die Geschlechtsteile bedecken, während

die äußeren bis aufs Knie herabhängen (s. Abbildung, S. 82). Den Mädchen wird bis ziemlichen Alter nur die innere Schamschürze umgethan. Alle anderen Kleidungsstück zum Warmhalten oder zum Schmucke und werden in der Hütte sowie in der Somme gelegt. Hier spielt wiederum die Hauptrolle der Fell-Kaross. Ärmere tragen einfach e reichere das sorgfältig zusammengenähte Pelzwerk von Schakalen, Springhasen, wilde reiche Frauen das des Silberschakals und Häuptlinge das des Leoparden. Nur glücklic kleiden sich in das Fell eines Gnus oder Hartebeestes, dessen Schwanz sich hinten als breit macht. Aber in der wildreichen Zeit, z. B. bei dem ersten Besuch, den Lichtens „Beetjuanen" abstattete, waren Mäntel aus Antilopenfell allgemein. Der Frauenkar mit augenartigen Ringen aus Fell verziert, die übrigens bei Männern ebenfalls ge vorzukommen scheinen. An den Frauenmänteln sind Zierate von Katzenschwänzen nicht schmack büschelweise an den Schultern angebracht.

In der Auswahl der Schmucksachen herrscht bei den südöstlichen Kaffernstämme gleichartiger Geschmack. Die Perlen, die durch den Handel in wachsender Menge und faltigkeit in ihren Besitz kommen, werden im Übermaß an ihren Körper gehängt; Sch



Grasarmbänder der Sulu. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) ½ wirkl. Größe.

angereihten Kernen, bunten Samenkörnern und Muscheln sind jetzt nur noch vereinzel brauch. Eine bestimmte schwere Art erzener Armringe wurde von einigen Sulukön hervorragendsten Kriegern als Auszeichnung verliehen. Glitzernde Fingerringe, Feder Haaren gehören zu den gewöhnlichen Schmucksachen; dagegen sind Amulette und Schm in der Regel beides in Einer Gestalt, in dem Halsgehänge vereinigt. Bei den Zauberer dieser Behang phantastische Dimensionen an (s. Abbildungen, S. 53, u. Bd. I, S. 52). beliebtesten Schmuckstücken gehört die Gallenblase oder ein Teil davon, mit Fett ausgef um den Arm geschlungen; auch bloßes Fettgewebe, um Arm oder Hals geschlungen. Bema Fett und roter Erde wird im Kriege und bei Tänzen angewandt. Pflöcke, Knöpfe, Schnu dosen (s. Abbild., S. 116 u. 75) werden im erweiterten Ohrläppchen getragen. Indessen Perlen stets als der Hauptschmuck (s. die beigeheftete Tafel „Südostafrikanische Schmucke räte"). Für die Betschuanen ist die metallglänzende Salbe charakteristisch, die aus Fett u zendem Staube (Titaneisen-Glimmer) gemischt und oft übermäßig aufgetragen wird; aus Elfenbein, Metall, Leder oder Haaren sind bei diesem Volke besonders häufig. Die Brust durch Narbentättowierung zu verunstalten, findet sich bei den Weibern der Basu die Kaffern des Nordens haben ihre Tracht, die zugleich das Abzeichen ihres gefürchteten ist, nur wenig verändert. Bei den Matabele ist der Kopfputz viel mannigfaltiger al Sulu. Man sieht Mützen aus Tigerkatzen- und Zebrafell mit langen, hinten herunterh Büschen von Pfauen- oder Adlerfedern. Andere tragen kugelförmige Massen von Perlhu die selbst wieder von Kopfgröße sind, und aus denen sich eine große Schmuckfeder Schakalschwanz emporreckt. Der Ausputz des Kopfes bei den südlichen Kaffern sticht allerdings bedeutend ab. Die Haare werden hier bis zum Beginn der Mannbarkei gelassen. Darauf scheren sie die Sulu beim Jüngling so, daß ein Kranz um den Wi





bei der Jungfrau, daß ein Schopf auf ihm stehen bleibt. Beide werden mit Fett und Ocker stark geschmiert, der Kranz des Mannes noch dazu durch Rindssehnen und mit Kohle vermischtes Gummi verflochten und hart gemacht, so daß er glänzend und fest aufsitzt. Stirnrosetten aus Federn und Federbüsche im Haare sind beliebt (s. Abbildungen, S. 137, u. Band I, S. 122).

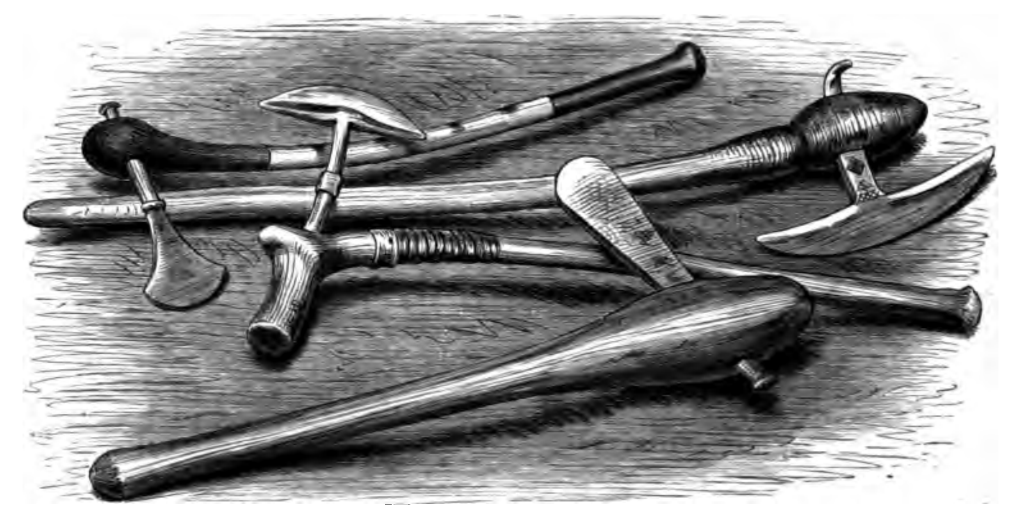
Auch auf dem Gebiet der Waffen verbindet gleichartiger Besitz die südlichen mit den nördlichen Kaffern. Darum können im ganzen die der kriegerischen Sulu als typisch gelten. Ihre Waffen sind Speer, Schild und Keule; und die beiden ersteren sind die Hauptwaffen, die eine größere Ausbildung und Wertschätzung erlangt haben als bei irgend einem anderen Kaffernstamm. Der Speer war früher und ist noch bei nicht in die kriegerische Organisation der Südsulu hereingezogenen Stämmen ein Wurfspeer mit bis zu 2 m langem Schafte, der in eine etwa 10 cm lange, schmale eiserne Klinge übergeht. Dieser Speer, dessen Leichtigkeit es gestattet, ein ganzes Bündel mit in den Kampf zu nehmen, wird mit voller Faust gefaßt, in schwingende Bewegung gesetzt und so im Bogen geworfen. Lichtenstein sah unter 30 Würfen auf 60 Schritt nur einen Treffer in einem 2,6 m hohen Zielbrett. Tschaka setzte an die Stelle dieser wenig treffsicheren Waffe, die zum Fernkampf verleitete, die eigentliche Assagaie, eine an 1 m langem Schafte steckende zweischneidige Stahlklinge von 15 cm Länge und 2—3 cm Breite. Dieser Stoßspeer wird beim Angriff wie ein Bajonett gebraucht und gewann so in der Geschichte des östlichen Südafrika eine ähnliche Bedeutung wie in der europäischen der eiserne Ladestock oder die Zündnadel. Die Bewaffnung damit schloß indessen nicht die Mitbenutzung der Wurfspeere für die Eröffnung des Gefechts aus. Einer geheimnisvollen Verehrung erfreut sich neben der Assagaie der Kriegsschild (Ischilunga), so genannt zum Unterschied von dem leichteren Tanz- und Spielschild. Kriegsschilde werden je zwei aus einer Ochsenhaut geschnitten; sie sind oval und hoch genug, einem mittelgroßen Manne bis zum Munde zu reichen. Durch eine Reihe von kleinen Einschnitten in der Längslinie wird ein Stab gesteckt, der am oberen Ende mit einem Ochsen- oder Leopardenschwanz oder einem Federbusch geschmückt ist. Außen sind die Schilde je nach den Regimentern, denen ihre Träger angehören, schwarz, weiß, rot, schwarzweiß gestreift oder gefleckt. Auch die Zahl jener Einschnitte bedingt Unterschiede. Getragen wird der Schild an der linken Hand. Wenn Regen das Leder erweicht, ist natürlich der Nutzen dieses Schildes gleich Null, und in der That wurde er dann oft aufgerollt, um leichter getragen zu werden. Ebenso ist er wegen seine Größe auch hinderlich beim raschen Laufe. Bei Verfolgung oder Flucht wird er weggeworfen; aber im ersteren Falle hat der Troß dafür zu sorgen, daß kein Schild verloren geht, denn es wird großer Wert darauf gelegt, die Schilde mit zurückzubringen. Auch ihre Herstellung gilt für eine besonders ehrenvolle Beschäftigung, der sich Häuptlinge unterziehen, und sparsam wird mit den Häuten der Rinder verfahren, da sie womöglich alle diesem edlen, kriegerischen Zwecke dienen sollen. Entziehung der Schilde ist entehrend, Verleihung ein Ehrenbeweis. In dritter Linie steht unter den Waffen die Keule (Kirri oder Tyinbugo) aus Eisenholz oder Horn, ein faustdicker Knopf auf kurzem, handbarem Stiele, eine



Ein Betschuanenhalsband aus Perlen und polierten Zähnen. (Museum für Völkerkunde, Berlin.)

Art Totschläger, der auch als Wurfstock gegen kleinere Tiere, Schlangen und dergleichen gute Dienste leistet. Dieser Stock gehört nicht eigentlich zur Kriegsausrüstung, hat aber doch bei Isandlana im Handgemenge die Entscheidung mit herbeigeführt.

Weit im Norden des Sambesi sehen wir in den Händen kriegerischer Kaffernstämme Waffen, die von denen der Sulu kaum zu unterscheiden sind. Dagegen sind bei den Eingeborenen an der Sambesimündung und bei den Makua die Assagaien auch am unteren Ende mit einer eisernen Spitze versehen (wie die Speere der Sakalaven in Madagaskar); ferner ist es gebräuchlich, die Waffen zierlich mit Kupferdraht zu umspinnen. Die Abschwächung des kriegerischen Kafferncharakters beim Stamme der Betschuanen tritt vielleicht nirgends so auffallend zu Tage als in der unbedeutenden Rolle, die die Waffen als Kriegswerkzeuge bei ihnen spielen. Es fehlt nicht an Waffen, aber oft genug scheinen sie nur als Schaustücke zu dienen, die nicht dem täglichen Gebrauch bestimmt sind. Auch ihre Hauptwaffe ist der Wurfspeer, seltener in der einfachen Form der Sulu-



Streitäxte der Bamangwato. (Ethnographisches Museum, München.)

Assagaie als in verschiedenen, deren breite und flache Klinge in zurückgebogene Haken übergeht, oder durch ein ausgezahntes Stück mit dem Schafte verbunden ist, oder als Übergang zwischen Klinge und Schaft erscheint ein aus vier Reihen langer, vor- und zurückgebogener Zähne bestehendes Stück, das der Waffe ein fürchterliches Ansehen gibt, ohne ihre Brauchbarkeit zu erhöhen. Die Furcht vor den widerhakigen Wurfspeeren der Betschuanen ist bei den südafrikanischen Völkern sehr gering und hat den Unterdrückern dieser Stämme nicht den Schrecken eingeflößt, den zu erregen die kriegerischen Tugenden der Betschuanen nicht hinreichten. Das Nämliche gilt von den Streitäxten, die als Schauwaffen ihresgleichen suchen (s. obige Abbildung). Der Grundgedanke in ihrer Konstruktion ist stets derselbe: In den dicken Teil einer leichteren Keule wird die dünne Klinge eingesetzt. Diese kann halbmondförmig oder beil-, ja selbst meißelförmig, glatt oder mit einfachen Ring- oder Leistenmotiven verziert sein. Praktischer ist das zweischneidige Dolchmesser (s. Abbildung, S. 111), in der Regel etwa 15 cm lang und 4 cm breit. Der hölzerne Griff hat oben und unten Vorsprünge, um ihn in der Faust festsitzen zu lassen; die Scheide besteht aus zwei Holzstücken, die durch einen Lederüberzug miteinander verbunden sind. Die Waffe wird im Kampfe am linken Oberarm an einem Lederriemen getragen, oder es sind an der Spitze der Scheide Riemchen zum Umbinden angebracht. Endlich gehören auch Keulen oder Kirris zu den Angriffswaffen der Betschuanen; auch diese wissen sie mit zierlichen Schnitzereien

zu verzieren. Eine Art Luxuswaffe sind Kirris, deren dicker Teil aus Rhinozeroshorn geschnitzt ist. Man hat Zweifel darüber geäußert, ob die Betschuanen ursprünglich mit Bogen und Pfeilen gekämpft oder sie erst den Buschmännern entlehnt hätten. In neuerer Zeit haben sie sie sicherlich benutzt, und bestimmt gehörten sie noch zur Bewaffnung der Makwapa, Baroka und Batsoetla. Aber zur Zeit, als Lichtenstein die Betschuanen von Kuruman besuchte, sah er bei dem Thronerben des Stammes einen Buschmannsbogen nebst vollem Köcher und vermutete darin ein Siegeszeichen. Jener aber belehrte ihn, daß diese Waffen aufbewahrt würden, um wieder gegen ihre Verfertiger gebraucht zu werden, da die Notwehr die Betschuanen zwinge, zu solchen früher von ihnen verabscheuten Werkzeugen zu greifen. Ihre Hirten zögen, wenn sie nur mit Assagaien bewaffnet seien, im Kampfe gegen die Pfeile der Buschmänner immer den kürzeren. Die Sulubewaffnung hat den Bogen bis in die Gegend von Ibo an der Mosambikküste zurückgedrängt. Die Schilde (s. Tafel bei S. 108) stechen durch ihre kurze, ausgeschnittene Form von der praktischeren und ernsthafteren Gestalt der Suluschilde ab, sind im übrigen ebenfalls aus Rindshaut mit feder- oder fellverziertem Längsstab gefertigt.



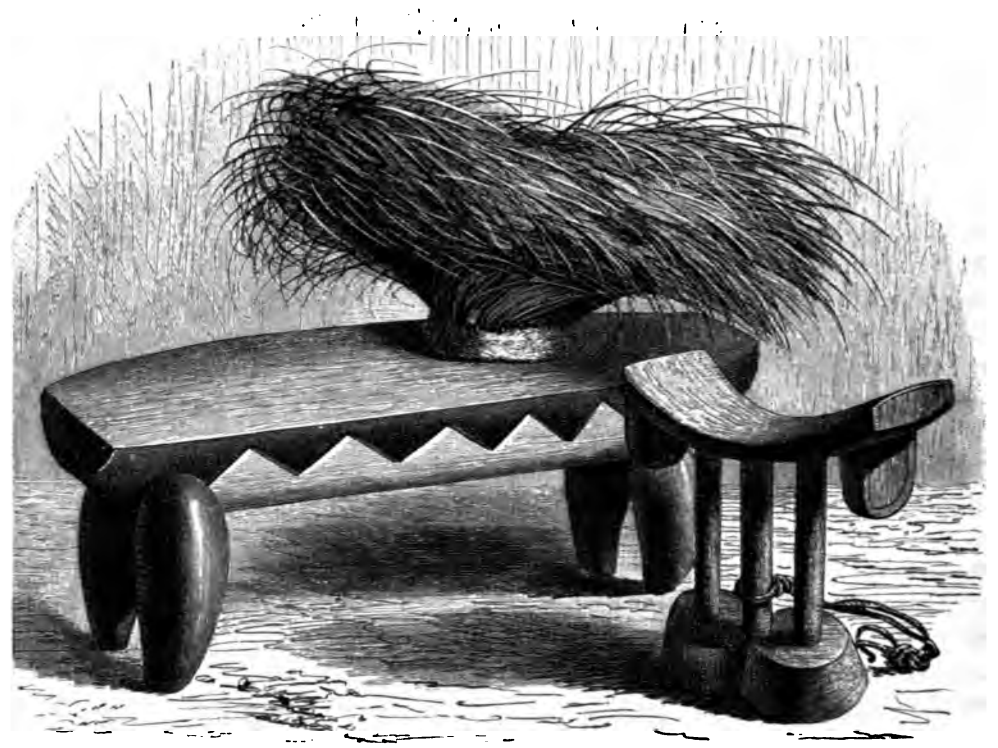
Dolche der Kaffern, in Scheide. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/4 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 110.

Ein erfreulicher Reichtum an Formen, offenbar entspringend der Liebe zu feinerer Arbeit, kehrt bei den verschiedensten Geräten der Betschuanen wieder. Kein anderer südafrikanischer Stamm bietet hierin annähernd so viel. Seine Holzschnitzereien übertreffen an Originalität, Zierlichkeit und Feinheit der Arbeit das meiste, was von anderen Kaffernvölkern geleistet wird. Die Löffel, deren Stiele die verschiedensten Tierformen, mit Vorliebe Giraffen, darstellen, deren Schalen oft mit hübschen Arabesken verziert sind (s. Abbild., S. 68 und 96), die Becher mit geschnitzten Leisten, die aus einem halbgeschälten Baumstamm gehöhlten Mörser zum Zerstampfen des Maises, die verschiedensten Schüsseln und Platten und nicht zuletzt die dreibeinigen Bierkrüge mit dem als Deckel aufgestülpten Trinkgefäß bieten eine Auswahl von netten, praktischen Formen (s. Abbildung, S. 71). Auch in irdenen Waren leisten sie Bemerkenswertes; und darunter ist vor allen das große, auf drei niedrigen Füßen stehende bauchige Vorratsgefäß zu nennen, das bis über Manneshöhe aufgebaut und mit einer aufgestülpten Schüssel zugedeckt wird. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß sich dieses naheliegende Motiv der Bedeckung eines Gefäßes durch Aufstülpen eines anderen bei den Betschuanen häufiger findet. Über diese Vorratsgefäße werden eigne Hütten aus Zweigen gebaut, und die ganze Ernte an Hirse und Mais wird darin geborgen. Aber manche Stämme lassen sie auch offen im Felde stehen (s. Abbildung, S. 67). Im Flechten sind die Betschuanen gleichfalls geübt, sie fertigen hübsche Matten und Körbe. Die weitverbreiteten dreifüßigen Schemelchen mit ausgehöhltem Sitze und die gleichfalls allgemein verbreiteten hölzernen Kopfschemel (s. Abbildung, S. 112) finden sich auch bei den Betschuanen.

Im Vergleich zur Gewerbthätigkeit der Betschuanen ist überhaupt die der Sulu und der Südostkaffern ärmlich. Ausgezeichnet ist nur (vielleicht durch frühen arabischen oder europäischen Einfluß) ihre Metallarbeit. Als Schmiede sind sie so geschickt, daß Nataleisen englisches angeblich an Güte übertreffen soll; besonders werden die Speere der Nordsulu oder Amasiwasi

gerühmt. Interessant ist die Arbeitsteilung zwischen beiden Geschlechtern bei den Amakosa, worüber Kropf ausführlich berichtet. Die Männer betreiben die Gewerbe der Waffenschmiede, der Messingschmiede, der Gerber, der Schuhmacher und der Verfertiger von Tabakspfeifen; Sache der Frauen ist das Schneiderhandwerk, die Korbflechterei und die Töpferei. Der Ausdruck „Gerber“ ist nicht ganz treffend, da die Haut nur durch Bestreichen mit Kuhmist und durch Schaben zubereitet wird.

Im Hausbau walten beträchtliche Unterschiede ob. Da nach seinen Gesetzen das Land dem Häuptling gehört, muß der Kaffer dessen Erlaubnis zum Anbau erhalten. Als echter



Kopfschemel und beim Lastentragen gebrauchtes Kopfpolster der Sulu. (Museum des Berliner Missionshauses.) 1/4 wirkl. Größe.

Nomade baut er zunächst die Viehhürde (Isibaya), indem er einen runden Platz mit Zaun oder Hecke, in holzarmen Gegenden mit einem Stein- oder Rasenwall umgibt. Die Hütten, je eine für den Mann, für jedes seiner Weiber und jeden anderen erwachsenen Angehörigen, werden im Halbkreis dicht um die Viehhürde errichtet. Der Mann schafft etwa 200 zugespitzte Latten von 12 Fuß Länge herbei und steckt sie im Kreise in den Erdboden; die Frau bindet die Latten oben mit zerfaserten Lianen zusammen, bindet andere Latten an den Seiten ringsherum, befestigt Gras oder Rohr darüber und streicht inwendig die Zwischenräume zwischen den Latten mit einer Mischung von Erde und Kuhdünger aus. Neugebaute Hütten gleichen Heuschobern. Das Dorf (Umusi) ist ein Hüttenring, der die gemeinsame Viehhürde umschließt. Das Ganze ist noch mit einer Dornhecke umgeben, die in kriegerischen Zeiten so verstärkt wird, daß sie die Einnahme mit Suluwaffen fast unmöglich macht. Diese Umfassung, wie auch die der Viehhürde, hat je nur ein Thor. An der rechten Seite nächst dem Eingang wohnt die Aristokratie des Ortes (die höheren Induna in der Ekanda, der Älteste in den sonstigen Dörfern), und hierhin werden auch Gäste

gewiesen. Die einzelnen Hütten sind eben hoch genug, einem Manne das Stehen in der Mitte zu erlauben; ihr Durchmesser beträgt 4—5 m. Die Hütte des Häuptlings ist in viel größerem Maßstab als alle anderen, sonst aber nach demselben Grundplan erbaut. Die Hütten der Betschuanen sind kreisförmig angelegt und konisch bedacht, wie die der Südostkaffern, unterscheiden sich aber dadurch, daß der cylindrischen Wand von dem herkömmlich geringen Durchmesser ein kegelförmiges Dach aufgesetzt ist, das aus Rohr mit Sorgfalt geflochten und um einen der Mittelpfähle oder Mittelpfeiler der Hütte so befestigt ist, daß die Spitze exzentrisch liegt. Das Dach senkt sich bis nahe an den Boden herab, wo es von Pfählen getragen wird; zwischen diesen und der Wand bleibt ein beschatteter Gang. Indem diese Pfähle durch eine niedrige Mauer aus mit Lehm beworfenem Dorngestrüppe verbunden werden, entstehen konzentrische Doppelwände. Bei den nördlichen Kaffern macht die runde, bienenkorbförmige Hütte (wahrscheinlich durch arabischen Einfluß oder den unterjochter Stämme) der viereckigen Platz. Als Südgrenze dieses neuen Stils läßt sich an der Küste Inhambane bezeichnen; im Inneren reicht der Rundbau viel weiter nach Norden.



Ein hölzerner Kopfschemel der Bamangwato. (Ethnographisches Museum, München.)

Die Größe der Dörfer ist sehr verschieden. Die gewöhnlichen Ekanda fassen 500—1000 Mann; Unkunginglove, Dingans Hauptstadt, soll deren 5500 umschlossen haben; aber die anderen Dörfer sind in der Regel klein. Meistens stehen die der Größe der Familie entsprechenden Gruppen beisammen in gemeinsamer Umhegung. Dieses System verleiht den Dörfern einen eigentümlichen Charakter, der das Patriarchalische deutlich ausprägt. So wie der Vater das Oberhaupt seiner Kinder ist, so bildet die väterliche Hütte den Mittelpunkt; und die Zahl der Hütten, die sich um die väterliche gruppieren, bedingt das Ansehen des Vaters.



Hölzernes Gefäß der Sulu in Form einer Schildkröte. (Städtisches Museum, Frankfurt a. M.)

Die bedrängte Lage vieler Betschuanenstämme hat sie ihre Dörfer an den geschütztesten Punkten anlegen lassen. Arbousset hebt bei seiner Reise in die Blauen Berge die Tendenz hervor, die Wohnsitze an den höchstgelegenen Stellen aufzuschlagen, wiewohl die Ebenen ebenso fruchtbar und einladend, wie jene in der Regel unfruchtbar sind. Wir hören von diesem Rückzug in die Berge bei allen jenen Stämmen, die durch die Nachbarschaft der Matabele gedrückt und zersplittert sind. Früher legten sie dagegen ihre Wohnstätten in den besten, quellenreichsten Lagen an, und die von Europäern zuerst und später so oft besuchte Betschuanen-„Stadt" Kuruman lag geradezu bezaubernd. Manche Orte sind volkreich (s. oben, S. 84) und erscheinen doppelt so wegen ihrer Bauart und Anordnung, die eine große Ausbreitung bedingen. Man begreift daher, wenn in älteren Reise- oder Missionsberichten von „beinahe nicht zu übersehenden Städten" gesprochen wird. Womöglich drängt sich ein ganzer Stamm an

einem und demselben Orte zusammen, und so entstehen diese großen Orte, die sonst in keinem Verhältnis zu der Kulturstufe stehen, die die Betschuanen einnehmen, am wenigsten zu ihrem Hirtenleben.

Wenn auch die Viehzucht die Hauptbeschäftigung der Südostkaffern ist, so wird doch der Ackerbau keineswegs vernachlässigt, da ihn Klima und Boden im größerem Umfang gestatten. Am primitivsten ist der Ackerbau der Betschuanen, während er nach Norden hin mehr und mehr an Bedeutung gewinnt, freilich meist von unterjochten Völkern für die kriegerischen Eroberer betrieben wird. In der Nähe der Hütte oder auch etwas weiter entfernt liegt der Garten oder das Feldstück (Insimu), das in der Regel gleichfalls eingehegt ist. Die Lichtung und das regelmäßige



1—4) Thongefäße der Kaffern. (1—3 aus dem Museum des Missionshauses, 4 aus dem Museum für Völkerkunde, Berlin.) — 5) Thongefäß der Barotse. (Ethnographisches Museum, München.) 1/4 wirkl. Größe.

Abbrennen der brach liegenden Strecken (das bei den Mosambik-Portugiesen des vorigen Jahrhunderts der Natalküste den Namen „Fumo", Rauch, beilegen ließ) ist Sache der männlichen Mitglieder des Haushalts, der eigentliche Anbau die der Frauen und Mädchen. Die größeren Feldarbeiten geschehen gemeinsam. In der Zeit des Pflanzens, die vom Häuptling alljährlich festgesetzt wird, hackt man das ganze Feld um; dann geht es nach dem ersten Regen unter Jauchzen und Singen an das Pflanzen des Kafirkornes, Maises. Außerdem werden die beiden in unglaublichen Mengen konsumierten Rauchkräuter der Sulu, Tabak und Hanf, weithin angebaut. Hanf ist schon weit verbreitet im wilden Zustande; auch Tabak wurde bereits vor Jahren an Stellen gefunden, wo einst Dörfer gestanden hatten. Aus Holz und Hecken aufgebaute Wachttürme in den Feldern, in deren unterem Raume die ganze Familie zur Erntezeit lebt, nehmen einen Wächter auf, der die körnerfressenden Vögel vertreibt. Im Januar findet die Ernte statt, die fröhlichste Zeit des Jahres und die einzige, wo Mann, Weib und Kind Hand an dieselbe Arbeit legen und zwar gleich bereitwillig. Vorher ist der Genuß des Kornes verboten, früher sogar bei Todesstrafe. Dann findet ein Erntefest im Kral des Häuptlings oder Königs statt,

gewöhnlich in der Zeit des Vollmondes. Dabei werden Ochsen geschlachtet, Fleisch am Feuer geröstet und in Massen verzehrt, Utschalla getrunken und gehörig geraucht. Erst danach wird die Frucht der neuen Ernte allgemein gegessen. Dieses ist auch die Zeit für Ausbesserung der Hütten und Zäune; und die Krieger treten jetzt mit Vorliebe ihre Raubzüge an. Dem Kafirkorn gilt der größte Teil der Arbeit, und darauf gründet sich die Ernährung der Familien. Es wird in Vorratslöchern aufbewahrt, die mitten in der Viehhürde als flaschenförmige, weitbauchige Höhlen so geräumig ausgegraben sind, daß bis zu 3 hl darin Raum finden. Ein kleiner Vorrat findet außerhalb dieses Kessels seinen Platz in einem eiförmigen, großen, dicht aus Gras geflochtenen Gefäß, das auf einem Stuhl über dem Boden steht; öfters in einer eignen mannshohen Hütte. Oft sind auch Ährenbüschel im Dache der Wohnhütte aufgehängt.

So entnimmt denn der Kaffer seine Nahrung ziemlich gleichmäßig seinen Feldern und seinen Herden. Grundlage ist Milch in saurem Zustande, Amasi, und zerquetschter Mais (Amabele) oder Hirse (Umbila). Zum Essen dieser Nationalspeise, die auch das regelmäßige Gastgeschenk darstellt,



Die Betschuanenstadt Schoschong. (Nach einer Skizze von Frank Oates.)

werden jene teilweise so bizarren hölzernen Löffel verwandt (vgl. S. 101). Das Fleisch wird gleichfalls in gekochtem oder gebratenem Zustande gegessen und mundet den Eingeborenen sehr: nach Gardiners Schätzung genügen 4—5, einen Ochsen bis auf die Gedärme und Sehnen in anderthalb Tagen aufzuessen. Ein gut stehender Kaffer hat für seine zwei Tagesmahlzeiten, des Morgens und des Abends, stets außer seiner Grütze mit Amasi Gemüse, Bier, oft auch Fleisch und genießt dazwischen viel Schnupf- und Rauchtabak, vielleicht auch Dacha. Während der Sulu der größte Schnupfer unter den Südafrikanern ist (s. Abbildungen, S. 116, 118 und 75), raucht er auch nicht viel weniger als seine Nachbarn im Süden und Westen; die aus einem Antilopenhorn, mit Vorliebe dem des Kudu, gefertigte Wasserpfeife (s. Abbild., S. 72 u. 119) ist auch für ihn die Hauptquelle nervenerregender Vergnügungen. Dem betäubenden Hanf (Jsangu) wird nicht immer Tabak beigemischt, und oft macht eine einzige Pfeife davon eine ganze Rauchgesellschaft betrunken.

Der Einfluß des kriegerischen, militärischen Treibens auf die Verhältnisse innerhalb des Stammes und insbesondere auf das Familienleben ist bei den Sulu in seiner extremsten Ausprägung zu beobachten. Während bei den Kosa trotz der Polygamie ein verhältnismäßig glückliches, durch äußere Eingriffe wenig gestörtes Familienleben gegenwärtig die Regel zu sein scheint, war in früheren kriegerischen Zeiten die Familie das Opfer der Staatsorganisation. Es entsprach der kriegerischen Politik der Sulukönige seit Tschaka, die Männer dadurch in der Hand zu behalten und ihren kriegerischen Geist zu nähren, daß man ihnen das Heiraten erst so spät als möglich erlaubte; jener König enthielt sich selber der Ehe und erkannte kein Kind als das seinige an. Die späte Familiengründung bedingte eine starke Anhäufung der Weiber gegenüber der für den Kriegsdienst nicht mehr tüchtigen Minderheit der Männer, förderte also die Vielweiberei nach einer ganz

ungesunden Richtung, machte den Kindermord zu einer Notwendigkeit und nationalen Institution und entriß die jungen Männer ihren Familien, sobald sie im stande waren, sich ihnen nützlich zu erweisen. Aber der patriarchalische Grundzug, den wir so scharf ausgeprägt bei den meisten viehzüchtenden Völkern finden, kehrt dennoch wieder. Der Vater ist der Herr und, was den weiblichen Teil anbetrifft, sogar der Eigentümer seiner Familie. Ebenso ist der König der Vater des Volkes, das von ihm nicht bloß Regierung, sondern auch Teilnahme und Hilfe für alle Leiden erwartet. Die Stellung des Weibes ist nicht hoch. Königsfrauen dürfen sich nicht anders als auf den Knieen rutschend im Hause ihres Gatten bewegen.

Die Erwerbung der Weiber durch Kauf ist bei keinem Kaffernstamm so konsequent durchgeführt und so tief eingewurzelt wie bei den Sulu. Wenn die englische Regierung vor einigen Jahren daran dachte, in Natal dieser Sitte (Ukulobola) gesetzlich entgegenzutreten, so hätte sie sich wohl einen schwereren Stand bereitet als mit jeder anderen Reform. Die tiefste Wurzel hat diese Sitte im Herzen der Weiber, in denen sich das Gefühl ihres Wertes mit der Zahl von Rindern erhöht, wofür sie gekauft werden. Ebensowenig wäre in der Regel ein Mann geneigt, eine Frau für nichts zu nehmen; er würde sich selbst dadurch erniedrigt fühlen. Die Kraft gegenseitiger Anerkennung gewinnt das Heiratsband erst durch den Kauf. Alle Südkaffern erkennen an, daß nahe Verwandtschaft ein Ehehindernis bildet; sie verdammen dem entsprechend die Heirat zwischen Brüdern und Schwestern, Oheimen und Nichten, Tanten und Neffen. Bei einigen Betschuanenstämmen gilt (nach Casalis) sogar die Ehe zwischen Vettern und Basen für blutschänderisch. Groß ist aber bei den meisten Stämmen die Unzucht außer der Ehe. Nach gemeinschaftlichen Arbeiten zweier Dörfer, nach Festen, bei der Einweihung der Mädchen finden Vermischungen statt, die ein Spott auf die Ehe sind. Der Mädchenraub zum Gebrauch des Häuptlings (der Geraubten eine Ehre) ist nicht selten. Daneben werden aber Ehebruch und Notzucht als Eigentumsverletzungen hart bestraft.



Schnupftabaksdosen der Betschuanen. (Ethnographisches Museum, München.) 1/3 wirkl. Größe.

Die Hochzeitsfeier, die bei allen Südkaffern ähnlich verläuft, besteht bei den Sulu in der feierlichen Überführung der Braut nach der Hütte des Bräutigams, wobei die Verwandten und Freunde in großer Zahl die Begleitung bilden. Diese bringen zwei Rinder, eins, durch dessen Schlachtung die höheren Mächte bewogen werden sollen, dem neuen Hausstand Glück zu verleihen, und ein anderes, das gleichsam als Keim der neuen Herde in die durch den Brautkauf leer gewordene Hürde des Bräutigams geführt wird. Früher wurden der Braut ein Mahlstein, ein Besen und ein Napf übergeben, dem Bräutigam ein Bündel Assagaien und eine Axt, ihnen ihre zukünftige Bestimmung anzudeuten. Bei den Kosa zieht die Braut dem Bräutigam eine Feder aus dem Kopfschmuck und steckt sie in ihr Haar. Dann ergreift sie einen Speer, geht

feierlich zum Viehkral und wirft ihn über den Zaun, daß er im Boden stecken bleibt. Mit einem Ochsen des Bräutigams, den der Älteste seines Dorfes schlachtet, und mit einem anderen, den der Bräutigam seiner Schwiegermutter schenkt, wird das Hochzeitsmahl bereitet. Darauf folgt bei manchen Stämmen die Zeremonie des „Waschens mit Perlen": aus einer Kürbisflasche mit Wasser und Perlen besprengt erst die Braut die Hände ihres Bräutigams und ihrer Freunde, dann dieser die Hände der Braut und seiner Freunde, dann werden die Perlen ausgeschüttet und alles greift zu. Es schwingen sich zum Schluß wohl auch die Ältesten des Dorfes dazu auf, dem jungen Paare Fleiß und gute Aufführung anzuempfehlen — wobei nicht nach feinen Worten gesucht wird.



Hausrat der Kaffern. (Museum des Berliner Missionshauses.) 1/10 wirkl. Größe.

Mißgebildete und kränkliche Kinder dürfen nicht weiterleben. Die größeren Kinder leben in strenger patriarchalischer Zucht, und der innige Zusammenhang mit den Eltern bildet einen hellen Punkt im Sululeben, sogar in der trüben Geschichte der Suludynastie. Tschaka, der keinem Menschen wohlwollte, war seiner Mutter so ergeben, daß ihr Einfluß auf ihn ein politischer Faktor wurde; ihr Tod war eine der wenigen Gelegenheiten, wo er menschliche Regungen zeigte. Rührend ist jener Fall eines Kleinhäuptlings, der fußfällig bat, statt einiger wegen Landesflucht mit Tod bedrohter, ihm verwandter Kinder Strafe leiden zu dürfen. Die Sitte der **Beschneidung**, die den Knaben in den Jünglingsstand überführt, wird bei den Sulu ganz wie bei den Betschuanen unter Namenwechsel, Bemalung des Körpers mit weißer Farbe, Untertauchung im Flusse ꝛc. geübt; ebenso werden die Mädchen von älteren Frauen in den Pflichten des Weibes unterwiesen. Übrigens ist bei den Sulu die Sitte der Beschneidung in den letzten Jahren immer mehr abgekommen.

Das Königtum der Sulu ist ein **beschränkter Despotismus**. Im System der Regierung liegt die **Beschränkung durch die einflußreiche Stellung der beiden Haupt-Induna**, Minister und Obergenerale in einer Person. Man nimmt an, daß keine wichtige Maßregel ohne ihre Dazwischenkunft beschlossen werde. Gardiner fand in den ersten Jahren der Regierungszeit Dingans ihren Einfluß so groß, daß er damals die Suluregierung ein Triumvirat nannte; nicht mit Unrecht rühmten sie sich ihm gegenüber, Ohren und Augen des Königs zu sein. Als Dinge, in denen auch noch straffere Herrscher, als damals Dingan war, nicht ohne die Zustimmung dieser beiden Haupt-Induna verfahren, werden Kriegserklärung, Todesurteile, Landverteilungen genannt. Auch von der Kriegsbeute fällt dem König nur ein Teil zu. Zusammen mit jenen ernennt er die Induna der niederen Stufen. Die oberste Berufung in Rechtsfragen geht an ihn. Bei anderen Kaffernstämmen tritt der Rat der Umapakati, der Mittelspersonen, zwischen Fürst und Volk und beherrscht nicht selten beide. „Die Tyrannei ist neutralisiert durch die rivalisierenden Interessen der Tyrannen.“ (Rauhaus.) Einem jungen Herrscher gegenüber wagen sie wohl sogar die Absetzung zu dekretieren und einen aus ihrer Mitte auf den Thron zu heben. Doch gehört dem König eine ganze Anzahl von Befugnissen, die ihm die Stellung eines patriarchalischen Stammeshauptes gegenüber der Gesamtheit des Volkes anweisen. Es steht ihm das **Eigentumsrecht über alles Land und alle Habe des Volkes** zu, es gibt nicht persönlichen Grundbesitz, sondern nur gewisse Rechte bezüglich der Lage der Dörfer und Weideplätze; doch besitzt der König zu seiner Nutznießung eine Anzahl von Dörfern, wie auch die höheren Induna Dörfer zu besitzen pflegen. Ebensolche Verfügung, wenn schon eingeschränkt, hat der König über Leben und Zeit seines Volkes. Konfiszierte Güter bilden eine Haupteinnahme des Kaffernhäuptlings, außerdem mehr oder weniger freiwillige Geschenke, besonders reiche bei der Mannbarkeitserklärung. Kein Unterthan darf ohne des Königs Erlaubnis ein Geschenk annehmen. Freilich ist er aber auch kein träger orientalischer Despot, sondern trägt eine ganze Anzahl nicht geringer Verpflichtungen. Als oberster Kriegsherr hat er die Soldaten zu ernähren, zu bewaffnen, wenn nötig zu belohnen, zu ermuntern oder zu strafen. Er beaufsichtigt seine Herden; diese sind insofern Staatseigentum, als mit ihrem Fleische die Armee genährt und aus ihren Häuten die Schilde für sie geschnitten werden. Er bestimmt den Beginn der Ernte und des Genusses jeder einzelnen Frucht. Wer an seinen Hof kommt, erwartet, durch ihn sich zu bereichern. Ohne Freigebigkeit wäre sein Einfluß gering. Endlich ist er der Hauptarzt seines Volkes.

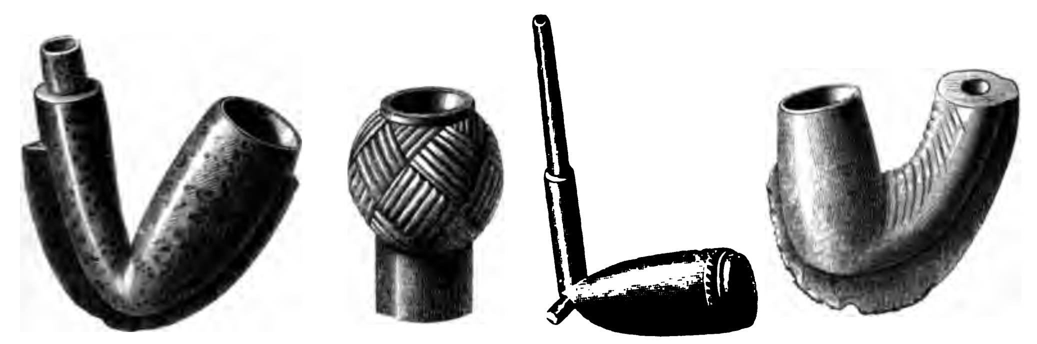


Eine Schnupftabaksdose der Sulu, aus Büffelhorn. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/3 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 115.

Da der Sulukönig gleich den meisten anderen Negerfürsten das Monopol des Handels hatte, war er allein im stande, sich alle die Perlen und Waffen zu verschaffen, die sein Herz wünschen mochte. Und das Verlangen danach war in der Regel groß. Im übrigen sind diese Fürsten immer weit entfernt von orientalischer Üppigkeit gewesen. Eher könnte man von militärischer Einfachheit reden, wenn nicht die Scharen der Weiber und die schrankenlose Willkür der Launen wäre. Ein Missionar, der im Jahre 1835 nach Dingans Kral kam, erzählt, wie er durch einen

Unterhäuptling zu dem Zaune geführt wurde, der den Palast umgab, und hier wartete, bis über den Zaun Kopf und Brust eines kräftigen, nackten Mannes hervortauchten, der ihn längere Zeit starr ohne ein Wort anblickte. Erst als ein Ochs herangetrieben wurde, sagte er: „Dies ist das Tier, das ich euch zum Schlachten gebe." Nach einiger Zeit ging er aus dem Thore, trat langsam auf den Missionar zu und stand wie eine Bildsäule vor ihm, bis ein Stuhl gebracht ward. Es war Dingan. Seine erste Frage war nach dem Benehmen der Führer, seine zweite nach dem Zweck des Reisenden und seine dritte nach den mitgebrachten Geschenken.

Das staatliche Leben der Betschuanen ist weniger militärisch gegliedert, wiewohl auch aus ihrer Mitte große Eroberer hervorgegangen sind. Auch ihr Häuptlingstum ist der durch den Rat der Ältesten (meist zweier Monemotse, d. h. Bürgermeister) beschränkte und durch eine kräftige öffentliche Meinung kontrollierte Despotismus. Daß auch sie ihr Ideal von edlerem Fürstentum hegen, scheint die Sage von Motlume, Urenkel Monahins, des Stammvaters der Basuto, zu beweisen, der im Munde aller Stämme dieses Volkes als das Muster eines Fürsten fortlebt. Er herrschte über sie alle, war gerecht, sanftmütig, zugänglich; Witwen



Steinerne Tabakspfeifen der Sulu. (Museum des Berliner Missionshauses.) Vgl. Text, S. 115.

und Waisen nahm er unter seinen besonderen Schutz. Was aber mehr als alles andere dazu beitrug, seinen Ruhm und auch seine Macht zu fördern, war das von ihm angeblich zuerst eingeführte System, den jungen Männern, die keine Frauen kaufen können, solche abzugeben, wodurch sie ihm samt ihren Familien verpflichtet werden, sich als Batlauka (Halbsklaven) seinem Dienste weihen und ein Gefolge der treuesten, ergebensten Vasallen bilden, das sich irgend ein König wünschen kann. Er soll mäßig im Essen gewesen sein und nur Wasser und Milch getrunken haben. Er soll die Gesellschaft der Kinder der der Erwachsenen vorgezogen haben mit der Erklärung, daß „die Kleinen besser seien als die Großen". Kein Mosuto soll jemals so viele fremde Länder und Völker besucht haben wie Motlume. Er besuchte sogar die Menschenfresser des Nordens. Auch traf er auf seinen Reisen mit dem Häuptling Moschesch von Butabete zusammen, dem er den Rat gab, die Menschen kennen zu lernen, die er eines Tages regieren werde. Heimgekehrt, beschäftigte er sich mit Nachdenken und Reden über das Wesen der Welt und der Menschen. Auch ließ er sich in Sprüchen vernehmen, die noch lange nach ihm im Volksmunde lebten. Auf dem Sterbelager (um 1819) beklagte er noch, daß es ihm nicht vergönnt gewesen sei, sein Volk nach einem Orte zu führen, wo es in Frieden leben könne. „Nach meinem Tode", verkündete er sterbend, „wird sich eine rote Wolke im Osten erheben und unsere Stämme verzehren. Der Vater wird sein eignes Kind essen. Ich grüße euch und gehe zu meinen Vätern."

Die Grundlage des Sulustaates ist die Heeresverfassung. Die Armee der Sulu ist eine der vollkommensten, wirksamsten und dauerhaftesten Organisationen der Neger. Die männliche Bevölkerung wird von der ersten Jugend an in erster Linie für den

Waffendienst erzogen. Die Sulukrale sind eigentlich nur große Lager, wo alle Männer, jung und alt, einer der drei militärischen Kategorien: Veteranen (Umpagati), junge Soldaten (Isimporthlo, Isinsiswa) und Knaben, die noch nicht gedient haben (Amabutu), zugeteilt werden. Die Uniform der beiden ersteren ist der Kopfring. Auch in Friedenszeiten verläuft so ziemlich die Hälfte des Lebens der Männer in kriegerischen Übungen und Vorbereitungen jeder Art. Unter Dingan waren über das Sululand 14—16 große und verschiedene kleinere Ekanda zerstreut,



Ketschwäyos Frauen. (Nach Photographie im Besitz des Missionshauses in Berlin.)

die wir etwa als Barackenstädte bezeichnen würden; in den großen garnisonierte je ein Regiment von 600—1000 Mann. Man berechnete damals die Macht, womit die Sulu im Felde erscheinen konnten, auf 50,000 Mann (einige gaben sogar 100,000 an), und die Hälfte war stets schlagfertig. Eine Anzahl von Offizieren (Induna) und Unteroffizieren kommandierte ein Regiment, und ein Hauptinduna galt als Befehlshaber. Die Hauptstadt des Landes war im Grunde nichts anderes als die größte von diesen Ekanda und stand unter dem Befehl von 20 Induna, deren zwei oberste zugleich die ersten Berater des Königs und die Marschälle der Armee waren. Das Regiment, hier etwa 900 Mann stark, war eine Art Garde, in der die Häuptlinge der kleineren Städte abwechselnd je ein Jahr zu dienen hatten: ein vortreffliches Mittel, die Bevölkerung

des Landes mit dem Geiste zu durchtränken, der von der Hauptstadt ausging, um Geiseln für den Fall des Ungehorsams in Händen zu haben und die Einflußreichsten des Landes in unschädlicher Nähe zu halten. Auch durch andere Mittel wurde dafür gesorgt, den Zusammenhang dieser Garnisonen mit dem Haupte und Herzen des Landes aufrecht zu erhalten. Nachdem sie ihre Evolutionen und Tänze, worauf als Übungen des Körpers großer Wert gelegt wurde, eingeübt hatten, marschierten sie nach der Hauptstadt, um „vorgestellt" zu werden. Auch waren sie gebunden, ihre neuen Schilde ebendort abzuholen: nur in der Hauptstadt wurde eine größere Menge Rinder geschlachtet. Eine Schildverleihung in Dingans Hauptstadt wird folgendermaßen beschrieben: Als ihre Ankunft an dem Hauptthor dem König gemeldet worden war, erließ dieser den Befehl, sie einzulassen, und sogleich stürzten sie unter Geschrei und wildem Schwingen ihrer Stäbe herein, machten aber in achtungsvoller Entfernung vor dem Issigordlo Halt und formierten sich in eine Linie. Dingan erschien unterdessen auf seinem Piedestal, und ein allgemeines ‚Baiate' lief bei seinem Anblick durch die Reihen. Bald darauf trat er vor die Linie, wo er im Halbkreis seiner Generale Platz nahm. Nun erhob sich einer der beiden Hauptinduna und hielt an die Truppe, die jüngst bei einem Streifzug in das Land der Matabele erfolglos gewesen war, eine mit manchen ironischen Ausfällen gespickte Anrede, auf die der Führer dieser Schildbedürftigen mit einer nicht minder heftigen Apologie seiner selbst und seiner Leute antwortete. Es erfolgte ein heftiges, mit den wildesten Sprüngen und Gestikulationen gemischtes Wechselgespräch der beiden, worein sich auch einige Unteroffiziere dieses Trupps mischten. Als



Kaffergeräte: 1, 2) Häuptlingsstäbe, 3) Tanzstab, 4) Fetischstock, 5) Karoßzipfel, 6) Fliegenwedel, an den Kopfhaaren befestigt getragen, 7) Federbusch, 8) Tanzhalsband, 9) Knieschmuck. (Museum des Berliner Missionshauses.) 1/10 wirkl. Größe.

die wechselseitigen Vorwürfe auf der Höhe angelangt waren, trat Dingan mit einer salomonischen Entscheidung dazwischen, indem er jenen zurief, daß sie nicht eher Schilde erhalten sollten, als bis sie ihm von Mosilikatses Rindern gebracht hätten. Unter dem Beifall, den diese unerwartete Aufforderung hervorrief, zog er sich zurück, und bald darauf wurde Bier für die Soldaten gebracht, die dann abzogen, um den Rest ihres Regiments für den ihnen aufgetragenen Raubzug zu sammeln. Indessen wurde Dingans Wunsch oder Befehl kurz darauf zurückgenommen, und



Räte Sandilis. (Nach Photographie im Besitz des Missionshauses in Berlin.)
S. auch die Abbildung, S. 26, und Bd. I, S. 124.

nach zehn oder zwölf Tagen kehrten die Truppen, die offenbar auf die Probe hatten gestellt werden sollen, zurück und empfingen ihre Schilde.

In den Suluschlachten, von denen die Geschichte Südafrikas so viel zu berichten hat, handelte es sich nicht um die Spiegelfechterei, die die „Kriege" mancher Westafrikaner lächerlich macht, sondern es wurde stets ernst gekämpft und zwar nicht nur den Weißen gegenüber. Ein Augenzeuge beschreibt die Schlacht, die im Jahre 1856 an den Ufern des Tugela zwischen Umbelasi und Ketschwäyo über die Herrschaft in Suluſand entschied. Ein Veteranenregiment rückte 2000—3000 Mann stark vor und stieß auf eins von Ketschwäyos jungen Regimentern, vernichtete es nach einem Kampfe, der das Schlachtfeld mit Leichen bedeckte, und rückte mit gelichteten Reihen weiter; ein anderes Regiment Ketschwäyos trat an die Stelle des zerstörten, und ein langer und

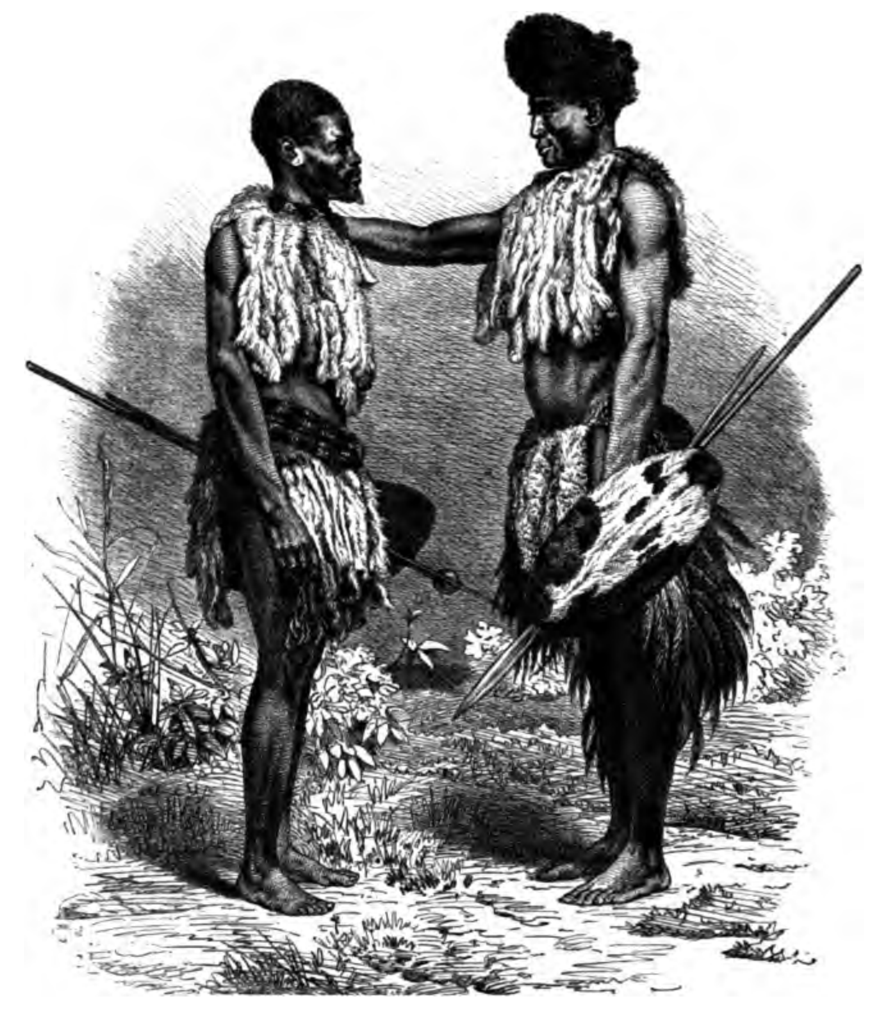
harter Kampf entspann sich jetzt, bis der Sieg abermals auf der Seite der Veteranen war. Sie hatten ihn aber teuer bezahlt und waren nicht in der Lage, den Angriff fortzusetzen; dann sammelten die Führer dieser tapferen Truppen die Reste auf einen Knäuel und kämpften, bis keiner mehr übrig blieb. Die Erde ringsherum war mit Toten bedeckt. Dieser tapfere Angriff half jedoch Umbelasi wenig, denn nach und nach drängten Ketschwäyos Regimenter seine Leute bis zu den Ufern des Tugela zurück und schließlich in den Fluß hinein. Tausende fielen auf dem Schlachtfeld, und Tausende kamen in den Fluten um. Gegenüber den disziplinierten und wohlbewaffneten europäischen Truppen haben sie sich immer nur im Überfall groß gezeigt; darum war der schlimmste Feind der Engländer in allen Kämpfen mit den Sulu die eigne Lässigkeit. In offener Feldschlacht hielten sie dem Feuergewehr nur kurze Zeit stand. Man kann sagen: ihr Mut war nicht klein, aber er stand nicht fest. Selbst die Veteranen Dingans wurden von den paar Hundert Buren unter Pretorius im Jahre 1837 gründlich geschlagen, ohne daß auf Seiten der letzteren nennenswerte eigne Verluste zu verzeichnen gewesen wären. Erst unter Ketschwäyo haben die Sulu eine größere Anzahl von Flinten in die Hand bekommen.


Ein Pondokrieger. (Nach Photographie im Besitz des Missionshauses in Berlin.) Vgl. Text, S. 128.

In der Ehelosigkeit gingen die Suluherrscher ihren Soldaten mit gutem Beispiel voran: weder Tschaka noch Dingan waren jemals nach der Sitte des Landes verheiratet; das hat nicht wenig zu der Reihe gewaltsamer Umwälzungen beigetragen, die die Geschichte der Sulu traurig auszeichnet. In der Regel gab der König die Erlaubnis zum Heiraten nur den älteren Soldaten, die sich öfters im Kriege ausgezeichnet hatten, und es kam wohl vor, daß sie ein besonders verdientes oder begünstigtes Regiment auf einmal erhielt. Die Zahl der Kebsweiber war dagegen in den Ekanda unbeschränkt. Von den Ekanda, wo keine Heirat gestattet war, durfte zu Tschakas Zeit nur eine einzige Ekanda Kinder haben. Man begreift, wie beständige Raubzüge allein schon geboten waren, um den dadurch verursachten Rückgang der Bevölkerungszahl aufzuhalten, und in der That war der Wunsch nach Weibern eine so mächtige Triebfeder in den unaufhörlichen Kriegen der Sulu wie der Wunsch nach Rindern.

Ernährt werden die Soldaten mit Bier und Fleisch auf Kosten des Königs. Es gehört zu den charakteristischen Szenen des Sululebens, wie die Weiber in langen Reihen und mit einförmigem Gesang jeden Morgen und Abend nach dem umzäunten Platze ziehen, wo die Soldaten ihre Mahle halten, jede einen großen Topf Bier auf dem Kopfe. In Kriegszeiten treibt der Troß (Esibuto), aus Weibern, Knaben und früheren Kriegsgefangenen bestehend, der Armee die zur Ernährung nötigen Rinder nach; die Früchte des Feldes für sie zu nehmen, ist Recht des Königs. Dieser Troß kocht und brät auch für die Krieger, schafft Wasser herbei und trägt die Matten und Decken, so daß die Soldaten auf dem Marsche bloß ihre Waffen zu tragen haben. Was aber dort in der Feldausrüstung ebensowenig fehlen darf wie bei uns die Ärzte und

Feldscherer, sind die Zauberer, die vor dem Auszug in den Kampf die „Gesundheitsreinigung“ an der kreisförmig aufgestellten Armee vornehmen und vor der Schlacht den „Sieg machen“. Voraus geht eine längere Kur mit Brech- und Abführmitteln, an jedem einzelnen Soldaten ausgeführt; dann folgt die Stärkung des von Übeln befreiten Körpers durch reichlichen Fleisch- und Biergenuß, endlich die große Reinigung und Weihe vor dem König und allen Generalen. Da werden



Matabelekrieger. (Nach Photographie.)

einem lebenden Ochsen Stücke aus der Schulter geschnitten, mit bitteren Kräutern auf Kohlen geröstet und bissenweise an die Truppen verteilt. Auf Ausspeien des bitteren Bissens steht Todesstrafe. Dann wird dem Zauberer noch eine Arznei gebracht, die mit einem Ochsenschwanz über die Kriegerschar ausgesprengt wird. Beides unter geheimnisvollen Zeichen und murmelnden Worten.

Unentwickelter, aber doch in den Grundzügen gleichartig finden wir diese Heereseinrichtung bei den übrigen Kaffernstämmen des Ostens wieder. Das Heer der Kosa ist in zwei große Abteilungen geschieden, deren eine die Veteranen oder Helden, die andere die jungen Krieger oder Rundköpfe umfaßt; Kranichsflügel bilden den Kopfschmuck und das Abzeichen der erstgenannten. Auch eine Leibwache der Häuptlinge wird erwähnt. Die Hauptwaffe ist hier noch der Wurfspeer,

die Art des Kampfes infolgedessen wesentlich ungeregelter als bei den Sulu, eine Art zerstreuten Schützengefechts, das aber doch in den meisten Fällen blutig genug endet.

Am entwickeltsten unter allen Institutionen der Sulu und typisch für die Gebräuche der übrigen Kaffern ist nächst der Armee das Rechtsleben. Wenn ihm auch der grausame Zug nicht fehlt, der durch das ganze Leben und Wesen dieses Volkes geht, so sind doch vielleicht nirgends zahlreichere Anklänge an zivilisierte Anschauungen vorhanden und scheinen sich nirgends passendere Anknüpfungspunkte für zivilisierende Einflüsse zu finden. Ihre Rechtsbegriffe sind oft nach unserer Anschauung verwirrt, aber es zeigt sich ein starkes Bedürfnis, in Streitfällen das Rechte zu finden, und sie verwenden viel Zeit und Mühe darauf. Ihre Richter sind die Häuptlinge und der König, letzterem steht die letzte und höchste Entscheidung zu. Unter Tschaka wurde jeder Diebstahl mit Tod bestraft, freilich aber auch jedes Niesen und Räuspern in Gegenwart des Tyrannen und jedes trockene Auge beim Tode eines Anverwandten des Königshauses. Ketschwäyo dagegen verhängte die Todesstrafe nur noch über Deserteure, Zauberer und Vergifter. Als er im Jahre 1872 seinem Vater Mpande in der Regierung folgte, überredete ihn der englische Resident Shepstone, unter anderen Verbesserungen auch das Gesetz einzuführen, daß niemand ohne Prozeß getötet werden sollte. Formell geschah es, aber gerade diese menschlichste und natürlichste Neuerung wurde nie verwirklicht: sie hätte eine der stärksten Wurzeln des Königtums angegriffen. Die Strafen für leichtere Vergehen bestehen in Sühnen mit Vieh. Für gestohlenes Vieh ist die doppelte bis zehnfache Anzahl zu entrichten. Auch Beleidigungen werden mit Vieh gesühnt und, wenn es die Angehörigen wollen, sogar Mord, der übrigens in Friedenszeiten selten sein soll. Nauhaus gibt von den Südostkaffern 5—6 Rinder als Sühnegeld für Mord an. Ungestraft bleibt Mord von Menschen, die die öffentliche Stimme beschuldigt, andere bezaubert zu haben. Die Todesstrafe zeigt eine überraschende Mannigfaltigkeit. Halsumdrehen, Hängen, Erwürgen, Genickbrechen, Erschlagen mit Keulen, Pfählen, Hinabstürzen von Felsen sind einige der beliebteren Formen. Die Leichname der Hingerichteten werden den Raubtieren überlassen.

Ihr Gerichtsverfahren kennt einen Eid auf verstorbene Eltern oder Häuptlinge oder auf den lebenden König und würdigt Präzedenzfälle. Die Verhandlungen fließen in oratorischer Breite. Ein Mann, der eine Klage gegen einen anderen zu erheben gedenkt, sammelt seine Freunde oder Nachbarn, die bewaffnet insgesamt mit ihm nach der Hütte oder dem Dorfe des Beklagten gehen, sich dort an einem leicht sichtbaren Platze niederlassen und ruhig die Wirkung ihrer Anwesenheit erwarten. Bald sammeln sich in gleichfalls schweigender Erwartung die erwachsenen Männer der Nachbarschaft oder des Dorfes jenen gegenüber. Aus ihrer Mitte ruft nun den in der Regel nicht willkommenen Ankömmlingen einer zu: „Sag' uns die Neuigkeit!" Der Sprecher gibt eine genaue Darlegung der Klage; seine eignen Genossen unterbrechen ihn durch eine Menge von Zusätzen und Verbesserungen, die Gegenpartei aber durch endlose Kreuz- und Querfragen. Darüber hinaus gelangt jedoch die Verhandlung zunächst nicht. Den anderen Tag haben die Angeklagten Männer zusammengebracht, die als gewandte Wortfechter bekannt sind. Diese beginnen ihre Auffassung darzulegen, die klagende Partei hat neuerdings die ihrige vorzubringen und wird nun in der zähesten und schlauesten Weise in jedem einzelnen Punkte zu widerlegen gesucht. Ist ein Redner ermüdet, so tritt ein anderer ein und geht über das ganze schon beackerte Feld noch einmal mit der Pflugschar neuerer Argumente. Sind aber alle Gründe und Gegengründe auf beiden Seiten erschöpft, so ziehen sich die Kläger zurück; beide Parteien erwägen Vor- und Nachteile ihrer Stellung. Fühlt eine, daß sie den Fall nicht halten kann, so beginnt sie mit dem Angebot der geringst möglichen Entschädigung. Kommt es zu keiner Entscheidung, so ergeht von den Klägern Berufung an den Umpakati des Nachbarbezirkes. In dessen Gegenwart wird nun der

ganze Streitfall noch einmal breit durchgenommen. Die intimen Verhältnisse und besonders Mißverhältnisse der Familien werden dabei mit großer Vorliebe behandelt. Vielleicht nach einer Woche entscheidet der Umpakati. Ist er dazu nicht im stande, oder ist eine von den Parteien unzufrieden mit seiner Entscheidung, so kann an den Häuptling und die Ratsversammlung Berufung ergehen. Wenn sich der Kläger dieser nähert, ruft er schon aus Gehörweite: „Ich stelle eine Klage!" Zurück ruft es: „Weswegen stellst du Klage?" Unter einem „Schreidialog" nähert sich jener mit seiner Gesellschaft, bis er auf einem bestimmten Platze angelangt ist, etwa 50 Schritt von der Ratshütte; da macht er Halt und läßt sich ruhig nieder. Kommt zufällig einer aus der Ratshütte heraus und geht an der Klagegesellschaft vorüber, so fragt er: „Weswegen klagt ihr?" und diese erzählt ihm ihre Angelegenheit; das kann sich mehrere Male wiederholen. Auch der Häuptling geht wohl vorbei und stellt seine Fragen, ohne stehen zu bleiben, sondern setzt sein Fragen wie diese ihr Antworten aus der Entfernung fort. Es steht im Belieben des Rates, wie lange er dieses Verhör fortsetzen will. Endlich muß aber die Sache vor ihn selbst gebracht werden; dazu wird die Gegenpartei herbeigerufen. Der Häuptling sitzt oder liegt dabei anscheinend ganz indifferent auf seiner Matte inmitten seines Rates. Endlich ist nun die Sache so weit zur Reife gebracht, daß er sein Urteil fällen kann. Sobald dies geschehen ist, stürzt die Partei, zu deren gunsten der Spruch gefallen, zu seinen Füßen, bedeckt sie mit Küssen und erhebt in übertriebenen Lobsprüchen seine Weisheit und Gerechtigkeit. Von dem „großen Platze" aber wird eine kleine bewaffnete Macht den Siegern im Rechtsstreit mitgegeben, die der Entscheidung des Häuptlings Gehorsam zu verschaffen und hauptsächlich auch dessen Anteil an der auferlegten Strafe zurückzubringen hat. Damit ist endlich der Streit beendigt. Bei Mittellosigkeit des Verurteilten tritt die Familie für ihn ein. Prozeßschulden werden oft nach Jahrzehnten noch eingetrieben.

Mit grausamer Schärfe werden Vergehen gegen den König geahndet; hier trifft das Urteil nicht nur den Einzelnen, sondern sein ganzes Haus und seine Habe; alles wird „aufgegessen". Und nirgends ist die Willkür der Beschuldigung und Verurteilung größer als hier. Aberglaube spielt dabei selbstverständlich die Hauptrolle. Als Grund für Pieter Retiefs und seiner 66 Genossen meuchlerische Ermordung hatte Dingan angegeben, daß sie Zauberer seien. Und so groß scheint selbst noch vor ihren Leichnamen die Scheu des Volkes gewesen zu sein, daß die Buren zehn Monate später nach der Eroberung von Dingans Kral die Leichen so fanden, wie sie den Geiern hingeworfen worden waren. Nauhaus nennt die Anklage auf Zauberei „die kafferische Staatsmaschine, um unliebsame Subjekte aus dem Wege zu schaffen und ihr Vermögen zu konfiszieren".

So viel über Wesen und Wirken, Sitte und Brauch der Kaffernvölker. Dem großen übereinstimmenden Zuge gegenüber, der durch alle Stämme der Kaffern geht, erscheinen die Abweichungen im einzelnen unwesentlich und gering. Was diese Völker wirksam sondert, ist die Lage ihres Wohnsitzes und ihre Geschichte. So klein der Zeitraum ist, den wir rückschauend überblicken können, so enthält er doch vieles, was unser Verständnis zu vertiefen geeignet ist. Die Portugiesen und Holländer trafen dunkle Völkerstämme an der Ost- und Südostküste Afrikas und machten sie in Europa unter dem Namen der „Kaffern", d. h. Ungläubigen, bekannt, den ihnen die Araber beigelegt hatten. Sie gingen nach Westen über den Großen Fischfluß hinaus, doch nie weit, so daß er ihnen schon 1780 als Grenze bestimmt ward. Er bezeichnet auch die Südgrenze ihrer Verbreitung. Die Zusammengehörigkeit der mit den Holländern und später den Engländern in endlose Grenzstreitigkeiten geratenen südlichsten Kaffern mit den von den Portugiesen weiter nördlich beobachteten erkannte man bald. Und man sah mit Freude, daß in vielen Kämpfen untereinander einzelne Stämme andere entweder aufrieben oder absorbierten.

Es ist in dieser Verwirrung ein fester Punkt, daß die Kosa (Amakosa, Amaxosa[1]) stets die **südlichsten** bleiben. Sie, deren Name schon im Jahre 1687 als Magose an der Südostküste vorkommt, sind es, mit denen die Europäer in Südafrika zuerst zusammentrafen. Vom Großen Fischfluß und vom Fuß der Schneeberge sind sie im Laufe der Kämpfe mit den Europäern immer weiter nach Norden und Osten zurückgedrängt worden, so daß ihr Gebiet heute im Süden durch den Kei nebst seinem Nebenfluß Indwe, im Norden vom Umtanfunafluß, im Osten durch das Meer und im Westen durch die Drakenberge begrenzt wird. Hier wohnten einst zwei große Zweige dieses Stammes, die Galeka und Hahabe; davon bestehen aber nur die ersteren noch als selbständiger Stamm, die anderen sind unter Verschwinden des Gesamtnamens in eine Anzahl von kleineren Stämmen auseinander gegangen. Dazu gehören die Ndlambe, Mbalu, Gwali, Duschane, Gaika und andere. Die Zahl der Galeka wurde 1856 auf 70,000, die Gesamtzahl aller kleineren Stämme der Kosa auf 140,000 geschätzt.

Als die holländischen Kolonisten bis zum Sonntagsfluß vorgedrungen waren, kamen sie mit dem Stamme der Kosa in Berührung. Und es dauerte nicht lange, bis sie die Erfahrung machten, daß dies ein ganz anders geartetes Volk sei als die Hottentottenstämme, mit denen sie bisher ausschließlich verkehrt hatten. Die Kaffern bewegten sich schon seit früherer Zeit nach Süden und nach Westen; und weil sich ihre Zahl und die ihrer Viehherden vermehrte, so waren sie von derselben Notwendigkeit nach Erweiterung ihrer Weideplätze getrieben wie die Buren. Ein Zusammenstoß mußte sich ergeben. Diese beiden Ströme nomadisierender Völker kamen in gefährlich nahe Berührung, als die Kosa in der Mitte des vorigen Jahrhunderts den Großen Fischfluß überschritten und sich in den grasreichen Gebieten ausbreiteten, die damals von den Gonaqua-Hottentotten, man sagt entschädigt durch einen Teil der Herden der Kosa, verlassen worden waren: dem heutigen Bezirk von Albany. Einige Zeit bewohnten und beweideten sie in bunter Mischung dieselben Landstriche. Aber in dem Augenblick, wo die Regierung der Kolonie diesen Bezirk einverleibte, betrachteten sich jene als gesetzliche Herren des Landes und suchten sich ihrer schwarzen Nachbarn zu entledigen. Als 1778 von Plettenberg dieses Gebiet bereiste, geschah es zum erstenmal, daß ein Gouverneur der Kapkolonie offiziell mit den Häuptlingen der Kaffern zusammentraf; und hier wurde nun jene Grenze festgesetzt, die Jahrzehnte hindurch blieb, „nicht weil von Plettenberg festgesetzt, sondern weil auf der anderen Seite eine Rasse stand, die fähig war, gegen die Eindringlinge standzuhalten“.

Die Kosa wurden in diesem wichtigen Zeitpunkt von dem greisen Häuptling Palo geführt. Seine Söhne Galeka und Hahabe gerieten in Zwist; jener war zwar der Sohn des Hauptweibes, gleichzeitig aber viel unfähiger. Zum Heile der Kolonisten trennte sich das Volk der Kosa in zwei Hälften, und nach erbitterten Kämpfen ging der unter Hahabe stehende Teil über den Kei, wo damals Hottentotten und einzelne kleine Kaffernstämme in bunter Mischung durcheinander wohnten. Hahabe regierte sein Volk weise und wußte größere Kämpfe mit den Weißen glücklich zu vermeiden. Am Ende des vorigen Jahrhunderts wurde er aber in einen Krieg mit den Tembu verwickelt, aus denen ein Häuptling eine Tochter Hahabes zum Weibe erhalten, aber schmählicherweise bloß mit einer Gegengabe von hundert Rindern erwidert hatte. Hahabe fiel in dem Kriege; ihm folgten sein Sohn Ndlambe und sein Enkel Gaika. Unter diesen hat sich das Schicksal der Kosa im Kampfe mit den Weißen entschieden. Hahabes „großer Sohn“ Mlan war vor ihm gestorben und hatte einen Sohn von zehn Jahren als Herrscher aller Kosa westlich

[1] Ama ist das Präfix für Leute, Kosa (Xosa, Kusa) wird auf den Namen eines Häuptlings bezogen, also: „Leute des Kosa“. Die Benennung eines Stammes nach dem Namen des Häuptlings kehrt bei den meisten Negern, entsprechend dem patriarchalischen System, wieder.

vom Kei, die sich nun Ama-Hahabe nannten, hinterlassen. Für ihn führte die Regierung Hahabes jüngerer Sohn, Ndlambe, wurde aber von einem Teile des Volkes nicht anerkannt; der zog, um sich dieser Herrschaft zu entziehen, westwärts und traf dort jenseits des Großen Fischflusses mit dem aus Kaffern und Hottentotten gemischten Volke zusammen, das von den Kolonisten Gonaqua (vgl. Bd. I, S. 693) genannt ward. Mit diesem verband er sich, und durch organisierten Viehraub wurden sie eine Plage der Kolonisten. Indessen war Gaika erwachsen, und da Ndlambe ihm nicht die Regierung ganz überlassen wollte, kam es zu neuem Bürgerkrieg. Ndlambe floh 1796 mit seinen Anhängern nach Westen, nahm das ganze Gebiet vom Fischfluß bis zur Mosselbai in Besitz, das die Kolonisten ihm in panischem Schrecken überließen, und die dort vorhandenen Mischstämme von Kaffern und Hottentotten auf.

Als 1797 Macartney seinen Privatsekretär Barrow nach der Ostgrenze sandte, um Frieden zu stiften, ließ sich dieser aus Unkenntnis der Gewohnheiten der Kaffern verführen, Gaika als „König" aller Stämme westlich vom Kei und demgemäß Ndlambe und Genossen als Rebellen zu betrachten; um deren „Zurückführung zum Gehorsam", d. h. in die Macht Gaikas, bemühte man sich vergeblich. Während dieser Verhandlungen schwoll Ndlambes Macht nur immer mehr an, da sich Gaika durch Ehebruch mit Ndlambes, seines Oheims, Hauptweib in den Augen der Kaffern eines schweren Vergehens schuldig gemacht hatte. Im Jahre 1799 fiel ein Treffen an der Algoabai ungünstig für die Engländer aus, und die Kaffern blieben im Besitz der östlichsten Bezirke der Kolonie. Erst 1811 begannen die energischen Angriffe der Regierung in der Kapstadt gegen die Eindringlinge. Verträge mit Gaika, der immer mehr an Ansehen verlor und 1818 von Ndlambe völlig geschlagen wurde, führten zu keinem Ziele; und wenn auch der wütende Angriff Ndlambes auf die englische Grenzfestung Grahamstown mit einer Niederlage der Kaffern endete, so gelangte man doch erst zu friedlichen Verhältnissen, als Verhandlungen mit Ndlambe angeknüpft und darauf hin unbevölkerte Striche am Großen Fischfluß als Grenzgebiete festgesetzt wurden. Es folgte eine der gedeihlichsten Zeiten, die die Kaffern in diesen Teilen Südafrikas erlebt haben; ihr Wohlstand wuchs, und die Missionsarbeit breitete sich zusehends unter ihnen aus. Aber schon Ende der zwanziger Jahre begannen sich die Wirkungen der unter den Sulu in aller Stille herangewachsenen Militärmacht geltend zu machen. Ein Volk, Namens Ngwana, von den Sulu aus seinen Wohnsitzen am unteren Tugela vertrieben, stürzte sich unter seinem Häuptling Matiwana auf die Tembu und bedrohte bereits die Galeka, als die Kolonialtruppen gegen die „Fekani" (Räuber), wie diese heimatlosen Horden genannt wurden, vorrückten und sie zurückschlugen (1828). Die Galeka und Tembu fielen von allen Seiten über die Fliehenden her und vernichteten sie fast vollständig. Nur wenige retteten sich in das Basutoland, Matiwana aber wurde von Dingan geblendet und samt seinen Gefährten getötet. Im Jahre 1829 starb Ndlambe, ihm folgte Gaika und diesem sein Sohn Maquoma; Sandili, der Haupterbe Gaikas, war noch Kind. Die neue Einigung ließ vergangene Mißerfolge vergessen, und die Kaffern wurden von Jahr zu Jahr kecker. Als in einem Raubzug ein Bruder Maquomas leicht verwundet wurde, galt das bei den Kaffern als Kriegsursache, und Maquoma überzog die Grenzgebiete unerwartet mit Krieg. Erst nach mehreren Monaten gelang es den Truppen der Kolonie, bis zu den Galeka vorzudringen. Ihr Häuptling Hintsa wurde erschossen, und mit seinem Sohne Sarili wurde ein Friede gemacht, der den Kaffern alles Land bis zum Keifluß abnahm. Im Jahre 1846 brach ein neuer Krieg aus, von dem sich nur ein kleiner Teil des alten Kosavolkes fernhielt. Die Engländer hatten einen unerwarteten Bundesgenossen in den Pondo (s. Abbildung, S. 123) gewonnen, die, östlich von den Galeka wohnend, die Gelegenheit günstig wähnten, sich an deren Herden zu bereichern. Vom wesentlichsten Nutzen aber war den Engländern das sozusagen neuformierte Volk der Fingu, das aus früheren Sklaven der Kosa und anderen Flüchtlingen gebildet

und an der Kafferngrenze angesiedelt wurde. Nach vieler Mühe gelang es, die Führer Sandili und Pato gefangen zu nehmen. Die Kolonialgrenze wurde bis zum Keiskama vorgeschoben und aus dem Lande zwischen Kei und Keiskama die Kolonie Britisch-Kaffraria gemacht, worin Sandili und seine Mithäuptlinge als Beauftragte der Regierung herrschen sollten. Schon zwei Jahre nach dem Friedensschluß durchzog ein fanatischer Zauberer das Kaffernland, Krieg gegen die Weißen predigend und übermenschliche Hilfe seinen Landsleuten verheißend; und so brach im Jahre 1850 ein neuer Krieg aus, geleitet von Sandili (der aber nie persönlich anführte, weil er auf einem Beine lahm war; s. die Abb., Band I, S. 12, oben) und von seinem Bruder Anta. Auch jetzt wieder begann der Krieg mit kleinen Niederlagen der Engländer; die berittene Kaffernpolizei, die man unvorsichtigerweise nicht entwaffnet hatte, ging zu ihren Landsleuten über. Gleichzeitig brach ein Hottentottenaufstand aus. Auch ein Teil der Tembu hatte sich Sandili angeschlossen, der in der alten Naturfestung der Kaffern, den Amatolabergen, seine Stellung genommen hatte; der alte Maquoma hielt 21 Monate allen Angriffen in den Kroomebergen stand. Erst 1853 unterwarfen sich die Häuptlinge Sandili, Maquoma und Anta und erhielten Land jenseits des Kei. Die Kraft der Kosa schien gebrochen. Auf dem Boden, wo sie einst geblüht, breitete sich das neue Mischvolk der Fingu und die wenigen den Engländern treu gebliebenen Kaffernstämme aus; die Tembu waren als Volk fast vernichtet, und der größte Teil ihres Landes ward an weiße Ansiedler gegeben. Endlich wurde in Britisch-Kaffraria die Macht der kleinen Häuptlinge beschränkt und der Mission jede Förderung geboten. Aber 1856 und 1857 wollte ein Kaffernmädchen durch Geisterstimmen die Kunde erhalten haben, daß die Kaffern die Weißen aus ihrem Lande treiben würden; Geisterscharen würden eingreifen, wenn die Kaffern neue, unerhörte Opfer brächten. In erster Reihe sollten die besten Rinder geschlachtet und aufgezehrt werden. Und wirklich wurde diesem gegen die Sitte der Kaffern verstoßenden Gebot in weiteren und weiteren Kreisen gehorcht. Dumpfe Gerüchte von bevorstehenden Kämpfen, von Schlachttagen, wo zwei rote Sonnen aufgehen sollten, und dergleichen liefen um und regten die ganze Bevölkerung auf. Sandili, Maquoma, Sarili und andere Häuptlinge nahmen an der Bewegung teil. Ihr geheimer Beweggrund war die nur den nächsten Eingeweihten bekannte Absicht, das Volk durch Hunger zur Verzweiflung zu treiben und es dann gegen die Weißen zu hetzen. Der Plan mißlang aber vollständig. Die Kaffern schlachteten 200,000 Rinder, fast ihren ganzen Besitz, und zehrten ihre Vorräte auf. Vergebens bauten sie riesige Krale, um die Herden der Weißen aufzunehmen, die zahllos wie die Sterne zu ihnen kommen sollten. Statt der verheißenen goldenen Zeit kam ein Jahr unerhörter Hungersnot. Von 105,000, die Anfang 1857 in Kaffraria gelebt hatten, waren am Schluß des Jahres 38,000 übrig. Durch Tod und Flucht schwand Sandilis Stamm von 31,000 auf 3700, und Maquoma behielt nur 1000 Leute. Die altberühmten Häuptlinge starben im Exil dahin: Maquoma auf Robben-Island, oder führten ein behagliches Genußleben auf ihren sicheren Reservationen: Sandili (sein Erbe Gonga ist als Edmund Sandili Christ und Kolonialbeamter geworden), oder lebten als Räuber: Mhala, ein jüngerer Sohn Ndlambes. Alle größeren und die meisten kleineren Häuptlinge sind jetzt von der Kolonialregierung dotiert, das Christentum schreitet langsam vorwärts, das alte Kaffergesetz macht allmählich dem der Weißen Platz, und unabhängig von den Missionen sind viele Schulen erwachsen, wo Hunderte von jungen Kaffern, die die Regierung besoldet, lehren. Leider wiegen die verderblichen Wirkungen des Branntweins alle jene zivilisierenden Bestrebungen auf. Die Galeka, die fortfuhren, eine drohende Stellung einzunehmen, wurden gegen die Küste zu getrieben, wo der Rest dieses Volkes nun auf einen Streifen seines einstigen Landes beschränkt ist. Ein blutiger Krieg mit den Tembu, denen ein Teil des Galekalandes überwiesen worden war, brachte sie so weit zurück, daß sie 1874 um die Aufnahme unter die Unterthanen der Kolonie nachsuchten. In anderen Teilen des Galekalandes wurden Fingu

angesiedelt; und so groß war die Entvölkerung dieses Gebietes, daß noch außerdem 1500 Farmen für europäische Ansiedler ausgesucht wurden. Damit war die Wiedererhebung des Kosavolkes unmöglich gemacht. Zusammengedrängt mußte es den Wegen der Fingu folgen, die sich zu Ackerbauern im Stile der Weißen entwickelt und durch konsequentes Festhalten an einer friedlichen und europäerfreundlichen Politik an Zahl und Wohlstand zugenommen hatten, während alle anderen Kaffern zurückgegangen waren, ausgenommen die den Betschuanen zuzurechnenden Basuto.

Hier mag ein Wort über die Fingu am Platze sein. In den zwanziger Jahren waren durch Tschakas Eroberungszüge Splitter von einst mächtigen Kaffernstämmen, die als Amangwane und Zizi am Tugela gesessen hatten, in größerer Zahl nach Süden gedrängt worden und hatten als Sklaven unter den Kosa gelebt. Auch zersprengte „Fekani" befanden sich darunter. Sie hüteten das Vieh und bauten das Feld ihrer Herren; der neue Name Fingu war mit Hund gleichwertig. Im Kriege von 1835 verließen 16,000 dieser Leute das Kosaland und wurden von den Engländern östlich vom Großen Fischfluß angesiedelt, wo sie in Frieden und Ruhe sichtliche Fortschritte machten. Im Jahre 1875 zählte man 73,500 Fingu in der Kolonie. Damals entwarf Theal folgendes Bild: „Im Jahre 1874 betrug die Zahl der Volksschulen in dem Territorium 46, die Zahl der Handelsstationen 45 und der Wert des jährlichen Import- und Exportverkehrs bei niedrigster Berechnung 150,000 Pfund Sterling. Der größte Teil des Volkes geht nach europäischer Art und gut gekleidet. Es bedient sich des Pfluges und zieht große Mengen Getreide zum Verkauf. Schöne Herden, deren Felle in den Verkaufsläden gegen nützliche Manufakturartikel eingetauscht werden, weiden auf ihren Triften. Fast jeder besitzt ein gut gesatteltes Pferd, und viele haben gutes Transportfuhrwerk mit Ochsengespann. Sie haben Straßen gebaut und viele Kirchen und Schulen, obgleich nicht alle Christen sind. Innerhalb der letzten drei Jahre haben sie ungefähr 3000 Pfund Sterling an freiwilligen Beiträgen zur Errichtung einer Industrieschule gesammelt. Einige ihrer jungen Leute, die ihre Lehrzeit in einer oder der anderen Werkstätte der Kolonie bestanden haben, sind jetzt als Handwerker beschäftigt; und dieser Beruf ist in steter Zunahme begriffen. Eine Steuer im Betrage von 10 Schilling von jeder Hütte, die ohne Anstand erhoben wird, deckt die Kosten ihrer Regierung, deren Maschinerie natürlich höchst einfach, aber wirksam ist." Eine Bemerkung G. Fritschs konstatiert eine auffallende Annäherung dieser zivilisierten Kaffern auch in körperlicher Beziehung an die Weißen: die Gesichtsbildung der Fingu mache den Eindruck „stärkerer Vermischung durch Annäherung an den europäischen Typus". Besonders von den Kaffern des östlichen Teils der Kolonie und Britisch-Kaffrarias unterscheiden sie sich durch die meist stärker entwickelte Nase und die breite Stirn.

Zu den einst von Tschaka zertrümmerten südlichen Kaffernstämmen gehören auch die Pondo (s. Abbildung, S. 123); ihnen ist es aber besser als den Fingu gelungen, ihre alten Stammsitze wenigstens teilweise festzuhalten. Ehedem in sich selbst geteilt, die eine Hälfte unter dem kriegerischen und grausamen Häuptling Faku der Schrecken der anderen und der benachbarten Pondomisi, sind sie heute zwischen Kaffernland und Natal zusammengedrängt und seit 1894 der Kapkolonie einverleibt. Die Zahl der Pondo dürfte heute auf nicht weniger als 150,000 zu schätzen sein; sie wohnen sogar dichter als die Sulu in Natal.

Weit härtere Kämpfe als mit den südlichsten Kaffern sollten die Kolonisten und die Kapregierung mit einem Kaffernstamm auszufechten haben, der erst später in ihren Gesichtskreis trat: mit den Sulu. Das Gedenken der ältesten Sulu geht auf eine Zeit zurück, wo ihr Volk unter einem Häuptling Upunga als kleiner Stamm am Umvolosi lebte. Noch früher wird der mythische Häuptling Sulu gesetzt, der dem Stamme den Namen gab. Wohl gibt es bei ihnen Überlieferungen von einer Einwanderung aus landeinwärts im Westen oder Nordwesten gelegenen Gegenden, wie bei anderen Kaffernstämmen des Ostens, aber es liegt dies außerhalb ihrer bestimmteren

Erinnerung. Die geschichtlich hervorragende Stellung der Sulu begründete Tschaka, der Sohn Senzangakonas, eines durch seinen Reichtum berühmten Fürsten, der 25 Weiber hatte; vor ihm nennt die Tradition nur noch drei Häuptlinge. Tschakas Mutter stritt sich mit ihrem Gatten, dem die Sage eine vorahnende Eifersucht auf diesen frühreifen Sohn zuschreibt, und floh zu Dingiswäyo, dem Häuptling der benachbarten Tetwa. Dieser gab Tschaka in die Hut eines seiner Induna und ließ ihn, als sein Vater starb, im Alter von etwa 30 Jahren in seine Heimat zurückbringen; dort eroberte er den von einem seiner Brüder eingenommenen Thron nach kurzem Kampfe. Tschaka unterjochte einen Nachbarstamm nach dem anderen, verteilte die waffenfähigen Männer in seine Armee und die Familien über das Land hin und wußte seine wachsende Macht so klug zu organisieren und zusammenzuhalten, daß er Anfang der zwanziger Jahre als Herrscher alles Landes zwischen dem Flusse Umzimvubu, der heutigen Südgrenze Natals, und Inhambane und von der Küste bis in das Herz von Südafrika gelten konnte. Auf dem Gipfel seiner Macht, fiel er 1828 unter den Mörderhänden von Verschworenen, an deren Spitze sein Bruder Dingan stand. Dieser folgte ihm in der Regierung. Unter Tschaka war die wichtige Gründung von europäischen Faktoreien bei dem heutigen Port d'Urban zuerst im größeren Maße begonnen worden, einige Europäer und Halbblütige hatten sich sogar eine große Gefolgschaft von Kaffern zugelegt und waren selbst, wenigstens äußerlich, zu Kaffern geworden. So hatten sie auch bei Tschaka großen Einfluß gewonnen, und manche seiner militärischen und anderweitigen Reformen dürften in europäischen Anregungen wurzeln. Auch Dingan verschloß sich keineswegs europäischen Einflüssen, deren angenehme Seite ihn die unter seinem Schutze, gleichzeitig aber möglichst fern von seiner Residenz lebenden Kaufleute von Natal gern kennen lehrten. Die Raubzüge seiner Krieger brachten reiche Beute in seinen Kral, eigene Horden von Elefantenjägern sorgten für Elfenbein, alles Land von der Delagoabai bis zum Umzimvubu gehorchte seinem Befehl. Dieser Zustand erfuhr eine plötzliche Störung, die das Schicksal der ganzen Sulumacht entscheiden sollte: Buren stiegen unter Retief 1837 über die Drakenberge nach Natal hinab und wünschten in friedlicher Verhandlung ein Stück Land von Dingan zu erwerben. Er gab es ihnen, und sie thaten die Gegenleistung, die sie versprochen; aber Dingan ließ in seinem Kral am 5. Februar 1838 den Führer der Buren mit 66 seiner besten Gefährten meuchlerisch hinmorden, und einige Tage darauf wurde ihr Hauptlager in Natal von einer großen Heeresmacht der Sulu überfallen; indessen gelang es nicht, die Wagenburg der tapferen Wanderer zu stürmen. Noch im Dezember desselben Jahres schlugen die Buren unter Pretorius Dingans Macht so, daß dieser seinen Hauptkral in Flammen aufgehen ließ und Schutz in den Wäldern am Umvolosi suchte; und am Schluß des Jahres ergriffen die Engländer Besitz von Natal. Im Jahre 1840 floh Dingans Bruder Mpande zu den Buren und brachte mit ihrer Hilfe seinem Bruder eine vernichtende Niederlage bei; davon hat sich die Sulumacht nie mehr erholt.

Als Mpande 1872 starb, wurde Ketschwäyo sein Nachfolger, nachdem er schon Jahre vorher so gut wie unumschränkt unter seinem Vater regiert hatte. Die dem Sulugeist widerstrebenden Gesetze der Kolonie, deren Einfluß sich doch fühlbar machte, schienen ihm die Selbständigkeit seiner Macht zu gefährden, und Ketschwäyo machte in Gewaltthätigkeiten seinem Unmut vor allem gegen solche Kaffern Luft, die sich unter europäischen Schutz begeben hatten. Ketschwäyo, der sich noch 1873 bei seiner Krönung feierlichst von England hatte anerkennen lassen, bereitete sich offen zu einem Kampfe vor, in dem er seine Armee bis auf 40,000 Mann brachte und nach Suluweise trefflich einübte. Ihre Auflösung sowie die Auslieferung von einigen Ruhestörern waren die Forderungen, die England 1878 an den Sulufürsten gelangen ließ; als sie nicht erfüllt wurden, erfolgte im Januar 1879 der Vormarsch über den Tugela. Die Engländer drangen trotz der unglücklichen Schlacht bei Isandlana und trotz aller folgenden Schlappen vor

und fingen den verratenen Ketschwäyo im Ngomewald am Schwarzen Umvolosi. Er wurde nach der Kapstadt gebracht und sein Land in 13 Bezirken unter die Oberleitung eines englischen Residenten gestellt. Aber diese Einrichtung bewährte sich nicht; die Häuptlinge, ungewohnt, selbständig zu handeln, bekriegten einander und schwächten die Nation; und so kam denn auch England selbst schon im Jahre 1882 zur Überzeugung, daß es besser sei, dem Lande einen starken Fürsten zurückzugeben, der allein im stande sei, die in der Tiefe ihres Herzens monarchischen Kaffern wieder zur Zufriedenheit zurückzuführen (vgl. Sievers' „Afrika", S. 287). Und das ist neben der Thatsache, daß sich unter dem Schirme einer zivilisierten Regierung in Natal ein neues Zentrum der Sulubevölkerung entwickelt hat, keineswegs bedeutungslos. Schon heute zählt die Bevölkerung Natals auf 48,000 qkm 540,000 Seelen, ist also damit sechsmal so dicht als die der Kapkolonie, siebenmal so dicht als die des Oranje-Freistaates. Davon ist aber nur ein kleiner Bruchteil weißen Blutes: 500,000 Seelen ist die Kaffernbevölkerung stark und nimmt eine anerkannte Sonderstellung neben den Weißen ein.

Die Betschuanen zerfallen in eine große Anzahl von Stämmen, die sich nach geographischer Lage und Stammverwandtschaft in natürliche Gruppen vereinigen lassen. Gewöhnlich sondert man sie alle in zwei große geographische Abteilungen, die West- und Ostbetschuanen; dazwischen wurde wohl auch noch eine mittlere und vermittelnde Gruppe auf beiden Ufern des Limpopo bis hinauf zu seinen Quellen eingeschoben.

Die Geschichte der Betschuanen ist entsprechend der binnenländischen Eingekeiltheit zwischen kriegerischen Stämmen verwirrt; sie hat es niemals zu dauernder Kristallisation um eine Dynastie oder einen regierenden Stamm gebracht. Schon die Weite der Wohngebiete hat eine große Zersplitterung erzeugt. Stamm- und Wandersagen deuten auf Einwanderung von Norden her. Die neueste Geschichte lehrt indessen auch Nordwanderungen; wie denn trotz seiner verhältnismäßig hohen materiellen Kultur das Betschuanenvolk den nomadischen Charakter aufs deutlichste erkennen läßt. Der Weg nach Norden ist ihm in den letzten 100 Jahren allein offen gewesen; und wenn nicht seine Herkunft, so deuten doch Vor- und Zurückwogen seiner Geschichte in diese Richtung. Sinnbildlich dafür ist jene sowohl an sich hochinteressante als auch durch das Licht, das sie auf innerafrikanische Völkerverschiebungen wirft, anziehende Episode der Betschuanengeschichte: die Herausbildung der Basuto zum reichsten, kräftigsten und bestbewaffneten Stamme dieses Volkes und das Aufsteigen sowie der tragische Untergang der bis über den Sambesi erobernd vordringenden Makololo im Rahmen von noch nicht zwei Generationen. Ein Teil der Bakwena (Krokodilleute) wurde in den zwanziger Jahren durch den Suluhäuptling Mosilikatse vom Vaalfluß in die Drakenberge gedrängt. Mit Einigkeit und Entschlossenheit wäre es der Überzahl der Betschuanen leicht geworden, den Angreifern zu widerstehen. Aber gegenüber den Bemühungen eines einzigen Häuptlings, Moschesch, der sein Volk zusammenzuhalten suchte, bewährte sich das Betschuanensprichwort: Kleine Häuptlinge sind schlechte Unterthanen. Mosilikatse fand das Volk ohne Einheit und Führung, tötete, raubte, und die Zurückgebliebenen wanderten als Basuto, d. h. Bettler, ins Gebirge. Hier vereinigte Moschesch im Jahre 1831 die Getrennten zu einem Volke, das durch die Zuwanderung von flüchtigen Küstenkaffern etwas mehr Eisen ins Blut bekam. Ihres günstigen Weidelandes Vorteile wußten sie zu erhöhen durch einen ausgedehnten Vieh- und Pferderaub an den Herden der Oranjeburen. Sie blieben aber auch in anderen Dingen nicht zurück (vgl. S. 12). Sie stellten 18,000 Berittene und besaßen 1879 angeblich 15—20,000 Gewehre. Stark im Gefühl der Macht, verweigerten sie im Jahre 1879 der Kapregierung die Steuer; der Krieg darauf endigte im wesentlichen mit dem Triumph der Basuto. Sie sind möglicherweise bestimmt, im Zentrum Südafrikas zum erstenmal eine starke Betschuanenmacht zu gründen.

Dem Stamme der Basuto gehörte ursprünglich ein ganz anderes, weit entferntes Volk an, in dessen Geschichte uns der gegenteilige Verlauf entgegentritt: die Makololo, ein Völkeraggregat, dessen bestimmenden Kern eine Anzahl von Basuto bildete. Als sie unter der kühnen Führung Sebituanes nordwärts zogen, nahmen sie die Jugend der von ihnen besiegten Betschuanenstämme in sich auf. Dasselbe geschah den später unterworfenen Makalaka, deren Wohnsitze die Makololo Anfang der fünfziger Jahre einnahmen, gezwungen durch die große Sterblichkeit in den Sumpfländern des Sambesi und Tschobe. Endlich wurde sogar ein Teil der Barotse in den Stamm aufgenommen. Von dem Flusse Dila oder Mozuma wurden sie durch die Matabele westwärts gegen den Tschobe gedrängt. Hier, zwischen Sambesi und Tschobe, lebten die Makololo wie auf einer natürlichen Insel von den sumpfigen, niedrigen Ufern dieser tiefen Flüsse umgeben, geschützt vor ihren Feinden, aber um so zugänglicher den tödlichen Sumpffiebern. Die echten Basuto erkannte man noch immer an ihrer Arbeitsamkeit. Man sah sie mit der Haue in der Hand neben ihren Weibern aufs Feld gehen. „Diesen Anblick", sagt Livingstone, „werden die Männer in keinem anderen Kaffern- oder Betschuanenstamm gewähren." Aber ihre Nachkommen, die sich von früh an als Herren fühlten, gebärdeten sich wie Aristokraten unter den unterworfenen Makalaka, so daß sich der kluge Sebituane bereits genötigt sah, ihnen so manches Vorrecht wieder zu nehmen. Er sprach gern den Grundsatz der Gleichberechtigung in den Worten aus: „Alle sind Kinder des Häuptlings." Sebituane, ein Fürst der Makololo von großen Gaben, starb im Jahre 1851. „Nie vorher war mir der Tod eines farbigen Mannes so zu Herzen gegangen." (Livingstone.) Sein Nachfolger Sekeletu kam weder äußerlich noch an geistigen Fähigkeiten seinem Vater gleich. Thronstreitigkeiten zerrütteten Volk und Land; auch die Malariafieber hatten unterdessen immer mehr an der Kraft dieses Erobervolkes genagt, und die Barotse brachen in einem blutigen Aufstand die Herrschaft ihrer Unterwerfer: von dem Kerne der Makololo zwischen Tschobe und Sambesi sollen nur zwei Männer und ein Knabe übriggeblieben sein. Ein noch schlimmeres Los traf die 2000 Männer der südlich vom Tschobe wohnenden Makololo, die bei den West-Bamangwato als Stammverwandten Schutz suchten. Der letzteren König Letschulatebe gab vor, über ihre Ankunft erfreut zu sein, und ließ sie einladen, waffenlos in seine Kotla zu kommen. Aber als sie vollzählig eingetreten waren, wurden alle Ausgänge verrammelt und jeder Makololo getötet. Darauf nahmen die „Sieger" die Frauen und Kinder der Ermordeten. An Stelle des Hauses Sebituanes aber herrschte seitdem der Barotsefürst Sepopo, dem durch Erbschaft später das nördlich davon gelegene Mabundaland zufiel. So entstand nördlich vom Sambesi das Barotse-Mabundareich.

Auch die Bamangwato sind erst in den dreißiger oder vierziger Jahren in die Region des Ngamisees eingewandert. Sie saßen ursprünglich weiter südöstlich. Unter dem mächtigen Häuptling Matebe erstreckte sich ihre Herrschaft vielleicht schon bis zum See; aber erst infolge von Streitigkeiten zwischen seinen beiden Söhnen zog die eine Hälfte des Stammes unter dem Namen Batoana (Batowana) nach dem Ostende des Ngami, wo sie an der Ausmündung des Botletle ihren Hauptort gründete, der als Batoanastadt und später als Letschulatebes Stadt auf den Karten erscheint. Der Sohn ihres Häuptlings, Letschulatebe, geriet in die Gefangenschaft der Makololo. Daraus entführte ihn sein Oheim Magalakoe, der sich in Verkleidung bei den Makololo eingeschlichen hatte, erzog ihn und gab ihn seinem Volke zurück; nun herrschte er, auch über unterworfene Bayeye und Buschmänner, zu der Zeit, als die ersten Europäer zum Ngami kamen, als „Fürst des Sees". Erst ehrte und achtete der junge Häuptling seinen Oheim, später aber beargwöhnte er ihn und wünschte seiner ledig zu sein. Durch sein Lieblingsweib, eine Tochter Setschelis, hielt Letschulatebe den Zusammenhang mit den südlicheren Betschuanen aufrecht, während er in

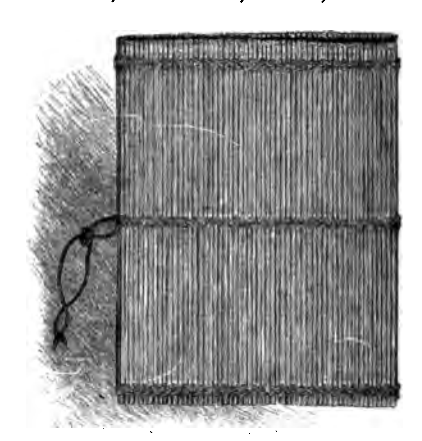
gespannten Verhältnissen zu seinen nördlichen Stammgenossen, den Makololo, stand. Der unter dem jüngeren Bruder, Kama, in den alten Sitzen verbliebene Zweig, die Ost-Bamangwato, blieb um den Hauptort gruppiert, der als Sekomis Stadt am Fuße der Bamangwatoberge die größte Volksansammlung in dieser Gegend darstellte, und ihr Fürst Sekomi galt in den fünfziger Jahren als der erste Häuptling des Stammes, ohne indessen einen Einfluß auf die Batoana des Ngami üben zu können. Ihm hatte ein Sieg über die Makololo und über einen von Mosilikatse ausgesandten Streiftrupp von Matabele Ehre gewonnen, und er erfreute sich samt seinem Volke einer Reihe von Friedensjahren, während sich seine neue Hauptstadt Schoschong (s. Abbildung, S. 115) zur volks- und verkehrsreichsten Eingeborenenstadt südlich vom Sambesi aufschwang. Sein Ansehen und das seines Volkes waren so groß, daß von weither Unterworfene der Matabele: Makalaka, Bahurutse, Mapaleng und andere kamen, um sich unter dem Schutze der Bamangwato niederzulassen. Aber in seinen christlichen Söhnen Khama und Khamane entstand ein neuer Feind, dessen zunehmender Macht im Volke er mit Anschlägen gegen das Leben dieser Prinzen und ihrer Anhänger entgegenzutreten suchte. Er wurde vertrieben, und Khama trat an seine Stelle. Da aber dieser so gutherzig war, seinen Vater Sekomi zurückzurufen, so kehrte nicht so bald Ruhe im Bamangwatolande ein. Schließlich wanderte Khama mit dem größten Teil der Bevölkerung von Schoschong nordwärts in das Land der West-Bamangwato an den Zugafluß. Aber es erging ihm hier nicht besser als den Makololo am Sambesi: die Fieber dezimierten sein Volk. Darum kehrte er mit dem Rest nach Schoschong zurück und eroberte es; Sekomi flüchtete sich zu Setscheli. Als Holub 1875—76 hier weilte, hatte sich der größte Teil der Bevölkerung fest an den christlichen Khama angeschlossen, der Ordnung und Sicherheit so gehoben hatte, daß sich die Bevölkerung von Schoschong verdreifachte. Vorzüglich hatte Khamas Verbot des Branntweinverkaufs gewirkt.

Ein weiterer nordwärts gewanderter Stamm der Betschuanen sind die Bakwena im Süden der Bamangwato. Ihr Fürst Setscheli, der eine so große Stelle in Livingstones Anfängen einnahm, residierte in den vierziger Jahren in Kolobeng. Vertrieben von den Buren, siedelte er nach Liteyane und dann nach Molopole über, das heute noch die Hauptstadt des Stammes ist. Auch dieser ist durch Bürgerkriege und äußere Kämpfe zusammengeschmolzen: in der Mitte der siebziger Jahre waren es eigentlich nur noch 32—35,000 Köpfe neben 18—20,000 halbfremd im Lande wohnenden Batloka, Bakatla und Makosi. Setscheli besuchte zwar die Kirche und ließ auch seine Kinder taufen, aber er blieb auch nach wie vor geborener Oberpriester seiner der Mehrzahl nach heidnischen Bakwena. Indessen durch die Gegenwart der Missionare und Händler wurde Setscheli wenigstens mit den materiellen Vorteilen der Kultur vertraut und fand darin offenbar mehr Befriedigung als im Christenglauben. Südlich schließt sich der Bruderstamm der Bangwaketse an.

Die geschmeidige, sich anpassende Natur der Betschuanen ist besser geeignet, die wirtschaftlichen Vorteile der Kultur auszunützen, als die der Ostkaffern, die dafür erfolgreicher ihr eigenes Land für sich bewahrten. Auch andere Stämme als die Basuto und Bamangwato wußten sich die Berührung mit den Weißen, die sie nicht abweisen konnten, nach dieser Seite hin nutzbar zu machen. Die Batlapinen waren, als man sie entdeckte, ein unbedeutendes, schmutziges Volk. Da sie aber der Kolonie sehr nahe waren, erlangten sie die Möglichkeit, Handel zu treiben, und da sie zugleich der Einfluß der Missionare vor Kriegen bewahrte, wurden sie in den Stand gesetzt, eine große Menge Vieh anzusammeln. Leider wuchs damit auch ihre Überhebung. Zusammenstöße mit den Buren haben sie seitdem wieder geschwächt.

Zu dem Bilde der Betschuanengeschichte gehören neben den aufblühenden und den untergegangenen Stämmen auch die zersprengten, die entweder heimatlos umherirren oder auf Berggipfeln oder in Sümpfen eine Heimstätte gefunden haben. Als Bakalahari faßt man in die

Steppe versprengte Teile der Bakwena und anderer Betschuanenstämme zusammen, die sich vielfach mit Buschmännern gemischt haben. „In denselben Steppen wohnend wie die Buschmänner, den gleichen klimatischen Einflüssen unterworfen, denselben Durst ertragend, seit Jahrhunderten auf dieselbe Nahrung angewiesen, liefern die Bakalahari den Beweis, daß die Örtlichkeit nicht immer im stande ist, die Verschiedenheiten der Rassen zu erklären. Die Bakalahari halten mit nicht versiegender Kraft an der allen Betschuanen eigenen Vorliebe für Ackerbau und Haustiere fest. Sie behacken alljährlich ihre Gärten, obgleich oft genug einige Kürbisse und Melonen ihre ganze Ernte ausmachen. Und sie hüten und hegen mit Sorgfalt kleine Herden von Ziegen, wiewohl sie das Wasser zur Tränke oft aus kleinen Brunnen mit Stücken Straußeneierschale löffelweise zu schöpfen haben.“ (Livingstone.) Allerdings sind aber auch die Bakalahari noch immer in Verbindung geblieben mit den zunächst wohnenden Betschuanenstämmen und halten an der Art von Klientelschaft fest, worin sie zu deren Häuptlingen stehen.



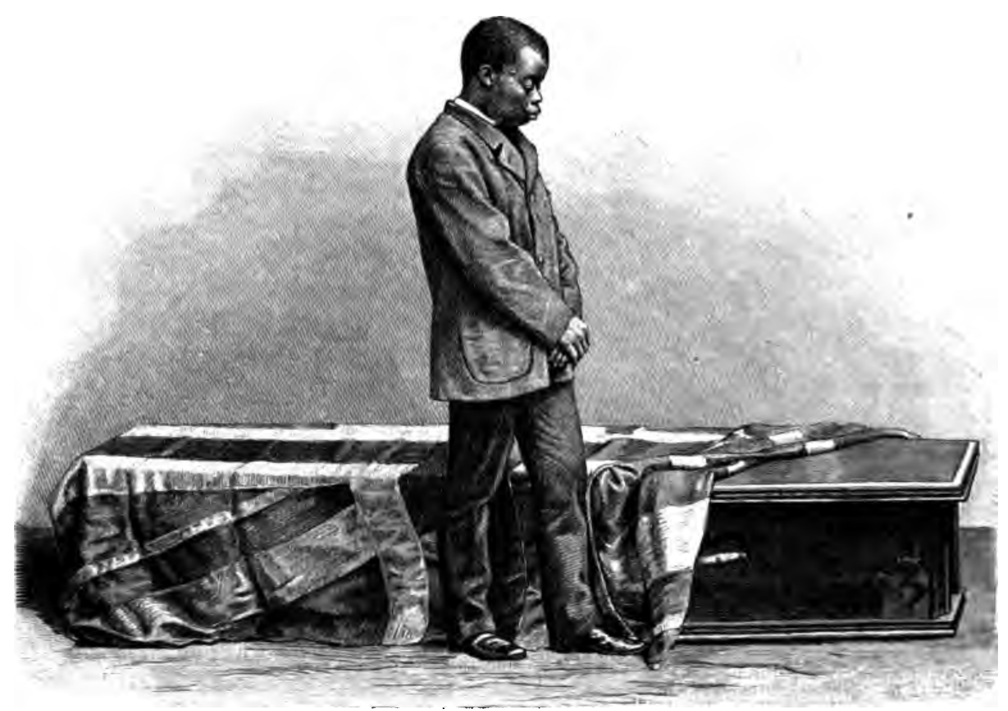
Ein Rasselbrett der Wayao; kommt ähnlich auch in Madagaskar vor. (Britisches Museum, London.) 1/10 wirkl. Größe.

Ein etwas günstigeres Beispiel liefert der Stamm der Bahurutse, der jetzt am Botletle und am See Kumadau wenig südöstlich vom Ngami lebt. Früher war er einer der mächtigsten Stämme gewesen, hatte sich aber infolge innerer Zwistigkeiten in mehrere Zweige geteilt, die sich fortwährend befehdeten, bis Mosilikatse sie zertrümmerte. Dabei entkam ein Stamm nach dem Schaschafluß, teilte sich neuerdings und sandte einen Zweig nach dem Botletlefluß. Dieser nun war unter der Oberherrschaft der Bamangwato im Schutze der Sümpfe und Seen bereits wieder stark geworden. Er hatte sich zunächst mit den Botletle verschmolzen, ganze Dörfer von flüchtigen Makalaka, Bakalahari und Buschmännern hatten sich angesiedelt; zufrieden mit ihrem fruchtbaren Land, ihren großen Herden von Schafen und Ziegen, verließen sie kaum je ihre Sümpfe, die fast undurchdringlich für Fremde waren.

Für den größten Teil der nördlichen Kaffern müssen kürzere Bemerkungen genügen; die Eroberungs- und Vertilgungskriege kulturarmer Stämme gleichen einander zu sehr. Zudem ist die Zugehörigkeit zum Stamme der Kaffern nicht bei allen östlichen Erobervölkern bis Unjamwesi hinauf sicher nachzuweisen, ganz abgesehen von den tiefgreifenden Völkermischungen, die allenthalben stattgefunden haben.

Das klarste dieser Völker sind die Matabele (in den neueren Verträgen, z. B. dem Schutzvertrag Lobengulas von 1888, Amandabele), ein ausgeprägtes Krieger- und Räubervolk von südlichem Ursprung. Nordöstlich von den Sulu, bilden sie nur ein größeres und dem Hauptstamm näheres Glied in der Kette suluartiger Völker von Natal bis zum Äquator. Überlieferung und Sage bezeugen ebenso wie die Übereinstimmung ihrer Sitten, daß ihre Trennung von den Sulu jung ist. Mosilikatse ist der eigentliche Schöpfer dieses neuen Volkes. Es wird von ihm übereinstimmend berichtet, daß er unter König Tschaka mit einer reisigen Schar Sulu auf einen Raubzug nach Norden entsandt worden und auf eigne Faust in diesem Lande geblieben war, das zu den schönsten und fruchtbarsten Südafrikas gehört. Er ahmte seinem Herrn in der Liebe zu Raub und Krieg ebenso nach, wie die Matabele selber den Sulu im kriegerischen Sinne und in Grausamkeit glichen. Die militärische Organisation wurde beibehalten. Und so sind bis auf den heutigen Tag die Matabele getreue Spiegelbilder der Sulu (s. Abbildung, S. 124).

Mosilikatse ist längst tot. Sein Sohn Lobengula hatte seine von zahlreichen weißen Händlern besuchte Residenz Gubulewayo nahe bei der Stelle, die einst Mosilikatses Stadt hieß. Als mit der Sulumacht 1879 sein starker Wall gefallen war, sah er sich gezwungen, mit den Engländern 1888 einen Schutzvertrag abzuschließen, der ihn aber nicht schützte, als vom Kap her gold- und landgierige Abenteurer sein Land mit Krieg überzogen. 1893 fiel er zugleich mit seiner einst gefürchteten Macht in einem Kriege voll Sünden gegen die Menschlichkeit, ja selbst gegen die von den Kaffernvölkern so hoch geachtete Unverletzlichkeit der Gesandten. Doch die Matabele waren geblieben, was ihre Väter waren, wenn auch die räumliche Trennung in manchen Äußerlichkeiten Veränderungen hervorgerufen hat. Ohne enge Naturgrenzen und ohne Druck von



Wainwright (ein Yao) am Sarge Livingstones. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 142.

nahen Weißen waren die kriegerischen, wilden Instinkte der Matabele in der Nachbarschaft feiger Ackerbauvölker geradezu üppig aufgewuchert. Ihr Wüten gegen die Maschona, Batoka und Makalaka, ihre nördlichen Nachbarn, die fleißig, wohlhabend, aber unglücklicherweise weniger kriegerisch sind, ist eins der dunkelsten Blätter afrikanischer Geschichte. „Wenn sie auf ihren fast jährlich sich wiederholenden Raubzügen die Dörfer südlich vom Sambesi heimsuchen, werden die alten Männer und Weiber getötet, alle jüngeren in die Gefangenschaft geführt. Man kann sich nichts Grausameres vorstellen als die brutale Art, wie sie mit Menschenleben verfahren. Das ganze Streben und der Ehrgeiz eines Matabele besteht darin, seinen ersten Mann zu erschlagen; danach bemißt sich seine Ehre und sein Ruhm." (Chapman.) Daß im Gefolge einer solchen Verachtung des menschlichen Lebens selbst die Menschenfresserei möglich wird, scheint nicht zweifelhaft. Gerade in den Wohn- und Raubgebieten der Matabele wurden Höhlen mit anthropophagischen Resten gefunden. Die Felsen der größten davon waren 1869 noch vom Rauche geschwärzt, der Boden mit vielen menschlichen Knochen bedeckt, die teils aufgeschichtet, teils umhergestreut lagen. Schädel waren besonders zahlreich, gehörten meist Kindern und jungen Personen an und schienen

mit stumpfen Äxten oder geschärften Steinen zerschlagen zu sein; die Markknochen waren in kleine Stücke getrennt und bloß die runden Gelenkteile unzerbrochen.

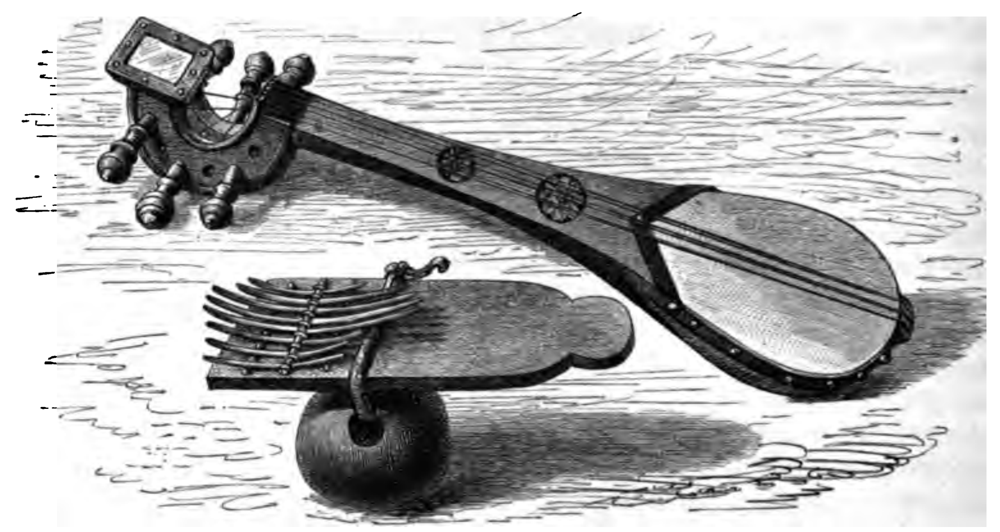
Mehrere kleinere Teile der Matabele haben sich fern von der Gesamtheit in abgeschlossenen gebirgigen Wohnsitzen eine Sonderexistenz geschaffen. Eine Anzahl flüchtete, um sich der Tyrannei Tschakas zu entziehen, nach den Hochthälern des Malutigebirges, wo sie sich nach ihrem Anführer Matlapatlapa nannten. Sein Nachfolger wurde 1837 von den Matabele gezwungen, bei den Basuto Schutz zu suchen; als aber deren Häuptling Sekoniela auf einem Kriegszuge gegen Dingan fiel, metzelte dieser einen großen Teil der Matlapatlapa nieder. Der Rest, 7—8000 Köpfe, führte ein elendes, unstetes Räuberleben in seinen früheren Gebieten. In demselben Gebirge wohnten die Bamawakana, Verbündete der Matlapatlapa; sie hatten seit 15 Jahren diese scheinbar sicheren Wohnsitze eingenommen und große Herden angesammelt. Ganz unerwartet fiel aber in einer Nacht eine Matabelehorde über sie her, tötete den Häuptling samt einem Teil seines Volkes, verbrannte die Hütten und trieb die Herden weg. Die übrigen zehn Dörfer lebten großenteils von Raub, und ihre Bewohner galten zu Arboussets Zeit für Menschenfresser. Einige gruben Eisen und schmiedeten Hauen, andere züchteten Schafe und Ziegen, wieder andere bauten Tabak an den Abhängen des Malutigebirges.



Ein Mtuta. (Nach Stanley.) Vgl. Text, S. 109.

Wenn diese Völkchen wie Splitter über das Wohngebiet des Hauptstammes hinausgeworfen sind, so sind sie doch Splitter des Hammers, der auf den Amboß der unkriegerischen Stämme mit Macht fällt, je nach Willkür ihn zertrümmernd oder immer kleiner zusammenschweißend. Unstet wandernde Völker sind das natürliche Erzeugnis dieser Hammerschläge, die einen Zustand schaffen, wo die Hand eines jeden gegen jeden erhoben ist. In dem seit Jahren fast periodisch durch Raubzüge der Matabele von Westen und der Sofala-Sulu von Osten her heimgesuchten Gebiete zwischen dem unteren Sambesi und Limpopo begegnet man einer größeren Anzahl derartiger Volksstämme, die die Zigeuner oder Paria der dortigen Bevölkerung genannt werden können. Da sind die Baroekwa, ein verkommener Zweig der Batonga, die an den Nordzuflüssen des Limpopo von Raub und Diebstahl ihr Leben fristen und mit vergifteten Pfeilen

der Jagd obliegen, ein wahres Wegelagerervolk. Ihnen benachbart sind die **Baroka**, aus Leuten verschiedener Stämme bestehend, denen irgend eine Ursache die Entfernung aus dem Machtbereich ihres Häuptlings geboten hat. Sie wohnen zerstreut in einzelnen Hütten, nähren sich kümmerlich von Fischen, Schildkröten, den Raubtieren abgejagtem Wilde, wilden Beeren, Früchten, Wurzeln und Kürbissen. Vielleicht noch verachteter sind die **Balempa**, die für sich in größeren Dörfern leben, sich wenig mit der übrigen Bevölkerung berühren, Beschneidung üben, nur von ihnen selbst auf ihre Weise geschlachtetes Fleisch genießen, mit anderen nicht aus einem Topfe essen und hauptsächlich den Handel vermitteln. Sie sind allein im stande, Draht zu ziehen, womit sie Stöcke oder Speerschäfte filigranartig überziehen. Es ist wohl in Erinnerung an die Ruinen von Zimbabye, seinem Ophir, daß **Karl Mauch** in ihren Gesichtszügen „eine auffallende Ähnlichkeit mit dem israelitischen Typus" sah, eine Ähnlichkeit, der selbst die „skrofulös ent-



Eine **Guitarre und Holzharmonika der Mayao.** (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/7 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 142.

zündeten Augen" nicht fehlten. Aber am meisten bedauern wir wohl den gedrückten und versprengten Zustand des Stammes der **Maschona**, der westlich von den Matabele zum Teil zwischen diesen und den Bamangwato eingezwängt ist. Jahrzehnte waren die östlichen Krale dieses Volkes das beliebteste Ziel der Raubzüge besonders der West-Matabele, so daß die einst reichen Maschona fast ganz ihrer Herden beraubt, zu einem großen Teil aus ihren fruchtbaren Thälern auf die Höhen vertrieben sind und sich zwischen den Felsen befestigte Dörfer gebaut oder wohl auch einfach die Zuflucht in Felshöhlen gesucht haben. Und doch haben sie noch heute den Ruf der in aller Art Arbeit geschicktesten Eingeborenen südlich des Sambesi. Da sie sich aus lauter kleinen Gemeinschaften zusammensetzen, die niemals einander gegen den gemeinsamen Feind beistehen, so ging die Zerstörung des Landes und Volkes durch die beständigen „Impis" immer weiter, wobei die Männer getötet wurden „wie die Springböcke", während die jüngeren Weiber und die Kinder zu Sklaven gemacht wurden. Unter Lobengula waren die Matabele als „Schutzherren der Maschona und Makalaka" von den Europäern anerkannt worden.

Gehen wir nun bis an den Sambesi, so finden wir die **Landin**, wiederum einen Zweig der Sulu, einst die Herren am rechten Ufer. Die Portugiesen gaben die beherrschende Stellung dieses streitbaren Stammes zu, indem sie ihm einen jährlichen Tribut bezahlten. Ihn nötigenfalls mit Gewalt einzutreiben, kamen die Landin alljährlich nach Senna und Schupanga. Die reichen

Kaufleute Portugals entrichteten außer einer bestimmten Steuer an Perlen und Messingdraht jährlich 200 Stück Kattun von je 16 Ellen.

Denselben Ursprung wie den Matabele schreibt die Sage einem in noch größerem Bezirke kämpfend und raubend herrschenden Stamme zu, der einst auf der Hochebene westlich des Nyassa das ackerbauende Volk der Manganja oder Maravi in Unterwürfigkeit hielt, nämlich dem der Maviti oder Masitu; er ist nichts anderes als ein Sulustamm und wohl nur in Kleinigkeiten von den östlicher gegen die Küste und den Rovuma zu wohnenden Yao (Wayao) verschieden. Beide aber setzen sich nordwärts in dem wiederum ganz ähnlichen, für die gegenwärtige Geschichte des äquatorialen Ostafrika wichtigen Volke der Watuta fort. Abgeschlossene Stämme sind unter diesen Namen nicht zu verstehen. Sie haben teilweise nur generische Bedeutung, bezeichnen im allgemeinen Völker von unstetem, kriegerischem und räuberischem Charakter und von bestimmten Äußerlichkeiten, vorzüglich in der Bewaffnung und den Kriegsgebräuchen. Alles in der Lebensweise dieser Völker deutet auf einen außerordentlich hohen Grad innerer Veränderlichkeit. Mit dem rapiden Steigen und Fallen ihres Geschickes steigen und fallen



Rasselschellen der Wayao, zum Teufelaustreiben gebraucht. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/2 wirkl. Größe.

Volkszahl, Wohlstand und die Möglichkeit politischer Sonderexistenz. Die afrikanische Völkergeschichte erzählt von Völkern dieser Art, die vollständig ausgerottet worden sind, und von anderen, die sich in der Zeit eines Menschenalters aus der Unbekanntheit zur Großmachtstellung erhoben haben. Friedliche Völker beschreiten plötzlich hinter der Maske der Watuta oder Masitu erst in lächerlicher Äfferei wie Schafe in Wolfspelzen, später in blutigem Ernst den Kriegspfad. Man kennt eine ganze Anzahl solcher „Sulu-Affen“ zwischen Nil und Sambesi. Unter diesen Anstößen gleicht dieses weite Gebiet des äquatorialen Ostens einem beständig bewegten Meer. Immer drängt eine Welle die andere, und mancher Stamm wandert seit Jahrzehnten von Ort zu Ort, geschoben von einem mächtigeren. Dort spielt sich jetzt eine „Periode der Völkerwanderung“ ab. Ein kühner Eroberer wie Mirambo, von Ursprung Wanyamwesi, mit seinen Watuta wirkte wie ein mächtiger Gärungsstoff in dieser Völkermasse: er beunruhigte alle, zwang viele zu Änderungen ihrer Wohnsitze und ließ sie nicht vor seinem Tode zur Ruhe kommen. Zahlreiche einst in Wohlstand lebende Eingeborene des Hochlandes zwischen der Küste und dem Tanganyika wurden durch die Einfälle der Wahehe von Norden und der Wavumba von Süden her derart eingezwängt, daß sie ihr fruchtbares Land verließen und auf den Berghöhen Schutz suchten. Auch das Land Kabogo am Tanganyika ist einst dicht bevölkert gewesen, aber die räuberische Bevölkerung von Ndeseh hat allgemeine Auswanderung veranlaßt; und in ähnlicher Weise haben die Wavumba östlich von der Seeregion durch ihre Raubzüge noch andere Völker zu Wanderungen gezwungen. Weit nach Westen reichen diese Zustände.

Die Watuta (Wangoni) werden von all diesen Kriegervölkern am meisten genannt; denn sie sind am einflußreichsten gerade in jenem Gebiet zwischen dem Indischen Ozean und den großen Seen, das durch Handelswege für Europa und Indien, als politischer Besitz für Deutschland von

hoher Bedeutung geworden ist. Die Watuta, ein vereinzelter Stamm der Masitu,, trennten sich vor ungefähr 50 Jahren auf einem weit nach Norden fortgesetzten Plünderungszug. Vom Nordwestende des Nyassa kommend, trafen sie auf die an Rinderherden reichen Warori. Da diese aber zu stark für sie waren, zogen sie am Rande von Urori hin und drangen nach Nordwesten bis Udschidschi vor. Die älteren arabischen Einwohner in Udschidschi wissen sich noch daran zu erinnern, wie die Watuta plötzlich erschienen und sie nötigten, auf der Bangwe-Insel Zuflucht zu suchen. Sie griffen auch Uha und Urundi an, sahen jedoch hier ihre Unternehmungen scheitern, schlugen sich auf ihrem Verheerungszug durch Uvinsa durch, rückten in Unyamwesi ein und gelangten durch Usindja bis an den Ukerewe; dort blieben sie nach ihren verwegenen Kriegszügen einige Jahre. Dann gingen sie bis nach Usambara zurück. Dessen Häuptling warb aus Politik um die Tochter des Häuptlings der Watuta und erhielt sein Land als Mitgift zurück, während die weiter nach Süden ziehenden Watuta von dem suluisierten Wanyamwesifürsten Mirambo in dem bewässerten und wiesenreichen Ugomba und Ugalla festgehalten wurden. So ward aus dem Wandervolk ein staatenbildendes, dessen Bestand die Voraussagungen solcher widerlegt, die den Tag als nahe verkündeten, wo diese zusammengeraffte Räuberbande auseinander laufen werde. Zwar haben die Watuta noch immer nicht ihren kriegerischen Gewohnheiten entsagt, auch rauben sie auf eigene Hand. In ihrem Führer Mirambo fanden unsere Landsleute Kaiser und Böhm mehr Herrschergeist als in einem Dutzend gewöhnlicher Negerfürsten — „Mirambo, der bedeutendste Neger, dem ich in Afrika begegnet bin" (Wissmann) — und es gab eine Zeit, wo die Missionare sich auf den einst verachteten Bandenführer stützten.



Eine Zieraxt aus dem Manganjagebiet, angeblich von Wayao stammend. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/6 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 142.

Zeigen die Watuta (und ähnlich die Wahehe) den historischen Weg, wie „echte" Krieger-Räubervölker entstehen, so mögen zwei weitere Beispiele in aller Kürze die Art und Weise verdeutlichen, wie andere auf dem seltsamen, lächerlichen Wege der Nachäfferei dazu kommen, durch wahre Sulu-Affen die Zahl dieser Feinde aller ruhigen Entwickelung, alles ungestörten Friedens zu vermehren. Im Rovumathal wird ein Stamm des Namens Mahindsche auch Maviti genannt. Diese Maviti des Rovuma sind in Wirklichkeit Flüchtlinge des Gindostammes, deren einzige innere Ähnlichkeit mit den Maviti der Seeregion in den räuberischen Gewohnheiten liegt, denen sie inmitten allzu friedlicher Stämme fast schrankenlos frönen können. In der That haben sie nach Thomson „nicht mehr Verwandtschaft mit den Sulu als ein Esel in der Löwenhaut mit dem Löwen. Sie sind eine Bande von elenden Feiglingen." Ihre merkwürdige Äfferei, die sich nicht nur auf die Tracht und die Waffen, sondern auch auf die Gesänge, Tänze und das ganze kriegerische Gebaren erstreckt, schreibt man dem Umstande zu, daß sie längere Zeit an den Ufern des Nyassa mit den Sulu zusammen wohnten. Nach des Missionars Maples Angabe sollen sie diesem „neuen Leben" zuliebe selbst ihren Ackerbau, ihre ganze friedliche Beschäftigung aufgegeben haben. Rev. W. P. Johnson schrieb noch 1884,

daß viele von den Bergbewohnern im Südosten des Nyassa „den Angoneschild" angenommen hätten. Ja, Ende der 70er Jahre verwüsteten die Schakunda, die hauptsächlich aus entflohenen Sklaven der Portugiesen bestanden, die Länder der Batonga am mittleren Sambesi ganz nach Suluart.

Dagegen sind die Walungu von der freilich nicht eben sonnigen Höhe ihrer Größe als Kriegervolk bereits wieder herabgestiegen. Vor etwa 20 Jahren wurden sie durch die Einfälle der Masitu oder Maviti beunruhigt; des Häuptlings ältester Sohn wurde gefangen genommen und als Gefangener fortgeführt. Nach mehreren Jahren kehrte er in sein Land zurück. Dort begann er die Walungu in der Kriegsführung der Watuta zu unterweisen und zwang sie, dieselbe Kleidung, dieselben Waffen, dasselbe Kriegsgeschrei und dieselben Bewegungen anzunehmen, und bald erschienen sie als wirkliche Watuta. Bei den feigen Ackerbauvölkern am Tanganyika und Rufidschi genügte aber der Anblick dieser Rüstung und dieses Kriegsgeschreies, um jeden Widerstand zu lähmen, und die „nachgemachten" Watuta verwüsteten das ganze Land. Als aber der Schöpfer dieser Umwandelung gestorben war, fiel sein ganzes kriegerisches System in Trümmer: das Volk kehrte zu seinen früheren Gewohnheiten, Waffen und Kleidern zurück, legte den Namen der Watuta ab und erscheint jetzt als durchaus harmlos. In jeder Hütte sah aber Thomson noch den Schild aus Ochsenhaut, die Reliquie aus früheren, kriegerischen Zeiten. Übrigens sind die Um- und Neubildungen von Kriegerstämmen in diesem Gebiet noch nicht zu Ende; von Zeit zu Zeit tauchen neue Namen auf. Als Verwüster des südlichen Küstenlandes von Deutsch-Ostafrika treten neuerdings neben den Mahindsche oder Wazwangara die Wamatschonde und die Amasota hervor. „Maviti" ist hier eine Art Sammelname für all diese Kaffernvölker und Mischstämme geworden, wie weiter im Süden Angoni oder Wangoni.

Wohl begreiflich ist die Furcht, womit die schrecklichen Namen dieser Völker von den friedlichen Eingeborenen vernommen werden. Livingstone erzählt, daß bei den Makua die Kinder mit dem Namen Masitu geschreckt wurden. Schon die Furcht allein läßt ganze Stämme ihre Wohnsitze wechseln. Dörfer werden im Waldesdickicht angelegt, durch verborgene Pfade und selbst Fallgruben geschützt. Europäische Reisende sind mehr als einmal Feindseligkeiten nur darum begegnet, weil sie für Führer von Watutabanden gehalten wurden. Flüchtende Gemeinden haben in der Suche nach möglichst abgelegenen Wohnsitzen Landschaften besiedelt, die sonst menschenleer geblieben wären; und wenn menschenreiche Gegenden verödeten, so füllten sich dafür andere (z. B. die fruchtbaren Niederungen am Schire) mit Flüchtlingen, die aus der Wildnis blühende Ackerländer schufen. Es kann kommen, daß man mitten in diesem wohlgelegenen, fruchtbaren, gut bewässerten Stufenland der Küste plötzlich einen breiten Strich betritt, der menschenleer ist, wo aber alte Feuerstätten, Dorfplätze und Ackerfelder das einstige Vorhandensein einer dichten Besiedelung erkennen lassen.

Wir haben eine wichtige Seite der verheerenden Wirkungen dieser Räuber-Krieger noch nicht erwähnt: ihre Teilnahme am Sklavenhandel. Und doch liegt es auf der Hand, daß überall da, wo eine solche Bande über friedfertige Einwohner herfällt, eine Masse „Ware" für den Sklavenhandel geschaffen wird, dessen Blüte in den Plätzen der äquatorialen Ostküste von Sofala bis Sansibar wohl nicht zum kleinsten Teil darauf zurückzuführen war, daß die Kriegszüge dieser Räuberbanden den Händlern das Material für die Zusammenstellung ihrer Sklavenkarawanen in wünschenswertester Fülle jederzeit darboten. So war das Volk der Yao „der thätigste Agent der Sklavenhändler". Auch zu der Überlegenheit der Bewaffnung dieses Kriegervolkes hat die rege Verbindung mit den Sklavenhändlern wesentlich beigetragen. Livingstone beschreibt den Handel folgendermaßen: „Die Karawanenführer von Kilwa kommen in einem Wayaodorfe an, zeigen die Waren, werden von den Dorfältesten freigebig bewirtet und angewiesen, eine Zeitlang zu warten und sich's wohl sein zu lassen; man werde Sklaven genug zusammenbringen,

alle diese Waren damit zu kaufen. Darauf wird ein Kriegszug gegen die flintenlosen Manganja organisiert. Einige von den niedrigeren Küstenarabern, die sich in nichts von den Wayao unterscheiden, begleiten gewöhnlich den Kriegs- und Raubzug und machen dabei Geschäfte auf eigene Rechnung." Indessen beschränken sich diese Raubzüge nicht darauf: auch untereinander überfallen sich oft genug die Wayao. Einzelnen einsichtigen Häuptlingen wird ja die Verderblichkeit eines solchen Zustandes klar; und so wird vielleicht der in diesem andauernden Kriegszustand geweckte Geist von Männlichkeit und Ausdauer gerade unter diesen Wayao dereinst noch einen besseren Boden für die Kultur vorbereiten als bei den gedrückten, entmutigten Manganja. Die Erfahrungen der Missionare im Rovumagebiet sind nicht ungünstig; eine der seltenen hellen Erscheinungen in der düsteren Galerie bedeutender Afrikaner ist der Häuptling Matola von Newala, der eine wichtige Stütze des englischen Missionswerkes bildete. Einige Stämme haben von den kunstfertigen Völkern, die sie unterwarfen, Geräte (s. die Abbildungen auf S. 138 und 140) fertigen gelernt, die zeigen, wie tiefe Wurzeln da und dort schon die Künste des Friedens geschlagen haben. Sogenannte Angoni sind auch im Nyassaland vom Waffenhandwerk zum Landbau übergegangen; die Raschheit dieser Umwandlung ist ein wahrer Lichtblick. Zur Anerkennung der so vielgeschmähten Wayao soll hier auch nicht übersehen werden, daß schon mehrmals ihre Reiselust und Reisegewandtheit zu gunsten europäischer Forschungsreisenden verwertet werden konnten. Bombay, der von Burton und Speke bis Stanley fast alle von Sansibar ausgehenden Expeditionen führen half, sowie Tschuma und Wainwright (s. Abb., S. 136), die 1874 Livingstones Leichnam an die Küste brachten, gehörten dem Stamme der Yao an und haben sich reichliches Lob verdient. Unter den Trägern der Bagamoyokarawanen sind zahlreiche Angehörige dieses Stammes.

---

4. Die Ovahereró[1] (Damara) und Bergdamara.

„Es ist bekannt, daß unter den Negerstämmen des Inneren Afrikas ein ewiger Kampf und Streit, ein ewiges Völkergedränge, man möchte sagen eine ewige Völkerwanderung stattfindet, wobei die einzelnen Nationen oft ihre nationale Existenz verlieren und gänzlich von der Erde verschwinden, oft aber auch unaufhörlich ihre Wohnsitze ändern, bis sie endlich wohl Hunderte von Meilen von ihren ursprünglichen Wohnsitzen, wie vom Sturme verschlagen, aus den Wogen des großen Völkermeeres auftauchen und auf eine Zeitlang wieder festen Fuß fassen. Wie rätselhafte Erscheinungen stehen solche Völker ihren Nachbarn zur Seite; keiner weiß, woher sie kommen, sie selbst wohl ebensowenig; oder es tauchen dunkle Ahnungen, unbestimmte Erinnerungen von ihren Kämpfen, Wanderungen, von den vielen Völkerschaften, mit denen sie in Berührung kamen, unbewußt, aller historischen Färbung und Genauigkeit entkleidet, in dunkeln Sagen, in Märchen und Erzählungen, in ihrem Aberglauben wieder auf. Solch ein rätselhaftes Volk ist auch das der Ovahereró."

Josaphat Hahn.

Inhalt: Wohnsitze und Ursprung. — Charakter. Körperbau. — Tracht und Schmuck. Waffen. Geräte. — Musik. Tanz. — Nahrung. — Handel. — Einfluß der Missionare. — Fehlen des Ackerbaues. Andere Kulturverluste. Viehzucht. Nomadismus. Kommunismus. — Familie. Vielweiberei. Tod und Begräbnis. — Politische Verhältnisse. — Rechtsbegriffe. — Gesellschaftliche Gliederung. Religiöse Anläufe. Zauberer und Feuerjungfrauen. Opfer. — Die Bergdamara.

Die Ovahereró sind in ihre heutigen Wohnsitze nach ihrer eigenen Überlieferung von Norden oder Nordosten eingewandert und haben sie seit nicht viel mehr als etwa 100 Jahren inne. Die Verwandtschaft der Ovahereró mit den Völkern in der Nachbarschaft des Tanganyika, speziell den Wanyamwesi, liegt nicht bloß im Namen Waschimba, den sie sich beilegen, sondern auch in Sitten

---

[1] Ovahereró, Mehrzahl von Hereró, der Name, den sich dieses Volk selbst gibt, bedeutet nach J. Hahn „fröhliches Volk"; nach Schinz ist der Name von „hera" (den Speer im Kriegsspiel schwingen) abzuleiten, während der Sinn von Damara, das aus der Namasprache stammt, dunkel zu sein scheint.

und Gebräuchen: Feuerkult, Verwendung der gleichen Perlen und Ähnlichkeit der Speere. Eine Abstammungssage erzählt: Die ersten Menschen, d. h. die ersten Damara, und die Tiere des Landes entstanden aus einem Baume mitten in allgemeiner Finsternis. Da zündete ein Damara ein Feuer an; das erschreckte das Zebra, die Giraffe, das Gnu und jedes andere Tier der Wildnis derart, daß sie alle aus der Gegenwart des Menschen flohen, während die Haustiere, wie Ochs, Schaf und Hund, furchtlos um den Feuerbrand versammelt blieben. Das Volk nennt den Ort, wo sein Stammbaum wuchs, Omaruru, und viele glauben, daß es derselbe Baum sei, dem sie den Namen Omumborombonga beilegen. Diesen Baum fand Andersson in großen Hainen ostwärts von den heutigen Sitzen der Ovahereró gegen den Ngamisee zu. Da in dieser Richtung Hirtenvölker wohnen mit einer Lebensweise ganz wie die der ackerbaulosen Ovahereró, im Norden dagegen ausschließlich ackerbauende Stämme, so scheint ihre Einwanderung von Osten her wahrscheinlicher als von Norden. Kurz vor ihrer Einwanderung in die jetzigen Wohnsitze saßen sie an beiden Ufern des Kunene. Früher scheinen die jetzt zerstreuten und zurückgedrängten Buschmänner und die von Andersson als „Bergdamara" bezeichneten Stämme (s. S. 158) das Damaraland bewohnt zu haben; sicher hatten dessen südlichen Teil vordem die Namaqua inne. Zu gleicher Zeit wie hier die Damara, waren die stammverwandten Bandjeru von Norden her am Ngamisee eingetroffen. Aber die neuen Einwanderer vermochten sich weder hier noch dort lange in ihrer alleinherrschenden Stellung zu erhalten. Ungleich anderen Völkern, für die ein solches siegreiches Vordringen der Anlaß zu festem Zusammenhalt inmitten der Unterworfenen und damit die erste Stufe eines noch größeren Siegeslaufes zu sein pflegt, zerfielen sie kurz nach ihrer Ansässigmachung in dem Raume zwischen 24 und 20° südlicher Breite und zwischen dem Ngami und dem Atlantischen Meer in eine größere Zahl von kleinen Stämmen, die von ebenso vielen eigenmächtigen Häuptlingen regiert wurden. Es dauerte nicht lange, bis sich ihre Nachbarn diese Zersplitterung zu nutze machten. Im Osten gerieten die Bandjeru in Krieg mit den später von den Matabele unterworfenen Bakoba und Batowana und wurden von ihnen nach manchen verzweifelten Kämpfen aus der Umgebung des Ngami zurückgedrängt. Ihren Spuren in Gestalt zu Viehtränken erweiterter Brunnen begegnet man noch in den heute fast menschenleeren Strecken zwischen Ngamisee und Tanobis. Im Süden aber erwuchs den Ovahereró ihr verderblichster Feind in Gestalt der Namaqua-Hottentotten, die nach kurzer Zurückdrängung im Laufe der vierziger Jahre zur ebenbürtigen und bald vordrängenden und erobernden Macht in diesem Gebiete wurden. Der ursprünglich von den Ovahereró wenigstens dialektisch abweichende Stamm der Bandjeru (s. obenstehende Abbildung)



Ein Häuptling der Bandjeru. (Nach Photographie im Besitz des Missionshauses in Barmen.)

wurde allmählich fast vernichtet, so daß man eigentlich erst seit dieser Zeit das Recht hat, dem ganzen Volke den Namen Hereró beizulegen.

Trotz des Friedens, den 1842 die rheinischen Missionare vermittelt hatten, gingen die Ovahereró stetig zurück, bis sie Mitte der fünfziger Jahre fast in ihrem ganzen Lande unterworfen waren. Innere Fehden hatten zu diesem unglücklichen Ergebnis sehr viel beigetragen. Nur im äußersten Norden hielten sich unabhängige und, was gleichbedeutend ist, herdenreiche Stämme in den Bergen um den 18. Breitengrad. Seit 1863 drangen sie wieder vor. An ihrer Spitze stand der kühne Häuptling Kamaherero, und zu Hilfe kamen ihnen die bekannten Elefantenjäger Andersson und Green. Noch mehr aber half ihnen der Rat ihres Missionars Hugo Hahn, um den sie sich seit 1865 in Otyimbingue konzentrierten. Otyimbingue wurde viermal von großen Namaqua-

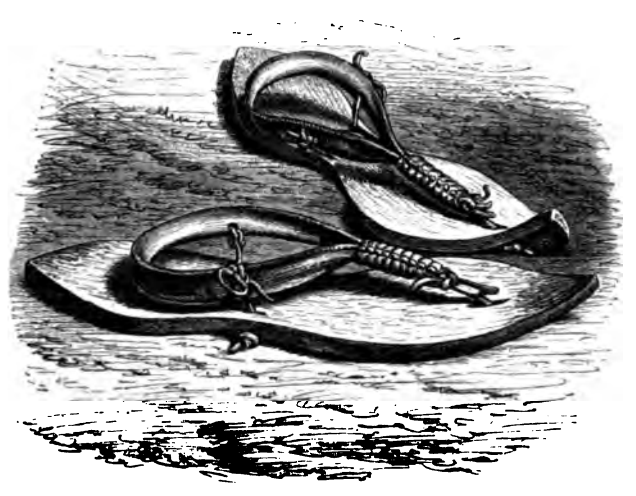


Die Hereró-Häuptlinge Kamahereró und Amabama. (Nach Photographie im Besitz des Missionshauses in Barmen.)

horden angegriffen, und bei dem letzten Angriff wurden fast 1500 Namaqua vernichtet. Endlich kam es 1868 wieder zum Frieden, und seitdem haben sich die Ovahereró rasch erholt und sind unter der Leitung deutscher Missionare in jeder Beziehung fortgeschritten. Aber seit 1881 ist die Kriegsfackel wieder entzündet, als ob immer das Wort wahrbleiben sollte, das einmal Kamahereró den Namaqua zurief: „Überall liegen und gehen wir auf den Gebeinen unserer von euch Namaqua gemordeten Eltern, Kinder, Geschwister und Freunde.“ In der That, das ganze Damaraland ist blutgetränkt. Eine Gesellschaft von auswandernden Buren (Trekburen) zog 1874 aus dem Transvaal durch die Kalahari nach dem Damaraland und ließ sich längs einer Hügelkette, an deren Fuße sich einige Quellen befinden, unter dem 18. Grade südlicher Breite nieder. Zum Glück für die Ovahereró und vielleicht auch für den deutschen Einfluß ist diese neue Buren-Republik „Upingtonia“ von kurzer Dauer gewesen; der Rest der Buren, der 1886 zu Grootfontein genötigt gewesen war, sich unter deutschen Schutz zu stellen, ist 1891 in das portugiesische Gebiet übergesiedelt.

Gewiß hat der Charakter des Hereró unter diesen traurigen Geschicken gelitten, und es wird Generationen dauernden Friedens bedürfen, wie er erst nach der Befestigung der

deutschen Herrschaft beschieden sein kann, um sie unter der Leitung ihrer trefflichen Missionare wieder zu heben. Sie standen nur noch wie eine hilflose Herde ihren Feinden gegenüber. Und diese Entmutigung erklärt es, wie Reisende, die jahrelang mit ihnen verkehrten, sie in erster Linie als feig, lügenhaft und mißtrauisch in ungewöhnlichem Grade bezeichnen konnten: Andersson, Galton, Chapman und Green. Die Missionare lebten mehrere Jahre in Barmen und Schmelens Hope, ehe sie von einigen wichtigen Wasserquellen in der Nachbarschaft erfuhren, die den Ovahereró längst bekannt waren. Von Otyimbingue bis Omanbondi reist man 2—3 Wochen; als aber Galton einen Hereró nach der Länge dieses Weges fragte, sagte dieser, wenn man jeden Tag so schnell reise wie möglich, so sei man alt, ehe man anlange. Die geistigen Anlagen haben sich weniger entwickelt als bei den Kaffern. Hahn, der sie geistig stumpf nennt, setzt hinzu: „Vielleicht fehlt es nur daran, daß sie geweckt werden müssen. Eine gewisse Stärke ist da, sonst wären sie unter den unsäglichen Bedrückungen und grausamen Mißhandlungen der Namaqua vergangen. Ein hervorstechender Zug ihres Volkscharakters ist Eigensinn und Schwermut." Eine hervorragende Gabe besitzt dieses Volk mit anderen Negern in der Anlage zum Gesang. Welch sonnige Szene, die Hahn erzählt, wie ihn Missionsschüler während einer Rast nach trauriger Wüstenreise draußen vor der Hütte mit einem vierstimmigen Gesang nach den Melodien „Ein' feste Burg" und „Nun danket alle Gott" überraschen! Bei der Erwägung dieser Urteile ist es notwendig, hervorzuheben, daß über allen Fehlern im Hereró eine Eigenschaft waltet, die, unter Voraussetzung der Erziehung, seiner Zukunft eine günstige Aussicht eröffnet. Er ist stetig, sein hottentottischer Nachbar ist veränderlich. Der Hereró ist schwerer zugänglich, schwerer zu überzeugen, zu bekehren, er ist weniger Gefühls- als Verstandesmensch; aber er hält fester an dem, was er aufgenommen. Seine besten Kenner unter den Missionaren sind immer wieder auf diese Eigenschaft zurückgekommen und erkannten darin die Gewähr eines endgültig günstigen Erfolges ihrer Bemühungen.


Ledersandalen der Ovahereró. (Museum für Völkerkunde, Berlin.)

Über das gemütliche Leben der Ovahereró sind in Zeiten der Armut und Erniedrigung vorschnell ungünstige Urteile nach dem äußeren Schein gefällt worden. Sie stehen aber sicher nicht tiefer als ihre Nachbarn im Osten. Die Mutter trägt die Kinder in einem um Hals und Hüften geschlungenen Fell oder Leder, salbt sie fleißig und streckt und richtet ihre Glieder morgens und abends, um sie gerade zu machen. Benannt werden die Kinder nach wichtigen Ereignissen innerhalb ihres Stammes; wenn sich solche Gelegenheiten in ihrer Jugend wiederholten, tragen manche mehrere Namen. Die Knaben werden alle der Beschneidung unterworfen, in der Regel zwischen ihrem sechsten und achten Lebensjahre; mehrere werden zugleich beschnitten, die dann ihr ganzes Leben hindurch oma-kura, d. h. Genossen, Gesellen, sind. Die festliche Verzehrung mehrerer Ochsen und Schafe verherrlicht dieses Ereignis. Das Ausfeilen der oberen Schneidezähne in Form eines Schwalbenschwanzes und das Ausschlagen der drei oder vier

unteren findet bei beiden Geschlechtern im Alter von 12 bis 16 Jahren statt, bei den Mädchen etwas früher als bei den Burschen; und zwar werden zuerst die oberen ausgefeilt und später die unteren ausgeschlagen, ebenfalls unter festlichen Schmäusen. Dazu gehört auch das Umbinden der Schienbeine mit ledernen Riemen, deren Enden vorn wie Troddeln herunterhängen. Ein Mädchen, das zur Frau begehrt ist, legt den dreiohrigen Kopfputz an und verhüllt eine Zeitlang das Gesicht mit einem an dem Stirnrande befestigten Stückchen Leder wie mit einem Schleier. Von Häuptlingsweibern gilt eins, vom Manne dazu erwählt, als das Hauptweib, dessen erster Sohn zum Nachfolger in der Würde seines Vaters bestimmt ist. Die Stellung des Weibes nimmt in vielen Fällen den Anschein einer besonders schweren Gedrücktheit an, da die elenden



Ein Damara-Grab. (Nach Andersson)

Lebensverhältnisse vieler Hereró von selbst eine größere Last auf die Schultern des Weibes legen. Aber dieses übertrifft nicht selten den Mann an Entschlossenheit. „Sie thun oft höchst verzweifelte Dinge im Kriege und auf der Jagd, um ihre Männer zu ermutigen oder zu beschämen.“ (Chapman.) Josaphat Hahn erzählt, daß in einem der ersten großen Zusammenstöße mit den Namaqua in den zwanziger Jahren nur durch Eingreifen der zuschauenden und im entscheidenden Moment ihren Männern zu Hilfe eilenden Hereróweiber und -Jungfrauen der Sieg gewonnen ward.

Bei jedem Todesfall erhebt die ganze Bevölkerung eines Dorfes ein großes Wehgeschrei, und die Weiber weinen über dem Körper so viele Thränen wie möglich; denn je mehr Thränen auf den Leichnam fallen, um so besser für den Toten; Thränen sind günstige Zeichen. Chapman beschreibt den Tod eines seiner Damarabegleiter als herzzerreißend. „Die Weiber hatten ihn zum Sterben aus der Hütte ins Gebüsch getragen und kauerten alle um ihn her, indem sie unter

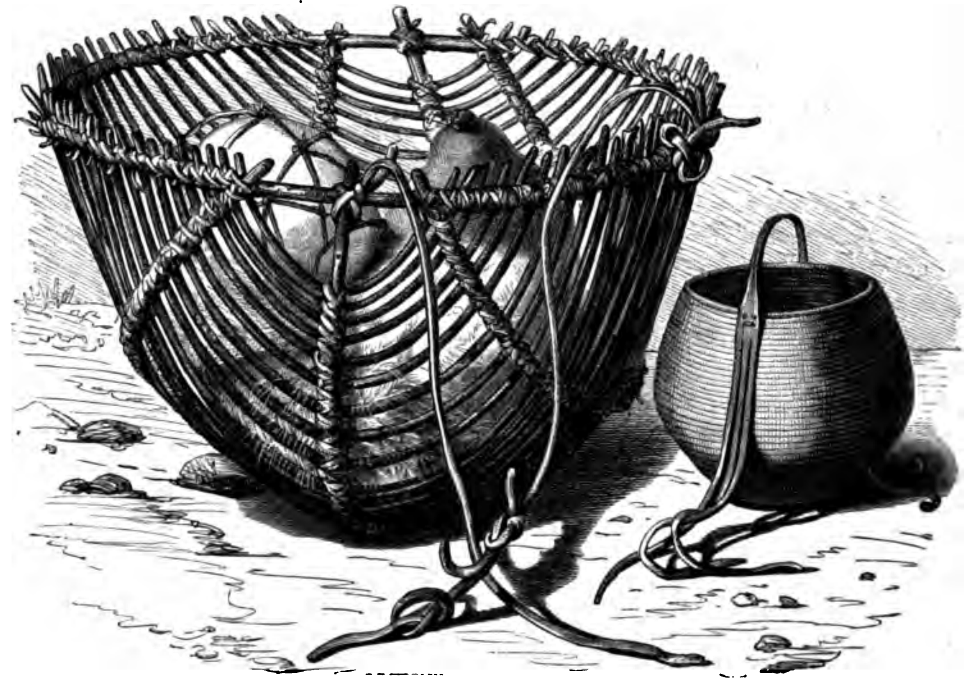
einem schmerzvollen, melancholischen Geheul seine Hände badeten und rieben; sein Kopf lag im Schoße seines Weibes. Oft bringt dieses laute Heulen den Halbtoten wieder zu sich; aber es scheint nicht so sehr diesen Zweck als eine Beziehung zu der entfliehenden Seele zu haben.“ Der Leichnam wird in Häute gebunden beigesetzt, und auf das Grab werden Steine gewälzt (s. Abbild., S. 146). Häuptlingsgräber werden noch durch eine Dornhecke geschützt und durch einen Baum oder Pfahl bezeichnet, woran einige Waffen des Verstorbenen samt den Schädeln der zum Leichenschmaus geschlachteten Stiere aufgehängt werden. Andersson berichtet, daß ein Häuptling auf seinen Wunsch gar nicht begraben, sondern auf einer Erhöhung in der Mitte seiner Hütte in zurückgelehnter Stellung beigesetzt wurde, worauf die Hinterbliebenen einen starken Palissadenzaun darum zogen. Sind sie fern von der Heimat, so setzen sie die Leichname aus Furcht, daß ihnen ihre Geister folgen, nicht bei, sondern werfen sie den wilden Tieren vor. Früher herrschte der Gebrauch, dem eben Gestorbenen das Rückgrat zu durchhauen, um den darin sitzenden Wurm Otjirura zu töten, der nach dem Tode ein böses Gespenst werden kann (Brinker). Sicher ist, daß für einige Zeit das Dorf, wo ein Häuptling gestorben, nach einem anderen Orte versetzt wird. Nach Jahren kehrt es aber wieder zurück, und der Häuptling kniet am Grabe seines Vorgängers nieder, erzählt flüsternd, daß er mit den Seinigen und mit den hinterlassenen Herden wiedergekommen sei, und bittet um langes Leben und Vervielfältigung seiner Herden. Nachdem diese Pflicht erfüllt ist, baut sich das Dorf auf demselben Flecke wieder an, und es werden womöglich selbst die alten Hüttenplätze von jeder Familie wieder eingenommen. Bemerkenswert ist die Sitte der jahrelangen Wiederholung der Totenklage bei der Wiederkehr des Todestages. Diese Pietät ist keine hohle Form. Wenn der Hausvater alt und schwach wird, so ist es nur natürlich, daß die Herrschaft und die Verwaltung der Herden in die Hände der kräftigen Söhne übergehen. Nichtsdestoweniger wird der Alte als der eigentliche Herr angesehen, und solange er noch nicht völlig stumpf geworden ist, werden noch immer die Milchgefäße und Fleischstücke zu ihm gebracht, damit er sie durch seine Worte weihen möge. Je mehr Erben erwartungsvoll auf ihn blicken, desto höher steigt die allgemeine Verehrung. Daß die Hereró den Segen eigentlich nur als vom Vater auf dem Sterbebett erteilt kennen, spricht für ihre Familienpietät. Diese Verehrung für den Alten des Stammes hört auch mit seinem Tode nicht auf. Das Grab bleibt heilig. Wenn nicht der Alte selbst durch ein Orakel verlangt, das Brüllen der Rinder wieder bei seinem Grabe zu hören, dürfen die Kinder nicht in der Nähe des Grabes wohnen. Nur voll Scheu und mit dem Opfer in der Hand naht der Erbe dem Grabe, um die Zukunft zu erfahren oder Hilfe in großen Nöten zu erbitten.



Ein Pulverhorn der Ovahereró. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/4 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 150.

Die Ovahereró stehen an Höhe und Kraft des Wuchses nicht hinter ihren kriegerischen Stammverwandten an der Südostküste, den Kaffern im engeren Sinne, zurück, während in ihrer Gesichtsbildung von dem etwas enthusiastischen Josaphat Hahn ein „auffallend kaukasischer“ Zug gefunden wird. Kritischere Betrachter geben wenigstens zu, „daß eine Annäherung an den

kaukasischen Typus bei den Hereró häufiger sein mag als bei den meisten anderen Südafrikanern, die Amasulu nicht ausgenommen" (G. Fritsch). Unsere Abbildungen (S. 144 u. 152; vgl. auch Bd. I, S. 667) bestätigen die Bemerkung, daß diese Annäherung ihren Grund in der besseren Entwickelung der Nase, der höheren Kopfform, den schwächeren Kinnbacken und den nur mäßig aufgeworfenen Lippen habe. Der Ursprung dieser Abweichungen ist nicht aufzuklären. Die Einwirkung der besonderen Klimaverhältnisse in einem so kurzen Zeitraum, wie er seit der Einwanderung der Ovaherero in diese Gegenden verflossen ist, und die Mischung mit Buschmann- und Namablut kann nicht dieses Ergebnis hervorgerufen haben. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß der Schädel dolichokephal und nur schwach prognath ist. Das tiefschwarze, wollige Haar erreicht bis 10 cm Länge; die schokoladenfarbige Haut spielt bei den Bandjeru oft ins Schwarzbraune.



Ovaherero: Ein Tragkorb mit Wasserbehältern (Kürbisschalen) und ein Korb aus Grasgeflecht. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/3 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 151.

Die Kleidung der Ovaherero besteht, wie es einem Volke von Viehzüchtern geziemt, fast ganz aus Leder und ähnelt, mit Ausnahme des seltsamen Kopfputzes der Frauen, der der Namaqua. Absolute Nacktheit ist ihnen bei Erwachsenen ein Greuel. Eine ihrer Sagen erzählt von einigen Weibern, die das Mißgeschick traf, daß ihre Lendenschürzen vom Flusse mitgerissen wurden, so daß sie nackt nach Hause zurückkehren mußten: noch heute heißt er davon Nacktfluß. Männer und Weiber tragen als Hauptkleidungsstücke ein oder zwei Schaf- oder Ziegenfelle um die Lenden. Die Weiber haben darunter eine Schmuckschürze aus zahllosen Lederstreifen, worauf Stückchen von Straußeneierschalen oder bei den Wohlhabenderen auch Perlen aufgereiht sind (s. die beigeheftete Tafel „Waffen und Schmucksachen der Hereró" und Abb., Band I, S. 667), während die Männer endlose dünne Lederstreifen in Form eines lockeren Gurtes um die Lenden schlingen, worin der Kirri und unter Umständen auch andere Geräte getragen werden. Die Länge dieses Lederstreifens deutet die Wohlhabenheit des Besitzers an. Diese Felle sind, wie der Hereró selbst, meist mit dicken Massen von rotem Ocker und Fett beschmiert; eigentliche Bemalung oder Tättowierung

Waffen und Schmucksachen der Hereró.

1) **Bogen.** 2) **Speer.** 3) **Köcher.** 4) Pfeil. 5) Pfeilfeder. 6 u. 7) Pfeilspitzen. 8) Kopfschmuck. 9 u. 10) **Kopfschmuck der Männer.** 11) Beinringe der Weiber. 12) Halsband. 13) Schurz.

(Museum für Völkerkunde, Berlin.) $\frac{1}{7}$ wirkl. Größe.



ist aber nicht gebräuchlich. „Man kann", sagt Josaphat Hahn, „dies Beschmieren mit Fett und Ocker, so seltsam und unsauber es auch erscheinen mag, nicht als eine üble Angewohnheit bezeichnen, sondern es ist für jenes Klima notwendig. Die Haut bleibt dadurch fortwährend geschmeidig und wird vom Staube nicht irritiert, was sonst leicht häßliche und nicht ungefährliche Hautkrankheiten, Ausschläge und dergleichen, nach sich zöge. Ferner wird man hierdurch vor plötzlicher Abkühlung des Schweißes bewahrt." Als Kopfbedeckung tragen die Männer nur bei schlechtem Wetter ein Stück Fell, dem sie die verschiedensten Gestalten geben können, außerdem Muscheln im Haar (s. Abbildung, S. 152); aber die Frauen bieten in ihrer gewöhnlichen Kopfbedeckung eins der originellsten Stücke der südafrikanischen Trachten. Sie tragen von der Verheiratung an einen helmartigen ledernen Aufputz, mit Perl- oder Muschelschnüren geschmückt, von dessen hinterem Teil drei eselsohrartige Zipfel steif in die Höhe ragen (s. Abbild., Bd. I, S. 667). Schnüre von Elfenbein- oder Eisenperlen bis zu 10 kg schwer hängen hinten bis auf die Fersen herab. Verheiratete Frauen sieht man fast nie ohne diesen Kopfputz. Große Ledermäntel, die den Rücken bedecken, werden vorzugsweise von den Frauen getragen. Den Männern eigentümlich sind Lederbänder dicht unterhalb des Kniees, von denen Lederstreifen bis auf den Fuß herabhängen. Lederne Sandalen, die zu Hause getragen und nach orientalischer Sitte vor dem Betreten eines fremden Hauses abgelegt werden, vervollständigen den Anzug (s. Abbild., S. 145). Die Weiber zeichnen sich durch eine große Zahl kupferner und eiserner Ringe um Unterarm und Unterschenkel aus. Perlenschnüre (Eisenperlen am liebsten) tragen beide Geschlechter um den Hals und lassen die verschiedensten Gegenstände: Eisenstücke, Muscheln und anderes auf die Brust herabbaumeln. Galton erzählt von einem Hereró, der eine Schnur glatt gearbeiteter Elfenbeinperlen von der Billardkugel bis zur Haselnuß hinab auf die Fersen herabhängen ließ. Auf Gold oder Messing legen die Ovahereró keinen Wert. Den Körper salben sie mit Fett, dem roter Eisenstein beigemengt ist, und diese Farbe sowie das stark riechende Buchupulver (vgl. obige Abbildung und die auf S. 150) der Hottentotten streuen sie auch in ihr Haar. Dieses tragen sie in steif herabhängenden, zusammengefetteten Strähnen. Die Weiber flechten Lederstreifen und Pflanzenfasern darein. Der Kopf männlicher Kinder wird öfters ganz geschoren, während auf dem der weiblichen ein Schopf am Wirbel stehen bleibt. Schmuck ist auch die Behandlung der Zähne, indem sie die unteren vier Vorderzähne ganz ausschlagen und die zwei oberen mittleren schwalbenschwanzförmig zufeilen. Gefeilt wird nur mit scharfen Steinen. Ihre Kriegsgefangenen und Sklaven „zeichnen" sie gleichfalls durch Ausschlagen einiger Zähne. Als Grund dieser Verstümmelung, die beim Eintritt der Mannbarkeit vorgenommen wird, haben sie auf die Fragen einzelner Reisenden die Erleichterung des von ihrer Sprache erforderten leisen Lispelns angegeben. Der wahre Grund ist ihnen aber wohl selbst verborgen. Ein Berg des Damaralandes, Jschuameno, hat seinen Namen von dem Feste der Zahnverstümmelung, das in glücklicheren Tagen dort gefeiert ward.



Ein Buchutäschchen der Bergdamara. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/3 wirkl. Größe.

Die Waffen der Hereró sind Assagaien, Kirri, Bogen und Pfeile (s. die beigeheftete Tafel). Am wirksamsten von allen ist jedenfalls der Kirri, dieses bei allen Kaffernstämmen verbreitete Mittelding von Wurf- oder Schlagstock und Keule. Im Wurfe töten sie mit großer Sicherheit damit kleinere Tiere, während ein wohlgezielter Schlag auch einen kräftigen Mann niederstreckt. Jeder Hereró führt in seinem Schnurgurt einige davon. Die Assagaien machen mehr den

Eindruck von Schauwaffen und werden hauptsächlich als Messer benutzt. Die Klinge aus weichem Eisen ist deshalb breit und lang; ihre Politur und Schärfung gehört zu den regelmäßigen Beschäftigungen des Hereró. Der Schaft ist aus starkem Holz, oft sogar aus Eisen, und trägt in der Mitte oder am Ende einen buschigen Rinderschweif. Die Breite der Klinge erschwert ihre Benutzung zum Stechen und die Schwere des Schaftes das Werfen. Der Dolch, den fast jeder Hereró in lederner Scheide an den Lenden trägt, ist Hauptwerkzeug beim Schneiden, beim Schlachten des Viehes &c. und wird als Waffe selten gebraucht. Bogen und Pfeile trugen sie früher beständig mit sich, ohne indessen je eine große Sicherheit in ihrem Gebrauch zu erwerben. Nach Andersson schießen sie damit gut nur auf 10—12 Schritt. Dagegen sind sie auffallenderweise gar keine schlechten Gewehrschützen, was andeutet, daß ihre schon äußerlich recht rohen Bogen keine gute Konstruktion hatten. Für das Pulverhorn (s. Abbildung, S. 147) führten sie eine den Buren nachgeahmte Form ein. Mit der Zahl der Gewehre ist ihr früher tief gesunkener kriegerischer Geist beträchtlich gestiegen, und sie gehören jetzt zu den besser Bewaffneten jener Regionen. Nicht zur Bewaffnung, wohl aber zur Ausrüstung gehört der Grabstock, den der Damara häufig wie der Buschmann bei den Pfeilen im Köcher trägt. „Heutzutage“, schrieb Büttner 1882, „sieht man einen Mann außerhalb seiner Werfte nur sehr selten ohne Gewehr. Durch die Jagd erhält sich die Waffenübung. Die Beteiligung am Kriege ist rein freiwillig; und da die Hereró immer nur nach praktischen und nie nach ideellen Grundsätzen handeln, so wird niemand zu den Waffen greifen, der nicht seinen direkten Vorteil dabei sieht. Wenn nun ein Fürst die Seinigen zu einem Rache- und Raubzuge rüstet, so werden zunächst die jüngeren Brüder, die Haussöhne, und wer sonst waffenfähig unter den nächsten Verwandten ist, zu dem Zuge aufgeboten. Je mächtiger und reicher nun der Feind ist, desto mehr ist Beute zu hoffen; es werden sich also bald auch noch viele andere Leute finden, die sich gern anschließen, um auch etwas von der Beute zu profitieren; und der Unternehmer des Kriegszuges wird diese Mitziehenden gern mit Waffen und Munition ausrüsten. Je weniger Gefahr bei der Expedition zu fürchten ist, desto mehr wird der Heerhaufe anschwellen. Die Leute im Zuge ordnen sich nach den Schwägerschaften und Freundschaften, die vornehmsten jungen Leute übernehmen die Führung der einzelnen Haufen und sind die Vorkämpfer. Solange nun die eigentlich bei der Sache Interessierten tapfer auf den Feind losgehen, wird der helle Haufe auch gut nachdrängen, um möglichst rasch an die Beute heranzukommen; fallen aber die Vorkämpfer beim Angriff, so löst sich auch sofort der Kriegszug auf, und jeder denkt nur daran, sein Leben zu salvieren.“ Ganz anders geht es zu, wenn der Feind angreift. Zwar werden auch dann der Besitzer und seine nächsten Verwandten bereit sein, ihr Hab und Gut zu verteidigen; aber die große Masse der Knechte, denen das Vieh nicht eigentümlich gehört, wird mit der größten Ruhe zusehen, wie das Gefecht abläuft. Und wenn der Sieger den ganzen Herdenreichtum des Überwundenen heimtreiben läßt, so bleiben die Knechte natürlich bei den Milchtöpfen und ziehen willig mit den geraubten Kühen mit. Alles hängt an den Herden. Ist die Aussicht auf Sieg gering, so werden selbst die Herren sich und die Herden willig den Fremden übergeben, um, wenn auch als Knechte, die Herden ihrer Väter weiter zu hüten. Das Schicksal des Nationalhelden Kahitschene zeigt deutlich, wie vor der Zeit der Gewehre die Kriegführung war. In dem Namakriege der vierziger Jahre wurden in ein und



Eine Buchubüchse der Ovahereró. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/3 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 149.

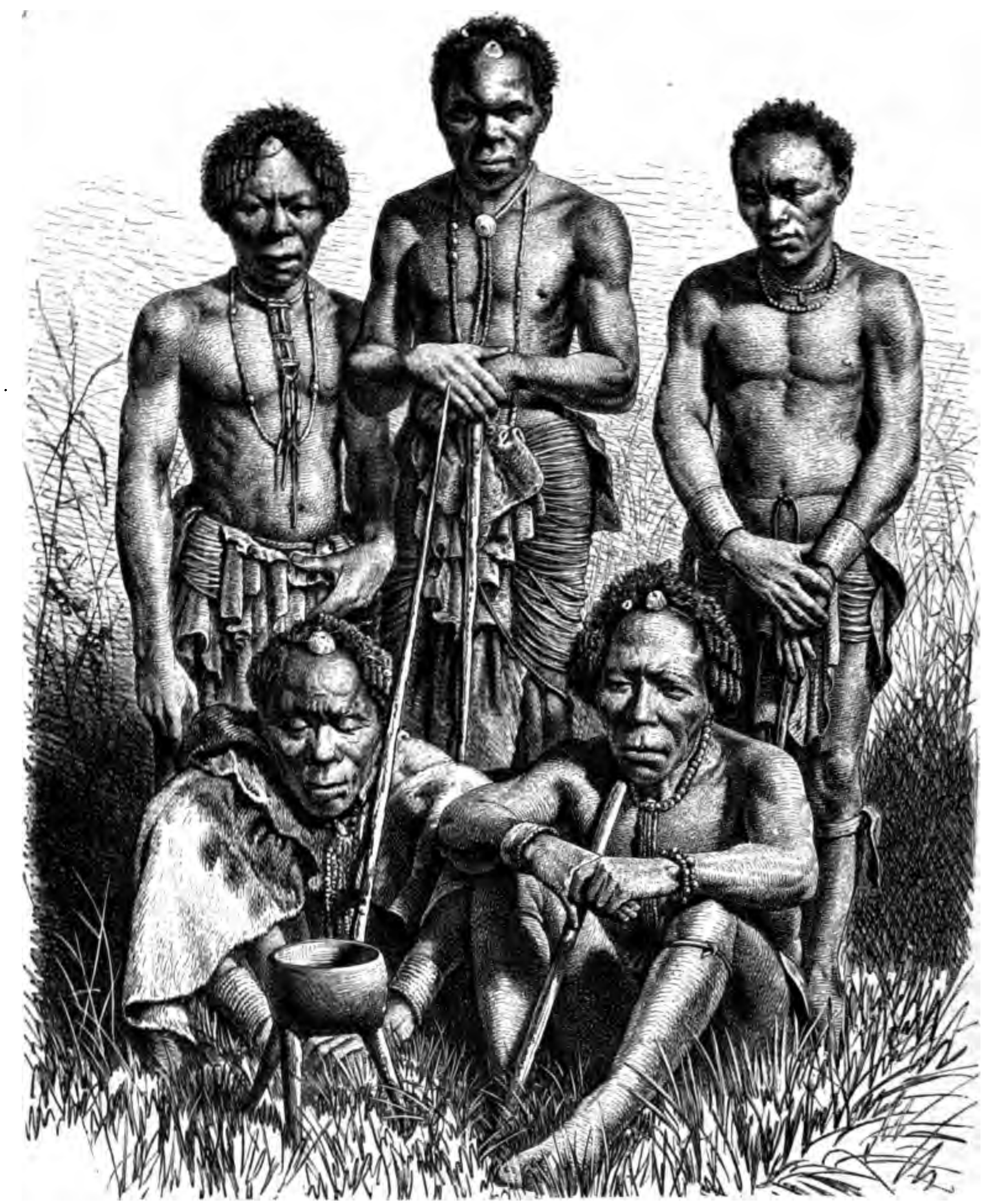
derselben Nacht seine sämtlichen Dörfer heimlich überfallen. Kahitschene, der auf Okahandya von Jonker Afrikaaner umzingelt und angegriffen wurde, wagte allein, sich mit einer kleinen Schar in die Reihen der Feinde zu stürzen, und war der einzige, dem es gelang, sich Bahn zu brechen. Er ahnte nicht, daß in derselben Nacht sein ganzer Stamm vernichtet war, und daß sich Frau und Kinder in der Gefangenschaft befanden. Als er hiervon Nachricht erhielt, raffte er seine letzten Mannschaften auf und griff mit der kleinen Schar die Feinde an. Während des Kampfes verließen ihn aber seine Krieger, und er selbst fiel mit seinem tapfern Sohne nach heldenmütiger Gegenwehr. Damit war das Schicksal der Ovahereró bis zum Auftreten Kamahereróš entschieden.



Geräte der Bergdamara: 1) Holzschale zum Reinigen des Grassamens, 2) irdener Topf, 3) Löffel, 4) Trichter. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/8 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 159.

Die Hütten der Ovahereró erinnern teils an die der Hottentotten, teils an die der Buschmänner. Es sind viel mehr Nomadenhütten als bei den Betschuanen. Alles ist leicht, flüchtig gemacht, zum Mitnehmen geeignet. Während der Regenzeit schützt man die bienenkorbförmige Behausung durch Felle. Für jedes Dorf bildet ein heiliges Feuer (s. S. 52) den idealen Mittelpunkt der Gemeinde, und auf dem Aschenhaufen, der ebenfalls eine heilige Stätte ist, liegen die großen Hörner der bei feierlichen Gelegenheiten geschlachteten Ochsen; mit dieser Asche bestreicht sich der Älteste bei heiligen Handlungen Schläfe und Wimpern. Kein Hereró geht nachts ohne Feuerbrand, teils aus Furcht, teils um Licht und Wärme zu genießen; es kommt vor, daß er dem Löwen seine Beute mit einem Feuerbrand abjagt. Das Mobiliar der Hütte besteht aus einigen hölzernen Gefäßen, einem irdenen Kochtopf, der oft so groß ist, daß er nicht durch die Thür geht, einem Lederbeutel mit Fett (s. Abbildung, S. 93), einem anderen mit verschiedenen Schmucksachen (Rötel und Perlen) und schließlich vielleicht einem eisernen Messer zum Schnitzen. Geflochten wird zwar wenig, schon deshalb, weil Palmen erst im Ovambolande vorkommen, aber darum nicht ungeschickt (s. Abbildung, S. 148).

Entsprechend ihrer Beschäftigung und Lebensweise besteht die **Nahrung** des Hereró **hauptsächlich aus Milch** und aus dem, was die Steppe an Wild und eßbaren Gewächsen darbietet. Wo sich der alte Herdenreichtum erhalten hat, trinkt ein Erwachsener täglich 5—9 Liter



Männer der Ovahereró. (Nach Photographie im Besitz des Missionshauses in Barmen.)

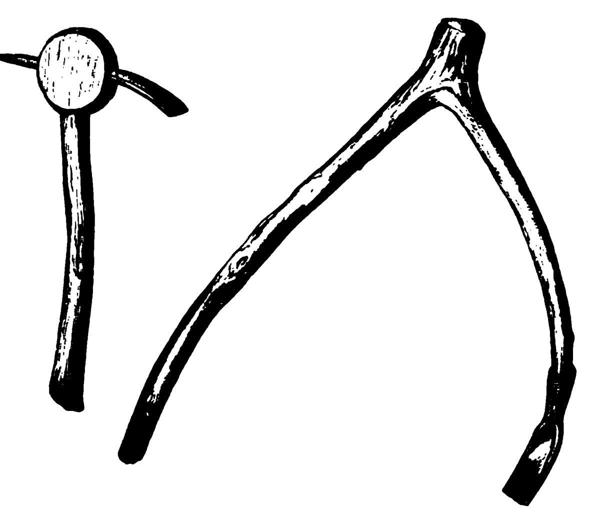
saurer Milch und ißt dazu nur Erdnüsse. Das Schlachten von Vieh, bloß um Nahrung zu gewinnen, ist ihnen fremd. Ein Stück aus der Herde wird nur dann getötet, wenn ein Fremdling in das Dorf kommt, oder wenn ein Fest, wie Zahnverstümmelung oder Hochzeit, gefeiert werden soll. Daran nimmt das ganze Dorf teil und verzehrt mit berühmter Gefräßigkeit selbst

mehrere Rinder in unglaublich kurzer Zeit mit Haut und Eingeweiden. Jedes tote Tier, das verspeist werden kann, sei es auch gefallen, ist Gemeingut; und so begreift man, daß für einen toten Ochsen noch nicht einmal ein lebendiges Schaf zu kaufen ist. Dabei setzen ihnen aber zahlreiche abergläubische Meinungen Schranken: kein Volk dürfte reicher an Vorurteilen gegen Speisen sein. Als die Damara aus ihren besten Jagdgründen durch die Namaqua verdrängt waren, fanden sich die Ärmeren unter ihnen, die sich mit den Buschmännern an Geschick im Jagen nicht vergleichen können, vorwiegend auf Pflanzenkost angewiesen, wiewohl sie in der Not selbst Hyänen und Leoparden nicht verschmähten. Sie wetteifern aber mit den Buschmännern in der Kenntnis und Ausbeutung der zahlreichen eßbaren Wurzeln und Knollen. Sie kauen im Notfall das Holz einer Sterculia. Selbst aus dem Elefantendünger lesen sie unverdaut abgehende Mandeln auf und verspeisen sie mit Appetit. Ganz rohes Fleisch zu essen, verbietet ihnen ihr Aberglaube; aber es genügt der geringste Grad von Röstung, es genießbar erscheinen zu lassen.



Ein Tabaksbüchschen der Bergdamara. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/2 wirkl. Größe.

Der Handel der Hereró nach außen scheint vor der Zeit des europäischen Handels, der bis vor etwa 40 Jahren verschwindend klein war, hauptsächlich von ihren nördlichen Nachbarn, den Ovambo, vermittelt worden zu sein. Haupttauschmittel waren Eisen- und Kupferwaren und portugiesische Perlen gegen Rinder. Glasperlen, mit denen schon Anfang der 30er Jahre am Ngamisee von den Bakoba (Mkaba) gehandelt wurde, kamen auf dem Wege über das alte Monomotapa sambesiaufwärts. Die Hereró besitzen keine eignen Schmiede, sondern lassen diese Arbeit von fahrenden Leuten aus dem Ovambolande besorgen. Vor der Zeit der Europäer hatte das Eisen hier mehr Wert als bei uns Silber; denn die Ovamboschmiede trugen es 15—20 Tagemärsche aus ihrem Lande herüber. Nicht bloß Sagen der Hereró erzählen vom Nähen mit Dornen und vom Baumfällen mit Steinäxten; sie lassen mit scharfen Steinen zur Ader. Der häufigere Besuch der Südwestküste Afrikas durch europäische Schiffe hat auch hierin Änderungen hervorgerufen, denen der politische Aufschwung der Hereró zu Hilfe kam. Heute sind sie es, die den Handel von der Küste nach der Ngamiregion vermitteln.



Hacke und Axt der Ovahereró. (Museum für Völkerkunde, Berlin.)

Solange sie ungestört lebten, gruppierte sich ihr Leben mit einer selbst in Südafrika bewundernswerten Einseitigkeit um die Viehzucht. Sie hat in kriegerischen Zeiten zu ihrem raschen Rückgang beigetragen, da Verlust einer Herde unfehlbar Verarmung ihrer Besitzer mit sich brachte. Die Damararinder bilden noch heute den wichtigsten Gegenstand des Handels nach der Kapkolonie. Die Schafrasse trägt Fettschwänze, aber keine Wolle. Außerdem werden Ziegen



Bergdamara: 1) Speer, 2) Trommel, 3) Keule. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/8 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 159.

gehalten. Die Hunderasse ist ebenso schlecht wie die irgend eines anderen südafrikanischen Stammes, indes wird es lobend hervorgehoben, daß die Ovahereró ihre Hunde besser behandeln als die Namaqua.

Indem die Ovahereró durchaus Hirten und Jäger sind, fehlt ihnen das dauernde Kleben an der Scholle, das die Grundlage des persönlichen Besitzes ist; und es ist nur natürlich, daß sie ihr ganzes Land als allgemeines Eigentum betrachten. Es wird aber doch das Herkommen streng aufrecht erhalten, daß, wer sich zuerst an einem bestimmten Orte festsetzt, so lange dessen Herr ist, als es ihm beliebt; und ein anderer wird im Friedenszustand niemals wagen, seine Herden ebendort zu tränken oder zu füttern, ohne formelle Erlaubnis erhalten zu haben. Einen interessanten Beleg hierfür liefert die Geschichte der Beziehungen zwischen dem Häuptling Kahitschene und den deutschen Missionaren von Richterfeld. Von den Namaqua gedrängt, wünschte jener, sich bei Richterfeld niederzulassen, that dies aber nicht, ohne einige seiner Ältesten an den Missionar Rath mit der Frage zu senden, ob diese Absicht seinen Beifall finde. Dieser erwiderte, daß Kahitschene thun könne, wie ihm beliebe, da der Missionar als Fremder keinerlei Anspruch auf den Boden erheben könne. Die Botschafter waren aber keineswegs zufrieden mit dieser „ausweichenden" Antwort und versicherten, daß sich ihr Häuptling nie ohne besondere Erlaubnis hier festsetzen werde. Von allen südafrikanischen Kaffernvölkern sind die Hereró das einzige, dem der Ackerbau früher gänzlich fehlte. Handelt es sich dabei um einen Kulturverlust, oder haben wir ein ursprünglich rein viehzüchtendes Volk vor uns? Die Einseitigkeit der nur als Hirten lebenden, keinen anderen Stand umschließenden Hereró hat sogar den Gedanken nahegelegt, sie seien ein Glied eines anderen Volkes, der Hirtenstand, der sich mit den Herden losgelöst und isoliert habe. Die Wahrscheinlichkeit spricht für die erstere Annahme. Halten wir fest an der Einwanderung aus einer nördlich oder nordöstlich von den heutigen Wohnsitzen der Ovahereró gelegenen Landschaft, so wohnen dort Völker, die zu den besten Ackerbauern in ganz Afrika gehören. Und wenn nun die Hereró von dorther vor so kurzer Frist, wie man annehmen muß, einwanderten, so müssen sie dort an der großen folgenreichen Errungenschaft des Ackerbaues teilgenommen haben. Die haben sie erst später, sei es auf dem Wege oder in den neuen Wohnsitzen, eingebüßt. Hand in Hand geht mit der Ackerbaulosigkeit bei diesem Volke die Unkenntnis des Tabaks, den sie erst von den Namaqua seit deren Vordringen nach Norden kennen gelernt haben. Seitdem sie sich auf Anregung der Missionare auch mit dem Ackerbau beschäftigen, haben sie die Namahacke angenommen.

Daß die Ovahereró seit Menschengedenken keine mächtige politische Gemeinschaft gebildet haben, ergibt sich zum Teil aus der Natur ihres Landes, die vielen kleinen Ansammlungen, aber keiner größeren, beherrschenden günstig ist, zum Teil aus der allgemeinen Lockerung aller Verhältnisse, der Folge langer, verheerender und fast immer unglücklicher Kriege. Andersson sagt, der Häuptling übe nur eine

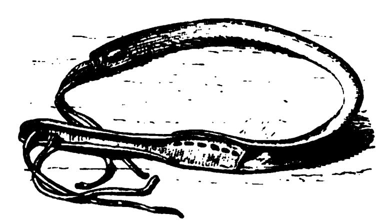
nominelle Herrschaft über seinen Stamm aus; wenn er den Versuch mache, ein schweres Vergehen zu ahnden, so ziehe man einfach unter den Schutz eines anderen Häuptlings. Wird ihm aus Gewohnheit Gehorsam gezollt, so geschieht dieses weniger der politischen Führung als der priesterlichen Stellung wegen: er segnet die Ochsen und läßt sie durch eine seiner Töchter (s. S. 158) täglich beim Ausgang aus dem Kral durch Bespritzen mit Wasser zauberfest machen. Doch hat zur selben Zeit Galton in dem Häuptling Kahitschene noch einen geborenen Herrscher von unzweifelhaft großem Einfluß gefunden; Galton erhielt von ihm nicht nur gestohlene Ochsen zurück, sondern es wurden auch vier von den sechs Dieben mit Keulen totgeschlagen. Für Viehdiebstahl wird wohl auch die Strafe des Hängens angewandt. Wenn sich auch der Schwache dem Starken um Schutz nähert, so wird doch der Starke die Zügel nie zu straff anziehen dürfen; sonst gehen ihm seine Unterthanen weg und lassen den großen Herrn allein. Selbst die Sklaven haben in der Freiheit, ihrem Herrn zu entfliehen, eine Sicherung gegen üble Behandlung. Bewundern muß man die größeren Fürsten, die sich mit großer Schlauheit die Ihrigen immer wieder unterthänig und gehorsam zu halten wissen, ohne irgend jemand direkt weh zu thun. Meistens wissen sie den Abtrünnigen in der Weise zu zwingen, daß sie ihm das Leben in der Nähe des Hauptplatzes recht sauer machen, damit er mehr in die Ferne unter Fremde zieht. Sobald dann die anderen Häuptlinge merken, daß solch ein fremder Unterthan schutzlos geworden, wird er bald allgemein so übel behandelt, beraubt und bestohlen, daß er schließlich zufrieden sein muß, sich auf Gnade oder Ungnade seinem eignen Häuptling ergeben zu dürfen. Anderseits schützt der Häuptling gern den getreuen Knecht. Was viel dazu beiträgt, die politische Ohnmacht in diesem Volke zu verewigen, ist die Abneigung gegen bestimmte Grenzen. Als sich nach neunjährigen Kämpfen mit den Ovahereró der Vormann der verbündeten Namastämme, Jan Afrikaaner, gezwungen sah, die Hilfe der Missionare zur Vermittelung eines leiblichen Friedensschlusses in Anspruch zu nehmen, versuchten die Missionare vergebens, auf die Häupter beider Parteien einzuwirken, daß sie sich über die Grenzen ihrer Gebiete einigten. Beide Teile erklärten, sie wollten Freunde werden, aber ihr Land gemeinschaftlich besitzen. Nachdem fast zehn Jahre hindurch beide Stämme verhältnismäßig friedlich untereinander gewohnt hatten, ist nun doch der Friede wieder gebrochen worden. Auf die Dauer macht ein solches System eine stramme Staatsleitung, ein festes Zusammenhalten des Volkes zu Schutz und Trutz völlig undenkbar.



Eine Dachapfeife der Bergdamara. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/4 wirkl. Größe.

Die Unvollkommenheit des Staates macht die gesellschaftlichen Verbände um so wichtiger, mannigfaltiger und wohl der Lage sehr entsprechend. Einmal ist jener Kommunismus in den beweglichen Gütern (s. S. 99) in ein System gebracht, indem gewisse Leute einen besonderen Bund dazu miteinander schließen, daß ihnen alles gemeinsam sein solle. Jugendgespielen (oma-kura: solche, die miteinander groß geworden; s. oben, S. 66 u. 145) werden auch im späteren Alter nicht leicht eine Bitte einander abschlagen; sie scheinen vielmehr ihre Sachen als gemeinsames Eigentum anzusehen. Noch enger ist aber die Gemeinschaft der oma-panga, der Verbundenen. Bei diesen sind auch die Frauen gewissermaßen gemeinsam. „Ob ein solcher Bund durch gewisse Zeremonien befestigt wird", sagt Büttner, „habe ich nicht erfahren können; möglicherweise betrachten sich die auf gleicher gesellschaftlicher Stufe Stehenden schon von Natur als

oma-panga." Diese Bünde weisen jedem Hereró seine Rangstufe an, die sich sogar beim Viehtränken zeigt, wo der höchste zu oberst auf dem Baume steht, der als Brunnenleiter dient, während der unterste unten im Brunnen schöpft und hinaufreicht. Endlich gibt es aber zum dritten noch eine Art von Adel im Hererovolk, der in der eigentümlichen Erscheinung einer gewissen Geschlechter- oder Kastensonderung zum Ausdruck kommt, die nicht mit den Stämmen zusammengeht. Das Volk zerfällt in sechs oder sieben Geschlechtergruppen, angeblich von Anfang an verschiedenen Ursprungs, die Männer verschiedener Stämme umschließen. „Es gibt zwei Arten des Adels: einer geht vom Vater auf die Söhne, der andere von der Mutter auf die Töchter über, obwohl sich natürlich die Kinder gern des Adels beider Eltern rühmen. Jener heißt oru-zo, Herkunft, dieser e-anda (Etymologie unbekannt). Von den Angehörigen werden gewisse althergebrachte Zeremonien beobachtet: man schafft sich am liebsten Vieh einer besonderen Farbe an für den persönlichen Gebrauch und als Opfer, Vieh von gewissen Farben hält man nicht und ißt man nicht. So ist der Familie Oru-e-sembi das Chamäleon, esembi, heilig, sie rühren es nicht an, sie sagen zu ihm: tate mukururume, unser alter Großvater; sie halten am liebsten braunes Vieh und in bestimmter Art gesprenkeltes. Ova-kueneyuva, die Vettern der Sonne, essen kein Fleisch von blaugrauem Vieh und haben am liebsten Vieh ohne Hörner. Oru-oma-koti, die mit den Lappen, halten am liebsten gelbe oder fahle Rinder und werfen, wenn ein Rind geschlachtet wird, den Magen weg. Oru-horongo (vom Kuddu, ohorongo) halten keine Rinder oder Schafe ohne Hörner oder Ohren oder mit verkrüppelten Hörnern, essen sie auch nicht, opfern und zaubern mit dem Kuddu. Zu dieser Familie gehörte Kamahereró. Darum liegen auf dem Grabe seines Vaters Katyamuaha in Okahandya Kudduhörner." (Büttner.) Es ist die bekannte Totemgliederung, die bei der bunten Zusammensetzung der Herde eines Besitzenden (s. S. 98) den Nebenvorteil der Auseinanderhaltung der Elemente hat; ohne diese Geschlechterscheidung wäre der vielfältige Herdenbesitz ein Chaos, verwirrt und verwirrend. Allgemein scheint die Sitte zu sein, nach der Tötung eines Löwen sich ebenso selbst zur Sühne Blut zu entziehen wie nach der eines Menschen.



Ein Ledergürtel der Bergdamara.
(Museum für Völkerkunde, Berlin.)

Gleich allen Negern lieben die Ovahereró Musik, Tanz und Gesang. Musikalische Instrumente besitzen sie wenig. Sie winden um Sehne und Schaft des Bogens ein Stückchen Lederriemen so, daß die Sehne straff gespannt wird; indem sie dann den Bogen wagerecht gegen die Zähne halten, schlagen sie die gespannte Sehne mit einem kleinen Stöckchen. Mit diesem höchst einfachen Instrument erzielen ihre geschickten Musiker bemerkenswerte Wirkungen. Eine Art Guitarre, die Galton bei ihnen sah, dürfte von den Ovambo herübergebracht sein. Ihr Gesang besteht aus Einzelgesängen mit regelmäßig ablösendem Chor. Ihre Tänze sind einfach: Hauptbestandteil ist die Nachahmung der Bewegungen von Tieren. Darin sind wohl die Buschmänner ihre Lehrmeister gewesen, aber die Hereró haben es darin sehr weit gebracht. Galton erzählt von einem, der ihm das Nilpferd so täuschend vorstellte, daß er augenblicklich die charakteristischen Bewegungen erkannte. Als Gipfel der Komik gilt die Nachahmung des plumpen Geplärres des Pavians, in jeder musikalischen Unterhaltung der Hereró die wirksamste Programmnummer. Ihre Plaudereien unter Jauchzen und Lachen sind endlos. Ebenso sind sie fleißige Erzähler, wenn auch ihr Vorrat von Geschichten nicht dem der Buschmänner und Hottentotten gleichkommt. Vor allen Dingen liebt der Hereró frei erfundene Geschichten, die bei den gemütlichen Abendversammlungen von einem Erzähler vorgetragen werden, der sich in Vorbereitungen und

Nebenumständen zu ergehen liebt. Es kommt bei den Märchen vor, daß der Erzähler eine oder gar zwei Stunden ausfüllt; dann verläuft der Strom der Erzählung gewöhnlich im Sande, weil der Vortragende mit seiner Phantasie zu Ende ist und vergessen hat, worauf er hinauswollte.

Der Hereró ist gastfrei, doch ist seine Gastfreundschaft, wie die aller Neger, mit Förmlichkeiten umgeben. Der Fremde bleibt außerhalb des Verhaues, womit jedes Dörfchen umgeben ist, und stützt sich nachlässig auf seinen langen Bogen oder seine Assagaie. Nach einer Weile, oft erst nach einer Stunde und darüber, kommt der Häuptling oder ein anderer Dorfbewohner und beginnt folgende Begrüßungsfeierlichkeit; dabei sitzt oder steht man nach Belieben. Der Häupt-



Bergdamara-Häuptling und Frau. (Nach Photographie im Besitz des Missionshauses in Barmen.) Vgl. Text, S. 158.

ling redet den Ankommenden mit „kóra!“ (mehrere: „koree!“) an, d. h. „erzähle!“ Der Fremde antwortet: „indé“ („nein“). Häuptling: „kóra!“ — Fremder: „indé, indé“. — Häuptling: „kóra!“ — Fremder: „indé vanga“ („nein, durchaus nicht“). — Häuptling: „kor'omámbo“ („erzähle Worte oder Geschichten“). — Fremder: „hin'omámbo“ oder „hin'omámb'“ („ich weiß keine Geschichten“). Bleibt nun der Fremde unerbittlich, so kommt schließlich die Aufforderung vom Häuptling: „kor'-ovizezé“ („erzähle Lügen“), was so viel heißen soll wie Anekdoten, Gerüchte. Endlich kommen die Neuigkeiten; alles muß ausgekramt werden, was auf der Onganda des Fremden oder sonstwo vorgefallen ist, wobei es auf Wahrheit oder Dichtung nicht ankommt. Dann werden die Rollen in Fragen und Antworten vertauscht, und schließlich wird ein Gefäß mit Milch gebracht. Dann wird der Fremde in die Onganda geführt, am Beratungsfeuer vor des Häuptlings Wohnung von einigen Kriegern empfangen und schmaucht bald gemächlich seine Pfeife. Nachdem er nun von Zeit zu Zeit auf seinen leeren Magen hingedeutet hat, wird ein Schaf geholt, geschlachtet, und der Fremde ist völlig zu Hause. Zu den Schmausereien um das Herdfeuer muß jeder Fremde zugelassen werden. Kein Fluch wird für schwerer gehalten als der, den ein ungastlich Behandelter auf die werfen würde, die ihn vom Herdfeuer weggewiesen.

Die Ovahereró haben einen starken Glauben an Zauberei. Die Zauberer haben großen Einfluß; sie umgeben den Kranken mit unsinnigen Zeichen und Beschwörungen und schmieren als Hauptmittel Hyänenkot dem Kranken auf Mund und Stirn. In Krankheitsfällen gebrauchen sie, wo kein Zauberer zu haben ist, Kuhmist und binden um das Gesicht und die Brust lederne Riemen. Neben den Zauberern gibt es bei ihnen zaubernde Mädchen (Ondangere), in der Regel die Töchter der ersten Frau.

Nun noch ein paar Worte von dem entwickelten Baumkultus der Hereró. Dieser Glaube, der an ähnliche Baummythen bei anderen Negervölkern erinnert (s. S. 42), ist nur ein Ausläufer des Ahnenkultus; denn er führt darauf hinaus, daß ein heiliger Baum den Ovahereró, den Buschmännern, den Ochsen und den Zebras Ursprung gab. Die ersteren entfachten sofort ein Feuer, das Buschmänner und Zebras verscheuchte, die seitdem miteinander in der Wildnis umherziehen, während die Ovahereró mit ihren Ochsen das Land in Besitz nahmen. Auch alle anderen lebenden Wesen erzeugten sich aus diesem Baume. Besonders wird dem Tate Mukururume oder Omumboro-Mbonga, einem mächtigen, kräftigen Baume mit spärlichem, graugrünem Laube und silberweißer, tiefgefurchter Rinde, „so vorsündflutlich aussehend, als ob ihn die gegenwärtige Generation nichts angehe", Verehrung gezollt. Er steht mitten unter den anderen einzig in seiner Art. Früher wurden bestimmten Bäumen dieser Art Opfer gebracht, und die Ovahereró riefen schon, wenn sie einen von weitem sahen: „U zera tate mukururume!" („Du bist heilig, Urvater!") Sie zeigen überhaupt poetisches Gefühl für die Eigentümlichkeit gewisser Bäume; so lieben sie vor allen den eichenähnlichen Kamelbaum (Acacia Giraffae): er heißt Omuhiviriko a, der zu Preisende. Merkwürdig sticht von der markigen Gestalt und der unscheinbaren, dunkeln Rinde dieses Baumes das zarte Grün des Laubes ab und das Goldgelb der unzähligen, lieblich duftenden Blüten. Man lernt den Baumkultus verstehen hier in der baumarmen Steppe, wo sich jedes Baumindividuum mit scharfen Zügen als willkommene Insel am Horizont abzeichnet.



Ein Bergdamara. (Nach Photographie im Besitz des Missionshauses in Barmen.)

* * *

Eine seltsame Stelle nehmen im Gebiete der Hereró die sogenannten Bergdamara ein, die sich selbst Haukoin, d. h. wahre Menschen, nennen, während sie von den Namaqua, früher ihren Alliierten und später ihren Herren, mit dem unanständigen Namen Ghu Damup oder Daman bezeichnet werden. Sie sind in der Lebensweise Buschmänner, in der Sprache etwas rauher als Hottentotten und in der Farbe dunkler als die meisten Damara (s. obenstehende Abbild. und die auf S. 157). Josaphat Hahn spricht ohne nähere Begründung

von „unzweifelhaften Anzeichen", daß die Bergdamara vor ihrer Berührung mit den Namaqua eine Negersprache geredet haben.

In geringer Zahl (etwa 35,000) sind sie über die Berge hin zerstreut, wo sie an den schwer zugänglichen Punkten ihre Wohnstätten haben. Viele Spuren weisen darauf hin, daß sie einst bei weitem zahlreicher waren als gegenwärtig. Galton besuchte eine ihrer Niederlassungen auf dem schwer zugänglichen steilen Felsberge Erongo nördlich vom Swakop-Flusse und fand ihr Dasein nicht so niedrig, wie es den Anschein hatte, wenn man ihnen zufällig in der Ebene begegnete. Die Hütte eines Häuptlings bestand aus mehreren Räumen, die unter einer Baumgruppe so aneinander gebaut waren, daß die Äste der Bäume zum Dache zusammengebogen waren und ihre Stämme im Inneren die Gemächer abteilen halfen. Es war eine Fülle von Geräten vorhanden: hölzerne Milchschüsseln, Pfeifen und dergleichen. Auch schien der Reichtum an Rindern, Schafen und Ziegen nicht gering, wiewohl ihn die Einwohner aus Mißtrauen leugneten. Der rheinische Missionar Hugo Hahn hat 1871 dieselben Bergbewohner, 400 bis 500 an der Zahl, in der Missionsstation Okombahe versammelt gefunden. „Man konnte es ihnen ansehen", sagt er, „daß sie eine relative Freiheit genossen hatten, es lag in ihrer ganzen Stellung ausgeprägt." Diese Bergdamara bauen wie die eigentlichen Hottentotten Dacha und rauchen wie sie mit Leidenschaft aus Wasserpfeifen (s. Abbildung, S. 155) bis zur Betäubung. Auch Tabak genießen sie mit Leidenschaft, besonders sind sie große Schnupfer (s. Abbildung, S. 153, oben). Die Geräte und Waffen der Bergdamara sind im allgemeinen dieselben wie die der Hereró, nur weniger reichlich und noch kunstloser (s. Abbildungen auf S. 151 u. 154). Auf die Trommel, als ein den Hereró fehlendes Instrument, sei besonders aufmerksam gemacht. Bemerkenswert ist die Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit des Volkes (s. Abbildung, Bd. I, S. 16) und die Leichtigkeit, womit es sich zur Arbeit anlernen läßt; darum dürfte es dereinst von größter Bedeutung für die südwestafrikanischen Besitzungen Deutschlands werden.

Bemerkenswert ist noch, daß man ähnliche Leute am unteren Omoramba, südöstlich von Ovambo, findet; nicht alle sollen das Hottentottische verstehen, auch Ackerbauer sein und Handel mit den Ovambo und anderen treiben. Die Stellung der im Damaralande Lebenden ist jedenfalls die niedrigste unter allen seinen Völkern. Sie werden von den Hereró und Namaqua, selbst von den Buschmännern geringgeschätzt und mißhandelt. Ein stehender Scherz über sie ist die Behauptung, daß sie von Pavianen abstammen.

---

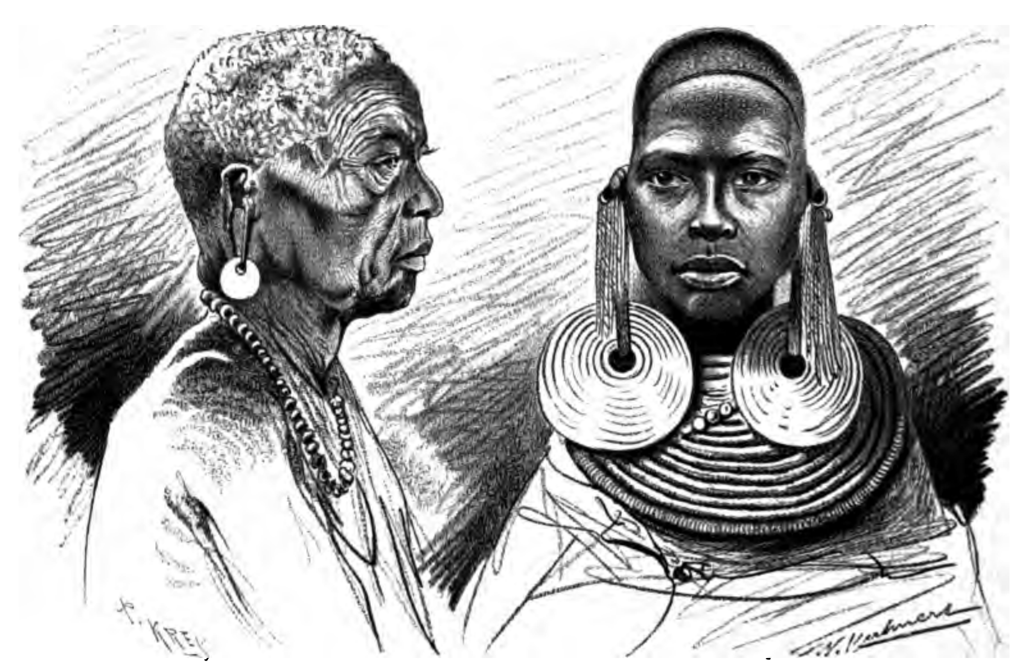
5. Die Galla, Masai, Wahuma.

„Ein kriegerisches, wildes Volk, das, unter Ein Haupt vereinigt, nicht bloß Abessinien, sondern ganz Afrika hätte erobern können." Krapf.

Inhalt: Geographische Verbreitung und Mittelstellung. — Hamiten und Neger-Mischrassen. — Charakter. Tracht und Schmuck. Wohnweise. — Der Stamm und der Häuptling. — Die Kriegerkaste. — Rechtspflege. — Stellung des Weibes. — Fremde Elemente: Achdam, Tumalod (Schmiede), Rami (Jäger), unterworfene Ackerbauer. — Abstammungssage. — Arabische und abessinische Beziehungen. — Die Gallastämme Borana nnd Arusi. Masai. Somal. Danákil. Schoho. — Die Stellung der Wahuma zu den Negern. — Verbreitung und Geschichte. — Die Lango.

Bewegliche, vielgemischte Völker besitzen und durchziehen den ganzen Ostvorsprung Afrikas von der Nordgrenze der Suaheli bis Abessinien und schweifen nach dem Inneren Afrikas, soweit das Hochland reicht. Als Galla haben sie großen Einfluß auf die Geschicke Abessiniens und teilweise auch der Küstenaraber gewonnen und sind auf dieser Seite geschichtlich geworden.

Geographisch abgetrennte Verwandte der Galla sind die Somal in der Nordostecke Afrikas, die nach Süden über den 5. Grad südl. Breite hinausschweifenden Masai[1] und jene bis in das Herz Afrikas vorgedrungenen Hirtenvölker der Wahuma und Verwandten, die sich weite Negerländer in der Region der Nilquellseen unterworfen haben. Sie haben sich überall mit Negern gemischt, wo sie sich mit ihnen durch längere Zeit berühren, und außerdem haben sämtliche Hirtenstämme Südostafrikas bis zu den südlichsten Kaffern ethnographisch viel mit ihnen gemein. Ihre Grenzen sind daher oft schwer zu bestimmen. Man begreift, daß sie Krapf in den Watuta der Nyassa- und Tanganyikaregion wieder auftauchen sah, denn ihr Einfluß reicht über ihre Grenzen weit hinaus. Man kann aber wohl sagen, daß über die Breite von Mpwapwa und Tabora die eigentlichen Gallavölker südwärts nicht dauernd vorgedrungen sind, wenn auch ihre Einflüsse, wie wir oben



Masai, Mann und Weib. (Nach dem Leben gezeichnet von W. Kuhnert.)

gesehen haben, sich bis zum Südostende Afrikas erstrecken, während im Norden der Keil mohammedanischer Galla zwischen Schoa und dem eigentlichen Abessinien ihre nordöstlichste Abzweigung in der Breite von Bab el Mandeb bezeichnet. Die Asabo sind hier der nördlichste eigentliche Gallastamm. Die von Munzinger zu ihnen gerechneten Schoho bilden an der Nordostgrenze Abessiniens eine ähnliche gallaähnliche Gruppe, wie zwischen Abessinien und dem oberen Nil die einst von den Ägyptern unterworfenen Lango, Lattuka, Irenga und Genossen, die bis Beni Schongul und Famaka am Blauen Nil wohnen. Schuver, dem wir die letzten eingehenden Nachrichten über sie verdanken, betrachtet sie einfach als Galla. Und in der That heben sie sich,

[1] Der Name Galla bezeichnet nach Krapf Einwanderer, im Munde der Araber überhaupt Ungläubige, Barbaren. Sie selbst nennen sich Orma oder Oromó (Krapf), was Leute, Männer, Menschenkinder bedeutet. Isenberg konnte bei seinem längeren Aufenthalt in Zeila und Umgebung den Sinn des Wortes Somali nicht erfahren; neuere versuchten mit zweifelhaftem Erfolge die Deutung Som-ali, d. h. Nachkommen oder Land Alis. J. M. Hildebrandt leitet Masai von masa, Besitz, ab. Oigob oder Orloigob, womit sie und die Wakuafi sich selbst bezeichnen, soll soviel wie Starke, Herrscher bedeuten. Wakuafi endlich leitet man vom Kisuaheliworte kafi, Bootruder, her, weil ihre breitklingigen Lanzen Ruderform haben.

rein ethnographisch betrachtet, von dem dunkeln Hintergrunde der Neger in denselben Umrissen ab wie die echten Galla am Djub. Aber die ganze östliche Hälfte der Obernilstämme ist, soweit das Hirtenleben reicht, von Einflüssen dieser nördlichen Galla und Gallaverwandten getränkt; und unmerklich gehen sie nach Norden durch die Agan, Bertat und Verwandten in die Hirtenvölker Nubiens über, die ihnen bis in Einzelheiten der Bewaffnung gleichen. Gegen Abessinien ist dagegen die Absonderung durch den schroffen nationalen und religiösen Gegensatz so scharf, daß man gerade dort die Lega für einen der reinsten Typen des großen Gallavolkes ansehen kann.

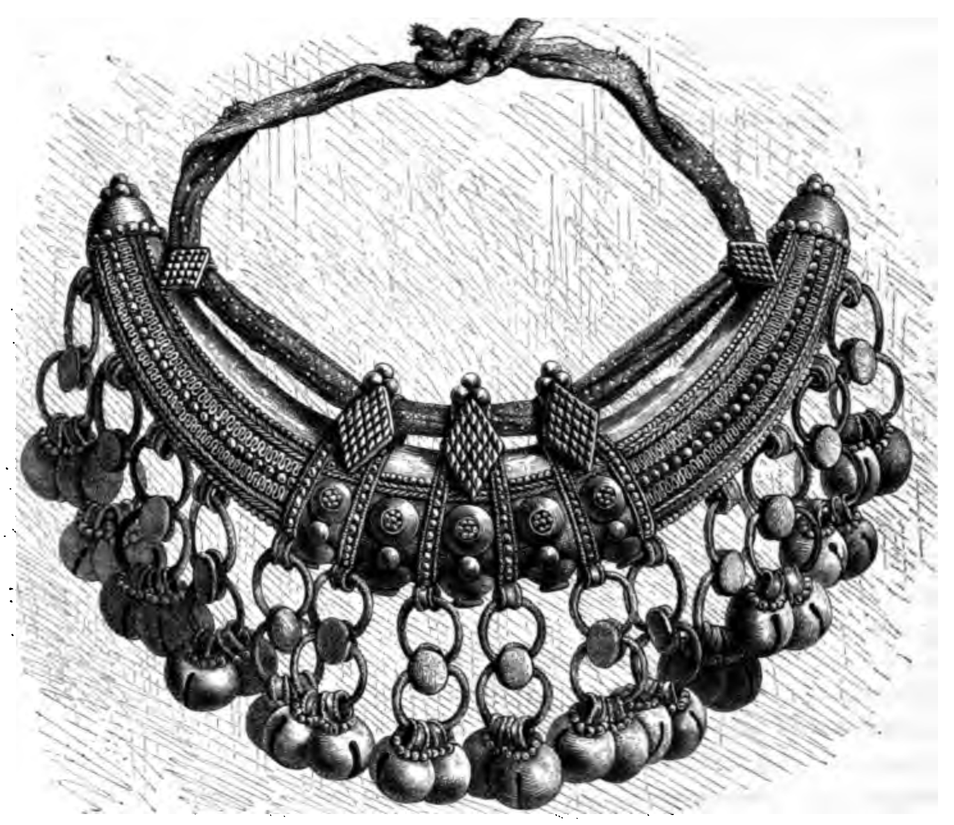
Die Galla, Masai und Verwandten haben keinen einheitlichen Volkstypus. Man kann sie von vornherein als Mischvolk bezeichnen, mit mehr Recht noch als die Abessinier, mit denen viele von ihnen so viel Ähnlichkeit haben. Ihr Gemeinsames liegt im Ethnographischen, dessen verbindende Kraft allerdings nach Norden, Westen und Süden weit über ihre geschlossenen Gebiete in die Negerländer hineinreicht. (Vgl. das 2. Kapitel dieses Bandes, S. 90.) Hildebrandt stellte sie „zwischen die Arier und Afrikaner“ und schrieb im Somaliland: „Obgleich ich mehrere Jahre mit diesem Völkerkomplex verkehrte, blieb es für mich doch immer schwierig, einem Individuum auf den ersten Blick anzusehen, ob es ein dunkler Hadrami-Araber, Somali, Gála, Dánkali, Bedja oder gar Masai, Nikamba oder M'dschagga sei.“

Was in den Harems und Tanzbuden Ägyptens und Nubiens als Abessinierinnen hoch im Werte steht, ist häufig von edelm Gallablut. Auch in Sansibar werden Gallamädchen mit Vorliebe von Europäern und Indern gesucht. „Das einzige Kennzeichen, das fast jedes Mitglied dieser Hirten- und Räuberstämme brandmarkt, sind die vielen Narben.“ (Haggemacher.) Der abessinische oder arabische Typus, mit schmalem Gesicht, Adlernase, feinem Mund, zusammengepreßten Lippen, seidenweichem Lockenhaar, ist hart neben der Stumpfnase, Wulstlippen und breiten Backen oft in derselben Familie vertreten. Von der Decken fand die Südgalla im Gegensatz zu den Negern riesenhaft gewachsen, Urbilder von männlicher Kraft, und doch schlank. Fischer hebt bei den Wakuafi die große Magerkeit hervor und fand bei den Masai Leute von europäisch angenehmem Ausdruck neben tierisch negerhaften Gesichtern. Obwohl dunkelbraun von Haut, sind die Masai doch feiner gebaut als die Neger; unter den jungen Männern vor allen sieht man edle Gestalten. Zwar halten sich die Galla an den Küsten ziemlich streng von den Ausländern zurück, ebenso wie im Inneren die Natur des Landes oder grundverschiedene Sitten und Gebräuche sie von den Negern sondern. Aber mächtige Einwandererscharen haben sich mehr als einmal in das Innere dieser Völker gedrängt, selbst noch in geschichtlicher Zeit, und diese selbst haben nach allen Seiten ausgegriffen und zahlreiche Neger in ihre Mitte aufgenommen. So ist es denn nicht erstaunlich, wenn die Körperfarbe von licht milchkaffee- bis dunkelbraun, das Haar vom wolligen bis lockigen, der Gesichtstypus vom kaukasischen bis zum „schwärzesten und häßlichsten“ Negertypus schwankt. Aber der malayische Typus, dem Long die Wahuma Ugandas zuweisen will, kommt in allen diesen Abstufungen nicht vor. Bei den reineren Galla wiegt das Helle in der Hautfarbe vor, und angeblich soll man selbst in Abessinien die Gallasklaven an ihrer helleren Hautfarbe erkennen. Im allgemeinen ist im Süden mehr Negerhaftes als im Norden. Masai und Wakuafi sind schon vorwiegend dunkelbraun, selten hell, während von der Decken auch die Südgalla sehr wenig negerhaft zeichnet und die nördlichsten Galla, die sich von ihren Nachbarn im Obernilgebiet überall durch edleren Bau abheben, von Schuver an Helligkeit noch über die Araber des Landes gestellt werden.

In der Mischung von Grausamkeit und Edelmut, Raublust und Gastfreundschaft, Lüge und Männlichkeit erinnert der Galla an den präislamitischen Araber. Die mit den Abessiniern stets feindlich sich berührenden mohammedanischen Wollo-Galla werden als ausgezeichnet durch Fanatismus, Treulosigkeit und Raublust geschildert, während sich die heidnischen Südgalla durch Treue,

Offenheit, Redlichkeit auszeichnen. Neuere Beobachter, wie von der Decken und Kinzelbach, waren über den Mangel der den Südgalla an der Küste angedichteten übeln Eigenschaften überrascht und beschrieben sie als angenehm und gewinnend.

Die ursprüngliche Tracht ist wohl überall ein Lendentuch aus zartem schwarzen Leder, dem sich oft noch eine Schulterdecke, im besten Fall ein Mantel aus gleichem Stoff gesellte. Dem Handel ist es zuzuschreiben, daß sich jetzt die anspruchsvolleren Männer häufig mit einem breiten Stück Baumwoll- oder Kamel- und Ziegenhaarzeug umhüllen, so daß Oberkörper und Unterschenkel frei bleiben. Ein baumwollenes Tuch wird in der Regel unter diesem getragen. Die



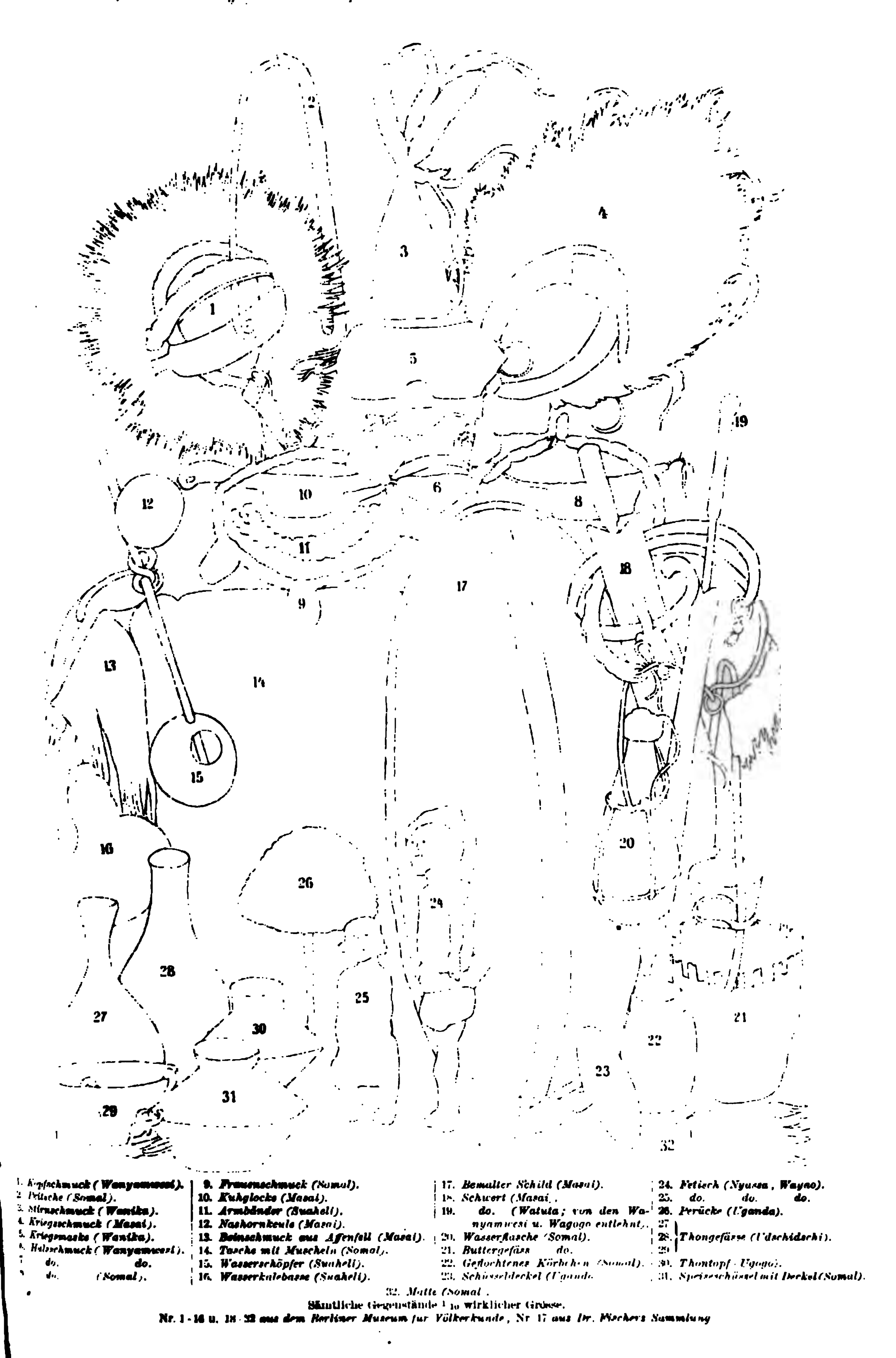
Ein silberner Frauenschmuck der Somal. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) Wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 163.

Weiber tragen es als Kleid, das von den Hüften zu den Knöcheln herabhängt. Die Frauen der Hirtengalla tragen ein Lederkleid um die Hüften oder unter jener Toga eine Lederschürze. Die Brust der Frauen deckt ein über die linke Achsel gebundenes Tuch. Der Kopf wird frei getragen; doch ist aus Abessinien die wollene Kegelmütze im Norden eingewandert, während die verheirateten Frauen der Somal ihr Haupt mit einem blauen Turban bedecken. Die Männer der Somal schmieren sich einen Kalkbrei in die Haare, der sie gelbrot färbt. Künstliche Frisuren werden von den Galla und Masai den Negern nachgeahmt. Die Weiber im Inneren lassen die Haare frei wachsen, die der Somal flechten das Haar in kleine Zöpfchen, solange sie Mädchen, und bedecken es, wenn sie verheiratet sind; die der Masai rasieren sich den Kopf und enthaaren den Körper. Die Männer aber der mohammedanischen Galla, die in den Krieg ziehen, scheren sich den Kopf kahl, während die Krieger der Heiden reichen Kriegsschmuck aus Federn und Leopardenfelle über den Schultern tragen (s. Abbildung, S. 90). Arme kleiden sich in rohe

OSTAFRIKANISCHE WAFFEN UND GERÄTE.



[Zur Tafel: *Ostafrikanische Waffen und Geräte.*]



1. *Kopfschmuck (Wanyamwesi).*
2. *Peitsche (Somal).*
3. *Stirnschmuck (Wanika).*
4. *Kriegsschmuck (Masai).*
5. *Kriegsmaske (Wanika).*
6. *Halsschmuck (Wanyamwesi).*
7. do. do.
8. do. (Somal).
9. *Frauenschmuck (Somal).*
10. *Kuhglocke (Masai).*
11. *Armbänder (Suaheli).*
12. *Nashornkeule (Masai).*
13. *Beinschmuck aus Affenfell (Masai).*
14. *Tasche mit Muscheln (Somal).*
15. *Wasserschöpfer (Suaheli).*
16. *Wasserkalebasse (Suaheli).*
17. *Bemalter Schild (Masai).*
18. *Schwert (Masai).*
19. do. (*Watuta; von den Wanyamwesi u. Wagogo entlehnt*).
20. *Wasserflasche (Somal).*
21. *Buttergefäss* do.
22. *Geflochtenes Körbchen (Somal).*
23. *Schüsseldeckel (Uganda.*
24. *Fetisch (Nyassa, Wayao).*
25. do. do. do.
26. *Perücke (Uganda).*

27.–29. *Thongefässe (Udschidschi).*

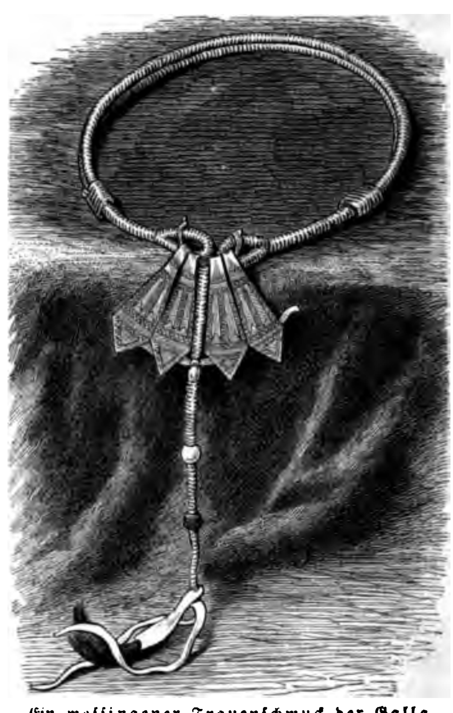
30. *Thontopf (Ugogo).*
31. *Speiseschüssel mit Deckel (Somal).*
32. *Matte (Somal).*

Sämtliche Gegenstände 1/10 wirklicher Grösse.

Nr. 1-16 u. 18-32 *aus dem Berliner Museum für Völkerkunde*, Nr. 17 *aus Dr. Fischers Sammlung*

Tierfelle. Eine gegerbte Ziegenhaut über der Schulter kennzeichnet den Betenden. Der Leib und, bei den Hirtengalla, auch das Kleid werden mit Hammelfett eingeschmiert; wenig hilft gegen die daraus entstehenden unerträglichen Ausdünstungen das Anräuchern des Körpers mit Weihrauch. Über die Tracht der Wahuma siehe unten, S. 179.

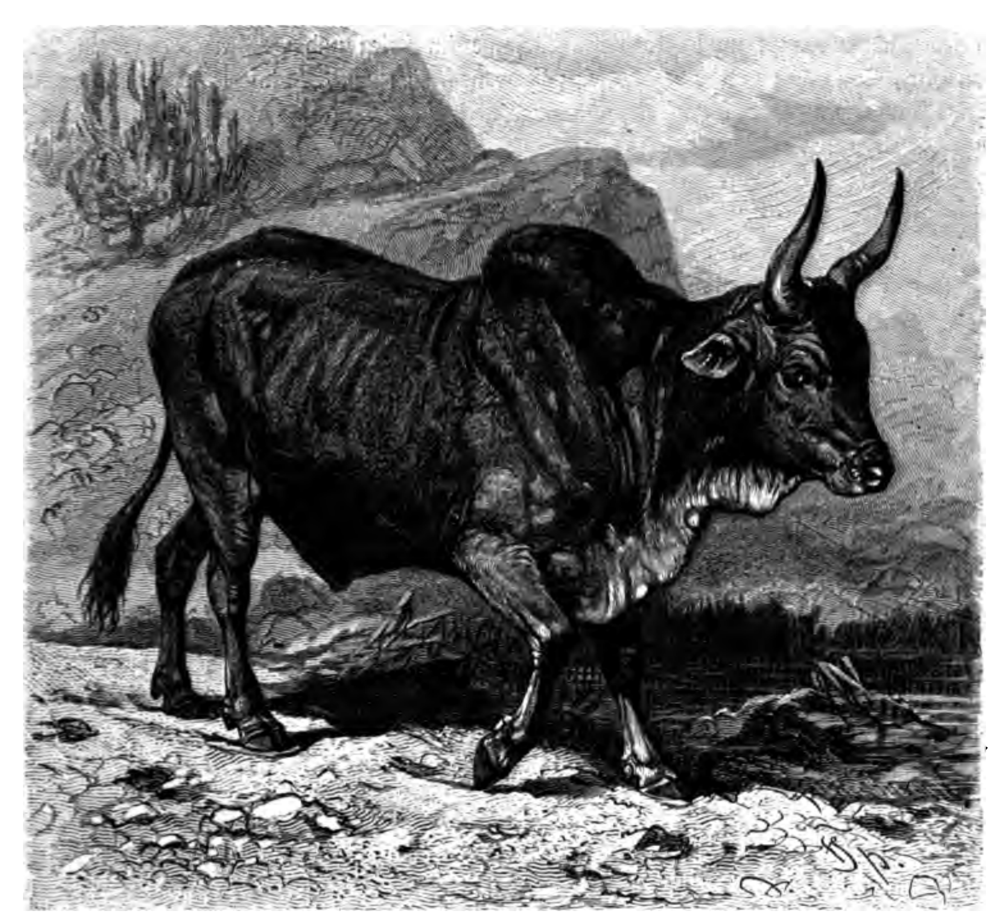
Als Schmuck ist bei den Galla des Inneren ein Elfenbeinring am rechten Oberarm häufig, auch zahlreiche Messing- und Eisenringe findet man wohl an demselben Arme, wie denn überhaupt das Schmückende oft vorwiegend in der Masse der Anhängsel gesucht wird, die bei manchen Weibern 2½ oder 3 kg wiegen. An der Küste ist Silber allgemein verbreitet und am beliebtesten. Hierin macht sich indischer Einfluß geltend. Die Ohren sind mit großen silbernen Ringen, Rosetten und Ketten geziert. Im Inneren tritt Messing an ihre Stelle, und sie sind oft so schwer, daß ein Lederriemen über den Scheitel sie halten muß. An Fingern, Handgelenk und Oberarm, nicht aber auch an den Beinen oder in der Nase, trägt man silberne Ringe oder Spangen (s. die nebenst. Abbildung und die auf S. 162). Die Gallafrauen des Inneren tragen oft wie die Negerinnen den ganzen linken Unterarm mit einem spiraligen Draht dicht umwunden. Vielfarbige Perlen und silberne Amulette um den Hals sind gewöhnlich. Perlen sind bei den Galla des Inneren noch immer eine der beliebtesten Tauschwaren. Die Somal tragen an einem Lederriemen einen Koranvers im Ledertäschchen am Halse. Der Mann geht nicht ohne Waffen, die bei den Somal durch regen Kontakt mit den Arabern am reichsten und mannigfaltigsten sind: an der rechten Seite ein großes Dolchmesser, auf der linken Schulter zwei Speere, wohl 2 m lang, mit langer, fast ruderförmiger Klinge, den runden Schild aus Rhinozeros- oder Büffelhaut am Arme (s. Abbildungen, S. 167 u. 169). Selbst Weiber und Kinder tragen Waffen. Die Masaikrieger tragen ovale Fellschilde, ähnlich denen der Sulu, mit grellen Farben bemalt (s. Abbildung, S. 90). Gewehre sind auch heute nur in geringer Zahl vorhanden. Bogen und Pfeile werden den Alten, den Kindern zum Spiel und den unterworfenen Stämmen überlassen, sind aber, in der einfachen ostafrikanischen Form, bei manchen Stämmen des Inneren, so bei den Fuga-Galla, den südöstlichen Masai und anderen, allgemein gebräuchlich. Giftpfeile kommen vor. Im Gürtel stecken Dolch und Wurfkeule. Einen eisernen, mit zwei halbmondförmigen Schneiden oder halbzölligen Stacheln besetzten Schlagring sieht man bei den Südgalla häufig, dessen Narben, im Ringen oder Kriegstanz beigebracht, die Brust manches Mannes bedecken. (S. auch die beigeheftete Tafel „Ostafrikanische Waffen und Geräte".) Ganz eigentümlich ist die Beschneidung verbreitet und ohne klaren Zusammenhang mit anderen Merkmalen. Bei den Nordgalla, Wahuma und Verwandten fehlt sie, wie jede andere Körperverstümmelung, und bei den Masai ist sie unvollkommen. Dagegen beschneidet eine Anzahl Negervölker, die unter ihnen wohnen. Die Sitte der Aufbewahrung der Nabelschnur, die sogar als fetischartiger Schmuck getragen wird, ist von den Somal bis zu den östlichen Wávira verbreitet, auch bei den Waganda und Wanyoro.


Ein messingener Frauenschmuck der Galla. (Ethnographisches Museum, München.) ¼ wirkl. Größe.

In der Arbeit des Ackerbaues und der Viehzucht sowie auch in den Industrien, denen alle diese Waffen und dieser Schmuck entstammen, sind die Galla an der Grenze Abessiniens sowie die Somal der Küstenstädte wohl am eifrigsten und geschicktesten. Bei den Westgalla ist ein einfacher hölzerner Pflug im Gebrauch, vor dem Rinder im Joch gehen. Am verbreitetsten ist der Anbau der Durra. Baumwolle wird von Galla und Somal angebaut. Die Galla von Enarea übertreffen die Schoaner an Eifer, mit dem sie ihre Kaffeepflanzungen pflegen, und Geschick, mit dem sie kunstvolle Dolche mit silbereingelegten Elfenbeingriffen verfertigen. Südlich von Schoa bedecken die von Cypressenbüschen umgebenen Enseta-Pflanzungen die Länder der Soddo und Verwandten wie Gärten. Die Kunst des dichten Flechtens, die sogar Reiseflaschen für Milch oder Wasser herstellt, ist auch bei den Galla heimisch; Schuver erzählt, daß wasserdichte Binsenmatten, kegelförmig zusammengenäht, als Regenschutz getragen werden. Ebenso üben sie die Holzschnitzerei. Die rein nomadischen Stämme verfertigen dagegen fast kein Gerät, sondern tauschen alles gegen Viehzuchtprodukte von den ackerbauenden ein. Konservativ kleiden sich die Masai noch immer nur in Leder, trotzdem seit Jahrzehnten Karawanen mit allen möglichen Waren in ihr Land kommen. Schon Isenberg sagte ganz allgemein von den Galla: „Die Viehzucht ist bei ihnen besser bestellt als bei den Abessiniern.“ Auch unter den Somal, die fast durchaus nomadisch sind, gibt es ackerbauende Gruppen, und Indigo bildet einen Ausfuhrartikel von Bender-Maraya. Die Ausfuhr an der Nordküste des Somalilandes besteht aus Gummi, Weihrauch, Indigo, Dumfrüchten und Matten, und der Handel ist großenteils in arabischen, teilweise in indischen Händen. Aber die Südgalla, Masai und Wakuafi genießen als echte Nomaden fast nur tierische Kost, warmes Blut (besonders bei der Vollmondfeier) oder Blut mit Milch zum Getränk gemischt. Milch zu kochen, gilt ihnen als Verbrechen. Ihre Krieger verschmähen alle Pflanzenkost, und, haben sie Milch genossen, so reinigen sie durch ein Brechmittel den Magen, ehe sie Blut oder Fleisch zuführen (vgl. oben, S. 124). Die Butterbereitung ist nur in den Randgebieten nubischen oder arabischen Einflusses üblich. Der Herdenreichtum ist sehr groß, so daß bei manchen Stämmen 7—8 Rinder auf den Kopf gerechnet werden. Hauptbestandteil der Herden der Hirtenvölker, von den Abessiniern bis zu den Galla und Wahuma, ist das Sangarind (s. Abbildung, S. 165). Auch die Schafe (Fettschwänze) sind sehr zahlreich. Strauße und Zibetkatzen, diese besonders in Kaffa, werden gezüchtet. Zum Reiten werden gesattelte und am Nasenringe geleitete Ochsen benutzt, ebenso Pferde und Maultiere, die von Norden nach Süden zu abnehmen, aber nicht Kamele, wiewohl diese bis zum Sabaki und im Inneren bei den Arusa-Galla vorkommen. Esel sind immer in den von Galla und Somal geführten Karawanen, besonders als Träger der Wasserschläuche, vertreten. Die Jagd ist eine Lieblingsbeschäftigung der Galla. Ihre Waffe dazu ist die Lanze, angeblich in bestimmten Fällen vergiftet. Die Nordgalla jagen fast immer zu Pferde. Die Masai überlassen die Jagd den Wandorobbo.

Die Städte nehmen teil an dem unsteten Charakter des ganzen Volkes. Bender-Maraya, der Hauptort der Medschertin-Somal, hat in der toten Zeit in seinen 200 Häusern 600 bis 700 Einwohner, die sich in der Handelszeit verdoppeln, wo die mit Gummi und anderen Produkten beladenen Kylas aus dem Inneren und die arabischen Kaufleute von der arabischen Küste hier zusammenkommen. Als in den siebziger Jahren die Galla vor den Somal vom Djub zurückwichen, bildete sich sofort eine Anzahl neuer Ansiedelungen auf der Strecke Osi-Lamu, ebenso an der Küstenstrecke Osi-Malindi. Im Jahre 1867 hatten die Galla eine Niederlassung am Ras Gomani zerstört, 1876 war sie wieder aufgebaut. In den kampfreichen Gebieten am Tana und Sabaki sind die Dörfer auf schützende Landzungen und Flußinseln verlegt. Mit dem Unterschied des seßhaften und nomadischen Lebens geht der einer dichteren und dünneren Bevölkerung Hand in Hand. In bestimmten Grenzen, die nur die Raubzüge überschreiten, wird nach dem

Bedarf der Herden gewandert, so daß irgend ein Teil des Landes fast menschenleer, während ein anderer übervölkert ist. Ihre Hütten im Bienenkorbstil aus rund gebogenen Zweigen und Häuten mit Kuhmistbewurf sind wenig dauerhaft und stehen wabenartig aneinander gelehnt in dem Kreise, der die Herde einschließt. Die Hütten der Nordgalla, aus Stroh mit spitzen Kegeldächern von 6—9 m Durchmesser, im Inneren durch dünne Rohrwände geteilt, sind denen der Neger vom oberen Nil sehr ähnlich. Über die Weiler der Wahuma s. S. 179.



Das Sangarind (Bos africanus). Vgl. Text, S. 164, 179 und 241.

Während die Besitzunterschiede groß sind, gibt es wenige Sklaven als dienende Klasse. Sie werden durch niedriger gestellte Völker vertreten, die räumlich abgesondert leben (vgl. S. 122 und 170). Das Hirtentum ist die Grundlage der Familien, des Staates und zugleich das Prinzip der politischen Bewegungen. In diesem weiten Gebiet gibt es zwischen Schoa und dessen südlichen Vorländern auf der einen und Sansibar auf der anderen Seite keine feste politische Macht, trotz der hochentwickelten sozialen Gliederung. Wir wollen hier nicht von den Jagdnomaden reden, die, wie die Waboni, keine bestimmten Oberhäupter besitzen, sondern den größten Einfluß jeweils dem Ältesten des Lagers zuerkennen. Diese sind an Zahl gering; und wenn sie auch oft weit abgesondert von den Stämmen der Galla, Somal &c. leben, sind sie doch immer in deren Organisationen als Unterthanen oder nahezu Sklaven eingeschlossen. Wir legen auch keinen Wert auf negative Angaben, wie etwa: „Die Wateita haben keine Häuptlinge, keine

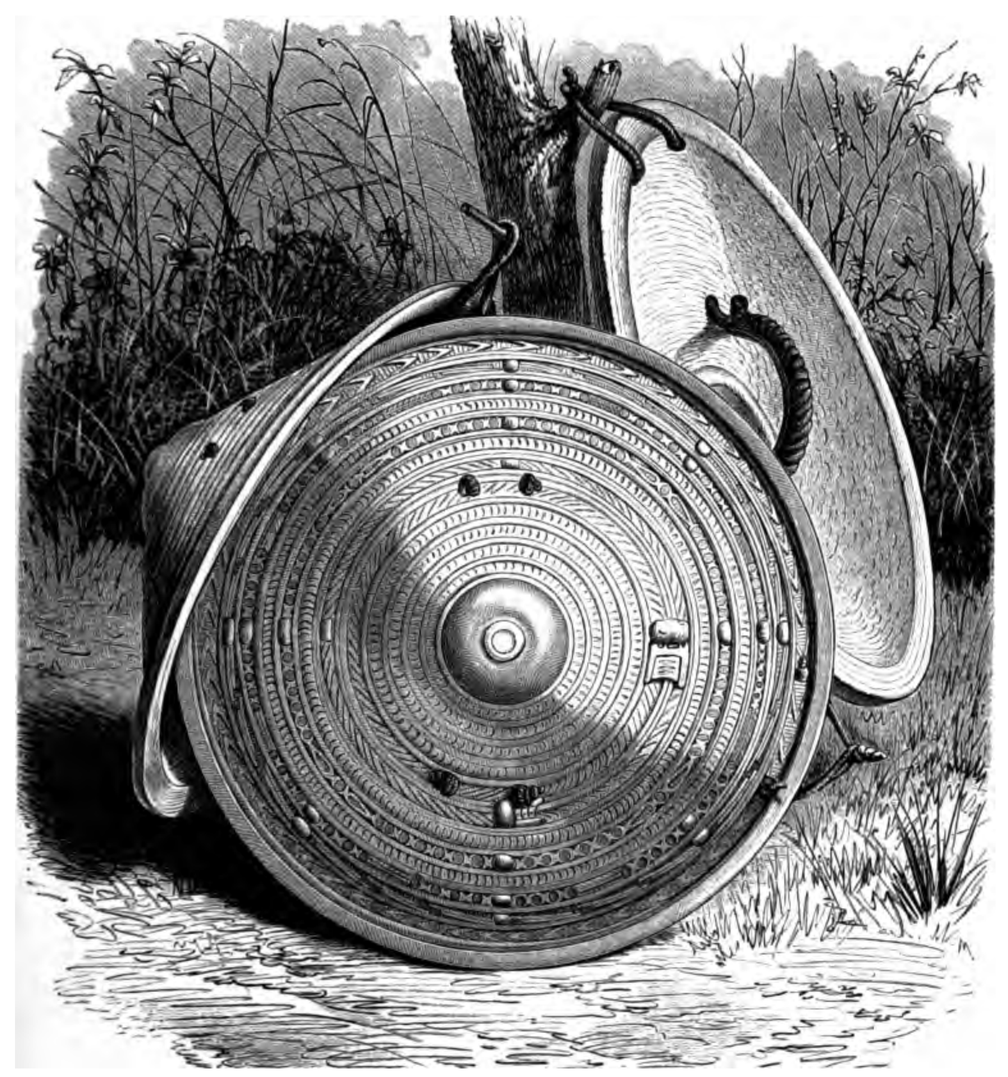
Gesetze" (Commander Gissing) und ähnliche. Das Positive ist der Mangel jeglicher höheren Entwickelung, die wirksam über die Stammesscheidungen hinaus ein Volk zusammenfaßt. Galla, Masai und zum Teil Somal nähern sich in ihrer Organisation der republikanischen Staatsform mehr als andere Völker in irgend einem Teile von Afrika. Der Stamm ist eine auf Blutsverwandtschaft zurückführende Genossenschaft von selbständigen unabhängigen Männern, deren Ungleichheit nicht im Verhältnis zu einem Oberhaupt, sondern in der sozialen Organisation ruht; an seiner Spitze steht ein gewählter Vertreter („Heiu" nach Isenberg, „Heiütsch" nach Kersten). Dieses Stammeshaupt muß für die Bedürfnisse im Krieg und Frieden sorgen, ein Mann von Mut, Schlauheit und Redegabe sein; mehr noch hilft ihm der Ruf wirksamer Zauberkunst. Seine Macht wird nicht mehr, als unbedingt nötig ist, anerkannt; wenn der Glaube an ihn



Gefäße der Somal: 1) Feuertopf, 2) Henkeltopf, 3) geschlossenes Gefäß zu Bähungen der Frauen. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/2 wirkl. Größe.

schwindet, wird er wohl einfach auf die Seite geschoben. Die soziale Gliederung der Masai und Südgalla gestattet gar nicht, daß sich ein Haupt über die Gesamtheit des Stammes hoch erhebe. Diese Ordnung beschränkt den Einzelnen sehr wirksam, aber zunächst nicht zu gunsten des Ganzen, sondern zum Vorteil seiner Klasse. Das Volk sondert sich in Krieger (Morán) und Nichtkrieger (Mórua), was zugleich eine Sonderung zwischen Ledigen und Verheirateten ist; zwischen beiden steht die Übergangsklasse der Levelé, d. h. Leute, die zwar verheiratet sind, aber noch in den Krieg gehen. Die Krieger gliedern sich wieder in vier Klassen, deren erste und älteste die übrigen führt, und die Nichtkrieger in drei Klassen. Jede Klasse hat ihren Sprecher (Leigwenán), der großen Einfluß gewinnen kann. Außerdem aber sprechen in jedem Stamme ein oder mehrere Zauberer auch in öffentlichen Angelegenheiten mit, da sie dem Stamme Glück im Kriege, Schutz vor Seuchen :c. verschaffen. Fischer nannte als einflußreichsten, weil zauberkräftigsten und besitzendsten Mann im ganzen Masailand den Mbatián, bei dem sich selbst die Wakuafi vor ihren Kriegszügen Rat holten. Es liegt auf der Hand, daß dieser Ober-Leibón am ehesten zeitweilig das Bild eines Oberhauptes der Masai gewähren kann, ebenso wie anderseits die Führer oder Sprecher der verschiedenen Krieger- und Nichtkriegerklassen für ebenso viele Stammeshäupter gehalten werden können. Dies besonders erklärt die Angaben von über 50 „fast voneinander unabhängigen"

Gallastämmen, von 12 unfindbaren Stämmen der Südgalla, von 30 Stämmen der Medschertin-Somal und dergleichen. Wo ein Oberhaupt anerkannt ist, ist es selbstverständlich auch der Handelsmann seines Stammes, keiner seiner Unterthanen darf direkt mit Fremden handeln. Der Heiu ist großer Grundbesitzer, der Hunderte von Familien auf seinem Boden in Abhängig-



Lederne Schilde der Somal. (Christy Collection, London.) 1/5 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 163.

keit hält, so daß man sich bei den Somal an unsere mittelalterlichen Feudalzustände erinnert finden konnte. **Krapf** fand bei den Galla von Wakaungu eine Scheidung in sieben Stämme mit zwei Heiu, einem „großen" und einem „kleinen", welche alle sieben Jahre neu gewählt werden. Unter beiden stehen zwei weitere Häuptlinge, Mora genannt, von denen einer die Befehle des großen, der andere die des kleinen Heiu ausführt, und neben ihnen steht ein öffentlicher Redner, Laskari, für die Volksversammlungen, da kein Häuptling selbst spricht. Vor der ägyptischen Zeit regierten sich ähnlich die Gallastämme um Harar in der Weise, daß sich jede Stammesabteilung einem halb erblichen, halb durch Wahl bestimmten Häuptling für je acht Jahre

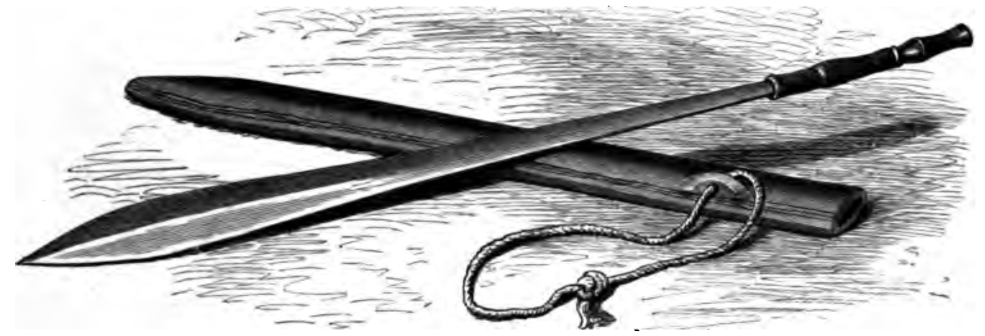
unterordnete. Sein Titel war Boku. Unter ihm standen zwei Beamte niederen Grades, bei den Ala-Stämmen Dori und Raba genannt. Gewöhnlich war der Boku nur Führer in friedlichen Zeiten und Angelegenheiten. Révoil erfuhr von einer genauen Abgrenzung und Verteilung des Grundeigentums in den weihrauchliefernden Gebirgsgegenden des Somalilandes; wer Weihrauch, Gummi und dergleichen auf fremdem Boden sammelt, werde bestraft. Die Somal zahlen Grundsteuer an den Sultan, während die Fremden eine Kopfsteuer, Aschur, zu entrichten haben.

Die sogenannten Könige der mohammedanischen Somalistämme, Isa und Gadobursi, tragen als Krone eine strahlenförmig gefurchte, in der Mitte spitz zulaufende gelbe Lederkappe, die mit einem Goldknopf und einer Tresse an der Spitze versehen ist und mit einem Turban umwunden wird; auch tragen sie einen roten Mantel. Ihre Autorität entspricht aber nicht ihrem äußeren Glanze. Die Häuptlinge der Nordgalla tragen einen diademartigen Kopfschmuck aus Kupferblech. Jene Könige standen in einem, wenn auch nur formalen Abhängigkeitsverhältnis zu dem Emir von Harar. Die Medschertin-Somal, der am besten gekannte und zahlreichste Stamm der Somal, haben ein gemeinsames Haupt, Boghor, das aber ebenfalls nur eine theoretische Oberherrschaft auszuüben scheint, da unter ihm nicht weniger als 30 Unterstämme, jeder mit besonderem Häuptling, stehen und die Bewohner der Küstendörfer, die als Strandräuber ohnehin nicht viel Autorität anerkennen, und die Nomaden nach der Verschiedenheit ihrer Lebensweise weit auseinander gehen. Spuren von Gynäkokratie, die bei Hirtenvölkern selten ist, treten uns in den Herrscherfamilien der Wahuma in den Negerländern entgegen, ähnlich wie weibliche Herrscherinnen bei den Galla vorkommen. In Unyoro genießt die Königin-Mutter ebensoviel, wenn nicht mehr Achtung als der König. Sie bewohnt ihre eigne Stadt, hat Minister, Beamte, Oberhäuptlinge und vor allem große Rinderherden. Im Kriege wird sie zuerst geborgen, da ihre Gefangennahme dem König alles Ansehen bei seinen Unterthanen raubt. Der Mangel einer politischen Autorität im Somaliland hat den Küstenstämmen die Verpflichtung auferlegt, die Sicherheit der Märkte zu schützen. In den beiden wichtigsten Marktplätzen Berbera und Bulhar wurde bis zur ägyptischen Besetzung im Jahre 1873 die Herrschaft und Marktpolizei durch die beiden Stämme der Ayal Achmed und Ayal Junis ausgeübt, in Zeila durch den Sultan der südlichen Danakil mit Hilfe einer kleinen türkischen Besatzung. Um sicher zu sein, hatte jeder ankommende Kaufmann einen Beschützer aus einem jener Stämme zu wählen, einen Abban, der zugleich als Makler funktionierte.

Führung der Kriege, deren Hauptzweck Rinderraub ist, Verteilung des Raubes und Friedensschlüsse sind Hauptaufgaben dieser Herrscher oder Häuptlinge. Bei den kriegerisch gebliebenen Stämmen sondern sich aus dem ganzen Volke die Krieger aus, die nicht heiraten, nicht rauchen und keinen Branntwein trinken und ihre Standquartiere an den Grenzen und Handelswegen haben. Oft entscheidet Abneigung gegen den Krieg oder bei Reichen Gleichgültigkeit gegen neuen Rindererwerb den Eintritt in die Klasse der Nichtkrieger. In der Regel schlagen die Galla sich gut und mit Mut, hatten aber eine abergläubische Furcht vor Feuerwaffen, und sobald sie einige von ihren Leuten fallen sehen, ergreifen sie die Flucht. Neuere Expeditionen haben gezeigt, wie übertrieben die Hochschätzung der militärischen Tugenden der Masai war, wie wenig ihre dichten Kriegerscharen einem von festem Willen geleiteten Häuflein gut bewaffneter Leute gegenüber vermochten. Die Unfälle der bis zu 2000 Flintenmännern zählenden Handelskarawanen der Araber und großer Expeditionen, wie der Burtons, von der Deckens, hatten ihre Macht vergrößert. Wird ein Feind im Kriege getötet, so wird er verstümmelt. Teile seines Körpers führen die grausamen Feinde als Trophäe mit nach Hause, wo sie dieselben aufbewahren, damit sie von ihnen selbst und von ihren Frauen als Halsschmuck getragen werden. Bei einigen Stämmen soll die Zahl der Elfenbeinringe, die ein Mann trägt, die Zahl seiner getöteten Feinde bezeichnen und kein Jüngling als Mann betrachtet werden, solange er keinen Fremden getötet hat. Die Gebiete

scheinen durch leere Grenzräume getrennt zu sein, die in manchen Fällen den hörigen Jägerstämmen als Wohnsitz dienen. So ist Kikuyu eine Lichtung in einem schützenden, gegen den Naiwascha 40 km breiten Waldring. So ist Sotik im Süden, Osten und Norden von Wald umgeben, in dem Wandorobbo Elefanten jagen.

Die Rechtspflege der Galla ist die des Räuber- und Hirtenvolkes: einfach und grausam. Der Mörder wird den Angehörigen des Ermordeten übergeben, die mit ihm machen können, was sie wollen. Hat der Ermordete keine Verwandten, so übergibt man den Mörder dem König, der ihn mit derselben Waffe, womit jener den Mord begangen, töten läßt. Der auf der That ertappte Dieb muß den doppelten Betrag des gestohlenen Gutes ersetzen. Hat er aber nur gestohlen, um seinen Hunger zu stillen, so wird er wieder freigelassen. Ein während des öffentlichen Marktes auf der That ertappter Dieb wird mitten in die Menge geführt und von ihr der Kleider beraubt, worauf ihn einige Männer auf dem ganzen Markte herumführen, mit der Aufforderung an die Menge, den Gefangenen mit Peitschenhieben und Schlägen zu traktieren. Wenn die Galla einen Eid schwören, so graben sie eine Grube, stecken einige Lanzen hinein und rufen:



Ein Schwert der Somal, wahrscheinlich arabischen Ursprungs. (Ethnographisches Museum, München.) 1/5 wirkl. Größe.

„Schwören wir falsch, so möge man uns in diese Grube werfen!“ Oder der Schwörende muß mit Blättern einer bestimmten Pflanze den Stall seiner Rinder reinigen und sagen: „Wie ich diesen Unrat entferne, so möge Waka meinen Namen, mein Haus reinigen (d. h. vertilgen), wenn ich die Unwahrheit sage.“ (Vgl. auch oben, S. 66.) Der Stamm Abedscho ist nach dem Glauben der Galla zu Grunde gegangen, weil sein Stammvater falsch geschworen hatte. (Krapf.) Blutsfreundschaft wird heilig gehalten.

Die Stellung des Weibes ist nicht niedrig. Das junge Mädchen wird ähnlich wie der Knabe beim Eintritt der Reife mit seinesgleichen abgesondert, bei beiden scheint in dieser Zeit die Beschneidung (vgl. S. 163) stattzufinden. Dann leben sie, dieser als Krieger, jene als seine Freundin, ein freies, wildes Leben, fern von den Eltern und den Familien, in deren Kreis sie erst wieder zurückkehren, wenn der Jüngling aufhört, Krieger zu sein. Die Abschließung der jungen Mädchen vom männlichen Umgang findet man nur, wo der mohammedanische Einfluß mächtig ist. Vom Kaufe der Frau wird nichts berichtet. Heiratet ein Galla, so bekommt die Frau eine Mitgift von ihrem Vater; scheidet sie sich von ihrem Manne, so behält dieser die Mitgift. Es ist dies gerade das Gegenteil von der bei den Negern herrschenden Sitte. Der Abadula oder Dorfvorstand sanktioniert die Heiraten. Nach dem Tode des Mannes hat der Bruder des Mannes dessen Witwe zu heiraten. Polygamie ist gewöhnlich bei Reichen.

Eigentümlich kompliziert werden die sozialen Verhältnisse der Galla durch gewisse Gruppen fremdartiger Elemente, die unter sie gemischt, aber offenbar auch innig mit ihnen gemischt sind. Neben dem tapferen, räuberischen Galla wohnt der feige, friedsam sich nährende Wapokomo,

jener stolz, dieser demütig: Der Herr braucht seinen Diener neben sich. So ist die Regel, die auffallend an die soziale Gliederung der Südaraber erinnert. Mit den Somal leben die Achdam, ihnen dienstbar und tributpflichtig, mit anderen Gesetzen, Beschäftigungen und Gewohnheiten. Nicht mit Sicherheit können wir sagen, ob körperliche Verschiedenheiten von Belang diese Pariastämme von ihren Herren auseinander halten. Ihre soziale Stellung, aber nicht ihre Rasse erinnert an die Buschmänner und Zwergvölker. Die Wandorobbo wollte Cust den Buschmännern zuweisen, wir wissen aber jetzt durch Höhnel genau, daß sie Masai sprechen, wie ihre Herren. Unter den Achdam sind die Tumalod die angesehensten. Sie sind eine aus allen Stämmen des Landes und Sklaven der Nachbarländer zusammengesetzte ethnische Mischung, die zugleich Schmiedezunft ist. Sie sind dem Stamme, in dem sie leben, tributär und seiner Gerichtsbarkeit unterworfen. Kein freier Somali betritt eine Schmiede oder begrüßt den Schmied mit einem Händedruck, keiner nimmt Frauen aus diesem Stamme oder gibt ihm seine Töchter. Die Tumalod sind über das ganze Land verbreitet, sie alle sind Schmiede, und man kennt kein Beispiel, daß einer dies Handwerk aufgegeben hätte. Tiefer stehend und ärmer sind die Rami, die Jäger der Somal, denen es nicht verstattet ist, zu Pferde zu jagen. Im Kriege dienen sie als Mietlinge. Sie schießen leichte, lange und mit vergifteten Spitzen versehene Pfeile mit Bogen vom Nabakbaum, mit Kamelsehnen. Die Schmiedestämme oder Schmiedekasten erfreuen sich manchmal einer halben Unabhängigkeit und üben eine Wirkung auf den Verkehr aus. Bei den Masai weilen (nach Höhnel) höchstens zwei Dutzend Schmiede (Elkonono), in den großen Kralen zerstreut. Aber Likonono, der Mittelpunkt eines von den Wakuafi abhängigen Schmiedestammes, ist wegen der Schmiedewaren einer der besuchtesten Handelsplätze. Noch im nördlichsten Gallagebiet scheinen die Sienetjo Schuvers, eine isolierte, bergbewohnende Bevölkerung des Legalandes, eine Kolonie von Webern und Schmieden darzustellen: sie sind jedenfalls die einzigen Weber und Schmiede im Lande. Für die Jägervölker der Galla und Masai (Waboni, Wassaniä, Wandorobbo und dergleichen) lassen sich keine festen Wohnsitze angeben, da sie umherziehen; allerdings scheinen sie gewisse Striche einzuhalten, schon weil sie eng an die Grenzen ihrer Herren gebunden sind.

Südwestlich von Berbera und südlich vom 10. Grad nördl. Breite liegt die wildreiche Landschaft Gerbatir, ein ständiges Quartier dieses hörigen Jägervolkes der Rami. Die Zigeuner des Somallandes sind die Jiber, die, angeblich aus Arabien eingewandert, familienweise bettelnd von Ort zu Ort ziehen, weder Haus noch Einzäunung eines Somali betreten, noch irgend einen ihm gehörigen Gegenstand berühren dürfen. Man schätzt ihre Heilkunst, sieht ihren Gaukeleien und Tänzen zu und schlägt ihnen nicht gern Speise oder Trank ab. Auch in diesem Gebiet taucht die Zwergsage auf, wo die sozialen Bedingungen zur Erzeugung eines elenden, in Unterthänigkeit verkümmernden Volkes, das sich zu einer sozialen Rasse entwickelt, in reichstem Maße gegeben sind. Unter dem ackerbauenden Volke der Suku westlich vom Baringo sollen, wie Fischer vernahm, Zwerge in Höhlen wohnen; Thomson fand Höhlen nordöstlich von Kavirondo, aber keine Zwerge. Von den Zwergen Kaffas ist in Band I, Seite 714, die Rede gewesen.

An den Flüssen des Masai-, Galla- und Somalilandes, in der Aussa-Oase des Afarlandes treiben verarmte Zweige Feldbau. Sie werden verachtet und gebrandschatzt. Der echte Masai, Galla und Wakuafi schätzt, solange er Kriegsmann, nur tierische Nahrung. Sie verhalten sich wie die Oasenbewohner von Borgu zu den Teda, oder die von Bilma zu den Tuareg, nur daß sie noch ohnmächtiger sind. Daß sie nicht ausgerottet sind, beweist indes, daß sie die herrschenden Völker sich erhalten wollen. Die ackerbauenden Wakuafi von Ngurumán, die Ackerbauer desselben Stammes in dem früher von Wakuafi bewohnten, dann von Masai eroberten Gebiete am Naiwascha- und Baringosee, die Galla, die sich bei Takaungu niedergelassen haben, gehören zu diesen Herabgesunkenen.

Die Galla mengen in ihre Abstammungssage mythologische und von den Arabern überkommene Elemente. Sie bezeichnen sich als Abkömmlinge Wolabs und überschreiten ein großes Wasser, ehe sie in ihre heutigen Sitze einwanderten. Oder sie leiten ihre Abstammung von Esau ab. Wenn die Somal zum ersten Bewohner ihres Landes einen Sohn Noahs machen, treten geschichtliche Elemente auf, die Ostafrika mit Arabien in Verbindung setzen. Bei den Somal findet man Könige von Saba als Oberherrscher, und die Somal lieben es, sich seit ihrer Bekehrung zum Islam als reine Araber zu betrachten und geben an, daß ihr Stammvater Darod der Sohn des großen Ismael Dscheberti sei, des Schutzheiligen des Somalilandes, der zwischen Mekka und Dschedda begraben ist. Noch heute beanspruchen die Somal einige Häuser in Mekka, als von ihrem Urvater gebaut. Darod kam auf wunderbare Weise, nachdem er in der Wüste ausgesetzt gewesen, an die Somaliküste, verheiratete sich mit einer Hirtin und verbreitete den Glauben Mohammeds. Mit diesem halb mythischen Repräsentanten der arabischen Einwanderung wollte sich die nördliche Gruppe der Somal, die Medschertin, in besonders innige Beziehung setzen; sie weisen entrüstet jede Annahme von Galla-Abstammung zurück. Mehrmals kehrt die Geschichte von



Messingbeschlagenes Zepter eines Somal-Häuptlings. (Ethnographisches Museum, München.) 1/5 wirkl. Größe.

schiffbrüchig landenden Arabern wieder, die diesem oder jenem Stamme Ursprung gaben, indem sie sich mit Töchtern des Landes verbanden. Man findet sie auch im Gewande lokaler Heiligen, wie den Isaak ben Achmed aus Hadramaut, in dem mehrere Stämme ihren Stammvater sehen. Also arabische Zweige auf Gallastamm. Dem entsprechen auch die zahlreichen arabischen Worte in den östlichen Somal- und Galladialekten und der stets lebhafte, vorwiegend von Arabien abhängige Verkehr zwischen den Häfen der Somaliküste und Südarabiens. Mit dem Scheine geschichtlicher Sicherheit erzählen die Somal, daß 200 Jahre nach der Hedschra die erste größere arabische Einwanderung stattgefunden habe, nachdem schon vorher Araber als Kaufleute an der Küste gewohnt hätten. Eine andere Sage spricht von einer Einwanderung von Parsi um 500 n. Chr., die allen Handel des Landes an sich gebracht haben soll. Man schreibt ihnen die Menge der im Lande zerstreuten Grabdenkmäler, Ruinen befestigter Niederlassungen, Wasserleitungen, Zisternen und künstlichen Felsenhöhlen zu. An indischen Einflüssen ist nicht zu zweifeln. Sicher ist, daß, als da Gama mit seinen Portugiesen an die Somaliküste kam, die Herrschaft eines glaubenseifrigen Mohammedaners vom Kap Guardafui bis Tadschurra im Reiche Adal ausgebreitet war.

Der arabische Ursprung tritt bei den Herkunftssagen der Danákil vielleicht noch deutlicher hervor. Nicht nur ist der Verkehr mit Yemen anerkannt sehr innig, sondern die Tradition spricht hier auch noch bestimmter von arabischer Einwanderung als im Somaliland. Einige Stämme führen ihren Ursprung auf Yemen, die Habarem auf Hadramaut zurück. Sie setzten über das Rote Meer, besetzten Tadschurra, Bailul, Raheita und Adal und drangen von hier nach Norden in ihre heutigen Wohnsitze vor. Die Danákil, deren Nordgrenze das Becken von Arrho bildet, standen früher in einem Abhängigkeitsverhältnis zum Großscheich von Mekka durch den Naib von Arkiko. Auch als sie nach der ägyptischen Eroberung von Gedda und Mekka unter die ägyptischen

Behörden in Massaua kamen, behielten sie „eine Art von freundschaftlicher Geschäftsabhängigkeit" vom Scherif zu Mekka bei, weniger aber von dem türkischen Gouverneur der Stadt.

Die Galla des Inneren sind von diesen Einflüssen unberührt geblieben. Auch sie erzählen von Wanderungen und mischen Mythologisches darein; aber für uns gehören sie zu den urplötzlich auf der geschichtlichen Bühne erscheinenden Völkern, die, nachdem sie gewaltige geschichtliche Wellen geworfen haben, wie ermüdet sich in irgend einen Winkel zurückziehen. Die Galla wollen selbst vor etwa 300 Jahren in ihre jetzigen Sitze eingewandert sein. An der Thatsache der Einwanderung zweifelt niemand; selbst ihr Name spricht dafür. Schon Bruce erwähnt die Tradition der Galla, daß sie vor der Einwanderung tief im Inneren des Kontinents gewohnt und von dort ihren Weg über große Seen gemacht hätten. Ludolf gibt sogar sicher 1537 als das Jahr an, wo die Galla in Abessinien eingefallen seien, vom Barilande aus.

Die Geschichtsseite der Galla ist Abessinien. Hier sind sie seit 300 Jahren, zwischen Gondar und Schoa wie ein Keil in das alte Reich sich hineintreibend, sogar ein außerordentlich wichtiger Faktor der Geschichte geworden. Sie umgeben Abessinien vom Westen bis zum Südosten als sein gefährlichster Feind. Aber wo sie an die Küste reichen, sind ihre politischen und kulturlichen Zustände mit einem dicken Firnis übertragenen Arabertums bedeckt; und die einzig in höherem Maße dem Verkehr mit der zivilisierten Welt offene Nordküste, die eigentliche Somaliküste, ist für den oberflächlichen Betrachter nichts als ein Abklatsch von Oman oder Hauran. Ja, die Somal sind selbst am treffendsten als litorale Form des großen Gallavolkes zu betrachten, in dem durch arabische Einflüsse eine ähnliche Neubildung in Sitten, Tendenzen und selbst in der Sprache stattgefunden hat wie in den Suaheli oder den sogenannten Arabern des Ostnillandes. Dieser Annahme widerspricht nicht die Todfeindschaft, die Galla und Somal entzweit, denn auch die Stämme der Somal leben in beständiger Fehde. An eignen Aufzeichnungen der Galla fehlt es leider. Wir wissen nicht, wie und wann sich die Galla ihre kleinen Pferde angeeignet haben, die die Horden der Reitergalla in unserer Zeit bereits den Äquator überschreiten ließen. Der arabische Name Faras für Pferd ist bei ihnen allen verbreitet. Und doch ist dies ohne Zweifel das folgenreichste Ereignis ihrer neueren Geschichte. Die vergleichende Sprachforschung wird einst vielleicht am besten im stande sein, uns über die Fragen aufzuklären, welche keine Überlieferung uns auch nur andeutend beantwortet. Schon jetzt zeigt sie uns als die Grundthatsache der Geschichte dieses großen Stammes der Galla, daß er breit zusammenhängt mit den Hamiten des Nilgebietes und Ostafrikas, daß nur der semitische Keil der Geezvölker diesen Zusammenhang unterbricht und daß das Somali dem Danákil weniger nahesteht als dem Galla. Auf dieser Basis verstehen wir vielleicht die Galla als eine Völkergruppe, deren Schwerpunkt einst weiter nördlich lag als heute, wohl sogar nördlich und vielleicht auch westlich von Abessinien, und dessen Geschichte, groß angesehen, als Hauptzug eine unwiderstehliche Ausbreitung nach Süden zeigt, die seit Jahrhunderten unter denselben Umständen vor sich gegangen ist wie bei den Wahuma, Masai und Wakuafi. Rückschläge nach Norden sind in diesem Wellentreiben nicht ausgeschlossen. Die Masai sind wahrscheinlich erst in den letzten Jahrzehnten über die Linie Pangani-Ugogo nordwärts vorgedrungen und haben die nach Süden drängenden Wakuafi zurückgeworfen. Beide zusammen drängten aber schließlich wieder um so stärker nach Süden.

Der mächtigste Gallastamm sind die Borani oder Bevorana, deren Name schon Lobo bekannt war. Sein Gebiet erstreckt sich vom unteren Djub bis zum Abai und Hawasch und in das Land Konso und wird im Westen von dem Graslande Sera oder Serto („Verbotenes Land") begrenzt, wahrscheinlich dem leeren Grenzstrich gegen Neger des Schillukstammes. Die Borani zerfallen in das reine Hirtenvolk der Yā im Nordwesten, und die Yal (Yab?), die teilweise Ackerbauer sind. Auch die Bararetta (Wardai) beanspruchen Blutsverwandtschaft mit den Borani.

Zunächst diesen stehen die Arusi. Pinchard beschreibt die Arusi- (Aróosi, Arusia) Galla als einen mächtigen Stamm, dessen Oberhaupt Na Ria Kharu eine Residenz aus 20 bei einander liegenden Dörfern bewohnt. Im Norden dehnt sich ihr Gebiet zum Hawasch, im Westen zum Zuway-See aus. Nicht zu verwechseln sind diese mit den Aróosa Wakefields, die von ihnen durch die Gerire und zugleich durch den Djub von den Borani getrennt werden. Diese Aróosa werden als der Mutterstamm aller Galla bezeichnet. Ihr Handel geht hauptsächlich nach dem Djub. Neben den Arusi wohnt der Stamm der Itu-Galla, der sich an der Nordgrenze des ganzen Gallavolkes, am Südufer des Hawasch, mit den Afar berührt.

Auch die Sāb oder Rahanwin sind ein größeres Volk, das zwischen den Unterläufen des Webbi und Djub einen großen Raum einnimmt. Es ist kein reines Gallavolk. Kinzelbach läßt es von Somalivätern und Sklavenmüttern abstammen, während es die Somal nicht als zu ihnen gehörig anerkennen. Die zwölf Südgallastämme Krapfs sind nur durch die Unterschiede getrennt, die nach Fischer etwa so weit auseinander gehen wie die der Suaheli von Lamu, Malindi oder Mombas. Die Bararetta-Galla bewohnten beide Ufer des Sabaki. Ihnen schließt sich an der Stamm der Wassaniä, den Galla sehr ähnlich, zugleich aber ihnen unterworfen; er wohnt vom rechten Ufer des Sabaki an der Grenze der Wakamba zum oberen Tana hin. Am Tana baut er den Acker, hat aber in seinem übrigen Gebiet die Lebensweise der Galla. Gallaähnlich sind ferner in diesem südlichen Gebiet die nördlich vom Osi, im Wapokomoland und über Witu hinaus wohnenden Waboni und weiter nordwärts die Watua; beides Jagdnomaden, die ärmlich leben, aber nicht bloß im Dialekt mehr an die Galla als an die Neger erinnern.

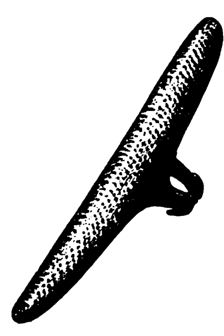


Ein Knieschmuck der Wakambakrieger, Nachahmung des Masai-Knieschmucks. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/3 wirkl. Größe.

Ein im Äußeren zigeunerähnliches Hirtenvolk, in dessen Herden Pferde und Kamele erscheinen, und das eine Menge von Somaliwörtern in seiner Sprache hat, sind die Randile in der östlichen Samburulandschaft. In den Niederungen am Nordende des Rudolfsees wohnen die Reschiát, Ackerbauer und Hirten, die jährlich bei den Überschwemmungen des Sees ihre Wohnsitze auf die Höhen verlegen; sie sind mehr negerhaft, sprachlich aber ihnen ähnlich. Ihre Frauen durchbohren die Unterlippen und tragen faltenreiche, lederne Röckchen. Östlich von den Reschiát wohnen im Gebirge die Ammar in eisenreicher Gegend, aus der Waffen und hier wie in den Obernilländern bereits stark getragener Eisenschmuck gebracht werden. Am Nordende des Stefaniesees wohnen die handeltreibenden Marleh. Alle diese Völker und kleinere, von denen nur die Namen bekannt sind, schließen sich im Osten an die Borani an, mit denen sie sprachlich verwandt sein dürften; Handelsbeziehungen scheinen sie mit den Somal zu verbinden.

Die Grenze zwischen Galla und Somal hat sich beständig verändert, so weit unsere Kenntnis reicht. Galla und Somal stehen sich feindlich gegenüber wie Masai und Wakuafi, und entsprechend unsicher sind ihre Grenzverhältnisse. Noch zu Brenners Zeit konnte der Djub als Grenze zwischen Somal und Galla gelten. Aber seit 1870 ist diese Grenze bis nahe an den Tana vorgeschoben. So wie Fischer 1877 Osi, Tana und die Wapokomo als Grenze bezeichnete, wobei westlich von den Sitzen der Wapokomo eine Verbindung der Südgalla mit den Borani-Galla besteht, ist sie im wesentlichen noch heute. In den letzten Jahren scheint sich die Bewegung mehr westwärts gegen den Rudolfsee zu gewendet zu haben.

Sprachlich ganz eng mit den Gallavölkern verbunden, geographisch und ethnographisch dagegen den Nilnegern und besonders den Schuli sich anschließend und zu den Galla sich verhaltend wie die ansässigen Wakuafi zu den wandernden, erscheinen die Lango (Wakidi) wie von Südosten hereinragende, teilweise nur noch kleine Völkerinseln bildende Ausläufer der großen Familie nomadischer Hirtenvölker des östlichen Äquatorialafrika. Im Osten sind sie selbst Nomaden, nach Usoga zu sitzen sie schon in festen Dörfern, die fast ebenso viele Städtchen bilden. Umiro heißt ihr größter Staat. Die Sprachen der Lattuka, Irenga, Akkara sind alles Dialekte der Langogruppe, die ihrerseits den Gallasprachen angehören. Ihre Träger sind aber so reichlich mit Negerblut gemischt, daß sie selbst dunkler als die Schuli erscheinen, von den Wanyoro zu schweigen. Von hohem, schlankem Wuchse (Mittelmaß nach Emin Pascha 1,70—1,75 m), länglichem Gesicht, freiem Blick, kriegerisch, eifersüchtig auf ihre Unabhängigkeit, stehen sie selbst den starken Wahuma-Staaten an ihrer Westgrenze frei und fremd gegenüber. Ihr breitflügeliger Kopfputz und Kaurischmuck, dessen Wert nach dem Nil zu rasch abnimmt, zeichnet sie aus. Mitten in die Schuli sind die Lattuka im Gebirge östlich von Ladó eingeschlossen, reiche Hirten und Ackerbauer, in großen wohlbevölkerten Dörfern wohnend (Tarangole, das größte, soll 4000 Hütten enthalten), und herum sind Wachen an hohen Punkten postiert. Ihnen ähnlich sind ihre Nachbarn, die Obbo. Die Überlieferung der Lattuka verlegt ältere Sitze nach dem Djebel Keljamin im Nordosten ihres heutigen Gebietes. Die Liria, einst durch ihre Raubzüge bis Behr und Kiri berüchtigt, sind ein eingeschobener Zweig der Bari, dessen Verwandtschaften nach den Wakuafi zu gelegen sind.


Ein eiserner Schlagring der Wakamba. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/2 wirkl. Größe.

Die Somal sind der am meisten von fremden Einflüssen berührte und mit fremden Elementen gemischte Zweig der Gallavölker. Ihrer Lage gemäß sind sie auf innigen Verkehr mit Arabien hingewiesen, haben sich am engsten an den Islam angeschlossen und sich nach arabischem Muster an den Küsten dem Handel und der Schiffahrt gewidmet. Ein großer Teil ist eine ausgesprochen litorale Völkerform, doch sind die meisten Somal Hirten, die nur wenig von dem Gallatypus abweichen. Sie dürften sich früher weiter von letzteren entfernt haben als heute, als sie im Inneren, besonders in dem heute von Galla bewohnten Gebiet von Harar, selbständiger dastanden. Damals blühte eine höhere Kultur in diesem Lande, Trümmerstätten sprechen von größerer Bevölkerung und blühenderer Bodenkultur mit künstlicher Bewässerung. So wie die Somal von den Galla nach Osten zurückgedrängt wurden, gibt es auch Somaligruppen, die ganz wie die Masai organisierte Raubzüge auf Vieh und Elfenbein in den Galla- und Masaigebieten unternehmen. Cecchi sammelte in Enarea Nachrichten über südliche Länder, die sich auf einen derartigen bis Leikipia ausgedehnten Zug der Somal beziehen. Die Somal gehen dialektisch wenig auseinander. Unter denen an der Nordküste sind die westlichsten, die Ejssa, zu nennen, im Inneren tritt die Stammesgruppe der Ogadēn, im Norden die für die besten und ältesten der Somal sich haltenden Hawija hervor.

Die Afar oder Danákil zerfallen wie ihre südlichen Nachbarn in eine binnenländische (Hirten-) Gruppe und in die Küstenbewohner. Außerdem zählt man eine Anzahl von Hauptstämmen und zahlreiche patriarchalische Familiengruppen. Unter den Küstenbewohnern wie unter den Hirten gibt es Adelige, die sich „Rote Männer“ nennen, und Untergebene, die „Weißen Männer“. Es gibt keine eigentliche städtische Bevölkerung. Von den Handelsplätzen der Küste besteht Ed aus etwa 100 Hütten, 2 steinernen Moscheen und 2 Bethäusern. Von hier aus betreibt der Scheich in fünf Sambuks (offenen Barken) den Handel mit Yemen.

Die Masai nehmen als Kern ihres Wohngebietes den Raum zwischen dem Kilimandscharo und Kenia ein; sie sind die westliche und nordwestliche Abteilung dieser Hirtenstämme. Wenn man mit Thomson die Wakuafi nur als einen Clan der Masai betrachtet, dann schließt sich nach Westen, bis an den Ukerewe reichend, das Verbreitungsgebiet der Wakuafi an. Und da sprachliche Ähnlichkeiten die Lango und Lattuka des oberen Nils als einen Übergang von den Masai zu den Bari und Dinka erscheinen lassen, reicht das Gebiet der Masaiverwandten bis in die alten Schillukſitze, die einst in der Gegend ihre Grenze fanden, wo heute Chartum steht. Nach Osten läßt die durch Lage und Natur des Küstenstriches bedingte seßhafte, dichtere, ackerbau- und handeltreibende Bevölkerung die Lage der Grenze der Masai schwanken. Der Eingang zum Lande der selbständigen, räuberischen Masai liegt am Westabhang des Kilimandscharo. Daß sie aber häufig dieses Thor durchbrechen, beweist unter anderem die Thatsache, daß J. M. Hildebrandt 1877 die Streifzüge der Oigob (Masai oder Wakuafi) bis in die Umgebungen von Mombas ausgedehnt fand, wo die Truppen des Sultans von Sansibar nicht wagten, in offenem Felde ihnen entgegenzutreten. Doch läßt sich vom oberen Pangani um den Nordfuß des Kilimandscharo herum bis Kimangelia und an den Westfuß des Kenia die Grenze im allgemeinen um 35° 40′ östlicher Länge ziehen. Die Masai haben sich seit Jahren immer mehr nach Süden ausgebreitet. Sie besaßen früher nur den Strich zwischen dem rechten Pangani-Ufer und Ugogo und schoben von hier aus die Wakuafi nach Westen, von denen nur einige Stämme zum Ackerbau übergingen und im alten Gebiet verharrten, während die nomadischen großenteils auf das Gebiet zwischen Samburu, Baringo und Kenia zurückgedrängt wurden; ein kleiner Teil nomadisierte östlich vom Ukerewe, einen anderen traf Fischer zu den Masai am Naiwascha übergegangen. Einige finden sich in Kikuyu zerstreut. Höhnel bestimmt als Nordgrenze der Masai eine von der Mündung des Guasso Narók in den Guasso Nyro nach Südwesten gezogene Linie. Die südlichsten Masaivorposten sind die Wahumba, die in Ugogo bis über die Karawanenstraße Mpwapwa-Tabora hinaus weiden; ihre Zahl ist gering, ihre kriegerische Organisation schwach (die Deutschen haben sie mit geringer Mühe vertreiben können); auch ihre viereckigen, mit Rindermist gedichteten Reisighütten sind ärmlich. Noch bei Tabora weiden sie die Herden der Araber. Ihre Sitten, auch ihr Name möchten darauf hindeuten, daß auch die weiter westlich wandernden Wahuma nicht scharf von den Masai zu trennen sind, daß beide Begriffe ineinander fließen. Schon Livingstone sammelte in Udschidschi von Arabern oder ihren Sklaven Masaiworte, als er in seinen letzten Jahren den Plan hegte, von hier aus in die Gebiete vorzudringen, die dann zwölf Jahre später Fischer und Thomson erforschten. Im Norden finden wir aber die Sprach- und teilweise Sitteverwandten der Masai in den ebenfalls viehzüchtenden, aber teilweise auch ackerbauenden, dichter zusammengedrängten und weniger kriegerischen Bari und Dinka wieder; diese werden wir zusammen mit den anderen Anwohnern des oberen Nils im 9. Kapitel (S. 256 f.) betrachten.

Schon vor den Durchmärschen europäischer Expeditionen durch ihre Gebiete, die ihren mehr auf Keckheit als auf Kühnheit beruhenden und ganz besonders durch die Furcht ihrer Nachbarn erhöhten Kriegsruhm rasch schmälerten, sind die Masai durch eine rindertötende Seuche stark in Rückgang geraten, die zuerst vor etwa zwei Jahrzehnten auftrat, und die Grundsäulen ihrer eigenartigen Existenz erschüttert. Schafe, die früher nur Weibernahrung waren, wurden immer mehr begehrt, da sie sich seuchenfrei erwiesen. Der Rinderraub, das Hauptmotiv ihrer Kriegszüge, ist nicht mehr so lockend; „es geht überhaupt bergab mit diesem interessanten Volke“ (von Höhnel), das sich mit merkwürdiger Zähigkeit vermöge seiner abgeschlossenen Organisation von anderen zersetzenden Einflüssen frei gehalten hatte. Bis vor wenigen Jahren hatte weder das Baumwollenzeug ihre Tracht aus Ziegenfellen, noch die Feuerwaffe ihre originelle Kriegsrüstung verdrängt. Da sie aber nur wenig Kunstfertigkeiten selbst entwickelten, die Eisenarbeit ihren

Elkonono überließen, Schilde und Bogen von den Wandorobbo und Naibere kauften, so werden sie aller Wahrscheinlichkeit nach bald aufgehört haben, eins der eigentümlichsten Völker Afrikas zu sein. Wo die Möglichkeit besteht, werden sie sich, ähnlich wie die Wahuma des Westens, deren Herden von derselben Seuche kurz vor Emin Paschas und Stuhlmanns Zug heimgesucht worden waren, notgedrungen dem Ackerbau zuwenden.

Die Wakuafi (Mbarawui), der zerstreute und großenteils ansässige Bruderstamm der Masai, lebte einst dasselbe Hirtenleben, bis er im Kampfe mit den Masai unterlag und in einer Anzahl von Abteilungen nach Westen und Norden auswich, um sich nach Verlust seiner Herden dem Landbau zu widmen. In der Mitte der siebziger Jahre kam es zu einem neuen Krieg, in dem die nördlichen Wakuafi, die Leukóp, von den Masai aufs Haupt geschlagen wurden. Heute findet man Wakuafi, die im allgemeinen den Masai gleichen, aber die Spuren eines ärmeren, elenderen Lebens tragen, unter Umständen ebenso keck und noch treuloser sind, am Kilimandscharo, am Meru in Ober-Arusha, in größeren Mengen am Baringo in Leikipia, in der Landschaft Guasso Ngischu, unter den Wakikuyu und den Burgenedschi. Das sind nördliche Verwandte der Masai, die im Lande Samburu östlich vom Rudolfsee bis zum 5. Grad nördl. Breite weiden und mit den Barawa-Somal in Verbindung stehen; von ihnen haben sie das grobe Schafwollzeug ihrer mantelartigen Hüllen, die Weiber aber tragen wie die der Masai Ledermäntel.

Eine Gruppe besitzloser Glieder dieses Stammes liegt unter dem Namen Elmolo dem Fischfang im Rudolfsee ob, und zahlreiche Burgenedschifrauen findet man in freiwilliger Sklaverei bei Nachbarstämmen. Auch die Suk, die zwischen 0° 50′ und 1° 50′ nördl. Breite im gleichnamigen Gebirge wohnen, und die ihnen benachbarten Nandi und Kamassia gehören zur Masaigruppe, und auch unter ihnen gibt es Viehzüchter und Ansässige. Die Tracht (Leder) wird ärmlicher; es tritt die Durchbohrung der Unterlippe ein, in der ein 15 cm langes Messingplättchen getragen wird, in den Ohrenrändern steckt Messingdraht, das Haar wird mit Thon verklebt oder als langer natürlicher Haarbeutel getragen, und neben den übrigen Waffen tritt das schneidende Messerarmband auf: alles Anklänge an die nordwestlich von hier weidenden und wohnenden Nilvölker. Endlich schließen sich die westlich vom Rudolfsee bis 5° nördl. Breite wohnenden Turkaná oder Elgume an, die vor ungefähr 60 Jahren von Westen her in ihre Sitze eingerückt sind, ein ausgesprochenes Negervolk, in dem sich die bei den körperlich noch masaiähnlichen Suk schon erscheinenden Übereinstimmungen mit den Negerstämmen so weit steigern, daß man sich ganz unter Bari oder mehr noch Schuli versetzt fühlt. Der kräftigere, breitere Bau, die dunklere Farbe, das wollige Haar, der abstehende Eisendrahtschmuck um den Hals, die Einhängung der Messingplatte in die Unterlippe, die kaurivezierten Kopfbedeckungen aus Menschenhaarfilz, das lederne Oberarmband, das oft ein Kuhschwanz ziert, der überall mit hingetragene Nackenschemel, der Mangel der Bogen sind alles auch Merkmale von Obernilnegern. Aber weit entfernt sie von ihnen die Unvollkommenheit ihrer Wohnhütten: nur ein paar in die Erde gesteckte Zweige. In ihren Herden findet man bereits die Kamele in größerer Zahl. Ganz ähnlich sind ihnen die westlicher wohnenden Karamoyó und ihre nördlicher wohnenden Dónyoro, deren Weiber in die Unterlippe große Stücke Ochsenhorn stecken, die ihnen ein scheußliches Ansehen geben. Von den Turkaná an werden Glasperlen schon selten, und an ihre Stelle treten die Perlen aus Straußeneierschalen.

Die westlichsten Zweige der Galla in der äquatorialen Region, die wir als Wahuma zusammenfassen, haben eine besondere Bedeutung durch die Beherrschung der reichen Länder und begabten Negervölker in der Nilquellseen-Region gewonnen. Wir werden sie dort (S. 248) wiederfinden, möchten sie aber hier zunächst im gegebenen Zusammenhang mit ihren nächsten Verwandten betrachten. In der geographischen Lage, in ihrem Körperbau und Charakter und in der

Lebensweise liegt die nahe Beziehung zu den Galla klar, die trotz des bis heute noch nicht gehobenen Mangels einer linguistischen Unterlage allen Beobachtern von Speke bis Emin Pascha und Baumann einleuchtend erschien. Der Gegensatz dieser helleren und edler gebildeten Rassen zu den Negern, über die sie herrschen, ist oft betont worden. „Wir fühlten und sahen sofort“, sagte schon Speke, indem er seinen ersten Eintritt in Rumanikas Palasthütte schildert, „daß wir uns in der Gegenwart von Menschen befanden, die so unähnlich wie möglich der gewöhnlichen Klasse von Eingeborenen in den Nachbarbezirken waren. Sie hatten schöne, ovale Gesichter, große Augen, hohe Nasen; das beste Blut Abessiniens schien in ihren Adern zu fließen.“ Gerade das Volk von Karagwe umschließt aber recht negerhafte Elemente, deren lebhafteres, lauteres Wesen von dem gehalteneren (Speke nennt es phlegmatisch) der Wahuma stark absticht. Merkwürdigerweise legen die Wahuma selbst nicht auf ihre helle Haut, schmalen Gesichter, gerade Nasen &c. das Hauptgewicht, sondern betrachten mit aristokratischer Laune nur große abstehende Ohren als rassen- und standesgemäß. Die überall wiederkehrende Auszeichnung der Weiber durch hellere Färbung scheint man hier mehr als sozialen Charakter anzunehmen, da die dunklere Masse der Bevölkerung nach hellerfarbigen Weibern strebt. Der Harem Mtesas umschloß die schönsten hellen Wahumaweiber, und Wilson bestätigt, daß die Häuptlinge der Waganda mit Vorliebe aus den Wahuma ihre Weiber wählen. Und die am weitesten nach Westen: Toru, Nkole, Ruanda vorgedrungenen sind die begehrtesten, weil noch hellsten und schlankesten. Bei den Wahuma haben die Frauen eine höhere Stellung als bei den Negern und werden ängstlich von ihren Männern gehütet. Das trägt zur Erschwerung der Mischungen bei. Die Masse der Waganda wäre nicht noch heute ein echter Negerstamm von „dunkelschokoladefarbiger Haut und kurzem Wollhaar“, wenn nicht die beiden Völker als Ackerbauer und Hirten, als Beherrschte und Herrscher, als Verachtete und Geehrte trotz der Beziehungen, die in ihren höheren Klassen geknüpft werden, schroff gegenüberständen. In dieser Sonderstellung sind sie eine typische Erscheinung, die man immer leicht wiedererkennt. Auch wenn Stanley das eigentümliche Milchgefäß Kavallis (s. obenstehende Abbildung) nicht ausdrücklich als Milchgefäß der Wahuma bezeichnet hätte, genügte das Vorhandensein wandernder Hirten mit Rinderherden und ihre bevorzugte Stellung im Lande, die Übereinstimmung dieser Hirten im Lande westlich des Albertsees mit den Wahuma am Ostufer außer Zweifel zu stellen. „Sie leben wohl im Lande der Wávira, aber nicht in ihren Dörfern, tauschen die Erzeugnisse ihrer Herden gegen das Getreide und Gemüse der Ackerbauer aus, geben aber ihre Töchter nur einem geborenen Mhuma zur Frau“: genau dasselbe Verhältnis wie in Uganda, Unyoro &c., worauf übrigens auch die Klage eines Wávira-Häuptlings über das hochmütige Auftreten dieser Wahuma deutet.



Milchgefäß Kavallis, Häuptlings der West-Wahuma. (Nach Stanley.) Vgl. Text, S. 179.

Die eignen Überlieferungen der Wahuma und die Rudimente der Geschichte Ugandas und Unyoros, die wir kennen, zeigen durch alle fabelhaften Variationen des Themas hindurch, wie die Annahme des Ursprunges aus hellfarbigen Menschen in ihren Überlieferungen ebenso beständig ist wie die nördliche, nordöstliche oder östliche Herkunft. Seltsame Abwandlungen dieser

Überlieferungen sind natürlich nicht ausgeblieben. In der Königsfamilie von Unyoro herrscht der Glaube, daß ihre Vorfahren halb weiß, halb schwarz gewesen seien, und daß Afrika einst den Weißen gehört habe; sie betrachten sich als einen Rest dieser Weißen. Darum glaubten sie auch, als Speke und Grant, die ersten Europäer, sich Unyoro näherten, daß dies Weiße seien, die das Land wieder an sich nehmen wollten, und demselben Glauben verdankte Baumann seinen triumphierenden Einzug in Urundi. Bemerkenswert ist noch, daß sich die Fürsten von Unyoro Wawitu, Leute aus dem Lande Witu, nennen, das sie im Norden suchen. Emin Pascha hörte folgende Erzählung über die Geschichte dieser Länder gleichfalls in Unyoro: „Unyoro bildete einst mit Uganda, Ussoga, Uddu und Karagwe ein großes Land, das von den Witschwesi bewohnt war. Da kamen aus Nordosten in großer Zahl hellfarbige Menschen, Menschenfresser (Waliabantu); als diese den Nil überschritten, flohen die Witschwesi. An einem Orte Matjum, der noch heute südöstlich von Mruli zu finden ist, sammelten sich die Eindringlinge und teilten sich in zwei Gruppen, deren eine nach Uganda, die andere nach Unyoro vordrang. Der Rest der Witschwesi wurde zu Sklaven gemacht. Die Eindringlinge nannten sich Wawitu (Leute von Witu), während sie von den Einheimischen Leute von Norden (Wahuma) oder in Uganda auch Walindi, in Karagwe Wahinda genannt werden. Sie waren Hirten und sind es noch heute, während die Witschwesi Ackerbauer waren und sind. Wo sich die Einwanderer rein hielten, sind sie noch heute weiß, wo sie sich mit Witschwesi mischten, entstand die hellfarbige Mischrasse, welche man heute vorwiegend in diesen Ländern findet; reine Witschwesi aber, die ganz schwarz sind, durchziehen noch heute das Land als fahrende Sänger und Zauberer. Der Name Witschwesi ist heute in Unyoro gleichbedeutend mit Leibeigener."

Nach der Analogie geschichtlicher Völkerbewegungen in den Nachbargebieten der Galla und Verwandten können wir annehmen, daß kriegerische Hirtenvölker des ostafrikanischen Hochlandes von ihren Sitzen aus Züge zu Raub und Sklavenfang, wie sie bei kriegerischen Afrikanern allgemein üblich sind, nach Westen, Süden und Norden hin machten, und daß dabei jüngere, unternehmungslustige Glieder herrschender Familien sich vom Mutterstamm abzweigten und eigne Reiche gründeten. Man mag mit Speke annehmen, daß zuerst die Galla unmittelbar südlich von den Abessiniern und weiterhin die Somal entstanden seien, und daß ein südlichster Zweig sich bis gegen den Djub hin ausbreitete, aber bei einem Angriff auf Mombas ins Innere zurückwich, wo er nun den Nil kreuzte und in die reichen Weidegründe des Großen Nyansa hinabstieg. Dort wurden die ackerbauenden Eingeborenen unterworfen und das große Reich Kittara gegründet, das bald in die Wahumareiche von heute zerfiel. Vielleicht haben erst die letzten Jahrzehnte eine neue Ausbreitung nach Westen und Süden gesehen. Jedenfalls liegen Zeugnisse für das Vordringen von Unyoro aus in der Verbreitung des Kinyoro bis Usindja und Ruanda. Auch Überlieferungen sprechen dafür. Ein Tochterreich Unyoros scheint von Ussui bis Ruanda noch in der Erinnerung der Lebenden gereicht zu haben. Die Wahuma in den Ländern westlich vom Albertsee gleichen in Einzelheiten den Wahuma von Unyoro. Die dortigen Wahuma sollen mit ihren Herden vor mehreren Generationen aus dem Lande Unyoro ausgewandert sein. Sie und ihre Herden sind beständigem Wechsel durch Krieg und Raub unterworfen. Auf einem Boden von 50 Quadratmeilen schätzt Emin Pascha die Zahl der Rinder auf nur 4000. Der Häuptling Kavalli verfügte z. B., als Stanley bei ihm weilte, nur über 80 Rinder. Die Angabe der Wahumahäuptlinge, daß ihre ackerbauenden Unterthanen und Nachbarn, das Negervolk der Wávira, erst nach ihnen und mit ihrer Erlaubnis eingewandert seien, verdient weiter keine Beachtung. Daß noch immer größere Verschiebungen vorkommen, geht aus der Bemerkung Stanleys über die Ebene zwischen Russesse und Katwe am Südfuß des Ruwensori hervor: Die Stille der Ebene ist eine Folge der Auswanderung des Stammes im großen. Das Gerücht von weißen Menschen in den Gambarragara-Bergen hat seinen Grund ohne Zweifel in diesen hellbraunen Hirten. Die Verbreitung

der Wahuma nach Süden ist noch nicht ganz klar gestellt, da die Übereinstimmung ihrer Lebensweise mit den Masai die nähere Bestimmung erschwert. Usindja, das südlichste, bis etwa 3° südl. Breite reichende der von den Wahuma gegründeten Reiche, ist bei weitem noch nicht die Südgrenze dieses Volkes. Die Watusi von Uha am Tanganyika, die in Unyamwesi ihre Herden weiden und als Hirten im Dienste der Araber von Tabora stehen, sind unzweifelhaft Wahuma. Ist auch ihr Volksname verändert, so nennen sie doch, wie in Karagwe, ihre Fürsten Wahinda. Und ebenso werden die Wapoka von Fipa am Rikwasee den Wahuma zugezählt. Die Bevölkerung gleicht dort im Süden durchaus den Wanyamwesi, während sie im bergigeren Norden kräftiger und thätiger ist. Regiert wird sie von zwei Wahumahäuptlingen, und viehzüchtende Nomaden desselben Stammes durchwandern das Land. Die kleinen Häuptlinge aber sind Abkömmlinge derer, die hier vor dem Eindringen der Wahuma geherrscht haben. In Unyoro erfuhr Speke zuerst von den Wahuma im Osten dieses Landes, einem Stamme, der nur von Fleisch und Milch lebe. Das weist auf die Lango oder Völker in ihrer Nachbarschaft hin.

In der Tracht der Wahuma ist die schwarz gegerbte Rindshaut eigentümlich; außerdem haben sie zahlreiche Ringe um die Unterschenkel, kupferne oder messingene Armbänder und ein paar Amulette. Die Frauen tragen selbst im Westen aus rautenförmigen Fellstücken zusammengesetzte Mäntel und dazu über den Kopf ein Stück Rindenstoff; die vollständigere Bekleidung der Waganda und Genossen (s. Bd. I, S. 89) ist höchst wahrscheinlich ihrem Einfluß zuzuschreiben. Speere tragen selbst die Hirten bei ihren Herden. In vielem folgen die Wahuma der Landessitte. In Unyoro ziehen sie die unteren Schneidezähne aus, in Uganda und Karagwe thun sie es nicht. In Unyoro gebrauchen sie im Kriege nur den Speer, während sie in Karagwe die ausgezeichnetsten Bogenschützen sind, die mit ihren fast 2 m hohen Bogen fernhin treffen; in Unyoro kommen Bogen von der Obernil-Form vor. Von den Stützpfählen der Hütte des Königsbruders sah Speke eine ganze Sammlung solcher mannshoher Bogen herabhängen und unter ihnen Bündel von Speeren mit Eisen- und Erz- (oder Kupfer-?) Spitzen sowie Assagaien aufgestellt.

Erzeugnisse des Ackerbaues und Gewerbes werden meist von den ansässigen Nachbarn eingetauscht. Doch zeigen die eigensten Geräte der Wahuma (s. Abbildung, S. 177) Geschicklichkeit im Holzschnitzen. Metallbearbeitung scheinen sie nicht zu üben und außer ihren vorzüglichen, großen, mit Blutrinne versehenen Speerspitzen auch Eisen gar nicht zu verwenden. Im Westen haben sie eigentümliche sichelartige Messer wohl erst von den Negern angenommen. Die einseitige, fast leidenschaftliche Pflege der Viehzucht (ihre Rinderrasse ist die Sangarasse; s. Abb., S. 165) ist in Wesen und Form die der Galla. Auch in Uganda und Unyoro ist sie eng mit den höchsten Interessen des Staates verflochten. Rumanika besaß eine berühmte, nach Tausenden zählende Rinderherde am Kitangulefluß, deren Milch die Hauptnahrung lieferte, und Speke zeichnet ein originelles Familienbild aus dem Leben der Großen von Karagwe bei seinem Besuch bei einem älteren Bruder Rumanikas, der als sorgsamer Vater mit der Rute in der Hand darüber wachte, daß sich seine sechzehnjährige Tochter, „mit lieblichen Zügen, aber mit einem Körper rund wie ein Ball", ja recht mit Milch vollsog. In manchen Beziehungen schließen sich die Wahuma, wo sie so sehr in der Minderheit sind, wie hier in den Negerländern, an die Landessitten an, am wenigsten in der mit ihrem Stand als Viehhirten verknüpften Unreinlichkeit ihrer Wohnstätten. Vor allem ist in Uganda Reinlichkeit und Ordnung zu Hause. Emins Schilderung eines Wahumaweilers: „ein hoher Dornenzaun umschließt eine Menge halbkugeliger Hütten für Menschen und Vieh; ringsumher ist alles schmutzig, das Innere der Hütten ist aber sehr rein gehalten", erinnert entschieden an die Sennhütten unserer Alpenhirten. Selbst die Häuptlingshütten gleichen darin den anderen, unterscheiden sich nur durch die Größe und dadurch, daß sie ein paar Waffen mehr enthalten. Als Lagerstätte dient eine über Holzpfähle gespannte Haut. Am weitesten entfernen

sie sich als Hirten natürlich in der Nahrungsweise. Milch ist die Hauptnahrung, Butter benutzen sie zum Einfetten des Körpers. Der Biergenuß ist hier wie in allen diesen Teilen des Inneren so gewaltig, daß in manchen Gegenden die Trunkenheit allgemein und häufig ist. Der König genießt ein stärkeres Bier als seine Unterthanen und regaliert damit seine Gäste, zugleich aber bezeugt die Vorschrift, daß Kabrega von Unyoro nur Fleisch von dunkelbraunen Kälbern mit weißen Stirnflecken essen darf, daß er noch immer Hirtenkönig ist.

---

6. Zersprengte Negerstämme Ostafrikas.

Motto: „Splitter von einem Völkeramboß."

* * *

Inhalt: Das Vordringen suluähnlicher Völker am Sambesi und Nyassa und die Zersplitterung der ansässigen Neger. — Die Manganja. Das Pelele. Ackerbau. Siedelungen. Politische Zersplitterung. Stämme am unteren Sambesi in Berührung mit den Portugiesen. — Stämme Deutsch-Ostafrikas. Die durch Masai und deren Genossen zertrümmerten Völker. — Die arabischen Einflüsse an der Küste: Suaheli, Wangwana und Wamrima.

Kaum ein Jahrhundert ist vergangen, seit die furchtbaren Vorstöße der Sulumacht begonnen haben das östliche Südafrika in Verwirrung zu versetzen. Sie werden nicht die ersten gewesen sein, aber die stille Arbeit der Kultur hatte doch wieder friedliche und verhältnismäßig erfreuliche Zustände geschaffen. Als Spilberg 1602 Sofala besuchte, fand er dort bogentragende Neger; die Sulu aber erschienen als Speerträger. Weit südwärts vom Sabi standen die ersten Vorposten einer ruhigen und fleißigen Bevölkerung, der die Pflege der Äcker nicht bloß Nebensache war — die Tongastämme des Gasalandes. Auch jetzt noch wohnen sie in ihrer alten Heimat, aber zersprengt oder unterjocht von einer kleinen Zahl kriegerischer Sulu. Diesem Schicksal ist mit ihnen der größte Teil der Völker am unteren Sambesi und Nyassa verfallen, die alle bis in die letzten Jahre bis hinüber zu dem von Betschuanen zusammengeschweißten Barotse-Reich politisch im höchsten Grade zersplittert waren. In einem merkwürdigen Vertrag zwischen England und dem König Kapella von Tembe (1823) wurde bezeichnenderweise auch bestimmt, daß nicht mehr als Ein Häuptling auf einer Quadratlegua sein sollte. Wenn wir alle diese Stämme zu einer besonderen Gruppe zusammenfassen und sie von den westlichen Sambesistämmen trennen, so geschieht es, weil bei den letzteren schon in älterer Zeit Mischungen zwischen Ackerbauern und Eroberern stattgefunden haben, die zur Gründung großer und einigermaßen dauerhafter Staatsgebilde führen mußten; im Osten dagegen ist alles in gärender Verwirrung, aus der sich erst mit Hilfe der europäischen Kolonialmächte geordnete Zustände herausbilden mögen.

Die südlichsten Opfer der Sulu, die Tonga, zusammen 30—40,000 Seelen, ließ diese Zersplitterung wie ihr friedfertiger Charakter den Sulu, als sie vor etwa 60 Jahren in das Gasaland einbrachen, zur leichten Beute werden. Am verhängnisvollsten wurde die neue Herrschaft dem blühenden Viehstand der Tonga, der die Raubgier der Eroberer unwiderstehlich reizte; einige Stämme züchten jetzt Hunde statt der Rinder. Daß wir es in der That mit einem Volke zu thun haben, das sich in seiner ganzen Lebensführung gründlich von den Kaffern unterscheidet, zeigt schon dies: die Tonga sind das südlichste Volk, wo sich die Rindenkleidung findet, der wir weiter im Norden bei fast allen Ackerbauern Ostafrikas wieder begegnen. Insbesondere deutet diese Tracht (wie auch die Sprache) auf eine Kulturverwandtschaft mit dem größeren Volke der Manganja.

Die Manganja oder Wanyassa bilden eine Anzahl von Stämmen am Schirwasee und um den Süd- und Westrand des Nyassa. Ihrer politischen Macht und wirtschaftlichen Blüte sind sie größtenteils durch die Eroberungszüge der Sulu (hier Masitu) verlustig gegangen. Ehedem,

so berichtete man Livingstone, waren alle Manganja unter der Regierung ihres großen Häuptlings Undi vom Schirwasee bis zum Loangwafluß vereinigt. Einer Überlieferung zufolge sind sie von Westen oder Nordwesten gekommen, worauf auch ihr Name „Maravi", der in ihrer Sprache Nordwesten bedeutet, hinzuweisen scheint. Sprachlich gehören sie mit den Tongastämmen und den Mahindsche zu einer Gruppe. Sie sind ein dunkelfarbiges Volk, angeblich im Tieflande der Nyassa-Ufer dunkler als auf den umgebenden Hochländern, wohlgebaut. Livingstone weist einigen geradezu griechische Profile zu. Sie sind wenig kriegerisch, fleißig (mit Ausnahme mancher Tieflandstämme am Nyassa), geschickt in Ackerbau und Gewerben, zeremoniell höflich. Die Manganja werden von Masitu und Arabern gleicherweise gering geschätzt. Außer dem Mut und Selbständigkeitsgefühl haben sie aber an manchen Stellen unter dem Drucke der Invasionen auch an wirtschaftlicher Regsamkeit verloren (s. S. 137).

Die Wohngebiete der Manganja ziehen heute auf dem linken Ufer des Sambesi von der Schiremündung nach Norden bis etwa zum 12. Grade nördl. Breite. Im Thale des Schire und seiner Zuflüsse, um den Schirwasee und dann am Westufer des Nyassa sitzen sie als die älteren der gegenwärtigen Bewohner. Größere Stammesabteilungen sind die eigentlichen Manganja im Süden, die Maravi im Südwesten jenseits des Kirkgebirges, die Malimba und Matumboka am Westufer des Nyassa und die Matscheva westlich von diesen bis zum Loangwe und südlich zum Sambesi. Von außen her sind in diese Wohnsitze von Osten und Südosten her Wayao, von Süden Banyai und von Norden Babisa eingedrungen und haben sich teils ansässig gemacht, teils, wie die Mehrzahl der Wayao, als Nomaden einen Teil ihres Landes in Beschlag genommen. Als Livingstone zum erstenmal in diese Gegend kam, wohnten die Manganja ziemlich ungemischt nur noch auf dem Hochland von Deza, ungefähr zwischen dem 14. und 15. Grad südlicher Breite. Die Matscheva haben sich im Süden und Westen ihres alten Gebietes teilweise unabhängig erhalten; um Kasungu, vier Tagereisen westlich vom Südende des Nyassa, haben sie sich besonders zahlreich zusammengeschart und behauptet. Alle diese Völker zusammen mit den südlicheren Makua sind in neuerer Zeit öfter unter der geographischen Bezeichnung Wanyassa zusammengefaßt worden.

Die Manganja kleiden sich in Felle, meist Ziegenfelle, die um die Hüften geschlungen werden, ihre Weiber in selbstgefertigtes Baumwoll- oder Buazezeug, das sie von der Brust abwärts bedeckt, und seit dem Aufkommen des Sklavenhandels in Baumwollzeug europäischer Erzeugung; auch Rindenstoffe werden viel verwendet. Die Männer suchen einen großen Stolz in den Frisuren, deren Mannigfaltigkeit erstaunlich ist. Beliebte Motive sind Büffelhörner zu beiden Seiten des Kopfes, Strahlen, die, durch lange, biegsame Rindenstreifen verstärkt, nach allen Seiten hinausstehen, lange Wickel, die auf den Rücken herabhängen, ꝛc. Einige verlängern das Haar durch Hineinflechten von Rinde oder Bast, andere rasieren es glatt ab, und bei einigen Stämmen oberhalb Tete findet man sogar schwarze Perücken aus Ife (Sanseviera). Von Süden kommend, begegnet man hier zum erstenmal dem Pelele oder Lippenring, der als Holzring mit eingesetzten Zinnschälchen bis zum Durchmesser von 6 cm in der Oberlippe getragen wird. Eine Frau erscheint öffentlich niemals ohne das Pelele, außer in Zeiten der Trauer um Verstorbene. Am Rovuma findet man diesen seltsamen Zierat auch bei Männern, und nur ausnahmsweise ergänzt den oberen Lippenring ein in die Unterlippe zunächst dem Zahnfleisch eingesteckter Pflock. Ringe in der Ober- und Unterlippe kommen auch bei Stämmen unweit Zumbo am Sambesi vor. In einigen Gegenden hat aber schon vor Jahren das Beispiel der Wayao den Lippenpflock verschwinden lassen. Außerdem tragen die Manganja noch die üblichen eisernen oder kupfernen Ringe um Hals, Arme und Beine; ein Stamm am Luia trägt einen einzigen messingenen Ohrring von 6—10 cm Durchmesser nach Art der Ägypter. Längliche

Tättowierungsnarben sind häufig. Man findet bei Männern und Weibern kurze Striche quer über die Nase und auf der Stirn, auf den Wangen; einzelne Stämme tättowieren sich in spitzwinkeligen Figuren, die von Stamm zu Stamm verschieden sind, von Kopf bis zu Fuß, andere bedecken sich das ganze Gesicht und besonders die Nase mit warzenartigen Narben. Einige feilen sich die oberen Vorderzähne so zu, daß ihr Gebiß krokodilzahnähnlich wird, andere kerben sie mit Kieselsteinen in Halbmondform aus, wieder andere schlagen eine dreieckige Kerbe ein. Es gehört die kräftige Bezahnung der Neger dazu, um bei solcher Mißhandlung die Zähne doch so gesund zu erhalten, daß sie, sich langsam bis zur Wurzel abnutzend, das auf Greise angewendete Sprichwort rechtfertigen: „Er hat so lange gelebt, daß Zahnfleisch und Zähne gegeneinander glatt sind.“

Da die Manganja in dem Völkerdualismus, der gerade in ihren Wohnplätzen so scharf hervortritt, das seßhafte, friedlichere Element, das leidende, sind, spielen die **Waffen** praktisch keine große Rolle unter ihnen; da sie aber tüchtige Schmiede sind, so sind sie in den eigentlichen Eisenregionen wohl vielfach erheblich besser damit ausgestattet als ihre kriegerischeren nomadischen Nachbarn. Speere, Bogen und Pfeil sind auch dieser Völker Hauptwaffen, dazu kommen kunstreich verzierte Messer. Ihre Speere sind gleich denen der Sambesivölker durch Schwere ausgezeichnet, da sowohl die Spitzen mit großen, kantigen Klingen besetzt, als auch die Schäfte mit eisernen Ringen umfaßt sind. Ihre Bogen gehören den einfachen ostafrikanischen Formen (s. Abbildung, Bd. I, S. 670) an und erreichen bis 2 m Höhe. Einige Stämme sind gefürchtet wegen vergifteter Widerhakenpfeile; so die Anwohner des Schire in der Nähe von Momba. Die ständige Begleitung der Manganja bildeten früher nur Bogen und Pfeile.

Im **Ackerbau** sind die Manganja eins der fortgeschrittensten Völker Innerafrikas. Auf ihrer Fähigkeit und Neigung zum Ackerbau ruht die Hoffnung auf eine günstige Entwickelung der möglicherweise auch dem Weißen nicht unzugänglichen Hochländer am Nyassa, Kafue und Loangwa. Die Umgegend der englischen Ansiedelung Blantyre über dem Nyassa soll, seitdem den Negern ruhige Arbeit möglich geworden ist, den blühenden Eindruck einer europäischen Dorfgemarkung machen. Die Manganja kleben sehr an der Scholle; daher beklagen die Reisenden ihre unglaublich geringe Wegkenntnis. Alle Bewohner eines Dorfes ziehen aus, um auf den Feldern zu arbeiten, und es ist nichts Ungewöhnliches, Männer, Frauen und Kinder in Thätigkeit zu sehen, während der Säugling dicht dabei unter einem schattigen Busche liegt; oft arbeiten Trupps von Dorfgenossen auf dem Felde eines dritten oder des Häuptlings um eine Spende Bier. Häuptlinge werden bei der Ankunft von Fremden von der Feldarbeit nach Hause geholt. **Livingstone** fand am Westufer des Nyassa im Urwald Lichtungen, deren jede 2—3 qkm umfaßte. Auch die Nähe der gefürchteten Masitu hält die fleißigen Matscheva nicht von ihrer Arbeit ab; sie stellen Wachen aus, während sie in den Thälern ihre Pflanzungen bebauen, bereit, beim ersten Warnungsruf auf die Berge in die befestigten Dörfer zu flüchten. Der von Süden Kommende findet hier zum erstenmal den Anbau der **Baumwolle**. **Livingstone** sah Baumwollfelder von 1½ Morgen und schreibt, jede Familie von einiger Bedeutung besitze ein Stück Baumwollland. Im Schiregebiet betritt man in friedlichen Zeiten kaum ein Dorf, wo nicht einige Leute Baumwolle reinigen, spinnen und weben. Seit dem Aufblühen des Sklavenhandels im Nyassa- und Rovumagebiet ist aber längs der Handelsstraßen der Baumwollbau zurückgegangen, da die Araber das Land mit billigen Zeugen überschwemmten. Erfinderisch sind auch jene Bewohner des Schirethales, die im tiefen Schlamme Mais bauen, indem sie in jedes Loch erst Sand füllen, dann die Körner einlegen und diese mit Sand wieder bedecken. In der trockenen Zeit sieht man die Weiber ihre Pflanzungen aus Kürbisflaschen begießen und die Männer schattenreiche Bäume in den Feldern so weit ausästen, daß sie den Gewächsen darunter nicht zu viel Licht wegnehmen. Beim ersten Anblick der Felder am Schire sagte Bischof **Mackenzie**: „In England meinte ich, daß ich unter anderem

diese Leute die Landwirtschaft zu lehren gedächte; aber jetzt sehe ich, daß sie weit mehr davon verstehen als ich.“ Es ist unmöglich, Träger oder Führer aus diesem Volke nach dem ersten Regentropfen der Regenzeit (Ende Oktober) zu erhalten, da sie dann ihre Pflanzungen anlegen müssen. Einige durchziehen das Land weit und breit, um wilden Honig zu suchen, wobei sie oft dem Honigvogel als Führer folgen. Andere sammeln im Walde die langen, zähen Schosse eines Strauches, Securidaca longepedunculata, aus denen eine Faser, Buaze, gewonnen wird, durch deren Verspinnen sie ein hauptsächlich von den Frauen zu ihrer Bekleidung verwendetes grobes Zeug bereiten. Aus der Rinde des wilden Feigenbaumes bereiten sie Rindenzeug, aus seinem Safte Kautschuk. Die Unterwerfung unter die Masitu hat den Manganja den größten Teil ihrer Herden gekostet. Die Kühe werden nie gemolken, da Milchgenuß den Manganja fremd ist. Da sie ebensowenig Eier essen, halten sie auch nicht viel Geflügel. Aber bei dem in manchen Beziehungen abweichenden Stamme der Matumboka sind Hühner und Tauben in Schlägen, den ägyptischen ähnlich, häufig. Neben ihren schwarzhaarigen Fettschwanzschafen halten sich die Manganja Ziegen. Die eigentlichen Viehzüchter ihres Landes sind ihre Unterdrücker. Die Jagd liefert ihnen nicht viel, aber sie sind nicht sehr wählerisch und essen in Hungerjahren selbst Mäuse in Menge. Die Männer genießen viel Bier, dessen Bereitung den Frauen obliegt. Die rasche Gärung nötigt sie, es rasch wegzutrinken. In der Palmweinsaison ziehen ganze Familien in den Wald, um den „Herbst“ unter ihren Palmen zu verbringen. Die Manganja erzeugen Salz weit über ihren Bedarf in den salzhaltigen Schiresümpfen, wo sich ganze Stämme zeitweilig niederlassen, um den Schlamm auszulaugen. Ganze Flotten von Baumkähnen sind in der Fischerei beschäftigt, und besonders die Anwohner des Nyassa sind vortreffliche Schiffer. Getrocknete Fische werden als Handelsartikel weithin vertrieben. Livingstone wollte in einer Bucht des Nyassa Fische von mehreren Männern kaufen, die dort fischten, wurde aber von ihnen an ihren Herrn verwiesen, dem diese Fische gehörten.

Die Dörfer der Manganja sind mit säulenartigen Euphorbien (Euphorbien lassen kein Gras aufkommen und sind feuerfest), mit Bambus oder wilden Feigen umzäunt; sie sind gewöhnlich nicht groß, und wo der Krieg die Bevölkerung noch nicht dezimiert hat, liegen sie etwa ein Kilometer weit auseinander. Die Hütten sind kreisrund. In der Nähe des Sambesi versucht man, viereckige Hütten mit Lehm- (Adobe-) Wänden nach portugiesischem Muster zu errichten. Ein schattiger Platz an einem Ende des Dorfes dient als Beratungsplatz für die Dorfbewohner. In der Nähe des Dorfes pflegt an schwer zugänglicher oder mit Palissaden umschlossener Stelle eine Zufluchtsstelle abgegrenzt zu sein; dort sind auch Räume für die Vorräte. Häufiger als durch Krankheit oder Tod und wegen der Erschöpfung des Bodens werden die Dörfer wegen Zerstörung durch Kriegsereignisse verlegt und zwar oft nach den unzugänglichsten Stellen. Am Nyassa gibt es Pfahldörfer mit hundert Hütten auf einer einzigen Plattform, und Livingstone erzählt: „Als wir auf dem Schire hinabfuhren, fanden wir in dem breiten Papyrusgürtel um den See Pamalombe herum, zu dem sich der Fluß erweitert, eine Anzahl Manganjafamilien versteckt, die durch die Yao-Einfälle aus ihren Wohnsitzen vertrieben worden waren. Der Papyrus wuchs so dicht, daß er, wenn er niedergedrückt wurde, ihre kleinen einstweiligen Hütten trug, obwohl er unter ihren Füßen wie dünnes Eis sich hob und senkte. Es würde nie jemand vermutet haben, der vorbeikam, daß hier menschliche Wesen lebten.“ Als im Jahre 1860 ein Strom von Yao südwärts drängte, flüchteten sich die vertriebenen Manganja nach den Inseln und sumpfigen Ufern des Schirwasees oder siedelten sich unter dem Schutze der neu eingewanderten Makololo am unteren Schire an. Die siegreichen Yao wurden ihrerseits von einem Suluheere, das 1865 den Schire kreuzte, in die Sumpfländer des oberen Schire geworfen. Die unabhängigen Matscheva wohnen auf Bergen, während ihre Pflanzungen im Thale liegen.

Die Manganja sind auch im Gewerbe geschickt und stellen Hauen, Messer, Ringe, Speer- und Pfeilspitzen in Menge für den Handel her. Während sie ihre Schmelzöfen mit Vorliebe in den Ameisenbauten anlegen und verlassene Schmelzöfen und Schlackenhaufen zu den gewöhnlichen Erscheinungen in der Landschaft westlich vom Nyassa gehören, findet man bei den Matumboka am Westufer des Nyassa in jedem dritten oder vierten Dorfe einen flaschenförmigen Ofen, gegen 2 m hoch, zum Eisenschmelzen. Am geschicktesten sollen die Matscheva in Eisenarbeiten sein. Öfters sind die Schmiede Dorfhäupter. Spinnen und Weben der Baumwolle ist sowohl am Schire als am Nyassa sehr verbreitet. Am Schirwasee wird die Töpferei in größerem Maßstab betrieben, die Gefäße werden mit Wasserblei verziert. Auch im Flechten von wasserdichten Körben,



Suaheli. (Originalzeichnung von W. Kuhnert.) Vgl. Text, S. 192 und 205.

von Matten, deren jede Hütte einige zu enthalten pflegt, oder von Netzen ist die Bevölkerung geschickt und eifrig. Der Handel mit diesen Erzeugnissen heimischer Industrie wurde in den Hintergrund gedrängt durch den Sklavenhandel, der von den Portugiesen auf dem Schire und Sambesi und von den Arabern noch energischer vom Rovuma her betrieben wurde. Indem die Kriege

zwischen den Manganja und Wayao zuletzt in Sklavenjagden ausarteten, worin jene den leidenden Teil bildeten, wurde der einheimische Handel lahmgelegt, das Land mit europäischen Waren überschwemmt. Eine rege, selbständige Handelsthätigkeit entfalten die Frauen der westlichen Manganja oder Basenga. Spuren von Gynäkokratie und Mutterrecht tauchen da und dort auf; selbst noch unter den Wanyamwesi entscheidet der Mutter Bruder über den Namen des Kindes.

Die Dorfhäuptlinge sind die einzigen Repräsentanten der politischen Organisation, die einzigen Machtinhaber und Richter. In der Regel gilt nur das bebaute Land als eigen, das unbebaute als herrenlos; doch erkannten die Maravi bei Tete bereitwillig das vor langer Zeit erworbene, aber nicht benutzte Recht der Portugiesen auf gewisse Striche ihres Gebietes an. Es entspricht der Ohnmacht dieser Kleinhäupter, daß sie sich vor den Fremden verleugnen lassen, um etwaigen Forderungen zu entgehen, und daß manche gar keinen Fremden in ihr Dorf lassen. Die Manganja sind ein ebenso loyales wie höfliches Volk. Kein Häuptling betritt den Dorfplatz ohne eine Salve von Händeklatschen seitens seiner „Unterthanen". Und dabei verkauften diese Herren eine Menge dieser Getreuen an die Wayao zu dem Preise von 2—3 Ellen Zeug pro Kopf. Die Würde des Häuptlings ist direkt erblich, nur in Zweifelsfällen wird der Nachkomme der Häuptlingsschwester vorgezogen. Der Teil des Matschevavolkes, der den Wangoni unterworfen ist, erhält seine Dorfhäuptlinge von einem Wangonifürsten, der ungefähr zwei Tagereisen südlich vom Südwestende des Nyassasees residiert.

Was Livingstone von den Manganja am Westufer des Nyassa sagt, daß sie im allgemeinen die Flüsse und Nebenflüsse gut, die Anwohner derselben aber schlecht kennen, gilt zwar von vielen Naturvölkern: die Natur ist neutral, die Menschen sind einander feindlich gesinnt; aber wenige dürften sich beständiger von Feindseligkeiten bedroht, schutzloser, weniger in ruhigem Gleichgewicht fühlen als diese ohnmächtigen, zwischen die in ihre Mitte eingedrungenen Räuber und die Sklavenhändler wie zwischen Hammer und Amboß geworfenen Splitter. Seltsamerweise gehörte zu den minder belästigten Stämmen auch ein zu Livingstones Zeit von einem Weibe, Nyango, regierter Stamm im oberen Schirethal. Übrigens ist das Weib bei den Manganja keineswegs einflußlos; das hängt zum Teil mit der verhältnismäßig geringen Zahl ihrer Frauen zusammen: die Raubzüge und die Sklavenjagden entführten immer am meisten von der weiblichen Jugend. Die Mehrzahl der 20,000 Einwohner, die noch nach Youngs Berechnung alljährlich aus dem Lande um den Nyassa weggeführt wurden, waren ja immer Weiber und Kinder.

Am unteren Sambesi hat die Nähe der Portugiesen auf die Eingeborenen günstig gewirkt; dem Reisenden, der von Süden kommt, drängt sich diese Beobachtung unwiderstehlich auf. Verhältnismäßig kultiviert sind insbesondere die Stämme um Zumbo, die Basenga und Bapendi am Norduser, die Matandi im Süden des Flusses, während die Balenghi das unruhige Element der Bevölkerung darstellen und noch 1888 Zumbo mit 2000 Mann angriffen. Im Sambesidelta hat dagegen der übermächtige Andrang der „Kultur" mit dem Sklavenhandel eher zerstörend gewirkt; die alten Künste des Volkes, Weben und Schmieden, sind hier fast vergessen.

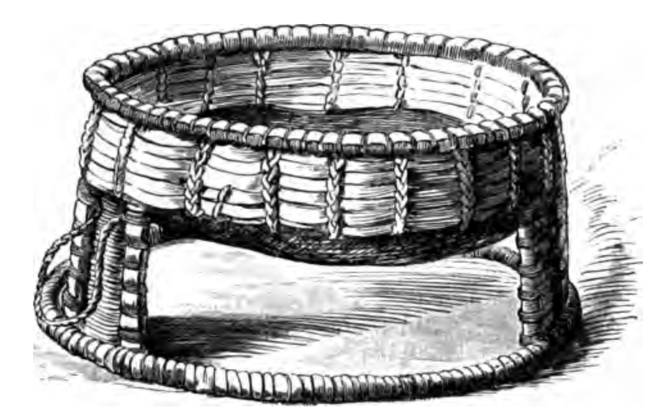
Als unter den südlichen Manganja zerstreut lebend nennt Livingstone das Volk der Badema. Sie bebauen zwar das Feld, fischen aber mehr, auch mit Wurfnetzen, jagen das Wild in die mit großen Baobab-Netzen umgebenen Schluchten ihres Landes und sind voll Argwohn gegen Fremde. Sie scheinen von den Manganja in einer gewissen Unterthänigkeit gehalten zu werden: ganz die Stellung der Zwergvölker im Inneren. Nächstverwandt den Manganja sind dann die Banyai oder Banabia am Südufer des Sambesi und am Umsangani, zu denen die öfters als eigner Stamm aufgeführten Bambiri gehören. Ihre Wohnsitze erstrecken sich von der Einmündung des Kafue bis gegen Tete; und sie hängen wie ein südlicher und westlicher Ausläufer mit

den Stammverwandten am Nyassa zusammen. Auch die sogenannten Schibima bei Tete sind Banyai. Höchstwahrscheinlich gehören zu ihnen auch die in Pfahlhütten lebenden Banajoa am unteren Mababe, die an die Bamangwato Tribut zahlen. Die Farbe der Banyai ist häufig ein helles Braun, und sie werden bei den Portugiesen als eins der schönsten und kräftigsten Völker Afrikas geschätzt. Ihre Weiber tragen das Pelele, indessen nur klein und aus Zinn, und feilen eine Lücke in die oberen Vorderzähne. Sie sind tüchtige Ackerbauer, Eisenarbeiter und Goldgräber. Auch sind sie nicht unkriegerisch, trugen einst große Bogen, hatten Giftpfeile und schwere Speere. Ihre Hütten sind häufig Pfahlhütten. Sie haben völlig die Sprache der Maschona angenommen, die bei den benachbarten Stämmen allgemeine Verkehrssprache ist. Während ihre nördlicher und östlicher wohnenden Stammesgenossen jede politische Eigenart und Selbständigkeit verloren haben, leben sie unter einer Art von republikanischem Feudalismus. Der Häuptling wird aus den Nachkommen der Schwester des verstorbenen Häuptlings gewählt. Die oft lange währende Zeit zwischen Tod und Neuwahl eines Häuptlings ist eine Zeit der Gesetzlosigkeit, in der vor allem die Fremden für vogelfrei gelten. Der neue Häuptling erhält alles Eigentum des früheren, samt Weibern und Kindern. Kinder und Anverwandte der Häuptlinge können nicht in die Sklaverei verkauft werden. Oft verlassen die Kinder des früheren Häuptlings ihr Stammdorf, um in einer neuen Heimat zu herrschen. Ein Oberhaupt über solche Kleinhäuptlinge war der gold- und sagenberühmte „Kaiser von Monomotapa“, dessen Nachkommen heute die Kleinhäuptlinge von Katolosa (Stamm der Bambiri) sind. Deren Name Motape zusammen mit dem Worte Mono (Muene, Mana rc.), d. h. Häuptling, erzeugte diesen unverdient berühmt gewordenen Namen, dessen Größe nur verstanden werden kann, wenn man sie sich in südafrikanischer Perspektive vorstellt: so verdeckte Monomotapa das ganze innere Afrika. Lange zahlten die Portugiesen dem Häuptling von Katolosa Tribut für den durch sein Gebiet gehenden Handel, ohne indessen darum den Kleinhäuptlingen minder zu Zoll verpflichtet zu sein, der selbst unmittelbar oberhalb Tete mit großer Unverschämtheit erhoben ward.

Die Verbindung zwischen den am Nyassa wohnenden Stämmen und der bereits vielfach gemischten Küstenbevölkerung stellen einige durch die Raubzüge der südlichen Kaffern dezimierte Stämme im Hinterland von Quelimane, Mosambik und Kilwa her. Sie schließen sich eng an die Nyassastämme an. Die Mwera scheinen sich vor 50 oder 60 Jahren viel weiter als heute südwärts, sogar bis über Masasi hinaus zum Rovuma, ausgedehnt zu haben. Die oft wiederholten Einfälle der südlichen Nachbarn haben sie zurückgetrieben, ebenso die viel weiter verbreiteten, südlich von den Mwera wohnenden Makua.[1] Zwar sind sie viel zahlreicher als ihre nördlichen Nachbarn, aber ihre Stärke steht weit zurück hinter der vor einigen Jahrzehnten. Indes herrschen sie noch immer auf einem Raum von fünf Breiten- und Längengraden an den Ufern des Rovuma. Es gibt wohl manche Unterabteilungen oder Zweige der Makua auf diesem Raum, deren wichtigste die durch besondere Tättowierungen unterschiedenen Ostmakua: Lomwe, Medo und Mana sind; ihnen allen scheint jedoch eine halbmondförmige Narbe auf der Stirn gemeinsam zu sein sowie eine Sprache mit geringfügigen dialektischen Unterschieden. Am meisten geschwächt wurden auch die Makua in den letzten Jahrzehnten durch das Eindrängen von Wayao in ihre Mitte. Sie hatten diesen, die zuerst in kleiner Zahl Wohnsitze suchten, um sich dem Druck der Regierung Makandschilas zu entziehen, Land überlassen, indem sie sich ihr Eigentumsrecht daran ebenso vorbehielten wie an dem, das sie der englischen Missionsstation befreiter Sklaven zu Masasi abtraten; aber durch Schlauheit und Unverschämtheit wußten sich die Yao allmählich

[1] Die weit umherwandernden Elefantenjäger, die man an ihrem kühnen Blick erkennt, heißen in Ostafrika auch Makua, ohne im Zusammenhang mit dem gleichnamigen Volke in Mosambik zu stehen.

aus Geduldeten zu Herrschenden emporzubringen. Man schildert die Makua als ein gut angelegtes Volk von regem Familiensinn und von starkem Gefühl für die Ehre ihrer Frauen und Töchter. Aber sie sind zugleich etwas schwerfällig, bodensässig, wiewohl an Fleiß nicht hinter den Yao zurückstehend, die fast das Gegenteil der Makua sind, ihre Frauen fast wie gemeines Eigentum behandeln, infolgedessen von geringem Familiensinn, zugleich aber thätig und wanderlustig sind. Sie regieren sich nicht mit patriarchalischem Vertrauen wie die Makua, sondern es geht ein despotischer Zug durch ihre Regierung. Es paßt zu dem Charaktergegensatz der beiden Völker, daß fast alle Makua das Yao, selten dagegen die Wayao die Sprache der Makua sprechen. Halb sagenhafter Natur ist das Volk der Mavia, südlich vom Rovuma zwischen dem Mittellauf dieses Flusses und der Mosambikküste. Man schildert sie als Gebirgsbewohner, die in ihrem eignen Lande nackt gehen und einen Lendenschurz nur auf Reisen zu anderen Stämmen vorbinden; auch bezeichnete man sie als in hohem Grade ungastlich, jedem Fremden Speise und Trank verweigernd, ganz in sich abgeschlossen. Frauen und Männer tragen den Lippenring.



Ein Korb aus Unguu. (Sammlung Stuhlmann, Museum für Völkerkunde, Berlin.) Vgl. Text, S. 190.

Um das Bild der Völker im Gebiet des Nyassa und seiner Zuflüsse zu vollenden, haben wir noch einige kleine Stämme im Schutze der nordwärts den See umgebenden Gebirge zu nennen. In dem in der Nordwestecke des Nyassa gelegenen Lande Kondi, das rings von den steil zu 2000 bis 2500 m Höhe aufsteigenden Hochlandrändern umschlossen und nur nach Osten offen ist, besteht die Bevölkerung ganz aus Wakinga, die wegen innerer Zwistigkeiten aus den Bergen hierher herabgestiegen sind. Von seiner Westgrenze beginnt der steile Anstieg zu dem hoch gelegenen Lande Nyika, einem bergigen, zerrissenen Gebiet ohne viel Anbau, mit Weideland für Ziegen und einige Rinder. Die Bevölkerung ist ein entschlossenes, rauhes Bergvolk, ohne inneren Zusammenhang; jedes kleine Dorfhaupt ist sein eigner König und ficht seine Streitigkeiten mit den auch hier unablässig raubenden Merere allein aus. Jenseit der Tschingamboberge folgt das Land Inyamwanga, ein Waldland mit wenigen offenen Stellen, eine kleine Häuptlingschaft. Der Mkalisa bildet die Grenze gegen das Land Mambwe, in dem begraste Flächen und bewaldete Rücken wechseln, und dessen Hauptort Mulitschutschu in ca. 1500 m Höhe liegt. Von hier steigt man dann nach dem fruchtbaren Ulungu im südlichen Küstenland des Tanganyika hinab, wo durch die Verwüstungen der Räuberstämme die Bevölkerung so dezimiert ist, daß sie nur noch kleine Siedelungen an den geschütztesten Stellen innehat. In Itawa fand Thomson nur an den Ausmündungen der Flüsse Bewohner.

Wenden wir uns zum Schluß zu einer Völkergruppe, die sich räumlich und teilweise auch ethnisch an die Nyassastämme anschließt, anderseits aber die Brücke zu den Bewohnern des südäquatorialen Innerafrika bildet, während sie sich in der Unterdrücktheit und Lähmung durch kriegerische Sulustämme noch den Manganja, Makua und Genossen anschließen.

In dem Raume zwischen dem Westufer des Nyassa und dem Bangweolo, vom Lokuschwa bis zum Südufer des Tanganyika, wohnt weit zerstreut das in manchen Beziehungen eigentümliche

Volk der Babisa, das nach Livingstone aussieht, „als ob sie mit Buschmannblut gemischt seien; und eine gute Zahl von ihnen könnte als Buschmänner oder Hottentotten passieren". Sie tragen Rindenzeug, ihre Zähne sind spitz gefeilt, und ihr Haar ist in ein Netz am Hinterkopf vereinigt. Mit dem Mehl eines tiefroten Holzes (Molombwa) bestreuen sie sich Haar und Rindenkleid. Tättowierung an Stirn und Kinn macht alle Babisa kenntlich. Verschlagenheit, Eigennützigkeit und Argwohn wird ihnen vorgeworfen. Ihr Wohngebiet gehört zu den von den Masitu überrannten Gegenden, so daß sie vielfach in der äußersten Armut und Gedrücktheit leben. In den gefährdeten Gegenden kultivieren sie in großen Zwischenräumen kleine, runde Plätze mitten in den Wäldern. Als Livingstone auf seinem letzten Marsche (1873) nach Ischitambos Dorf kam, fand er es fast leer. Die Ernte war im Reifen, und nach alter Sitte hatten sich die Einwohner in ihren Feldern aus den Dächern ihrer Hütten Unterschlupfe gebaut. Am elendesten leben die den Bazempa unterthänigen Babisa von wilden Früchten, Wurzeln, Blättern und Pilzen. Ihre Viehzucht ist überall geringfügig; nur die Häuptlinge scheinen noch einige Rinder, Schafe und Ziegen zu besitzen. Größere Dörfer sind mit Palissaden und in einigen Fällen sogar mit trockenen Gräben umgeben. Von der Kunstfertigkeit der Babisa erfahren wir nichts weiter, als daß sie sich Kleider aus Baumrinde oder Bast und Matten aus den Stengeln der Raphia bereiten. Ihre Handelsthätigkeit beschränkt sich seit ihrer Zurückdrängung durch die Masitu auf die Beteiligung am Sklavenhandel. Ihre Begrüßung besteht in einem von Händeklatschen und lautem Schmatzen begleiteten Zurückbeugen der sitzenden Personen, so daß der Rücken fast den Boden berührt. Die Häuptlinge, die im übrigen sehr wenig Macht ausüben, umgeben sich mit Weibern, die, Äxte in der Hand und die Gesichter beschmiert, unter Nachäffung männlicher Stimmen Tänze aufführen. Bei festlichen Gelegenheiten erscheinen die Männer ohne Flinten, nur mit Bogen, Pfeilen und Speeren.



Ein Negermischling aus Ostafrika, wahrscheinlich von der Somaliküste. Vorderansicht. (Nach Photographie in Pruner-Beys Sammlung.)

Im Schutze der Sumpfregionen um Bangweolo und Moëro sind die sogenannten Sumpfbabisa ein aus mancherlei Flüchtlingen gleichsam zusammengeflossenes Mischvolk, dem nur ihre seltsam amphibische Lebensweise den Stempel einer gewissen äußeren Gemeinsamkeit aufprägt. Die Babisa haben ihre Wohnstätten auf höher gelegenen Punkten, die durch Wasser- und Sumpfumgebung isoliert sind. Wie die Manganja, die die Termitenbauten als Warttürme

gebrauchen, nutzen auch sie diese natürlichen Erhebungen aus, die in der Regenzeit oft genug die einzigen festen und trockenen Punkte in dem Meere der Überschwemmungen sind, indem sie sie mit Durra und Mais bepflanzen. Eifrig suchen sie nach den Knollen der Lotuspflanze und nach dem Mark der Papyrusstaude. Für viele ist der Fischfang fast die einzige Nahrungsquelle. Ihre kleinen Kähne reichen nur eben hin, um mit der Stoßstange über die überfluteten Prärien hingeschoben zu werden. Besser sind in dieser Beziehung die inselbewohnenden Babisa des Bangweolo, die Mbogwa, versehen. Die vier größeren Inseln des Sees sind von ziemlich geschickten, mit seetüchtigen Kähnen ausgerüsteten Fischern bevölkert.

Von den Stämmen der Nachbarschaft unterscheidet diese Leute der Schmuck des Kopfes mit ohrenartigen Fellaufsätzen, die eine gewisse Ähnlichkeit mit den Ohrenkappen der Hereró (s. Abb., Bd. I, S. 667) besitzen. Auch der Charakter der Sumpfbabisa hat etwas Eigentümliches: „Insulaner haben immer Neigung, aufsässig zu sein, aus dem Gefühl der Sicherheit in ihren natürlichen Festen." (Livingstone.) Sie sind in diese schwer zugänglichen Sümpfe von den Masitu gedrängt worden. Ihre Erfahrung hat sie gelehrt, daß es gut sei, sich nicht allzu innig mit anderen zu berühren. Als der nach den Quellen des Nils suchende Livingstone einige Tage vor seinem Tode mehrere Babisa fragte, ob ihnen nichts von einem Berge bekannt sei, wo vier Quellen entspringen, erhielt er die Antwort, alle, die früher auf Reisen zu gehen pflegten, seien jetzt tot. In früheren Jahren sei Malengas Stadt der Sammelplatz handeltreibender Babisa gewesen, aber diese seien von den Masitu vertrieben worden, und sie selber hätten sich in diese Sümpfe zurückgezogen. Während diese Sumpfbabisa am Ostufer des Sees wohnen, beherbergt das trockenere und fruchtbarere Südufer andere wenige Bruchteile desselben Stammes, die hauptsächlich Ackerbauer sind. Sie hüten ihre Ernte mit Sorgfalt und sind stets zur Flucht bereit.



Ein Negermischling aus Ostafrika, wahrscheinlich von der Somaliküste. Seitenansicht. (Nach Photographie in Pruner-Beys Sammlung.)

* * *

Das breite, in hügeligen Stufen langsam abfallende Küstenland ist eine Eigentümlichkeit Ostafrikas. Indem es breitere bewohnbare Strecken vor dem Hochlande einräumt, hat es dem Osten ein Kulturübergewicht vor dem Westen verliehen, der kein Natal und kein Sansibar aufzuweisen hat. Und von Osten her sind die erfolgreichsten Schritte zur Erschließung des Inneren gethan worden. Auch die Aussichten der nächsten Zukunft auf Verbindungen der

Küste mit dem Inneren knüpfen sich an die Ostseite. Wenn irgend einer, so scheint dieser Teil Afrikas den Keim höherer Entwickelung, der in seine Völker gelegt ist, zu kräftigstem Wachstum fördern zu sollen, und man ist enttäuscht, gerade in den seßhaften Bestandteilen der ostafrikanischen Bevölkerungen erst weit von der Küste reichere Kulturentfaltung und kräftigere Staatenbildung zu finden. Die Küste ist, von den arabischen Siedelungen abgesehen, ärmer daran als das Innere. Was verschuldet dieses Mißverhältnis, das so weit herrscht, als negerhafte Völker bis an den östlichen Rand Afrikas heranwohnen, während es nördlich vom Äquator bei hamitischen und semitischen Stämmen nicht zu finden ist? Die noch da und dort auftauchenden eignen Arbeiten von Unguu, Unyamwesi 2c. (s. Abbildung, S. 187) beweisen, daß einst ein höherer Stand erreicht war. Es sind in erster Linie die arabischen Sklavenhändler, ferner die kriegerischen Kaffernhorden, die den Süden unsicher machen, und endlich jene von Norden her drängenden Nomadenvölker der Galla, Somal, Masai, die raubend, zerstörend, Unruhe verbreitend zwischen die in Afrika jederzeit schwächeren seßhaften Ackerbauer sich einschieben und seit etwa 15 Jahren sogar in berittenen Scharen südlich vom Äquator erschienen sind. Zwischen diese Mühlsteine geworfen, wird nur unter günstigsten Verhältnissen den Ansässigen ein besseres Los zu teil, als es ihre Verwandten am Nyassa und Rovuma getroffen. Eine ganze Anzahl von ethnographischen Merkmalen der Hirtenvölker hat sich auf diese Stämme übertragen, besonders in der Bewaffnung (s. obenstehende Abbild.). Geschadet hat ihnen aber sicherlich am tiefsten der Sklavenhandel, dessen eigentlichstes Gebiet gerade die Küstenhinterländer sind, und vor dem die geplagten Völker selbst bei den Galla und Masai Schutz gesucht und gefunden haben. Bei allen Fortschritten, die die Küstenbevölkerung durch sie gemacht haben mag, sind



Schwerter der Wandoruma und Waseguha, nach arabischen Mustern. (Ethnographisches Museum, München.) 1/5 wirkl. Größe.

doch die Araber der Fluch dieser Länder. Selten waren Fälle bewußt günstiger Einwirkung dieser Herren des Küstenstriches auf die Eingeborenen, wie die zwangsweise feste Ansiedelung der räuberischen „Sulu-Affen", der Masitu oder Maviti am Rovuma, auf Befehl des Sultans von Sansibar. Gegenwärtig dürfte die Zeit der arabischen Herrschaft endgültig vorüber sein, und mit ihr geht der Sklavenhandel an der Küste seinem Erlöschen entgegen. Bis nach Ugogo hinein hat der Einfluß der Araber und Suaheli die alten Negersitten äußerlich umgestaltet. So weit finden wir weder Rinde noch Leder, sondern eingeführte Baumwollenstoffe als Kleidung, das arabische Schwert in Lederscheide, etwas kürzer und nach vorn verbreitert, neben dem einfachen Bogen von ostafrikanischer Form (s. Bd. I, S. 670) und den Pfeilen im Leder- oder Holzköcher. Die phantastischen Haartrachten verschwinden immer mehr, und der Kopf wird geschoren. Die Lippendurchbohrung fällt überall, die der Ohren bei vielen weg; dagegen werden Perlen und zahlreiche Messingringe, besonders oft Wülste von Perlschnüren um die Hüften getragen.

Die an der über Kaseh oder Tabora nach dem Tanganyika und dem Ukerewe führenden Straße zunächst gelegenen Teile von Unyamwesi, besonders Unyanyembe, zeigen in ihrer Entwickelung Schicksale, die für Afrika unter arabischem Einfluß typisch sind. Die Bewohner hatten durch Araber von Sansibar schwer zu leiden. Als Speke 1857 als erster Europäer diesen Weg machte, waren die Araber Kaufleute, die als Fremde im Lande wohnten; als er 1861 denselben Weg zum zweitenmal betrat, glichen die Araber schon großen Gutsherren mit reichem Landbesitz und führten Krieg mit dem angestammten Herrscher des Landes. Dieser Prozeß, der sich ja auch in manchen anderen Ländern Innerafrikas wiederholt hat, ergibt sich mit Notwendigkeit aus den Verhältnissen. Die fremden Kaufleute, Araber und Suaheli, bitten um die Erlaubnis des Durchzuges, wofür sie zollen, gründen Warenlager, die den Häuptlingen genehm sind, weil sie ihrer Erpressungssucht und Eitelkeit zu gute zu kommen scheinen, bereichern sich dann und erwerben Verbindungen, machen sich hierdurch verdächtig, werden gedrückt und verfolgt, weigern sich, die mit dem Wohlstand gestiegenen Zölle und Steuern zu zahlen; endlich ergreifen die Araber bei einem der unvermeidlichen Thronstreite Partei für einen Prätendenten, der ihnen fügsam zu sein verspricht, und werden dadurch in die inneren Streitigkeiten des Landes gezogen und in oft endlose Kriege verwickelt. So führte Mirambo seine feindliche Stellung zu den Arabern in einer Zusammenkunft mit Stanley auf den unerträglichen Übermut der Araber zurück. Weibliche Häuptlinge kommen nicht selten vor. In Deutsch-Ostafrika hat die Verwaltung öfter mit ihnen zu thun gehabt. Speke erzählt sogar von der Dienerin einer Häuptlingin, die Nachfolgerin ihrer Herrin wurde. Die ersten Wanyamwesi sollen nach Baumanns Erkundigung vor 70—80 Jahren zur Küste gegangen sein.

Unter diesen Umständen hat die schwächere Rasse das allgemeine Schicksal des Schwächeren in so ungleichem Kampfe erfahren: sie ist in die minder günstigen Striche zurückgedrängt, verarmt, heruntergekommen, zu größeren Staatenbildungen unfähig gemacht. Einzelne kleinere Stämme haben sich besonders dort auf höherer Stufe behauptet, wo die Natur der Wohnsitze ihnen Schutz gewährte, wie die Wasagara oder die Dschagga in Bergeshöhen, oder wo die Verhältnisse ihnen Teilnahme am arabischen Handel gewährten, wie die allem Anschein nach makuaartigen Makonde.

An den immer wichtiger werdenden, heute von durchschnittlich vielleicht 100,000 Negern jährlich begangenen Karawanenwegen nach den großen Seen, zunächst nach Udschidschi, deren Anwohner am besten und längsten bekannt sind, haben wir zuerst das am weitesten gegen die Küste vorspringende Terrassenland von Usaramo, das den ersten Anstieg zum Randgebirge des ostafrikanischen Seenhochlandes, gleichsam die Schwelle bildet, ein Land flacher Hügel, gut begrast und bewaldet, aber wie alle Sklavenjagdgebiete dünn bevölkert. Die Dörfer sind weder zahlreich

noch groß. Vor der Aufschließung durch den Handel waren die Wasaramo gefürchtet als Wegelagerer, zwar feig, aber mit berüchtigten Giftpfeilen versehen; aber als man in ihr Gebiet eindrang, zeigten sie sich äußerst schwach, verließen von selbst ihre Verhaue im Busch, legten Äcker und Dörfer an, und man konnte waffenlos bei ihnen reisen. Die Wasaramo nähren sich vom Verkauf ihrer Ziegen und ihres Getreides nach den Küstenplätzen, sind in Baumwollstoff, fast so gut wie die Suaheli (s. Abbildung, S. 184), gekleidet, beschmieren sich aber mit Fett und Ocker und bauen bereits scheunenartige, rechteckige Häuser, während die Waseguha noch Rundhütten haben.

Lanzen der Wagogo; die kürzere ist altertümlich, wird zum Rindertöten benutzt. (Sammlung Stuhlmann, Museum für Völkerkunde, Berlin.)

Usagara schließt sich dann vom Einfluß des Mgeta in den Kingani im Osten bis zum Rande der Hochebene des Inneren an, ein Gebirgsland, in dem die Berge, wo die Kultur nicht mit Feuer und Axt gelichtet hat, mit reichlichem Wuchse von Gebüsch und Bäumen bedeckt sind. Trotz seiner Schönheit und günstigen Lage so nahe bei Sansibar sind seine Bewohner, die Wasagara, arme, scheue Geschöpfe; sie wohnen meistens auf schwer zugänglichen Berggipfeln in runden Grashütten. Den viereckigen großen Lehmhütten, Tembe, begegnet man vereinzelt erst gegen Ugogo hin. Die Wasagara sind halb nomadisch, halb dem Ackerbau zugewendet. Wenn die Karawanen nahten, zogen sie es vor, der Sklavenjagden eingedenk, in ihre Bergdörfer zu fliehen. „Fahl von Farbe, mutlos, scheu und schüchtern, fordern sie den Angriff heraus in diesem Lande, wo jedes menschliche Wesen einen Marktpreis hat." Diese Bemerkung Spekes erinnert daran, daß wir hier eins der eingeengten, schwächeren, gedrückten Völker vor uns haben. Einige sind mit Lendentüchern, andere aber nur mit Grasröcken bekleidet. Cameron beschreibt von hier einen seltsamen Halsschmuck aus aneinander gereihten Messingdrähten, der wagerecht vom Hals absteht, ähnlich dem Eisenhalsband der Masai (s. die Abbild., S. 160). Messing ist in Form der Arm- und Halsringe der Masai und Neger, des Keulenschmuckes der Somal, neuerdings des Schmuckes der Flinten das Charaktermetall des äquatorialen Ostafrika. Usagara bildete politisch eine Anzahl von unabhängigen Bezirken. Nachdem von Westen her räuberische Wabirigo (s. unten) eingedrungen sind und an guten Stellen sich festgesetzt haben, ist hier ein ganz ähnliches Völkergemisch in der Bildung begriffen wie überall in den Wohnsitzen schwächerer Rassen.

Südlich wohnen die Waseguha, die vor einem Jahrzehnt von einer Königin regiert wurden, deren Gatte ein Kleinhäuptling, deren Nachfolger ihr jüngerer Bruder war. Die Sprache ist die von Usaramo; ein politischer Zusammenhang ist aber nicht vorhanden. Die östlichen Nachbarn sind die Waboe, die ihre Dörfer meist auf Bergen oder sonst an schwer zugänglichen Orten haben. Ihr Land ist in vier Teile geteilt, deren jeder unter einem Häuptling (Mwene) steht, der seinerseits über die Dorfhäuptlinge gesetzt ist. Wegen Menschenraub und Menschenfresserei bei ihren Nachbarn gehaßt, haben sie sich trotz mancher Angriffe in ihren festen Stellungen bis heute zu behaupten gewußt. P. Baur erzählt eine unwahrscheinliche Tradition „der Ältesten", die sie aus Manyema hier einwandern läßt, und glaubt, abgesehen von der gemeinsamen Sitte der Menschenfresserei, auch durch die Sprache diese Abstammung belegen zu können. Die zahlreichen kleinen Stämme am Rufidschi bilden keine politische Gemeinschaft. Dialektisch verbinden sich die Wasaramo mit

den Wadoe ebenso wie die Waseguha und Leute von Unguu, die Wasagara und Wakami zu drei Verwandtschaftsgruppen.

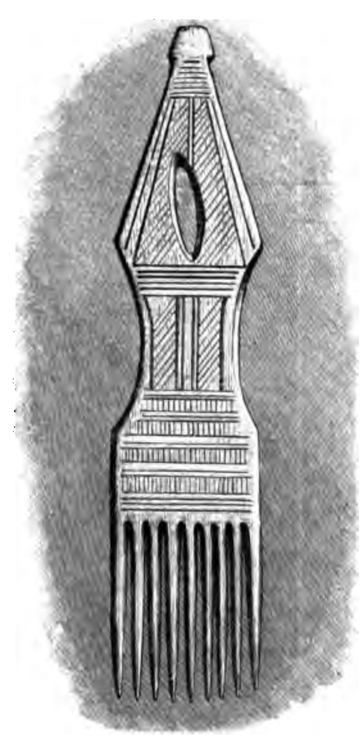
An dieses Land schließt sich im Westen Ugogo an, ein welliges Tafelland, das weit über die Grenzen des politischen Begriffs gleiches Namens hinausreicht. Das Land Ugogo zerfällt bei geringem Umfang in zahlreiche unabhängige, aus mehreren Dörfern bestehende Bezirke, deren jeder seine Souveränität früher in der Erpressung des Hongo, der Wegsteuer der Reisenden, ausübte. Und unter den Wagogo lebt noch eine Anzahl der räuberischen Wadirigo in besonderen Dörfern. Die Macht der Wagogo ist in neuerer Zeit fast ganz geschwunden; während sie sich früher Stämme der Wanyamwesi, so unter anderen Teile der Wakimbu, assimilierten, haben sie jetzt manche Sitten und Bräuche ihrer Bedränger, der Masai, angenommen, von denen wahrscheinlich auch die von den Wakamba zuerst bekannt gewordenen Oberarmspangen zur stärkenden Zusammendrückung der Oberarmmuskeln übertragen sind (s. untenst. Abb.). Mpwapwa am Westabhang des Usagaragebirges, am Rande der Waldregion, die diesen Distrikt von dem Plateau von Ugogo scheidet, eine vielbesuchte Station der Missionare und Kaufleute, ist jetzt ein wichtiger Stützpunkt des deutschen Einflusses. Die ganz unafrikanischen Lehmhäuser, Tembe, treten hier zum erstenmal als vorwiegende Wohnstätten auf, um dann fast in der ganzen Ausdehnung des abflußlosen Gebietes die übliche Wohnstätte aller Ansässigen zu sein. Ugogo ist das Kernland der Tembe; in Unyamwesi werden runde Hütten hineingebaut. Die Tembe können 100 m Seitenlänge erreichen. Sie bestehen aus einem Balkengerüst, dessen meist nur 2 m hohe Wände mit Lehm ausgekleidet sind, ebenso wie das flache Dach zum Schutz gegen den Regen mit einer dichten Lehmschicht überzogen ist. Diese Tembe schließen in einem Viereck einen Hofraum ein, in dem die Herden die Nacht zubringen. Eine oder zwei Thüröffnungen in der Außenwand sind mit starken hölzernen Thüren verschlossen; die verschiedenen Zimmer und Gebäude haben zur größeren Sicherheit gegen feindliche Angriffe nur Ausgänge in den Hof, und in manchen Gegenden sind die Außenwände mit Schießscharten versehen. Bei den Wanyatura und anderen Völkern des Manyara-Gebietes sind mit den Temben unterirdische Zufluchtshöhlen verbunden. Die Tembe sind besonders zur Regenzeit elende Behausungen, voll Feuchtigkeit und Moder.



Eine Armspange der Wagogo. (Sammlung Stuhlmann, Museum für Völkerkunde, Berlin.) 2/3 wirkl. Größe.

Besitzt Mpwapwa als Grenzgebiet Ugogos bereits eine aus Gliedern verschiedener Stämme zusammengesetzte Bevölkerung (hauptsächlich Wagogo, Wasagara, Wakua, Araber und Suaheli) und damit einen internationalen Charakter, so schien Unyamwesi, das Land der Mondgebirge und der Nilquellen, das durch die Kreuzung der nach dem Tanganyika und dem Ukerewe führenden Karawanenwege belebteste und wichtigste Handelsland im Inneren Ostafrikas, mehr als einmal zu einer Provinz der Küstenaraber gemacht werden zu sollen. Unyamwesi umschließt den Knotenpunkt jener Straßen, Kaseh oder Tabora, der auch unter deutscher Verwaltung politischer Mittelpunkt geworden ist. Unyamwesi (Mondland) soll einst eins der größten Reiche in Afrika, nach Spekes Schätzung nicht viel kleiner als England, gewesen sein, ist aber im Laufe seiner neuesten Geschichte in eine Anzahl von Kleinstaaten zerfallen. Ein großer Teil liegt auf dem 1000—1200 m hohen Tafellande, das die Wasserscheide zwischen Ukerewe, Tanganyika und Lufidschi bildet. Nach Norden dacht es sich zum Ukerewe ab, dessen Südrand noch in seine Grenzen

fällt, und hier umschließt es die fruchtbaren Landschaften von Umanda und Usanda. Dieser nördliche Teil wird von den Einwohnern Usukuma (Mitternachtsland) genannt im Gegensatz zu dem südlichen Utakama (Mittagsland). Das Land ist im allgemeinen eins der fruchtbarsten und bevölkertsten im äquatorialen Osten. Auch sind seine Einwohner, die Wanyamwesi[1], mehr als viele andere Stämme dieser Gegenden geeignet und geneigt, solche Vorteile zu nützen. Die Wanyamwesi sind dunkler von Farbe als ihre Nachbarn von Ugogo und Usaramo. Es sind im allgemeinen Menschen mit feinem Knochenbau und oft scharfgeschnittenen Zügen. Die Männer tragen im Hause zwei Felle um die Hüften oder an ihrer Stelle Baumbaststoffe (Sani), während sie bei der Feldarbeit oder auf Reisen Ziegenfelle von einer Schulter quer über den Leib binden. Die Weiber tragen Bast- oder Baumwolltücher und eine Brusthülle, in der Regel aber nur die Schnur, an der sie befestigt zu werden pflegt. Beide Geschlechter splittern eine dreieckige Lücke zwischen die zwei inneren Schneidezähne der oberen Reihe; beide tragen Perlschnüre um den Hals und Ringe vom Schwanzhaar der Giraffe (Sambo) um Arme und Beine, die Weiber Kupfer- oder Messingdrahtspiralen und die Männer schwere Kupferringe an den Unterarmen. Beschneidung ist ebenso wie bei den Waseguha und Wasagara nicht üblich. Beide rauchen Tabak oder Hanf und trinken stark; aber sie sind auch fleißige Arbeiter, welche unter Leitung ihrer Häuptlinge (Mtemi) ihr Land gut anbauen. Als Kolonisten auf Neuland werden sie von keinem Negervolk übertroffen und versprechen durch diese Eigenschaft wertvoll für die Urbarmachung der weiten, öden Strecke des Inneren von Ostafrika zu werden. Als Händler oder Träger sind sie überall zwischen Sansibar und Udschidschi zu treffen. Mais ist weitverbreitet; man findet auch Reis, doch lieben ihn die Eingeborenen so wenig, daß die Araber schon darum seinen Anbau vorziehen, weil er ihnen nicht leicht gestohlen wird. Auf eignen Webstühlen weben die Wanyamwesi Baumwolltücher, die freilich den Wettbewerb mit den eingeführten Stoffen nicht aufnehmen können. Hier und noch mehr im nordöstlichen Nachbarlande Usindja werden herzförmige Hacken geschmiedet, die die Karawanen kaufen, auch feiner Eisen- und Messingdraht wird hier ausgezogen und zierliche eiserne Röhren für Tabakspfeifen gefertigt. Die Viehzucht ist trotz der Leidenschaft des Volkes für Fleischnahrung sehr unentwickelt, während die Bienenzucht, wie fast überall in diesen Gebieten, eifrig gepflegt wird.



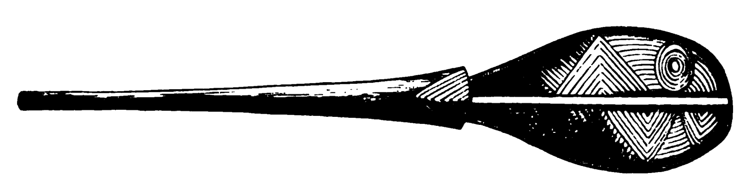
Ein Kamm der Wanyamwesi. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/8 wirkl. Größe.

Die Wanyamwesi zerfallen in eine Anzahl von Stämmen, die zum Teil äußerlich bedeutend voneinander abweichen. Die wichtigsten sind die Wagaraganza, die östlichsten von allen, ferner die Wasunga im Westen, die Watakama im Südwesten, die Wakonongo im Süden, die bereits zu den Völkern der Seengebiete überführenden Wasindja im Nordwesten, die Wasukuma im Norden. Als Hirtenvolk lebt unter ihnen der Stamm der Watusi, ein Zweig der Wahumavölker, die vorübergehend die Herren des Landes waren. Über diese s. oben, S. 176 u. f.

[1] Der Name Wanyamwesi ist, nach O. Baumanns Erkundigungen, nur ein Sammelname, den Araber und andere Küstenleute gebrauchen.

Die Wanyamwesi sind durch den jahrzehntelangen Verkehr mit den Arabern wirtschaftlich so weit in deren Wege gelenkt worden, daß ein nicht geringer Teil, jährlich vielleicht ein Dritteil der Männer, den Wanderstab ergreift und zwischen Sansibar und Udschidschi dem Sklaven- und Elfenbeinhandel und Trägerdienst sich widmet. Am Südostufer des Tanganyika hatte vor zehn Jahren ein Einwanderer aus Unyamwesi mit Hilfe einer Anzahl Kolonisten von gleich rastlosem Geiste ein wahres Räuberdorf angelegt, einen Versammlungs- und Zufluchtsort für Sklavenhändler, wo stets Massen von Sklaven gegen Austausch von Pulver und Gewehren bei der Hand waren. Der Stand gewerbsmäßiger Briganten (Ruga-Ruga) ist in Unyamwesi hervorragend entwickelt, und erfolgreiche Bandenführer erfreuen sich meist einer gewissen Popularität. Ehe sie von den Deutschen geschlagen und zur Ansässigkeit in Ussui gezwungen worden waren, hatten die Wangoni (Watuta) ihre Raubzüge bis zum Südufer des Großen Nyansa und in das westliche Unyamwesi ausgedehnt. Sie hatten nacheinander mit Mirambo (s. oben, S. 140) und anderen Wanyamwesi-Häuptlingen bald im Bunde, bald in Fehde gestanden.

Unyamwesi reicht mit den Landschaften Uvinsa, Kawende und Ukoningo bis zur dünnbevölkerten Ostküste des Tanganyika. Am Südostufer schließt sich das Land der Wafipa mit dichterer Bevölkerung an. Die friedfertigen Wafipa, deren Hautfarbe zwischen hellem und dunkelstem Braun schwankt, sind Ackerbauer mit geringer Viehzucht und emsige Baumwollweber. Sie machen keine Sklaven, bestreben sich vielmehr, ihr Volk durch flüchtige Sklaven zu verstärken. Am Rikwasee ist das Jägervolk der Maraungu zu nennen, das mit Unyamwesi im Handelsverkehr steht.



Ein Rührholz der Wanyamwesi. (Sammlung Stuhlmann, Museum für Völkerkunde, Berlin.) Wirkl. Größe.

Haben wir auf dem Wege Sansibar-Udschidschi die Neger vorwiegend unter dem Einfluß der Araber gefunden, so wird es nicht ohne Interesse sein, jene Stämme zu betrachten, die nördlich von diesem Wege noch viel härter von den Galla und Masai bedrängt sind, die kein festes politisches Gebilde zwischen Abessinien und Sansibar geduldet haben und, ähnlich wie die Wagogo und Wanyamwesi, einer anthropologischen und ethnologischen Zersetzung unterliegen, die in hohem Grade lehrreich ist. Wir haben hier vorzüglich die Wakamba und Wanika[1] im Auge. Die Wakamba wohnen südlich vom Äquator, von etwa 1½—3°, und werden im Westen durch den gebirgigen Abfall der Seenplatte begrenzt, wenn auch nicht geschützt. Im Osten haben sie sich in das Gebiet der landeinwärts und südwärts von Mombas wohnenden Wanika, deren Wohnstätten einwärts der Missionsstation Rabbai beginnen, so weit eingeschoben, daß sie eine unmittelbare Verbindung mit der Küste gewonnen haben. Ihnen wie ihren Nachbarn, den Wanika und Wapokomo, steht aber kein Weg ins Innere unbehindert offen, da sich hier die nomadischen Horden der Masai und Wakuafi zwischen sie und die Wahumastaaten am Ukerewe schieben. Daher thun sich oft Karawanen von mehr als 2000 mit Flinten bewaffneten Männern zusammen. Nirgends sind Ordnung und Gehorsam größer als bei diesen Karawanen, aber trotzdem sind früher manche vor den Lanzen der Masai zurückgewichen.

Wakamba und Wanika sind echte Bantustämme, die viel Ähnlichkeit mit den Wasagara, Wasambara und Genossen haben. Aber die kriegerische Nachbarschaft hat sie friedlicher

---

[1] Bezeichnende Namen: Wakamba, Reisende, Wandernde; Wanika, Leute der Wildnis.

gemacht. In der Kultur stehen sie, die auf der Grenze der Steppe und des Ackerbaues, in einem Gebiet unsicherer Niederschlagsverhältnisse wohnen, tiefer als ihre südlichen Nachbarn. Die Wakamba besitzen große Herden von Rindern, Ziegen ꝛc., haben aber auch etwas Landbau und gehen in dürren Jahren ganz zum Hirtenleben über, verarbeiten Eisen zu zweischneidigen Schwertern von arabischem Typus und treiben mit den Produkten ihres Ackerbaues, besonders Tabak, und ihrer Viehzucht einen lebhaften Tauschhandel mit den Mohammedanern an der Küste, wobei sie sogar gemünztes Geld von diesen annehmen. Einen kronenartigen Schopf lassen sie auf dem Hinterkopf nach Kaffernsitte stehen. Pfeil und Bogen sind ihre Hauptwaffen, Speer und Schild führen fast ebenso ausschließlich ihre Unterdrücker. Der nördliche Teil von Ukamba führt den Namen Kitui. Die Wanika wohnen bereits in den Arabern abgesehenen Giebelhütten, während die Wakamba noch ihre kegelförmige Behausung haben. Sie stehen unter einzelnen Dorfhäuptlingen von rein persönlichem Ansehen. Den Mittelpunkt des religiösen und politischen Lebens der Wanika bildet der nur dem Häuptling zugängliche Muansa, für den lärmende Feste gefeiert werden; das Mysterium ist ein kreiselartiges Instrument von Holz, das eigentümlich brummende

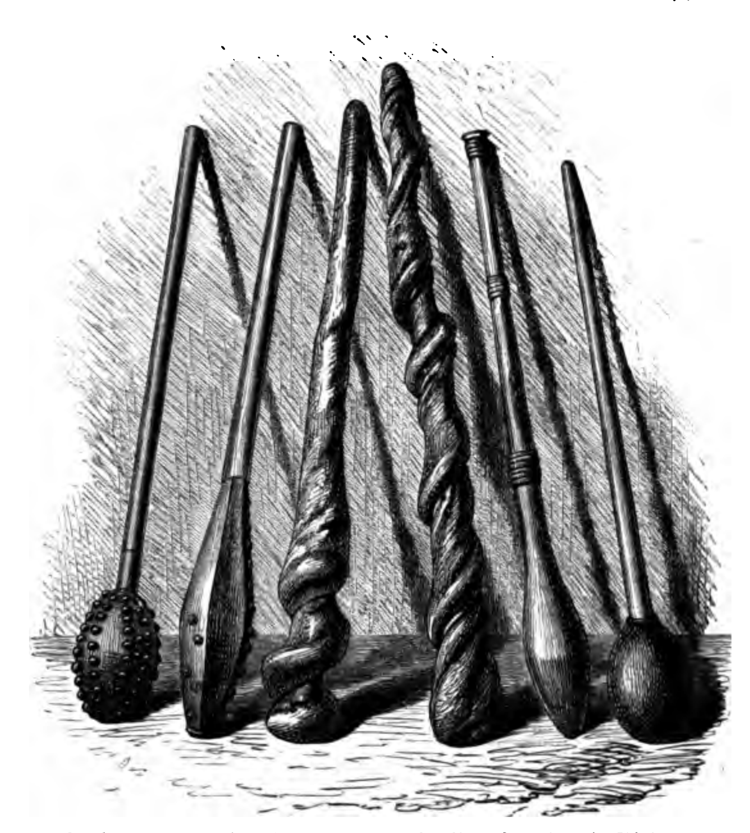


Streitaxt und Schwert der Wanika. (Aus Robert W. Felkins Sammlung in Edinburg.)

Töne von sich gibt (s. Abbildung, S. 46). Auch die Beschneidung wird bei den Wanika besonders festlich begangen. Die Hyäne gilt als Stammvater des ganzen Volkes, so daß die Tötung einer Hyäne als größtes Verbrechen geahndet wird. Die Toten werden von den Wakamba nicht begraben, sondern nur ins Gebüsch geworfen. In diesen Kreis gehören auch die Wadigo, ein heil- und zauberkundiger Stamm landeinwärts von Mombas. Die Wadigo tragen Oberarm- und Kniebänder von Stroh und an den Knöcheln Ringe aus erbsengefüllten, rasselnden Täschchen.

Ein neuer Völkerkreis öffnet sich mit diesen zerstreuten Ackerbauern, die vor den von Norden heranbrausenden Wogen der Galla, Masai, Wakuafi wie hinausgeschleuderte Bruchstücke liegen. Durch Mischung mit hamitischem Blut ist ein edlerer Zug in die Rasse gekommen, der in einer Gestalt, wie dem von Hans Meyer sympathisch geschilderten Dschaggafürsten Mareale von Marangu (s. Abbildung, S. 201), wohlthuend hervortritt. Politisch und wirtschaftlich aber hat dieser Einfluß doch die meisten geknickt und verarmt, wo ihnen nicht geschützte Örtlichkeiten, wie an den Hängen des Kilimandscharo, freiere Entwickelung gestatteten. In manchen Äußerlichkeiten ahmen sie ihre räuberischen Unterdrücker nach. So ist ein seltsames Gemisch entstanden. Vor allem in der Viehzucht. Als viehzüchtende Nomaden können jene keine Sklaven brauchen, die ihren Troß vermehren; Viehraub ist also ihr letztes Ziel. An die Stelle der Sklavenjagden treten daher hier die Razzien auf die Rinderherden, und wo diese zu fürchten sind, ist auch unter den günstigsten Bedingungen der Viehstand gering, wie bei den westlichen Wakamba, um nach Osten hin mit der Sicherheit zu wachsen. „Die Furcht vor Beraubung ist als ein Hemmnis der Kulturentwickelung durch ganz Ostafrika von bestimmender Bedeutung“ (Hans Meyer); sie erstreckt ihre Wirkung nicht bloß

auf Rinder, auch auf Eisengeräte und anderes. Im Vergleich mit den Masai und Genossen sind aber auch diese Wakamba keine vollen Hirten; und wenn man die Sitten dieser Halbhirten in Bezug auf ihre Herden betrachtet, so gewinnt man den Eindruck, daß der Ursprung der Gebräuche bei jenen Ganzhirten zu suchen sei, die den Ackerbau ganz verschmähen und ein nomadisches Leben westwärts von diesen führen. Sie gestatten den Weibern, an den Arbeiten im Viehkral teilzunehmen, während bei jenen der Grundzug aller Sitten mit Bezug auf die Herden der Ausschluß der Frauen ist, die nicht einmal die Krale betreten, am allerwenigsten aber melken dürfen. Die Masai stechen das Vieh, um es zu schlachten, in das Genick, die Wakamba erwürgen es. Kamele und Pferde findet man nicht bei den Wakamba, die auch die Esel nicht als Lasttiere benutzen, sondern sie nur zu mästen scheinen, um sie dann zu schlachten. In ihrer freien, schweifenden Lebensweise sind die Masai und Wakuafi kriegerische Völker von einer vollendeten Organisation, während die seßhaften Wakamba den Kampf im freien Felde scheuen. Dagegen sind die Wakamba und Genossen ihren unruhigen Nachbarn in allem überlegen, was ansässige, ruhige, stetige Arbeit fordert. Vor allem treiben sie Ackerbau, der sie befähigt, sich eine mannigfaltigere Nahrung zu gönnen, und zwar mit einer Hingebung, die das Staunen der Europäer erregt. Die künstliche Bewässerung ihrer Felder ist eine hervorragende Leistung. Auch wohnen sie besser in ihren festen, dichten Lehm- und Reisighütten als die Nomaden in ihren leichten Strauchgestellen und sind sicherer vor Raubtieren und Feinden, wenn auch feiger in ihren mit verrammelten Thüren verschlossenen Dornumzäunungen; sie bringen Tabak bis an die Küste; sie sind das Volk der Gewerbthätigkeit und des Handels. Wer wird nicht in der Vereinigung dieser Völkergegensätze zu Einem Staatswesen das Heil beider erblicken? Es würde ein Zustand sein, wie in Uganda und Unyoro, wo die Befruchtung der ruhigen Arbeit des Ackerbauers durch die Beweglichkeit und Herrschbefähigung des Hirten die blühendsten Staaten Zentralafrikas erzeugt hat.

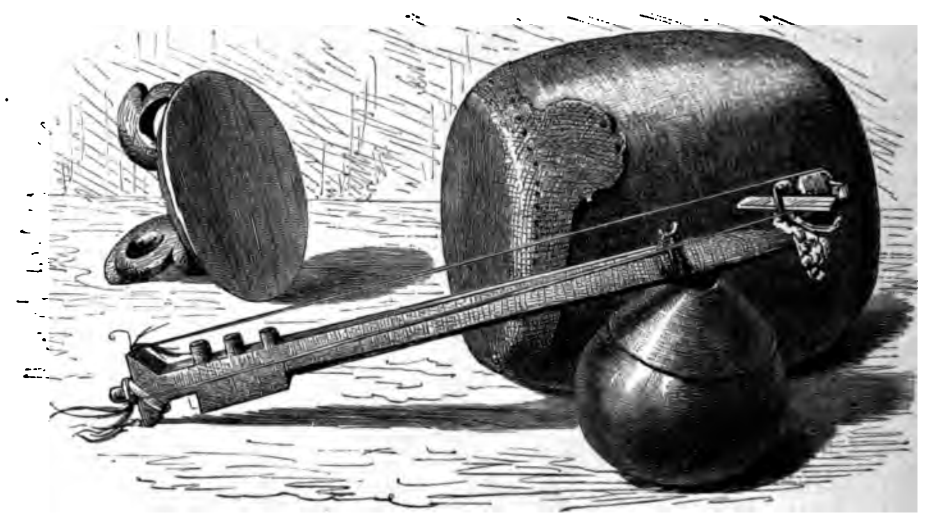


Keulen der Wanika. (Aus Robert W. Felkins Sammlung in Edinburg.)

Die Einflüsse der Hirten auf manche äußere Merkmale dieser Negervölkchen bezeugen deren selbst unter dem Drucke regen Nachahmungssinn, der zu lächerlichen Äffereien führt: ihre großen Schilde und Speere passen oft wenig zum unkriegerischen Charakter. Die Weiber haben die Messing- und Eisenspiralen um Hals, Arme und Beine, das Fell um die Hüften, die Männer

die ungenügende Bekleidung und die Rotfärbung der Krieger von den Masai angenommen. Eigentümlich sind die Tättowierungen, bei den Wakamba ein rundes Mal in der Mitte der Stirn, bei den Wagueno ein schwarzer Strich über die Stirn bis zur Nasenwurzel, dann auch die gewaltigen, die Ohrläppchen bis 8 cm ausdehnenden, eisengezierten hölzernen Ohrenklötze und die ebenfalls großen, perlbesetzten Ohrringe. Das Spitzfeilen der oberen und das Ausbrechen der mittleren Schneidezähne findet man bei Wasambara und Wagueno.

Zu diesen unselbständigen Völkerfragmenten gehören die Wapokomo, zu deren Gegnern auch der Sultan von Witu zu rechnen ist. Ihre bedrängte Lage ist es wohl hauptsächlich, die die Wapokomo feig gemacht hat; ihre 3 m langen Speere sind in ihren Händen so wenig furchtbar, wie die Bogen mit vergifteten Pfeilen, die sie von den Waboni eintauschen. Um so fleißiger treiben sie Ackerbau, Fischerei und Schiffahrt, auch ein wenig Jagd in den Waldungen am Tana.



Stuhl, Trommel und Geige der Wanika. (Ethnographisches Museum, München.) Vgl. Text, S. 196.

Selbst die Galla, die nördlich vom Tana durch die Somal ihres Herdenreichtums beraubt und dadurch zu Hirten fremder Herden, am Sabaki selbst zu Ackerbauern wurden, sehen mit Verachtung auf die ihnen unterworfenen suaheliähnlichen, ackerbauenden Wapokomo herab, weniger auf die gallaähnlichen und den Galla tributären Jägervölker der Waboni, Wassania und Walangulo (Ariangulo). Die Waboni sind ein unstetes Jägervolk im Norden des Witulandes; Ackerbau kennen sie nicht und sind infolgedessen großenteils auf die Wurzeln und wilden Früchte der Wälder angewiesen. Ihnen ähnlich und verwandt sind die südlicher wohnenden Watu.

Erwähnenswert sind endlich die Bewohner Usambaras. Der Hauptstamm, die Wasambara oder, wie sie sich selbst nennen, Waschambá, ist ein mittelgroßer, kräftiger Menschenschlag. Stammesmarke ist eine leichte Narbenvertiefung in der Mitte der Stirn; die ursprüngliche Ledertracht ist fast ganz durch eingeführte Baumwollstoffe verdrängt. Als Waffen finden sich Schwerter, Speere und schwache Bogen mit Pfeilen, deren Spitze entweder aus Eisen oder vergiftetem Holze hergestellt ist; im Norden ist die Wurfkeule verbreitet. Gewehre sind schon zahlreich vorhanden, Schilde nicht mehr gebräuchlich. Der Ackerbau wird lebhaft betrieben, insbesondere der Anbau der Bohne.

Ebenfalls ein Bantuvolk, aber mit starker hamitischer Beimischung, ist der Hirtenstamm der Wambugu im Nordwesten des Landes. Zum Teil dienen sie den Fürsten der Wasambara als

Hüter des Viehes. Ihre feinere Gesichtsbildung stellt sie ebenso wie ihre Ledertracht den Masai näher. Über die Wasambara herrscht ein nicht sehr zahlreicher fremder Stamm, der der Sage nach aus Nguru oder Dschagga eingewandert ist, die Wakilindi. Bis 1867 residierte die regierende Familie zu Wuga, seitdem in Wasinda. Sie sind beim Volke verhaßt und schon deshalb auf die Freundschaft auswärtiger Mächte, zunächst der Araber, angewiesen. Der Sturz der arabischen Herrschaft hat ihr Verhalten geändert, und so hat auch hier die deutsche Kolonisation



Schwertfeger der Wadschagga. (Nach Photographie von Dr. Hans Meyer in Leipzig.)

bereits eine Umwälzung bewirkt, die hoffentlich dauernd das Los der fleißigen Ackerbauer Ostafrikas günstiger gestalten wird.

An den fruchtbaren und gesunden Hängen des Kilimandscharo haben sich in dem wohlbewässerten Gürtel zwischen 1000 und 2000 m die Wadschagga unabhängig erhalten. Als echtes Gebirgsvolk zerfallen sie in zahlreiche kleine Stämme, die Hans Meyer auf 20 mit durchschnittlich 4/5 Quadratmeilen Gebiet und insgesamt 46,000 Bewohnern schätzt. Die Waffen der Wadschagga sind vortreffliche Speere, nur als Stichwaffe benutzt, die im Handel zu den Nachbarvölkern gehen. So stammen viele der breitklingigen Masaispeere unserer Sammlungen aus den Schmieden der Wadschagga, Aruscha und Genossen. Die auffallend langen Klingen waren früher breiter und sind erst seit 1887, wie Hans Meyer berichtet, durch eine neue Mode



Ein Dschaggakrieger. (Nach Photographie von Dr. Hans Meyer in Leipzig.)

verschmälert worden. Übrigens sind beide Formen erst seit der Einführung des europäischen Eisendrahtes aufgekommen, die die Eisenindustrie sehr gefördert hat; die früheren kurzklingigen Speere haben sich noch heute in abgelegenen Gegenden des Kilimandscharo erhalten. Dazu kommen lange Schwerter in rotgefärbter Lederscheide und Schilde von der Masai-Form. Fellkleidung ist noch vorhanden; die Mädchen tragen Perlenschnüre um die Hüfte, von denen ein Leder- oder Zeugläppchen von der Größe eines Kartenblattes herabhängt, während die verheirateten Weiber stärker bekleidet sind. Die einzelnen, ganz unbedeutenden Stätchen sind Domänen ihrer Häuptlinge, die das Vieh allein besitzen; deshalb ist der Hauptzweck der unzähligen Fehden Viehraub, während die Äcker der Unterthanen nicht mit Absicht verwüstet werden. Die Grenzen sind, wo der Übergang am leichtesten ist, durch Gräben geschützt. Zu den Wadschagga gehören die am Südabhang des Meru zerstreut in ihren Pflanzungen lebenden Wameru, die in näherer Beziehung zu den Aruscha stehen.



Der Dschaggafürst Mareale von Marangu. (Nach Photographie von Dr. Hans Meyer in Leipzig.) Vgl. Text, S. 196.

Die Wagueno und Wapare stehen, wie räumlich, auch ethnographisch zwischen den Wadschagga und Wasambara und haben außerdem tiefer als beide die Einflüsse der Masai erfahren. Ihre berühmte Eisenindustrie (die Schmiede nehmen auch hier eine Sonderstellung im Volke ein) steht hinter der der Dschagga zurück. Ihr schönes Gebirgsland ist durch die Einfälle der Dschagga verarmt und teilweise menschenleer. Als eine Kulturgruppe, die durch Frieden, Arbeit und Wohlhabenheit manches echten Dschaggazuges verlustig gegangen ist, könnten die Wataveta, die Bewohner einer ausgezeichneten Kulturoase am Kilimandscharo, auch sprachlich abgesondert werden, da ihr Dialekt der der Wagueno und Wapare ist. Ansiedelungen der Wakuafi, jenes masaiähnlichen Hirtenstammes, dem von seinen siegreichen Genossen das ansässige Leben aufgezwungen wurde, kommen an mehreren Stellen am Kilimandscharo vor, besonders in Aruscha; in Taveta leben Wakuafi unter den Wadschagga. Auch Wandorobbo, wandernde Jäger und zur Not Knechte der Masai, wohnen in flüchtigen Hütten bei Useri am Ostabhang des Kilimandscharo. Samt den verwandten, den Somal und Masai unterworfenen Stämmen Midgu und Walangulo (s. S. 169 u. f.) hat man sie als letzte Überbleibsel einer echt afrikanischen Urbevölkerung angesehen, die durch die Einwanderer aus dem Nordosten unterjocht wurden. (Hildebrandt.) Sollte indes ein so hoher Standpunkt einzunehmen sein bei der Beurteilung von Völkern, die aus so manchen Gründen

ihre Wohnsitze ändern? Zunächst ist zu betonen, daß Wandorobbo im Munde der Masai ein allgemeiner Ausdruck für Jägerstämme jeden Ursprunges geworden ist, und dann erinnern wir uns, wie weit vereinzelte ackerbauende und industrielle Kolonien der Neger durch diese Länder verbreitet sind. Fischer traf in der Nähe des Naiwaschasees ackerbauende Wasegunu von demselben Stamme, der bei Tanga an der Küste heimisch ist. „Er soll vor langen Jahren bei einer großen Hungersnot hierher verschlagen worden sein.“ Und ähnlich führt Höhnel die heutige Lage der Wandorobbo[1] auf „Mißernten oder ähnliche Gründe“ zurück, die sie vor mehreren Jahrzehnten aus ihren Sitzen westlich vom Baringo vertrieben. Sie sprechen Masai (s. S. 170) und sind, welches auch ihre politische Abhängigkeit sein möge, jedenfalls in hohem Grade wirtschaftlich abhängig, da sie nicht von der Jagd und dem Honigsuchen allein leben können (sie jagen den Elefanten



Eine Dschaggahütte, im Vordergrund Ziegen. (Nach Photographie von Dr. Hans Meyer in Leipzig.)

mit harpunenartigen Wurfspeeren, die mit dem eingedickten Saft des Moriobaumes vergiftet sind) und zeitweilig genötigt sind, Vieh von den Masai zu kaufen. Sie sind wohl ebendeshalb niemals räumlich weit von ihnen entfernt. Es gibt aber auch Wandorobbo, die diese Abhängigkeit abgestreift haben, indem sie Handel treiben oder sich in die Dienste ansässiger Stämme begeben.

Von O. Baumann sind in den letzten Jahren noch andere Völker von ähnlicher Stellung in dem Gebiete zwischen dem Kilimandscharo und den Nilquellseen entdeckt worden. Die Wasiomi, mit scheinbar ganz eigenartiger Sprache, die weder zur Bantu- noch zur nilotischen (Masai-) Gruppe gehört, und die Wambugwe, die einen Bantudialekt sprechen, sind beide Ackerbauer, die südlich vom Manyarasee in Temben wohnen. Gegen Ugogo hin sitzen südlich von diesen die ebenfalls einen Bantudialekt sprechenden Wanyaturu, die im Gegensatz zu den kräftigen, tüchtigen Wambugwe heruntergekommen sind. Die Wanege sind ein Jägervolk, das zwischen Iraku und Usukuma streift, und die ihm nächstverwandten Wassandaui ein ansässig gewordener Zweig von ihm; beide sprechen eine scheinbar eigentümliche Sprache mit Schnalzlauten.

[1] Ndorobbo bedeutet in Masai Viehlose, d. h. besitzlose Leute, arme Teufel, bezeichnet also den sozialen Unterschied, ganz entsprechend der ethnographischen Stellung.

Im äquatorialen Teile der Ostküste ist das arabische Element stark vertreten, hat aber keine so festen Gestaltungen mit den ansässigen Afrikanern zu stande gebracht wie in Ägypten, Nubien, Abessinien. Die Wirkungen liegen zerstreuter, und öfters wechselte die Lage der Sammelpunkte arabischer Handels- und Eroberungszüge. Die Araber, solange sie noch Heiden waren, gründeten in Ostafrika keine förmlichen Staaten, gaben keine Gesetze, traten nicht erobernd und kolonisierend auf; sie errichteten bloß Handelshäuser. Sie hatten in Arabien selbst noch keine politische Einheit, waren in viele Stämme geteilt, die miteinander in Streit lagen. Erst als sie Mohammedaner wurden, nahmen die Handelsbeziehungen politischen Charakter an; gleichzeitig faßten sie festeren Fuß an diesen Küsten, mit denen sie wohl längst bekannt geworden waren. Mogdischu, Kiloa (gegründet im Jahre 365 der Hedschra), Sofala waren bereits feste Ansiedelungen, als die Portugiesen 1498 bis zu diesen Küsten vordrangen und Vasco da Gama mit arabischen Lotsen von der Suaheliküste nach Indien fuhr, und wohl früher noch hatten sich die Araber auf den Komoren und in Madagaskar niedergelassen. Am Ende des 17. Jahrhunderts griffen die Imams von Maskat erobernd auch auf diese Küste über, indem sie 1698 Mombas und später mit Sansibar die Herrschaft bis zur Mosambik-Küste erwarben. Nun war das Land zwischen Äquator und Kap Delgado Dependenz von Maskat, bis 1858 durch Erbteilung ein eignes Sultanat von Sansibar unter dem durch die Entdeckungsgeschichte der Nilseen bekannt gewordenen Said Medschid gegründet wurde. Mittelpunkt der ganzen Herrschaft war die 130 Quadratmeilen große Insel Sansibar mit 210,000 Einwohnern, wovon mehr als zwei Drittel freie und dienende Neger sind und etwa 6000 Hindu, die den größten Teil des Handels in Händen haben. Der Rest besteht aus Arabern in bunter Mischung, der herrschenden Rasse hier und am gegenüberliegenden Küstensaum, der dieser glücklichen Insel wichtig ist als der Stütz- und Ausgangspunkt jener kommerziellen, dann politischen Unternehmungen, die lange vor den Europäern arabische Händler und den Islam bis an die Nilquellseen gelangen ließen. Erstreckte sich doch sogar der direkte Einfluß des Sultans von Sansibar bis über den Tanganyika hinaus! Sansibar hat alle anderen Plätze zwischen der Algoabai und Kap Guardafui als Handelsstadt und als Ausstrahlungspunkt eines großen politischen und moralischen Einflusses weit hinter sich gelassen. Der Einfluß der Araber


Said Bargasch, 1888 verstorbener Sultan von Sansibar. (Nach Photographie.)

an der Küste und im Inneren gründete sich zunächst auf ihren regen Handel, dann aber auf die Überlegenheit ihrer Persönlichkeiten und ihrer höheren Kultur. Den Verkehr mit Arabien und Indien besorgten Zweimaster, meist arabische Fahrzeuge mit arabischer Bemannung, die mit dem nordöstlichen Monsun kommen und mit dem südwestlichen zurücksegeln. In früheren Jahrhunderten zog dieser Verkehr weitere Kreise, wie die zahlreichen alten chinesischen Porzellansachen beweisen, die Lenz in arabischen Häusern Lamus sah. Zwischen der Insel Sansibar und dem Festlande wurde er nur durch einheimische Barken besorgt, die das Elfenbein, den Kopallack, Orchillaholz und Kautschuk und vor allem die Sklaven nach der Insel hinüberbrachten, wo die Waren für Indien, Arabien und Europa eingeschifft werden.

In der fremden Bevölkerung von Sansibar sind besonders vertreten: Araber, Hindu, Banyanen, Perser, Neger, Suaheli, Madagassen, Komoresen. Die Araber sind die Herren der Insel, besitzen oft große Güter, ausgedehnte Plantagen und viele Sklaven. In ihren Händen lag hauptsächlich der Handel mit dem Inneren des Kontinents, und alljährlich reisten viele von ihnen mit großen Karawanen und zahlreichem Gefolge nach dem Inneren, ließen sich in Tabora, Udschidschi oder anderen Handelszentren nieder und sandten ihre besten Sklaven aus, um Elfenbein und neue Sklaven zu kaufen; das Erhandelte ward in ihren Hauptquartieren gesammelt, und nach einigen Jahren kehrten sie nach Sansibar zurück, um ihre Waren loszuschlagen und einen neuen Vorrat zu weiterem Handel einzukaufen. Nicht selten geschah und geschieht es, daß sich solche Obersklaven, die von den Arabern ausgeschickt wurden, mit Hilfe ihrer Herren selbständig machen und Ableger der sansibarischen Häuser tiefer im Inneren bilden. Oder aber es kommt vor, daß sie die ihnen anvertrauten Waren verschleudern oder in einem der zahlreichen raschen Wechselfälle jenes Handels verlieren und dann nicht nach Sansibar zurückzukehren wagen. Dann lassen sie sich nieder, wo sie eben sind, und bilden kleine Kolonien. Solche Kolonien finden sich in Karagwe, in Uganda, sogar im Kongogebiet (Tippu Tipp). Man hat gerade in Uganda ihren Einfluß auch in politischer und religiöser Hinsicht sehr empfunden.


Ein messingner Nasenring der Suaheli. (Museum für Völkerkunde, Berlin.)

Der arabische Einfluß im Inneren tritt durchaus nicht immer auf Reichtum und Macht gestützt auf. Es liegen vielmehr die Anfänge so manches Kaufmannsfürsten dieser Länder tief am Boden. Nicht alle ihre Karawanen sind große Handelskarawanen, von einflußreichen Kaufleuten befehligt, gut bewaffnet und reich mit Waren ausgestattet. Die Wanderlust und der Wunsch, Geld zu verdienen, treiben auch andere Leute, sich den Mühseligkeiten dieser weiten Wege zu unterziehen. Cameron traf in Usagara die kleine Karawane eines Grobschmiedes, der nach Unyanyembe strebte, um dort durch Ausbessern der Gewehre in den Kämpfen mit Mirambo sein Glück zu machen. Außerdem „eine zusammengewürfelte Masse, die sich zu gegenseitigem Schutze verbunden hatte. Sie bestand aus kleinen Abteilungen unter der Anführung von Sklaven von Arabern und armen freien Männern, die nur zwei oder drei Lasten und Sklaven zum Tragen zusammenbringen konnten, die aber voll Hoffnung nach Ländern von fabelhaften Reichtümern strebten, wo nach ihrer Meinung Elfenbein zum Einzäunen von Schweineställen und zur Verfertigung von Thürpfosten gebraucht wurde.“

Volle zwei Drittel der Bevölkerung bestehen aus Negern. Zu ihnen gehören in erster Linie die sogenannten Wangwana, die einen unentbehrlichen Bestandteil jeder Karawane bilden. Der Name Wangwana bedeutet Herren, zum Unterschied von den Sklaven in den Plantagen. Diese Wangwana sind nicht immer in Sansibar geboren, sondern kommen oft als Sklaven aus

dem Inneren, haben sich aber eingebürgert und Kisuaheli gelernt. Einige unter ihnen haben die Freiheit erlangt, die meisten sind jedoch Sklaven, die ihren Herren einen Teil des erhaltenen Lohnes abgeben für die Erlaubnis, bei europäischen Reisenden in Dienst zu treten. Sie bekennen sich zum Mohammedanismus oder haben sich wenigstens der Beschneidung unterziehen müssen, um „rein" zu sein, d. h. um Tiere für ihre Herren schlachten zu dürfen. Die meisten haben indessen sehr wenig Begriff von den Lehren ihrer Religion und sagen selten oder nie die vorschriftsmäßigen Gebete. „Über zwei Jahre", sagte Wilson, „hatte ich viele von ihnen in meinem Dienst und sah keinen jemals beten, außer einmal, als wir auf dem Victoriasee von einem furchtbaren Sturme überfallen wurden und unser Boot beinahe kenterte." Obgleich sie fast sämtlich aus Innerafrika gekommen sind, sehen sie auf ihre schwarzen Brüder mit souveräner Verachtung herab und nennen sie Waschenzi oder Wilde. Aber ihr Charakter ist so echt negerhaft, daß sie gerade im Vergleich mit den Arabern ihre Stammverwandtschaft doch recht zum Ausdruck bringen. Kommt der Wangwana mit vollen Taschen aus dem Inneren zurück, so kauft er sich einen neuen, vollständigen Anzug und einen Spazierstock und spielt kurze Zeit den Eleganten; er ißt und trinkt aufs beste und durchschwelgt die Nächte mit seinen guten Freunden. Wenn er all sein Geld ausgegeben hat, wie dies gewöhnlich nach wenig Wochen der Fall ist, so verkauft er seine Kleider, trägt wieder Lumpen und ist froh, wenn ihn jemand zu einer neuen Reise in Dienst nimmt.

Watudimu oder Leute der Arbeit sind angeblich Ureinwohner Sansibars, die die Insel Sansibar besaßen, ehe sie von den Arabern erobert wurde. Sie wohnen in kleinen Dörfern über die Insel verstreut und sprechen einen Dialekt, der sich von dem der Stadt wesentlich unterscheidet. Sie stehen in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis zu den Arabern, das indessen nicht Sklaverei ist, und sind körperlich nicht mehr auszusondern. Einst mag es anders gewesen sein, heute sind sie rassenhaft ebensowenig eigentümlich wie die Klasse der Handwerker, welche mehr an die Handwerkerkasten Westafrikas erinnert als an einen selbständigen Volksstamm, als welcher sie wohl nur von oberflächlichen Beobachtern aufgefaßt wurde.

Nicht Sonderung, sondern Mischung ist die Signatur der Ethnographie der engen Inseln an der Küste von Sansibar. Das Gleiche gilt von dem Küstengebiet. Hier tritt uns der charakteristische Sammelbegriff Suaheli entgegen, dessen Entstehung und Wesen Otto Kersten in folgenden Worten schildert: Durch die beinahe tausendjährige Vermischung der Araber mit den Negerstämmen der Küste sowie durch das jahrhundertelang fortgesetzte Einführen von Sklaven aus fast allen Stämmen Ostafrikas, besonders von Süden her, entstand allmählich eine Einwohnerschaft von so bunter Mischung, daß zuletzt eine strenge Unterscheidung der verschiedenen Bestandteile nicht festgehalten werden konnte, zumal da die fernher gebrachten Neger in kurzer Zeit Sprache und Sitten der hiesigen annahmen, Ursprung und Heimat vergaßen und sich endlich gleich Suaheli nannten, als ob ihre Vorfahren schon seit langer Zeit im Lande gewohnt hätten. Unter dem, was sich Suaheli nennt, findet man demgemäß alle Schattierungen der Hautfarbe und alle Zwischenstufen der Körperbeschaffenheit, von den vermutlichen Urbewohnern an bis zu den eingewanderten Arabern; und wie man unter diesen selten einen Reinblütigen antrifft, so gibt es auch unter den seit Menschenaltern ansässigen Negern nur wenige unvermischte Familien. Aber nicht nur in der Körperbeschaffenheit, auch in der Sprache, in dem gesamten Wesen und Sein des Einzelnen wie des ganzen Volkes sind die Spuren dieser Mischung deutlich zu bemerken. Der Einfluß der höheren Rasse auf die niedrigere ist nicht in jeder Beziehung günstig gewesen: das Suahelivolk ist noch nicht gleichartig genug, um schon die guten Eigenschaften eines echten Mischvolkes zeigen zu können, das durch jahrhundertelanges Bestehen ohne weiteren Zufluß von fremdem Blut völlig verschmolzen ist. Im allgemeinen sind die Suaheli kräftig und schön gebaut, mehr beleibt als mager, von angenehmer, oft sogar hübscher Gesichtsbildung mit entschieden semitischen

Zügen (s. Abbildung, S. 184). Ethnographisch aber schließen sie sich so ziemlich den Arabern an. Wenigstens können die wohlhabenden, d. h. mindestens vier Sklaven besitzenden und nicht vom Ertrag ihrer Arbeit lebenden Suaheli den Arabern zugerechnet werden. Dieses gemischte Volk der Suaheli hat seinen entsprechend gemischten, mit arabischen und indischen Brocken durchsetzten Bantu-Dialekt, in den langsam noch deutsche und englische Wörter einsickern, zur Verkehrssprache eines großen Teiles von Ostafrika gemacht. Stuhlmann fand Sprache und Tracht der Suaheli schon bei den Wakussu in der Gegend am Nyangwe. An Handelsgeist, Abneigung gegen harte Arbeit und Schmiegsamkeit bis zur Feigheit ein echtes Handelsvolk, findet man sie wie Juden oder Armenier einzeln oder in kleinen Gesellschaften in jedem Dorfe, bei jedem Fürsten, nach Handelsgelegenheiten, früher natürlich besonders nach Sklaven ausspähend. Unter dem islamitischen Firnis sind sie echte Neger geblieben, wie besonders auch ihre Märchen und Sprichwörter zeigen.



Eine Puppe (oder Idol?) aus Grasgeflecht, Suaheli. (Museum für Völkerkunde, Berlin.)

Zwischen ihnen und den auch kulturlich noch als Neger geltenden Stämmen stehen die mit Arabern stark gemischten und auch politisch mit denselben häufig eng verbundenen Küstenstämme vom Typus der Wamrima, die im Gegensatz zu den anderen Arabermischlingen sozial (und früher auch politisch) von den Arabern weit geschieden sind und darum noch rascher vernegern. Sie werden von den Omani nicht als Verwandte, sondern als „Aajam", Geschlechtsgenossen, erklärt. Sie bilden einen schmalen Saum an der Küste, wo sie einst von eignen Häuptlingen unter der Oberherrschaft des Sultans von Sansibar regiert wurden, führen ein träges Leben inmitten ihrer Pflanzungen, mit deren Ertrag sie die Insel Sansibar und die Schiffer versehen, und die sie von ihren Weibern und Sklaven bearbeiten lassen. Ihr Haupterwerb war einst die Plünderung der durch ihre Gebiete ziehenden Karawanen, besonders der mit Elfenbein und Sklaven aus dem Inneren kommenden, unter dem Vorwand des Schutzes. So erklärt sich die unverhältnismäßig große Zahl von kleinen Häfen an dieser Küste, von denen jeder Häuptling womöglich einen eignen zu haben strebte, nicht am wenigsten auch im Interesse einer erleichterten Sklavenabfuhr. „Ein Dorf aus einem paar Dutzend Lehmhütten mit luftigen, auf Pfähle gehobenen Dächern, durch einen schmalen Fußpfad mit dem Strande verbunden, jede Hütte von einem hohen Zaune umgeben, der den Hof, den Aufenthalt der Weiber, Kinder und Haustiere, einschließt. Einige haben eine Art zweiten Stockwerkes aus Reisig und Planken aufgesetzt, das als Waren- oder Schlafraum dient. Der einzige Lehmziegelbau ist die ‚Gurayza', das Fort, das im Erdgeschoß die Gewölbe für den Warenvorrat des Banyanen umschließt und einen krenelierten Umgang für eine Wache besitzt. An diesen Hüttenkomplex lehnen sich da und dort noch Gruppen bienenkorbförmiger Wohnstätten von Sklaven und Armen an." (Burton.) Nur die reicheren Wamrima tragen sich arabisch, die ärmeren gehen wie die Neger. Selten erscheint ein Mrima anders als mit Speer oder Stab in der Öffentlichkeit. Die Frauen verschleiern nur ausnahmsweise das Gesicht und tragen einen Silber- oder Erzknopf, zur Not auch nur ein Stück Maniok im linken Nasenflügel, und dehnen durch ein Stück Holz oder Kopal oder Betelnuß ihre Ohren zu unförmlicher Größe aus. Ihre Frisuren sind mannigfaltig; einige rasieren das Haar über den Ohren und der Stirn, andere legen es in Rollen, daß der Kopf wie eine Melone aussieht, und spitz wie Hörnchen hervorstehende,

gesteifte Locken findet man schon hier. Das immer noch etwas wollige Haar kommt dieser echt afrikanischen Sucht nach seltsamen Frisuren entgegen.

Auch unter den Arabern Ostafrikas sind reinblütige Nachkommen der Einwanderer aus Oman immer seltener geworden. Selbst die Glieder der Herrscherfamilie tragen stark ausgeprägt den Mulattentypus. Durch den Mischungsprozeß verlieren auch bereits die Araber der letzten Einwanderung schnell ihren prächtigen Teint und ihre schöne Gesichtsbildung, während die Nachkommen der ersten Einwanderung an der Küste kaum von den Ureinwohnern unterschieden werden können. Es ist nicht allgemein gültig, wenn der Mischlings-Araber an dieser Küste als körperlich und geistig heruntergekommen bezeichnet wird. Aber in der That ist seine dritte Generation oft kaum weniger negerhaft als die dunkeln Stämme des Inneren. Oft zeigen Stirn, Augen und Haar noch die edlere Rasse, während Backenknochen, dicke Lippen und zurückfallendes Kinn die Negermerkmale aufweisen. Übrigens sollen selbst reinblütigere Kreolen, die auf der Insel oder Küste von Sansibar geboren sind, das energischere Temperament des Arabers gegen das weichliche austauschen, wie es auch dem Banyanen an dieser Küste eigen ist. Man schildert ihn als träge und zerfahren, wenn auch intelligent und schlau, und die Geschichte widerspricht dem nicht. Auch die Bildung des Arabers an der Ostküste Afrikas trägt den kolonialen Stempel. Mit 7—8 Jahren lernt er in dreijährigem Unterricht den Koran lesen, sowie in einer veralteten Hand schreiben, „etwas unvollkommener als die kufische". Außerdem lernt er einige Gebete und Gesänge. Darauf beginnt er seinem Vater im Geschäft oder auf der Pflanzung zur Seite zu stehen und sich gleichzeitig mit Trunk und Liebeshändeln abzugeben. Auch das Opiumrauchen ist von Indien her eingeführt worden. Wenn er dann im Alter von 17—18 Jahren die Wirkungen seiner Ausschweifungen zu fühlen beginnt, nimmt er sich ein Weib, und nun beginnt er sich in seine Geschäfte und seine Familie zu begraben, besucht selten Sansibar, wo ihn die Schranken der Halbzivilisation, der orientalischen Gesellschaft und die Mißachtung ärgern, womit man die schwarze Hautfarbe betrachtet. Er läßt aber nie ab, einen Turban und das lange, gelbe Gewand als Zeichen seiner arabischen Abstammung zu tragen.

Die Rolle der Araber an den recht eigentlich von ihnen, wenn auch mit ausgiebiger Hilfe der Wangwana und vor allen der Wanyamwesi geschaffenen Handelsplätzen, wie Tabora, Udschidschi, Nyangwe, hat sich aus den Handelsbeziehungen ergeben. Kaum einer von den Arabern im Inneren ist mit der Absicht dahin gegangen, eine Kolonie anzulegen. Es sind alles nur wandernde Kaufleute, die durch verschiedene Ursachen an die Handelsplätze des Inneren gefesselt wurden. In dieser Emigration finden wir Bankrottierer, flüchtige Verbrecher, politische Flüchtlinge und andere Leute, die gute Gründe haben, sich fern von Sansibar und der Küste zu halten. Andere bleiben aus Gewinnsucht im Inneren. Handel ist die Beschäftigung von ihnen allen, mit Vorliebe die einst innig verbundenen Zweige des Sklaven- und Elfenbeinhandels. Es gibt aber unter den in den Hirtendistrikten angesiedelten Arabern einige, die große Rinderherden und ausgedehnte Pflanzungen &c. besitzen. Deren Einfluß auf die Kultur Innerafrikas ist nicht unbedeutend. Wo immer sie sich ansiedeln, da versuchen sie auch ihre Gemüse und Obstarten anzubauen. So haben sie Melonenbäume, süße Bananen, Mango und Zitronenbäume, Ananas, Granatäpfel eingeführt, besonders aber Weizen und Reis. In ihren Hauptsitzen herrschen sie wie Fürsten, und einige halten Hunderte von Sklaven; Tippu Tipp rückte zu Stanleys Zeit mit 700 Bewaffneten in Nyangwe ein. Ihre Häuser sind befestigt. Udschidschi und Nyangwe sind im Kern ursprünglich Ansammlungen von solchen befestigten Arabergehöften. In Uganda bildeten sie schon vor 25 Jahren eine kleine Kolonie in der Nähe der Residenz Mtesas, und die christliche Mission hat von ihrem Einfluß zu erzählen.

In anbetracht ihrer geringen Machtmittel war ihr Vorschreiten bewundernswert rasch. 1871 begannen sie sich eben in Karema am Südostufer bei den Wafipa niederzulassen,

wo sie zehn Jahre später bereits eine politische Rolle spielten. Speke fand zwischen seinem ersten und zweiten Besuch Unyamwesis (1857 und 1861) einen großen Unterschied. Damals waren sie Kaufleute, jetzt Gutsherren mit großem Landbesitz und gut bewaffneten Sklavenkompanien. Ihr nunmehr unvermeidliches Übergreifen auf das politische Gebiet beherrschte zwei Jahrzehnte die Geschichte eines ganzen großen Landes wie Unyamwesi, ja mehr oder weniger der ganzen Landschaft zwischen dem Indischen Ozean und dem oberen Kongo. Und der Aufstand von 1888/89 hat gezeigt, wie kühn sie sind, und welchen Einfluß sie auf die Bevölkerung üben. Ihre Politik ist, Zwietracht zu säen und aus dieser ihren Vorteil zu ziehen. Hatten sie Streit erregt, so zogen sie gewöhnlich den Vorteil davon, da sie geistig und an Waffen überlegen waren.

---

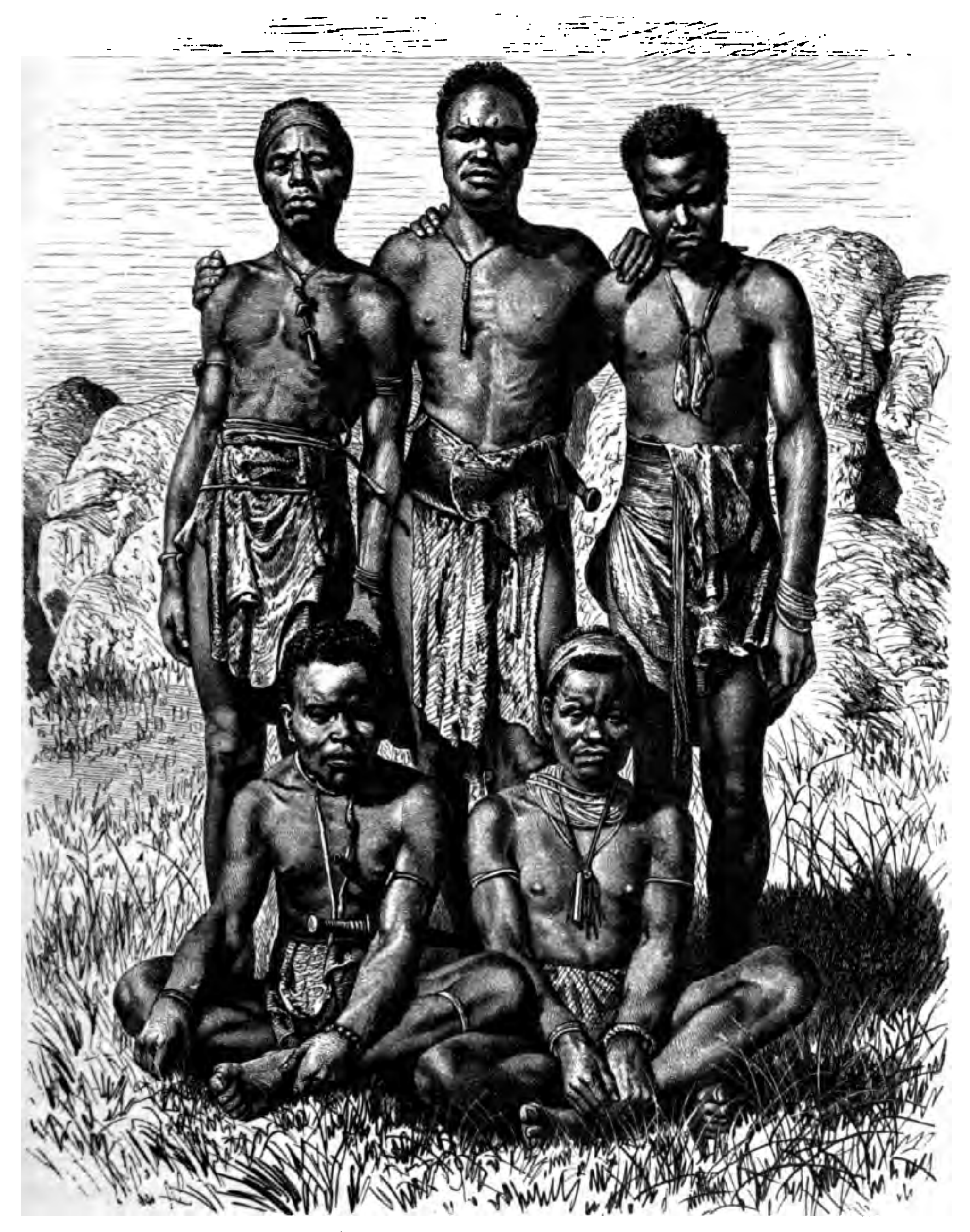
7. Die Sambesi- und Lunda-Völker.

„Auch der Mensch ist in diesen Gebieten höher entwickelt als die Bewohner der Gebiete südlich vom Sambesi.“ Holub.

Inhalt: Unterschiede zwischen Süd- und Innerafrikanern. Geschichtliche Stellung der Sambesi-Region. — Die Übergangsvölker Ovambo, Makalaka, Batuba des Tioge und Baschapatani. — Die Bayeye. — Das Reich der Barotse. — Die Batoka. Ihre Zersplitterung durch die Makololo. — Die Ganguella. — Übergang zu den Westvölkern. — Die Luchaze. — Die Ambuella: Geringe Viehzucht. Eisenindustrie. — Die Lunda und das Reich des Muata Jamvo. — Die Lukolescha. Sage von der Entstehung des Lundareiches. Die Volksversammlung. Das Land des Kasembe.

Der Sambesi ist nicht nur die Grenze des gemäßigten und tropischen Südafrika, in seiner unteren Hälfte ist er auch die Scheidelinie zwischen südafrikanischen und innerafrikanischen Völkern. Soviel auch schon zwischen Nord- und Südbetschuanen Verschiedenheiten obwalten mögen, so eigen uns die Südostkaffern entgegentreten, es bleibt für die Südafrikaner eine Summe von Gemeinsamkeiten übrig, die sie den Menschen des ganzen äquatorialen Afrika gegenüberstellen. Die Sulustämme bilden eine Brücke nur auf beschränktem Gebiet, immer als räuberische und viehzüchtende Nomaden. Diese Thatsache erschüttert nicht die Regel, daß Süd- und Äquatorialafrikaner wohl Sprossen desselben Stammes sind, aber in wichtigen Dingen auseinander gehen. Manches bedingen die verschiedenen äußeren Verhältnisse. Der Ackerbau tritt an die Stelle der Viehzucht. Welcher Unterschied zwischen einem Kaffernfürsten, dessen höchste Aufgabe es ist, die Rinderherden von Zehntausenden zu beaufsichtigen und zusammenzuhalten, und einem Muata Jamvo, der mühselig als Kostbarkeiten ein paar geschenkte Rinder pflegen läßt! Welcher Unterschied der Lebensweise zwischen den Bamangwato südlich vom Sambesi, die zur Hälfte von Milch leben, und den Manganja nördlich davon, die Milch überhaupt nicht genießen! Indessen ist dies nur Ein Zug. Im wärmeren Klima fördern aber günstigere Bedingungen den Anbau von Maniok, Baumwolle, tropischen Früchten, im Osten auch schon von Reis. Die Erdnuß beginnt häufig zu werden. In Kahnbau und Fischerei ist die Überlegenheit der Zentralafrikaner über ihre südlich vom Sambesi lebenden, wasserscheuen Brüder unbestreitbar. Aber sie sind auch fast in allen Gewerben weiter vorgeschritten, wozu ihre friedlicheren Neigungen etwas beitragen mögen, mehr aber die Nähe des alten, am längsten ungestörten Zentrums aller Künste und Fertigkeiten im Kongobecken. Da die straffe militärische Organisation nach Norden hin nachläßt, sind in der Bewaffnung nicht mehr Speer und Schild ausschlaggebend, und es treten die schönen Bogen mit Wulstenden (s. Abbildung, S. 35, Fig. 11, und Band I, S. 670) auf. Die Keulen nehmen durch Schnitzerei mannigfachere Gestalt an. Der bei Betschuanen und Sulu so hervortretende, wesentlich dem ostafrikanischen Hochland zugehörende Lederschild fehlt fast ganz.

Unter den Bauten treten am Sambesi zuerst die rechteckigen, von der typischen Kegelform Afrikas abweichenden Hütten auf, und im allgemeinen sind diese Völker, bei vortrefflichem Material, im

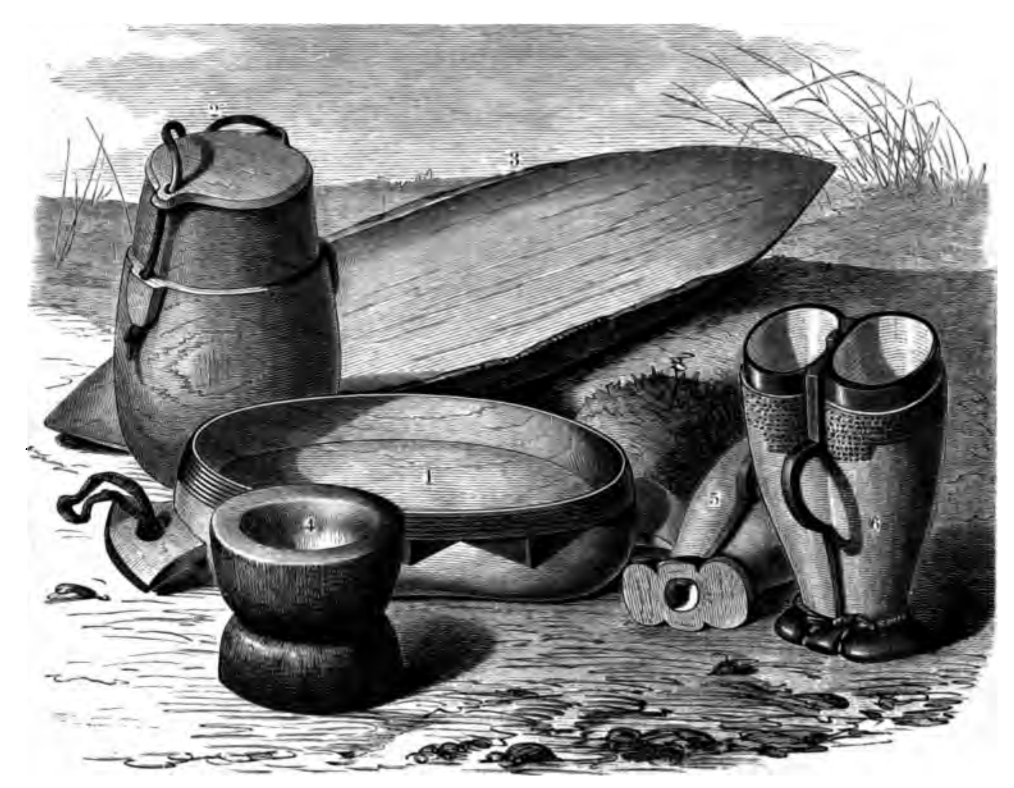


Männer der Ovambo. (Nach Photographie im Besitz des Missionshauses in Barmen.) Vgl. Text, S. 213.

Bauen geschickter als die Südafrikaner. Aus der Mannigfaltigkeit der Geräte seien die so sehr verschiedenen Musikinstrumente hervorgehoben. Marimba (s. Abbildung, S. 20), Doppelglocken (s. Abbildung, S. 214) und Holztrommeln kommen hier zum erstenmal vor. Leder und Fell

verschwinden aus der Kleidung immer mehr, Rindenzeuge und weiterhin Gewebe aus einheimischen Fasern ersetzen sie. Kurz, wir stehen an der Schwelle Zentralafrikas.

Als Livingstone in dieses Gebiet von Süden als der erste wissenschaftliche Reisende eindrang, lag zwar durch die noch frische Eroberung durch die Makololo die Kulturgrenze nach Norden verschoben; allein es war dieselbe, die wir heute am Sambesi wahrnehmen. Aus seinen Schilderungen geht hervor, daß er im Lundalande die wichtigste Völkergrenze überschritt, die ihn alle seine Reisen kennen lehrten. Schon im Körperbau fiel ihm ein viel ausgeprägterer Negercharakter auf. Er nennt „die Balunda echte Neger, die an Kopf und Körper viel mehr Wolle

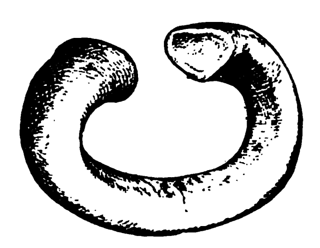


Hölzerne Geräte der Ovambo: 1) Schale, 2) Topf, 3) Grabeschaufel, 4) Räucherschale, 5 und 6) Doppelbecher zum Bierseihen. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/8 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 212.

haben als die Betschuanen- oder Kaffernstämme“. Man findet unter ihnen Dunklere und Lichtere. „Aber“, fügt er bedeutsam hinzu (und wir betonen gerade diese Beobachtung, weil sie der falschen Annahme einer beträchtlichen körperlichen Verschiedenheit zwischen Kaffern und nördlicheren Negern schon hier widerspricht), „wenn sie auch eine allgemeine Ähnlichkeit mit dem typischen Neger haben, konnte ich doch nicht finden, daß unser idealer Neger der richtige Typus sei. Es gibt manche ansehnliche, wohlgebildete Köpfe und Gestalten unter ihnen.“ Mag indessen im Osten der Sambesi die Kulturgrenze bilden, so beginnen im Westen die Abweichungen vom südafrikanischen Typus schon viel weiter südwärts. Es sind, wie überall, allmähliche Übergänge. Aber wenn wir oben das Vorwiegen des Ackerbaues vor der Viehzucht als das entscheidendste Merkmal einer Kulturgrenze bezeichnen durften, so finden wir im Westen diese Völkerscheide an der Grenze der eigentlichen Steppe schon unmittelbar nördlich vom Damaraland. Die Bewohner des Ovambolandes leiten uns unmerklich zu den Stämmen des Sambesibeckens über.

Durch die Steppe des Damaralandes nordwärts ziehend, steigt man ungefähr beim 18. Breitengrad fast unvermittelt aus dem dornigen Mimosengebüsch in wallende Getreideebenen hinab. Der Kontrast ist scharf und wohlthuend. „Vergebens wäre es", ruft Andersson aus, „unser Entzücken zu beschreiben. Genüge es, zu sagen, daß anstatt der ewigen Strauchsteppe, wo uns jeden Augenblick die Dornen der Mimosen aus dem Sattel zu reißen drohten, die Landschaft nun ein anscheinend endloses Feld gelben Getreides darbot, übersäet mit zahlreichen friedlichen Hütten und gebadet im warmen Lichte der Tropensonne. Dazu erhoben sich hier und dort riesenhafte, breitästige, dunkellaubige Schatten- und Fruchtbäume und zahlreiche Fächerpalmen, einzeln oder in Gruppen. Es schien uns ein Elysium." Dies ist das Land der Ovambo. Das ganze Gebiet ist fruchtbar, obwohl es keinen Überfluß an Wasser hat. Es gehört zu den Steppenländern mit einer für Getreide hinreichenden Regenzeit; die Ovambo halten das Wasser hoch in Ehren.

Als Ovambo bezeichnet man die Bewohner des Landstriches, der vom Kunene, Okavango und etwa dem 19. Grad südlicher Breite eingeschlossen wird. Der Name „Ovambo" ist bei den Hereró üblich, aber offenbar nur eine Veränderung des Wortes „Aajamba" oder „Ovajamba" (die Reichen), womit sich das Volk der Ovambo selbst bezeichnet. Der Kunene ist übrigens höchstens als politische Grenze zu fassen, da die nördlich von ihm angesessenen Uumbandya mit den Ambostämmen verwandt sein dürften. Nach Norden scheint zwischen Kunene und Okavango eine Waldzone die Grenze zu bilden, die nach der Behauptung der Ovambo menschenleer ist. Die Ovambo selbst zerfallen in elf größere Stämme. Sie sind nicht allein das erste ackerbauende Volk, das man, von Süden kommend, in Westafrika trifft, sondern sie sind überhaupt unter den ackerbauenden Völkern Afrikas eins der thätigsten und friedlichsten. Dem entsprechend wohnen sie verhältnismäßig dicht beisammen. Galton berichtet, daß er auf ungefähr 5 km durchschnittlich 30 Anwesen zählen konnte, trotzdem die hügelige Beschaffenheit des Landes weite Ausblicke nicht erlaubte, und er nimmt an, daß 30—40 Seelen auf jedes Anwesen entfallen. Größere Orte gibt es nicht im Amboland, nur Gruppen von einer nicht bedeutenden Zahl von Anwesen, da die Bevölkerung überall umgeben von ihren Äckern lebt.

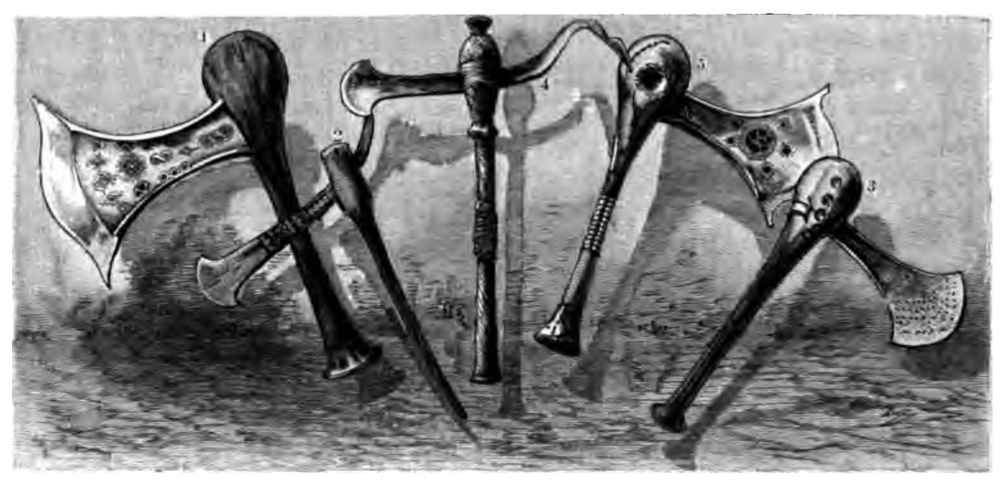

Ein kupferner Beinring der Ovambo. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) Vgl. Text, S. 214.

Die Ovambo unterscheiden sich im Körperbau und der Hautfarbe nicht wesentlich von den Hereró, stehen aber vielleicht den Bergdamara noch näher: häßliche, knochige Menschen mit starken Zügen, sehr muskulös. Ihre Sprache ist vom Idiom der Hereró nur dialektisch verschieden; „bring' Feuer" heißt bei den Ovambo „ella omulilo", bei den Hereró „et omuriro". Beide Völker verstehen einander nur schwer.

Der Ackerbau, der herrschende Zug im Leben dieser Stämme, stützt sich hauptsächlich auf die zwei Hirsearten: Durra und Eleusine (s. Abbildung, Band I, S. 656, Fig. 3). Auch Bohnen werden allenthalben angebaut, Mais nur selten; die Südgrenze des Maisbaues wird vom Kunene und Okavango bis zum Ngamisee hin gebildet. Die Felder jenes Getreides erstrecken sich, nur von Fußpfaden unterbrochen, oft meilenweit. Höchst bemerkenswert ist es, daß die Ovambo den Mist zur Düngung ihrer Felder verwenden. Das eingeerntete Getreide wird in eignen bienenkorbähnlichen Geflechten von etwas über 1 m Durchmesser verwahrt, welche in rohen Dreifüßen, die Spitze nach unten, aufgestellt sind. Über diese Behälter werden Dächer aus Zweigen geflochten. Man bemißt nach den Reihen solcher Getreidebehälter den Reichtum, wie bei uns nach der Größe der Scheunen. Außer dem Getreide ist Tabak das wichtigste Erzeugnis des Ackerbaues. Von ihm wird ein Teil als Steuer an den Herrscher bezahlt, auch bildet er das Umlaufsmittel der Ovambo. Er wird in Holzgefäßen zerstoßen und soll von geringer Güte sein. Kürbisse und

Wassermelonen werden gleichfalls gebaut. Bedeutend ist auch die Rindviehzucht, welche indessen bei dem Mangel an Weiden zwingt, die Tiere nach mehrere Tagereisen entfernten Weideplätzen zu senden, von wo sie erst nach der Ernte zurückkehren, um in den Stoppeln gefüttert zu werden. Alle Rinder sind Eigentum des Königs, und schon daraus erklärt es sich, daß sich das Volk nur mit geringem Eifer der Viehzucht widmet.

Die Nahrung der Ovambo besteht hauptsächlich aus dickem Hirsebrei und Milch. Sie mischen ihrer Nahrung stets Salz bei im Gegensatz zu den Hereró, die dies niemals thun. Es kommen Salzlager in Gestalt sogenannter Salzpfannen in ihrem Gebiet vor. Als Getränk dient Hirsebier, das nur sehr wenig berauscht, und eine branntweinähnliche Flüssigkeit, die aus den Früchten der Sclerocarya Schweinfurthiana gewonnen wird. Im April ist die Hauptzeit dieses Getränks, „das die Eingeborenen zu wahren Teufeln und für den Europäer den Aufenthalt unter der unausgesetzt betrunkenen Bande zur Hölle macht“ (Schinz).

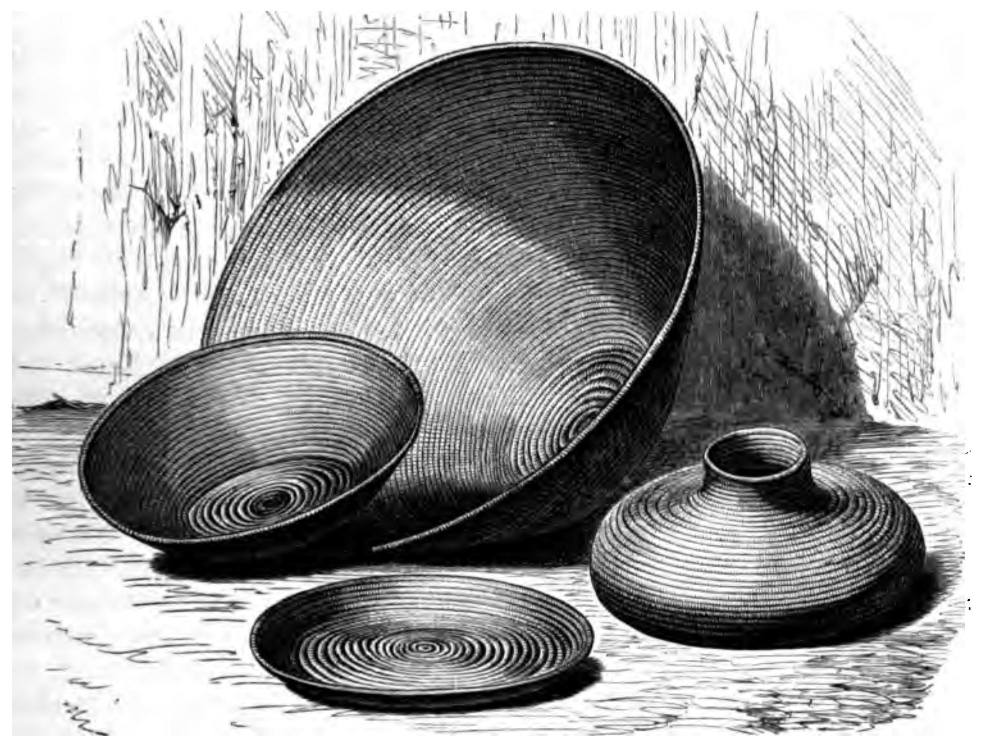


Äxte: 1 und 2) der Bassonge, 3) der Lupungu, 4 und 5) vom Sambesi. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1—3: 1/8, 4 und 5: 1/10 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 225 und 297.

Die Wohnstätten sind mit Palissaden umgeben, innerhalb deren die Hütten, Kornspeicher, Höfe, Ställe ꝛc. aneinander geschachtelt sind. Eine einzige Pforte führt in diesen dorfartigen Hüttenkomplex. Der Wohnplatz des Königs, der sich zu Galtons und Anderssons Zeit über einen Raum von gegen 100 m Durchmesser ausbreitete, glich einem Irrgarten durch die Menge von Palissadenwegen, die nach allen Seiten führten. Ein freier, von einem leichten Sonnendach überwölbter Platz dient als Spielplatz für die Jugend. Die Wohnhütten sind kreisrund.

Geräte und Waffen der Ovambo (s. Abbildungen, S. 210 und 213) sind gut gearbeitet. Aus Holz finden sich Schüsseln, Löffel, Becher. An Ackergerät brauchen die Ovambo nur eine kurze Haue. Von ihren Waffen sind besonders die Dolchmesser bemerkenswert, deren Griff und Scheide aus Holz und Leder bestehen und teilweise mit Kupferblech oder platt geschlagenem Kupferdraht verziert sind. Ihre regelmäßige Bewaffnung besteht aus Assagaien und Kirris; Pfeil und Bogen, die selten geworden sind, gleichen denen der Hereró, sind 1,5 m lang und werden aus den biegsamen Blattstielen der Hyphaene ventricosa gefertigt. Die Pfeile sind mit Knochen- oder Eisenspitzen versehen, nach Schinz ausnahmslos mit dem Milchsaft einer Apocynacee vergiftet. Die Köcher tragen die Ovambo unter dem linken Arme an einem über die rechte Schulter geschlungenen Riemen, während der Dolch am Gürtel oder an einem Riemen um den Oberarm hängt, meist tragen sie aber die Pfeile einfach in der Hand. Die Lanze ist bei 2 m Länge mehr

Stoß- als Wurfwaffe. Auch die Weiber führen eine Waffe, ein langes Dolchmesser, das lediglich zur Verteidigung bestimmt ist. Wiewohl keine Eisen- oder Kupfererze im Lande vorkommen, stellen die Ovambo doch beide Metalle dar, da ihnen die Erze von den in den Gebirgen lebenden Buschmännern gebracht werden. Aus Eisen und Kupfer verfertigen sie ihre hauptsächlichsten Handelsgegenstände, aus jenem Messer, Speer- und Pfeilspitzen, aus diesem Ringe und Perlen. An beiden Enden langer Stäbe tragen sie diese Gegenstände in geflochtenen Körbchen auf Reisen. Eine unfertige Assagaienklinge oder eine Elle aufgereihter Eisenperlen wurde zu Anderssons Zeit mit einem Ochsen bezahlt. Der wichtigste Gegenstand ihres Handels nach außen war früher Elfenbein. Am jenseitigen Ufer des Kunene treffen sie mit schwarzen, portugiesisch sprechenden



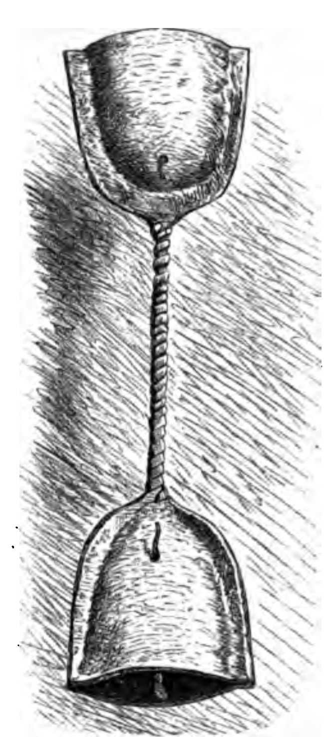
Geflochtene Schüsseln, Teller und Flasche der Ovambo. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/7 wirkl. Größe.

Händlern zusammen und tauschen Elfenbein gegen Perlen, Eisen, Kupfer, Muscheln und Kauris aus. Was sie von dem Eingetauschten nicht selbst brauchen, verhandeln sie weiter nach Süden und Osten. Außer auf Vieh legten sie den größten Wert auf Perlen. In ihr eignes Land kamen früher fremde Handeltreibende nur aus dem nahen Damaralande; Anderssons und Galtons Karawane schlossen sich 70—80 Damaraweiber an, die alle nach Ovambo zogen, einige, um Beschäftigung, andere, um Männer zu finden, andere wieder, um ihren Muschelgürtel zu verkaufen. Sie tauschen dafür Getreide, Tabak, Perlen und anderes ein.

Die Tracht der Ovambo sticht durch einige bemerkenswerte Eigentümlichkeiten von jener der Nachbarstämme ab und weist am meisten Ähnlichkeit mit der Damarakleidung auf. Ein breiter Ledergürtel, von dem vorn eine doppelte, keilförmige Schamhülle aus gegerbtem Ochsenmagen herabhängt, umspannt die Hüften der Männer (s. Abbildung, S. 209). Rückwärts sitzen zwei steife, abstehende Lederzipfel auf dem Gesäß auf. Die Weiber tragen eine Schamhülle aus Leder, darüber aber fallen zahlreiche Sehnen mit angereihten Scheibchen von Straußeneierschalen

fächerartig herab. Männer wie Weiber schlagen, wenn erwachsen, einen der mittleren Vorderzähne des Unterkiefers aus. Die Weiber tragen das Haar so lang wie möglich und vermehren seine Masse durch Einschmieren von Fett und roter Erde. An Beinen und Armen tragen sie Kupferringe, von denen mancher 1—1,5 kg wiegen mag (s. Abbildung, S. 211). Die kupfernen Armringe sind Auszeichnung der Weiber des Fürsten.

Musik und Tanz sind bei den Ovambo beliebt. Sobald die Dunkelheit anbricht, sammelt sich die Bevölkerung zum Tanz im Hofe des Fürsten; Fackeln aus Palmzweigen geben der Szene etwas besonders Malerisches. Ein beliebtes Schauspiel bilden auch die Tänze der Buschmänner, die als eine Art Leibgarde den Fürsten umgeben; sie äffen mit ihrer merkwürdigen Gabe der Nachahmung meist die Bewegungen irgend eines Tieres nach.


Eine eiserne Doppelglocke aus unbekannter Gegend Innerafrikas. (Sammlung der Church Missionary Society, London.) 1/4 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 209.

Über den Charakter der Ovambo vernimmt man wenig Gutes. Demütig und unterwürfig gegen Mächtigere, stolz und anmaßend gegen Untergebene nennt sie Schinz, der diese Züge wie auch ihr zähes Festhalten am Althergebrachten der despotischen Regierungsform zuschreibt. Von ihrer Ehrlichkeit, die Andersson und Galton rühmen, konnte er nichts entdecken, so daß wohl nur die Strenge der Gesetze zeitweilig die Neigung zum Stehlen unterdrückt hat; um so uneingeschränkter ist das Lob, das er ihrer Keuschheit und ihrem Familienleben erteilt. Die Ovambo sind überdies höflicher als z. B. die Hereró.

Der Fürst Nangoro hatte 106 Frauen. Die Frauen werden um Rinder gekauft. Im Herrscherhause geht die Thronfolge auf den Sohn, sonst auf die Tochter der ersten Frau über. Über die sonstigen politischen Verhältnisse und besonders über die Geschichte der Ovambo sind wir nicht unterrichtet. Wir wissen nur, daß sie bei den Hereró wegen ihres Reichtums und ihrer Macht geachtet und gefürchtet sind, und diese es nicht wagen, den Handel der Ovambo zu stören. Galton begegnete mehreren Hereró von Omaruru auf dem Rückwege aus dem Ovambolande, wo sie Entschuldigungen vorgebracht hatten wegen einiger Diebereien. Die Ovambo selber haben verschiedene Fremde unter sich, die zum Teil in sklavenartiger Stellung zu sein scheinen. Hereró werden als Viehhirten benutzt, und Buschmänner, die reich geschmückt auftreten und im Südosten von Hereró Tribut erheben, scheinen eine Art stehender Armee zu bilden. Während jene verachtet sind, so daß wohl nie ein Ovamboweib einen Hereró ehelicht und aus dem Lande zieht, stehen die letzteren mit ihnen auf dem besten Fuße und sind, nach Galtons Ausdruck, „naturalisiert“. Aber ganz unabhängig scheinen sie nicht zu sein. Indem Andersson sagt: „Eine große Anzahl Buschmänner lebt unter den Ovambo, zu denen sie in einer Art von Unterthanen- und Verwandtschaftsverhältnis stehen“, deutet er ein Verhältnis an, wie wir es oben des näheren erörtert haben (s. Band I, S. 712).

Wir schließen hier die Erwähnung eines ebenfalls dem Übergangsgebiet zwischen Süd- und Mittelafrika angehörigen Volksstammes an, der Bakuba, die nordwestlich vom Ngami am Tioge hinauf wohnen, die Verwandtschaft mit ihren Stammgenossen am Ngamisee anerkennen, sich aber weit über sie erhaben dünken. Sie sondern sich streng von den Betschuanen und geben nicht

zu, daß sie Bakoba, d. h. in Sitschuana „Sklaven", heißen, sondern sie sagen, Bakuba sei der Name, den sie sich und ihren Stammverwandten beilegen. Von ihren Nachbarn am Ngamisee werden sie Baveko genannt. Sie wohnen ziemlich dicht, und ihr Hauptort, nach dem Häuptling Lelebe, der dort vor 30 Jahren herrschte, als Lelebes Stadt auf den Karten bezeichnet, liegt unter etwa 18 Grad südlicher Breite. Sie treiben Ackerbau und scheinen im wildreichen Lande keine sehr eifrigen Jäger zu sein, da die ersten Europäer um nichts dort so dringend gebeten wurden, als Elefanten und Nilpferde für die Eingeborenen zu schießen. Da sie durch das Handelsvolk der Mambari in anscheinend häufiger Verbindung mit den Portugiesen an der Westküste stehen, haben sie genug Feuergewehre und geben von ihrem Pulver sogar noch an die Ngamistämme ab. Ihre einzigen Handelsartikel für die Ausfuhr sind Elfenbein und Sklaven. Von den Ovambo scheinen sie die Menge massiv kupferner Ringe (s. Abbildung, S. 211) zu haben, mit denen sie ihre Gliedmaßen belasten. Die Baveko gehen wenig außer Landes, während ihr Verkehr untereinander sehr rege ist; sie gehören zu den leidenschaftlichsten Rauchern. Man sieht sie fast stets mit ihren über 1 m langen Pfeifen gehen, und sie halten sie so wert, daß Green meint, sie würden leichter eins von ihren Weibern als eine Pfeife hergeben. Unter ihren Kunstfertigkeiten wird die Holzschnitzerei hervorgehoben; eingeschnittene Menschenköpfe oder Tiergestalten an Tabakspfeifen und Keulenstöcken (Kirris) liefern gute Beispiele davon.

Je mehr wir uns von Süden her den regenreicheren Gefilden des Sambesibeckens nähern, desto intensiver muß der Ackerbau, desto merklicher seine Einwirkung auf Charakter und Lebensweise der Bevölkerung werden. Wenn dieser theoretische Satz nicht überall den Thatsachen entspricht, so hilft uns das Verhältnis der Nyassastämme zu den erobernden Sulu die Ursachen mancher Abweichung entdecken und zugleich erkennen, warum hier am Rande der Steppe in derselben Weise größere Reiche entstehen mußten, wie an der Südgrenze der Sahara. Ein Mischvolk von Eroberern und Unterworfenen bewohnt das Flußgebiet des Sambesi, und wenn wir hier und da, wie bei der Unterwerfung der Barotse durch die Makololo, die Eroberung noch in unserer Zeit sich abspielen sehen, können wir anderwärts wenigstens mittelbar auf ähnliche Vorgänge in der Vergangenheit schließen. Nichts spricht für die Neuheit dieser Eroberungszüge, alles dafür, daß sich auch hier die Geschichte mit ermüdender Einförmigkeit wiederholt.

In einigen Völkern der Sambesiregion glaubt man mit besonderer Deutlichkeit Reste früherer Invasionen und Verschiebungen zu erkennen, da sie innigere Vermischung süd- und mittelafrikanischer Sitten mit Vorwalten dieser letzteren darbieten. Dahin gehören die Makalaka, die im Ackerbau hinter keinem anderen Sambesistamm zurückstehen und darin ihren früheren Herren, den Makololo, weit überlegen waren. Ihre Viehzucht ist dagegen nicht bedeutend; dem Teile des Volkes, der von den Matabele unterworfen ist, überdies von letzteren das Halten von Rindern untersagt. Sie graben und schmelzen viel Eisen und sind gute Schmiede. Die Hauptwaffen sind Speere, von welchen sie immer vier bis fünf in der Hand tragen, und große Schilde. Ihre Kleidung besteht teils aus Fellen, teils aus einem Zeug aus der Rinde des Baobab; das erste Rindenzeug, dem wir im Süden begegnen. Scharf unterscheidet sie von ihren östlichen Nachbarn das Unversehrtlassen der Zähne und der Mangel der Lippen- oder Nasendurchbohrung. Die Weiber scheren sich den Kopf bis auf ein mützenartiges Stück am Scheitel kahl. Als Führer ihrer 4 m langen Einbäume sind sie ausgezeichnet. Ihr Hüttenbau war einstmals besser; heute leben sie zwischen den Matabele und Barotse zersplittert und verarmt und sind zu einem guten Teil nicht besser daran als die Buschmänner. Es ist bemerkenswert, daß sie selbst in dieser Lage noch durch Reinlichkeit hervorstechen. Frühmorgens waschen sie Hände und Gesicht und nehmen mittags ein Bad. Wie von Reinlichkeit, so haben sie auch von

Bequemlichkeit eine bessere Vorstellung als die Betschuanen; ferner wird ihre Geschicklichkeit in der Herstellung von Schmucksachen gelobt. Ihre Grußform ist eine feierliches Händeklatschen, das mit einigen ebenso feierlichen Worten begleitet wird und etwa eine Minute dauert. Ihre Sitten der Brautwerbung und Hochzeitsfeier erinnern sehr an die der Betschuanen. Wenn sie unschuldig einer Dieberei angeklagt werden, beschwören sie ihre Unschuld beim Feuer. Im Gegensatz zu ihren Nachbarn nehmen Männer beim Bau der Hütten und bei der Feldbestellung mehr Arbeit auf sich als die Frauen. Livingstone stellt die große Verehrung der Makalakakinder für ihre Mütter der geringeren Entwickelung dieses Gefühls bei den Makololo gegenüber.



Barotse: Kalebasse und Straußenei mit eingeritzten Figuren. (Ethnographisches Museum, München.) Vgl. Text, S. 221.

Während diese Makalaka ihre Wohnsitze zu beiden Seiten des Sambesi haben, leben südlich vom Sambesi, in den Bergen um die Mündung des Quaggaflusses, die Splitter eines von Chapman Baschapatani, von P. Terörde Mananſa oder Basapatan genannten Volkes, offenbar eines Zweiges der Makalaka; sie teilen mit ihnen das Rasieren des Kopfes, die Bekleidung der Weiber mit Fellen, die Vorliebe für den Ackerbau, den fast völligen Mangel der Viehzucht, die beständige Begleitung der Rede mit Händeklatschen und die Vorliebe für Musik. Auch sie gehen nicht ohne ein Bündel Speere aus der Hütte und tragen daneben wohl auch noch eine Streitaxt mit sich. Indessen ahmen sie bereits ihre Nachbarn im Ausfeilen der oberen Zähne und manchmal im Tragen eines Perlenstabes in der Nasenscheidewand nach. In sittlicher Hinsicht sind sie vielleicht das am tiefsten gesunkene Volk dieser Gegend.

Entgegengesetzt diesen nordwärts verschobenen Südafrikanern, sind die Bayeye des Ngamisees offenbar Reste eines nach Süden gedrängten oder dort sitzen gebliebenen und heute von Betschuanen umschlossenen und beherrschten Volkes, das in manchen Dingen auch an Hottentotten

oder Buschmänner erinnert. Die Bayeye (auch Bakoba oder Makoba) leben am Nord- und Nordostufer des Ngami und in dem Netzwerk seiner Zuflüsse bis hinauf gegen den Tschobe. Den Namen Bayeye („Menschen") legen sie sich selber bei, während die Bezeichnungen Bakoba oder Makoba, d. h. Sklaven oder Diener, von den über sie herrschenden Bamangwato auf sie angewandt werden. Ihr Äußeres erinnert an die Ovambo, und ihre Sprache ist dem Hereró ähnlich. Einige Schnalzlaute erinnern an die lange Nachbarschaft der Bayeye mit den Buschmännern. Ihre ganze Stellung inmitten der anderen Völker, die sich um das Seebecken gruppieren, deutet darauf hin, daß sie seit längerer Zeit hier ansässig sind; denn sie sind das eigentliche See- und Flußvolk, das im Schutze seiner Sümpfe und Kanäle zu fechten verlernt hat und sich seinen unkriegerischen Namen Bakoba wohl nicht erst von den Betschuanen verdient hat. Nach einer Sage machten sich ihre Vorväter Bogen aus Rizinusstengeln und gaben, als diese brachen, das Bogenmachen überhaupt auf; Schilde haben sie erst von den Betschuanen angenommen, weshalb sie ihre Unterjochung bloß dem ursprünglichen Mangel dieser Waffe zuschreiben. Kleine Speere mit Widerhaken sind die einzige Waffe, in deren Gebrauch sie gut Bescheid wissen. Livingstone nannte sie die „Quäker Afrikas". Zu Letschulatebes Zeit war ein Bamangwatohäuptling gewissermaßen Statthalter aller Bakoba; diese zahlten nicht bloß Abgaben, sondern waren den Häuptlingen ihrer Beherrscher gegenüber nicht viel besser als vogelfrei. Eine nördliche Abteilung von ihnen wurde gleichzeitig in ähnlicher Weise von den Makololo ausgebeutet (s. oben, S. 134).

Die Bayeye bauen sich stets an Ufern oder auf Inseln an, was in diesem Lande so viel heißt als: ihre Wohnungen stehen einen großen Teil des Jahres im Wasser. Sie scheinen aber an Feuchtigkeit lange gewöhnt zu sein. Von dem vielen Waten im Wasser sind ihre Sohlen so weich, daß es ihnen Beschwerden macht, längere Zeit auf hartem Boden zu gehen. Nur ein Teil von ihnen treibt Ackerbau, der den Weibern überlassen ist. Um so geschickter sind die Männer in der Führung ihrer Einbäume. Sie leben mehr in ihnen als in ihren Hütten, unterhalten fast beständig Feuer, kochen und essen darin. Ebenso sind sie geschickt im Fischen, sei es mit Angeln, Reusen oder Netzen aus Hibiscus-Fasern. Für die Leinen steht ihnen eine Art Flachs, Ife (Sanseviera), massenhaft in nächster Nähe der Flußufer zur Verfügung. Sie sind geübt im Fischspeeren und als Nilpferdjäger; auch graben sie dem zur Tränke gehenden Wilde viele versteckte Fallen, so daß es gefährlich ist, in der Nähe ihrer Dörfer umherzugehen. Das Wasser selbst bietet ihnen in seinen Pflanzen eine Fülle von Nahrung: sie essen vom Lotus Wurzel, Stengel, Blätter, Blüten und Samen, von einigen Binsen Samen und Wurzel und besonders die letztere von jener Tsetla (Juncus serratus), die in Hungerjahren das Hauptnahrungsmittel auch der Betschuanen bildet. Mit merkwürdiger Kaltblütigkeit tauchen ihre Weiber nach diesen Wurzeln in krokodilreichen Gewässern. Die schlechten Jahre sind für die Bayeye die, wo die Gewässer anschwellen und diese Nahrungsquellen zu tief legen. Vor der Unterwerfung unter die Betschuanen sollen sie reich an Herden gewesen sein, jetzt besitzen sie nur noch Ziegen und Hühner.

Die Hütten der Bayeye sind bienenkorbförmig und mit Matten bedeckt. Die Männer hatten schon in den fünfziger Jahren die Kleidung der Betschuanen angenommen, während die Weiber den Perlengürtel der Hereró tragen. Sie üben die Beschneidung gleich ihren Herren.

Den formellen Übergang von Süd- nach Zentralafrika bezeichnet die Grenze des Barotsereiches, dessen Geschichte wir bei der Schilderung des Basutostammes der Makololo bis zu der Thronbesteigung Sepopos berichtet haben (s. S. 133). Fügen wir hinzu, daß „das Königreich Barotse" seit 1892 durch Vertrag sein Gebiet der Südafrikanischen Gesellschaft erschlossen hat. Es ist das erste der großen innerafrikanischen Reiche, in die wir bei unserem Übergang aus dem gemäßigten in das heiße Afrika eintreten. Das sind nicht mehr die militärischen

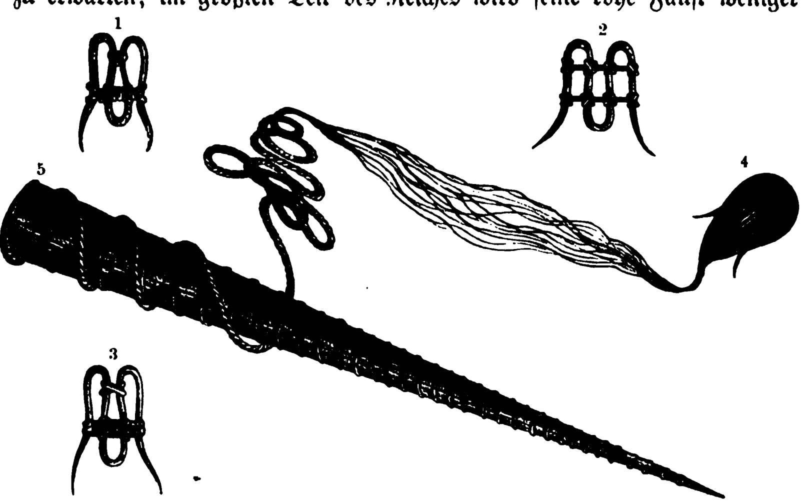
Despotien des Südostens. Wiewohl auch sie auf den Despotismus gestellt sind, stützt sich doch dieser nicht auf ein Volk von gestählten und gedrillten Soldaten, sondern zuerst auf die Feigheit und Unterwürfigkeit der Stämme, über die ein Häuptling von unsicherer Erbfolge die Peitsche und das Beil der Willkürherrschaft schwingt. Innerlich zusammenhangslos ist die Bevölkerung dieser Staaten, da von zusammenschließender, verschmelzender Kraft keine Rede ist. Nach Holub wohnen in dem Reich, das er das Marutse-Mabundareich nennt, 18 größere Stämme, die sich in 83 Zweig- und Nebenstämme teilen. Jeder Stamm, ob stark oder schwach, kann von heute auf morgen der herrschende werden; denn keiner übertrifft den anderen wesentlich an Kultur, keiner hat an innerer Kraft viel vor dem anderen voraus. Nichts bezeugt so sehr den Mangel an eigner Kraft in diesen Stämmen als die Thatsache, daß die vorübergehende Makololoherrschaft die tiefsten Spuren in Sprache und Sitte der Regierten hinterlassen hat. Seitdem ist das Sisuto, die Sprache der Basuto, die Regierungssprache im ganzen Reich; und die einst Unterworfenen sind noch heute stolz auf einen Tropfen Basutoblut, den sie in ihren Adern wähnen. In ihrem Verhältnis zum Staat setzt sich die Bevölkerung aus Herrschenden, Sklaven und Tributzahlenden zusammen. Die Herrschenden sind fast nur die Barotse zu beiden Seiten des Sambesi, in fruchtbaren Niederungen. Im Norden und Nordosten von ihnen wohnen die Mabunda. Diese beiden betrachten die meisten anderen Völker des Reiches als Unterworfene. Dem König, als dem unbeschränkten Beherrscher und Besitzer des Landes und seiner Bewohner, fließen alle Steuern und Tribute zu. Andere Einnahmequellen sind außer Güterkonfiskationen die Ländereien des Königs, die teils von ganzen Kolonien seiner dazu beorderten Unterthanen, teils von seinen vielen, mit zahlreichem Gefolge versehenen Weibern bewirtschaftet werden. Endlich ist aber ein ganz sicheres Einkommen des Herrschers darin gegeben, daß er streng nach dem Rechte der einzige Kaufmann seines Landes ist. Sepopo hat oft Wagenladungen im Werte von 3000—5000 Pfund Sterling von den weißen Händlern gekauft. Als erster Händler seines Volkes ist der Häuptling zugleich Händler für sein Volk, und darin liegt eine reiche Quelle politischen Einflusses. Denn alle diese vielbegehrten Perlen, Gewehre, Pulver und Blei, Messer, Branntwein, farbigen Baumwollzeuge, gehen durch seine Hand, und er verschenkt oder verleiht, was er nicht selbst braucht. Das Verleihen ist Regel für die Gewehre, welche immer Eigentum des Königs bleiben. Eine Art von Arsenalverwalter ist deshalb eine der ersten Persönlichkeiten in des Königs Umgebung; derselbe ist, beiläufig gesagt, gleichzeitig Vorstand der Metallarbeiter, was an nordwestafrikanische Handwerkerkasten erinnert. Der ganze Handel mit der Westküste und dem Süden hat sich in den letzten 40 Jahren (Livingstone machte seine epochemachende Reise von Schescheke nach Loanda wesentlich zum Zwecke der Eröffnung eines direkten Handelsweges nach dem Atlantischen Ozean) sehr gehoben, und seit längerer Zeit sind die Mambari, Eingeborene von der Westküste, die alljährlich den Tschobe und Sambesi herabkommen, um Sklaven und Elfenbein im Auftrage ihrer portugiesischen Herren einzuhandeln, die einflußreichsten Leute bei den Fürsten zwischen Benguella und Mosambik.



Ein Dolch der Barotse: 1) in Scheide, 2) Klinge. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/3 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 221.

Serpa Pinto unterschied in dem Reiche Lui, wie er das Barotsereich nennt, Ministerien des Krieges und des Auswärtigen, aber *Holub* führt gleich eine ganze *Hierarchie von Höflingen und Beamten in verschiedenen Rangklassen auf*. Dem König steht ein engerer Rat, bestehend aus Scharfrichter, sechs Ärzten (Zauberern), Kahnaufseher, Waffenaufseher und einigen Polizisten, zur Seite, und der weitere Rat setzt sich aus den Hofwürdenträgern und den nahewohnenden Ober- und Unterhäuptlingen zusammen. Man darf sich jedoch darunter nicht streng getrennte Behörden mit festen Kompetenzen vorstellen, wie es *Serpa Pinto* gethan zu haben scheint; denn ein Despot wie Sepopo ließ nach und nach alle Mitglieder des weiteren Rates töten. Der engere Rat ist mehr ein ins Afrikanische übersetztes Tabakskollegium oder eine Biergesellschaft als ein Staatsrat.

Willkürliches Eingreifen in die Rechtsprechung ist natürlich nur im näheren Umkreis des Despoten zu erwarten; im größten Teil des Reiches wird seine rohe Faust weniger empfunden. Dort sind die Vorsteher der Gemeinden, die Kosana, die Rechtsprecher. Doch wurden unter Sepopo, wenn irgend die Entfernung es erlaubte, alle schwereren Fälle ihm und seinem Rate vorgelegt. Da lag bei der Billigkeit der Menschenleben der Tod stets



Eine *Krokodilangel der Barotse*: 1—3) verschieden geformte Angelhaken, 4) Angel mit Köder, 5) Schwimmer. (Nach *Holub*.)

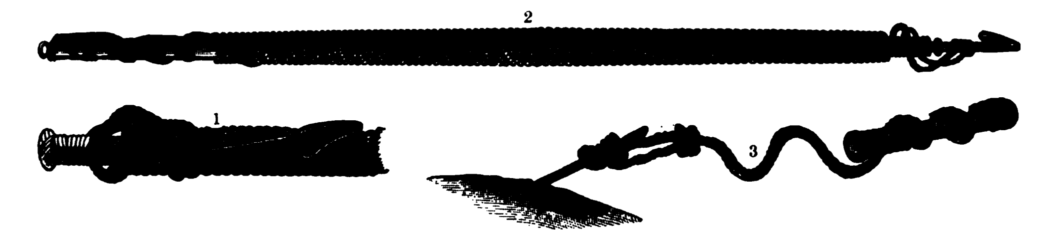
nahe, und der Scharfrichter ist nicht nur der Form nach einer der ersten Würdenträger am Hofe. Mord, Flucht aus dem Reiche, Konspiration mit Feinden, Verkauf von Honig und Elfenbein, Diebstahl am königlichen Eigentum, besonders aber Verdacht der Hexerei ziehen unfehlbar den Tod nach sich, der pro forma im letzteren Falle mit der Posse eines Gottesurteils eingeleitet wird. Ein Beschuldigter betrachtet sich schon als verurteilt, wenn am Hofe irgend ein Grund ist, ihn mißgünstig anzusehen. Sehr viele trachteten daher, so wie sie nur eine Ahnung von einer etwaigen Vorladung erhielten, sich durch Flucht nach dem Süden über die beiden Ströme zu retten. Andere töteten sich selbst, als sie sahen, daß sie trotz ihrer durch das Erbrechen des Giftes erwiesenen Unschuld doch wieder angeklagt und verbrannt werden sollten. Die auf der Flucht Ergriffenen wurden teils von den Verfolgern niedergestoßen, teils zur Hinrichtung zurückgebracht. Verurteilte, die von ihrer Flucht freiwillig heimkehrten und, unter Fürbitte der Weißen oder eines befreundeten Häuptlings, um Nachsicht flehten, wurden bei ihrer Ankunft in Scheschehe wohl begnadigt, allein wenige Tage darauf wieder verurteilt. Im scharfen Gegensatz zu dieser Willkür steht die Nachsicht, womit Diebstahl behandelt wird. Der Dieb wird in der Regel nur bestraft, wenn er geständig oder durch Zeugen überführt war, und dabei fällt die Last, den Schuldigen vor Gericht zu bringen, dem Bestohlenen zu. Raufereien mit Verwundungen und andere leichtere Vergehen werden mit Zwangsarbeit in den königlichen Feldern oder mit Sklaverei bestraft. Wo

der König kein besonderes Interesse oder Übelwollen gegenüber einem Beschuldigten fühlt, überläßt er das Urteil seinem Rat.

*

Wenden wir uns dem Einzelleben der Völker dieses Reiches zu, so ist zunächst der Vorbehalt zu machen, daß die Beschreibungen vorwiegend auf die bekannteren Stämme der Südhälfte bezogen werden müssen. Die noch wenig bekannten Nordstämme dürften aber vielfach mit den Lundavölkern übereinstimmen. Auf die ostwärts wohnenden Batoka und Verwandten kommen wir sogleich (S. 222) zurück; die Makalaka haben wir schon (S. 215) betrachtet.

Die **Kleidung** der Barotse lehnt sich mehr an die der südlichen als der nördlichen Stämme an. Die Männer tragen in der Regel Lederschürzen oder kleine Felle an einem Leibgurt. Bloß die Stämme, die öfter mit den Weißen zusammenkommen, bedienen sich des Kattuns. Auch in ihren Karoßmänteln differieren die das Barotsereich bewohnenden Stämme bedeutend von den meisten südlich vom Sambesi wohnenden Stämmen. Sie lieben die Kreisform eines spanischen, bis zu den Hüften herabreichenden Mäntelchens. Verheiratete Frauen tragen ein bis an die Kniee



Eine Nilpferdharpune der Barotse: 1) aufgerollt, 2) schußfertig, 3) abgeschossen. (Nach Livingstone.)

reichendes und mit den Haaren nach innen gekehrtes, meist aus Rindsfell verfertigtes Röckchen, dessen Außenseite mit einer wohlriechenden Rinde eingerieben ist. Ein großer Teil des **Schmuckbedürfnisses** wird durch die am Körper zu tragenden Amulette gedeckt. Dem von Süden Kommenden treten die in großer Zahl übereinander getragenen Ringe aus Eisen, Messing und (selten) Kupfer um Arme und Beine hier zum erstenmal allgemein entgegen. Das Material dazu, vor allem Messing- und Kupferdraht, wird von außen gebracht. Es sind diese Ringe am häufigsten in Schescheke selbst, bei den Barotse und bei den Makalaka, um nach Norden und Nordosten rasch abzunehmen, wo die selbsterzeugten Eisenringe überwiegen. Aus Elfenbein werden fingerdicke Ringe, zahlreiche kleine Büchschen, Stäbchen und Plättchen geschnitzt, die an den Haaren befestigt werden. Haarnadeln aus Nilpferdzahn und lange Haarkämme aus Holz sind im Gebrauch. Die besten **Eisenarbeiter** im Barotsereich waren früher die Batoka; jetzt sind es zwei Zweigstämme der Barotse, die Matotele und Mangete, von denen die Batoka ihrerseits ihre eisernen Geräte beziehen.

Die **Flechtarbeiten** machen den Bewohnern des Barotse-Mabundareiches alle Ehre. Zu den einfachsten gehören kugelförmige, aus Gras oder aus Baobabrinde verfertigte Kornsäcke, ferner Körbe aus einer cylindrischen, nach unten abgeschlossenen und an der Mündung mit einem hölzernen oder ledernen Henkel versehenen Röhre, aus Rinde gearbeitet und mit Bast zusammengenäht. Flechtarbeiten im engeren Sinne des Wortes sind die Makuluanikörbe, die aus Blatteilen der Fächerpalme verfertigt werden. Sie haben gefällige, mannigfaltige Formen und entsprechen mit ihrem dicht schließenden Deckel ihrem Zweck als Verschlußkästchen oder Truhen vollkommen. Zu den besten Handarbeiten gehören die von den Barotse geflochtenen Makenkekörbe aus den schwierig zu bearbeitenden Wurzelfasern eines ahornähnlichen Strauches; eine Art ist mit einem dichten, falzförmig eingreifenden Deckel versehen. Verzierungen werden mit dunkel gefärbten

Fasern eingeflochten. Unter den Küchenutensilien stehen die aus Thon verfertigten henkellosen Gefäße obenan, deren Formen einfach, aber sehr regelmäßig sind. Einige sind durch dunklere und hellere Verzierungen und andere wieder dadurch ausgezeichnet, daß sie geglättet, aber nicht glasiert sind. Die als Getreidespeicher benutzten urnenförmigen Thongefäße haben Riesendimensionen. Während Thongefäße meist nur Arbeit der Frauen sind, werden die Holzgefäße von Männern gearbeitet, meist von Mabunda. Sämtliche Holzgefäße sind innen und außen mit Eiseninstrumenten tiefschwarz gebrannt. Auch die getrockneten Fruchtschalen verschiedener Kürbisarten, die sehr häufig zu Gefäßen verarbeitet werden, sind oft mit eingebrannten Zeichnungen versehen (s. die Abbildung, S. 216).

In der Bewaffnung zeigt sich eine größere Mannigfaltigkeit als in Südafrika, angesichts deren man bei dem bekannten Konservativismus an eine vervielfältigende Wirkung der bunten ethnischen Mischung zu denken hat. Wie die Holzkeule zum Angriff dient, so dient ein Holzstab von zwei und mehr Meter Länge, an beiden Enden spiralig mit Eisen umwunden, zur Abwehr. Die Schilde, aus starken Rindshäuten gefertigt, dürften erst durch die Makololo eingeführt sein, denn sie haben die Form der Betschuanenschilde und sind noch heute von geringer Verbreitung. Hauptwaffe der Südstämme des Reiches sind Wurf- und Stoßspeer, die weit über denen der Betschuanen und Makalaka stehen. 1½—2 m lange Häuptlingsassagaien sind Abzeichen höherer Würdenträger. Die Handassagaie zeichnet sich durch eine zur Hälfte ausgeschliffene Längsleiste an der Schneidefläche und einen kurzen, festen Stiel aus, dessen unteres Ende durch ein fingerdickes Eisenband beschwert ist. Die 1¾—2¼ m lange Schlachtassagaie ist leicht, mit langem Stiel versehen und dient als Wurfwaffe. Im Gebrauch sind ferner kurze und lange Jagdspeere mit Widerhaken. Der Elefantenspeer besteht ganz aus Eisen, ist an seinem unteren Stabende verdickt oder breiter gearbeitet und in seiner Mitte mit einem kurzen ledernen Überzug versehen. Die Dolche der Barotse (s. Abbildung, S. 218) zeichnen sich durch ihre zierliche Arbeit aus; die Scheiden sind wie die Griffe aus hartem Holz gearbeitet, mit Schnitzereien besäet und durch Einbrennen ebenholzähnlich geschwärzt. Große Mühe ist auf die eingeschlagenen Zieraten verwendet, die die breiten Flächen der dünnen Klinge bedecken. Die Schlachtbeile (s. Abbildung, S. 212) zeigen bei den verschiedenen Stämmen des Reiches mannigfache Formen. Sie sind gefälliger und leichter als jene südlich vom Sambesi, auch besser gearbeitet. Während an den Beilen der Betschuanen, Kaffern, Makalaka und Matabele die dünnen Klingen oft locker im Stiel sitzen, könnten diese nicht fester in den hartholzigen Stiel eingefügt sein.

Erstaunlich wie die Mannigfaltigkeit dieser kriegerischen Geräte ist für den an südafrikanische Einförmigkeit Gewöhnten die Vielartigkeit der teils kriegerischen, teils friedlichen Zwecken dienenden Musikinstrumente, mit denen bei den Sambesistämmen ganze Musikbanden ausgerüstet werden.

Auch im Hüttenbau leisten die Völker dieses Gebietes Hervorragendes (vgl. auch S. 83). Natürlich gilt dies nur von den feste Wohnsitze innehabenden Stämmen, nicht aber von jenen, die sich bloß periodisch der Ernte, der Fischerei oder der Jagd halber kurze Zeit an einem selbstgewählten oder angewiesenen Ort aufhalten. Die Dörfer sind so nahe, als es die jährlichen Überschwemmungen gestatten, an die Flüsse angebaut und in der Regel von einem Kranz von Weilern umgeben, wo Leibeigne wohnen, die in der nächsten Umgebung für ihre Herren Felder bestellen, Getreide anbauen oder auch Viehherden hüten müssen. Außerdem sind die Dörfer bedeutend reiner gehalten als jene südlich des Sambesi, wozu, wie zur größeren persönlichen Reinlichkeit, auch wieder der Überfluß an Wasser die nächste Erklärung gibt. Die königlichen Wohnhäuser sind von einer elliptischen Umzäunung umgeben und werden nach außen hin von zwei konzentrischen Kreisen umfaßt, die je 6—8 von den Hauptweibern bewohnte Gehöfte zählen; im weiteren Umkreise befinden sich sodann das königliche Vorratshaus, das Küchendepartement,

die Hütte für die königliche Musikbande, und im vierten, äußersten Kreise stehen das im europäischen Stil gehaltene Beratungshaus und die Hütten der Dienerinnen und Diener. Die Häuptlinge wohnen in einem weiten, konzentrischen Kreise um den Komplex der königlichen Wohnungen, wobei jedem Häuptling seine Wohnstelle genau zu- und ausgemessen ist.

Hauptbeschäftigung ist der Ackerbau, der vor allem in dem fruchtbaren Tiefland des mittleren Sambesi lohnt, einem Binnendelta, das gleich dem des Nils alljährlich überschwemmt und mit neuem fruchtbaren Schlamm bedeckt wird. Während der Überschwemmung ziehen sich die Barotse auf die angrenzenden Höhen zurück, und wenn sich die Gewässer verlaufen, steigen sie herab, ziehen Furchen, damit das Wasser abläuft, und pflanzen. Die Frauen sind die Hauptarbeiterinnen; ihnen fällt auch ein bestimmter Teil der Ernte zu. Das Hauptgetreide ist das Kafferkorn; außerdem werden Hirse, Mais, Melonen und Kürbisse, Erdnuß, zwei Bohnenarten, Zuckerrohr (nur als durststillendes Kaumittel) und Tabak gebaut, welcher zu harten brot- oder kegelförmigen Ballen geformt wird, die durchlöchert und auf Schnüre gezogen werden. Baumwolle wird nur im Osten gebaut und verarbeitet. Nach Holub pflanzt eine Familie von fünf Köpfen für ihren eignen Bedarf zwei oder drei Grundstücke von 2500—3000 qm an. Die Viehzucht ist wegen der Häufigkeit der Tsetsefliege in etwa einem Drittel des Landes im Süden unmöglich. Der Fischfang wird besonders im Sambesi in ausgedehntem Maße betrieben, und zur Jagd auf die Wasserantilope hielt Sepopo ein von 40 Ruderern getriebenes Floß auf dem Strom.

So wie im Süden die Makalaka, weichen im Osten die Batoka (Batonga), die die beiden Ufer sowie die Inseln des Sambesi von den Fällen bis hinab zum Kafue bewohnen, in manchen Beziehungen von den Barotse und den nächstverwandten Bunda ab und bilden den natürlichen Übergang zu den Stämmen am Nyassa und Tanganyika. Ihre Hautfarbe ist dort, wo sie sich unvermischt erhalten haben, sehr dunkel. Von den Makololo auf deren Zug nach Norden an den Sambesifällen geschlagen, haben sie sich in zwei Teile gespalten; die westlichen Batoka blieben den Makololo unterworfen, während die östlichen unabhängig wurden. Beide Abteilungen fand Livingstone durch einen unbewohnten, sechs Tagereisen breiten Streifen Landes getrennt, der reich an Spuren zerstörter Dörfer und Herden war. Schon vor den Makololo hatte sie ein von Nordosten gekommener Eroberer, Singola, ausgeraubt und dezimiert. Die Sage erzählt von ihm, daß er eine Menge Schmiedeblasebälge bei sich geführt und damit die Pfeilspitzen vor dem Abschießen glühend gemacht habe. Nachdem die Batoka in den sechziger Jahren von den Matabele drangsaliert worden waren, bedrängten sie in den siebziger Jahren die Schakunda, ein Räuberstamm entflohener portugiesischer Sklaven; Selous fand 1877 ihr Land von diesen ganz verheert. Jedes Jahrzehnt ein neuer Feind! Wegen der Ähnlichkeit ihrer Sprache mit dem Idiom der Mosambikneger wurden die am Südufer des Flusses und am Quaggafluß Wohnenden von den dorthin vordringenden europäischen Händlern und Jägern als „Mosbiekers“ bezeichnet; Chapman fand dagegen große Ähnlichkeit zwischen ihrer Sprache und der der Hereró.

Die Männer der Batoka bedecken die Scham nur mit einem schmalen Lederstreifen; ihre Frauen aber sind in Leder oder Zeug gekleidet, das mit Perlen und Muscheln in zierlichen, mit Vorliebe dreieckigen Mustern besetzt ist. Kleine kragenartige Fellmäntel werden nur ausnahmsweise getragen. Die Weiber schmücken den Nasenknorpel mit einem Stäbchen mit Perlen, während die Männer in den Ohren Ringe tragen. Daß zur Zeit der Mannbarkeit die oberen Vorderzähne ausgeschlagen werden, ist eine Sitte, die Sebituane nicht durch die schwersten Strafen zu beseitigen vermochte: sie wünschen den Ochsen zu gleichen, während sie den Zebras glichen, wenn ihr Gebiß oben vollständig wäre. Der Kopfputz ist mannigfaltig, indem die Haare mit Tierhaaren zusammen bald zu einem hohen Knoten oder Büschel auf dem Scheitel, bald zu einer zipfelmützenähnlich über das Ohr hängenden Quaste auf einer Seite vereinigt werden. Früher

sollen alle Batoka ihr Haar helmkammartig auf dem Scheitel zusammengeflochten haben. Im Osten rasiert man rundum die unteren Teile des Kopfes und läßt nur in der Mitte eine Art rotgefärbter Kugelmütze stehen. Unter den Waffen werden kurze hölzerne, vergiftete Wurfspeere genannt, die am Schaftende mit Kugeln aus Lehm und Büffeldünger beschwert sind. Die Batoka verwenden viel Mühe auf ihre Felder, die sie mit Fallgruben gegen Büffel und Elefanten umgeben. Der vor den Einfällen der Makololo und Matabele bestehende Viehreichtum ist fast völlig vernichtet; nur Hühner und Hunde sind geblieben. Von der Zeit ausgedehnter Viehzucht ist aber den Batoka die Kunst des Gerbens mit der Rinde eines Baumes geblieben. Sie gewinnen Salz und treiben damit flußabwärts Handel, um besonders solche Waren einzutauschen, die die Portugiesen von der Ostküste bringen. Auch waren sie gute Eisenarbeiter und zahlten zur Zeit der Makoloherrschaft sogar ihren ganzen Tribut in Hauen, so daß alle Hauen, welche damals zu Linyanti benutzt wurden, von Batokaschmieden herstammten. Gegenwärtig sind alle gewerblichen Künste im Verfall; auch der Hüttenbau ist äußerst primitiv. Nur die Töpferei wird noch mit Geschick betrieben, und man versieht auch aus der wild wachsenden Baumwolle Gewebe zu verfertigen. Erfolgreiche Elefantenjäger müssen sie in besseren Tagen gewesen sein. Livingstone sah auf dem Grabe des Batokahäuptlings Sekote einen Zaun von 70 mit den Spitzen einwärts gekehrten Elefantenzähnen, daneben noch 30 auf den Gräbern seiner Anverwandten. Gleichzeitig sah er aber einen Dorfzaun mit 54 Matabeleschädeln besteckt. Die Grußform der Batoka erinnert an die weiter im Westen übliche: sie werfen sich auf den Rücken und wälzen sich von Seite zu Seite, indem sie sich dabei auf die Hüften klopfen und ausrufen: „Kina Bomba!“ In politischer Beziehung haben die verschiedenen feindlichen Einfälle sie stark zersplittert, alle ihre großen Dörfer haben sich in kleinere aufgelöst, wo sie ungefährdeter zu sein glauben, und viele Stammsplitter haben sich ganz in die Gebirge zurückgezogen. Das in diesen Gegenden sonst bei Eingeborenen ganz ungewöhnliche Einzelwohnen ist infolgedessen bei ihnen häufig geworden. Merkwürdigerweise bildet der Sambesi stellenweise zwar die Grenze zwischen Barotse und Matabele, aber nicht auch für die Batoka: von den Unterthanen des Batokahäuptlings Sitschori, der auf beiden Ufern Dörfer besitzt, zahlen die südlich wohnenden an die Matabele Tribut, die nördlichen an die Barotse.



Eine Falle der Luchaze für kleineres Wild. (Nach Serpa Pinto.) Vgl. Text, S. 224.

Im Osten wird das Barotsereich durch keine Naturgrenze von seinen Nachbarn geschieden. Hier stößt an das Gebiet der unterworfenen Batoka eine Zone, wo sich die Batoka unter eignen

Häuptlingen selbständig erhalten haben; nördlich von ihnen wohnen die energischsten Gegner der Barotse, die Maschukulumbe, über die wir Holub wertvolle Nachrichten verdanken. In den Maschukulumbe dürften wir ein Mischvolk vor uns haben, dessen Bestandteile zwar völlig verschmolzen sind, in dem sich aber die Eigenschaften eines Hirtenvolkes noch deutlich erkennen lassen. Eine kleine Anzahl des Volkes wohnt südlich vom Lumge, die Hauptmasse nördlich, etwa zwischen dem 27. und 29. Grad östl. Länge. Ganz an die Dörfer der Sulu erinnern die Hüttenkomplexe der Maschukulumbe, die sich kreisförmig um die Viehhürde gruppieren. Große Rinderherden liefern nicht nur den Hauptteil der Nahrung, sondern auch der Kleidung: die Männer gehen nackt, die Frauen tragen ein Fell um die Hüften, seltener noch einen Mantel aus Rindshaut, die Mädchen unter 12 Jahren begnügen sich mit einem Hüftgurt, von dem Riemen

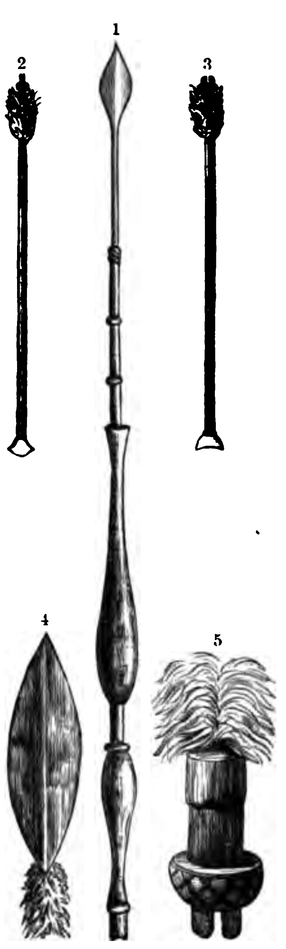


Kimbande-Ganguella: 1) Mann, 2) Frau, 3) Mädchen. (Nach Serpa Pinto.)

fransenartig herabhängen. Charakteristisch sind die ungeheuern spitzen Chignons der Männer, zu denen das Haar der Weiber und Sklaven mit verwendet wird; durchschnittlich sind diese Gebilde, die bis zu 110 cm anwachsen können, 30—40 cm lang. Hauptwaffe ist der $2^1/_2$ m lange Wurfspeer. — In politischer Hinsicht herrscht völlige Zersplitterung, jedes Dorf steht mit seinen Nachbardörfern in gespanntem Verhältnis. So erklärt sich der mißtrauische, feindselige Charakter der Maschukulumbe, der jedem Eindringling in ihr Gebiet verhängnisvoll wird. Im Kriege tötet man mit Vorliebe die Frauen, um den feindlichen Stamm dauernd zu schwächen. Schädelgeschmückte Bäume stehen als Wahrzeichen neben den Hütten der Häuptlinge. Immerhin herrscht ein gewisser Handelsverkehr; das Dorf Diluka ist z. B. ein wichtiger Markt für die Felle des Wildes, das in Fallen (s. Abbildung, S. 223) zahlreich gefangen wird.

Politisch gehörten vor mehreren Jahren auch noch einige Völker des Westens insofern zum Barotse-Mabundareich, als sie Tribut an Sepopo bezahlten. Man kann bei ihnen in dem Zurücktreten der Viehzucht, in der starken Eisenindustrie, dem regen Handel, dem viereckigen Hüttenbau bereits den Übergang zu den westlichen Küstenstämmen erkennen. Anderseits erinnern Einzelheiten, z. B. Bogenformen, wie sie Veth aus dem Hinterlande von Benguella gebracht hat, bereits an die Kassai-Völker. Die bedeutendsten unter ihnen sind die Ganguella (s. obige Abbildung), die Luchaze und die Ambuella.

Die Ganguella bestehen aus einer Anzahl von Stämmen im Süden und Osten von Bihé. Nach Westen schieben sie sich bis in das Gebiet des oberen Kubango vor, wo Serpa Pinto dem ersten Ganguelladorf im Lande der Sambo begegnete. Östlich von Bihé haben sie in ihrer Gewalt alle Überfahrtsstellen des Kuansa, aber ihr Hauptgebiet liegt im Süden. Wiewohl Sprache und Sitten überall dieselben sind, unterscheiden sich doch die politischen Formen und damit auch die Völkernamen; und wir finden Stammesbünde unter den Namen Nhemba, Kimbande (s. Abbild., S. 224), Massaka, Gonzello über den Kunene hinaus bis an die Grenzen der Ovambo. Man schildert diese Stämme als dem Ackerbau ergeben, mit wenig Viehzucht, geschickte Eisenarbeiter und teilweise als Kaufleute, die sich an Geschick und Thätigkeit den Biheños vergleichen könnten. Die Kimbande sollen Baumwolle pflanzen und spinnen, ähnlich wie die östlich von ihnen wohnenden Luchaze, deren Kleidung oft auch aus Rindenstoff gefertigt ist; das Ausschneiden einer dreieckigen Lücke zwischen den zwei oberen Schneidezähnen ist unter den Männern allgemein. Bei den Kimbande kommt Bemalung des Gesichts mit grüner Farbe durch Quer- und Längsstriche auf Stirn und Wangen vor. Die Frisuren sind von Volk zu Volk verschieden, am seltsamsten wohl durch Quer- und Längswülste bei den Kimbande, die aus ihren Haaren bald Raupenhelme, bald phantastische Damenhüte machen. Feuergewehre haben sich bereits über den größten Teil dieser Stämme verbreitet. Streitäxte aus Eisen (s. Abbild., S. 212) und verzierte Keulen, die in den Kiokostil hinüberspielen (s. die Tafel bei S. 337, Fig. 2), gehören neben Pfeilen, Bogen und Speeren zur Ausstattung ihrer Krieger. Vereinzelt ist das von Serpa Pinto bezeugte Vorkommen des ovalen Sulischildes, der in die Nyassaregion hinüberweist. Die Luchaze gebrauchen Stein und Stahl, um Feuer zu machen, und erhalten die Feuersteine von den nördlich von ihnen wohnenden Kioko, mit denen sie manches Übereinstimmende haben.



Waffen der Ganguella: 1) Stoßspeer, 2) und 3) Pfeile, 4) Pfeilspitze, 5) Pfeilende. (Nach Serpa Pinto.)

An die Luchaze schließen sich im Osten die Ambuella an, die das ganze obere Kuandogebiet bewohnen, wo sie mit den Luchaze vielfach gemischt sind. Sie sprechen dieselbe Sprache wie die Ganguella. Eigentümlichkeiten charakterisieren sie als Übergangsgruppe zu den Sambesivölkern. Sie sind in viel größerem Maße Ackerbauer als alle ihre westlicheren Stammesgenossen. Von Westen kommend, trifft man in ihrem Gebiet zuerst ausgedehntere Anpflanzungen, nicht im Walde, sondern frei gelegen. Damit hängt auch ihre dichtere Bevölkerung zusammen. Die Viehzucht ist bei ihnen dagegen noch weniger entwickelt als bei den Luchaze, die mindestens Ziegen halten, während man bei den Ambuella nur Hunde und Hühner trifft; die Ursache liegt, ganz wie bei manchen Makalakastämmen, in den häufigen feindlichen Angriffen. Viele Ambuelladörfer sind auf Pfählen in Sümpfe gebaut, die Hütten klein, viereckig, mit spitzem Dach. In der Schiffahrt und im Fischfang sind die Ambuella geschickt. Ihre eisernen Speer- und Pfeilspitzen stellen sie sich selbst her; die Baumwolle, die sie pflanzen, verweben sie selbst auf Webstühlen. Der Gruß ist ein lautes Klatschen auf die Brust.

* * *

Sahen wir im Reich der Barotse ein politisches Gebilde, wo sich die Kraft südlicher Eroberer mit der friedlichen Kultur tropischer Ackerbauer verband, so mögen ähnliche Verhältnisse das Entstehen jenes Reiches erklären, das einst den größten Teil Innerafrikas am Südrand des mittleren Kongogebiets einnahm. Es ist das Reich des Muata Jamvo, von dessen Dasein die portugiesischen Händler in Angola schon am Ende des 16. Jahrhunderts erfuhren, wenn Sklaven an die Küste gebracht wurden, die von einem Volk Matiam, einem gewaltigen Herrscher und einer Hauptstadt, etwa 100 Tagemärsche im Inneren, sprachen. Im Jahre 1846 machte zum erstenmal ein portugiesischer Händler, Rodriguez Graça, den von eigennützigen Händlern als äußerst gefahrvoll geschilderten Weg nach der Mussumba, des berühmten Königs Haupt- und Residenzstadt. Ihm folgten 1870 Lopez do Carvalho und 1875 Dr. Pogge; diesem verdanken wir die erste ausführliche Schilderung des merkwürdigen Negerhofes. Max Buchner hat 1880 dessen Nachrichten und Schilderungen wesentlich vervollständigen können. Im Westen reicht dieses Reich mit einigen Vasallenstaaten fast bis an den Kuango, im Süden bis zum 12. Grad südlicher Breite. Im Osten ist das Verhältnis zu den Reichen des Muata Kasembe und des Kasongo unklar; beide Herrscher gelten als Stammverwandte der in Lunda herrschenden Familie. Noch größer ist die Unklarheit im Norden, wo die Grenze 1880 (es ist notwendig, die Zeit näher zu bestimmen, da diese Grenzen „flüssig" sind) in der östlichen Hälfte bis etwa 8°, in der westlichen bis 5° südl. Breite reichte, und wo, wie wir jetzt aus Wissmanns, L. Wolfs u. a. Angaben sicher wissen, dichter bevölkerte Regionen den Expansionsgelüsten des Lundafürsten eine Schranke ziehen.


Eine Zunderdose der Luchaze. (Nach Serpa Pinto.)

Unter den zahlreichen Völkern des Lundareiches scheint kein anderes als das sogenannte Bantuelement vertreten zu sein. Die „Zwerge" wohnen weiter nördlich. Keiner der Besucher der Mussumba sah an diesem Orte, wo doch Menschen aus allen Teilen des Reiches zusammenkommen, Völker von wesentlich anderer Rasse oder Kultur. Buchner bekam, als er nach Zwergen frug, einen buckligen Krüppel vorgestellt. Von all diesen Völkern ist nun das eigentliche Lundavolk, das Volk der Lunda[1], das verbreitetste und durch seine Beherrschung der übrigen einflußreichste. Livingstone hebt hellere Elemente hervor, und den Muata Jamvo fand Pogge hellbraun, die Lukokescha noch heller, „wie eine Mulattin". Die Lundaleute im ganzen erscheinen dem Reisenden, der von der Küste kommt, schön, groß gewachsen, mit wenig aufgeworfenen Lippen. Neben den Lunda sind die Kioko das bedeutendste Volk, das in den letzten Jahrzehnten immer mehr in den Vordergrund gerückt ist. Als geschickte Jäger, Schmiede und Händler von Westen her eingewandert, scheinen sie in den letzten Jahren den politischen Zusammenhang des Reiches gestört, ja sogar zerklüftet zu haben (vgl. unten, S. 289).

Die Tracht besteht aus einem um die Hüften gebundenen Stück Fell oder einheimischen Geflechts bei den Ärmeren, während die Wohlhabenderen nur Fazenda (Baumwollenstoff) von der Küste tragen, die bei den Männern eine Umhüllung von den Hüften bis zu den Knieen oder Waden bildet, aber bei den Weibern viel kürzer zu sein pflegt, ja so kurz, daß sie Livingstone oft nicht viel besser als nackt erschienen. Reiche Damen lassen einen Fazendastreifen hinten als Schleppe herunterhängen, der dann mitunter von einer Sklavin getragen wird. Dieselben tragen auch mehr des Schmuckes als der Bedeckung wegen ein Stückchen Leopardenfell oder Fazenda auf der Brust. Gürtel aus schwarzem Leder sind sehr geschätzt. Bei den Weibern werden die beiden

[1] Die Lunda nennen sich Karund, im Plural Arund (Kioko Marund). Der Singular Kalunda ist irrtümlich in der deutschen Afrika-Litteratur als Name des Volkes gebraucht. (Max Buchner.)

oberen mittleren Schneidezähne rund gefeilt und die entsprechenden unteren ausgebrochen; die Tättowierung, die sie mehr üben als die Kioko oder Songo, erstreckt sich auf Brust, Arm und Bauch; Bemalung des ganzen Körpers mit meist viereckigen Figuren aus weißem Thon oder mit weißen Punkten und Kreuzen ist im ganzen Lundagebiet üblich. Bei feierlichen Gelegenheiten wird der Körper auch mit Öl eingeschmiert. Von den Männern wird in Phantastik der Haartracht das Möglichste geleistet. Die Hohen tragen zopf- und hornartig nach hinten und vorn hinausstehende Perücken aus Perlen, denen ein besonderer Wert beigelegt wird, wie denn der Muata Jamvo solche seinen Häuptlingen zum Geschenk macht. Er selbst hat eine rote Papageienfeder in der Perücke stecken. Wie die Lunda am Lulua zur Verschönerung ihrer Frisur einen fußlangen Stab mit Federbusch am Hinterkopf durchgesteckt tragen, so wird auch der Kinnbart auf Halme geflochten, bis er fußlang ist. Die Weiber halten ihr Haar kurz, scheren aber dazu noch in der Mitte von der Stirn an ein Dreieck heraus, dessen Spitze am Scheitel liegt; bei feierlichen Gelegenheiten flechten sie Perlen in die Haare (s. nebenstehende Abbildung). Wie die Weiber tragen auch die Sklaven ihre Haare kurz verschnitten. Nicht allgemein ist die Sitte, Stücke Rohr durch die Nasenscheidewand oder das Ohrläppchen zu stecken, und ebenso werden die in der Gegend des Kassai gebräuchlichen Kupfer- und Eisenringe um Arm und Unterschenkel in Lunda seltener. Eine große Rolle, teilweise sogar politischer Natur, spielt hier dagegen der Lukano, der mit Elefantensehnen übersponnene Armring (s. S. 230 u. 232). Perlenschnüre um den Hals, auch Hörner und andere Talismane sieht man häufig; Männer tragen oft ein halbmondförmiges Holz wie ein Diadem auf dem Kopf.


Ein Mädchen aus Malansche. (Nach Photographie von Prof. Dr. Max Buchner.)

Abgesehen von den Flinten, die noch vor zehn Jahren nur den Großen zustanden, sind die Waffen der Lunda größere, ganz eiserne Wurfspeere, ferner kleine Lanzen mit hölzernem Schaft und Widerhakenspitze und Pfeile mit eiserner, mannigfach gestalteter oder mit vierkantiger und eingekerbter Holzspitze, die nicht selten auch vergiftet wird. Die Lunda behaupten, ihr Gift sei minder kräftig als das ihrer nördlichen, menschenfressenden Nachbarn, und in den Kämpfen würden ihnen dadurch die meisten Verluste beigebracht, daß sie sich die Füße an vergifteten Dornen ritzten. Der Bogen gehört noch der süd- und ostafrikanischen Form an, doch greift von Norden die Kassaiform herein. Zur Kriegsausrüstung der Lunda gehört auch das bekannte Mittelding von Schwert und Messer, das in Leder oder Holzscheide an einer über die Schulter geschlungenen Schnur getragen wird. Luxuswaffe ist vorzüglich im westlichen Lunda und bei den Kioko ein auf der Schulter getragenes kleines Beil. Zum Handgebrauch dienen dolchartige, einschneidige Messer, die zwischen Gürtel und Haut mit aufwärts gerichteter Spitze stecken.

Die Lundaleute haben keinen Überfluß an Geräten. In ihren Hütten findet man Matten, Kopfschemel, Töpfe aus Thon, deren größter die Kufe ist, in welcher der Palmwein gärt, Kalebassen und Ackerwerkzeuge, bei Reicheren auch einige geflochtene Körbchen. In Flechtarbeiten sind

sie wenig geschickt und lassen sich einfache Matten als Tribut von nördlichen Unterthanen zahlen. Die Massen europäischer Gewebe mögen die Weberei bei den Lunda erstickt haben. Die Tupende und Baluba weben noch. Als Schmiede stehen sie hinter den Kioko, aus denen der Muata Jamvo seine Leibschmiede wählt. Außer Eisen wird zu Schmuck auch Kupfer und Messing, das edelste Metall der Lunda, das sie von der Westküste erhalten, verarbeitet, und zwar fertigen die Schmiede feinen Messingdraht zur Umwickelung von Spangen an. Außerdem werden Keulen und Häuptlingsstäbe aus Holz (s. Abb., Bd. I, S. 67) und Kleinigkeiten aus Elfenbein geschickt geschnitzt.

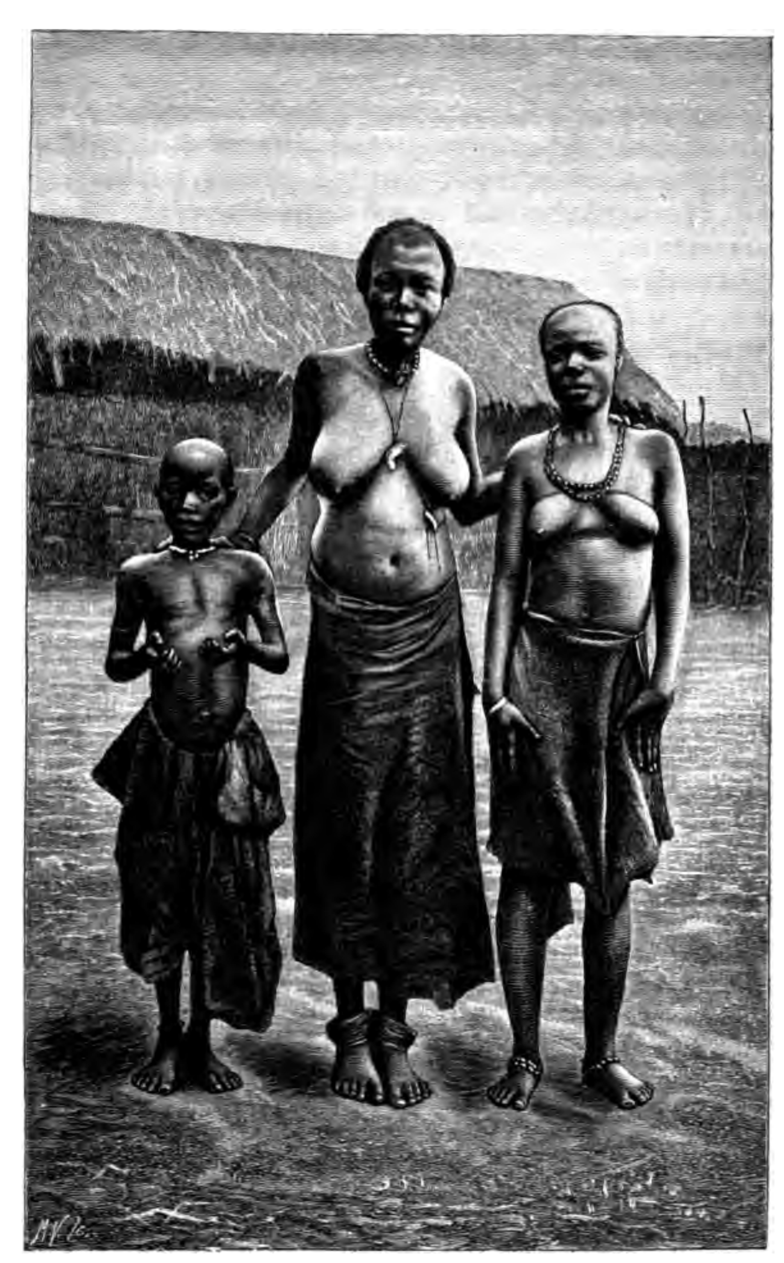
Die Musikinstrumente sind die Marimba oder das Negerklavier, die Negerzither, die Trommel und die Kinguvu. Die Kinguvu[1], eine schmale, aus einem Stück gehöhlte Holztrommel mit Längsspalt, die mit Kautschukschlägeln geschlagen wird, ist das offizielle Verkündigungsinstrument. Musikkapellen von 2 Marimba- und 1 Kinguvuspieler, die dem Herrscher und anderen Großen mit Musik voranziehen oder auch Standespersonen Ständchen bringen, fand Pogge „gar nicht übel". Die Begrüßungsform ist Händeklatschen, vor Hohen außerdem Niederwerfen und Staubstreuen. Auch Pfeifen und Heulen gehört zu den Ehren- und Freudenbezeigungen des Volkes gegenüber seinen Edeln. Dem Muata Jamvo gegenüber geht die Devotion sehr weit; seine Höflinge reiben mit der Hand die Stellen trocken, die er bespuckt, und das Niesen des Herrschers wird von seiner Umgebung mit Schreien, Pfeifen auf den Fingern &c. begrüßt.

Die Bewohner von Lunda sind fast reine Ackerbauer. Wenn in der Regel nur die Weiber den Boden mit der kurzstieligen eisernen Hacke bearbeiten, so begeben sich doch auch die Männer dann und wann auf die Äcker, um etwas zu helfen, oder um zu beaufsichtigen. Die wichtigsten Erzeugnisse sind: Maniok in erster Linie, dann Bataten, Erdnüsse, Yams, Bohnen, Mais, Hirse, Bananen (noch nicht häufig), Zuckerrohr, Ananas, Tabak, Baumwolle, Hanf. Die Ölpalme und Weinpalme werden benutzt, aber nicht angebaut. Die Aufspeicherung von Feldfrüchten kennt man merkwürdigerweise hier nicht oder nur in geringem Maße, während sie weiter westlich bei den Songo, Kioko und anderen Völkern mit Sorgfalt geübt wird. Höchstens werden einige Maiskolben oder Erdnüsse unter dem Dach der Hütte aufgehoben. Die Rinder fehlen. Pogge erzählt, daß der verstorbene Muata Jamvo eine Herde von mehreren hundert Stück gehabt habe; in der anarchischen Zeit zwischen seinem Tode und der Neuwahl seines Nachfolgers waren sie vom Volke getötet worden. Sein Nachfolger wünschte sehr, sie zu ersetzen, hatte es aber noch nicht dazu bringen können, wiewohl Lunda wegen seiner östlich vom Lulua gelegenen trefflichen Weiden sehr gut für Viehzucht geeignet sein würde. Die Großen reiten auf den Schultern von Sklaven, und auch Weiber verschmähen nicht dieses Vehikel. Man findet Ziegen, Hühner, Hunde, seltener schwarze Schafe und Schweine. Ähnlich wie weiter im Süden sind auch hier die kleinsten Säugetiere, vor allen Ratten und Mäuse, beliebte Nahrung, denn die große Jagd ist bei der Tierarmut des Landes unergiebig. Außer Fischen genießen die Lunda Raupen und Heuschrecken. Allgemein trinkt man Hirsebier (Garapa) und Palmwein, die übrigens beide zu den regelmäßigen Gastgeschenken gehören. Mais wird nicht zum Bierbrauen benutzt, Tabak gewöhnlich nur für den eignen Bedarf angebaut und aus einer Wasserpfeife (Mutopa) geraucht, die aus einem mit Wasser gefüllten kleinen Flaschenkürbis und einem thönernen Pfeifenkopf besteht.

Die backofenförmigen Hütten der Lunda, deren flachrundes Dach so nahe auf den Boden herabreicht, daß es aufzuruhen scheint, bestehen aus Kampinengras, das über ein Gerüst von Palmenstengeln gedeckt ist, und sind meist nicht über 2 m hoch. Die Hütten des Muata Jamvo und seiner Großen sind durch Scheidewände in kleinere Räume zerteilt. Arme Leute begnügen sich mit Einer Hütte, während die Reichen ganze Komplexe besitzen: ihre eignen und die ihrer

[1] Ki ist hier Vergrößerungs- oder Respektpräfix, da diese Trommel Eigentum des Herrschers ist. (Max Buchner.)

Weiber, Vorratshütten, Sklavenhütten; in der Regel umgibt alles ein gemeinsamer viereckiger Zaun aus lebenden Pflanzen. Der Palast des Muata Jamvo bildet auf diese Art mitten in „der Mussumba" eine kleine Stadt für sich. Die Dörfer zeichnen sich in Lunda häufig durch eine verhältnismäßig große Ordnung aus, indem sie mehr oder weniger zusammenhängend und regelmäßig gebaut sind; ein breiter, gerader Weg durchschneidet sie als Hauptstraße, vor deren Eingang oft ein viereckiges, primitives Holzgerüst als Thor und Fetischgerüst angebracht ist.



Eine Lukokescha mit Hofdamen. (Nach Photographie von Prof. Dr. Max Buchner.) Vgl. Text, S. 230.

Das Lundareich ist ein **absoluter Lehnsstaat.** Die Häuptlinge (Muata, Mona, Muene) können in allen inneren Angelegenheiten selbständig handeln, solange es dem Muata Jamvo gefällt. Gewöhnlich schicken die großen und ferner wohnenden Häuptlinge einmal im Jahr ihre Tributkarawanen nach der Mussumba; aber weitab wohnende unterlassen wohl für längere Zeit jede Tributzahlung, während die kleineren Häuptlinge in der Nähe der Residenz sogar mehrmals im Jahre Tribut senden. Einige senden Elfenbein, Kasembe schickte Salz und Kupfer, nördliche Gebiete bringen Flechtwaren, andere Häuptlinge Sklaven und Tierfelle, und die der Küste näher wohnenden Zeug (Fazenda) und Pulver. Außer dem Tribut wird Heeresfolge verlangt. Solange diese Bedingungen erfüllt

werden, kümmert sich der Muata Jamvo selbst nicht um die Wiederbesetzung ihrer Throne, die in verschiedenen Teilen des Lundareiches nach verschiedenen Grundsätzen geschieht. Um das Verhältnis indessen nicht allzu locker werden zu lassen, behält er Söhne oder Verwandte seiner Tributfürsten am Hofe und besitzt außerdem in seiner gefürchteten Polizei ein Mittel zur Bestrafung von Ungehorsam.

Neben dem Muata Jamvo steht als oberste Würdenträgerin die Lukokescha, ein unverheiratetes Weib (s. Abb., S. 229). Sie hat bei der Neuwahl eines Muata Jamvo zu entscheiden, gilt als Mutter aller Muata Jamvo und ihrer Angehörigen, hat ihren besonderen Hof und besitzt gewisse Bezirke, die nur an sie Tribut zahlen. Sowohl der Muata Jamvo als die Lukokescha müssen von einem der beiden Hauptweiber des vorigen Muata Jamvo, der Amari oder der Temena (Mutterrecht!), geboren sein; beide werden von den vier obersten Räten des Staates gewählt, und während die Wahl des Muata Jamvo von der Lukokescha zu bestätigen ist, muß ebenso deren Wahl Bestätigung von jenem finden. Treffend hat Buchner dieses merkwürdige Verhältnis als die förmliche Verflechtung zweier Staaten und Staatsgewalten in Einem Lande bezeichnet. Von ihrer Entstehung und der des Lundareiches überhaupt erzählte ein früherer Muata Jamvo folgende Geschichte: In Lunda wohnte ein Häuptling Jamvo mit zwei Söhnen und einer Tochter. Sein Volk war ungeschickt und schwach, er aber verstand Palmwein zu machen und Matten zu flechten. Als er eines Tages eine Matte flocht und einen Topf mit Wasser vor sich stehen hatte, das dazu nötig war, kamen seine beiden Söhne, glaubten, es sei Wein in dem Gefäß, und verlangten diesen; als er ihnen Wasser gab, erzürnten sie, es entstand ein Streit, und sie flohen. Darauf verstieß Jamvo diese Söhne und übergab seiner Tochter (von Buchner Luesch-a-Nkunt genannt) den Lukano (s. S. 227). Unverheiratet übernahm sie nach seinem Tode die Regierung. Gleichzeitig lebte im Osten ein großer Häuptling, Tombo-Mokulo, und hatte vier Söhne, von denen der erste und vierte, der „Sohn des Staates" und der „Sohn der Waffen", nach Norden wanderten, um dort Reiche zu gründen, die nach ihren Rufnamen Kannika und Mayu genannt wurden. Der dritte Sohn, Kibinda, ein Jäger, hatte weder Titel noch Würde, kam auf einem Jagdzug nach Lunda, erhielt die Hand jener regierenden Prinzessin und nahm als Herrscher ihres Vaters Namen an, dem nach vielen glücklichen Kriegen Muata, d. h. großer Vater, vorgesetzt ward.

So viel geht hieraus hervor, daß das Lundareich, damals wohl viel kleiner, eine Gynäkokratie war, ehe dieser Fremdling aus Osten kam. An diesen knüpft nun die eigentliche historische Zeit insofern an, als sich der Bruder der Luesch-a-Nkunt über den Fremdling ärgerte und westwärts über den Kuango auswanderte, um sich dort den Staat von Kassandsche zu gründen. Diese Bewegung bewirkte nach den Berichten aus der Geschichte von Angola einen Zusammenstoß mit der berühmten Königin Schinga, die 1622 getauft worden war. Sowohl die Leute von Lunda als die von Kassandsche haben nach Buchner übereinstimmende Traditionen über diese Entstehung ihrer Staaten und ihre Verwandtschaft; die eigentümliche Würde der Lukokescha aber scheint sich zur Wahrung ihrer und ihrer Freunde 2c. Interessen entwickelt zu haben. Seitdem ist bald der Charakter der Gynäkokratie, bald der der Androkratie vorwaltend gewesen, je nach der Überlegenheit der einen oder anderen Hälfte des herrschenden Paares. Eine Tendenz auf Milderung naheliegender Ausschreitungen des Hauptherrschers ist dieser Einrichtung des weiblichen Nebenherrschers nicht fremd: Buchner erzählt uns einen Fall, in dem die damalige Lukokescha gegen weitgehende Hinrichtungsgelüste des Muata Jamvo mit Erfolg wirkte, und nach den Nachrichten aus den letzten achtziger Jahren ward der Muata Jamvo auf Betreiben der Lukokescha getötet, die seitdem ebenfalls den inneren Unruhen zum Opfer gefallen zu sein scheint.

Der Muata Jamvo besitzt zahlreiche Weiber, die Lukokescha aber hat nur einen Gefährten, an den sie allen möglichen Putz hängt, während sie selbst sehr einfach geht. In diesem „Schamoana",

wie er genannt wird, ist offenbar die Fiktion der Herrscherstellung der Lukokescha originell fortgebildet, indem er als Weib bezeichnet wird. Bei Buchner führte sich dieser „Mann von gewaltigen Formen“ mit den charakteristischen Worten ein: „Siehe, ich bin zwar nur ein Weib, aber ich bin das Weib einer großen Person.“ Das Herrscherpaar ist von einem Hofstaat von Würdenträgern, Kannapumba, sowie von einer Art Aristokratie freier Einwohner, Kilolo, umgeben. Vier Kannapumba, die Hauptwürdenträger, üben dadurch, daß ihnen die Wahl des Muata Jamvo und der Lukokescha übertragen ist, einen beträchtlichen Einfluß aus und beraten in allen wichtigeren Fragen mit dem Herrscherpaar zusammen. Diese Würde kann der Fürst nur Söhnen früherer Kannapumba und freier Frauen übertragen. Aus der Aristokratie oder den Kilolo werden ferner Abgesandte und ausführende Beamte, die Polizisten (Lukuata), Führer von Elefanten-Jagdpartien (Kibinda) und Häuptlinge von Bezirken ernannt. Zu diesen Kilolo gehören alle Söhne des Muata Jamvo mit freien Frauen; eine Anzahl von ihnen begleitet beständig den Herrscher, vor allem, um zu verhüten, daß er sich berausche oder rauche, weil er im unzurechnungsfähigen Zustande Grausamkeiten verüben könnte. Einzelne Kilolo haben Hütten in der Palastumfriedigung und versehen Kammerherrendienst; aber bei Todesstrafen dürfen weder sie noch sonst irgend jemand den Herrscher essen oder trinken sehen. Zum niedrigeren Hofstaat gehören die Fetischdoktoren, Schmiede, Haarkünstler, Köchinnen, Musiker und dergleichen; auch der Scharfrichter hat hier seinen Platz, ohne die hervorragende Stellung einzunehmen wie in anderen Negerreichen. Pogge fiel er durch den sonst in der Mussumba nicht vertretenen Schnurrbart auf. Zum Hofstaat gehören endlich auch starke Sklaven, auf deren Nacken der Herrscher ausreitet, sowie die Träger seiner Sänfte.

Als letztes und größtes, wenn auch nicht wirksamstes Stück der Staatsmaschine von Lunda sei die Volksversammlung genannt, in welcher jeder Kilolo frei seine Ansicht äußern kann; diese Versammlungen werden von den meisten Herrschern respektiert, da die Popularität sie durchaus nicht wertlos dünkt. Der Muata Jamvo erscheint in dieser Versammlung und kündigt ihr z. B. an, wenn er einen Kriegszug zu unternehmen gedenkt. Die Staatsgeschäfte betreffen in erster Linie das Wohl und Wehe der Mussumba, Verhüten von bösem und Bereitung von gutem Zauber, Aufsicht über die Sitten der Eheweiber, Bestrafungen von Vergehen gegen den König und die Hohen, die Sitte, das Eigentum, den Betrieb des Großhandels nach Westen, Krieg, Raubzüge und Sklavenjagden. Diese letzten drei gehen Hand in Hand und machen den größten Teil der „auswärtigen Politik“ aus. Aber sie gehören leider zu einem anderen Teil nicht minder auch der inneren Politik an, denn die beständig im Gange befindlichen Expeditionen, in der Regel aus 200—400 jüngeren Männern der Mussumba bestehend, Freien und Sklaven, treffen nicht immer Dörfer fremder Stämme, sondern werden oft genug in den Grenzen des eignen Reiches unternommen; die jährliche Expedition, deren Ertrag einen regelmäßigen Posten des Budgets bildet, entfernt sich immer nur eine kurze Strecke von der Hauptstadt. Die Lukokescha macht, ebenso wie der Herrscher in einer Tipoya getragen, diesen mit großem Pomp in Szene gesetzten Zug mit, eine geflissentliche Permanenzerklärung des Kriegs- und Raubzustandes. Was die Sklaven auf diesen Zügen erbeuten, gehört dem Herrscher ganz, und dazu die Hälfte der von den Freien gemachten Gefangenen: unter Umständen eine beträchtliche Einnahme. Die verfallenen Sklavenställe in Kimbundu zeigen noch heute die Größe an, bis zu der einst diese Jagden den Sklavenhandel herangenährt hatten.

Zur Pflege der auswärtigen Beziehungen gehört der Verkehr mit den Handelskarawanen, die nach der Mussumba kommen, wo sie der Hof verpflegt und ihnen Lagerplätze anweist, sie auch unter seinen Schutz nimmt, ohne die ganze Schwere der einheimischen Gesetze auf sie anzuwenden. Ihr ganzes Thun steht unter der unmittelbaren Aufsicht des Muata Jamvo.

Wenn ein Muata Jamvo krank ist, wird das Volk aufgefordert, durch Zauberei die bösen Geister vom Lager des Herrn zu bannen. Naht er sich dem Tode, so begibt sich der Nachfolger, über dessen Person man sich in der Regel schon früher geeinigt hat, in Gesellschaft der vier obersten Würdenträger zur Lukokescha, um deren Zustimmung einzuholen, und während der frühere begraben wird, empfängt der neue in feierlicher Weise die Zeichen seiner Würde: den Lukano, jenen mit Elefantensehnen umwundenen Ring aus Elfenbein, der übrigens als Orden verliehen werden kann und auch von der Lukokescha getragen wird, einen Brustschmuck aus Perlen und Metall, einen großen Busch aus roten Papageienfedern, ein sichelförmiges Zepter aus Eisen und einen Teppich. Der neue Herrscher wohnt dem Begräbnis bei; festlich geschmückt wird der Tote in der Sänfte an den Fluß Kalangi getragen. Das große Gefolge verrichtet am Flusse allerlei Zeremonien und Zaubereien, wobei neues Feuer durch Holzreiben erzeugt und in der ganzen Mussumba verteilt wird. Dann bringt man die Leiche nach dem heiligen Ort Enzai, wo alle zwölf Muata Jamvo im Kreise begraben sind, und setzt sie in sitzender Stellung in einer viereckigen Grube bei, die mit einem Deckel aus Palmblatt bedeckt und mit Erde überschüttet wird. Während der Zeremonie werden am Eingang ein Knabe und ein Mädchen hingerichtet. Der neue Herrscher bringt dann die Nacht im Freien zu und betrauert in besonderen Hütten acht Tage seinen Vorgänger. Am neunten Tage holen ihn die Lukokescha und die Würdenträger nach der Kipanga (Umzäunung) ab, die an Stelle der alten, jetzt niedergebrannten neu errichtet worden ist; und dort siedeln sich die Lukokescha und der ganze Hof neu an, so daß mit jedem Regierungswechsel auch ein Wechsel der Hauptstadt Hand in Hand geht. Aber die Hauptstädte oder Mussumba der Muata Jamvos waren alle nicht sehr weit voneinander auf der fruchtbaren Ebene zwischen den Flüssen Kalangi und Luisa gelegen. Beim Kasembe haben Verlegungen sogar nach dem Tode anderer merkwürdiger Menschen, wie z. B. Lacerdas, stattgefunden.

*

Das Lundareich ist das größte in einer Reihe kleiner Negerstaaten, die ganz nach seinem Muster und in mehr oder weniger deutlicher Abhängigkeit von ihm leben. Die Analogie des **Muata Kumbana** mit dem Muato Jamvo ist vollständig. Jener läßt sich gern Muata Jamvo nennen, trägt ebenfalls einen Lukano, einen 4 cm dicken Armring aus Menschensehnen; aber hart neben seinem Dorfe wohnt ein Unterhäuptling des echten Muato Jamvo, der diesen vertritt und durch einen ihm beigegebenen Kilolo den Tribut nach der Mussumba besorgt. Der größte und fernste ist der **Kasembe**, der Herr des östlichsten Tributstaats des Lundareiches, der diesem ähnlich in seiner politischen Organisation ist und zum Mittelpunkt den auf älteren Karten einfach „Kasembe" genannten Flecken hat, der zwischen Moero- und Bangweolosee in einer Niederung von etwa 15 km Durchmesser liegt, wo jetzt bereits die siebente Hauptstadt Platz gefunden hat. Über einige Quadratkilometer sind die mit viereckigen Zäunen umgebenen Hütten der wohl kaum 1000 Einwohner ohne jede Ordnung zerstreut. Der „Palast" des Kasembe ist von einem Rohrzaun umfriedet, auf dessen Thorpfosten viele Menschenschädel aufgepflanzt sind.

Der Kasembe selbst ist eine Art von kleinerem Muata Jamvo. Als **Livingstone** vom Kasembe empfangen wurde, saß er vor seiner Hütte auf viereckigem Schemel, dem Leoparden- und Löwenfelle untergelegt waren. Er war in weiß und blaues Baumwollzeug mit rotem Besatz frauenartig gekleidet. An Händen, Füßen und auf dem Kopfe trug er Perlenstickereien; eine Krone von gelben Federn überragte sein Haupt. Alle die Häuptlinge kamen im Schatten riesiger Sonnenschirme und setzten sich zu seiner Rechten und Linken, ebenso einige Musikbanden. Ein Scharfrichter mit breitem Schwert und einem scherenartigen Ohrenabzwicker auf dem Rücken war ebenfalls da, nicht minder ein Zwerg und Hofnarr von unbestimmter nördlicher Abstammung.

Ein ohrenloser Rat trug des Reisenden Thaten und Wünsche vor; danach entfernte sich der Kasembe mit Würde, um die Geschenke anzusehen, wobei zwei Pagen seine Schleppe trugen. Zahlreiche Höflinge gingen ohne Ohren und Hände, Zeugnisse der Launen dieses Herrschers, der doch so ohnmächtig war, daß sich die Araber vor und mit ihm über seine eigne Schwäche lustig machten. Die Grausamkeiten dieses Kasembe hatten es seit Anfang der sechziger Jahre dahin gebracht, daß sein dicht bevölkertes Land bald menschenleer geworden war. Es ist also kein Wunder, daß, während Pereira (wohl etwas hoch) von 20,000 Kriegern sprach, Livingstone 1867 zweifelte, ob er auch nur 1000 Männer auf die Beine zu bringen vermöchte. Er war überhaupt arm geworden, da ihn auch die Elefantenjäger verlassen hatten, weil er mit ihnen unter keiner Bedingung den Gewinn teilen wollte. Er war auch seelisch arm: das böse Gewissen peinigte ihn, und wenn er von einem Manne zwei- oder dreimal träumte, ließ er ihn aus dem Wege räumen. Neuerdings scheint sich, nach Sharpe, Macht und Volkszahl des Kasembe wieder gehoben zu haben. Auch der Prunk des Hofes war bedeutend; namentlich fiel eine Anzahl von Männern in Leopardenfellen auf, geschmückt mit großen hölzernen Masken.

Die Abhängigkeit des Kasembe vom Reiche des Muata Jamvo ist öfters in Zweifel gestellt worden. Es kommen Unregelmäßigkeiten in der Tributzahlung vor, die wir durch die neueren Besucher auch bei anderen Tributstaaten des Lundareiches kennen gelernt haben. Nachdem der Kasembe drei Jahre lang keinen Tribut bezahlt hatte, sandte er im Dezember 1875 zum erstenmal wieder eine Karawane mit Sklaven, Kupfer und Salz nach der Mussumba. Die Ursache sollen Einfälle von Raubtieren in Kasembes Stadt gewesen sein, die Menschen zerrissen; worauf die Zauberer behaupteten, es sei das die Strafe für den Ungehorsam des Kasembe gegen den Muata Jamvo. In der Mussumba aber hörte Pogge folgende Erzählung darüber: Ein Muata Jamvo sandte eine große Expedition in Begleitung von vielen Großen nach Osten, um Salz zu suchen; und sie fand eine große Menge Salz. Zurückgekehrt, belogen sie aber ihren Herrn, weil sie fürchteten, er würde, wenn sie ihm das Salzland verrieten, sie zwingen, mit ihm dorthin zu ziehen; und sie wünschten nicht, ihr Land zu verlassen. Ein Sklave aber, der in ihrer Begleitung gewesen, erzählte dem Muata Jamvo von dem Salzland, und dieser erhob jenen zum Führer einer Streitmacht; damit eroberte er das Land und regierte es als tributärer Häuptling.

B. Die Innerafrikaner [illegible]

[illegible] Waganda und andere Bantuvölker [illegible] Quellengebiet des [illegible]

[illegible] den [illegible] Hirtenvölkern. [illegible] Die Wahuma [illegible] Skizze der [illegible]

[illegible] der Länder um die Nilquellseen [illegible] Waniodja und Warundi gliedert, tritt [illegible] des Tanganyika ein anthropologischer Unterschied [illegible] doppelt bedeutsam erscheint [illegible] zwischen Ansässigen und Nomaden wie [illegible] auch in seiner anthropologischen Grundlage klar [illegible] schon die ersten Besucher der Nilquellseeregion [illegible] den und [illegible] beherrschenden Hirtenvölkern. [illegible] sich aber in ihrer Gesamtheit von den [illegible] und in der Körperbildung edlere [illegible] Rassenmischung [illegible]

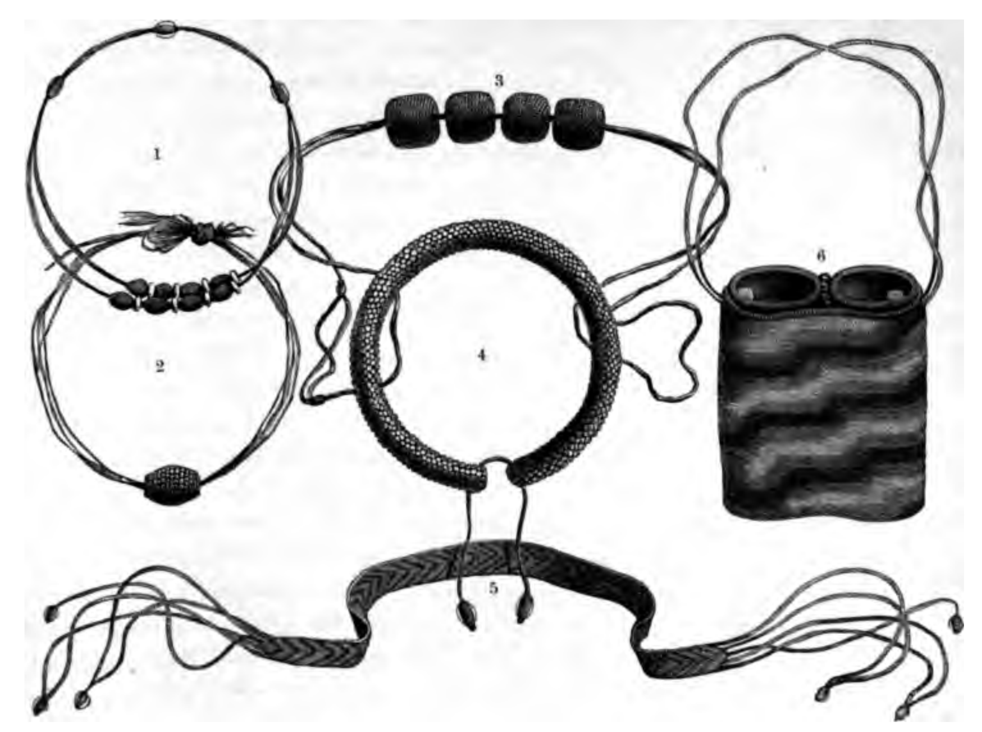
Wir empfangen [illegible] den [illegible] druck edlerer Menschenbildung [illegible] Ein Grenzgebiet [illegible] mäler mit lichteren [illegible] [illegible] rötlichem [illegible] [illegible] Knabe. [illegible] ihre [illegible] [illegible] schöner [illegible]



WAGANDA - KNABE

DINKA - MADCHEN

Uganda leben, von demselben Ursprung sind und einen Dialekt derselben Sprache sprechen. Diese und jene sind Neger von dunkel schokoladefarbener Haut und kurzem Wollhaar, von mehr als Mittelgröße, gut gebaut und kräftig. Die Wahuma, im Süden Watusi genannt, die an Zahl unzweifelhaft die zweite und manchmal als Herrscher die erste Stelle einnehmen, sind wie überall, wo sie auftreten, der eigentümliche Stamm, den wir im fünften Abschnitt kennen gelernt haben: hoch gewachsen, von ovaler Gesichtsbildung, schmalen Lippen und gerader Nase, dabei nicht locken-, sondern wollhaarig, die Frauen so hell und schön, daß die Häuptlinge der Waganda mit Vorliebe ihre Gattinnen aus ihnen wählen und selbst weit draußen im Westen, in



Schmucksachen und Geräte der Waganda: 1, 2, 3 und 4) Halsschmuck, 5) Gürtelband, 6) Doppelgefäß. (Ethnographisches Museum, Wien.)

Ruanda, die Araber sich fast wie mit ihresgleichen mit ihnen verbinden. Wo man sie auch findet, sind die Wahuma Hirten, die sich hauptsächlich von Milch und Fleisch nähren. Sie schließen sich streng gegen die anderen Stämme ab, leben in abseits gelegenen Dörfern, meist am Saume der Wälder, und mischen sich nicht leicht mit umwohnenden Stämmen. Dunkle Unterworfene, meist in Sklavenstellung, sind die Muddu in Uganda, die Witschwesi in Unyoro, die auf die frühesten Einwohner zurückgeführt werden, und denen oft eine besondere Zauberkraft zugeschrieben wird. Ihnen ähnlich ist der Stamm der Wasoga. Diese wanderten aus dem Lande Usoga in das östliche Uganda ein, wurden aber, so tapfer und kriegerisch sie auch sind, doch nach und nach von den Waganda unterjocht und ein großer Teil von Usoga einverleibt. Ihre Hautfarbe ist viel dunkler als die der Waganda.

*

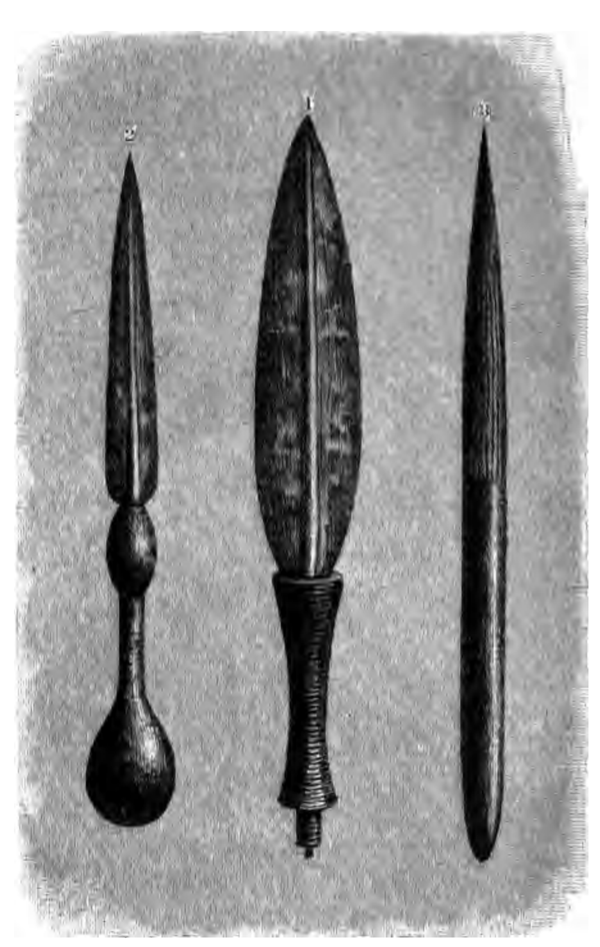
Die Waganda und Wanyoro unterscheiden sich von allen umwohnenden Stämmen durch ihre Kleidung; sie sind die einzigen Neger, die, ohne Arabern oder Europäern nachzuahmen, von

Kopf bis zu Fuß bekleidet gehen, und fallen dadurch so sehr auf, daß sie von nackt gehenden Stämmen der oberen Nilregion als Weiber bezeichnet wurden. Speke bezieht hierauf die angeblich bei den Nyam-Nyam erzählte Geschichte von einem Weibervolk. Die Gesetze in Bezug auf die Kleidung sind sehr streng, und wer immer, Mann oder Frau, sich auf der Straße nicht anständig gekleidet blicken läßt, verfällt der Todesstrafe. Kleidergesetze liegen überhaupt in der Überlieferung. Einer der wahnsinnigen Befehle Mtesas verfügte, daß jeder Mann eine Perlenschnur um das Handgelenk, jede Frau eine um den Leib tragen solle, und daß bei Unterlassung jenem die Hand abgehackt, diese entzwei geschnitten werden solle. Im Hause wird es nicht so genau genommen, die jüngeren Weiber legen da oft die Kleider ganz ab. Ebenso gehen die Männer unbekleidet bis auf ein Tuch um die Lenden in den Kampf. Das Nationalkleid ist der Mbugu, ein Rindenstoff, den die Männer als ein loses, wallendes Gewand tragen. Er wird auf der Schulter geknüpft, läßt beide Arme frei und fällt bis auf die Füße nieder. Bei den Frauen wird es unter den Armen dicht um den Körper befestigt. Über dem Mbugu tragen die Häuptlinge oft ein schön gegerbtes Fellkleid, wozu entweder eine ganze Ochsenhaut oder zwei aneinander genähte Ziegenfelle verwendet werden; die kostbarsten bestehen aber aus den glänzend dunkelbraunen Fellen einer kleinen Antilopenart, von denen 20—40 zu einem solchen Gewande nötig sind. In Unyoro und Usoga waltet das Fellkleid mehr vor als in Uganda; auch die Wahuma tragen mit Vorliebe Fellkleider. Neuerdings findet allmählich auch ausländische Kleidung Eingang im Volke, nachdem schon König Mtesa selbst den heimischen Mbugu mit der arabischen Tracht vertauscht hatte. In Ussui und Usindja haben die Baumwollstoffe das alteinheimische Ziegenfell und die Rindenstoffe verdrängt. Die Waschaschi am Ostufer des Nyansa umwinden den Leib nach Art der Wanyaturu mit Baststricken. In Form von Schmuck wird eine große Anzahl von Zaubermitteln, entsprechend dem starken Aberglauben, getragen. Hörnchen, mit irgend einem zauberkräftigen Gegenstand gefüllt, und die von den Hohen getragenen Halsringe aus den Schwanzhaaren der Giraffe, denen Zauberkraft zugeschrieben wird, spielen dabei eine Hauptrolle. Vielfach werden Sandalen aus Büffelhaut getragen, phantastischer Kopfputz, Turbane aus Baumwollstoffen oder farbigen Taschentüchern und aus Schnüren geflochtene Mützen.

Was den Reisenden beim ersten Anblick der Waganda in Erstaunen setzt, ist der völlige Mangel jeder Tättowierung oder Verunstaltung des Körpers. Auch haben sie nicht den Brauch des Ausreißens oder Feilens von Zähnen. Verstümmelungen sind, wenn nicht als Strafe verhängt, verboten und werden mit dem Tode bestraft. In dieser Beziehung stehen die Wanyoro tiefer als die Waganda, denn zwei Brandnarben an jeder Schläfe sind ihr Stammeszeichen, und die unteren Schneidezähne und wahrscheinlich auch die Eckzähne werden den Mädchen und Knaben ausgezogen, sobald sie mannbar geworden sind. Auch die Warundi kennen weder die Durchlochung der Ohren noch die Zahnverstümmelung. Vielmehr werden die Zähne sorgsam gepflegt. Beschneidung wird nur von den Bewohnern Londus, welche nach allen Angaben von Westen her eingewandert sind, und von den Waschaschi im Osten des Nyansa geübt, die auch Ohren und Zähne nach Masai-Art mißhandeln. Bei diesen soll auch Infibulation vorkommen. Die Waganda sind sehr reinlich, waschen sich viel und beschmieren nie ihren Körper mit Fett. Ihr Haar scheren sie meist dicht am Kopfe ab.

Im Hüttenbau, auch bei diesen Völkern durchweg im Kegelstil, gelangt man durch große Sorgfalt nicht nur zu feineren und haltbareren, sondern auch zu geräumigeren Konstruktionen. Größere Thüröffnungen und architektonische Hervorhebungen erhöhen das äußere Ansehen. An die Stelle der noch in Unyamwesi herrschenden cylindrischen Lehmhütten mit Kegeldächern treten bienenkorbförmige, sauber mit Gras belegte Hütten. Bis hinüber zu den Hochländern am Albert- und Albert Edward-See reicht diese bessere und geräumigere Bauweise. Emin Pascha

bewohnte in Mukungu eine Grashütte von 6 m Höhe und 8 m Durchmesser. Die arabischen und Suahelikaufleute haben sich ganz an diese Hütten gewöhnt. In der breiten Thür einer kegelförmigen Hütte, die von einem doppelten, zwei Höfe einschließenden Zaun umgeben ist, empfing König Mtesa seine Gäste. Und der Palast dieses Herrschers ist zwar ein scheunenartiger, über 30 m langer, nur aus Rohr und Stroh bestehender Bau; „aber wenigstens durch ihre Ausdehnung machen alle Räumlichkeiten einen höfischen Eindruck" (Stanley). Er ruht auf ungeheuern Pfeilern aus Baumstämmen. Eine Halle nimmt ungefähr zwei Drittel der Gesamtlänge des Gebäudes ein, auf beiden Seiten befinden sich lange, schmale Gemächer, und an der Rückseite folgt eine Anzahl kleinerer, viereckiger Zimmer, durch die man in die Palastgärten gelangt. Auch die Hütten der Wanyoro haben in der Regel eine gerundete Reifrockform ohne Aufsatz und sind innen zweiteilig. Ihre Umzäunungen wie die der Dörfer sind in dem wildreichen Unyoro, wo Löwen häufig sind und die wilden Büffel sogar geschont werden, aus sehr starken Dornhecken hergestellt. Auf jungen Lichtungen in den Urwäldern von Unyoro liegen die Hütten zwischen den mit Bananen, Cajaten und Lubien, gelegentlich auch mit Mais oder mit virginischem Tabak abwechselnd bepflanzten Neuäckern in Gruppen von dreien oder vieren; halbkugelig mit einem fast bis auf den Boden niedersteigenden Grasdach, das über der Thür durch Pfähle gestützt wird, sind dies flüchtigere Baulichkeiten, die nicht selten nach der Ernte verlassen werden. Wo Ruhe herrscht, wohnt man in Weilern, wie in Urundi, wo Kriege häufig sind, in Dörfern bis zu 120 Hütten, wie in Uha. Die runden Hütten der Wahuma stehen zu mehreren in einem Dornenzaun, den innen ein 1½ m hoher Damm aus Kuhdünger verstärkt, und man erkennt sie von weitem an dem Mangel der Bananenhaine und anderen grünen Pflanzungen, die die Dörfer der Ackerbauer umgeben. Die überall von selbst entstehenden, regelmäßig gestalteten Düngerhaufen bezeichnen noch lange die Stelle, wo einst eine solche Niederlassung stand. Die Hirtendörfer bestehen in der Regel aus mehreren derartigen Einzäunungen. Übrigens ist der negerhafte Zug zum Wechsel der Wohnstätten auch hier dem Aufkommen fester Wohnstätten abträglich. Die alte Hauptstadt Banda, in der Speke und Grant Mtesa sahen, ist verlassen und vollständig verschwunden, und eine oder zwei andere Städte sind dem gleichen Schicksal anheimgefallen. An ihre Stelle traten unter



1) Elefantenspeer der Waganda; 2) Messer der Schir; 3) Spitzkeule der Wanyoro, kommt auch bei den Bohr, Agahr und Dinka vor. (Nach Baker.) Vgl. Text, S. 263.

Mtesa zwei andere Hauptstädte, Rubaga und Nebulagalla. Die Salzstadt Katwe am Albert Edward-See im Lande Ankore wird auf 2000 Einwohner geschätzt.

Die Industrie dieser Völker zeugt von Sorgfalt im einzelnen, ohne sich durch neue Zwecke oder Formen beträchtlich über das Negerniveau zu erheben. An Originalität stehen zwar ihre Erzeugnisse hinter denjenigen des innersten Zentralafrika zurück; aber es ist derselbe Geist, dieselbe Geschmacksrichtung, die sich an denselben Stoffen versucht haben, aber in größerer Ruhe, inmitten eines sichereren Wohlstandes sich hier zu entfalten vermochten. Speke spricht einmal von einem Dorfe von Töpfern in Uganda, was auf Teilung der Arbeit hinweist. Ein natürlicher altüberlieferter Geschmack tritt in Farben und Formen hervor und wird vor allem nicht durch Überladung gestört. Die einfach geformten dünnen, nur am oberen Rande mit einem leichten Relief versehenen fast kugeligen Thongefäße der Wanyoro, innen und außen geschwärzt, außen dazu durch Hängen im Rauch wie mit Firnis überzogen, sind bei aller Einfachheit vortrefflich. Zwei Formen von Pfeifen sind im Gebrauch, eine mit rundem Kopfe, die nur wenig Tabak, und eine andere mit kegelförmigen Kopfe, die eine Handvoll oder mehr aufnehmen kann. Beide Arten von Pfeifen und die Trinkgefäße werden wohl auch durch Bemalung mit weißer oder roter Erde verziert. Erwägt man, daß alle diese Thonwaren ohne Benutzung der Drehscheibe hergestellt werden, so sind ihre regelmäßigen Formen geradezu bewundernswert (s. Abbildungen, S. 239 u. 240).

Die Flechtkunst erreicht einen hohen Grad von Vollendung. Die Bänder und Schnüre aus feinen Fasern, die in bunten Mustern geflochten werden, würden jeder hoch entwickelten Industrie und dem besten Geschmack Ehre machen. Vorzüglich schön sind die vierkantigen Schnüre, in die diese Bänder auslaufen, und die schwarzen und roten Zickzackmuster, die manche überflochtene Geräte, wie die zum Aufbewahren von Kleinigkeiten dienenden Doppelbüchsen, bedecken. Nicht minder ausgezeichnet sind ihre verzierten Körbe und Topfuntersätze. Aus Gras fertigt man große, flache, kreisrunde Körbe an, die wasserdicht sind und zum Auftragen der Speisen gebraucht werden. Aus den schmalen, jungen Blättern der wilden Dattelpalme werden kleine Deckelkörbchen für die unvermeidlichen Kaffeebohnen gearbeitet. Zur Herstellung der geflochtenen Röhren, woraus das heimische Bier getrunken wird, wird ein ausgehöhlter, gebogener Stock mit dicht anschließendem Flechtwerk aus verschieden gefärbten Dattelpalmblättern umgeben und am unteren Ende aus bunten Gräsern ein siebartiges Geflecht gebildet. Künstlerisch betrachtet ist das eine reizende und bewundernswerte Leistung. Die Matten, die zu jeder Hauseinrichtung gehören, werden aus Streifen von jungen Dattelpalmblättern geflochten und sind sehr geschmeidig. Selbst entlegene Stämme, wie die inselbewohnenden Wakerewe, flechten sehr geschmackvolle Muster in ihre Körbe (s. Abbildungen, S. 235 und 239).

Die Perlenarbeiten sind in Form und Farbenzusammenstellung gleich geschmackvoll. Die dickeren, dicht mit Perlen besetzten Leibringe, die mit einer einzigen Perlennuß verzierten Bast- und Faserschnüre, die glatten Früchte, die, auf einer Seite mit Perlen besetzt, zu Ketten aufgereiht werden: alles zeigt einen höheren Geschmack (s. Abbildung, S. 235). Die Holzschnitzerei der Wanyoro steht nicht auf der Höhe ihrer übrigen Industrie. Die feine Glättung des geschnitzten Holzes, wie man sie bei Völkern findet, die in Ermangelung von Eisen dem Holze um so größere Aufmerksamkeit schenken, fehlt hier, wie fast überall in Afrika. Die Hohen von Uganda tragen Spazierstöcke, die aus einem harten, weißen Holze geschnitzt, schön gerundet und poliert sind. Der König sendet hervorragenden Besuchern seinen Stab zur Begrüßung entgegen, ganz wie der König von Dahomeh (s. Abbildung, S. 245, Fig. 3).

Von der Industrie des Mbugu, des Rindenstoffes, haben wir schon gesprochen (vgl. S. 78, 236 und Band I, S. 91; s. Abb., Band I, S. 89). Wir tragen hier nach, daß sie ihn in

verschiedenen Mustern färben, gewöhnlich in einem in Schwarz aufgedruckten oder gefärbten Quadrat. Die schwarze Farbe wird aus dem Ruß eines wohlriechenden Holzes gewonnen. Große dunkellaubige Ficusbäume, die Rindenstoff und zur Not Brennholz liefern, sind um Dörfer herum angepflanzt. Nicht minder zeichnen sich diese Völker in der Zubereitung des Leders durch Schaben und Einfettung aus, wodurch die Häute weich und biegsam wie Handschuhleder werden. In Metallarbeiten sind die Schmiede von Uganda denen von Unyoro so weit überlegen, wie die von Unyoro den benachbarten, und in Ussui und Usindja fällt alle Metallarbeit einem an die Elkonono (s. S. 170) erinnernden Schmiedevolk der Warongo zu. Sie gewinnen ihr Eisen aus einheimischem Erz. Stahl kannten sie ursprünglich nicht. Speere, Glöckchen und Ringe verfertigen



Hausgeräte der Wanyoro: 1 und 2) Töpfe, 3 und 4) Schüsseln aus Holz, 5) Untersatz, 6) Eßkörbchen. (Ethnographisches Museum, Wien.) Vgl. Text, S. 238.

sie aus Kupfer, das aus Sansibar ins Land gebracht wird. Auch im Nachbilden europäischer Industrie-Erzeugnisse sind sie sehr geschickt und verändern z. B. Luntenschloß- in Perkussionsgewehre. Wilson sah gegossene Patronenhülsen aus Messing, die erstaunlich genau und glatt gearbeitet waren. Balula aus Fatiko, der lahme Waffenschmied des Königs von Unyoro, besserte in der Gefangenschaft zu Dufileh alle Gewehre der Ägypter aus.

Die wenigen Werkzeuge sind einfach; zum Bearbeiten des Bodens dient allgemein die Hacke, Nkumbe, ein herzförmiges, an einem gekrümmten, ungefähr 1 m langen Stiele befestigtes Werkzeug mit einem langen Stachel am breiten Ende. Mit einem sichelförmigen Haumesser wird Papyrus gelichtet. In abgelegenen Gegenden, bei den Wanyaturu und Wakara, findet man eine Hacke mit schaufelförmiger Holzklinge. Der Ackerbau wird hauptsächlich von den Weibern besorgt, und nur in der Not stehen ihnen die Männer bei. Im dichter bevölkerten Uganda, das besser bebaut ist als Unyoro, sind die Gärten durch hohe Zäune von der Straße abgegrenzt und außerordentlich sauber gehalten. Die einzelnen Pflanzen werden in verschiedene Beete gesäet und fleißig von Unkraut befreit. Tabak wird eng in kleinen Beeten gesäet, wonach

später die heranwachsenden Setzlinge versetzt und reihenweise gepflanzt werden. Der Flaschenkürbis überzieht an Holzspalieren die Hüttenwände.

Die Waganda, besonders die der unteren Klassen, nähren sich hauptsächlich von Pflanzen, worunter die Banane die erste Stelle einnimmt. Die Banane wächst überall und ohne viel Pflege; sie muß seit langer Zeit hier eingebürgert sein. Verschiedene Arten haben besondere Benennungen; manche werden abgekocht, andere geröstet, aus einigen gewinnt man Wein; auch schneidet man sie in Scheiben, dörrt sie an der Sonne und hebt sie für Zeiten der Teuerung oder als Reiseproviant auf. Neben der Banane bildet die gleichfalls in großen Mengen angebaute süße Kartoffel das Hauptlebensmittel der Eingeborenen. Außer diesen Pflanzen ziehen die Waganda noch Colocasia antiquorum, Helmia bulbifera, verschiedene Bohnenarten, zwei oder drei Sorten Kürbisse, eine Art Solanum, Zuckerrohr, eine Art roten Spinat, Kassawa, Mais, Hirse, Sesam, Reis und Weinreben. Der Kaffeebaum wird in ausgedehntem Maße kultiviert, doch sind die Bohnen sehr klein. Uhaiya, durch ein tiefes Thal von dem westlich liegenden Karagwe getrennt, ist berühmt als das Haupterzeugungsgebiet des Tabaks und Kaffees. Tabak wird von den Wahaiya in Masse nach Karagwe, Uganda und bis zu den Kitsch ausgeführt; in allen Teilen der Länder um den Ukerewe findet man diese Händler. Die Araber haben außerdem Zwiebeln, Paradiesäpfel, Guajavas, Granatäpfel und Mohn eingeführt, wozu von Ägypten Rettiche und Hibiscus esculentus, der arabische Bamia, gekommen sind. Während Geflügel und Eier nur selten genossen werden, ißt man in Unyoro sogar das Fleisch der Tigerkatze. Am Nyansa und auf den Inseln dienen die vielen Arten von Fischen im See als Hauptlebensmittel, vom winzigen Mukeni, einem Fischchen von der Größe des Weißfisches, an bis zu dem mächtigen Kambari, der oft ein Gewicht von 50 und mehr Kilogramm erreicht. Einige Arten werden getrocknet und gegen Kaffee oder andere Produkte vertauscht. Die bei den Waganda gebräuchliche Art des Kochens ist scharfsinnig. Beim Kochen der Bananen legen sie ein großes Blatt der Pflanze auf das Wasser in den Topf und darauf die Früchte, so daß die Bananen nur in Dampf gekocht werden; und Fleisch oder Fisch wickeln sie fest in ein junges Bananenblatt, das sie einige Augenblicke über das Feuer gehalten haben, um es biegsam zu machen. Gutes Salz ist in Uganda eine große Seltenheit; das gewöhnlich benutzte ist schmutzig grau und bitter, wogegen in Unyoro, westlich vom Luta Nsige-See, sehr viel besseres vorkommt. Vor und nach dem Mahle wäscht man sich die Hände, es werden Pfeifen gebracht und Kaffeebohnen zum Kauen herumgereicht. Wer in Uganda weiß, was sich schickt, trägt stets einige Kaffeebohnen bei sich und bietet sie den Bekannten beim Begegnen zum Kauen an. Während der Mahlzeit trinken die Waganda niemals, aber am Schlusse nehmen sie Wasser oder den aus reifen Bananen bereiteten Pisangwein in großen Zügen zu sich. Das in großen Flaschenkürbissen aufbewahrte Getränk heißt ungegoren Mubisi, gegoren Mwengi, mit gekochter Hirse vermengt Malwa. Mlamba ist ein schwaches, auf ähnliche



Eine Schüssel der Wanyoro, aus Thon. (Ethnographisches Museum, Wien.)



Eine Fußfalle der Waganda; kommt auch bei den Schuli und (als Gazellenfalle) in der arabischen Wüste vor. (Ethnogr. Museum, Wien.) Vgl. Text, S. 265.

Weise zubereitetes Bier. Die Bereitung von Bananenwein ist immer das erste Geschäft, sobald ein Lager geschlagen, eine Gesellschaft versammelt ist. Da der Wein leicht ist, genießt man ihn in großen Quantitäten, und da er so leicht herzustellen ist, kann ihn selbst der Ärmste im Überfluß haben. Speke nannte Uganda „ein Pombe trinkendes Land"; bei seinem Empfang in Mtesas Palast tranken die Königin und die Würdenträger aus dem Troge, weil ihnen die Becher den Trank nicht rasch genug einbrachten. Trunkenheit ist besonders in den oberen Klassen häufig. Unmäßiges Essen ist ebenfalls ein verbreitetes Laster. Felkin wurden Männer gezeigt, die eine ganze Ziege auf einen Sitz verzehrt haben sollen. Nicht minder groß sind sie im Rauchen; und zwar stehen hierin die Frauen den Männern nicht nach. Der sehr gute Tabak von Uganda wird immer rein, ohne Beimischung fremder Stoffe, verwendet; dabei wird er nicht in Kuchen geformt, sondern vom Blatt gebraucht.

Die Haustiere in Uganda sind Rinder, Schafe, Ziegen, Hunde und Katzen. Die Wahuma, die eigentlichen Besitzer des Rindviehes, züchten eine stark gebaute Rasse, dieselbe, die man in Abessinien und bei den Galla findet, und die vom Sanga-Rind (s. Abbildung, S. 165) stammt, meist Tiere von brauner oder eisengrauer Farbe. Die Rinder sind von Natur sehr großhörnig, aber oft hornlos, weil man ihnen die Hörner beim ersten Aufgehen brennt, um ihnen das Gehen in hohem Grase und durch wirres Gestrüpp zu erleichtern. In Ukerewe begegnet man zuerst der eigentlich ostafrikanischen Zeburasse. Zu Geschenken verwendet man dagegen ungemein großhörnige Tiere; auch König Kabregas Herde, deren Stärke Emin Pascha auf 1500 Stück angibt, bestand aus Großhörnern. Bloß Männer dürfen melken, keine Frau darf das Euter einer Kuh berühren. Schafe (Somalrasse) gibt es wenig, häufig sind dagegen Ziegen. Das Geflügel sieht elend aus, denn es wird nicht gefüttert. Hunde werden hauptsächlich zur Antilopenjagd gehalten. Die Waganda sind eifrige Jäger. Viele betreiben die Elefantenjagd gewohnheitsmäßig. Drei oder vier Jäger vereinigen sich dazu und greifen die Tiere kühn und kaltblütig mit ihren Speeren (s. Abbildung, S. 237, Fig. 1) an: eine Jagdmethode, die zahlreiche Opfer fordert. Büffel, die in Unyoro als heilig betrachtet und darum geschont werden, fängt man mit einem Kranze von dornigen Zweigen, der mit einem Seil an einem schweren Holzklotz befestigt ist und unter dem Druck des darauftretenden Fußes durchbricht, so daß das in seinen Bewegungen gehemmte Tier dem Jäger nicht entkommen kann (s. Abbildung, S. 240 unten). Die kleineren Antilopen werden oft von der ganzen Dorfgemeinde im Treibjagen mit Hilfe von etwa 1 m hohen, starken Netzen gefangen. Wildgänse fängt man am Großen Nyansa mit Schlingen. Der Fischfang wird von den Insel- und Uferbewohnern eifrig betrieben. Gewöhnlich fischen sie mit der Angel; die Haken sind klein und ohne Widerhaken, und die sehr feinen und festen Angelschnüre bestehen aus den Fasern einer Aloeart; auch Legangeln kommen in Anwendung. Außerdem sind Reusenkörbe gebräuchlich, die, acht oder zehn an der Zahl, seitlich aneinander gebunden, in den See gefahren und mit Steinen beschwert versenkt werden. Nach einiger Zeit zieht man sie ans Land mit langen Seilen, woran dicht vor den Körben Zweige angebracht sind, damit die Fische beim Seichterwerden des Wassers nicht entkommen können.

Waganda und Wanyoro sind sehr gut bewaffnet (s. Abbildung, S. 237, Fig. 3). Die Waffen sind Speere von guter Arbeit, mit langer, in verschiedenen Gegenden verschieden gestalteter Spitze und meist mit übergreifender Zwinge und schön geglättetem, langem Schaft. Im Süden sind leichte Wurfspeere üblich, die in Uha wohl den suluähnlichen Wangoni entlehnt sind. Sie tragen lange, ovale Schilde, die aus leichtem Holz gefertigt, etwas gewölbt und mit den dünnen Zweigen einer Schlingpflanze lose überflochten sind und den Körper fast ganz decken. In der Mitte sind die Schilde erhöht und, um das Gewicht zu vermindern, innen ausgehöhlt; an der Rückseite ist ein Henkel aus Weidenzweigen angebracht, oft wie eine Eidechse

oder sonst ein Tier geformt. Außer den Speeren gebrauchen die Waganda selten, die Wanyoro häufig **Bogen und Pfeile.** Die ziemlich großen Bogen, die an die Obernilform (s. Abbildung, Bd. I, S. 670) erinnern, sind schwer biegsam, die Pfeile ungefähr 1 m lang, oft mit furchtbaren Widerhaken versehen und vergiftet. Neben Pflanzengiften ist die Vergiftung mit Totenknochen und Teilen verwesender Leichname bekannt. Man hat Köcher aus Leder und Bambus, bewahrt auch die Pfeile in länglichen Kalebassen. Geschickte Schützen können mit einem Pfeil auf mehr als 30 m sicher treffen. Außer ihren heimischen Waffen besitzen die Waganda und Wanyoro jetzt eine beträchtliche Anzahl Flinten.

Hier mögen einige allgemeine Worte über die verschiedenen **Schildformen** gestattet sein, die auf engem Raum am oberen Nil und im Gebiete der äquatorialen Seen vorkommen. Sie lassen sich in zwei große Gruppen teilen: a) **geflochtene** und b) **aus Haut gefertigte.** Für jene mag der Schild der Sandeh, für diese der Sulusschild als Muster dienen. Jener besteht aus einem Geflecht von schwarzem und weißem Rohr, dem am Rande ringsum zur Befestigung ein überflochtener Stab eingefügt ist. Die weißen Flechtstreifen bilden geometrische Figuren an der Innen- und Außenseite. An der Innenseite ist ein rechteckiges schwarzes Griffbrett, mit weißem Rohr durchflochten, mit Rohrbändern angebracht. Ähnlich, aber roher sind die am Rande mit Fell besetzten Schilde der **West-Sandeh** gearbeitet. Der Schild von **Unyoro** ist ein spitz elliptischer, flach gebogener Holzschild mit spitzem, kegelförmigem Nabel, an der Innen- und Außenseite mit Rohr überzogen und am Rande mit Fell besetzt. Am anderen Ende dieser Reihe steht der Schild der **Schuli**, der, ein verbesserter Sulusschild, aus einem Stück dicker Haut besteht; er ist rechteckig, an den Langseiten leicht ausgeschweift und aufgewulstet, und an der Hinterseite läuft ein mit Federbusch gezierter Stab, der mit Fellstreifen umflochten, mit Eisenbändern befestigt und manchmal mit Eisenringen geschmückt ist. Der Faustschild der **Turkaná** (s. Abbildung, S. 262, Fig. 2) ist ebenfalls nach dem Muster des Sulu- oder Schulischildes gebaut: dicke Haut, rechteckig, seitlich ausgeschweift, fellüberflochtener Stab mit zwei ebenfalls aus Fell geflochtenen Griffen an der Hinterseite, das Ganze am Oberende mit Eisenringen geschmückt. Die eine dieser zwei Grundformen geht durch ganz Ostafrika vom oberen Nil bis zur Südostspitze, während die andere Beziehungen zum oberen Kongo und sudanische andeutet.


Ein Schild der Wanyoro. (Ethnographisches Museum, Wien.)

Die Bedeutung der Waganda als Nation beruht hauptsächlich auf ihren **kriegerischen Einrichtungen.** Jeder Mann, der Schild und Speer führen kann, ist Soldat. Wenn der König mit dem Rat einen Zug beschlossen hat, so wird die große Kriegstrommel gerührt, und am folgenden Morgen versammeln sich Haufen zum Kampfe gerüsteter Krieger vor dem Palast. Die gewöhnlichen Kleider haben sie bis auf ein Lendentuch abgelegt und die Gesichter weiß oder rot gefärbt. In Unyoro tragen die Krieger als Kriegszeichen ein Bananenblatt oder ein Stück Rindenzeug um die Stirn. Der König steht vor dem Palastthor, mit einem Schild und zwei kupfernen Speeren bewaffnet, die nur der König und die vornehmsten Häuptlinge tragen dürfen, um ihn seine Großen. Jede Abteilung kommt tanzend und schreiend auf den König zu und schwört ihm mit Angriffsgebärden Treue und Rache an seinen Feinden. So bildet sich um den König nach und nach ein mächtiges Heer. Dann ruft der König die Häuptlinge auf, die die

Streitmacht zu befehligen bestimmt sind, und gibt ihnen seine Aufträge. Darauf löst sich die ungeheure Versammlung auf. Die Führer lassen nun die verschiedenen Butongoli, die die Streiter zu stellen haben, kommen; es wird bestimmt, wieviel jeder aufbieten, wann und wo er mit den anderen zusammentreffen soll; die einzelnen Truppenteile marschieren ab, und so bricht allmählich das ganze Heer nach dem Kriegsschauplatz auf. In der Schlacht trägt jeder Mann zwei oder drei Speere; in ungeordneten Massen rücken die Krieger tanzend und mit gellendem Geschrei gegen den Feind vor; wenn sie nahe sind, schleudern sie einen oder zwei Speere und kämpfen mit dem dritten Mann gegen Mann. Die Gefangenen fallen selbstverständlich in Sklaverei, falls nicht jeder Gefangene getötet wird; dann besteht die Beute nur noch in Herden. Außer dieser Landwehr bildet die Polizei ein stehendes Heer, das in Unyoro etwa 1000 Mann stark ist, im Frieden den König umgibt, vom Raube lebt und in seine Reihen jeden weggelaufenen Sklaven, jeden Verbrecher oder lässigen Schuldner willig aufnimmt. Stanley fand auf seinem Rückzug diese Truppen sowohl am Westufer des Albert-Sees als am Nordostufer des Albert Edward-Sees, in beiden Fällen als raubende, weithin gefürchtete Grenzer, unter dem Namen Warasura. Er hat uns auch eine merkwürdige Schilderung eines Kriegszuges des Königs Mtesa gegeben. Zuerst die Hilfstruppen, darauf die auserlesenen Krieger mit dem Kriegsruf: „Kavya, Kavya" (Mukavya; vgl. unten, S. 249) und dann die Leibgarde, in deren Mitte der König und sein erster Minister marschierten. Mitten unter den später folgenden Truppen befand sich auch der große Harem Mtesas. Jede einzelne Truppenabteilung war an dem ihr eigentümlichen Trommelschlag erkennbar; sie marschierten schnell, „es ist ihre Gewohnheit, sich stets im Trabe zu bewegen, wenn sie irgend etwas Kriegerisches unternehmen". Mtesa hatte bei diesem Kriegszuge sein Gesicht feuerrot bemalt. Um die schrecklichen Muzimu oder bösen Geister zu besänftigen und geneigt zu machen, ist es gebräuchlich, vor dem Beginn einer Schlacht alle die wirksamen Zaubertränke oder Zaubermittel Ugandas vor den Monarchen zu bringen, damit er sie mit seinem Zeigefinger berühren oder wenigstens auf sie hinweisen möge. Während der Schlacht singen die Zauberer und Zauberinnen ihre Beschwörungsformeln ab und heben ihre Zaubermittel vor dem Feinde hoch empor. Stanley schätzte eine gegen die Wasoga aufgebotene Armee auf 150,000 Mann und 100,000 Weiber und Kinder, wahrscheinlich nach seiner Gewohnheit übertrieben.

Die Waganda besitzen eine große Flotte von Kriegskanoes, die an die zahlreichen Inseln nahe am Ufer von Uganda verteilt sind, so daß der Häuptling einer Insel zwei oder mehr Kanoes unter seiner Obhut hat. Manche dieser Kriegskanoes fassen 40 Mann, und alle sind gut gebaut. In jedem befindet sich eine Anzahl von Kämpfern und gewöhnlich halb soviel Ruderer, durch Schilde gedeckt. Den Kriegskähnen wird ein gebogenes, an der Spitze mit einigen Antilopenhörnern geschmücktes Vorderteil angefügt, von dem aus eine Franse von Gras zum Bug hinüberführt. Manches erinnert an malayisch-polynesische Fahrzeuge. Gesteuert wird das Schiff von den zwei letzten Ruderern im Stern. Die Waganda besaßen in ihrer guten Zeit vielleicht 500 Kähne, der größte 20 m lang, die insgesamt mit 8600 Ruderern und Schiffern bemannt waren, aber zu Landungszwecken 16—20,000 Mann beherbergen konnten. Speke sah bei den Wanyoro nur Einbäume. Emin Pascha beschreibt kleinere Auslegerbarken, die er bei Rubaga sah. Statt des Schnabels wird auch ein langer, dreieckiger Sporn angebracht, wahrscheinlich um das Eindringen in das Schilfgebüsch zu erleichtern.

In der Charakteranlage tritt so gut wie in den sonstigen geistigen Fähigkeiten eine höhere Entwickelung uns entgegen, als wir sie bei manchen anderen Afrikanern finden; allein so groß ist der Abstand doch noch nicht, daß er mit kurzen, klaren Worten bezeichnet werden könnte. Man kann sich wohl sagen, daß diese Höhe der Gesamtkultur, diese auf größere Menschenwürde

unbewußt hinstrebende Neigung zu Ordnung und Reinlichkeit, die sorgfältigere Regierung, die bessere Armee und so vieles andere nicht auf rein geistiger Basis so aufgewachsen sein können, sondern daß auch mindestens etwas mehr von Stetigkeit und Festigkeit in den Charakteren sein müsse. Aber es ist das alles leichter an den Früchten zu erkennen, als in Worte zu fassen.

Der hoch entwickelte Sinn für Geselligkeit, den man bei diesen Völkern findet, wird von ihrer Vorliebe für Musik unterstützt. Sie mögen hierin keine größeren Künstler sein als andere Afrikaner, aber sie pflegen sie in größerem Stil und mit mannigfaltigeren Mitteln. Sie haben regelrechte Musikbanden; bei Mtesas Empfängen spielten zwölf Flötisten und fünf Trommler auf. Das wichtigste Instrument der Waganda ist die Harfe, Nanga, mit einem Resonanzboden aus Holz, der gewölbt, mit einer Tierhaut überzogen und mit 6—8 Darmsaiten überspannt ist. Das Instrument wird mit den Fingern gespielt. Einige große Trommeln von besonders schönem Ton, wovon einzelne das Werk früherer Könige sind, befinden sich im Besitz der Fürsten. Jede hat ihren eignen Namen, wird sorgfältigst bewacht und nur bei feierlichen Gelegenheiten gebraucht. Die Madinda, in der Regel von Knaben gespielt, ist eine Marimba ohne die Resonanz-Kürbisse. Flöten, aus Schilf oder dem Stiel einer doldentragenden Pflanze, und Hörner aus den Hörnern des Rindviehes und der Antilopen, die man von der Seite bläst, sind weitere beliebte Instrumente. Außer diesen Musikinstrumenten erklingen noch um Hand- und Fußgelenke befestigte kleine eiserne Glöckchen beim Tanz. Flaschenkürbisse, mit trockenen Erbsen gefüllt, gehören als Rasseln zum Apparat der Wunderdoktoren. Bestimmte Weisen werden bei besonderen Gelegenheiten gesungen oder gespielt.

Den Gesang begleiten die Waganda gewöhnlich mit der Nanga oder Harfe. Es gibt Sänger von Beruf, die vom König und den Häuptlingen am Hof gehalten werden. Beim Singen improvisieren sie Anspielungen auf Tagesereignisse oder anwesende Personen. Manche ihrer Gesänge verherrlichen den König oder große Häuptlinge, andere sind Kriegslieder, wieder andere Totenklagen. Wir geben (nach Wilson) zwei Proben: einen Gesang zum Preise Mtesas und eine Klage um tote Häuptlinge.

I.

Deine Füße sind Hämmer,
Du Sohn des Waldes[1].
Groß ist die Furcht vor dir,
Groß ist dein Zorn;
Groß ist dein Friede,
Groß deine Macht.

II.

Der du die Menschen trennst![2]
O Sematimba!
Sie opferten Ziegen;
Sie opferten Ziegen umsonst für ihn.
Der Sohn des Königs,
Er ist nicht stolz,
Reichlich schenket er Palmenwein.
Lubinga, Lubinga!
Er, von dem ich rede,
Er ist nicht stolz,
Denn reichlich schenket er Palmenwein.
Mkwenda, Mkwenda!
Der in Chikongi[3] weilt.
Er, von dem ich rede,
Er ist nicht stolz,
Denn reichlich schenket er Palmenwein.

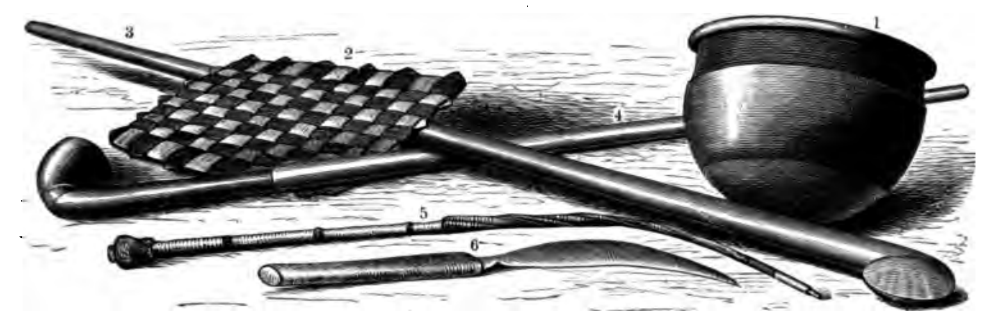
Die jungen Männer von Uganda sind geschickt im Ringkampf. Sie beginnen jedesmal damit, den Gegner nur mit der rechten Hand zu fassen, während sie die linke auf dem Rücken halten, bis sie einen festen Griff gethan haben; dann kommt auch diese ins Spiel. Die Kriegstänze mit Speer und Schild gleichen denen der Sulu.

Im Zahlensystem besitzen bis 1000 die Zahlen eigne Namen (s. S. 16). Bei Botschaften und Erzählungen unterstützen die Waganda ihr Gedächtnis durch Auflegen von Stäbchen und

[1] Der Sohn des Waldes ist der Löwe, das Symbol der Königswürde. — [2] Umschreibung für Tod. — [3] Chikongi ist der Begräbnisplatz des Mkwenda.

dergleichen. Als sich Speke der Hauptstadt Ugandas näherte, kamen ihm königliche Pagen mit drei Stäben entgegen, deren jeder einen Wunsch des Königs bedeutete. Der erste meinte sein im Traume vom Geist eines Verstorbenen geplagtes Haupt, der andere das Verlangen nach einem kräftigen Reizmittel, der dritte den Wunsch nach einem Mittel, die Unterthanen in Furcht zu erhalten. In derselben Weise zählte an drei Stäbchen die Königin-Mutter ihre Klagen auf.

Die Regierung der Waganda und Wanyoro ist so, daß der Theorie nach der König das ganze Land beherrscht, doch ist dies nicht viel mehr als eine Scheinregierung, denn in Wahrheit gehört das Land den obersten Häuptlingen des Reiches. Zu Mtesas Zeit verkörperten sie den Widerstand des Volkes gegen fremde Einflüsse, und Muanga fürchtet sich vor ihnen, wenn er Neues einführen möchte. Wenn nun auch das Königtum in Wirklichkeit beschränkt ist, so kommt ihm doch eine imposante Stellung im Äußerlichen, im Formalen zu. Der Masse des Volkes steht der Herrscher als unbeschränkter Gebieter gegenüber, denn er verfügt frei über Leben und Tod und fühlt sich nur im engen Kreise der obersten Höflinge gebunden. Diese Gebundenheit, die durch Naturen von Herrscherkraft sehr weit eingeengt werden mag, nimmt den Fürsten dieser



Wagandageräte: 1) irdener Topf, 2) Matte, 3) Häuptlingsstock, 4) Pfeife, 5) Geflochtenes Saugrohr für Wein, 6) Messer. (Robert W. Felkins Sammlung in Edinburg.) Vgl. Text, S. 238.

Länder nichts von dem Hochgefühl ihrer Würde, auch wenn sie sich von Europäern bestechen lassen. Mit Recht rief der Araber Nasib Speke zu: „Diese Wahumakönige sind nicht wie die, die Ihr in Unyamwesi und sonstwo saht; sie haben Offiziere und Soldaten gleich dem Sultan von Sansibar.“ Dieser hohen Stellung des Königtums entspricht der apologetische Charakter seiner sagenhaften oder besser märchenhaften Geschichte, der von solcher Stärke ist, daß selbst der kluge König Rumanika von Karagwe schon über seinen Vater und unmittelbaren Vorgänger in den fabelhaftesten Phantasien schwelgte. Ja sogar von sich selbst behauptete Rumanika wunderbare Dinge. So erschien vor ihm und seinen zwei Brüdern nach dem Tode ihres Vaters eine ganz kleine Zaubertrommel, die an sich federleicht, aber so sehr mit Zaubern erfüllt war, daß nur der sie aufheben konnte, den die Geister als den rechtmäßigen Erben bezeichnen wollten. Rumanika hob sie natürlich mit dem kleinen Finger, während sich seine Brüder vergebens bemühten. Ferner erzählte er, daß sich jeder Thronerbe, ehe er sein Reich antrete, an einer bestimmten Stelle auf die Erde setze, worauf sie sich gerade hier wie eine Säule erhebe. Sei er rechtmäßig, so sinke sie langsam wieder herab; im entgegengesetzten Falle aber stürze sie zusammen und zerschmettere ihn.

Das Hofzeremoniell nimmt sowohl in Uganda als in Unyoro einen übertriebenen Raum ein. Dem Charakter der Oligokratie gemäß darf sich das Volk dem König nur bei besonderen Gelegenheiten nahen; aber von den höchsten Würdenträgern umgeben einige ihn fast beständig, und ein Teil der Häuptlinge ist sogar gezwungen, am Hofe zu leben. Läßt sich der König herab, Fremde in seine Gegenwart zuzulassen, so geschieht das mit großem Pomp. „Als ich den ersten

Hof passiert hatte", schrieb Speke über seinen Empfang bei König Mtesa, „war ich erstaunt über die ungewöhnlichen Zeremonien. Hofleute von hoher Stellung, die aufs sorgfältigste gekleidet waren, traten vor, mich zu begrüßen. Männer, Weiber, Hunde, Ziegen sah ich an Stricken vorüberführen. Männer trugen Hähne und Hennen in den Armen; kleine Pagen mit Schnurmützen rannten mit Botschaften umher, die sie mit einem Eifer bestellten, als ob ihr Leben von ihrer Schnelligkeit abhinge, und jeder hielt seinen Fellmantel fest um den Körper, damit nicht zufällig seine nackten Beine zum Vorschein kommen möchten." Tanzende Musikanten führten dann den Zug in die Halle, wo der König auf dem Throne saß, auf drei Seiten von Höflingen umgeben, die im Staube kauerten, in seiner nächsten Nähe die vertrauten Höflinge, einige Zauberinnen und das Symbol Ugandas: Weib, Hund, Speer und Schild. Vor ihm waren Leopardenfelle, Zeichen königlicher Würde, ausgebreitet, und die kostbarsten Trommeln des Palastes standen zur Schau. Der weiße Mann saß eine Stunde, gaffend und begafft, bis sich der König mit der Frage erhob, ob er ihn gesehen, und sich mit dem „dem Löwen abgesehenen, nach auswärts gespreizten Schritt entfernte, der in Uganda für majestätisch gilt", auf Speke aber nur den Eindruck des Watschelns machte. Eine spätere Audienz wurde durch Hunderte der königlichen Weiber verschönert, von deren Reizen indessen alle Unterthanen Ugandas ihre Augen streng abwenden mußten. Den nächsten Morgen fand Speke in seiner Hütte 20 Kühe und 10 Ziegen als Gastgeschenk des Königs, der ihm herablassend sagen ließ, daß er ihm wohl gefallen. Der Zauberkreis, in dem alle Waganda leben, ist doppelt stark um ihren König gezogen, er wandelt und handelt in einer Wolke von Unsinn. Nichts darf unentzaubert ihm gereicht werden, was seine Hände berühren sollen. Durch Wischen mit Hand und Gesicht zieht der Träger den Zauber heraus. Daher ist das Darbringen unter diesen Zeremonien ein wichtiges Geschäft, und in den Audienzen drängen sich Weiber, Kühe, Ziegen, Geflügel, Schalen mit Fischen, Körbe mit kleinen Antilopen, Stachelschweine, seltsame Ratten, die seine Jäger gefangen, Rollen Mbugu seiner Zeugverfertiger, Farberden, Stäbe und andere Zaubermittel seiner Magier, was alles auf diese Weise entzaubert und dargebracht werden soll.

Den Hofstaat und Rat des Königs setzen fast nur die Wakungu oder Adligen zusammen. Die Würde der drei leitenden Wakungu ist erblich. Der erste Beamte des Staates aber nach dem König ist der Katikiro oder Reichskanzler, der vom König ernannt wird und sein Amt behält, solange es dem König beliebt. Er hat den Vortritt vor allen anderen Großen sowie im Rate den Platz an der Seite des Königs. Außer diesen Persönlichkeiten leben noch zwei von hoher Bedeutung am Hofe, der erste Brauer und der Hauptkoch. Sie nehmen eine hervorragende Stellung am Hofe ein, sitzen nahe beim König und beteiligen sich am Großen Rat. Dieser Große Rat, Luchiko, ist die eigentliche regierende Macht im Staate. Er besteht aus dem König, dem Katikiro, den Wakungu und obersten Watongoli, ferner dem Oberkoch, der zum Katikiro aufrücken kann, dem Brauer und einer oder zwei anderen Hofkreaturen. Unter gewöhnlichen Umständen versammelt sich der Rat täglich und bringt einige Stunden mit der Beratung der Staatsangelegenheiten zu. Die Häuptlinge haben das Recht, seine Berufung zu verlangen. Wenn auch in geringfügigeren Dingen der König willkürlich handeln kann, muß er doch in allen wichtigen den Rat befragen, und wenn Häuptlinge und Rat vereinigt etwas begehren, so würde kein König wagen, es abzulehnen. Alle Häuptlinge haben drei Monate nacheinander in der Umgebung des Königs zuzubringen; die übrigen neun Monate des Jahres dürfen sie auf ihren Landgütern leben. Doch wohnen die meisten Wakungu und die höchsten Watongoli beständig in der Hauptstadt, wenn sie nicht auswärts im Kriege sind.

In politischer Beziehung kann man die Waganda in vier Klassen einteilen: in Sklaven, Wakopi oder Bauern, den Grundstock der Bevölkerung, Watongoli oder Häuptlinge zweiten

Ranges und Wakungu, Häuptlinge ersten Ranges. Die Wakopi sind in vieler Beziehung die wichtigste Klasse, teils wegen ihrer großen Zahl, teils weil sich aus ihnen das gefürchtete Heer zusammensetzt. Aus ihren Reihen rekrutiert sich die zweite Rangklasse der Häuptlinge, und die Söhne der Watongoli werden, da die Würde nicht erblich ist, wieder Wakopi. Die Watongoli, die Häuptlinge zweiten Ranges, verwalten Provinzen unter der Herrschaft der Wakungu und haben in Kriegszeiten eine bestimmte Anzahl Soldaten zu stellen. Durch diese Hierarchie von Beamten oder Höflingen, die beständig in Bewegung von und nach dem Sitze der Regierung sind, wird der innere Zusammenhang in der Verwaltung des Landes fester. Der König oder seine Ratgeber wissen, was im Lande vorgeht, und haben die Mittel, bis in die Peripherie kräftig zu wirken. „In Uganda geht nichts verloren", sagt Emin Pascha, und in der That erhielt er alle seine in und bei Rubaga vermißten Dinge wieder, ehe er noch Mtesas Gebiet verließ. Die Europäer und Ägypter haben in Uganda und Unyoro Wunder von Wachsamkeit erlebt. Emin Bey befand sich 1876 einige Schritte von Stanley und Mason und keiner erfuhr von dem anderen. Das Herannahen des Krieges zwischen Unyoro und Uganda war Junker und Vita Hassan, die in Unyoro weilten, ganz unbekannt geblieben. Der Handel ist in Unyoro so fest geregelt, daß, als Vita für ein Huhn 5 Muscheln mehr als üblich gegeben hatte, Kabrega ihm sagen ließ, er möge nichts über seinen Wert bezahlen, um den Markt nicht zu stören. Alle diese Häuptlinge sind durch ihren Rang Richter in ihren Gebieten, doch müssen die wichtigeren Fälle vor die obersten Wakungu oder den König selbst gebracht werden, an dessen Schiedsspruch der Angeklagte appellieren kann. Die Häuptlinge haben einen besonderen Richter, während die zahllosen Prozesse der niederen Leute von Unterbeamten des Katikiro entschieden werden. Es gibt natürlich kein Gesetzbuch, nach welchem die Streitfragen entschieden werden; doch bestehen gewisse Gesetze, nach denen das Urteil gefällt wird. Die Verurteilten werden in den Stock gelegt, verstümmelt oder getötet. Jene Strafe wird bei kleinen Vergehen, bei unbedeutendem Diebstahl und Widersetzlichkeit der Weiber und Sklaven angewendet. Oft wird Diebstahl durch den Verlust der Hände, der Nase, der Ohren und (häßlichste Verstümmelung) der Lippen gebüßt. Auf Ehebruch steht die Todesstrafe, unter Umständen auch auf Mord; doch begnügt man sich da meistens mit einer Geldstrafe. Die Waganda haben verschiedene Hinrichtungsarten. Halsabschneiden und Hängen sind die gewöhnlichsten, Menschenopfer werden stets geköpft. Für die schlimmsten Verbrechen besteht eine Strafe, wobei sich das Opfer langsam zu Tode blutet: der Körper wird mit scharfen Schilfsplittern tief verwundet und jedes größere Blutgefäß sorgfältig vermieden. Die größeren Fürsten halten ein kleines Heer von Scharfrichtern, von denen einige immer in ihrem Gefolge sind. Sie tragen ein Seil oder einen wirren Kranz von Gras um den Kopf, und wenn sie ihre Opfer suchen, verhüllt eine geflochtene Kappe ihr Gesicht.

Die Grausamkeit ist ein zu scharf hervortretender Zug in den Regierungsmaximen Ugandas, um nicht über alle Aussichten höherer Entwickelung einen düsteren Schatten zu werfen. Sie stört jederzeit und allerorts die Entfaltung des Bildes höherer Kultur, dessen Grundzüge man wie etwas Entstehendes durchschimmern zu sehen glaubt. Zwecklose Hinschlachtungen, einfach zurückführend auf den Wunsch des Herrschers, daß eine bestimmte Zeit hindurch täglich so viel Opfer fallen sollen, oder daß zu einer Totenfeier 2000 Männer, Weiber und Kinder, fast nur Arme und Schutzlose, auf den Wegen zusammengefangen werden, oder daß die Christen hingemordet werden, haben alle Regierungen befleckt, von denen wir Kunde haben. Scharf zeichnet Emin Pascha den Kontrast, den die Verwüstung der Menschenleben selbst in den Frieden der Natur wirft, indem er auf dem Wege von Rubaga nach dem Ukerewe schreibt: „Wie durch einen Garten marschieren wir zwischen Bananenwäldern und Häusern dahin; hat der Mensch irgendwo eine Lücke gelassen, so ist Mutter Natur um so eifriger bedacht gewesen, sie zu füllen

mit grandioser Grasvegetation und eleganten, schlanken Bäumen. Beständig wechseln künstliche und natürliche Gärten, nur können sich jene, Bananen und süße Bataten, mit diesen nicht messen, weder an malerischer Schönheit noch an mannigfaltiger Gliederung. Ein schönes, gesegnetes Land mit seinem roten Boden, seinen grünen Gärten, seinen luftigen Bergen, seinen dunkeln, lauschigen Thälern. Nur der Mensch stört die Harmonie solcher Bilder. Kadaver mitten im Wege zwingen uns, auszuweichen; rauschenden Fluges verlassen Ugandas kleine Geier bei unserer Annäherung die grausige Mahlzeit. Vier Leichen liegen da, jung und alt hat sie der Henker zusammengerafft, dem einen mit breitem Schnitt die Kehle bis zur Wirbelsäule durchschneidend, dem anderen mit wuchtigem Hieb den Hinterkopf zerschmetternd. Und täglich und stündlich ziehen an ihnen die Leute vorüber, vielleicht bald selbst ähnlichem Geschick verfallen."

Die Waganda haben sich den fremden Einflüssen gegenüber entgegenkommend bewiesen. Fremde dürfen dem Rate beiwohnen und werden oft in den verschiedenen sozialen und politischen Dingen um Rat gefragt, doch ist ihnen die Teilnahme an jeder Angelegenheit, die sich auf die Thronfolge bezieht, streng verwehrt. Schon 1882 hob ein Bericht des Missionars Wilson hervor, daß die Fremden anfingen, das Volk zu beeinflussen, und daß man in dieser Beziehung einen namhaften Fortschritt seit Spekes Zeit wahrnehmen könne. Die Araber, welche am längsten im Lande sind, hatten bis jetzt natürlich den größten Eindruck auf das Volk gemacht. Vor 30 Jahren wurde noch allgemein der Rindenstoff Mbugu getragen, und niemand, außer den Gliedern der Königsfamilie, durfte anderen Stoff besitzen; aber schon Mtesa trug, wie die meisten seiner Häuptlinge, in seinen letzten Jahren arabische Tracht, und Turban und Beinkleider aus weißem Baumwollenstoff haben reißend überhandgenommen. Ledergürtel mit Schnallen haben sich lächerlich rasch verbreitet. Die Zahl der Feuerwaffen nimmt mit jedem Jahre zu. Fremde Früchte und Gemüse werden immer mehr angepflanzt. Viele Häuptlinge bedienen sich der Stühle und Schemel, während früher jedermann auf dem Boden saß. Die wenigen europäischen Werkzeuge, wie Feilen, Schrauben, die den Weg nach Uganda gefunden haben, werden von den Handwerkern geschickt gebraucht, und das von Mackay erbaute viereckige Haus mit senkrechten Wänden und Giebeldach fand bei den Häuptlingen bald Nachahmung, wenn auch in kleinerem Maßstab. Dem Verkehr mit Sansibar folgte die Einführung der Suahelisprache, denn obgleich das Volk im allgemeinen sie nicht versteht, so finden sich doch in jedem großen Dorfe zwei oder drei Personen, die sie sprechen. Viele Vornehme beherrschen sie wie ihre Muttersprache, und die meisten Großen des Reiches verstehen sie teilweise, so daß der Reisende, der von der Ostküste aus nach Uganda kommt, im stande ist, unmittelbar mit dem Volke zu verkehren. Die Frucht eines, höchstens zwei Menschenalter währenden Verkehrs! Fremde Religionen haben, wenn auch zuerst nur äußerlich, ihren Eindruck auf die Waganda gemacht. Die Mohammedaner haben ihren Glauben nicht verbreitet, denn Mtesas sogenannte Bekehrung zum Mohammedanismus geschah nur dem Namen nach, so daß selbst die Araber auf ihn als Bekehrten keinen Anspruch erheben. Er wollte sich der Beschneidung nicht unterziehen, und hundert Knaben und Jünglinge, die sich diesem Ritus unterworfen hatten, wurden auf Mtesas Befehl sämtlich verbrannt. Die Beschneidung scheint der Hauptgrund gewesen zu sein, weshalb dieser Glaube bei den Waganda keinen Eingang fand. Das Christentum dagegen hat, wenn auch Mtesas Bekehrungen nur ein Spott waren, ungemein rasch Boden gewonnen.

Die königliche Familie ist nicht vom Stamme der Waganda, sondern gehört dem der Wahuma an, über deren Herkunft wir im 5. Kapitel (S. 177 u. f.) gesprochen haben. Wiewohl sie sich mit Negern gemischt hat, blieb doch noch genug von den charakteristischen Merkmalen jenes Stammes zurück, um Mtesa als Fremden unter seinen Unterthanen zu kennzeichnen. In Bezug auf die Thronfolge bestanden seltsame Gesetze. Wenn ein König starb, wählten die

drei ersten Wakungu den Nachfolger unter den Kindern des Verstorbenen. Immer wird ein Kind gewählt. Während seiner Minderjährigkeit regiert seine Mutter mit den drei Großen das Land, indessen der junge König in der Tradition seiner Ahnen erzogen wird. Auch später übt jene einigen Einfluß: die Königin-Mutter ließ Muanga, wenn er blutdürstig wütete, durch den Katikiro mahnen, daß er nur Ungehorsame töten solle. Über gynäkokratische Spuren in Unyoro s. S. 168. Sind die drei Häuptlinge jedoch nicht einig in der Wahl des Nachfolgers, so bekriegen sie sich, und der Sieger setzt den Knaben seiner Wahl auf den Thron. Die Brüder des gewählten Königs werden während dessen Minderjährigkeit in Gewahrsam gehalten und bei seinem Regierungsantritt verbrannt bis auf zwei oder drei, welche den Stamm fortpflanzen, falls der junge König kinderlos sterben sollte. Die Kinder des Königs nehmen keinen besonderen Rang oder Stand ein, und nicht alle Prinzessinnen dürfen heiraten.

Die Vielweiberei, unterstützt durch einen großen Überschuß der weiblichen Bevölkerung, ist allgemein in Uganda vom König an, der früher 7000 sogenannte Frauen gehabt haben soll (beim ersten Empfang Spekes war Mtesas Entschuldigung, daß er ihm keine Hütte im Palast anweise, „da alle voll Weiber seien"), bis zum Mkopi herunter, der genug zusammenscharren kann, um sich mehr als Ein Weib zu kaufen. Daß in den unteren Klassen viele keine Frauen bekommen können, ist die Ursache großer Sittenlosigkeit. Der gewöhnliche Preis für ein Weib war entweder drei bis vier Ochsen, sechs Nähnadeln oder eine kleine Schachtel voll Zündhütchen. Speke sah, wie dem König von Uganda zwei seiner Frauen ihre jungfräulichen Schwestern anboten. Jener gab seine Annahme dadurch zu erkennen, daß er sich in den Schoß zuerst des einen, dann des anderen Mädchens setzte, sie an sich drückte und sein Haupt erst auf ihre rechte, dann auf ihre linke Schulter beugte. Damit soll angeblich die Heiratszeremonie abgeschlossen sein. Weiber werden auch als Strafe für gewisse Vergehen gefordert, was natürlich der Willkür Thür und Thor öffnet, und anderseits darf der Mann seine Weiber wegen Vergehen in die Sklaverei verkaufen. Zu den Stützen des Einflusses oder der Popularität des Königs gehört es, daß er seine Wakungu mit Weibern versorgt. Die Ehe unter nahen Verwandten ist nicht gesetzlich verboten und kommt oft vor. Beim Tod eines Mannes erbt sogar der älteste Sohn die sämtlichen Weiber seines Vaters, die eigne Mutter ausgenommen. Die Frauen haben selten mehr als zwei oder drei Kinder, und nach einem Gesetz, das Polygamie voraussetzt, muß nach der Geburt des Kindes die Mutter zwei Jahre lang getrennt von ihrem Gatten leben; der König und die Häuptlinge haben eigne Anstalten im Lande, wohin die Frauen währenddessen geschickt werden. Zwillinge werden mit Jubel begrüßt. Die Nabelschnur wird aufbewahrt und, wenn der Vater ein Häuptling ist, mit Perlen und anderen Zieraten geschmückt.

Die Leiche eines Königs wird in einem Riesenballen Rindenzeug, die eines Häuptlings in einem hölzernen Sarg beerdigt, die eines Sklaven dagegen nur ins Gestrüpp geworfen, und die eines hingerichteten Verbrechers läßt man auf offener Straße liegen.

Die Waganda haben eine große Auswahl von Namen. Einige sind bei ihnen besonders beliebt, so Mukassa, der Name des Gottes des Nyansa; denn sie sehen in der Annahme göttlicher Namen nichts Ungehöriges. Auch Tier- und Insektennamen werden den Menschen gegeben. Viele Namen haben eine bestimmte Bedeutung, so bezeichnet Mtesa einen, der Streitsachen prüft oder entscheidet; Mkavya oder Mukavya, ein anderer von Mtesas Namen, den er bei Gelegenheit seines großen Sieges über die Wasoga annahm, bedeutet: der weinen macht. (Wilson.)

*

Die größeren unter den politischen Gebilden, worin diese Völkergruppe zerfällt, sind von Bedeutung auch für ihre ethnographischen Beziehungen zu den Nachbarvölkern. Es sind Unyoro und Uganda. Emin Pascha bezeichnete Kinyoro als die ältere, reiner erhaltene Sprache, während

Kiganda „durch dauernden Kontakt" mit Sansibar vielfach modifiziert worden ist und noch immer sich ändert. In Karagwe und am Ostufer des Großen Nyansa bei den Waschaschi sowie auf der großen Insel Ukerewe spricht man eine dem Kinyoro näher als dem Kiganda stehende Sprache. Überhaupt erscheint Uganda als ein Einschiebsel in ein ursprüngliches, Kinyoro sprechendes Gebiet, das Unyoro, Uddu, Karagwe, Usindja und Urundi umfaßt und nach Unyamwesi hineinreicht. Nach Überlieferungen dehnte sich einst ein einziges großes Gebiet, Kittara, an der Stelle dieser Reiche aus, dessen Kern Unyoro gebildet zu haben scheint. Kittara als allgemeiner Name ist heute im Verschwinden begriffen und wird gewöhnlich nur auf den westlichen Rest des alten Reiches angewandt. Nacheinander zweigten von diesem ersten Staat sich Nkole im Westen, Karagwe und Usindja im Süden ab, wo vielleicht um den Kern Usindja einst ein größeres Reich bestand. Unyoro liegt westlich und nördlich von Uganda, berührt nicht den Ukerewe, reicht aber an das linke Ufer des Nils und an das rechte des Mwuta Nsige. Ohne eine feste Oberherrschaft auszuüben, hat Unyoro eine starke Hand über die Kitsch, Wasoga, Gani (Schuli), Ulega und andere Stämme am oberen Weißen Nil. Es ist weniger fruchtbar als die südlichen Gebiete, ein ausgesprochenes Steppen- und Weideland. Der Anbau ist sorgloser als in Uganda, die ganze Verwaltung des Landes, die Ordnung, die Anlage der Wege unvollkommener. Die Geschichte der letzten Jahrzehnte erzählt von einer ganzen Anzahl von Kämpfen zwischen Waganda und Wanyoro und von Mißtrauen dieser gegen jene. Man findet im Norden Ugandas zahlreiche Wanyoro angesiedelt, die Ugandaherrscher auf Kriegszügen gefangen und mitgeführt haben.

Uganda legt sich in Halbmondform um den nördlichen Ukerewe. Das reiche Land ernährt eine starke Bevölkerung. Wenn wir auch Stanley nicht aufs Wort glauben wollen, daß der Bauer von Uganda „das Ideal des Glückes, wonach alle Menschen streben, in sich realisiere", so scheinen doch reichliche und regelmäßige Ernten seine Bemühungen zu belohnen. In Karagwe ist die Sonderung der herrschenden Wahuma von den ackerbauenden Wanyambo bereits schärfer als in Uganda. Die Kultur steht im allgemeinen tiefer. Karagwe soll vor zwanzig Generationen in folgender Weise gegründet worden sein: Der Verschwörer Rohinda floh aus Kittara nach Karagwe mit einem großen Geleite von Wahuma. Damals war Nono König der Wanyambo, der ansässigen Bewohner dieses Landes. Rohinda wußte sich einzuschmeicheln, gewann das Vertrauen des Königs, tötete ihn bei einem Gelage und setzte sich dann selbst auf den Thron. Seit dieser Zeit halten Wahuma das Zepter der Karagwe. Aus einem Bruderzwist in der Herrscherfamilie von Karagwe soll die Gründung des Wahumareiches von Usindja hervorgegangen sein.

Die Expeditionen der letzen Jahre haben einen weiteren von Wahuma beherrschten Negerstaat in Kavirondo am Ostrande des Ukerewe kennen gelehrt, dessen dunkle Bewohner bereits nilotischen Stammes sind. Dann haben wir durch Stanley von einem vom Westufer des Albert-Sees zwei Tagereisen sich hinaus erstreckenden Land Undussuma und durch Stuhlmann von einer Reihe von Ländern im Westen der Nilquellseen vernommen, wo Wahuma herrschen oder wandern und zum Teil noch ihre Herkunft aus Unyoro klar in der Erinnerung tragen. Besonders gehört Ruanda dazu, auf dessen an den großen Wald Innerafrikas grenzenden Hochebenen eine vorzüglich reine Wahuma-Bevölkerung weidet. Hier herrschen die kriegerischen Wasamboni, mit Schilden wie die Waganda, Speeren nach Art der von Karagwe, Uha und Urundi, mit 1,7 m langen Bogen und Pfeilen von 70 cm Länge, Verwandte der Völker am oberen Weißen Nil und Albert-See; ihre Unterthanen sind Zentralafrikaner vom Stamm der Wavira. Wenn auch die straffe militärische und politische Organisation der Wahumastaaten und besonders des nahen Unyoro noch nicht bis hierher reicht, so deuten doch Sitten und Gebräuche auf das Vorhandensein von Wahuma auch in dieser Region.

9. Die Neger der oberen und mittleren Nilländer.

„Wenn der Neger Jahrtausende an der Schwelle der hohen Kultur des Hamiten wohnen konnte, ohne zu eignen Fortschritten angeregt zu werden, muß die Verschiedenheit der ganzen Lebensgrundlagen ungeheuer sein."

Inhalt: Beziehungen nach Ost und West. — Die einzelnen Gruppen: Schilluk-Djur-Schuli, Dinka-Nuér, Madi-Mittu, Bari-Njambara, Latuka. — Schmuck und Tracht. Eisenschürzen. Waffen. Fallen. Kähne. Hüttenbau. Größe der Dörfer. Ackerbau und Viehzucht. Verderbliche Wirkungen des Viehraubes. — Gewerbe. Eisenindustrie der Djur und Bongo. Thon- und Flechtarbeiten. — Musik. Die Signalhörner. Tänze. — Familie und Gemeinde. — Politische Zersplitterung und Rückgang.

Die große Mehrzahl der Zuflüsse des Nils in seinem obersten Laufe sind breite, seichte Gewässer von langsamer Strömung. Sie sind in weiten Strecken durch Papyrus- und Pistia-



Die Nilstation Meschra el Rek mit nubischer Handelsflotte. (Nach Heuglin.)

vegetation verstopft. Das Land, das sie durchfließen, ist ein einziges Sumpfland: „der abscheuliche Dunst über dem Wasser, der betäubende Geruch der tropischen Sumpfpflanzen, die Moskitos, die einem zu Tausenden um den Kopf fliegen, die Schwierigkeit, bei der unebenen Beschaffenheit des Bodens fest auf den Füßen zu bleiben, die zahlreichen Hindernisse im Wege, Schlingpflanzen, gefallene Stämme, tiefe Eindrücke von Elefantenfüßen im Boden", alles macht diese Sumpfstrecken unwegsam. Sie sind größtenteils unbewohnt und bilden höchstens den Schauplatz von Grenzkriegen zwischen den Wanyoro und den nördlich von ihnen wohnenden nilotischen Stämmen. Für manche Gegenden ist die trockene Jahreszeit die einzige Zeit des Landverkehrs. Vom Bongolande über die Flüsse und Sümpfe weg nach den von den südlichsten Baggara bewohnten Gegenden vorzudringen, gelingt nur in der ganz trockenen Zeit. Wo das Land höher wird, bleibt auf weiten Strecken der Mangel eines entschiedenen Gefälles bestehen und erzeugt Flußnetze, die dem Verkehr nicht minder hinderlich sind; so vor allem im Bahr el Ghasal-Gebiete. Dabei kann aber der Wasserreichtum außerhalb der Flußbetten in der Trockenzeit eher zu klein als zu groß sein. Die Verflechtung und Versumpfung erreicht ihren Höhepunkt in dem See No, dessen Wirrsale und Pflanzenbarren seit alter Zeit dem Vordringen in das Quellseengebiet eine Schranke setzten. Träge, schilf- und grasreich mündet hier der Gazellenfluß, von Osten kommt

der Sobat, von Süden der bereits mächtige Bahr el Djebel. Bezeichnend für die Erschwerungen der Schiffahrt, daß sich hier kein eigentliches Schiffervolk herausgebildet hat, wie sie der Kongo an Haupt- und Nebenflüssen kennt. Mehr nur Sumpfbewohner sind es, die sich dem feuchten Element enger angeschlossen haben. So sind auch die Stellen dichter Besiedelung am Nil und seinen Zuflüssen beschränkter, auch wenn wir bis in jene Zeit zurückblicken, wo noch nicht Ägypter und Nubier störend und zerstörend in das Leben dieser Völker eingegriffen hatten.

Das Verhältnis dieser Völker zum Strom, den sie umwohnen, ist auch insofern eigentümlich, als die größeren Gruppen immer auf beiden Ufern sitzen. Ethnographische Unterschiede gruppieren sich aber nach den beiden Seiten, entsprechend der Lage der großen Gruppe der Galla und Semiten auf der einen und der zentralafrikanischen Neger, deren Schwerpunkt jenseits der Nilwasserscheide im Kongobecken liegt, auf der anderen Seite. Entschieden überwiegt aber die Ostseite über die westliche, die weit in das Bahr el Ghasal-Gebiet hinein die Hirten mit denselben Herden und Sitten wie im Osten wandern sieht, ebenso wie die wesentlich klimatisch bedingte biogeographische Grenze zwischen Wald und Steppe im Osten viel weiter nach Süden reicht als im Westen. Die für das Nilland charakteristische Dumpalme (Hyphaene thebaica) hört am Westufer bei 5° 20′ nördlicher Breite auf, während sie im Osten noch in Lattuka Haine bildet, und die Tiere des offenen Landes, Elefant, Giraffe, Zebra, Strauß, begleiten das Nilthal im Osten bis zu den Seen, gehen aber im Westen meist nicht über 4° nördlicher Breite nach Süden. Die Steppe und ihre Völker umfassen also das Nilland im Osten und von Südosten.



Eine Schilluknegerin. (Nach Photographie von Richard Buchta.) Nach Dr. Stuhlmann ist diese Schilluknegerin zugleich ein guter Wanyoro-Typus.

Eine Kette echter Negervölker zieht zwischen den helleren Völkern Abessiniens und den hellen Sandeh und Mangbattu im Nilthal abwärts bis nahe an den Punkt, wo der Blaue Nil sein Wasser mit den trüben Fluten des Weißen mischt. Die Umwohner der großen Seen vermitteln den Zusammenhang dieser Nilneger mit der Bantu-Familie, die Nubaneger von Kordofan und die For der Gebirge von Süd-Dar For mit den Sudannegern. Die Mehrzahl gehört zu den ausgesprochenen Hirtenstämmen und teilt nicht bloß die Rassen, sondern auch die meisten Methoden und Gebräuche mit den ost- und südafrikanischen Hirtenvölkern (vgl. S. 89 u. f.). Ebenso nahe stehen aber die ackerbauenden Stämme den innerafrikanischen Ackerbauern.

Wir haben in einem früheren Abschnitt, dem fünften, die Verwandten der Galla und Masai bis in diese Gebiete verfolgt; ihnen gehören die größten Völkerschaften des oberen Nils an, die zwar echte Neger, aber durch Lebensweise (mit den Masai auch sprachlich) und allmähliche Übergänge mit den Hamiten des östlichsten Afrika verbunden sind. Körperliche wie ethnographische Merkmale weisen mit gleicher Bestimmtheit auf die östlich und südlich wohnenden, in Kolonien tief eingreifenden Hirtenvölker hin. Einem negroiden Grundstock sind hamitische Sprossen

eingepflanzt. In der Viehzucht, der Bewaffnung, dem Hüttenbau (die Hütten der nördlichsten und südlichsten Gruppen sind wesentlich ähnlich) sprechen sich die Ähnlichkeiten aus und erreichen vielleicht den Höhepunkt bei den südlichen Schilluk oder Schuli, die sich mit Gliedern der hellen Lattuka und Wanyoro geographisch am engsten berühren. Weniger auffallend sind die Wirkungen der Berührung mit den westlichen Nachbarn, über deren Gebiete ebenfalls große und kleine Gruppen unserer Stämme kolonienweise verteilt sind, wie die Bari im Makaraka-Lande, die Schilluk im Bahr el Ghasal-Gebiet. Die unbedeutenden körperlichen Unterschiede rufen hier nicht so ausgesprochene Übergänge hervor. In der Tracht greift nach Westen die Laubverhüllung über, Fell und Leder werden für Rindenstoffe vertauscht, Bogen und Pfeil treten hervor, Lederschilde zurück. Das ausgesprochenste Übergangsvolk sind hier die Bongo. Körperlich stehen diese Völker zwischen den eigentlichen Negern und ihren helleren, edler gebildeten Nachbarn im Osten und Norden. Teils sind sie echte Mischlinge beider, teils nur gemengt; und das allein kann es erklären, daß man in den Schilluk die häßlichsten, dunkelsten, affenähnlichen Neger und dann wieder hohe, schlanke, hellfarbige Leute mit schönem Profil erblickt hat. Schweinfurth urteilte günstiger, und Felkin fand den Schillukhäuptling Kaikum „körperlich und geistig ungemein begabt“ (vgl. oben, S. 7). Der Schönheitssinn der Schuli, der sich auch in der Wahl der Orte für Dorfanlagen bekundet, wird von Emin Pascha besonders hervorgehoben. Die Dinka sind zwar auffallend lang und hager, so daß man sie sogar mit den Watvögeln ihrer Sümpfe verglichen hat, aber vorwiegend dunkel, ähnlich die Bari, bei denen Junker einen Stich der Haut ins Graue als Eigentümlichkeit bemerkt, trotz kräftigen Baues; die Schuli und Madi aber sind nicht bloß hochgewachsen und kräftig, sondern auch heller als Bari und Dinka.



Krieger und Mädchen der Schilluk. (Nach Photographie von Richard Buchta.) Vgl. Text, S. 254 und 263.

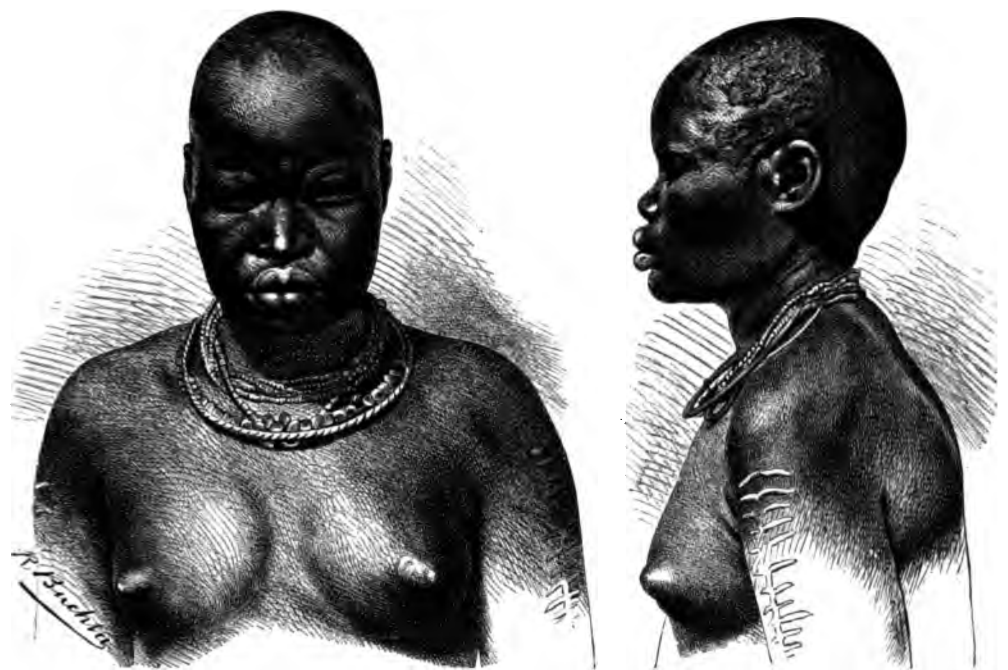
Über die Lage und Abgrenzung der größeren Völkergebiete am oberen Nil ist kurz folgendes zu sagen: Das nördlichste Negervolk sind hier die Schilluk (s. Abbild., S. 252 u. 253); sie bilden eine große Familie mit den im Süden zu beiden Seiten des Nils, die einen westlich, die anderen östlich, wohnenden Lur und Schuli. Emin Pascha hob zuerst die Ähnlichkeit mit den Volksnamen Luoh und Schilluk hervor. Gleichsam als Mittelglieder stehen zwischen den nördlichsten und südlichsten Gliedern die Schillukstämme der Belanda und Djur. Die Schuli greifen nach Osten in das Lango- oder Kitsch-Gebiet über, sind im Süden durch den Victoria-Nil begrenzt; über diesen reichen nur kleine Gruppen hinüber, die in Unyoro als Schefalú bezeichnet werden. Die Lur grenzen im Osten an den Albert-See und den Bahr el Djebel, an dessen westlichem Ufer sie bis über 3° 10′ nördlicher Breite sitzen. Nach Westen sind sie fast sicher durch Madi abgeschlossen.


Ein tättowierter Schulineger mit Waffen. (Nach Photographie von Richard Buchta.) Vgl. Text, S. 255.

Wir unterscheiden also drei größere Schillukgebiete: Im nördlichsten, größten, wohnen bis zum Gazellenfluß die eigentlichen Schilluk, die auch heute diesen Namen tragen. Von Norden am Nil hinabwandernd, treffen wir auf ihre Sitze und verfolgen sie als eine zerstreute Völkergruppe, die, östliche Ausläufer in der Sobatregion, wo sie eine Tagereise von der Mündung aufwärts wohnen, abgerechnet, das Westufer des Weißen Nils und einige von dessen Zuflüssen zwischen ungefähr 12 und 6° nördlicher Breite bewohnt. Einst reichten sie bis in die Gegend von Chartum; aber seit der Gründung dieses Emporiums des mittleren Nilgebietes sind sie immer weiter zurückgedrängt worden. Als Schweinfurth 1869 den Bahr el Abiad hinauffuhr, kamen sie höchstens noch bis 12° 30′ nördlicher Breite in ihren Tamarindenkähnen. Ihre Sitze lagen nicht immer so weit im Norden. Bei den eigentlichen Schilluk ist nach Brun-Rollet die Sage zu finden, daß sie einst

am Sobat (in etwa 5° nördlicher Breite) saßen, daß die Galla sie von dort verdrängten, und daß sie am Nil flußabwärts wanderten, wo sie als Leute vom Dscholl, d. h. vom Flusse Sobat, erschienen und die Dinka zurückdrängten. In dieser Überlieferung, die gar nichts Unwahrscheinliches hat, liegt eine einfachere Erklärung des Vorkommens der Schilluksprache am Äquator als in der von Emin Pascha aufgestellten Hypothese einer großen Südwanderung. Die Schilluk waren geradezu vogelfrei: „Erstens sind sie Heiden, zweitens vergelten sie die ihnen angethane Unbill manchmal durch Überfall eines Bootes, und drittens (und hauptsächlich) sind ihre zahlreichen Rinder ein höchst wünschenswerter Erwerb.“

Den nördlichen Schilluk am ähnlichsten sind die mittleren am Bahr el Ghasal und Tondj wohnenden Djur und Dembo, die eine Enklave im Dinkavolke bilden, und die südlicheren,



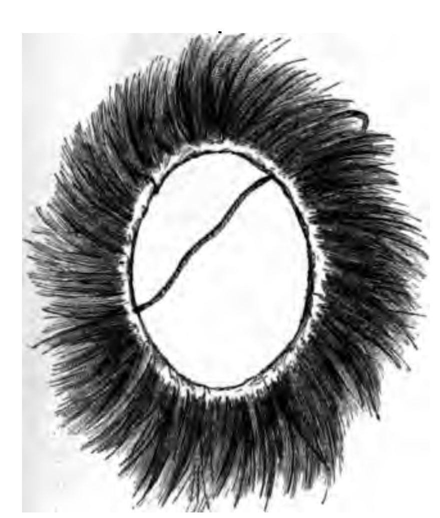
Ein Barimädchen, in Vorder- und Seitenansicht. (Nach Photographie von Richard Buchta.)

von den Djur durch die ganze Breite des Bongolandes getrennten und bereits an die Sandeh grenzenden Belanda. Vieles spricht für die Annahme, daß wir hier verhältnismäßig neu Eingewanderte vor uns haben; wir sehen Wanderungen, die die ausgedehnte Viehzucht hervorruft, noch immer sich vollziehen. Auch waren einst alle diese Völker kriegerisch und drückten durch ihre wenigstens im Norden festeren staatlichen Organisationen auf ihre Nachbarn. Sie sind ihrerseits am frühesten durch die Invasion der Ägypter und Nubier zurückgedrängt und an den Rand der Vernichtung gebracht worden. Das nördlichste der versprengten Glieder der Schilluk, die Djur, gleicht jenen in jeder Hinsicht. Sie haben sich vor allem die Vielseitigkeit der Schilluk im Erwerbe von Subsistenzmitteln erhalten; mit Eifer liegen sie der Jagd und dem Fischfang ob, und wo sich Gelegenheit dazu bietet, bestellen ihre Weiber den Boden mit Fleiß; auch legen sie den größten Wert auf Vieh. Ein stets gefüllter Hühnerhof und der Hund sind zur häuslichen Behäbigkeit einer Djurfamilie unentbehrlich.

Die Schuli (Gani bei den Wanyoro; s. Abbildung, S. 254), auf deren sprachliche Übereinstimmung mit den Schilluk — ein Beweis, wie offen sie liegt — Emin Pascha zuerst durch

die Eingeborenen aufmerksam gemacht worden ist, greifen geographisch sowohl nach Süden wie nach Osten am tiefsten in die hamitischen Nachbarn über; ein Teil, die Schefalú, wohnt auf demselben Boden mit den Wanyoro, und Schuli-Häuptlinge beanspruchen die Abstammung von denselben Wawitu, von denen die Herrscher der Wahuma ihre Abkunft herleiten (S. 178).

Die Wohnsitze der Dinka haben nahezu die gleiche Erstreckung wie die der Schilluk, indem sie auf dem rechten Ufer des Weißen Nils bis zur Mündung und auf das rechte Ufer des Gazellenflusses reichen. Vielleicht sind auch die Djängeh des mittleren Sobat ein abgesprengtes Dinkavölkchen, und ganz dinkaähnlich sind die Amam am Blauen Nil, die „Patagonier Ostafrikas" (Mateucci). Auch haben die Dinka das gleiche Schicksal der Zurückdrängung durch die Nubier erfahren, aber sie stehen ihnen, wiewohl ausschließlicher Hirtenvolk als jene, an kriegerischem Charakter nach. Obgleich ihr Gebiet so ausgedehnt ist, daß ihre Existenz in dem buntscheckigen Völkergewoge von Afrika noch lange gesichert erscheint, und obschon ihre nationale Einheit im Hinblick auf Rasse, Lebensweise und Sitten nicht zu bezweifeln ist, so fehlt es ihnen dennoch an einem politischen Zusammenhang. Die zahlreichen Stämme bekriegen sich oft untereinander. Daher sind ihre Geschicke so verschieden. Die nördlichen Dinka waren einst außerordentlich reich an Vieh, unter den südlichen befinden sich dagegen ärmlich lebende Sumpfbewohner. Vollständiges Nacktgehen kommt bei den Stämmen dieses Volkes und den Bari (s. Abbildung, S. 255) am häufigsten vor. Im Hüttenbau und in der Eisenbereitung stehen sie hinter ihren Nachbarn, weshalb sie die eisenkundigen Djur lange in einer Art von Unterthänigkeitsverhältnis hielten. Ihre Hauptstämme sind die eigentlichen Dinka am unteren Weißen Nil, die Bohr und Kitsch oberhalb des Gazellenflusses, die Rehk in dessen Mündungsgebiet, die Agahr am Rohl. Die Alwadsch (Aluadi Schweinfurths), Bogen- und Pfeilträger, sind Waldmenschen, welche inmitten der viehzüchtenden Dinka des Bahr el Ghasal in einer dichten Waldoase des flachen, sonst waldlosen Landes eine Enklave bilden. Diese alle gehören sprachlich nahe zusammen, während die Nuér und Atót einen besonderen Dialekt sprechen. Die Nuér sitzen am oberen Nil zwischen Bahr el Ghasal und Sobat, erreichen den Sobat aber nicht, da sie aus ihren früheren Sitzen durch die Dinka vertrieben worden sein sollen. Sie sind ein kriegerisches Hirtenvolk, das in den meisten Beziehungen den Schilluk und Dinka gleicht. Die Lippendurchbohrung beginnt bei ihnen.



Ein Kopfkranz der Schilluk. (Museum für Völkerkunde, Berlin.)

Die Madi[1] sitzen nördlich und westlich von den südlichen Schilluk, allgemein gesprochen, westlich von Labó. Die Tradition läßt sie von Nordwesten eingewandert sein; sie gehören wohl zu den Stämmen, die durch ihr Auftreten am Nil die nördlichen und südlichen Schuli teilten. Schuli-Reste, die sich in minder zugänglichen Gebieten, wie den Labila-Bergen, erhalten haben, deuten auf einen derartigen Völkereinbruch hin: so gibt es Schuli, die unter dem Namen Madi gehen, wie die „Madi von Dufilé", und in den Sitten herrscht vielfach zwischen beiden eine große Übereinstimmung. Sprachliche Verwandtschaften weisen aber nach Westen hin. Emin Pascha

[1] Mehrere Völker haben von den Arabern diesen Namen empfangen, wir finden daher Madi östlich und westlich vom Nil. Wir halten uns an den Sprachgebrauch Emin Paschas, Felkins u. a.

KRIEGER UND WEIB DER BARI.

(Nach der Natur von Richard Buchta.)



hat daher vorgeschlagen, die Madi des Bahr el Djebel mit den hierher gehörigen [illegible] Loggo, Brera (am Kibali), Abukaja, Djodjeri als eine westliche Völkergruppe [illegible]lichen der Dinka gegenüberzustellen. Diese Völkerstämme gehören zu den helleren (hell [illegible] braun), höher gewachsenen (s. Abbildung, S. 264) und im Gesicht edler gebildeten [illegible]. Auch die Mittu (Rederú) scheinen hierher zu gehören, wenn sie auch dialektisch abweichen. Die Morú sind ethnographisch den Mittu ähnlich, sprachlich nicht.

Die Bari, zu beiden Seiten des oberen Nils von 6 [illegible] 2° nördlicher Breite, ein kräftiges, dunkles, hochgewachsenes Volk (s. die beigeheftete Tafel „Krieger und Weib der Bari"), aus dem sich einst ein großer Teil der ägyptischen Armee rekrutierte, einseitige, leidenschaftliche Hirten, werden von den Dinka im Norden, den Madi im Süden und Westen (Morú) und von Galla im



Morúweiber mit Lippenschmuck. (Nach Photographie von Richard Buchta.) Vgl. Text, S. [illegible].

Osten begrenzt. Sie wollen erst seit einigen Generationen aus südlichen Sitzen, von wo sie Krieg und Übervölkerung vertrieb, am Lusiri herabgewandert sein und aus ihren heutigen Gebieten ihre Vorgänger, die Beri, vertrieben haben. Ihre Intelligenz soll die der Nachbarvölker übertreffen; aber die Mission von Gondokoro fand es unmöglich, dem christlichen Glauben Eingang zu verschaffen, und hatte Gelegenheit, die wilde Gemütsart dieses Volkes kennen zu lernen, das 1859 seinen Fürsten und Regenzauberer Nigila ermordete, weil er eine Hungersnot nicht abzuwenden vermochte. Ein westlicher Zweig der Bari sind die Nanbari (auch Njambara), die ihr Haar nicht scheren und ihren Körper nicht beschmieren. So wie man kleinere Bari-Kolonien [illegible] Makaraka-Land zerstreut findet, sind noch weiter west- und südwärts andere, etwas [illegible]weichende Gruppen desselben Stammes verbreitet: Kadjkin, Kakuák, [illegible] Gebiet Sandehstämme von Südwesten her eingedrungen sind, [illegible] Osten gedrängt oder auseinander gesprengt, [illegible] und unterworfen [illegible] bilden eine südliche, Liggari [illegible] Gruppe, [illegible] ins Gebirge gedrängt. Ein [illegible] Gruppe, [illegible]stammes, bilden [illegible] glaubt, alle Baristämme an [illegible]

KRIEGER UND WEIB DER BARI.

(Nach der Natur von Richard Buchta.)



hat daher vorgeschlagen, die Madi des Bahr el Djebel mit den hierher gehörigen Lúbari, Kallikà, Loggo, Brera (am Kibali), Abukaja, Djobjeri als eine westliche Völkergruppe der nördlichen der Dinka gegenüberzustellen. Diese Völkerstämme gehören zu den helleren (hell-schokoladebraun), höher gewachsenen (s. Abbildung, S. 264) und im Gesicht edler gebildeten Stämmen. Auch die Mittu (Kederú) scheinen hierher zu gehören, wenn sie auch dialektisch abweichen. Die Morú sind ethnographisch den Mittu ähnlich, sprachlich nicht.

Die Bari, zu beiden Seiten des oberen Nils von 6—2° nördlicher Breite, ein kräftiges, dunkles, hochgewachsenes Volk (s. die beigeheftete Tafel „Krieger und Weib der Bari"), aus dem sich einst ein großer Teil der ägyptischen Armee rekrutierte, einseitige, leidenschaftliche Hirten, werden von den Dinka im Norden, den Madi im Süden und Westen (Morú) und von Galla im



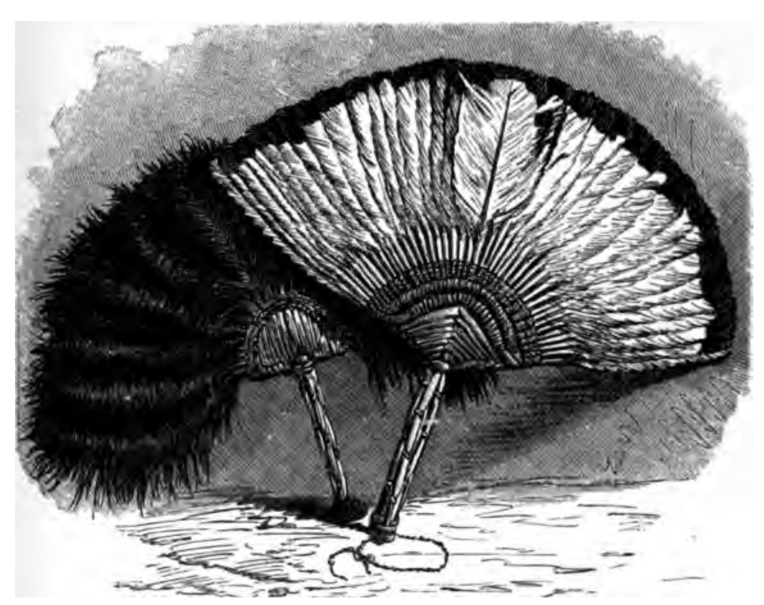
Morúweiber mit Lippenschmuck. (Nach Photographie von Richard Buchta.) Vgl. Text, S. 259.

Osten begrenzt. Sie wollen erst seit einigen Generationen aus südlichen Sitzen, von wo sie Krieg und Übervölkerung vertrieb, am Lufiri herabgewandert sein und aus ihren heutigen Gebieten ihre Vorgänger, die Beri, vertrieben haben. Ihre Intelligenz soll die der Nachbarvölker übertreffen; aber die Mission von Gondokoro fand es unmöglich, dem christlichen Glauben Eingang zu verschaffen, und hatte Gelegenheit, die wilde Gemütsart dieses Volkes kennen zu lernen, das 1859 seinen Fürsten und Regenzauberer Nigila ermordete, weil er eine Hungersnot nicht abzuwenden vermochte. Ein westlicher Zweig der Bari sind die Janbari (auch Njambara), die ihr Haar nicht scheren und ihren Körper nicht beschmieren. So wie man kleinere Bari-Kolonien über das Makaraka-Land zerstreut findet, sind noch weiter west- und südwärts andere, etwas weiter abweichende Gruppen desselben Stammes verbreitet: Fadjelú, Kakuák, Liggi, Mandari, in deren Gebiet Sandehstämme von Südwesten her eingedrungen sind, die diese Völker nach Osten gedrängt oder auseinander gesprengt, isoliert und unterworfen haben. Liggi und Njambara bilden eine südliche, Mandari eine nördliche Gruppe, Kakuák und Fadjelú sind ostwärts ins Gebirge gedrängt. Eine ganz kleine Gruppe, ein weit weggeschleudertes Fragment des Baristammes, bilden die um Rimo sitzenden Marschia, geschickte Eisenarbeiter. Emin Pascha glaubt, alle Baristämme an dem dachförmigen Schädel und den eingedrückten Schläfenbeinen unterscheiden

zu können; jedenfalls weichen sie in der Sprache nur dialektisch ab, während Sitten und Gebräuche der westlich wohnenden durch den Einfluß der Sandeh Abwandlungen erfahren haben.

An die Bari schließen sich im Osten die sprachlich nahe verwandten Lattuka (s. Abbildung, S. 291), die wahrscheinlich zugleich mit den Masai verwandt sind, als Speer- und Lederschildträger, durch ihren Durrabau und die Art ihrer Viehzucht sich aber sehr eng mit den nilotischen Hirten berühren. Auch bei ihnen ist die Schmiedekunst heimisch. Die von Emin Pascha früher behauptete Verwandtschaft mit den Galla kann nur in äußeren Dingen, wie z. B. der Tracht, bewiesen werden, in der allerdings manches an die benachbarten Lango erinnert, besonders die Benutzung der Felle und die eigentümlichen Kopfbedeckungen.

Die Verunstaltung des eignen Körpers, der primitivste Schmuck, wird bei den Nilnegern in großem Maßstabe betrieben. Die Bari, an Perlenschmuck arm, tättowieren sich, wie die eitlen Schuli und Madi, manchmal mit sehr guten Mustern. Die schmerzhafte Operation wird im Alter der körperlichen Reife vollzogen. Radiale Schnittnarben auf der Stirn sind Stammeszeichen der Dinka und Nuér. Schilluk und Djur tättowieren sich gar nicht, nur einige Grenzbewohner ahmen die Gesichtsnarben der Dinka nach. Die Morú zeigen eine charakteristisch punktierte Tättowierung der Stirn und Schläfen, während die Njambara ein federfahnenförmiges Muster auf die Schläfen tättowieren. Emin Pascha schildert eine Bemalung der Schuli im Gesicht mit Purpurrot und Aschgrau. Das Herausbrechen einiger Vorderzähne, meist der zwei mittleren des Unterkiefers, zu denen aber nicht selten auch noch die vier oberen kommen, findet sich bei allen Nilnegern. Ein Merkmal, das die westlicheren von den anderen Stämmen unterscheidet, ist die Sitte, in den Lippen ein 8—10 cm langes Stück geschliffenen Quarzes zu tragen. Die Schuli tragen es in der Unterlippe, wo es beim Sprechen hin und her schwankt, so daß ihre Aussprache, die schon durch das Ausbrechen der unteren Schneidezähne leidet, vollends undeutlich wird. Heuglin entschuldigt hiermit den Mangel eines Vokabulars der Dorsprache in seinen wissenschaftlichen Resultaten. Stäbchen in Form von Pastellstiften, das stumpfe Ende mit einem kleinen eisernen Ring umgeben (s. Abbild., Band I, S. 95, Fig. 1 u. 2), wie die Djur und die Janbari sie in beiden Lippen, die Nuér in der Oberlippe tragen, sind von durchscheinendem Quarz. Bei den Madi tragen die Weiber in der Oberlippe Holzscheiben oder einen ehernen Reif mit einigen Perlen, und die Morú befestigen nicht nur, wie die Schuli, in der Unterlippe, sondern auch in der Oberlippe



Fächer der Bari. (Aus Robert W. Felkins Sammlung in Edinburg.)



Geräte und Schmucksachen der Nilneger:

1—3) Halsbänder, 4—8) Kopfbedeckungen der Lattuka, Lango und Schuli. 9) Signalpfeife der Madi. 10) Signalhorn der Lattuka. 11 u. 12) Schurze von Bari-Weibern. (Ethnographisches Museum, Wien.)

einen Stein, der beim Sprechen an die Zähne anschlägt (s. Abbildung, S. 257). Den rinderzüchtenden Dschibbe in den noch undurchforschten Länden südlich vom Sobat werden Elfenbeinscheiben in der Unterlippe zugeschrieben. Die Männer der Bari tragen oft Blumen als Schmuck, entweder im Gürtel oder in den Ohrringen oder auch als Ketten um den Hals. Einfettung und Färbung des Körpers findet sich bei allen Nilnegern.

Für den übrigen Schmuck gibt auch hier der Ring um Arme, Beine und Hals die Grundform ab. Das unterscheidende Merkmal von anderen Negern ist dabei die Bevorzugung des Eisens und die mannigfaltige Variation des Grundtypus. Während wir von den Bari Halsringe (s. die Tafel bei S. 257) haben, in der Regel einfache Eisenreife, gekerbt oder geringelt, treten bei den Madi Kopfreife auf mit einer kreisrunden, auf die Stirn zu setzenden Erweiterung. Bei den Schuli sind schwere, das Gehen behindernde Eisenringe an Armen und Beinen im Gebrauch. Bei den Madi entwickeln sich die Armringe zu gefährlichen, mit 5—7 cm langen Stacheln versehenen Schlagwaffen. So tragen auch die Djur einen zierlichen Armring, der in zwei scharfe, gabelförmige Spitzen ausläuft, so daß er gleichzeitig als Waffe benutzt



Ein Langoneger. (Nach Photographie von Richard Buchta.) Vgl. Text, S. 260.

werden kann (s. Abbild., Bd. I, S. 95, Fig. 4), und die Irenga scharfe Armringe aus einer kreisförmig gebogenen Eisenplatte, deren äußere Schneide im Frieden durch einen aus Leder gemachten Schutzstreifen verhüllt ist, im Kriege nach dessen Entfernung eine gefürchtete Schlagwaffe (s. Abbild., Bd. I, S. 96) ist, die bei den Bari angeblich nur tragen durfte, wer einen Mann oder ohne Hilfe einen Elefanten getötet hatte. Früher waren Elfenbeinringe massenhaft vorhanden. Das änderte sich rasch: die zu Heuglins Zeit bei den Djur üblichen Elfenbeinringe fand schon Junker erst am Ubangi wieder. Lederringe um den Oberarm, wohl Amulette, kommen auch hier vor. Die im Westen häufigen Ohrringe sind selten. Eberzähnen, die die Madi um den Hals tragen, wie auch Halsbändern aus Hunde-, Schaf- und Menschenzähnen wird die Würde von Amuletten beigelegt (s. Fig. 2 und 3 der beigehefteten Tafel „Geräte und Schmucksachen der Nilneger“). Bei den Schuli, die mit den Madi in der Fülle des Schmuckes wetteifern, tragen Männer und Weiber an langen Schnüren kleine, aus Schneckenhäusern

geschnittene Scheiben um den Leib, die auch, wie bei den Bari, als Münzen gelten, oder auch Schnüre von Eisenperlen, denen in größerer Zahl kleine, mit Punkten und Strichen verzierte Doppelscheibchen und Doppelspiralen eingehängt sind (s. Fig. 1 der Tafel bei S. 259).

Kupfer und Messing spielten vor der Ausbreitung des Handels in diesen Gegenden nur in den westlichen Ländern eine Rolle. Heuglin fand früher bis zu den Djur fast zolldicke Armringe aus Messing oder sehr hellgelblichem Kupfer, die bei den Homr-Baggara angefertigt worden waren. Aber schon vor 25 Jahren waren von Sansibar aus Messingspiralen zu den Liria und Bari gedrungen und bildeten den beliebtesten Schmuck.

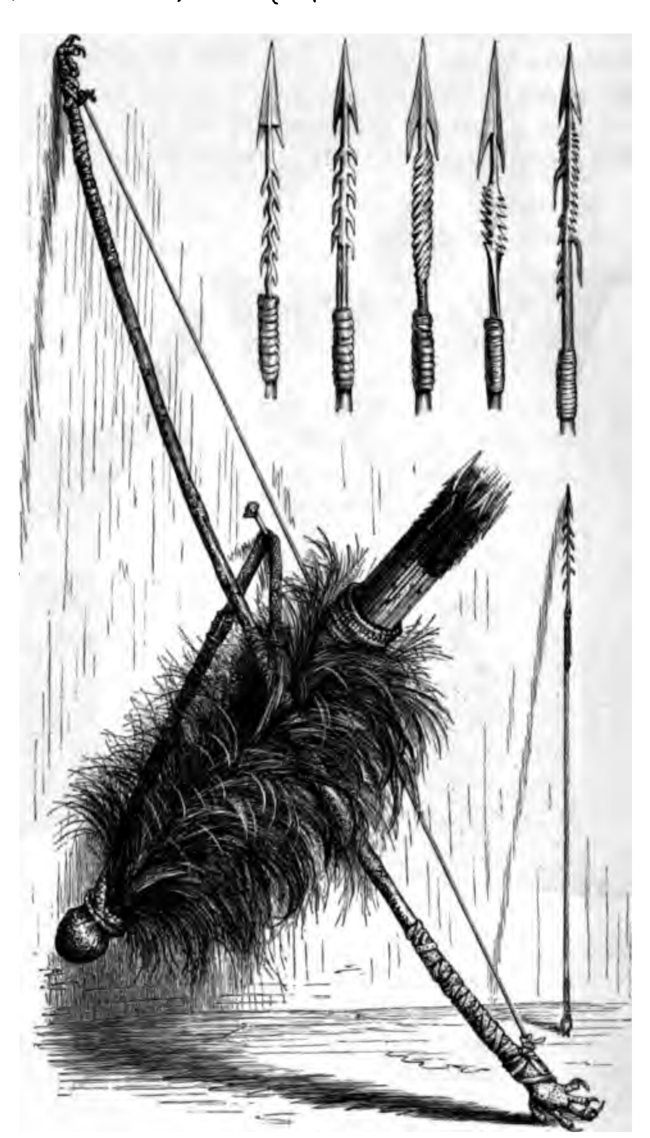


Ein Madi mit Bogen und Pfeilen. (Nach Photographie von Richard Buchta.) Vgl. Text, S. 263.

Zum Schmucke des Hauptes wird sogar Eisen herangezogen, und zwar ist die Umformung des Haupthaares in eine feste, beliebig zu modelnde Masse die eine Methode, die Anbringung eines Eisenringes eine andere, um dem Kopfe die gewünschte Zierde zu verleihen. Die Entwickelung besonderer, äußerst kunstreich gearbeiteter Bedeckungen des Kopfes geht damit Hand in Hand. So tragen die Männer der Lango im obersten Nilgebiet einen künstlichen Kopfputz aus Muscheln und Perlen, der manchmal $1/2$ m über den Kopf emporragt, oder eine dünne, runde Eisenplatte zu beiden Seiten des Kopfes, ein Brauch, der sich viel weiter nördlich am Bahr el Ghasal wiederfindet Die Langofrauen besorgen den Kopfputz ihrer Männer und verwenden oft mehrere Jahre auf einen einzigen, der dann aber auch ihre Mühe durch sein wunderbares Ansehen (s. Abbildung, S. 259) lohnt. Er hängt bei den Lattuka mitunter bis tief auf den Rücken hinab. Die Frisuren der Schilluk, Djur und Nuér sind nach derselben Methode wie die der Kaffern durch Thon, Kuhmist und Gummi in eine plastische Masse verwandelt. Nur die Weiber tragen in der Regel ihr Haar kurzwollig. Die Bari und teilweise auch die Madi sind vielleicht von allen Nilnegern im Kopfputz die maßvollsten, indem

sie ihr Haar bis auf ein Büschel scheren. Häuptlinge tragen ein dünnes Eisenband um die Stirn, andere Männer ziehen einen Haarbüschel durch eine durchlöcherte Eisenplatte. Viele, besonders die Schilluk, enthaaren den ganzen Körper, mit Ausnahme des Hauptes.

Unter den ungemein formenreichen Kopfbedeckungen dieser Völker nennen wir eine der Westlango als die der Natur am nächsten sich anschließende, da sie wesentlich nichts anderes als eine Perücke ist, die, eine interessante anthropologische Illustration oder Karikatur (s. Fig. 5 der Tafel bei S. 259), durch dicht nebeneinander gestellte Knöpfchen aus Palmbast den „pfefferkornförmigen" Stand des Negerhaares wiedergibt. Von den Bari kennen wir ein von Emin Pascha an das Wiener ethnographische Museum gesandtes rohrgeflochtenes Käppchen mit zwei Zähnen, die ihm wie Hörner aufgesetzt sind (s. Fig. 4 der Tafel bei S. 259), während das Innere mit Menschenhaaren ausgepolstert ist. Andere Kopfbedeckungen der Schuli und Lango bestehen aus starkem, mit konzentrischen Reihen von Kauris dicht besetztem Bastschnürengeflecht mit geflochtenem stumpfen Fortsatz, das entweder wie eine flache kegelförmige Mütze oder wie ein den Kopf umschließender und in den Nacken herabhängender Helm geformt ist (s. die Abbildung, Band I, S. 95, Fig. 7). Bei den Lattuka und Verwandten sind als Kopfbedeckung schwere Helme aus dickem, am Rande umgeschlagenem Flechtwerk in Gebrauch, deren Kämme an griechische Formen erinnern. In diese Kämme sind gewöhnlich einige eiserne Ringe eingelassen, während Kauris einen umlaufenden Kranz bilden und am Vorderteil, wohl auch gleichsam als Schild, Streifen von Kupferblech angebracht sind (s. Fig. 7 der Tafel bei S. 259). Hier auch kommen jene dicht aus Stroh mit Rohrunterlage geflochtenen Strohhüte vor, die ganz wie eine Kopie der kleinen Somal- oder Sansibarschilde aus Rhinozeroshaut aussehen (s. Fig. 8 derselben Tafel).



Bogen, Köcher und Pfeile der Djur, mit Eidechsenhaut umwickelt und verziert. (Christy Collection, London.) 1/10 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 264.

Die Weiber sind auch bei diesen Völkern in der Regel weniger bekleidet als die Männer, sollen bei den Lango oft sogar gänzlich nackt gehen. Das Gleiche wird indessen von den Männern der Schilluk, Djur, Nuér und Bari berichtet. Fell und Leder sind das Hauptmaterial. Bedeckung der Schamgegend mit Fellen kommt bei den nördlichen Stämmen gelegentlich vor und ist bei einzelnen südlichen allgemein. Aber weder die großen Fellkleider der Wahuma noch das feine Rindenzeug der Waganda oder Sandeh hat sich bis zu diesen Völkern ausgebreitet. Demgemäß entbehren sie auch aller Fertigkeiten, die auf die Herstellung von Kleidern abzielen. Nur die alles überragende Eisenindustrie wird in ausgedehnterem Maße auch in den Dienst dieses Bedürfnisses gezogen. Die mit Eisen besetzte Lederschürze ist im oberen Nilgebiet häufig. Sie tritt in verhältnismäßig einfachen Formen bei den Bohr auf: in Gestalt eines ausgezackten und mit Schnüren von Eisenperlen besetzten rohen Ziegenfelles. Bei den Bari findet es sich jedoch in vervollkommter Gestalt, als Gürtel aus glattem oder gepreßtem Leder, dem längliche Eisenplättchen in dichter Reihe angehängt sind, oder von dem



1) Schild der Schuli; 2) Faustschild der Turkaná, mit eisenbeschlagenem Schlagstock. (Ethnographisches Museum, Wien). Vgl. Text, S. 264 und 176.

Stränge von feinen Eisenkettchen herabhängen (s. d. Taf. b. S. 257 u. 259). Bei den östlichen Madi nimmt die Schürze Frackform an, und bei denen am oberen Uëlle verschmälert sich der Gürtel, ist mit platten eisernen Glöckchen besetzt, oder schwindet zu einer einfachen „Gürtelschnur" aus Eisenperlen (s. Abb., S. 264). Eine andere Abwandlung ist dann ein schmaler Lederriemen der Morú, worin zahlreiche eiserne, mit Klapperbohnen behängte Ringe in Löchern aufgereiht sind. An die Bongo erinnert der Schwanz der Schulifrauen aus Baumwollfäden. Die Amam am Blauen Nil tragen von einem Ledergürtel vorn und hinten herabhängend zwei dicke Grasstricke, umwinden die Knöchel dick mit den zähen Ranken eines wilden Weines und hüllen sich bei Regen in einen großen Mantel aus Schilf, dem ein Kragen aus feinerem Gras übergelegt ist. Unter dem Einfluß der Nubier indes und mehr noch der Ägypter sind die Nilneger in der Bedeckung ihres Körpers fortgeschritten; sie verschafften sich sogar Kleider von ägyptischem Schnitt. So ist auch hier die Reihenfolge der Kulturentlehnungen: erst Schmuck und Genußmittel, dann Waffen, dann Kleider, zu beobachten. Im allgemeinen ist die Mannigfaltigkeit der Waffen dieser Völker viel geringer als bei den westlicher

in gleicher Breite wohnenden, von denen die Bongo verzierte Messer, Wurfmesser und Speerklingen eintauschen. Bei Krieg und Jagd wird Eisenschmuck angelegt und das Gesicht bemalt.

Die Waffen der Schilluk und Dinka sind wesentlich dieselben: ein 1 m langer Stock, Mittelding von Keule und Parierstock, ist ihr beständiger Begleiter, so daß sie aussehen, als trügen sie einen riesigen Nagel (s. Abb., S. 253); außerdem haben sie hohe, mit langen Eisen bewehrte Speere von trefflicher Schmiedearbeit, ebenso die Schuli. Die nubische Sitte, nie ohne ein Speerpaar in der Hand zu gehen, findet man bei Lango und Lattuka. Die Schuliwaffen (s. Abb., S. 254) sind nicht so gut wie die der Schilluk-Dinkagruppe (s. Abb., S. 253), und auch nach Westen beobachtet man eine Abnahme. Die Lanzen der Schilluk mit Antilopenhorn als Spitze (s. nebenstehende Abb., Fig. 1) sind ein interessanter Rest einer älteren Bewaffnung; der Holzspeer der Ostschuli (s. Fig. 2 ders. Abb.) mit gekielter Spitze und eingehängten Ringen ist keine Kriegswaffe.



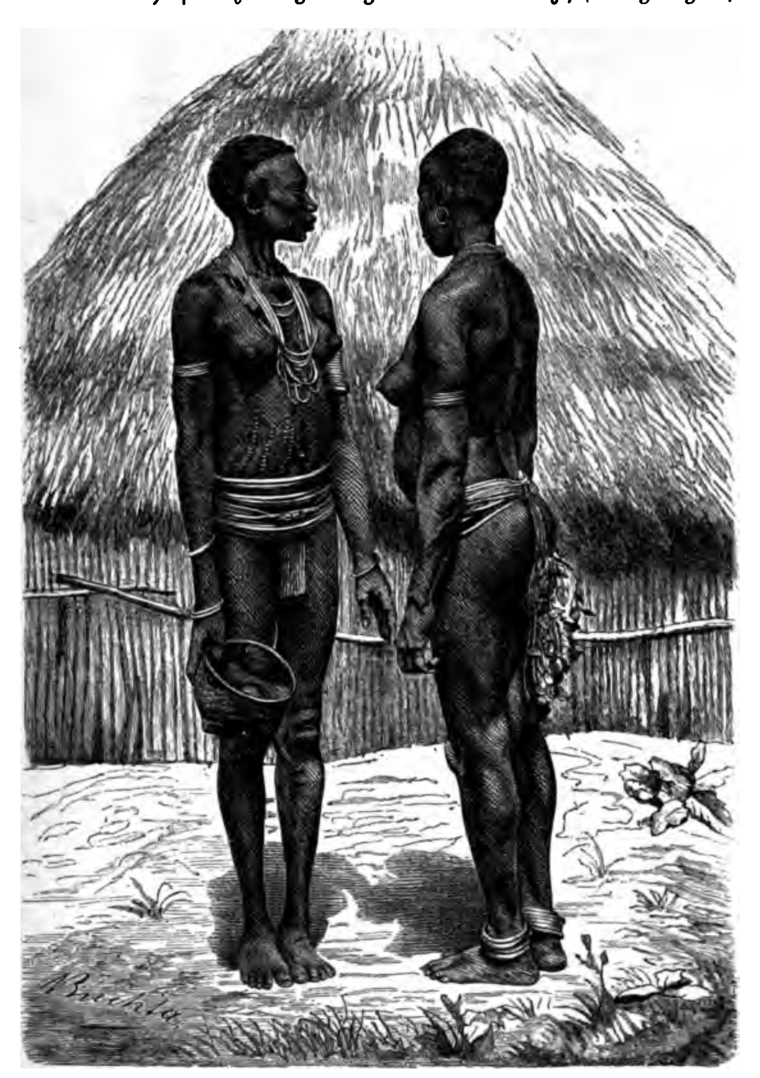
1) Lanze der Schilluk, mit Spitze aus Antilopenhorn. 2) Holzspeer der Ostschuli, mit Eisenringen. (Ethnographisches Museum, Wien.)

Von Bogen (s. Abb., S. 260, 261, u. Bd. I, S. 670) erinnern an ostafrikanische die der Völker am oberen Nil, in den Umgebungen der Nil-Kongo-Wasserscheide sowie des Victoria- und Albert-Sees durch teilweise verwendete Tiersehnen, Gleichendigkeit und Umwickelung mit verschiedener Tierhaut; und wenn sie auch großenteils höher und breiter, auch etwas flacher sind, so sind doch ihre Enden fast immer etwas aufgebogen. Nähere Beziehungen nach Westen, zum oberen Kongo hin, treten bei den westlichen Nilnegern hervor. Die geschlossenste Gruppe bilden am äquatorialen Nil und am Albert-See große, nur flach gebogene Bogen, meist platt-ovalen oder spindelförmigen Querschnittes, die ohne Kerbe oder sonstige Vorrichtungen eine starke Schnur aus tierischen Fasern, nur ausnahmsweise aus Bast, als Sehne tragen und charakteristisch mit Eidechsenhaut und Eisenband umwickelt sind. Varanus- und Schlangenhaut im feuchten Zustand über Holz gezogen halten ungemein fest, wie junges Bandeisen. (Junker.) Sogar Flintenkolben werden damit ausgebessert. Das Holz ist in den meisten Fällen vom Bambus (abyssinica?) genommen. Manche der bis 2 m hohen Baribogen tragen hautumflochtene Ringe zum Einhängen und besseren Festhalten im Drittel der Länge. Diese Ringe sind in die Umwickelung verflochten. Der Aufwand an Eisen ist bedeutend. Bei einem Bogen im Berliner Museum wechselt über die ganze Länge hin Eisen und Eidechsenhaut ab, und die Enden sind 15 cm weit nur mit Eisen umwunden.

Von diesen zu den größten Bogen Afrikas gehörigen Formen steigen wir zu sehr kleinen Formen herab, wenn wir westwärts gehen. Gleichzeitig treten Rotangsehnen und stärkere Biegung auf: eine Verkürzung durch die Sehne. Die Nachrichten der alten Portugiesen lassen vermuten, daß Völker mit schlangenhautumwundenen Bogen (und dazu gehörten die oft genannten Anziques des unteren Kongo) früher weit nach Westen hinaus wohnten. Heute finden wir westlich von den eben genannten die zwar verwandten, aber fellumwundenen Formen vom oberen Kongo. Es kommen schon bei den Wanyoro, den Mondú und den Madi kürzere Formen vor. Nach der Abbildung Buchtas (S. 260) ist zu schließen, daß sich bei den Madi noch kürzere und stärker gebogene Bogen finden. Auch die Bogen der Makaraka sind kurz (100—120 cm), entweder aus knotigem Holz einfach so gebogen, daß der Scheitel flach, die Enden dagegen stark gebogen sind, oder gleichmäßiger und geglättet, mit an einer Seite zurückgewundener Sehne und verschiedenen, oft den

größeren Teil des Holzes bedeckenden Umwickelungen. Die Befiederung der Pfeile ist bei den Obernilstämmen überhaupt unbekannt, während sie mit Feder bei Ost- und Westafrikanern und einfachst mit einem eingeschobenen Pflanzenblatt oder Lederstück bei den Waldvölkern vorkommt.

Weiter gehören in diese Gruppe die Bogen der Bongo, Sandeh und der durch die Wagenia vom Stanley-Pool zurückgedrängten Bakumu: kurze, stark gebogene, runde, glatte Stäbe, deren kurze, stumpfe Enden zur Aufnahme der Rotangsehne eingekerbt sind. Den „Nyam-Nyam"-Bogen schildert Heuglin als höchstens 2—2½ Fuß lang, aus Rotang, die Sehne aus einem Stück Rotangrinde. Der Köcher besteht gewöhnlich aus einer Tierhaut ohne Naht und enthält sehr viele, oft über 100 kleine Pfeile, deren Eisenspitzen vergiftet sind. Wenn auch im allgemeinen die Bogen mit Rotangsehnen nicht schlechter sind als die mit Tiersehnen, so erblicken wir doch auch hier in einem Gebiet, wo der Speer vorwiegt und der Bogen zurücktritt, diesen in schwächeren Formen. Die breiten Rotangsehnen scheinen im allgemeinen den Bogen zu verkürzen. Hierher gehören auch die ausgezeichneten Bogen der Djur (s. Abbildung, S. 261). Beträchtliche Länge, saubere Arbeit und gewählte Verzierung zeichnen sie aus. Der Stab ist an den Enden mit Streifen von Eidechsenhaut umwickelt; das Bogenende läuft in einen Eidechsenfuß aus. In der Form, Größe und Sehne ähnlich, aber meist ohne Umwindung, sind die Bogen der Kitsch, Janbari und Lur.



Mabiweiber; im Hintergrunde umzäunte Hütte. (Nach Photographie von Richard Buchta.) Vgl. Text, S. 257 und 262.

Die Schilde der Obernilstämme gehören der Suluform an, sind also aus Haut oval oder rechteckig geschnitten und durch einen durch Querschnitte gesteckten Stab gehalten (s. Abb., S. 253 u. 262, Fig. 1). Auch der Parierschild nimmt bei den Turkaná diese Form an (s. Abb., S. 262, Fig. 2), während er bei anderen fast stabförmig verschmälert ist, wie der der Mondú (S. 300, Fig. 1).

Die Jagd wird mit sinnreichen Fallen (s. Abbildung, S. 240), Bogenselbstschüssen, die Treibjagd mit großen Netzen, die Nilpferdjagd mit besonders starken Booten betrieben. Felkin sah in Kodsch ein Jagdboot aus einem gebogenen Baumstamm. Als die Schilluk noch stark waren, befuhren sie als Händler und Piraten den Nil in großen Booten, die 40—50 Mann faßten. Aber im ganzen ist Schiffbau und Schiffahrt auf dem oberen Nil wenig entwickelt. Für den Fischfang besitzen die Schuli Harpunen. Manche Stämme verschmähen die Fischnahrung; aber jene Flöße aus den schwammleichten Ambatschzweigen (s. Abbildung, S. 60), von denen ein Mann angeblich drei Flöße, ein Floß drei Männer tragen kann, dienen besonders den Fischern.

Im Hüttenbau herrscht bis zu den Mangbattu hin der Kegelstil, nicht auf der Höhe wie bei den Waganda. Schon bei den Lango sind die Hütten kleiner und schmutziger als bei den Wanyoro. Natürlich fallen mit den größeren politischen Gestaltungen auch die Palastanlagen fort. Dagegen tritt von den Madi an die Hütte aus Flechtwerk an die Stelle der Grashütte. 1—2 m hohe geflochtene Wände mit glockenförmigem Dach sind bezeichnend für die Hütten der Madi, Bari und Schuli. Die Schillukhütten werden durch das vorspringende Strohdach pilzförmig, die Dinkahütten sind massiver und besitzen einen Vorbau beim Eingang. Bei den Djur ist das Dach in eine lange Spitze ausgezogen, bei den Madi krönt es ein Straußenei, die Bongohütten haben ein Strohpolster über der Spitze, und die schönheitssinnigen Schuli lassen über ihre Dorfzäune Kürbisse und Passionsblumen ranken. Von den Bari, deren Gehöfte und Dörfer sehr reinlich sind, nach Osten zu den Schuli, Liria und Lango, steigt man auf der Leiter der Reinlichkeit rasch wieder herab. Die geflochtenen, von oben zu entleerenden Kornbehälter, die mit Lehm und Kuhdünger ausgekleidet sind, stehen auf Lehmunterbauten oder Pfählen zum Schutze gegen Ratten. Bei den Madi umschließt der untere Teil die Küche; sie errichten große, schräge Gerüste, wo der Sesam zum Trocknen ausgebreitet wird, und fast jede Familie hat eine Fremdenhütte. Besondere Hütten für Knaben, andere für Mädchen sind hier, wie bei den Schuli, in den meisten Dörfern zu finden; auch für das allen gemeinsame Bier. Auf dem Dorfplatz sieht man Plauderhütten, Warten und sauber in Thon eingemauerte Reibsteine. Auf einem freien Platze, inmitten des Dorfes, steht bei den Bari eine geräumige Hütte, wo die jungen Ehepaare zusammenleben, bis die Geburt des ersten Kindes herannaht; erst dann bekommt ein Paar eine Hütte für sich. Außer den gegen Zauber schützenden Hörnern auf Zaun und Thor findet man oft noch einen in hohen Ehren gehaltenen Platz mitten im Dorfe, wo ein Baum oder ein Baumstumpf steht, der mit Antilopen- und Büffelhörnern, Löwen-, Leoparden- und Wildkatzenschädeln verziert ist. Kleine Weihehütten sind besonders in den Schulidörfern häufig. Vor den Hütten des Häuptlings sind in der Regel die Wahrzeichen seiner Würde aufgepflanzt: einige große Nogarah (hölzerne Trommeln) und andere Kriegsmusikinstrumente.


Ein Stuhl der Bari. (Aus Robert W. Felkins Sammlung, Edinburg.)

Die Größe der Dörfer ist sehr verschieden. Eigentliche Hauptorte, wo sich der größte Teil eines Stammes um seinen Häuptling sammelte, gibt es bei der großen politischen Zersplitterung nicht mehr: das große Schillukdorf Denab ist längst von den Baggara zerstört. Die durch die Sklavenjagden weniger zersprengten Südstämme haben noch heute größere Bevölkerungsmittelpunkte, wie Madi und Tarrangole, aufzuweisen. Im allgemeinen bewährt sich die Regel, daß die Hirtenvölker größere Dörfer haben als die Ackerbauer. Madi, Schuli, Bongo sowie alle Völkerschaften,



Tabakspfeifen und Tabaksbüchse der Nilneger. (Britisches Museum, London.)
1/5 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 268.

die fast ausschließlich vom Feldbau leben, haben nur kleine Dörfer. Bei den Bongo sah Heuglin keins, das mehr als 30 Hütten gezählt hätte. Doch findet man oft ziemlich viel solcher Weiler in einem kleinen Bezirk. Im allgemeinen herrscht hier mehr Stetigkeit in der Lage der Dörfer als im Westen oder Süden. Die oberen Nilländer gehörten vor den Verwüstungen der Sklavenhändler wohl zu den bevölkertsten Teilen von Afrika und sind es teilweise noch jetzt. Sowohl das zusammenhängende Gebiet der Schilluk am Westufer des Weißen Nils als auch die südlich davon gelegenen Schilluk-Enklaven der Djur und Dembo bieten Beispiele sehr dichter Bevölkerung, wie wir sie in unmittelbarer Nähe der großen Flüsse in der Regel finden (vgl. oben, S. 84). Nach der Unterwerfung der Schilluk im Jahre 1871 ließ die ägyptische Regierung einen Zensus für das eigentliche Schillukgebiet machen, der zur schätzungsweisen Annahme von etwa 3000 Dörfern führte.

Einige von den Obernilstämmen nehmen eine hohe Stellung im Ackerbau ein. Das einzige Ackerwerkzeug neben dem Stock zur Bohrung

der Saatlöcher ist die schwache Hacke mit halbmondförmiger Klinge (s. Abbildung, Bd. I, S. 85), deren Stiel bei den Schuli in eine Gabel endigt und bei den Bongo geschnitzt ist. Trotzdem ist der Zustand der Felder oft sehr gut, die Ernte reichlich, die Mannigfaltigkeit der angebauten Gewächse groß. Oft arbeitet die ganze Familie auf dem Felde, Weiber und Kinder legen mit Aufmerksamkeit die Körner in Saatlöcher, die Männer brechen knieend die Erde um und schichten dürre Kräuter und Zweige zum Verbrennen auf. Außer den Äckern, deren schmale Streifen bei den Madi durch Grenzsteine wohl gesondert sind, findet man um die Hütten Gärten voll Melonen, Kürbisse, Tabak, Blumen; auch Giftzwiebeln zum Vergiften der Pfeile fehlen nicht. Hauptfrucht ist natürlich Getreide; als Symbol ihrer Arbeit tragen die verheirateten Weiber der Morú stets das zum Kornschneiden gebrauchte Messer im Gürtel.

Von der Viehzucht dieser Völker war im 2. Kapitel (S. 160) die Rede. Gleichmäßig mit dem Ackerbau wird sie von den Schilluk, Lattuka und Morú betrieben. Aber Dinka und Bari sind leidenschaftliche Viehzüchter wie die Betschuanen oder Masai, und ihr Rinderreichtum war einst gewaltig. Auch Schafe werden gezüchtet, und oft sah man früher im Schillukgebiet, wie Schäfer Herden in ihren Barken von einer Uferstelle zur anderen führten, während ihre Hunde geduldig hinterherschwammen. Ziegen und Schafe stehen aber als Haustiere weit hinter den Rindern zurück. Pferde und Esel haben weder von Abessinien noch von Nubien aus ihren Weg zu den Negervölkern westlich vom Nil gefunden, wogegen zu den Lattuka schon Kamele und Esel aus dem östlichen Nachbargebiet Akkara gebracht werden. Von Geflügel sind nur Hühner, diese aber bei einigen Völkern (Bongo, Schilluk) in geradezu wimmelnder Menge, um die Höfe vorhanden. Gewöhnlich werden sie nur von Kindern und Greisen gegessen. Menschenfresserei wird verabscheut.

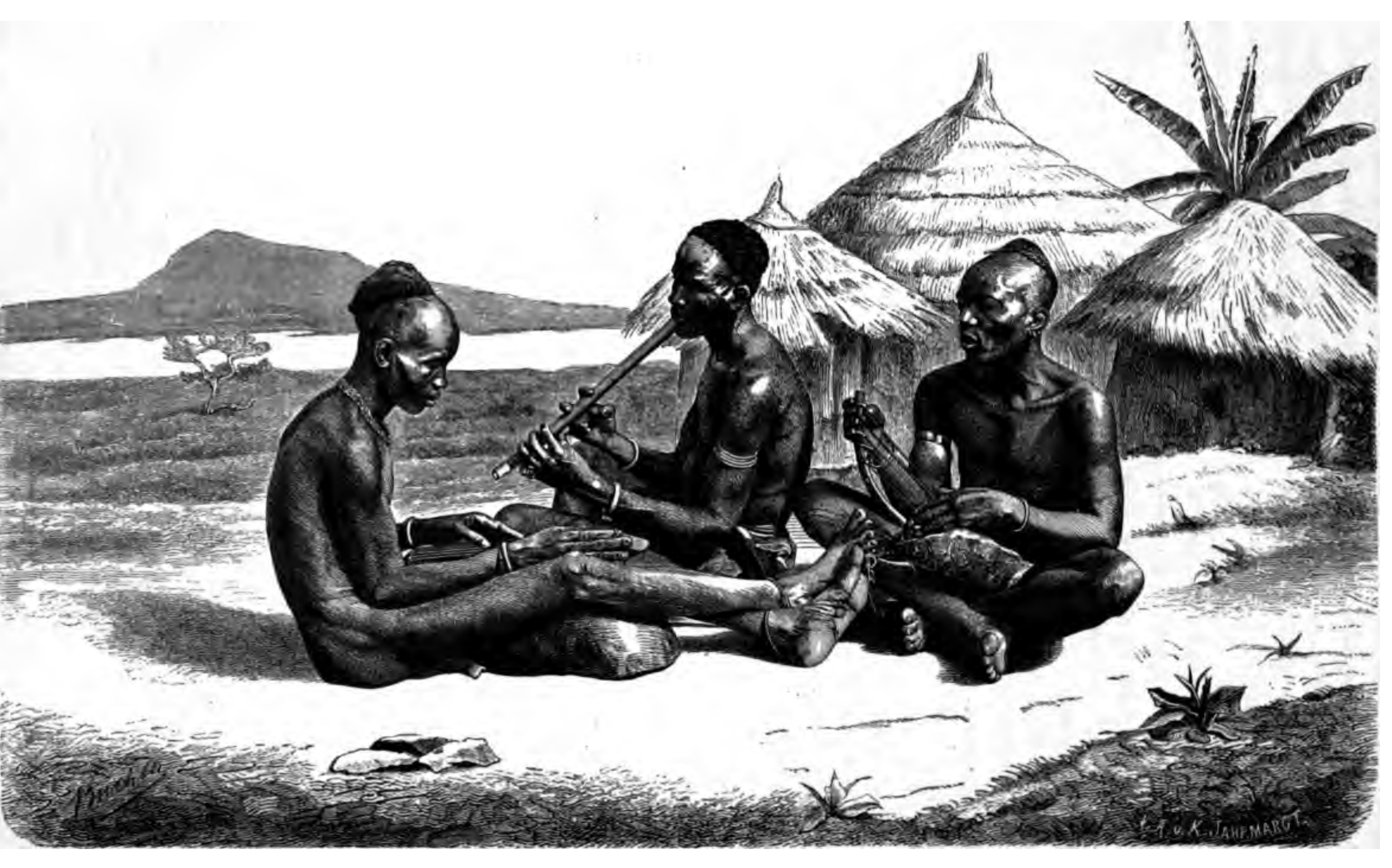
Den Tag über hat man die sorgfältig gesammelten Exkremente der Kühe ausgebreitet und an der Sonne getrocknet. Größere Vorräte werden in kleinen Haufen gleichförmig im Inneren der Umpfählung verteilt. Kommen die Herden an, so wird unter jeden Haufen etwas Feuer gelegt; dann entwickelt sich bald über dem Weiler eine ziemlich dichte Rauchwolke, die die vielen Stechfliegen vom Vieh abhalten soll. Die eingepferchten Tiere scheinen sich recht wohl dabei zu befinden. Die feine Asche wird den Tag über ebenfalls in Haufen gesammelt, abends glatt über den ganzen Platz ausgebreitet und dient als Streu und weiteres Schutzmittel gegen die Fliegen. Schließlich können sich Kühe wie Herren tief im weichsten, feinsten Aschenbett begraben. (Heuglin.) Die Schilluk, die sich damit bestreuen, erscheinen, grau oder rötlich überstäubt (rötlich die Reicheren, weil sie nur Asche von Kuhdünger verwenden!), bei der Schlankheit ihrer Glieder und der Ruhe ihrer Bewegungen wie Mumien.

Die Leidenschaft, womit die Hirten in Afrika an ihren Herden hängen, hat hier im Nilland gerade wie im fernen Sambesigebiet das Schicksal der Unterwerfung nur beschleunigen können. Es ist vor allem die von den nubischen Sklavenhändlern früh empfundene Notwendigkeit hier zur Geltung gekommen, das beliebteste Tauschmittel, Rinder, anbieten zu können; und so beraubte man den einen, um mit dem anderen zu handeln. Der Viehbesitz wurde ein Fluch für die Hirten. Der Viehraub bot außerdem auch in rein politischem Sinne die wirksamste Handhabe zur Unterwerfung. „Von jeher ist", wie Schweinfurth bemerkt, „in diesem Teile von Afrika der Viehraub im großen die eigentliche Grundlage gewesen, worauf sich alle Unternehmungen stützten, die zu ihrer Förderung einer bedeutenden Waffenmacht bedurften. Selbst die philanthropischen Zwecke, die Männer wie Baker und Gordon auf das Panier ihrer großartig geplanten Kultureroberungszüge geschrieben hatten, haben sie ratlos der Aufgabe gegenüber gelassen, etwas anderes an seine Stelle zu setzen. . . . ich muß die Überzeugung aussprechen, daß die Geschichtschreibung von Afrika nicht umhin können wird, die Etappen dieser zeitgenössischen Zivilisationsbestrebungen mit unrechtmäßig handhoch vergossenem Rinderblut zu bezeichnen."

Es ist erstaunlich, wie wenig diese Völker in gewerblicher Thätigkeit von Ägypten und Nubien gelernt haben. Nur in der Eisenarbeit übertreffen sie andere Negervölker merklich; und die einzige auffallende Erhebung über das afrikanische Negerniveau scheint im Fortschritt zum Gerben des Leders zu liegen, den freilich weder Dinka oder Bari, sondern die den Sandeh näher stehenden Bongo gemacht haben: ihnen dienen als Gerbmittel namentlich die Rinden einer Sykomore und einer Akazie. Nirgends gibt es in Afrika bessere Schmiede als unter den Djur und Bongo, und nirgends ist der Eisenverbrauch so hoch gestiegen. Auch die Lattuka sind geschickt. Eisen vertritt hier alle anderen Metalle und vor allen auch die Edelmetalle. In Form von Hauen oder auch von kreisrunden Scheiben, aus denen durch Teilung zwei Hauen gemacht werden können, kommt es im dortigen Verkehr unserem Gelde am nächsten (s. Abbildung, Bd. I, S. 85). Was man von den Dinka gesagt hat, daß sie so recht im eisernen Zeitalter, d. h. in einer Zeit leben, wo das Eisen den größten Wert hat, gilt auch für die Bari (s. die Tafel bei S. 75). Und von den Schilluk sagt Schweinfurth: „Die Frauen der Reichen sind oft so mit Eisen überladen, daß ich, ohne zu übertreiben, behaupten kann, deren etliche gesehen zu haben, die nahezu einen halben Zentner davon an Ringen und Zieraten mit sich trugen.“ Kupfer und Messing werden geringer geschätzt. Beide Metalle werden erst im Westen des oberen Nilgebiets häufiger und beliebter, wo sie besonders bei den Dor in den Handel kommen und zwar in kleinen Blöcken von etwa 1/2 kg Gewicht, die sogar bei den Sandeh und Fertit Tauschmittel werden. Die Bongo schmieden Armringe und andere kleine Verzierungen aus Kupfer und ziehen dasselbe Metall zu Draht aus. In der kunstfertigen Bearbeitung des Eisens sind den Djur vielleicht die Madi gleich zu stellen, über beide noch die Bongo; die Dinka sind trotz ihr Eisenreichtums in geringerem Maße mit Schmiedearbeit vertraut. Dagegen hatten sie früher die eisenkundigen Djur, die ihnen alle Schmiedearbeiten liefern mußten, in eine Art Leibeigenschaftsverhältnis zu sich gebracht, gerade so, wie später die Djur auch wieder den Nubiern dienstbar wurden. Ihre Eisensachen haben Sachkenner mit der ziemlich guten Arbeit eines englischen Landschmiedes verglichen. Das Erz ist der besonders im Djur- und Bongoland reichlich vorkommende Brauneisenstein. Im Schuliland findet sich in Flußbetten viel Graphit, womit die Hüttenwände innen und außen überzogen werden. Salz ist in diesem ganzen Gebiet nicht in mineralischem Zustand vorhanden. Man sucht es durch die Asche gewisser Pflanzen zu ersetzen, die man auslaugt und mit Tabak gemischt kaut. Gutes Salz soll durch die Araber Südkordofans und Dar Fors in kleinen Mengen in das Bongoland eingeführt werden, aber man betrachtet seinen Genuß immer als einen hohen Luxus.

Die Herstellung von Thonwaren ist meist Geschäft der Weiber. Am geschicktesten sind darin die Schuli, die ihre Töpfe bis ins Lattukaland vertreiben. Dickbäuchige Tabakspfeifen sind nach der Mündung zu oft durch Einschiebung einer birnförmigen Kalebasse erweitert, worin der zur Aufnahme der Tabaksbrühe und zu nachherigem Kauen bestimmte Flachsballen eingeführt wird. Sie tragen überhaupt im Kopfe wie in dem Rohre einen massigen Charakter, als ob der herzerfreuende Qualm gar nicht rasch und massenhaft genug eingesogen werden könne. Das Rohr ist oft fast armsdick, und der Kopf faßt leicht ein Viertelpfund Tabak. Die Arbeit ist gewöhnlich roh, die einzelnen Stücke sind durch Haut mit Naht oder Schnur verbunden. Die Nachahmungen menschlicher Gesichter im Pfeifenkopf sind dagegen oft nicht ohne Talent (s. Abb., S. 266). Große thönerne Töpfe für Getreide, kleinere für Wasser stehen fast in jeder Hütte. Bei den Madi gehört eine größere Zahl von oft unbenutzten Töpfen und Körben zum Schmuck der Hütte, und bei den Südstämmen wird in einer besonderen Hütte das Durrabier in großen Töpfen verwahrt.

Unter den Holzschnitzereien sind sehr niedlich die kleinen, aus einem Stück Holz gearbeiteten Stühle und Schlafschemel. Auch Platten und Schüsseln von schwerem, hartem Holze, namentlich von der Dalbergia, sieht man; doch stehen die Fertit und Sandeh in dieser Kunst höher,



Musizierende Schulineger. (Nach der Natur gezeichnet von Richard Buchta.)

so daß von ihnen derartige Schüsseln zu den Bongo eingeführt werden. Die Rohrbetten auf sechs Holzfüßen kommen schon bei den Morú (Madi) vor. Daß auch eine lebhafte Einfuhr von Waffen von Westen stattfindet, wurde schon oben erwähnt, und dieser Austausch mit den westwärts wohnenden Völkern erscheint doppelt merkwürdig., wenn man die so viel geringeren ägyptischen, abessinischen und nubischen Elemente im Kulturschatz der Obernilstämme in Betracht zieht.

Auch auf die musikalischen Instrumente (s. die beigeheftete Tafel „Musizierende Schulineger") erstreckt sich dieser Verkehr. Sie sind mannigfaltiger im Westen als im Osten. Am meisten Sorgfalt wird auf die Herstellung von Signalhörnern für Krieg und Zauberei verwendet. Bei den Madi sind sie aus Holz in geraden Formen und mit Leder oder Eidechsenfell überzogen, während sie bei den Lattuka aus Elfenbein in Hornform und mit glattem Blasloch hergestellt und in sorgfältigster Weise durch Überzug geschützt sind. Auch Signalpfeifen, aus Holz gefertigt und mit Fell oder Leder überzogen, kommen bei den Lattuka vor. Eine aus Dembo bestehende Musikbande, die Felkin bei einem ägyptischen Beamten in der Bahr el Ghasal-Provinz hörte, bestand aus fünf Männern, die auf Rohrpfeifen bliesen, und zwei Knaben, welche mit Perlen gefüllte Kürbisse im Takte zu den Flöten schüttelten. Die großen und kleinen hölzernen Trommeln sind auch im oberen Nilgebiet im Gebrauch; eine oder mehrere Lärmtrommeln, die vor der Wohnung des Häuptlings oder im Schatten des geweihten Dorfbaumes aufgehängt sind, werden mit einer gewissen Ehrfurcht betrachtet.



Ein Häuptling der Bohr. (Nach dem Leben gezeichnet von Richard Buchta.) Vgl. Text, S. 271.

Von heiligen Stätten in den Dörfern der Obernilneger wurde oben gesprochen, ebenso von Gräbern, deren äußere Kenntlichmachung andeutet, daß auch diese Völker mit dem Tode und Begräbnis nicht alle Beziehung zu dem Toten abgebrochen glauben. Die Bari begraben ihre Toten einfach in sitzender Stellung und häufen Hügel über die Gräber. Bei den Madi findet man dagegen regelrechte Steinsetzungen, die an die Dolmen der Berber erinnern (s. Abbildung, S. 59). Von Menschenopfern bei Schillukbegräbnissen berichten ältere Beobachter. Weit verbreitet ist der Glaube an Regensteine, die man auch bei den Wahuma findet; man legt seltene oder seltsame Steine in Wasser, um Regen anzuziehen.

Das Leben der Familien und der Gemeinden bietet bei diesen Völkern wenig Neues; es ist das von Negern, doch mit Ansätzen zu höheren Entwickelungen, besonders in der Stellung des Weibes. Die Sklavenjagden der Nubier haben so verwüstend in beide eingegriffen, daß es hauptsächlich ein Beweis für ihre Gesundheit sein mag, wenn nicht ein Rückfall in absolute Gesetzlosigkeit stattgefunden hat. Bei den Madi umschließt jedes Dorf einige engere Freundeskreise, deren Mitglieder sich benachbart wohnen, gemeinsam ihre Mahlzeiten einnehmen, sich im Bebauen

des Landes unterstützen und so sich gegenseitig zum Erwerb größeren Privateigentums verhelfen, da die Urbarmachung den Besitz des Bodens zur Folge hat. Die Stämme zerfallen in Genossenschaften, die sich herkömmlich nach der Zahl der Steine unterscheiden, die sie tragen, wiewohl in Wirklichkeit diese Steine nicht existieren. „Wieviel Steine trägst du?" ist die erste Frage, wenn sich zwei Madi begegnen. Die gleiche Zahl bedeutet Genossenschaft. Bei den Schuli haben, gegen die allgemeine Sitte, die **Frauen** eine Stimme bei der Wahl ihres Gatten und nehmen eine höhere Stelle ein als bei den übrigen benachbarten Stämmen, die östlichen Madi, die Lattuka, die Wagugu und vor allen die Mangbattu ausgenommen; bei den Schilluk haben wir Spuren von Neffenerbrecht. Bei den Morú ist Exogamie Gebot. Eine eigentümliche Sitte herrscht bei den Madi und Schuli. Mitten zwischen den Häusern des Dorfes verstreut sieht man einzelne über den Boden erhöhte Bauten, die sehr großen Kornbehältern gleichen, an der Vorderseite jedoch eine ovale Eingangsöffnung zeigen und mit Thon glatt gestrichen sind; davor steht, den Eingang zu erleichtern, gewöhnlich eine hölzerne Bank. In diesen Häusern schlafen die Mädchen, sobald sie sich der Pubertät nähern, und zu ihnen gesellen sich dort zwanglos alle mannbaren Knaben. Wird eins der Mädchen schwanger, so ist ihr bisheriger Gefährte verpflichtet, sie zu heiraten und ihrem Vater den üblichen Brautpreis zu erlegen. **Burton** berichtet Ähnliches von den südlich vom Äquator wohnenden Völkern. Liegt nun schon hierin eine freiere Stellung der Frau oder des Mädchens, die den Gefährten nach ihrem Geschmack wählen kann, so ist auch sonst bei den Madi eine Bevorzugung der Frauen darin bemerkbar, daß sie nie geschlagen, oft zu Rate gezogen werden. Erhält ein Madi ein Geschenk, so wird er nie versäumen, auch eins für seine Frauen zu erbitten. Vielweiberei ist unbeschränkt, falls der Betreffende nur im stande ist, die Frauen zu erkaufen; den Frauen liegt nur die Hausarbeit ob, das Bestellen der Felder den Männern und Knaben. Von den südlichen Dinka erzählt **Brun-Rollet**, daß, wenn eine Witwe einen Mann heiratet, der nicht für sie zahlen kann, die von diesem mit ihr gezeugten Kinder den Namen des verstorbenen Ehemanns führen. Kaum scheinen Schranken naher Verwandtschaft der Verehelichung entgegenzustehen, wenn das hauptsächlich Entscheidende, der Besitz, sie wünschenswert erscheinen läßt. Jene alte Dinkafürstin, die im Sumpfinsel-Gewirr der Meschra des Bahr el Ghasal herrschte, jene „Schol" **Schweinfurths**, illustriert gut diese Familienverhältnisse: sie hatte ihres ersten Gatten Sohn geheiratet, der besitzlos war, während sie einen für diese Gegenden fabelhaften Reichtum an Vieh, Ringen, Ketten &c. aufweisen konnte. Doch war der Gatte nur Mitgenießer, die Gattin hielt den Reichtum fest.

Der Kinderreichtum ist in der Regel beträchtlich und das Verhältnis der Eltern und Kinder, selbst bei einem versprengten und bedrängten Stamme wie den Djur, so schön erhalten, daß, wäre nicht **Schweinfurth** über jeden Verdacht der Schönmalerei erhaben, sein Gemälde des Dorf- und Familienlebens der Djur als ein Idyll im Stile **Saint-Pierres** oder **Forsters** erscheinen würde (vgl. oben, S. 21). Außerdem hat uns ja **Felkin** von dem Ehestand der Madi ein günstiges Bild entworfen. Bei diesen versammeln sich zeitweilig alle Familienglieder bis zu dem Urenkel, wobei das Haupt, der Patriarch, der Verstorbenen gedenkt und den Lebenden die Familienpflichten einschärft. Jede Djurfamilie ist reich an Kindersegen. Die Morú, bei denen **Felkin** vier als mittlere Kinderzahl angibt, achten auf die Keuschheit ihrer Mädchen und bestrafen Ehebruch.

Mehr noch als das Leben der Familie leidet das **Gemeinde- und Stammesleben** unter der Unterdrückung, an der sich die nubischen Sklavenhändler, die ägyptischen Beamten und die Leute des Mahdi nacheinander beteiligt haben. Als die Nubier raubten, waren die Bongo unter die Dinka geschoben oder geworfen, ihr Land verödet, ihr Stamm zersprengt. Die Djur hatten festen Grundbesitz überhaupt aufgegeben, sie bestellten den Boden heute da, morgen dort, je nachdem ihnen ein Platz zusagte und Schutz bot; daher legten sie ihre Pflanzungen in den vor

ünderungszügen sicheren Gegenden an, gemeiniglich auf ausgerodeten Stellen im tiefen Walde. ı der Nähe der Wohnungen hielten sie nur kleine Felder und Gärtchen. Die Schilluk, einst (nach ıufmanns Schätzung noch 1861 eine halbe Million) das größte Volk dieser Länder, verloren es Jahr Boden, gingen südwärts zurück und büßten ihren Hauptort und ihre heiligen Haine ein. e Dinka vollends nannte Schweinfurth ein Volk ohne Häuptlinge und ohne Grenzen. Die ıba sind von den Mahdisten, denen sie anfangs entgegenzutreten wagten, zertrümmert worden. adi, Schuli und Verwandte tragen einen gewissen demokratischen Zug in großer persönlicher ıabhängigkeit zur Schau. Die Priester, die Anordner von Gottesurteilen und die Rechtsprecher, d bei ihnen mindestens ebenso einflußreich wie die Häuptlinge, die daher womöglich auch hier e diese Funktionen in sich vereinigen. Wenn wir hören, daß ein Madiherrscher, der von Felkin ıuchte Tak Farre, außer seinem eignen Stamme 5000 Köpfe beherrsche, sind wir über die Größe ses Staates erstaunt; er herrscht nur in Kriegszeiten, und verbündet sich mit den Nachbarn r gegen Gefahren, auch zur Ausrottung schädlicher Tiere. Der Häuptling des Obbostammes, : nördlichsten Schuli, ist ein alter Mann, ein berühmter Zauberer und Regenmacher, sowie als ichtiger Hexenmeister hochgeachtet von allen angrenzenden Stämmen. Er führt eine aus dem ırn einer Antilope angefertigte Flöte, der man die Kraft zutraut, Regen zu schaffen. Der e Häuptling Katehiba hat 116 lebende Kinder, und alle seine Dörfer werden durch seine ihne regiert. Wenn er in einem Distrikt den Tribut eintreibt, reitet er stets auf dem Rücken ıes Menschen in Begleitung einiger Diener. Dabei muß eine seiner Frauen einen Krug Bier ıgen, um Reiter und Träger zu erfrischen. In Orten, wo der Tribut nicht bezahlt wird, ver- ınscht er die Ziegen und das Geflügel seiner Unterthanen oder droht, den Regen zurückzuhalten.

10. Die Völker Innerafrikas.

„Völker des wahren Herzens Afrikas." Stanley.

alt: Zunahme der Kultur nach innen. — Vordringen der Europäer. — Grenzen und Verwandtschaften. — ›er Mangbattu-Typus. — Rolle des Kongo. — Ethnographische Merkmale. — Starke und schwache Völ- r. — Innere Wanderungen. — Sandeh, Mangbattu. — Momfú, Bongo und andere. — Kongovölker. — ıssaivölker. — Tättowierung und Bemalung. Verstümmelungen. Schmuck. Rindenstoff. Waffen. Bogen. ırfmesser und Äxte. Schilde. Das Haus und der Baustil. Dörfer. Ackerbau. Nahrung. Jagd. — ›iffer und Fischer. Händler. Amphibische Völker. — Schmiede und andere Gewerbe. — Sklaverei und nschenjagd. Menschenfresserei. Politische Zersplitterung.

›en ersten Eindruck, den die Völker des erst seit wenigen Jahren kaum erschlossenen „Inner- ıachten, kann man in die Worte fassen: Keine wesentlichen körperlichen Unterschiede von igen Negern (wenn auch in weiten Gebieten hellere, edler gebildete Körper und in anderen nnähnliche Kleingewachsene), aber nicht unbeträchtliche Eigentümlichkeiten in ethnographi- ›iehung und in Sprachen. Vorwalten des Ackerbaues, stellenweise dichte Bevölkerung treute Verbreitung kleingewachsener Jägervölker durch die ganze breite Ausdehnung ›er Sambesi- und Nil-Wasserscheide. Menschenfresserei weit verbreitet. In der Eisen- ırbeit und im Schiffbau geschickt. Im Hüttenbau viereckiger Grundplan an Stelle des Wo immer Reisende von der Peripherie aus in das Herz Afrikas vordrangen, hatten em den deutlichen Eindruck, in den Umkreis einer höheren Kultur getreten zu sein. urth hatte ihn von den Sandeh, Bongo und mehr noch von den Mangbattu, die Kongoreisenden, wenn sie die Batekeh erreicht hatten, wie Buchner, als er nze des Lundareiches berührte, wie Wissmann beim Vordringen in das Kassai- konnten alle sagen: „Mit Freuden konstatierten wir, daß wir hier, wohin noch nicht

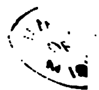
einmal die Kenntnis von der Existenz des weißen Mannes gedrungen war, ein Volk gefunden hatten, dessen Kultur so viel höher stand als die aller Negerstämme, von denen wir bisher gehört oder gelesen hatten.“ (Wissmann.) Am Kassai sieht Wolf in dem „sorgfältig gearbeiteten Bogen, den mit Federn geschmackvoll verzierten Pfeilen, den spiegelblanken ziselierten Spitzen der über mannshohen Speere, den kunstvoll geschmiedeten Dolchmessern, die ohne Scheide hinten von der Hüftschnur an der rechten Seite hängen“, die Zeugnisse einer hohen innerafrikanischen Kulturstufe, die, unbeeinflußt durch den Zwischenhandel, noch nicht ihre Ursprünglichkeit verloren hatte. Die mit Kupfer oder Messing eingelegten Speere und Messer, mehr Würdezeichen als Waffe, wie sie Lukengo trug, sind diesem dem Kupferland Katanga näheren Gebiet eigen. Eine ähnliche Vollendung, besonders der Eisenarbeiten, trat Werner 1886 bei Völkern am Aruwimi entgegen, also gerade vor dem Beginn der arabischen Verwüstungen: „Sie beweisen in allen ihren Leistungen eine höhere geistige Befähigung als irgend ein anderer Kongostamm.“ Und weiter nach Süden spendete François ähnliches Lob den Ngolo. Besonders fällt immer die zweckmäßige, zierliche Ausführung der eisernen Waffen auf (s. die beigeheftete Tafel „Messer, Maske und Matte vom oberen Kongo“); in einer Sitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft wurden sie mit den Erzeugnissen der Sheffielder Werkstätten auf eine Linie gestellt. Diese ist aber nur Ein Zeichen der vielfach sich äußernden Kunstfertigkeit. So treten uns also in einem fast 200 Meilen breiten Strich von 5° nördlicher bis 5° südlicher Breite mehrere Völker von hervorragender materieller Kultur entgegen, die wohl alle vor der arabischen Invasion auch politisch geschlossen auftraten, wie es uns von den Mangbattu und Bakuba sicher verbürgt ist. Das Wort von „dem wahren Herzen Afrikas“, das Stanley in seinem Kongobuch dieser breiten, ebenen, wohlbewässerten und -bewachsenen Stufe zwischen Küstenwall und Gebirgslauf beilegte, kann auch ethnographisch damit begründet werden, daß wir uns hier gleichweit entfernt von den arabischen und europäischen Einflüssen der Ost- und Westküste, freilich aber auch gleichweit von der einst geträumten „Primordial-Zivilisation“ (Rüppell) der Neger befinden.

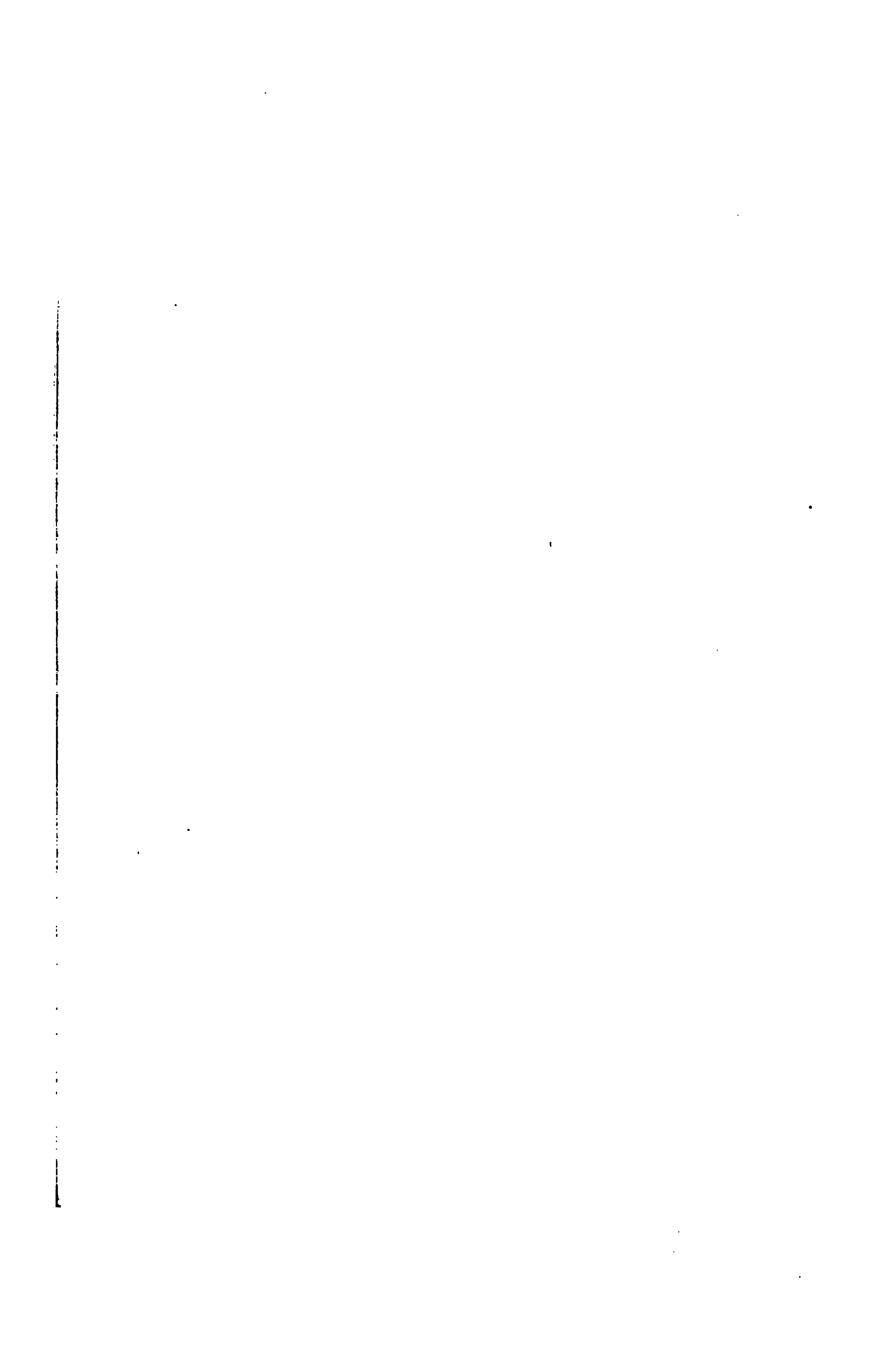
Erst die Auffindung des Kongoweges (1876/77) und die sich anschließenden Entdeckungen der Deutschen im südlichen, der Franzosen und Belgier im nördlichen Kongobecken legten mitten durch diese Völker Verkehrslinien, denen leider nur zu bald die Araber gefolgt sind, die damals erst begonnen hatten, von Nyangwe aus ihre Vorstöße gegen Westen und Norden zu machen. Auch von der Westküste her war zu dieser Zeit der europäische Einfluß noch nicht sehr tief und nur in einem schmalen Streifen vorgedrungen, in einem Gebiet seit lange ruhigen Gedeihens. Beim Häuptling von Rubanga, oberhalb des Stanley-Falles, hörte Stanley hocherfreut endlich den Namen, den der Strom bei den Europäern und im unteren Laufe trägt, Ikutu ya Kongo; dort auch bezeichneten ihm vier alte portugiesische Musketen, die ersten, die er seit Nyangwe in den Händen Eingeborener sah, die Grenze europäischen Einflusses. Als zehn Jahre später Wissmanns Expedition in der Nähe der Einmündung des Kuango in den Kassai europäische Tücher und seit dem Verlassen der Baluba das erste Feuersteingewehr fand, hatte sie die große Grenze wieder erreicht, die vier Längengrade weiter östlich verlassen worden war. Oberhalb des Stanley-Pool trat auch bereits der von der Küste eingeführte Sandfloh auf. Aber es war auch das Gebiet der höchsten Entwickelung der eigentümlichen Künste und Fertigkeiten der Eingeborenen überschritten. Heute kann man von diesem Gebiet unberührterer Völker nicht mehr als von einem Ganzen sprechen. Es ist bereits von allen Seiten eingeengt, und seine mächtigen Ströme sind auf dem Wege, ebenso viele Verkehrsadern zu werden. Eine Art Naturgewalt drängt die Besitzer der Feuergewehre nach jenen Gebieten hin, wo die Bogenträger, übrigens auch die unorganisierten Speerträger, leicht zu überwinden sind. Kalamba, der Balubafürst, verbot die alten Waffen und ließ sie vernichten, um seine Unterthanen zu zwingen, sich möglichst rasch in den

Messer, Maske und Matte vom oberen Kongo.

Messer: 1) der Bateke; 2) vom mittleren Kongo; 3) der Bangala; 4) vom Lomami; 5) der Bananſi; 6) der Bavoto; 7) am oberen Kongo häufig; 8) der Benekki (mit Kupfer tauſchiert); 9) der Luvungu; 10) der Bangala; 11) der Benekki. 1/7—1/8 wirkl. Größe. 12) Maske der Batuba. 1/10 wirkl. Größe. 13) Matte vom oberen Kongo. 1/10 wirkl. Größe.

(1—7 und 10 Sammlung Menſe, 8, 9, 11, 12 und 13 Sammlung Wiſſmann, Muſeum für Völkerkunde, Berlin.)





Besitz von Feuerwaffen zu setzen. Was 1874 Lenz aus dem Okandeland schrieb: „Flinten und Pulver haben hier in Afrika schnellere Fortschritte gemacht als die Reisenden, und ich möchte fast glauben, daß man, von Okande aus in nordöstlicher Richtung reisend, immer Stämme trifft, die Gewehre haben, bis in das Nilgebiet hinüber", war 18 Jahre später in Erfüllung gegangen: da fand Dybowski die vermutlich aus Wadai eingeführten Zündhütchen-Gewehre schon bei den Uabba am oberen Ubangi.

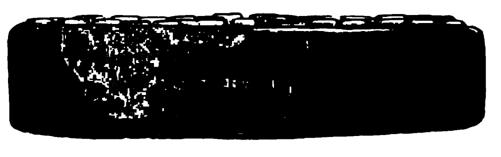
Schauen wir auf die großen Züge der Völkerverteilung in Innerafrika, so finden wir im Nordosten zuerst eine sprachlich abgesonderte Gruppe der Mangbattu, Sandeh, Barmbo, Madi, Maigó-Mundú, Kredsch und Golo, die F. Müller als äquatoriale Sprachfamilie zusammengefaßt hat. Sie dürfte westwärts tiefer in das Ubangigebiet hineinreichen, als wir heute wissen; Junker hörte die Sandehsprache bei den Bandija, denen die Sakara am Mbomu verwandt sind. An sie schließen sich im Südosten die Obernilstämme an, die mit Einsprenglingen zugleich mit den westwärts hinausgewanderten Gliedern der Wahuma-Familie bis über den Äquator reichen. Was von hier nach Westen und Süden hinaus wohnt, gehört sprachlich der Bantu-Familie an, ist aber durch Rasse und Kulturbesitz in einige tief zerklüftete Gruppen geschieden, deren zerstreute kleine Jägervölker wir bereits im I. Band (S. 710 u. f.) kennen gelernt haben. Einflüsse der Europäer haben von der Westküste, die der Sudanesen von Norden her eingewirkt. Außer und wahrscheinlich schon lange vor ihnen haben sich auf Grund der Naturverhältnisse, großer innerer Wanderungen und des überall in Afrika wirksamen Gegensatzes ruhig sich entwickelnder und kriegerisch unruhiger oder bedrängter Völker große ethnographische Unterschiede herausgebildet.

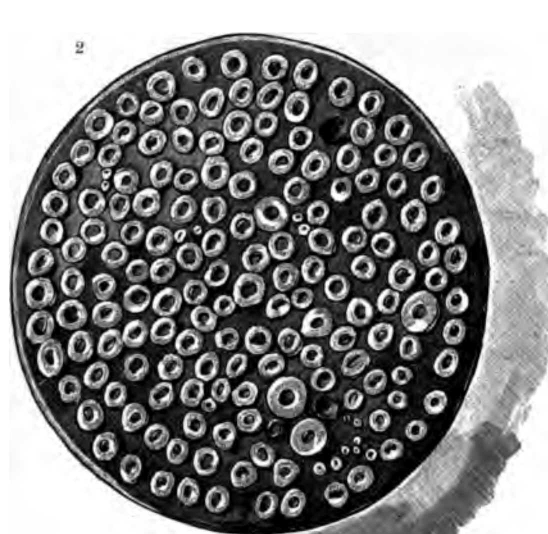


Ein Sandeh. (Nach der Natur gezeichnet von Richard Buchta.) Vgl. Text, S. 281 und 291.

Der größte Teil des Inneren von Afrika ist Waldland, dunkelgrüne Oasen in dem lichteren, gelben Savannenlande. Tropischer Urwald reicht vom Westabfall des ostafrikanischen Hochlandes bis zur Ubangimündung, von der Nilwasserscheide bis Nyangwe und bis zum 5. Grad südl. Breite. Ausläufer und Vorposten begegnen uns an der Westküste, z. B. im Kamerungebiet; doch unterbrechen den Wald auch kleinere Lichtungen und größere Savannen. Kein Zug der innerafrikanischen Landschaft ist von solcher Bedeutung. Wald und Savanne sind besondere Kulturgebiete; aber ihre trennende Wirkung reicht darüber hinaus. Der Wald ist in weiten Strecken völlig unbewohnt und hegt in anderen die Völkchen der Kleingewachsenen. In Kamerun zieht auf der Grenze zwischen beiden meist selbst die große Sprachgrenze zwischen Bantu- und Sudannegern.

Die Waldbewohner sind durch die Umstände ihres Lebens und Wohnens zu einer eigentümlichen Bevölkerung geworden, die viel Übereinstimmendes zeigt. Stuhlmann spricht von einem „Urwaldtypus der Neger", der sich z. B. in dem Unterschiede der dunkleren, weniger bekleideten Wald-Wávira von ihren Nachbarn im Graslande deutlich ausspricht. Die Rassenverschiedenheit der Waldneger und der Waldzwerge schließt nicht weitgehende ethnographische Übereinstimmungen aus. Übrigens sind diese Gruppen nicht ohne Vermischung geblieben, halbkleine und halbhelle Waldneger, wie die Momfú, mögen daraus stammen. Wo Waldneger mit den Grasnegern zusammentreffen, da zeigt sich sogleich der tiefe Unterschied, den die Übergänge der auf beiden Gebieten wohnenden Völker, wie die Wákia oder Wambuba, nicht verwischen. Die Waldneger sind weniger bekleidet, aber reicher geschmückt; häufig sind besonders Lippendurchbohrung und Eisenschmuck (Halsring oder Halsgabel; s. Abb., S. 291), Tättowierung ist seltener. Ihre Hütten sind rund, stehen immer in Gruppen,







Wávira: 1) Lederpolster, als Handschutz zum Auffangen der Bogensehne. Etwa 1/3 wirkl. Größe; 2) Lippenpflock aus Holz, mit Muschelperlen besetzt. 4/5 wirkl. Größe. Beides wird auch von anderen Waldnegern gebraucht. (Stuhlmanns Sammlung, Museum für Völkerkunde, Berlin.) Vgl. Text, S. 284, 287, 294 und 296.

womöglich auf höhergelegenen Lichtungen. Im feuchten Walde gedeihen Bananen und Mais das ganze Jahr; daher keine Getreidespeicher, wenig Vorräte. Man verläßt den Wald und befindet sich gleich mitten in den Eleusinefeldern des Graslandes. Der kurze Bogen, meist mit Rotangsehne, Giftpfeile in geflochtenem Köcher, Lederpanzer, Fellgürtel, Rohrschilde dienen zu Schutz und Trutz. Die Rinder fehlen; Ziegen sind oft in großer Zahl vorhanden, Hunde werden von manchen Stämmen gemästet. Menschenfresserei wird in verschiedenem Grade geübt; mit Vorsicht ist die Angabe aufzunehmen, daß sie bei einzelnen von diesen Stämmen, wie den Manyema, ganz fehle. Die Beschneidung ist bei den Waldvölkern weiter verbreitet als bei ihren östlichen und westlichen Nachbarn; die Wald-Wávira üben sie, ihre östlichen Zweige im Grasland verschmähen sie. Aber es gibt Ausnahmen; besonders die Zwerge üben sie nur zum Teil. Ähnlich ist die Spitzfeilung aller Schneidezähne weit verbreitet, aber bei den Manyema, Wakussu und anderen auf eine Lücke zwischen den mittleren oberen Schneidezähnen beschränkt.

Auch die größeren Staatenbildungen machen am Rande des Waldes Halt. Jedes Dorf ist eine Welt für sich. Inwieweit die schwüle, feuchte Luft des Waldes auf den Körper des Menschen einwirkt, ist noch nicht bestimmt zu sagen. Kröpfe scheinen bei den Waldnegern besonders häufig vorzukommen. Der Europäer jedenfalls atmet auf, wenn er die freie Steppe wieder betritt.

Suchen wir diese Völker zu umgrenzen, so setzt im Osten zweifellos das Kongobecken selbst eine Schranke. Freilich ist sie, dem älteren Einflußgebiet der Araber am nächsten liegend, am frühesten verwischt worden; doch werden wir Manyema mit in dieses Gebiet hineinziehen und in nordwestlicher Richtung auf dem Rande des Hochlandes der großen Seen die Nil-Kongo-Wasserscheide verfolgen, während wir im Südosten am Lualaba stehen bleiben müssen. Im Kongobecken bildet ungefähr der 18. Grad östl. Länge von Greenwich oder der Schnittpunkt des Kongo mit dem Äquator eine Grenze; darin wohnen bis zum 30. Grade Völker, deren ethnographischen Typus uns zuerst Schweinfurths Beschreibungen der Mangbattu und Sandeh kennen lehrten. Ihre Ausläufer reichen am Strome bis zum Stanley-Pool, gehen aber nördlich vom Kongo noch weiter westlich: schon von der Ostbiegung des Ubangi an in etwa 4° nördl. Breite wohnen in weidereichem Lande Völker mit schönen Rinderherden, in viereckigen Häusern, von Mais- und Bananenfeldern umgeben; sie scheren ihr Haar bis auf einen Busch im Nacken, tättowieren das Gesicht nicht, tragen höchstens einen Ring in der Nase, sind überhaupt arm an Schmuck.



Harnisch der Wávira, aus doppeltem Büffelfell. Wird auch von anderen Waldnegern benutzt. (Stuhlmanns Sammlung, Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/5 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 287.

Von dem Drängen der Hamiten und Niloten nach Süden ist auch dieses innere Gebiet nicht unberührt geblieben. Aus den Umgebungen des Albert-Sees haben Einwanderungen stattgefunden (vgl. S. 250). Dadurch sind in dem Gebiet zwischen dem oberen Nil und seinen Quellseen merkwürdige Übergangsverhältnisse entstanden, die in den Lur und Lendú ihren Ausdruck finden. Aus Bokis Land am Nordende des Albert-Sees wanderten Lur, Nächstverwandte der Schuli-Schilluk (vgl. oben, S. 254), vor zwei Generationen aus und schoben sich langsam familienweise nach Südwesten; sie sind aber im Zusammenhang mit ihrer um einen Grad östlicher gelegenen Heimat geblieben. Sitten wie das Ausschlagen der unteren Schneidezähne, die Schürzen aus Drahtringen, eiserner Kopfschmuck, die von den Wávira am Stirnband getragenen Körbe, oben rund, unten viereckig, sind dadurch in das obere Kongogebiet gelangt. In größerem Maße sind Wahuma, wohl in mehreren Wellen, nach Süden und Westen vorgedrungen und haben bis Urundi und Ruanda Herrschaft, Viehzucht und Sitten ausgebreitet (vgl. S. 176 f. und 250). Umgekehrt sind in Undussuma und den Nachbargebieten von Westen her Wávira eingedrungen

und haben die Lendú-Walegga in die Berge getrieben. Von Osten kamen dann Wanyoro und unterwarfen das Land. Außerdem scheinen sich aber auch Wávira sogar mit Waganda gemischt zu haben, wobei sie Beschneidung, Lippendurchbohrung und anderes ablegten.

Wenn man früher das Hinüberragen der Merkmale der hellen Völker am oberen Nil nach Westen annahm, konnte man nur auf das Vorkommen vereinzelter Anklänge, wie die Wurfmesser der Fan der Westküste, den rechteckigen Hüttengrundriß, dann im Gebiet von Kamerun und auf der ganzen Linie von der Küste bis zum Lualaba auf körperliche Ähnlichkeiten hinweisen, die schon Barth einen östlichen Ursprung der Fellata annehmen und Schweinfurth an eine berberisch-negroide Mischung bei den Mangbattu glauben ließen. Am meisten erinnerten sie an die Musgu des südlichen Bornu, gleich denen sie ihren Körper weniger verunstalten, mit denen sie den Bau der Häuser und Kornspeicher, die Art der Waffen und die Begräbnisart teilen. Nun deuten aber die Verbreitung der Mangbattu am Aruwimi auch Flußnamen wie Névoa und Novelle an: auch am Lindefluß glaubte Stuhlmann Mangbattu zu finden.

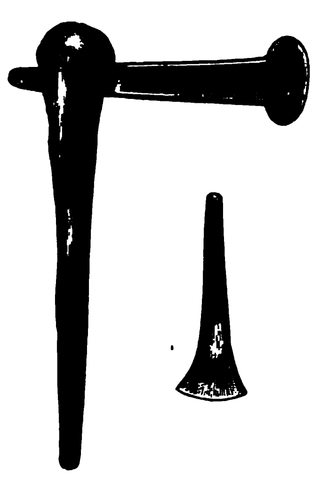

Holzmaske der Wabumbo. (Stuhlmanns Sammlung, Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/5 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 308.

Bei den Völkern der Ubangi-Schari-Wasserscheide findet man die Wurfmesser, die rohrgeflochtenen Schilde, die bogenhalsigen Lauten und vieles andere der Mangbattu und Sandeh. Und eine Menge von kleineren Übereinstimmungen bringt die nähere Kenntnis der äquatorialen Kongovölker zu Tage: das Ausreißen der Wimpern und Brauen bei Bangala (vgl. S. 285 und 291) und Dualla, und daneben so große wie die vom Nil zum Kamerun reichende Trommelsprache (vgl. Band I, S. 34), die Sitte der Weiber, bei Totentrauer die Gewänder abzuwerfen und nur mit einem Zweige die Scham zu bedecken, oder sogar die an die trefflichen Sandehsoldaten erinnernde Bemerkung van Geles, das Land der Ba-Ati sei ein besonders günstiger Rekrutierungsbezirk.

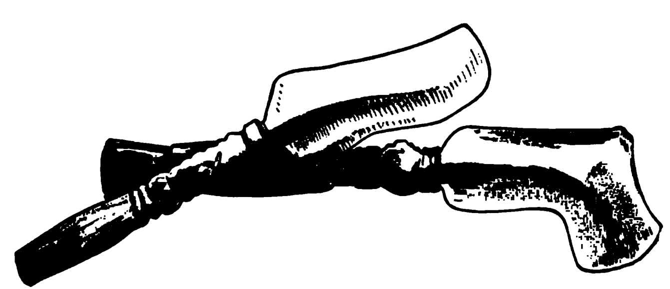
Ursprünglich erreichten sicherlich diese Merkmale an vielen Punkten die Küste Westafrikas südlich vom Niger. Man trifft da und dort in den alten Berichten auf merkwürdige Angaben. Die mit Eidechsenhaut umwundenen kleinen Bogen der Anziques, die im Anfang des 16. Jahrhunderts am unteren Kongo erschienen, findet man heute nur noch in den Wäldern des oberen Kongogebietes. Die Haartracht der Ischogofrauen war zu Du Chaillus Zeit fast genau dieselbe, die Schweinfurth bei den Mangbattumännern fand. So sind auch die Schilde beider Völker wesentlich dieselben. Der lange schon wirksame europäische Einfluß hat jedoch an der Westküste einen mehr oder weniger breiten Saum geschaffen, der sich von der Eigenart der inneren Gebiete immer mehr unterschied. Im allgemeinen ist diese Verbindung am West- und Ostflügel durch den vom Benuë und vom Nil her geübten Druck der Sudanesen zurückgedrängt, sie greift aber dazwischen

in der Richtung auf Südbornu und Südbaghirmi bis 10° nördlicher Breite; Nachtigals Dar Banda sind sandebähnlich. Erst in den letzten Jahren wird sie auch von Norden her durch das Vordringen der Wadaïer eingeschränkt, die Crampel 1891 unter 7° nördlicher Breite traf.

In dieses Gebiet, dessen Bewohner wir ethnographisch durch die Signatur „Mangbattu-Typus" unterscheiden können, ragt ein breiter Strich anderer Völker von Südwesten und nach dem Süden herein, der Lunda-Typus. Er schneidet im allgemeinen bei 5° südlicher Breite ab. An Kunstfertigkeit steht er zurück und weist durch eine Reihe von Merkmalen in Bewaffnung, Bauweise und anderen mehr nach Süd- und Ostafrika hin. Absichtlich halten wir uns mit diesen Bezeichnungen, die nur provisorischen Wert haben, innerhalb der Grenzen des Kongobeckens, wiewohl diese Typen darüber hinausgreifen. Nicht alle Anwohner des Kongo und Aruwimi gehören dem Mangbattu-Typus an, aber ein lebhafter Handel verbreitet die Erzeugnisse seiner Kunstfertigkeit.


Axt und Meißel der Wabumbo. (Stuhlmanns Samml., Mus. f. Völkerk., Berlin.) Vgl. Text, S. 287 und 297.

Der gewaltige Strom und seine mächtigen Nebenflüsse spielen eine ihrer Größe entsprechende Rolle im Leben der Völker. Es ist, als ob dieses Wassernetz das Land in Inseln zerfälle, die gleich denen des Ozeans an den Rändern voll Leben und Bewegung sind, während ihr walderfülltes Innere dünn bewohnt, die Heimat kleiner, ärmlicher, abhängiger Stämme ist. Die großen Dörfer und Dörfergruppen liegen alle am Wasserrand oder stehen sogar auf Pfählen im Wasser. Pfahlbauten findet man in nördlichen und südlichen Zuflüssen des Kongo; den Sanga sperren sie sogar bis auf eine 12 m breite Durchfahrt. Der Wasserverkehr ist sehr bedeutend und beeinflußt tief das Leben der Völker. Das Erscheinen der Weißen und ihrer Waren verstärkte nur eine alte Bewegung nach den Flußufern, wie nach dem Meere. Hodister war Zeuge der Festsetzung von etwa 5000 flußabwärts wandernder Busukapo im Gebiete der Papuri. So wie in politischer entbehrt dieses Gebiet auch in ethnographischer Beziehung der Geschlossenheit, Einheitlichkeit. Junker sagt einmal von dem Völkerkonglomerat des Makarakagebietes, ein „so buntscheckiges Gewirr von Fragmenten verschiedener Völkerschaften, die sich bis zu der Zeit, wo die ersten Elfenbein- und Sklavenhändler ins Land kamen, gegenseitig aufzureiben drohten, wodurch es anderseits den mohammedanischen Eindringlingen leichter wurde, festen Fuß zu fassen und die Einheimischen dienstwillig zu machen", sei kaum auf verhältnismäßig so beschränktem Gebiet in Afrika wiederzufinden. Aber Innerafrika zeigt auch im Westen genau denselben Wirrwarr. Die Liggi, Fadjelú, Abukaja, Abaka (s. Abb., S. 22), Mundú (s. Abb., S. 79), Morú (s. Abb., S. 257) und Kakuák gehören zu diesen Enklaven (vgl. S. 257 und 284). Ihre Zersplitterung ist durchaus nicht bloß eine geschichtliche Thatsache, etwas einmal Gewordenes. Sie bezeichnet eine Bahn, in der immer fortgeschritten wurde, sei es bis zum — Untergang. Beim Vordringen des Handels wurde durch die

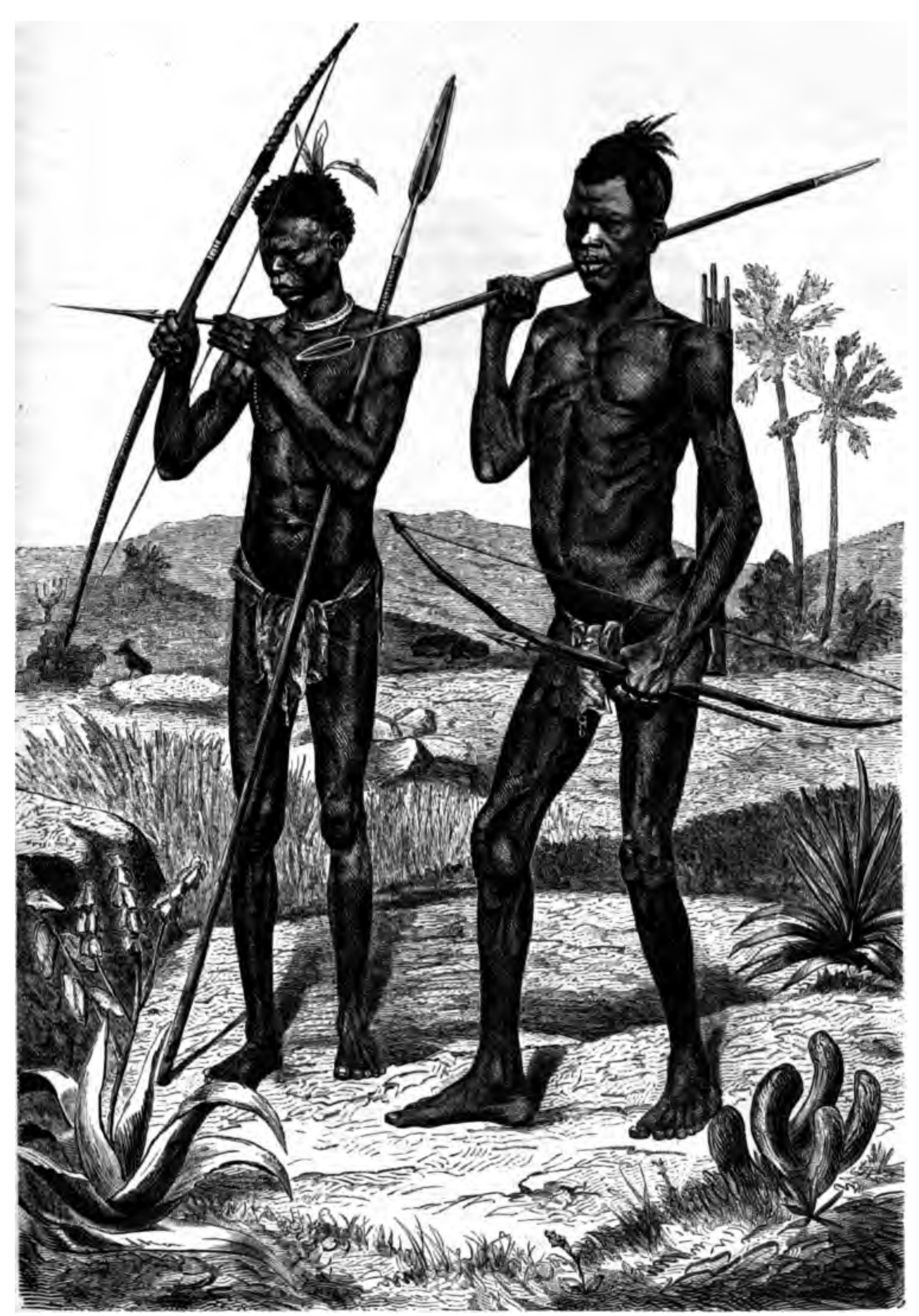

Buschmesser der Wambuba (auch von Zwergen benutzt). 1/4 wirkl. Größe. (Stuhlmanns Sammlung, Museum für Völkerkunde, Berlin.) Vgl. Text, S. 287.

Gründung von Mittelpunkten für Lagerung und Tausch von Elfenbein und Sklaven und durch die allmählich friedlicher werdende Stimmung bewirkt, daß die Gebietsgrenzen nach und nach verschwammen, so daß sich die Völker noch mehr durcheinander schoben. Später haben sich in der Nähe der Regierungsstationen Kolonien fast aller der erwähnten Stämme angebaut. Selbst Bari und Njambara (vgl. oben, S. 257) haben sich in Hungerjahren den heimkehrenden Trägerkolonnen in Ladó oder Njambara angeschlossen oder sind eigens zu Kolonisationszwecken von Beamten versetzt worden. So ist die Völkermosaik noch immer bunter geworden.

Die gleiche Erscheinung, der wir in der ganzen Ausdehnung des Kongolandes begegnen, rief von Anfang an weit auseinander gehende Urteile über die Bewohner hervor. Außer den kleinen Leuten, die den Namen Zwerge noch am ehesten verdienen, gibt es im Kongobecken schwächere, hagere, unscheinbar aussehende Leute, die von der helleren, stolzen Rasse weit abstehen. Schlecht behaust und genährt sind alle Pfahlbaubewohner, die weder Jagd noch Ackerbau treiben, nur Wurzeln und Fische essen. Sie sind am Mongala dieselben wie am Tschuapa. Ähnlich sind die fischenden Bewohner kleiner Inseln im sumpfigen Rianza, zwischen Kongo und Lomami. Den Batua stehen die kleinen, bärtigen Bakoa am Stanley-Pool näher. Es gehören dahin z. B. die Bewohner des unteren Mongala; ihnen treten jene Bronzestatuen am oberen Flusse von Monyambuli an gegenüber, die mit ihrer helleren Hautfarbe, den dünneren Lippen, der Adlernase, der freien Haltung den Eindruck machten, daß man sich „unvermittelt vor einem ganz neuen Typus fand“. Das ist nach Körperbau und Sitte der Typus der Sandeh (vgl. S. 281 und Abbildung, S. 273). Auch der auffallend zahlreichen albinoähnlichen Mangbattu Schweinfurths sei hier gedacht.

Die Thatsache solcher Mengung von verschiedenartigen Völkern ist im Negerafrika gewöhnlich; aber geschichtliche Berichte von großen Völkerbewegungen weisen gerade auf diese Gegend hin und versprechen uns damit einen Schlüssel dafür. Als 1490 eine portugiesische Gesandtschaft zu dem König des unteren Kongolandes kam, erscholl aus dem Inneren die Schreckenskunde von dem Anzug eines großen, kriegerischen, als Mundequete bezeichneten Volkes, das an den Seen lebe, wo der Kongo entspringt. Daraufhin ließ sich Mani-Kongo mit Tausenden seiner Unterthanen taufen, zog gegen die Wanderer und schlug sie. Er ließ darauf Portugiesen in Begleitung von Eingeborenen ins Innere ziehen, die angeblich die Seen in der oberen Kongoregion entdeckten. Außer Mundequete wird auch der Name Dschagga diesen Gegnern beigelegt; dasselbe Wort gebrauchen die Südostkaffern für Soldaten oder junge Mannschaften. Nach den Beschreibungen von damals sind sie Menschenfresser, bringen Kinderopfer, balsamieren ihre Toten, begraben überlebende Weiber mit ihren Männern, feilen ihre Zähne spitz. Gleich den Sulu und Matabele unserer Zeit, nahmen sie die jungen Männer der Besiegten in ihre Reihen auf und verstärkten sich so immer von neuem. Sie scheinen später nicht mehr am Kongo erschienen zu sein; dafür drängten aber andere Völker aus dem Inneren vor. Das war aber nicht die letzte der Bewegungen, die hier Völker aufeinandertreffen und in merkwürdig zersplitterter Verbreitung sich durchbringen ließ. Buchstäblich überall, ausgenommen allein die tieferen Wälder, die den kleinen Jägervölkern gehören, stoßen wir auf Spuren ähnlicher, zum Teil viel friedlicherer Verschiebungen.

Pfeil der Walegga mit Lederbefiederung. (Stuhlmanns Sammlung, Museum für Völkerkunde, Berlin.) Vgl. Text, S. 287.



Krieger der Makaraka. (Nach Photographie von Richard Buchta.)

Überall derselbe Gegensatz von Völkern, die früher da waren, und von Neugekommenen. Am äquatorialen Kongo berichtet man von den Mobeka: sie lebten einst hier und sind nun durch ein zuwandernbes kräftiges Volk dorthin verdrängt. „Das ganze Land erzählt von Kampf und

Verdrängung. Ich habe fünf oder sechs verlassene Bezirke besucht, und immer hieß es, daß vorher die Mobeka hier gewohnt hätten und verdrängt worden waren. Dieses Volk muß lange Widerstand geleistet und seine Wohnplätze oft gewechselt haben, ehe es sich in das Mongala-Becken zurückdrängen ließ." (Coquilhat.) Neu kamen hier an die Bangala, die nach ihrer eignen Überlieferung vor vielleicht einem Jahrhundert aus dem Lande im Westen zwischen Ubangi und Kongo, getrieben durch Überschwemmung oder Krieg, in ihre heutigen Sitze zerstreut einrückten. Sie teilten sich am Kongo ungefähr beim 1. Grade nördlicher Breite, ein Teil zog gegen den Mongala äquatorwärts, ein anderer gegen Mokomila zu, ein dritter überschritt den Fluß und ließ sich an der Einmündung des Lulongo nieder. Die früher eingewanderten Mobeka wurden dann flußaufwärts und bis an den Mongala gedrängt. Später sollen sie aus Norden gekommenen Ackerbauern die Niederlassung auf ihrem Boden gestattet haben. Fast gleichzeitig mit den Bangala kamen die Ngombeh aus Nordosten und wurden zum Teil von jenen in ihre neuen Siedelungen freiwillig mit aufgenommen. Umgekehrt haben die Bandija früher weiter westlich gesessen, wo in ihre Sitze am Mbomu die Sakara eingerückt sind.



Makaraka-Neger und -Negerin. (Nach Photographie von Richard Buchta.) Vgl. Text, S. 282.

Im äußersten Osten des Gebietes lautet ganz ähnlich die Geschichte der Makaraka und ihrer Verwandten, der Bombeh, die beide als Stämme der anthropophagen Sandeh vor kaum 40 Jahren aus dem fernen Westen, aus nördlich vom Uëlle gelegenen Gebieten ostwärts wanderten und nach Kriegszügen bis in das Njambaragebiet nun friedlich inmitten ihrer Nachbarn leben. Der verhältnismäßig beschränkte Raum, den sie noch heute trotz ihrer Stellung in diesem Land

KRIEGER DER NJAM-NJAM

(Nach der Natur von Richard Buchta)



einnehmen, spricht mit für ihre späte Einwanderung. Ihre Verbreitung gleicht der der Bantus, gerade so wie ihre Geschichte. Und Geschichte ist hier Wandergeschichte. So sind die Abangba in das Gebiet der Mangbattu von Norden und hinter den von Norden und Westen gekommenen Sandeh die Abarmbo in die Sandehgebiete eingedrungen, gerade wie sich die Mangbattu erinnern wollen, aus Nordwesten gekommen zu sein und jenseits des Kibali verweilt zu haben, ehe sie süd- und ostwärts vorgingen und auf die aus Westen kommenden Sandeh stießen. Im Waldland sind die Sagen vom westlichen und südlichen Ursprung auffallend verbreitet; Stuhlmann nimmt hier eine große, fortdauernd südliche Strömung der Menschen an. Und diese Umsetzungen gingen noch unter unseren Augen weiter. In die Bongo haben sich jene Teile der Schilluk gedrängt, die wir als Djur kennen gelernt haben; und unter den Bongo selbst hat die Sklavenjagd dergestalt aufgeräumt, daß Schweinfurth vor zwanzig Jahren schrieb: „In allen Ländern des Islam wird man zur Zeit noch viele Bongo unter den Haussklaven der Vornehmen antreffen können.“ Auf der anderen Seite nahm, während die Araber das Kohlgebiet verwüsteten, die Stärke der Sandeh durch Zuwanderung flüchtiger Mittu und anderer Stämme zu; ihr Häuptling Mbio vermochte sich Ende der siebziger Jahre zu einer bedeutenden Macht emporzuschwingen. Aber bald hatten die Herren des Landes, die Ägypter, in den Sandeh so vortreffliche Soldaten erkannt, daß ein großer Teil in die Baracken am Nil wanderte, wo dadurch neue Kolonien heller Neger entstanden sind.

Unter 4—6° nördlicher Breite wohnt in dem Lande der Quellen des Gazellenflusses und der Wasserscheide zwischen diesem und den west- und südwärts zum Kongo fließenden Gewässern ein hellfarbiges Volk, die Sandeh oder Asandeh, von den Nubiern Njam Njam genannt, das eher mit den hellen Völkern Ostafrikas in verwandtschaftlicher Beziehung stehen dürfte als mit seinen dunkelfarbigen Nachbarn. Es hat sich noch unmittelbar vor der Zeit, wo die ersten Europäer es besuchten, nach Norden zu ausgebreitet, die Negerstämme, auf die es stieß, unterjochend oder vertreibend und sich mit einem Kranze von verwandten, stärker mit Negern gemischten Völkern, wie Kredsch und Bongo, umgeben. Die eigentlichen Sandeh wohnen bald dichter, bald mehr zerstreut über einen Raum von fünf Breitengraden von Makaraka bis Bagbunne, jenem entfernten Punkte Junkers am Uëlle, und über diesen Fluß noch südwärts hinaus.

Männer und Frauen dieser Völkergruppe sind kräftig, aber nicht so hoch gebaut wie die umwohnenden Stämme. Die größte Körperhöhe maß Schweinfurth bei den Njam Njam mit 1,8 m, und Felkin gibt für die Bongo als durchschnittliches Maß 1,76 m an. Die häufigen Dickbäuche bilden einen auffallenden Gegensatz zu den schmächtigen Dinka. Der Haarwuchs ist stark. Haarflechten und Zöpfe, die weit über die Schultern und bis zum Nabel herabhängen können, bedecken den runden, breiten Kopf. Die Größe und weite Öffnung der mandelförmig geschnittenen, etwas schräg gestellten Augen, die, von dicken, scharf abgezirkelten Brauen beschattet, weit auseinander liegen, verleihen dem Gesichtsausdruck [illegible], Entschlossenheit und Offenheit. Die vollen Lippen [illegible] der gesamten Harmonie des ganzen Aufbaues. [illegible]
farbe ist hell, mehr rötlich [illegible]
lese Junkers [illegible]
hafte Augen [illegible]
bunden mit [illegible]
sich niedergelassen [illegible]
Herrschaft [illegible]
in der Zeit der [illegible]



KRIEGER DER NJAM-NJAM

(Nach der Natur von Richard Buchta)

einnehmen, spricht mit für ihre späte Einwanderung. Ihre Verbreitung gleicht der der Bangala gerade so wie ihre Geschichte. Und Geschichte ist hier Wandergeschichte. So sind die Abangba in das Gebiet der Mangbattu von Norden und hinter den von Norden und Westen gekommenen Sandeh die Abarmbo in die Sandehgebiete eingedrungen, gerade wie sich die Mangbattu erinnern wollen, aus Nordwesten gekommen zu sein und jenseits des Kibali verweilt zu haben, ehe sie süd- und ostwärts vorgingen und auf die aus Westen kommenden Sandeh stießen. Im Waldland sind die Sagen vom westlichen und südlichen Ursprung auffallend verbreitet; Stuhlmann nimmt hier eine große, fortdauernd südliche Strömung der Menschen an. Und diese Umsetzungen gingen noch unter unseren Augen weiter. In die Bongo haben sich jene Teile der Schilluk gedrängt, die wir als Djur kennen gelernt haben; und unter den Bongo selbst hat die Sklavenjagd dergestalt aufgeräumt, daß Schweinfurth vor zwanzig Jahren schrieb: „In allen Ländern des Islam wird man zur Zeit noch viele Bongo unter den Haussklaven der Vornehmen antreffen können." Auf der anderen Seite nahm, während die Araber das Rohlgebiet verwüsteten, die Stärke der Sandeh durch Zuwanderung flüchtiger Mittu und anderer Stämme zu; ihr Häuptling Mbio vermochte sich Ende der siebziger Jahre zu einer bedeutenden Macht emporzuschwingen. Aber bald hatten die Herren des Landes, die Ägypter, in den Sandeh so vortreffliche Soldaten erkannt, daß ein großer Teil in die Baracken am Nil wanderte, wo dadurch neue Kolonien heller Neger entstanden sind.

*

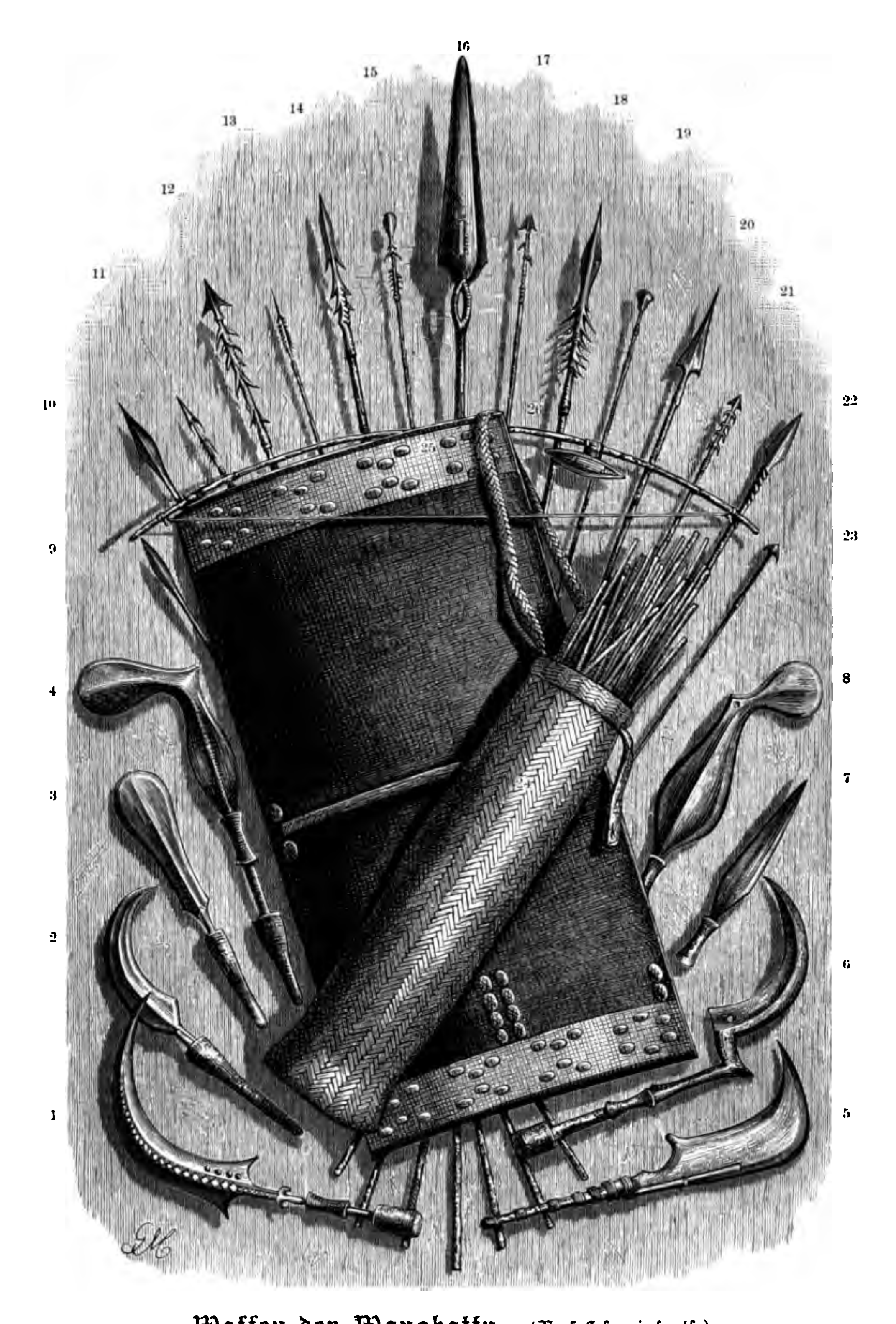
Unter 4—6° nördlicher Breite wohnt in dem Lande der Quellen des Gazellenflusses und der Wasserscheide zwischen diesem und den west- und südwärts zum Kongo fließenden Gewässern ein hellfarbiges Volk, die Sandeh oder Asandeh, von den Nubiern Nyam-Nyam genannt, das eher mit den hellen Völkern Ostafrikas in verwandtschaftlicher Beziehung stehen dürfte als mit seinen dunkelfarbigen Nachbarn. Es hat sich noch unmittelbar vor der Zeit, wo die ersten Europäer es besuchten, nach Norden zu ausgebreitet, die Negerstämme, auf die es stieß, unterjochend oder vertreibend und sich mit einem Kranze von verwandten, stärker mit Negern gemischten Völkern, wie Kredsch und Bongo, umgeben. Die eigentlichen Sandeh wohnen bald dichter, bald mehr zerstreut über einen Raum von fünf Breitengraden von Makaraka bis Bagbinne, jenem entfernten Punkte Junkers am Uëlle, und über diesen Fluß noch südwärts hinaus.

Männer und Frauen dieser Völkergruppe sind kräftig, aber nicht so hoch gebaut wie die umwohnenden Stämme. Die größte Körperhöhe maß Schweinfurth bei den Nyam-Nyam mit 1,8 m, und Felkin gibt für die Bongo als durchschnittliches Maß 1,76 m an. Die häufigen Dickbäuche bilden einen auffallenden Gegensatz zu den schmächtigen Dinka. Der Haarwuchs ist stark, Haarflechten und Zöpfe, die weit über die Schultern und bis zum Nabel herabhängen können, bedecken den runden, breiten Kopf. Die Größe und weite Öffnung der mandelförmig geschnittenen, etwas schräg gestellten Augen, die, von dicken, scharf abgezirkelten Brauen beschattet, weit auseinander liegen, erteilt dem Gesichtsausdruck Wildheit, Entschlossenheit und Offenheit. Die vollen Lippen bekräftigen den massiven Grundzug des ganzen Aufbaues. Die Hautfarbe ist hell, mehr rötlich als bronze (s. die beigeheftete Tafel „Krieger der Nyam-Nyam"). Man lese Junkers Schilderung des Sandehfürsten Ndoruma: „Scharfe, energische Züge, große lebhafte Augen, stark vorstehende Backenknochen, hohe Gestalt, ruhiges, würdevolles Auftreten, verbunden mit Besonnenheit und richtigem Urteil." Eine aristokratische Rasse, fast überall, wo sie sich niedergelassen, herrschend, haben sie früher als ihre Nachbarn und Unterthanen sowohl die Herrschafts- und Ausbeutungsmethoden als auch die Tracht der Nubo-Araber angenommen und in der Zeit der ägyptischen Herrschaft ein treffliches Soldatenmaterial geliefert.

Ein Bruderstamm der Sandeh sind die weiter westlich zwischen dem Mbili und dem Mbomu wohnenden Bandija, die körperlich und sprachlich wenig Unterschied zeigen, ethnographisch aber eine gewisse Verarmung erkennen lassen, insofern sie Schmuck und Waffen nicht mit der gleichen Sorgfalt behandeln, auch kleinere Schilde tragen. Weiter abweichend, auch dialektisch nicht unerheblich verschieden, sind jene Sandehstämme, die als Makaraka (s. die Abbildungen, S. 279 und 280) mehr östlich, dem Nil zu, wohnen, wo sie vor angeblich vier Generationen von Südwesten her eindrangen. Die Überlieferung nennt vier Stämme, von denen sich zwei, Idió und Bongbé oder Bombeh, erhalten haben. Die Makaraka nennen sich selbst Idió; auch die westlichen Sandeh geben ihnen diesen Namen. Im Gegensatz zu den echten Sandeh bauen sie als tüchtige Ackerleute allein die aus Westen mitgebrachte Zehrwurzel (Colocasia) und Maniok an. Sie haben in der anerkennenswerten Arbeit, die sie als Soldaten für die Ägypter geleistet (vgl. S. 281), ihren kräftigen Sandehcharakter bewahrt, haben auch die meisten äußeren Kennzeichen ihrer Herkunft beibehalten, sind aber unglücklicherweise politisch noch mehr zersplittert als die echten Sandeh des Südens.

Die Mangbattu (von Schweinfurth, ihrem wissenschaftlichen Entdecker, Monbuttu geschrieben), ein in größerer Menge unmittelbar südlich vom Uëlle und zerstreut bis zum Népoko wohnendes Volk, sind eine etwas negerhaftere Varietät der hellen Völker des östlichen Kongobeckens, die mit einzelnen fast nur gelblichen Individuen unter ihnen vertreten sind; Schweinfurth bezeichnet ihre Farbe als die des gemahlenen Kaffees. Sie besitzen auch eine weniger entwickelte Muskulatur als die Sandeh, haben aber einen stärkeren Bartwuchs als diese. Die Ähnlichkeit ihrer Züge mit semitischen haben alle Beobachter hervorgehoben. Ihr Charakter ist mehr negerhaft, wiewohl sie auf die Sandeh von oben herabschauen. Junker hat ihr flatterhaftes, zudringliches, vorlautes Wesen zu rügen.

Die allgemeine Überlegenheit über andere Negerstämme wird bei den Mangbattu womöglich noch schärfer betont als bei den Sandeh, besonders hinsichtlich ihrer Kunstfertigkeit (s. die beigeheftete Tafel „Waffen der Mangbattu") und der höheren Stellung der Frau. Für die Fortgeschrittenheit in der Herstellung künstlicher Geräte in Holz, Flechtwerk, Thon und Eisen haben wir oben (S. 76 u. 272) Belege gegeben. Ihre Giebeldachhütten sind nicht bloß größer und schöner gebaut, sondern werden auch reinlicher gehalten als die ihrer Nachbarn. An künstlerischer Anlage werden sie vielleicht von den Sandeh übertroffen; aber der Trieb zur Verschönerung des Daseins ist bei ihnen noch entwickelter. „Wie weit ihr Sinn für Symmetrie geht, beweist, daß die für die nasse Jahreszeit im Inneren der Hütten aufgeschichteten Holzvorräte vor dem Aufschichten völlig gleichmäßig zugehauen und obendrein die Schnittflächen, die völlig glatt sind, mit allerlei Farben verziert werden." (Emin Pascha.) Was das Familienleben anbetrifft, so möge hier an einen Zug erinnert sein, den der gleiche Gewährsmann auf seiner Reise in der Mudirieh Rohl (1882) aufzeichnete: Die Frau des Mangbattu-Edlen Gambari, der von den Danagla in die Sklaverei geführt worden, machte damals den weiten Weg vom Mangbattuland bis Ladó, um ihres Mannes Freigebung zu erbitten. Als sie unterwegs hörte, daß er im Gefolge Emin Paschas und frei sei, eilte sie durch das Sandehland nach Busi, um dem Generalgouverneur zu danken. Man war erstaunt über ihr selbständiges Benehmen, das aber nur der höheren Stellung der Frau im Mangbattulande entspricht. Mangbattuland hat sich unter dem zersetzenden Einfluß der Nubier und Araber ebenso zerklüftet wie das Nachbarland der Sandeh. Es ist nicht nur das mythische alte Reich dieses Volkes schon zerfallen, ehe überhaupt Fremde von Norden und Osten ins Land kamen, sondern es bestehen auch jene Zustände nicht mehr, die noch Schweinfurth in anmutenden Bildern geschildert hatte. Munsas Pracht und Größe ist ebenso verschollen wie die seiner königlichen Genossen, die sich in die Herrschaft des Landes teilten. Als



Waffen der Mangbattu. (Nach Schweinfurth.)

1—8: Wurfwaffen. 9—23: Lanzen und Pfeile. 24: Köcher mit Pfeilen. 25: Schild. 26: Bogen.

Junker Ende 1880 die Stelle besuchte, wo der Königspalast gestanden, „wogte an dem Gehänge des sanft ansteigenden Hügels ein Grasmeer". Munsa selbst fiel von der Kugel eines Basingers (so heißen nubische Soldaten, ursprünglich in ägyptischen Diensten). Ein fortdauernder Niedergang. Die alte, traurigeinförmige Negergeschichte.

Ein großer Teil der Völker des nordöstlichen Kongogebietes zeigt Ähnlichkeiten mit den Mangbattu; er dürfte sich bei eingehenderen Untersuchungen weit nach Westen, bis in den südlichen Zentralsudan, und Süden verbreitet erweisen. Die politische Stellung kann hieran nichts ändern; denn zu den ärgsten Feinden der Mangbattu gehörten einst die ihnen nah verwandten Abangba (Bamba), die unter dem vielgenannten Häuptling Gambari auf Ausrottung der Mangbattu-Dynastien hinarbeiteten, ein in manchen Künsten geschicktes Volk, dessen Ordnungsliebe und Sorgfalt schon im Bau und der Dorfanlage hervortritt. Als Mangbattu-Verwandte wohnen weiter die Maigó im Winkel zwischen Népoko und Obá kolonienweise unter den Momfú. Die Ababúa am Ausfluß des Bomokandi trennen die östlichen und westlichen Sandeh südlich vom Uëlle-Makua. Junker hält es für möglich, daß der Name eine Sammelbezeichnung für verschiedene Stämme sei. Ihre hohen, geflochtenen Kopfbedeckungen, ihre schönen Lanzen und Hiebmesser erinnern an die Mangbattu, und sie verstehen zu weben. Stanley hörte den Namen am Aruwimi als den des Volkes, von dem kunstreiche eiserne Waffen bezogen wurden. In anderer Richtung weit abgezweigt sind die Babukur des Bahr el Ghasal- und westlichen Makarakagebietes; ihr eigner Name lautet Mayanga. Zusammen mit den Mundú des Makarakalandes (s. die Abbildung, S. 79; vgl. auch S. 277 unten), bilden sie die nördlichen Ausläufer dieser Völkergruppe, wie die Babúa aller Voraussicht nach am weitesten südlich gehen. Mit dem Namen Mundú bezeichnet ein Teil der Bongo die Sandeh, ein anderer das kleine Völkchen, das sich selbst Babukur nennt.

Die Mabode, ein großes Volk mit zahlreichen Unterstämmen, reichen nach Süden noch über den Népoko hinaus, gleich den südlichen Momfú von Abangba durchsetzt, der herrschenden Rasse und Klasse. Auch ein anderer Mangbattu-Stamm, die Madjó, ist in ihrer Mitte ansässig. Körperlich stehen sie den Momfú näher als den Mangbattu, von denen sie zurückgedrängt und unterworfen sind. Auch sie haben Eigentümliches aufzuweisen: die feingeflochtenen Stirnbänder, die schön gravierten Armbänder aus Eisenblech, große Flechtmatten, wie sie Junker sonst nirgends sah. Außerdem bereiten sie aus Sumpfgras ein viel besseres Salz und massenhafter als ihre Nachbarn und treiben damit einen ausgedehnten Tauschhandel. Zahlreiche Wotschua (vgl. Bd. I, S. 720) nomadisieren in den Wäldern des Mabode-Gebietes umher, indem sie geflissentlich und beinahe ängstlich das Gebiet der Mangbattu meiden; sie gehören zu den dunkleren, mehr krollhaarigen, kurz echteren Negerstämmen, von denen Junker die Kurzköpfigkeit als besonderes Merkmal hervorhebt, die unter den hellen leben, meist gedrückt, beherrscht und ausgebeutet. Sie sind durchaus nicht ohne eigne Kunstfertigkeit, wenn auch ohne Blüte. Einst reich an Herden, sind sie eben deshalb schon früh von den Nubo-Arabern heimgesucht worden, denen sie in ihrer Zersplitterung leicht zum Opfer fielen. Bis hinüber zu den Momfú ist ihnen eine Vorliebe für mannigfaltigen und schweren Eisenschmuck eigen. Die Vergleichung der Sprachen dürfte einmal eine tiefere Verschiedenheit zwischen ihnen und ihren Herren nachweisen; die Momfú scheinen sprachlich zu den Nilvölkern zu gehören. Ihnen und den Wotschua gegenüber ist die Vermutung der Vermischung mit den Zwergvölkern, die ihre Nachbarn und teilweise Schicksalsgenossen sind, sicherlich in vielen Fällen nicht unbegründet (vgl. Band I, S. 715 und 720).

Die Momfú bewohnen das wellige von Baumstreifen durchzogene Land am oberen Bomokandi nördlich bis zum Jubbo, dem Südnebenfluß des Kibali, südlich wahrscheinlich bis zu Stanleys Urwaldweg. Dunklere Farbe und geringere Größe lassen sie leicht von ihren Herren

unterscheiden. Ein ungemein zersplittertes, uneiniges Volk, sind sie im Norden ganz in die Gewalt einer Mangballe-Kolonie gefallen, einer scharf begrenzten Enklave am oberen Bomokandi. Früher hatten die Mangbattu unter Munsa hier Einfluß gewonnen, denen kleinere Kolonien von Abangba folgten. Gegen den Népoko zu sind sie selbständiger und herrschen ihrerseits über Mabodestämme. Nun wohnen sie scheu und gedrückt weit ab vom Wege und sind in die Berge gezogen, wo ihre Hütten versteckt im Felsengewirr liegen. Ihre eigentümlichen, schweren Messer mit breiter, leicht umgebogener Klinge, ihre kurzen, aus hohler Hand wie von einem Wurfbrett geschnellten Speere, ihre mannigfaltigen und feingearbeiteten Pfeilspitzen[1], ihre papierdrachenähnlichen geflochtenen Schilde zeigen, wie selbständig sie sich einst neben den Mangbattu entwickelt hatten. Die Akahle sind nach Junker das einzige Volk, das nicht zersprengt ist, von dem keine Kolonien außer Landes anzutreffen sind. Tief unter den Sandeh, ihren Herren, stehend, bewohnen sie kleine Hütten, bergen ihr Getreide in kleinen Mengen in nesterartigen Behältern in hohen Bäumen, sind noch ärgere Menschenfresser als jene, bringen aber keine Menschenopfer. Die Kalliká, ein mittleres Glied dieser Gruppe, schließen sich durch die Lúbari nach Osten hin an die verwandten Madi des Bahr el Djebel (Emin Paschas „Madi von Dufileh"; vgl. oben, S. 257); weiter gehören dann noch die Loggo und die Abukaja dazu. Zu diesen Unterworfenen gehören auch die Kredsch (ihr eigner Name ist Abja); sie reichen nach Westen bis an das Gebiet der For. Wenn auch vom Sudan her bereichert, so daß sie, ähnlich wie die For, Baumwolle bauen und Damurzeug weben und damit Handel treiben, bleiben sie doch immer echte Neger. Das „rotbraune Volk" der Bongo ist in manchen Beziehungen negerhafter als die Sandeh, wie ja seine geographische Lage voraussehen läßt. So bieten auch seine Sitten eine merkwürdige Mischung. Die Verunstaltung des Gesichts erreicht bei den Bongofrauen ihren Höhepunkt. Zum Lippenklotz (vgl. S. 294) kommen Kupferringe in der Nasenscheidewand, Strohhälmchen in den Nasenflügeln, Kupferklammern in den Mundwinkeln und zahlreiche Ringe in den Ohren: So gibt es wohl Frauen im Lande, die an mehr als hundert Stellen ihres Leibes durchbohrt erscheinen (Schweinfurth): Gerade bei diesem Volke haben sich solche Entstellungen gehäuft, deren auswärtiger Ursprung nicht selten zu erkennen ist. So haben die nördlichen Bongo von den angrenzenden Djur und Dinka die Sitte des Ausbrechens der unteren Schneidezähne angenommen, teilen mit den westlich wohnenden Stämmen die Verunstaltung der Unterlippe und entfernen sich sogar in der mangelhaften Bekleidung von den Sandeh, mit denen sie anderseits so vieles gemein haben. Wo sie im Süden ihrer Wohnsitze an die Sandeh grenzen, tragen sie Zöpfe und Flechten, während sie im Norden nach Dinkasitte ihr Haar kurz geschoren halten.

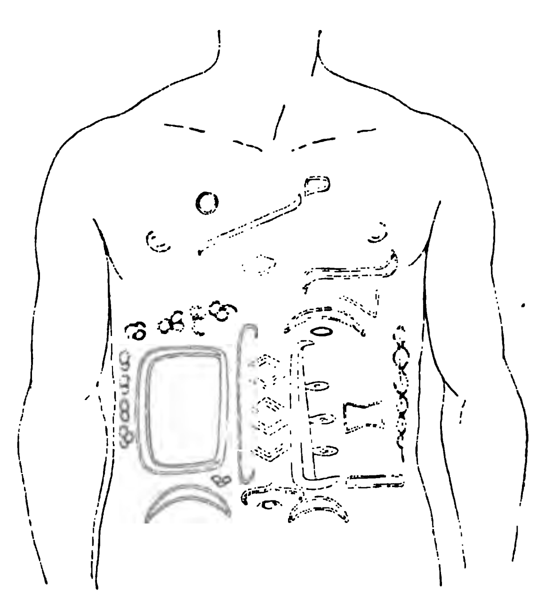
*

Vom Stanley-Pool an ändern sich am Kongo Menschen und Dinge. An die Stelle der schwächlichen und häßlichen Bakongo und Verwandten treten die kräftigen, mit ausdrucksvollen Zügen herrisch in die Welt blickenden Neger, „Bronzestatuen gleich". Dieselbe Reihe, die am rechten Ufer des Kassai bei den Baluba begann, hebt am Kongo bei den Batekeh an, und am Ubangi ändert sich, wenn man das Gebiet der Baati verlassen hat, etwa mit 3° nördlicher Breite plötzlich die Sprache, es treten Elfenbeingeräte, Mörser, Hörner und mit ihnen jene Menschen auf, die man bis an den oberen Nil über die Wasserscheide weg verfolgen kann. Überblicken wir die wichtigsten Völker des Kongothales, so erscheinen als ältere Bewohner des Landes südlich vom Stanley-Pool die Wambundu am Südufer des Kongo vom Inkissi-Fluß bis zum Mangéle-Berg. Tüchtige Ackerbauer, die sogar Maniokbrot (Chicuanga) an ihre Nachbarn absetzen,

[1] Junker weist darauf hin, daß sie in den Museen manchmal unter der Bezeichnung „Akka" liegen. Zur Erklärung der Verwechselung vgl. Bd. I, S. 712.

unternehmende Elfenbeinhändler, stehen sie sprachlich den Bakongo näher als dem eingewanderten Handelsvolk der Batekeh. Mit diesen beginnt eine innerafrikanische Reihe. Sie haben sich, aus dem Alima-Gebiet kommend, zwischen jene und den Pool geschoben, so wie sie zusammen mit den Wabari vom Nordufer in gleicher Weise die Balala abhalten. Diese Wabari sind den Bayansi ähnlich, die ihrerseits den Batekeh näher stehen. Diese schließen weiter im Osten durch ihre Flußansiedelungen und Handelswege ebenso die Wampfuno oder Wampfuninga (nach Mense) vom Kongo, Kassai und Kuango aus.

Am mittleren Kongo bilden die Batekeh eine große Völkergruppe von dem Quellgebiet des Ogowé im Norden längs des Nordufers des Kongo bis zu der Alima; sie sitzen weiter östlich vom Stanley-Pool bis zum unteren Kassai, und Kolonien von ihnen findet man noch hinter Bolobo. Auf dem linken Kongo-Ufer gehören Kinschascha und Kintamo zu ihren Niederlassungen, aber sie erscheinen hier nur zerstreut, als Kolonisten. Ihren Einfluß und ihre Mischung jedoch spürt man weiter. So werden die Balali bei Linzolo am Nordufer des Kongo als ein Mischvolk von Bakongo und Batekeh bezeichnet. Anderseits sind in dem weiter flußaufwärts gelegenen Batekeh-Gebiet Kolonien der Bayansi eingestreut. Oberhalb Tschumbiri wohnen am linken Ufer Bayansi, während am rechten Batekeh vorherrschen. Die Batekeh heben sich von den mehr kongoabwärts wohnenden Bakongo ab: hochgewachsene, kraftvolle Gestalten mit langen, anziehenden Gesichtszügen (Baumann). Intelligenz, Kunstfertigkeit, Reinlichkeit und ein gewinnend ruhiges und ernstes Benehmen erinnern an weit entfernte Bewohner des nordöstlichen Kongobeckens. Ihre gravierten Messinghalsringe, ihre leichten Messer mit messingdrahtumwundenen Griffen, ihre schönen Mattenzeuge legen Beweis für einen hohen Stand des Gewerbes ab.



Tättowierung eines Negers, wahrscheinlich aus dem Waldlande Yombe. (Aufgenommen an der Loangoküste von Prof. Dr. Pechuel-Loesche.) Die Flote nennen diese Tättowierung durch Einschnitte „Ssamba". Vgl. Text, S. 291.

Die Bololo sind ein Inlandvolk an den großen südlichen Nebenflüssen Tschuapa, Lulongo bis zum Lomami hin. Mit dem Stamme der Bakuti treten sie in der Nähe des Äquators an den Kongo heran. Trotz der starken Versetzung mit Bayansi stehen sie körperlich hinter diesen zurück, sind kleiner, schmächtiger, dunkler. Auch ihr Selbstbewußtsein ist schwächer, sie waren früher als ihre stärkeren Nachbarn bereit, in die Dienste der Weißen zu treten.

Die Bangala[1] sitzen dichter als irgendwo am unteren oder mittleren Kongo, zwischen Bokomera und Mongala. Sie sind schön und kräftig. Über die Eigentümlichkeiten ihrer Tracht und Tättowierung vgl. S. 276 und 291. Ihre Sitten und Gebräuche ähneln sehr denen der Bayansi; doch stehen sie etwas tiefer; sie sind an kriegerischem Sinn und Macht zurückgegangen. Ihr Kannibalismus ist eine zweifellose, in Einzelheiten bekannte Thatsache. Sie haben geflochtene Schilde, sichelförmige Messer, sind im Speerwurf geschickt, benutzen eigentümliche

[1] Coquilhat deutet Bangala als „Leute vom kleinen Fluß".

Holzglocken, verstehen gut zu rudern und sind geschickte Fischer. Wir haben erfahren, wie verhältnismäßig kurz die Bangala erst in ihren jetzigen Sitzen weilen; vor ihnen sollen hier die Mobeka (vgl. oben, S. 280) gesessen haben, die jetzt am mittleren Mangalafluß sitzen. In den Gebieten der Bangala wohnt das Handelsvolk der Marundscha, von jenen Ngombeh, d. h. Buschleute, genannt, dessen Elfenbeinhandel bis Upoto und Yambinga reicht. Von den weiter oben Wohnenden haben wir wenig Berichte, bis wir zu den Mabode und Genossen kommen. Stanley, der sie zum ersten Male besuchte, fand durchaus nur am Kongo und am Unterlauf von Nebenflüssen sitzende Völker, deren Beruf an das Wasser fesselt und die daher keine Verbreitung nach dem Inlande zu besitzen. So treiben die Wenia als Fischervolk auf Inseln in der Nähe der Stanley-Fälle mit geräucherten Fischen einen lebhaften Handel. Sicher lebt es seit vielen Geschlechtern in dieser Region und hat seit lange die Gewohnheit, einen großen Teil der Tage und selbst der Nächte in den Kähnen zuzubringen; daher herkulisch in Brust und Armen, verkümmert in den Beinen. Über ihre unzureichende Bekleidung und ihren Schmuck vgl. S. 295. Ihre Waffen sind Speer und Messer. Sie leben fast nur von Fischfang und Handel. Weil kräftig und nützlich, werden sie von den Arabern besser behandelt als andere Kongovölker. Ärmer sind die Bayansi am mittleren Kongo von der Kassai-Mündung bis zum Ubangi; sie treiben mehr in Schiffen als auf dem Lande den Handel und ernähren sich daneben durch Fischfang und Jagd. Licht und braun ist ihre Farbe, schön und kräftig ihr Wuchs. Ihre Zopffrisur erinnert an die der Bangala; Tättowierung ist nicht allgemein, Speer und Messer sind ihre Waffen. Als drittes im Bunde erscheint am Kongo das Handelsvolk der Wabumu, das vom unteren Kassai getrocknete Fische und die Ergebnisse seiner Töpferei, einfach schöne Gefäße aus weißem Thon, bringt.



Schilde der Ituka am mittleren Kongo. (Nach Stanley.) Vgl. Text, S. 297.

Von den weiter aufwärts wohnenden Stämmen wissen wir noch wenig Genaues. Namen wie Bakutu, Upoto, Baringa etc. besagen einstweilen wenig. Aber sie schließen sich im allgemeinen dem Sandeh-Typus an. Sie besitzen keine Rinder, aber Schafe, Ziegen und Haushühner. Ein Stamm hat vielleicht Vorliebe für den Maniok, aber alle bauen Bananen. Die Kleidung besteht bei allen übereinstimmend aus Rindenstoff. Der Kopfschmuck ist überall ähnlich, obwohl der eine Stamm geschickter bei der Herstellung ist als der andere. Fast alle üben die Beschneidung und sollen das Fleisch ihrer Feinde fressen. Ihre Waffen sind der breite, messerscharfe Speer, der zweischneidige, spitze Dolch, die seltsamen (Wurf-) Messer mit zwei und vier Klingen, das krumme Schwert, die kleinen Bogen und kurzen Pfeile. Gleich sind auch beschnitzte Stühle, Bänke und Sessel,

Ohrringe, Halsbänder, Arm- und Beinspangen, die großen Kriegspauken und kleinen Trommeln, die Kriegshörner und die Werkzeuge der Schmiede und Zimmerleute. Endlich ist als eine weitere, tiefergehende Übereinstimmung die im allgemeinen hellere Hautfarbe zu bezeichnen, die kaum, wie Stanley meint, damit zusammenhängt, daß diese Stämme in dem waldreichsten Teile Afrikas wohnen; denn sie unterscheidet die Sandeh im Norden gerade so von den umwohnenden dunkleren Negern wie die Baluba im Süden; und beide bewohnen Baum-Savannen. Merkwürdigerweise finden wir in den nördlichen Grenzgebieten gegen den Sudan eher dunklere, weniger kräftige Rassen, die auch, eine Folge der Berührung mit der überlegenen maurischen Kultur und der verwüstenden Menschenjagden, ethnographisch ärmer sind. Barths Marghi und Musgu stehen ebenso wie Crampels Uabba tiefer als ihre südlichen unberührten Nachbarn.

Allerdings sind aber die meisten der hier angeführten Merkmale zugleich die der eigentlichen Waldneger (vgl. S. 273); nur treten sie bei ihnen verringert und vermindert auf. Vom Hochland herabsteigend begegnen wir zwischen den Waldstämmen und den von Wahuma oder Watusi beherrschten Völkern des ostafrikanischen Hochlandes Bantustämmen, die denen des Waldes nahe stehen, zugleich aber die östlichen Einflüsse erfahren haben. Die verbreitetsten sind die Wakondjo am Nordwestufer des Tanganyika bis zu den Albert- und Albert Edward-Seen. Schmaler Rindenstoffschurz an der Gürtelschnur, Muschelperlen, Ringe in Ober- und Unterlippen, zugespitzte Zähne, kleine Bogen mit Rotangsehne, Pfeile mit Blattbefiederung, Hütten mit tief herabsteigendem Grasdach zeigen eine Vereinigung der Eigenschaften der Hochländer und der Waldstämme. Unter ihnen wohnen Völker, die deutlichere Waldmerkmale besonders in ihren Kegelhütten mit senkrechten Wänden zeigen. Besonders die Wavumba. Gegen Norden, nach dem Ituri zu, erscheinen Zwerge und zwergähnliche Völker. Dort fand Stuhlmann mitten unter den Wavumba des Waldes die Wambuba, Walesse und Wahoko, die eine ganz andere Sprache als ihre Bantu-Umgebung reden, vor angeblich vier Generationen von Westen her eingewandert waren und den kleinen Jägerstämmen nahe stehen. Das typische Waldvolk, wie wir es S. 274 beschrieben haben, sind die Wávira des oberen Ituri, die in etwas abweichenden Zweigstämmen auch am Oberlauf des Kongo von Nyangwe bis zu den Stanley-Fällen verbreitet sind. Dunkelbraune, kräftige Leute, die ihre Hautfarbe durch Einreiben mit Fett und Rotholzpulver (von Pterocarpus sp.) verdecken, mit Ringen, Scheiben und Pflöcken in der Oberlippe, Messingdraht und Pflöcken im Ohrläppchen. Weiter gehören zum Schmuck Eisen- und Muschelperlen und um die Schultern gelegte Ketten aus eisernen Ringen, endlich auf Leder genähte Kaurimuscheln. Die Narbentättowierung ist spärlich an Brust und Bauch. Beschneidung scheint bei den westlichen Stämmen des Volkes vorzukommen, fehlt aber bei den östlichen. Kleine Bogen mit Rotangsehnen, blattbefiederte Pfeile in einem sackartigen Köcher, ein Lederwulst am Armgelenk, der vor der Bogensehne schützt, manchmal ein Panzer aus Büffelfell gehören zur Ausrüstung (s. Abbildungen, S. 274 und 275). Kegelhütten, Bananenbau, wenig Eisenindustrie; Eisenwaren werden von den Wadumbo (s. Abb., S. 277) bezogen. Ihrer eignen Überlieferung nach sind sie erst vor zwei Generationen aus dem Südwesten in ihre heutigen Sitze eingewandert; und Stuhlmann glaubt daher an Stammesverwandtschaft zwischen ihnen und den Bakuba.

Die Walegga und die Lendú (vgl. oben, S. 273; sie selbst nennen sich Drugu) auf den Grashochebenen westlich vom Albert-See sind ein einziges, von allen ihren Nachbarn sprachlich verschiedenes Volk, dessen Lippendurchbohrung, kleine Bogen und Pfeile (s. Abbildung, S. 278), Rindenstoffschürzen und Kegelhütten an die Waldbewohner, und zwar am meisten im Westen erinnern, wo sie sich mit ihnen berühren. Andererseits schließen sie sich durch die Viehzucht an die Lur, ihre östlichen Nachbarn, an und haben mehr Eisen als die Waldstämme. So machen sie den Eindruck eines Waldvolkes, das in beschränktem Maße zur Viehzucht übergegangen ist.

Die Manyema sind durch ihre kriegerischen Eigenschaften ein mächtiges Volk im südlichen und östlichen Kongobecken und bis hinüber zu den Seen geworden. Andere Waldvölker haben sich ihnen angeschlossen, die nun von raschen Beobachtern als Manyema bezeichnet werden, so besonders die Wakussu, die ursprünglich zwischen dem oberen Kongo und Lomami saßen und ethnographisch den Übergang von den Mangbattu zu den Kassaivölkern, ebenso wie die Warua und Waguha den Übergang zu den näherstehenden Manyema bildeten. Die Wakussu am unteren Lualaba nördlich vom Nyangwe bis zum Lomami, braune Leute mit breiten, ausdrucksvollen Gesichtern und kräftigem Wuchs, mit Bogen und Holzschild bewaffnet und einem Palmfaserschurz bekleidet, sind zwar sprachlich Bantu, stehen aber in ihrer Industrie den Sandeh nahe. Stuhlmann nennt ihre mit Kupfer eingelegten Waffen (s. Abbildungen, S. 289, Fig. 5, und S. 298) „mit die schönsten, die man in Afrika sehen kann". Eigentümlichkeiten ihrer Sprache, ihre Tanzmasken, häufige Darstellungen der menschlichen Gestalt möchten sogar auf nähere Beziehungen zu den Fan und anderen Völkern im Kamerunhinterlande hindeuten.

Die Baluba bilden eine große Völkergruppe, die von dem auch in tier- und pflanzengeographischer Beziehung grenzbildenden Kassai bis an den Tanganyika und von der Grenze der Lunda bis zu den nördlichen Batekeh und Bakuba reicht. Sie sind das herrschende, in ihrem Gebiet wenig unterbrochene Volk des südlichen Kongobeckens. Gemeinsam ist ihnen Dialekt und „ein Charakter der Zusammengehörigkeit", den die mannigfaltigen Mischungen der Westbaluba nicht verwischen konnten. Die Westbaluba werden im allgemeinen als häßliche, wenig anmutende, schwächliche Leute beschrieben; eher sind noch die Weiber manchmal gut gewachsen und kräftig. Die malerischen Tättowierungen geben ein besonders hervortretendes Merkmal. Die Dörfer werden größer, regelmäßiger, die Hütten größer und besser, der ganze ethnographische Besitz reicher nach Osten zu.



Balubaknabe aus dem Kassaigebiet, Begleiter Dr. Ludwig Wolfs. (Nach Photographie von Hauptmann Kling.) Vgl. Text, S. 304.

Die westlichen Baluba oder Baschilange behaupten, von Südosten her, gedrängt durch südliche Nachbarn, in ihre Sitze eingewandert zu sein. Wenn sich die Baschilange gern Baluba nennen, so ist dies eigentlich doch nur der Name des erobernd in ihr Land gedrungenen, sie beherrschenden Volkes. Wissmann hält sie für eine Mischung von Baluba und Batua; L. Wolf hat sie einfach als Baluba bezeichnet. Hier am Kassai ist es erst Kalamba-Mukenge gelungen, durch den Riamba-Kultus, d. h. die an die Stelle des Fetischdienstes getretene Verehrung der Hanfblätter und des Hanfrauchens, als allgemeinstes Schutz- und Zaubermittel, besonders aber als Symbol des Friedens und der Freundschaft, und durch das Bündnis mit den Kioko (vgl. S. 226 u. 289) aus kleinen unabhängigen Stämmen ein größeres Reich zu schaffen, dessen Zusammenhang noch sehr locker ist. Unmittelbar nördlich schließt sich bereits, durch den Kussulabach getrennt, ein Gebiet unabhängiger Baluba an, „die sich als Tschipulumba keinem großen Häuptling unterordnen und sich von allem Verkehr abschließen. Sie verkaufen keine Angehörigen als Sklaven". Der Erfolg der Reise Wissmanns wurde wesentlich bestimmt durch ihre Teilnahme

an einem Feldzug, den der Balubafürst Kalamba unternahm, um einen zweifelhaften Vasallen zum Gehorsam zu bringen. Tributzahlungen (am liebsten in Sklavinnen) bezeugen die Abhängigkeit; ihre Verweigerung kommt einer Unabhängigkeitserklärung gleich.

Läßt Tradition wie Ähnlichkeit der politischen Einrichtungen kaum zweifeln, daß im Balubagebiet Staatengründungen vom Lundareich her unternommen worden sind, so hat sich doch in den letzten Jahrzehnten ein merkwürdig verbreitetes und noch immer nach Norden und Westen zäh sich vorschiebendes Volk, die **Kioko** (Kioque, Kibokwe), mit staatengründenden Funktionen bekleidet. Schon **Buchner** hat von mächtigen Kiokofürsten im Lundareich gesprochen, und ihrer Teilnahme an den politischen Umwandlungen im Lundareich hatten wir zu gedenken (vgl. S. 226). Nördlich und südlich von den Baluba wohnen die **Bakete**, ein den Bakuba ähnliches, angeblich von den Baluba beim Vordringen von Südosten her auseinander gesprengtes Volk, über dessen



Messer: 1, 2) der Baschilange, 3) der Bassimalunga (mit Elefantenhautscheibe), 4) der Bassange, 5) der Wakussu, 6) der Lupungu, 7) der Fan vom Gabun. (1—6 von **Wissmann**, 7 von **Gierow** gesammelt; Museum für Völkerkunde, Berlin.) Fast 1/10 wirkl. Größe.

nördliche Glieder Lukengo als über „Sklaven“ die Hoheit beansprucht. Ihre beiden Teile, an verschiedenen Uferstrecken des Kassai sitzend, sind durch einen Raum von 30—40 Meilen getrennt, den ausschließlich Baluba einnehmen.

Die **Bakuba** wohnen weiter kassaiaufwärts und haben den Lulua, weiter unten den Kassai zur westlichen Grenze; doch finden sich unabhängige Baluba-Ansiedelungen am rechten Ufer des Lulua. Der Kern ihrer politischen Macht ist das Reich des Lukengo, nach L. **Wolf** 500 Quadratmeilen groß zwischen 4° und 5° 10′ südl. Breite, 21° 10′ und 22° 20′ östl. Länge. Es ist gut angebaut und dicht bewohnt. Doch sind darin auch noch Bakete einbegriffen; denn L. **Wolf** passierte die Grenze zwischen diesen beiden Völkern zwischen den Dörfern Muanika und Mundongo in etwa 5° 5′ südl. Breite. Die Bakuba werden, im Gegensatz zu den Baluba, als kräftige, breitschulterige, übermittelgroße Leute beschrieben; ihre sorgfältig gearbeiteten Bogen und Pfeile, ihre übermannshohen Speere mit ziselierten Spitzen, ihre kunstvollen scheidenlosen Messer, die rechtsseitig an einer Hüftschnur getragen werden, zeigen Waffenfreude und Kunstfertigkeit an. Dörferweise liegen zierliche Häuschen aus Palmen an geraden Straßen. Der Unterschied gegen die Baluba erschien L. **Wolf** so groß, daß er mit den Bakuba eine „neue Rassenreihe“ nach Norden zu beginnen läßt. Die Bakuba wollen von Nordosten eingewandert sein; sie wären also auf die von Südosten gekommenen Baluba gestoßen. Mindestens dürfte hier die Grenze zweier größeren Völkerwanderungen zu ziehen sein. Den Namen Lukengo des Bakubaherrschers legen sich

auch kleinere Häuptlinge bei; doch wird der echte Lukengo von unabhängigen Bakuba mit Furcht genannt. Als Kernvolk der Bakuba werden die Bena=Bussonge bezeichnet, nach der Tradition die Gründer des Lukengoreiches; aus ihnen nimmt der Lukengo seine besten Krieger. Vor Generationen, als das Land noch mit Urwald bedeckt war, wohnten sie am linken Lulua=Ufer als ein kleiner Stamm unter ihrem Häuptling Lukengo zusammen mit dem anderen Bakubastamm der Bikenge. Durch List machte sich Lukengo zu seinem Herrn, wobei ihm eine Bikengefrau so wertvolle Hilfe leistetete, daß der siegreiche Lukengo verfügte: Nur Lukengo und seine Verwandten dürfen ihre Frauen unbeschränkt aus den Bakubaweibern wählen, alle übrigen Bakuba dürfen ihren Harem nur mit Sklavinnen ausstatten. Die Stellung der Frauen ist bei den Bakuba einflußreicher als bei den Baluba, dagegen der Unterschied zwischen ihnen und den Sklavinnen schroffer.

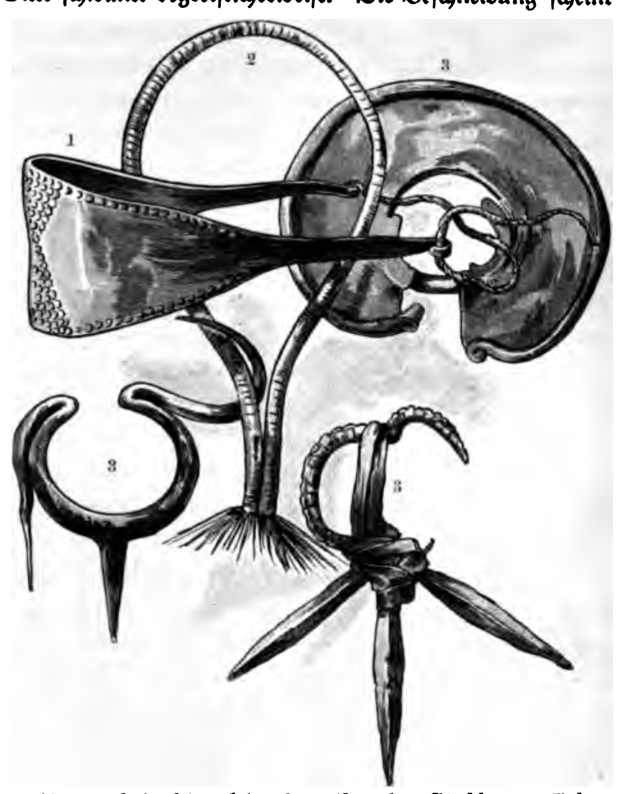
In verschiedenen Staaten kristallisiert, treten Teile der großen Völkergruppe der Baluba (Pogges und Buchners Luba) hervor, die vom Kassai bis zum Tanganyika und südwärts bis Lunda reicht. Die am Kassai sitzenden Bakutu (Bassongomino) erscheinen zuerst unter dem 3. Grad südl. Breite als der Typus eines innerafrikanischen Erobervolkes. Als Wilde, sogar als Kannibalen sind sie weithin verschrieen. François hörte bereits am oberen Tschuapa von ihnen sprechen, während von den Baluba und ihrem großen Häuptling Katschitsch nichts zu vernehmen war; später hörte er am Bussera, daß sie 20 Tagereisen südlicher im Binnenland wohnen und geschickt in der Bogenführung seien. Von Süden aus reichten Nachrichten nur bis zu ihrem Gebiet, darüber hinaus war alles Terra incognita. Über sie selbst lauten die Nachrichten sehr ungenau. Wie ein Keil sind sie in friedlichere Völker eingeschoben, haben schwache Nachbarn von allem Verkehr abgeschnitten und verarmen lassen. So die Badinga. Die Bangodi sind gezwungen, im Osten und Süden, statt im Norden und Westen ihre Handelsziele zu suchen. Wissmann lernte die Bakutu als höchst kriegerisch, wahrhaft kampffreudig kennen. Die Alarmsignale der Trommeln und die Kriegsrufe „Nyama, Nyama!" (Fleisch) umtönten seinen ganzen Weg, um zum Kampfe gegen die Eindringlinge aufzurufen, die es gewagt hatten, die Grenzen zu durchbrechen. Ihr Stammeszeichen der spitzgefeilten Zähne hat ihnen den Namen Bassongomino (Mino = Zähne: L. Wolf) eingebracht. Heimtückische Physiognomien, die Mißtrauen einflößen, unverschämtes Auftreten, sorgfältige Behandlung der Bogen, Pfeile und Messer, die vom Schmutz der Wohnungen absticht, vollenden das Bild dieses innerafrikanischen Räubervolkes.

Eins der handelsthätigsten Völker des Kassaigebiets waren die Tupende[1], solange die Fähre bei Kikassa in ihren Händen war. Sie verloren diese Stellung durch die Ausbreitung der Kioko. Noch früher waren sie vom Kuango durch die Südbangala vertrieben worden; L. Wolf begegnete ihrem ersten größeren Dorfe in Kassansche I (so zum Unterschied von dem näher am Kassai gelegenen Kassansche II genannt). Sie erwiesen sich besonders zuthulich gegenüber den von Westen kommenden Fremden, da sie selbst auch von Westen gekommen seien. Als zurückgegangenes Handelsvolk sind sie träge, ihr Ackerbau ist nachlässig, sie selbst gelten für heimtückisch und hinterlistig, sollen sogar Menschenfresser sein. Muata Kambana teilte Hans Müller mit, die Tupende wohnten auch nördlich des Zusammenflusses des Loange und Luschiko, und ihr größter Häuptling, Kombo, habe am Lowuo seinen Sitz. Die Südgrenze scheint Müller in der Angabe anzudeuten, daß er in Malocka gemischte Tupende= und Lundabevölkerung, in Mpaffu schon reine Lunda gefunden habe; Malocka liegt halbwegs zwischen Luowo und Loange in etwa 6° 20′ nördl. Breite, Mpaffu etwas weiter östlich.

* * *

[1] Tubindi nennen die Kioko ihre nördlichen Nachbarn. Es ist kein spezifischer Völkername, sondern bedeutet im allgemeinen jedes tieferstehende Volk. (Wissmann.)

In der äußeren Erscheinung ist bei einigen dieser Völker die große Vollendung und der Reichtum der Tättowierung beachtenswert, die bei den Baschilange oder bei Bewohnern des mittleren Kongo „von den Haarwurzeln bis ans Knie“ geht. Sie wird am häufigsten im Reifealter ausgeführt (ein Tättowiermesser der Baluba s. Abbildung, S. 306, Fig. 5), dient vielfach als Stammesmerkmal und wird sicherlich häufig nur aus Freude am Schmuck weiter ausgeführt. Junker erzählt, daß die Sandehmänner ihre Lieblingsweiber zum Zeichen der Zuneigung langsam immer weiter tättowieren. Die Sitte schwankt begreiflicherweise. Die Beschneidung scheint ebenda, wo die Tättowierung am stärksten entwickelt ist, vorzukommen, z. B. bei den Mangbattu und westwärts; fehlt aber bei den Sandeh wie bei den nördlicheren, weniger tättowierenden Negern. Als Wissmann nach Lubuku kam, hatten die Baschilange die Tättowierung schon seit einigen Jahren aufgegeben; man sah aber noch häufig ungewöhnlich schöne Zeichnungen, deren Südgrenze Buchner im nördlichen Lundareich berührte. Die weiteste Verbreitung findet im Kongobecken die Narbentättowierung, oft eher als Beulentättowierung zu bezeichnen, die durch Schneiden und Brennen erzeugt ist. Die „Erbsennarben“ im ganzen Gesicht, besonders auf dem Nasenrücken (die „Knopneuzen“ der alten Reisebeschreibungen), und von da auf der Stirn sich fortsetzend, kommen vom unteren Kongo bis Upoto vor. Die schwächeren linienförmigen Einschnitte auf den Wangen erscheinen bei den Batekeh und am Mongala. Weiter im Norden kennt man die Tättowierung der rasierten Köpfe, während die Gesichter frei bleiben. Die Bangala, die zu den entstelltesten gehören, kombinieren die beiden Arten; sie tragen drei blattartige Zeichnungen, wie Impfpocken, zwischen Ohr und Schläfe, auf der Mitte der Stirn eine senkrechte Linie aus den gleichen Gebilden und eine Schmarre von Schläfe zu Schläfe, endlich auf der Brust noch eine senkrechte Mittelnarbe. Die Ngombeh dagegen ziehen alle Narben erbsenartig auf und stellen sie in Bogenlinien um Augen, Kinn oder Backenknochen. Am Mobela wohnen Leute, die auf dem Rücken eine zweireihige Tättowierung von der Hüfte bis zu den Schulterblättern zeigen; das ist der Übergang zu den Tättowierungen des Körpers, die in so mannigfaltigen Gestalten bei den Mangbattu und ihren Nachbarn vorkommen (s. Abbild., S. 79) und glücklicherweise das Gesicht in der Regel freilassen. Als Stammesmerkmal haben die Sandeh drei oder vier Schröpfnarben ähnliche Quadrate auf Stirn, Schläfen und Wangen (s. Abbild., S. 273), ferner eine X-förmige Figur unter der Brusthöhle. Ausnahmsweise kommen



1) Eiserner Stirnschmuck der Lur. (Sammlung Stuhlmann, Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/3 wirkl. Größe. 2) Halsgabel der Waldvölker aus Bast mit Waldschweinsborsten. (Nach Stuhlmann.) 3) Schlagringe der Lattuka. (Sammlung Emin Paschas, Ethnographisches Museum, Wien.) Vgl. Text, S. 260, 274, 293, und Abbildung, Band I, S. 96, oben.

auch bei ihnen kunstreiche Tättowierungen des ganzen Rumpfes vor. Einzelne Gruppen, wie die Embeli, unterscheiden sich durch Tättowierung über der Nasenwurzel.

Die **Bemalung** des Körpers erreicht ihren Höhepunkt bei den Mangbattufrauen; in dieser Hinsicht erreichen sie nur Karaibenstämme Südamerikas. Ihr ganzer Körper ist mit verschiedenen Figuren bemalt, die mit dem schwarzen Safte der „Blippo" genannten Pflanze Randia malleifera in den denkbar mannigfaltigsten Mustern ausgeführt sind. Sterne und Malteserkreuze, Bienen und Blumen, alles wird zum Muster genommen; einmal ist der ganze Körper zebraartig gestreift und ein andermal wie ein Pardelfell mit unregelmäßigen Flecken bedeckt. Die Muster halten etwa zwei Tage lang, worauf sie sorgsam abgewischt und durch neue ersetzt werden. Die Sandeh bringen nicht so regelmäßige Muster zu stande, wie sie diesem innerafrikanischen Künstlervolke gelingen. Die Männer salben den ganzen Körper mit einem Gemisch von pulverisiertem Rotholz und Fett. Dies geht durch das ganze Kongobecken bis in das Hinterland von Kamerun; hier nennt es **Weißenborn** eine Schwierigkeit für die genaue Bestimmung der Körperfarbe. Das Rotholzpulver ist einer der gangbarsten Handelsartikel vom Uëlle bis Kamerun. Bemalung des Körpers oder doch der Brust und Arme in Weiß, Gelb und Rot kommt am Kongo schon bei den Batekeh vor.



Stühle: 1) der Baluba, 2, 3, 4) der Benatuasamba, 5) Henkelbecher vom Sankurru. (Sammlung Wißmann, Museum für Völkerkunde, Berlin.) Vgl. Text, S. 308.

Als **Schmuck** dienen bei den Bayansi Messingringe bis zum Gewicht von 13 kg (nach **Baumann**). Die armen Weiber, um deren Hals sie geschmiedet wurden, unterlegen sie mit Grasbäuschen, damit sie die Schultern nicht blutig reiben. Diese Ringe sind oft hübsch gezeichnet. Nur Tausch- und Opfergegenstand konnten die Hämatitringe sein, die größer sind als heutige Arm-, Bein- oder Halsringe und in der Erde des Mangbattulandes gefunden werden, merkwürdigerweise nur an einer Stelle, am Berge Tena südlich von Gambaris Dorf. Von Upoto

aufwärts findet man am Kongo Perlenschnüre oder geflochtene Binden um die Stirn. Muschelperlen aus Flußmuscheln kommen in Innerafrika vor. Sie gleichen den polynesischen und vertreten die in Ost- und Südafrika verbreiteten, aus Straußeneierschalen geschliffenen Perlen. Die Herstellung ist dieselbe.



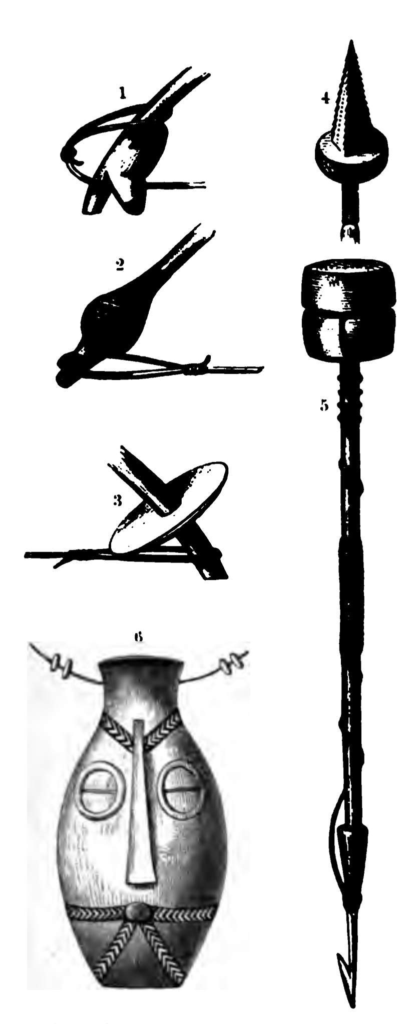
Lippenburchbohrer einer Wahoko-sklavin, die ursprünglich sieben Lippendurchbohrungen gehabt hatte und später durch Einlegung einer Holzscheibe zur Wávirafrau gemacht wurde. (Nach Dr. F. Stuhlmann.) Vgl. Text, S. 294.

Die Frisuren dieser Völker sind ungemein mannigfaltig, und manche übertreffen an Barockheit alles sonst in Afrika zu Findende. Große, allongeartige Perücken trugen einst die Sandeh. Noch Junker sah ältere Leute in solchen. Schweinfurth zeichnet uns eine übrigens auch anderwärts (vgl. oben, S. 109) in Afrika vorkommende Haartour der Mangbattu, die den Kopf mit einem wahren Heiligenschein umgibt. Das Haar wird flechtenweise von der ganzen Seitenperipherie des Hauptes ausgespannt und an einem Reifen, der mit Kaurimuscheln geziert ist, befestigt. Es liegen in den Frisuren, wiewohl sie mehr Willkür zeigen, fast ebensoviel Völkerunterschiede wie in den Tättowierungen. So Nahverwandte wie Sandeh und Bandija unterscheiden sich dadurch, daß der letzteren Weiber den Hinterkopf kahl scheren, was jene nie thun. Die Batekeh des Kongo tragen die Haare nach dem Hinterkopf zusammengefaßt, wo ein großer Haarwulst befestigt ist, der, schief nach hinten und oben gerichtet, auch ein Merkmal der Mangbattu ist. Die Marundja fügen noch zwei Wülste an den Seiten des Schädels hinzu. Mangbattuähnlicher Kopfputz in extremer Ausbildung, d. h. vom Hinterkopf schräg ansteigend und oft in künstlichen Haarlocken auslaufend, welche tief herabhängen, kommt endlich am mittleren Ubangi von etwa 19 Grad östl. Länge an vor. Die Bayansi sind an den Zöpfen kenntlich, die ihnen in mehrfacher Zahl auf die Schulter fallen, während bei den Bangala die Zöpfe hörnerartig nach vorn hinausragen. Die Ngombeh formen ihr durch Kohlenpulver geschwärztes Haar in nußgroße und größere Klumpen. Dagegen scheren die thätigen Wasserleute, die Wagenia, einfach das Haar kreisförmig von unten her ab. Besonders rasieren im Norden die hellen Leute am oberen Mongala den ganzen Vorderkopf dreieckig aus und bringen darauf und an der Stirn große Narben an. Die eignen Haare genügen nicht für jene phantastischen Frisuren. Man benutzt das der im Kriege Gefallenen oder kauft es auf dem Markte. Auf den Chignons tragen die Mangbattu und Sandeh randlose, Strohhüte mit viereckigem Kopf und geschmückt mit roten Papageifedern oder mit Adler- und Falkenfedern (s. Abbildung, Band I, S. 88). Die Frauen schmücken ihr Haar mit Kämmen aus Stachelschweinborsten und mit Haarnadeln aus Elfenbein, die beliebte Gastgeschenke sind. Am Kongo kommen Kopfbedeckungen von zum Teil sonderbaren Formen, cylinderartig bei den Bangala, aus Lemuren- und Affenfell vor; und der eiserne Stirnschmuck der Lur (s. Abbildung, S. 291, Fig. 1) erinnert an ihre nilotischen Verwandten (vgl. oben, S. 260). Aristokraten tragen übermäßig lange Fingernägel; man sieht Mangbattustutzer mit mehrere Zoll langen.



Wurfeisen der Lur, südlich von den Makaraka wohnhaft. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) Vgl. Text, S. 296.

Weit verbreitet sind Zahnverstümmelungen. Das Spitzfeilen der Zähne, das auch hier ohne Grund mit dem Kannibalismus in Verbindung gebracht wird, reicht von den Sandeh und den südlichen Bongo bis zu den Bassongomino am Kassai. Zugleich ist es den Batekeh der Alima eigen und erreicht in einem äquatorialen Ausläufer, den Fan oder Pahuin, die Westküste. Das Ausbrechen von Unterkieferzähnen tritt bei einer ganzen Anzahl der Kongo-Anwohner auf und der Mehrheit der vielartigen Stämme des Bahr el Ghasal. Dazu kommt bei einigen, wie den Bongo, ein Ausfeilen der Lücken der oberen Schneidezähne oder auch seitliche Einschnitte. Andere Verstümmelungen kommen im ganzen Gebiet vor. In der Beschneidung erkennen die Mangbattu ein Zeichen der Überlegenheit über andere Negervölker: doch ist noch nicht genau festzustellen, wie weit sie nach Westen reicht. Durchbohrung der Ohren, oft in vielfacher Wiederholung, um Schmuckperlen an feinem Drahte einzuhängen, ist weit verbreitet. Bei den Mangbattu findet man die Löcher, aber ohne eingehängten Schmuck, und der an beiden Enden mit Kauri besetzte Holzpflock, den die Wávira im Ohre tragen, ist im Lundareich Amulett, das an einer Schnur um den Hals hängt. Durchbohrung der Oberlippe, um Tierzähne einzustecken, ist bei den Wagenia, der Nasenscheidewand bei allen Waldstämmen üblich. Die Wávira fügen große Holzscheiben in die Oberlippe ein (s. Abb., S. 274, 293 oben, u. 305). Von außen hereingebracht ist der Lippenpflock der Bongofrauen; nur in der Umgegend der Station Bisellî tragen sie hölzerne Pflöcke von 3—4 cm Durchmesser und 2—3 cm Höhe in der Unterlippe. Einst verschmähten die Sandehfürsten das Tragen schmückender Gegenstände und standen damit auch in diesen äußerlichen Dingen den Nubiern und anderen Sudanbewohnern näher.



Waffen, Harpune und Amulett aus Manyema: 1, 2, 3) Besehnung des Bogens (Balubaform), 4) Pfeilspitze, 5) Fischharpune, 6) Amulett. (Nach Cameron.) Vgl. Text, S. 296.

Die Schädel von Leuten aus Jalundi am äquatorialen Kongo schienen Baumann so unnatürlich nach hinten gebogen und an der Stirn abgeflacht, daß er künstliche Verbildung annahm. Zweifellos geben die Mangbattu der besseren Stände dem Kopfe durch frühes Schnüren eine verlängerte Form, die zu ihren übertriebenen Frisuren und Kopfputz stimmt.

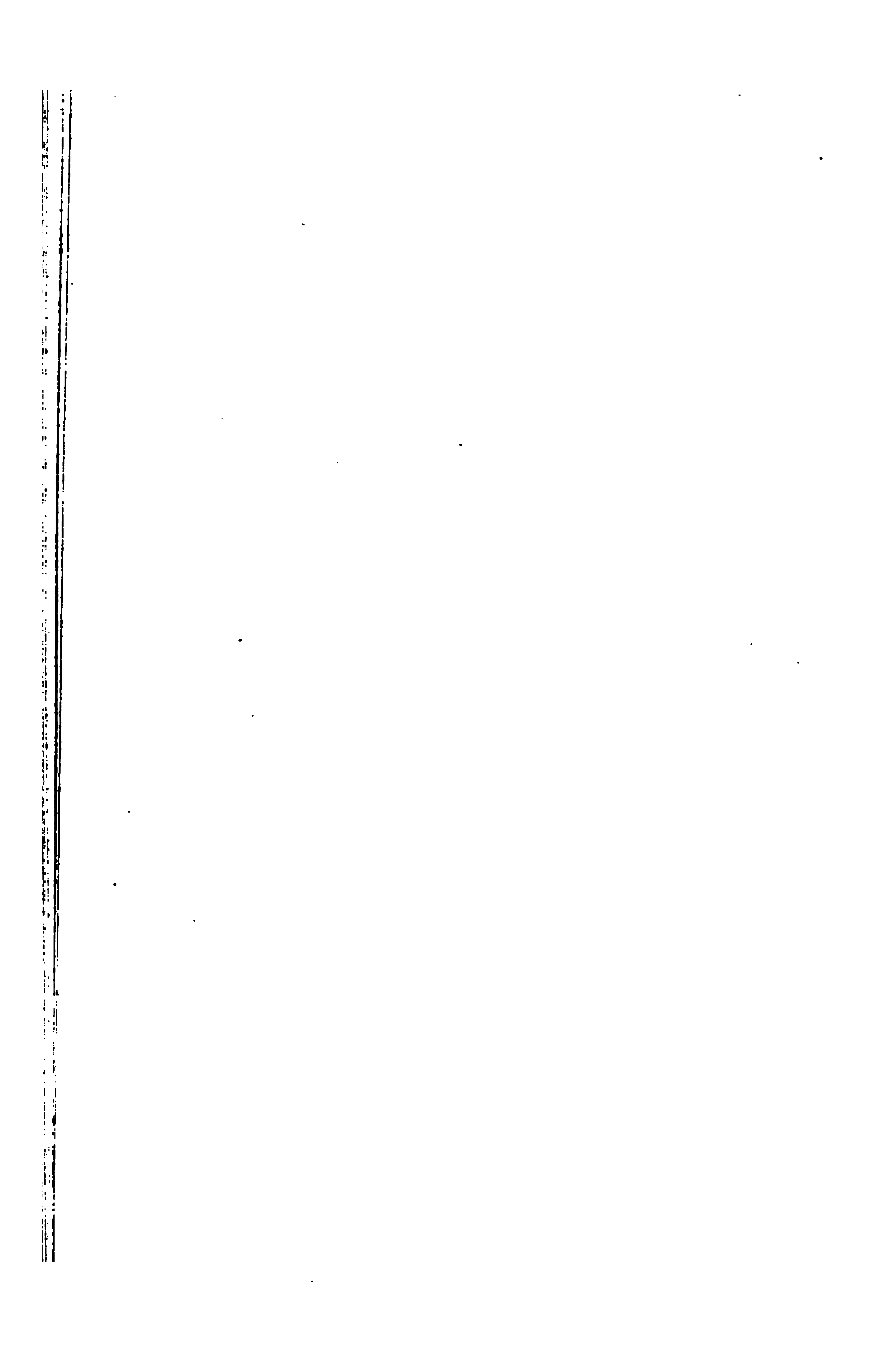
Der größte Teil des Gebiets, mit dem wir es hier zu thun haben, fällt in die Region der Palmfaserzeuge und der Rindenstoffe. Rindenstoffe sind im Osten auch stark vertreten, Felltracht greift im Norden und Osten wenig über. Die Mangbattu, denen das Weben vollständig unbekannt ist, benutzen die Rinde des Feigenbaumes (Urostigma Kotschyana), deren natürliche graue Farbe durch Färben mit einer Holzfarbe in Rotbraun verwandelt wird. Derselbe Stoff liefert in Manyema fast ausschließlich die Kleidung. Die Bongomänner ziehen ein ziemlich kleines Stück Rindenzeug zwischen den Beinen durch und breiten es über einen Leibgurt aus, der das Ganze festhält. Die Frauen benutzen auffallenderweise diesen Stoff nicht oder doch nur in



Kunsterzeugnisse der südlichen Kongo-Völker.

1) Geschnitzter Fetisch der Baluba. 1/5 wirkl. Größe. 2 u. 3) Aus Holz geschnitzte Becher der Benalussamba, 4) der Baluba, 5) der Baletela. 6) Doppelbecher vom Sankuru (Bassongo Mino). 7) Deckelkorb der Baluba. 8) Geschnitzte Holzschachtel der Baluba. 9) Geflochtene Matte der Baluba. 1/4–1/5 wirkl. Größe.

(Museum für Völkerkunde, Berlin.)



möglichst geringer Ausdehnung; sie bedecken ihre Scham ungenügend mit einer um die Hüften geschlungenen Schnur, woran ein Bananenblatt oder ein Stück Rindenzeug von Handgröße hängen. Die Bongofrauen holen jeden Morgen ihre frische Garderobe aus dem Walde. Ein Zweig oder ein Bündel Gräser wird hinten und vorn an der Lendenschnur befestigt. Sehr häufig aber ist auch ein Schweif aus dem Baste der Sanseviera im Gebrauch, der, einem schwarzen Roßschweif gleich, hinten lang herniederwallt. Alle übrigen Teile des Körpers bleiben bei beiden Geschlechtern unbedeckt; der Kopf wird mit einem Federschmuck nur bei Festen verziert. Offenbar bilden in dieser Beziehung wie in so mancher anderen die Bongo den Vereinigungspunkt von Sitten und Gebräuchen ihrer Nachbarn. Der Gegensatz zu den Sandeh ist am auffallendsten, da diese, schon ehe sie arabische Tracht nachzuahmen begannen, sich vollständiger kleideten. Das untere und mittlere Kongobecken umschließt das größte Gebiet der Palmfaserstoffe in Afrika, die aus den langen Fasern junger Palmentriebe in schönen Mustern gewoben werden (s. die beigeheftete Tafel „Kunsterzeugnisse der südlichen Kongovölker", Fig. 9). Die Weiber der Bakuba sticken auf diese Zeuge mit schwarzem, gelbem, rotbraunem Faden, der dann samtartig geschoren wird, geometrische Muster. Trotzdem wird deshalb die Tracht nicht reicher, vollständiger. Am äquatorialen Kongo tragen die Männer, z. B. bei den Wagenia, eine Schürze aus Bananenfaser, die Weiber einige Zweige oder Blätter. Die reichen und stolzen Bangala sind nicht mehr bekleidet; ihre Weiber tragen nur Faserschürzen. Nur zum Kriege bedecken sich die Männer mit mehr Stoffen und bemalen sich den Körper dicker als sonst mit Rot. Die Zeuge, im Häuptlingshause aufgespeichert, erfüllen oft erst ihren Zweck, wenn der Besitzer gestorben ist und in endlose Laken gewickelt oder darauf im Grabe gebettet wird. Nach Upoto zu und darüber hinaus begegnet man am Kongo auch ganz nackten Leuten, selbst Weibern, die aber weniger demoralisiert sind als die besser bekleideten am unteren Strom. Nach Westen hin erscheint bei den Batekeh zuerst die vollständigere Kleidung der Bakongo. Schürzen aus Eisenperlen, an den oberen Nil erinnernd, und aus kettenpanzerartig auf Pflanzengewebe befestigten Eisenringen kommen bei den Mogualla am oberen Kongo, zwischen dem Rubi (Itimbiri) und dem Aruwimi vor.

Durch dieses weite Gebiet wohnen überall **kriegerische Völker**. Keine einzige Expedition ist unbeschossen, widerstandslos hindurch gegangen. Man kann sagen, daß der ganze Lomami, soweit er befahren wurde, von kriegerischen Völkern umwohnt sei, und fast das Gleiche gilt vom Kassai. Überall trifft man Völkchen gefürchteter Flußpiraten, wie van Gele eins am Ubangi. Menschenraub wird von diesen teilweise bloß betrieben, um Fleisch zu gewinnen. Güte, Menge und Schönheit der **Waffen** sind hervorragend. Als Nachtigal in das Kriegslager des flüchtigen Baghirmikönigs Abu Sekkim kam, wo eine hauptsächlich aus heidnischen Hilfsvölkern aus dem Süden bestehende Armee von wohl 15,000 Mann versammelt war, fand er als unentbehrlichste Waffe das Wurfeisen, von dem viele mehrere Exemplare, bis zu fünf, in Fellscheiden führten. Nicht so zahlreich waren Speere vertreten, obgleich alle deren besaßen, und noch weniger verbreitet waren die Dolchmesser, deren Herstellung bei jenen Stämmen noch keinen so hohen Grad der Vollkommenheit erreicht hat wie weiter im Süden. Eine der wunderlichsten Waffen wurde von jenen Abteilungen der Gaberi

Speer der Malondjo. (Sammlung Stuhlmann, Museum für Völkerkunde, Berlin.) Vgl. Text, S. 296. Etwa 1/10 wirkl. Größe.

mitgeführt, die in Kriegszeiten ihre Wohnungen auf hohen Bäumen aufschlagen. Es waren Handgeschosse von etwa $1/2$ m Länge, aus starkem Rohr, an einem Ende schreibfederartig scharf zugeschnitten, am anderen mit einem spindelförmigen Thonklumpen beschwert. Einzelne Bua trugen als Parierwaffe einen hohlen Elfenbein-Cylinder über dem Vorderarm. Ähnlicher Reichtum herrscht bei den Mangbattu, die neben Speer, Schild und Bogen dolchartige oder sichelförmig gebogene Messer von größter Mannigfaltigkeit tragen (s. die Tafel bei S. 282), denen dagegen die echten Wurfmesser der Sandeh fehlen. Der Waffenhandel ist auch vor der Einführung der Gewehre lebhaft gewesen. Die Sandeh setzten an die Bongo Wurfmesser, Dolche und einschneidige kurze Schwerter ab. Im ganzen treten in den Savannenländern Bogen und Pfeile gegen den Speer zurück, der überall vorzuherrschen scheint, wo eine kräftigere militärische Organisation durchgreift, so in Lukengos Land. Bei den östlichen Lendú kommen besonders schwere Stoßspeere mit kolbenförmigen verdickten Enden vor, die in die Hütten hineingestoßen werden, um verborgene Feinde zu töten. Erstaunlich geschickt im Speerwerfen nennt Baumann die Bangala, während im Walde der Bogen, und zwar in der kleinen Form, mit der oft Giftpfeile zusammengehen, vorherrscht. Aber auch die Kredsch führen ihn noch. Die Klinge der Speerspitzen gehört vorwiegend der geschweiften und dreieckigen Form (s. Abb., S. 295) an, während die Pfeilspitzen mit Vorliebe verbreitert



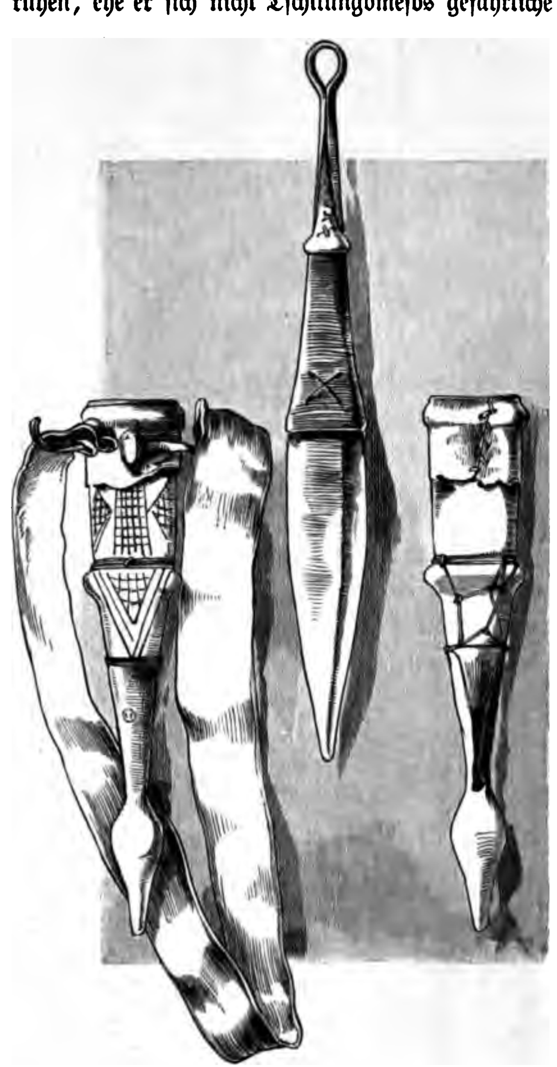
Ein eiserner Dolch, bei Sandeh und Tuareg üblich. (Christy Collection, London.) Vgl. Text, S. 297 und 482.

oder spatelförmig hergestellt werden, um breitere Wunden zu erzielen. Beiderlei Waffen besitzen Blutrinnen und Widerhaken. Der Pfeilschaft wird aus Rohr verfertigt und mit Bananenblatt oder Genettfell beschwingt. Die Sehne besteht aus gespaltenem spanischen Rohr, und ein schmales Stück Holz oder ein Fellpolsterchen schützt den Daumen vor dem Rückprall (s. Abb., S. 274, u. Bd. I, S. 672). Das Holz ist bei den Mangbattu ausgehöhlt und enthält ein Gift, worein die Pfeilspitze getaucht wird. Der Bogen ist entweder kurz, an den Enden steil gebogen, mit Rotang oder mit Stücken Affenfell umwunden und mit einer Sehne aus Rotang oder einer gedrehten Pflanzenfaser versehen; oder er ist länger, gleichmäßig flach gebogen, an der Unterseite geriefelt und hat an den Enden zwei schön geflochtene Knöpfe zur Befestigung der Sehne (s. Abb., S. 294, und Bd. I, S. 670). Jene Form, mit der besonders häufig Giftpfeile auftreten, ist im Walde fast allgemein verbreitet, kommt am Kongo selbst bei den Batekeh vor, diese ist am häufigsten am Kassai und erreicht ihre schönste Ausbildung bei den Bassongomino in ihren geriefelten, 150—160 cm langen Bogen aus Palmholz. Am Kongo haben die Jankau und Bakumu ähnliche Bogen. Vom Kuango und Sankurru kennen wir Bogen, deren Rotangsehnen durch Holzkugeln festgehalten werden.

Die Wurfmesser gehören zu den für die Völker vom Mangbattutypus nördlich vom Kongo bezeichnenden Besitztümern. Südlich sind sie nur in einem schmalen Streifen zwischen Kuango und Kassai und auch hier nur von einem einzigen Beobachter nachgewiesen. Im Norden dagegen verfolgen wir sie bis in den Sudan und von den Bongo und Sandeh durch die Ubangistämme bis zu den Fan der Westküste. Diese ganz eigentümlichen Waffen haben eine Länge von 15—20 Zoll, einen Handgriff, mit Schnüren umwunden, und bestehen aus einem Stück Eisen, das vorn an der kurzen Klinge einen oder mehrere quer stehende Arme oder Messer hat, die scharf geschliffen sind (s. Abb., S. 293, unten). Die Waffe wird horizontal geschleudert, so daß sie sich

in ihrer Flugbahn um sich selbst dreht, kann aber in manchen Fällen nur Schmuck- und Drohwaffe sein. Am reichsten ist sie bei den Mangbattu entwickelt (s. die Tafel bei S. 282).

Im Süden liebt man mehr die Äxte. Sie sind neben Speer und Bogen die dritte Waffe, aber vielfach nur Zierwaffe (s. Abbild., S. 212, und Bd. I, S. 665). An sie knüpft sich der Begriff der Macht. Kalamba wollte nicht ruhen, ehe er sich nicht Tschilungomesos gefährliche Streitaxt errungen. Bei Mona Tenda, wo Speer und Keule die Hauptwaffen, spricht François von einer besonders schönen Axt. Kleine Äxte sind neben dem Bogen die Hauptwaffe bei den westlichen Baluba. Weiter im Osten überwiegen die Messer, die in Holzscheide oder bloß an der Hüfte getragen werden, und deren breite Formen und geschweifte Schneiden an die einfacheren Wurfmesser erinnern. Echte Messerträger sind auch die Bakete, und breite, „seeslunderförmige" Messer kommen bei den Bassongomino vor (s. Abb., S. 289). An der Kuangomündung dagegen dienen als Messer die mit Griff versehenen Speerspitzen. Eigentümlich sind ferner auch die eisernen Dolche der Sandeh, die ganz ähnlich bei den Tuareg vorkommen (s. Abbildung, S. 296). Die Schäfte der Stoßspeere sind oft schön geschnitzt und werden, wenn durchbrochen, wie bei den Marau am Uëlle, zu Zierwaffen, wogegen die kleineren Wurfspeere bei den Sandeh ganz so einfach wie etwa bei den Sulu sind. Die Speerkämpfer tragen in dem ganzen Gebiet Schilde (s. Abb., S. 299—301), aber selten aus Leder, wie im Osten und Westen, bei Nilvölkern (vgl. oben, S. 264) und Fan, sondern aus Holz oder Flechtwerk. Nur bei den Stämmen im südlichen Baghirmi kommen auch Lederschilde vor. Die Bua trugen zum Teil ärmellose Felljacken, mehr Panzer als Kleidung, deren Behaarung nach außen gekehrt war. Dafür sind ihre Schilde, viereckige, flache, außen behaarte Büffelhäute, um so unvollkommener. Unter den anderen Stämmen trugen die meisten 2 m hohe, aber schmale, ovale, flach gewölbte Schilde aus Korbgeflecht oder Büffelhaut, bei ihrer Schmalheit besser zum Parieren als zum Decken geeignet. Auffallend schmale Schilde, nur zum Parieren, kommen auch bei den Mundú vor (s. Abb., S. 300, Fig. 1). Von den geflochtenen Schilden der Sandeh bilden wir hier die einfachere und die vollkommenere Form ab (s. Abb., S. 300, Fig. 2, und Bd. I, S. 99, Fig. 2). Deren Kreuzzeichnung legt Schweinfurth Wert bei als Zeugnis für Berührung der Sandeh mit der



Dolchmesser der Lur, um den Hals zu tragen. (Sammlung Stuhlmann, Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/4 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 295.

Westküste; dort kommt sie bei den Ischogo ebenfalls in den Schild eingeflochten vor. Wir sollten aber glauben, daß das Kreuz sich auch hier ungezwungen beim Suchen nach geometrischen Ornamenten ergeben haben müsse. Etwas breiter sind die aus Bast geflochtenen Schilde der Batekeh, und die der Bangala gleichen bereits den Sandehschilden. Bei den Mangbattu und den nördlichen Kongovölkern wird besondere Aufmerksamkeit den Schilden zugewendet; sie werden aus den dicksten Stämmen mit der Axt ausgehauen, so daß sie ziemlich breite, flache, rechteckige Bretter von zwei Dritteln Manneshöhe bilden, über deren Mitte außen quer eine Verstärkungsrippe läuft. Sie sind außerdem durch parallele, quer umlaufende Rotangstreifen an beiden Enden und am Ober- und Unterrande festgemacht (s. Abbildung, S. 301). Jeder Sprung oder Riß wird sofort durch Eisen- oder Kupferklammern zusammengezogen. Alle Schilde sind schwarz gefärbt und zum Schmuck vielfach mit den Schwänzen des Guineaschweines (Potamochoerus) behängt. Eine trapezförmige Platte aus Rohrgeflecht wird von den Wassongora als Schutz an einer um den Hals laufenden Schnur auf den Rücken gehängt.



Messer mit kupfergeschmücktem Griff und Scheide, Wakussu. (Sammlung Stuhlmann, Museum für Völkerkunde, Berlin.) Vgl. Text, S. 288. Etwa 1/3 wirkl. Größe.

Schon in den ersten Dörfern von Manyema beginnt der viereckige Grundplan des Hauses und damit ein neuer Stil. Stanley schrieb von einem östlichen Grenzdorfe Manyemas, Riba-Riba: „An die Stelle der kegelförmigen Hütten tritt jetzt die viereckige mit schrägem Dache mit Dachlatten und Flechtwerk, das bisweilen sauber mit Lehm überzogen ist.“ Der Abstand dieser mehr an unsere Häuser erinnernden Hütten von der sonstigen ostafrikanischen Bauweise macht sich bemerkbar durch die extreme Kegelform, die wir noch in Uhombo an der Grenze von Manyema finden. Mit der neuen Bauweise tritt auch eine neue Art der Dorfanlage auf: statt der ringförmigen Gruppierung um einen Mittelpunkt hat man eine oder mehrere regelmäßige Straßen von 30—45 m Breite, an deren Seiten sich in ziemlich geraden Linien die niedrigen, viereckigen Hütten hinziehen (s. die charakteristische Abbildung eines Dorfes der Aschira auf S. 86). An einem Ende dieser Straße oder an beiden Seiten steht das zu Beratungen oder zum geselligen Plaudern dienende Haus, von dem aus man die Dorfstraße übersehen kann. Die kleinen, oft schwer zu findenden Dorfeingänge liegen zwischen den Häusern der Längsstraßen. Die Wände der Häuser bestehen aus Lehm, eine Lehmterrasse bildet häufig das Fundament, die Rückwand steht nach der Windseite zu und läßt das Dach zum Schutze häufig bis auf die Erde reichen, während die nach vorn vorspringende Hälfte des Daches



Zentralafrikanische Schilde: 1) Östliche Baschilange, 2) Manyema, 3) Bassimalunga, 4) Ubudschwe. (1: Sammlung Pogge, 2—4: Sammlung Wissmann, Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/12 bis 1/13 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 297 und 298.

auf hölzernen Pfeilern ruht. Wo diese Veranda fehlt, findet man kleine Schutzdächer auf vier Pfeilern zum Aufenthalt bei Tage. Eine merkwürdige Abart entsteht durch die Vereinigung der Häuser einer Reihe, wie bei den Balesse, wo Hütte an Hütte zu beiden Seiten einer 60—120 km langen Straße so dicht stehen, daß die Dörfer zwei mit schrägem Dach versehene Gebäude zu sein scheinen, deren 2³/₄ m hohe Vorderwände einander zugekehrt sind, während die 1¹/₂ m hohen Rückwände gegen den Wald oder die Lichtung schauen. Auch an nördlichen Kongozuflüssen kommt diese Bauweise vor, und je nach der Örtlichkeit ist dann die aus zwei „Langhäusern" gebildete Straße parallel oder senkrecht auf den Fluß gerichtet. Bei den Batekeh wird Sorge getragen, daß die Rückseite des am Flusse liegenden Dorfes durch einen ganz dichte, weglose Waldwand gedeckt wird. Fischervölker und Flüchtlinge wohnen in Pfahlbauten, die sowohl an nördlichen als südlichen Kongozuflüssen (Tschuapa, Mongala) reichlich vorkommen. Die Anlage scheint der oben (S. 83) beschriebenen überall zu entsprechen. In den Wollbäumen des mittleren Ubangi fand van Gele Beobachtungsposten gezimmert, die an die Baumwohnungen im Süden Baghirmis erinnern. Die Grenze gegen die runden Hütten des Ostens liegt am Rande des Graslandes. Aber bereits jenseits des 25. Grades östlicher Länge, im Gebiet der Bakutu, hören wir von einer Umzäunung mit 210 kegelförmigen Hütten und zwei viereckigen Schuppen, Versammlungshaus und Schmiede, was auf einen gemischten Stil deuten würde. Auch die Lendú wohnen in Kegelhütten, und bei den Mangbattu kommen solche zwischen den vorwiegenden viereckigen vor. Im Westen liegt die Grenze im Gebiet der Bakongo, die im Osten viereckig, im Westen rund bauen. Im Süden finden wir bei den Bakuba den viereckigen Grundplan, der in Lunda in den kreisrunden übergeht. Bei größeren Fürsten fallen jene gewaltigen Hallen, Mbanga (vgl. S. 83), auf: halb Palast, halb Versammlungshaus, die bis 40 m Länge erreichen. Darin sind Holzteile in Menschen- und Tiergestalten geschnitzt und auf rotem Grunde mit schwarzen und weißen Farben bemalt. Fürst Munsas Halle maß fast 50 m in der Länge, 16 m in der Höhe. Auch Balubahäuptlinge haben Paläste aus einem einzigen Saal, der zugleich Tanzraum ist, von 40 m Länge. Aber nur die Größe dieser Bauten ist monumental, nicht die Dauer: Munsas Palast war wenige Jahre, nachdem ihn Schweinfurth bewundert hatte, vom Erdboden verschwunden. „Die Stadt muß sehr alt sein, denn hier und da ragt ein mächtiger Schattenbaum über die Kronen der Palmen empor," sagt Wissmann von dem Hauptort der Beneki. Und doch wachsen die Bäume in Afrika rasch.



1) Schild der Mundú, 2) Schild der Makaraka. (Ethnographisches Museum in Wien.) ¹/₁₀ wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 297.

Wo immer man nach Norden an den rechtsseitigen Kongozuflüssen und nach Osten vordringt, stößt man auf die Hütten mit kreisrundem Umriß. Am oberen Ubangi vom 20. Grad und am Aruwimi vom 23. Grad östl. Länge an und weiter im Gebiet der Sandeh herrscht der

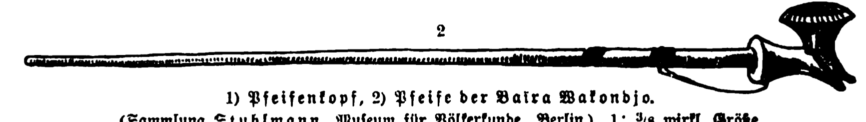
Kegelstil. Aber gerade diese erzielen darin eine große Mannigfaltigkeit und gehören sicherlich zu den besten Architekten in Afrika. Dies tritt um so deutlicher hervor, wenn man ihre Bauten mit den ärmlichen Behausungen der Unterworfenen vergleicht. Das Makarakagebiet nach Süden durchziehend, erstaunt man, bei den Fadjelú Hütten zu finden, deren Kleinheit und Ärmlichkeit weit absticht von den geräumigen Wohnungen ihrer nördlichen Nachbarn. Der Kontrast erscheint groß, wenn wir Felkin sagen hören, daß die Hütten der Bongo nach denen von Uganda die besten waren, die er in Afrika antraf. Die Bongo-Hütten sind oben abgeplattet, und dieses Merkmal der Abplattung drückt dem Baustil ein nationales Gepräge auf. Nicht geringe Unterschiede zeigen sich auch im Gebiet der viereckigen Hütten, ganz entsprechend dem allgemeinen Kulturstande. In den Dörfern der Baluba spricht sich auf den ersten Blick weniger Ordnung, Sorgfalt, Reinlichkeit aus (Wissmann), und dasselbe hört man von denen der Bangala. Die Bakuba dagegen zeigen, wie in allen ihren Werken, auch im Hüttenbau einen höheren Stand, und die Mangbattudörfer glänzen überall durch Reinlichkeit und Freundlichkeit. In fruchtbaren, politisch geschützten Gegenden reiht sich oft Dorf an Dorf, nicht bloß an den Flüssen. Wissmann fand auch im Savannenland östlich vom Sankurru stundenlang ununterbrochene Ketten von Dörfern.


Ein Schild der Mangbattu. (Christy Collection, London). 1/10 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 298.

Abgesehen von Jäger- und Fischervölkern, die sogar das notwendigste Nahrungsmittel der Kongovölker, das Maniokbrot oder die haltbarere, am Feuer getrocknete und geräucherte Maniokwurzel, kaufen, sind alle mehr oder weniger Ackerbauer, ja sogar hauptsächlich Ackerbauer. Die Zucht der Ziegen, Schafe, Hühner und, im Norden, einiger Rinder ist Nebensache. Das Land kommt dem Ackerbau entgegen; es gehört zu den fruchtbarsten, bestbewässerten Gebieten Afrikas. Was im Nilgebiet wächst, kommt auch hier vor, und mehr. Der Boden bringt besonders Telabun (Eleusine), Büschelmais, Sesam, Erdnüsse, Kukurbitaceen, Tabak 2c. hervor; wild wachsen unter anderem Bananen, deren Früchte bis zu einem Fuß lang werden sollen, Bataten, eine Ölpalme, deren Früchte die Größe der gewöhnlichen Bananen erreichen. Der Butterbaum ist überall verbreitet. Im Mangbattulande marschierte Emin Pascha auf schmalem Pfade zwischen lückenlosen Pflanzenmauern hin, in denen mit den eigentlichen Waldeskindern Kulturpflanzen, verwilderte Bananen und baumhoch aufgeschossener Maniok, an Üppigkeit wetteiferten. Um so auffallender ist in anbetracht solcher Fruchtbarkeit eine gewisse Armut oder besser Einförmigkeit des Ackerbaues bei manchen Völkern, im Norden besonders bei den Sandeh. Eine geringere Getreideart, die Eleusine coracana, bildet nämlich hier den Hauptgegenstand der Kultur, während Sorghum in den meisten Gegenden des Sandehgebietes gänzlich zu fehlen scheint, auch Mais nur in geringem Umfang angebaut wird; dieser ist dagegen in vielen östlichen Gebieten, wie Manyema, auch in Mangbattu, das bevorzugte Getreide. Es scheint sich hier das Verhältnis der

herrschenden Rasse im Sudan zu den unterworfenen Negern zu wiederholen, welche bessere Ackerbauer als ihre Herren sind. Es gibt Völker, die wenig Gewicht auf den Ackerbau legen und sich zu ihren Nachbarn wie große, aber träge Gutsbesitzer zu fleißigen Kleinbauern verhalten. So scheint hier die Krone des Landbaues den leibeignen Kallikà zu gebühren, deren Land (südlich vom Makarakagebiet unter 3 Grad nördlicher Breite) auf Junker den Eindruck eines der reichsten Länder machte, die er in Afrika gesehen. „Ausgedehnte Kulturfelder mit weit über manneshohen Durrastengeln, zwischen denen die Eingeborenen sich schützend verborgen hielten, kleine Strecken, mit Lubia, verschiedenen Arten Bohnen, Kürbissen, süßen Bataten 2c. bestellt, an den sanft geneigten Hügeln abgeweidete Wiesen, die vielfach in allen Richtungen von kleinen Gewässern, Bächen, tief liegenden Rinnsalen durchzogen sind, die auch hier von anstehender üppiger Baumvegetation als schmaler grüner Streifen begleitet werden, ab und zu aus den Kulturfeldern aufragende kleine, kaum einige Dutzend Bäume zählende Haine, deren Hochstämme durch Buschwerk und Schlinggewächse verdichtet sind, einzelne die Stelle unserer Dorflinde einnehmende Stämme, welche friedliche Schattenplätze bieten und auch hier vielfach bei den über das Land verteilten kleinen Weilergruppen anzutreffen sind, während die Delebpalme und Banane nur vereinzelt vorkommen, lassen (alles in allem) die Gegend auf den ersten Blick mit einem kultivierten Landstriche in Europa vergleichen.“ Im Kongobecken herrscht Maniok vor; die Ölpalme trifft man von Osten her bei den Mangbattu zuerst, daneben Bananen.

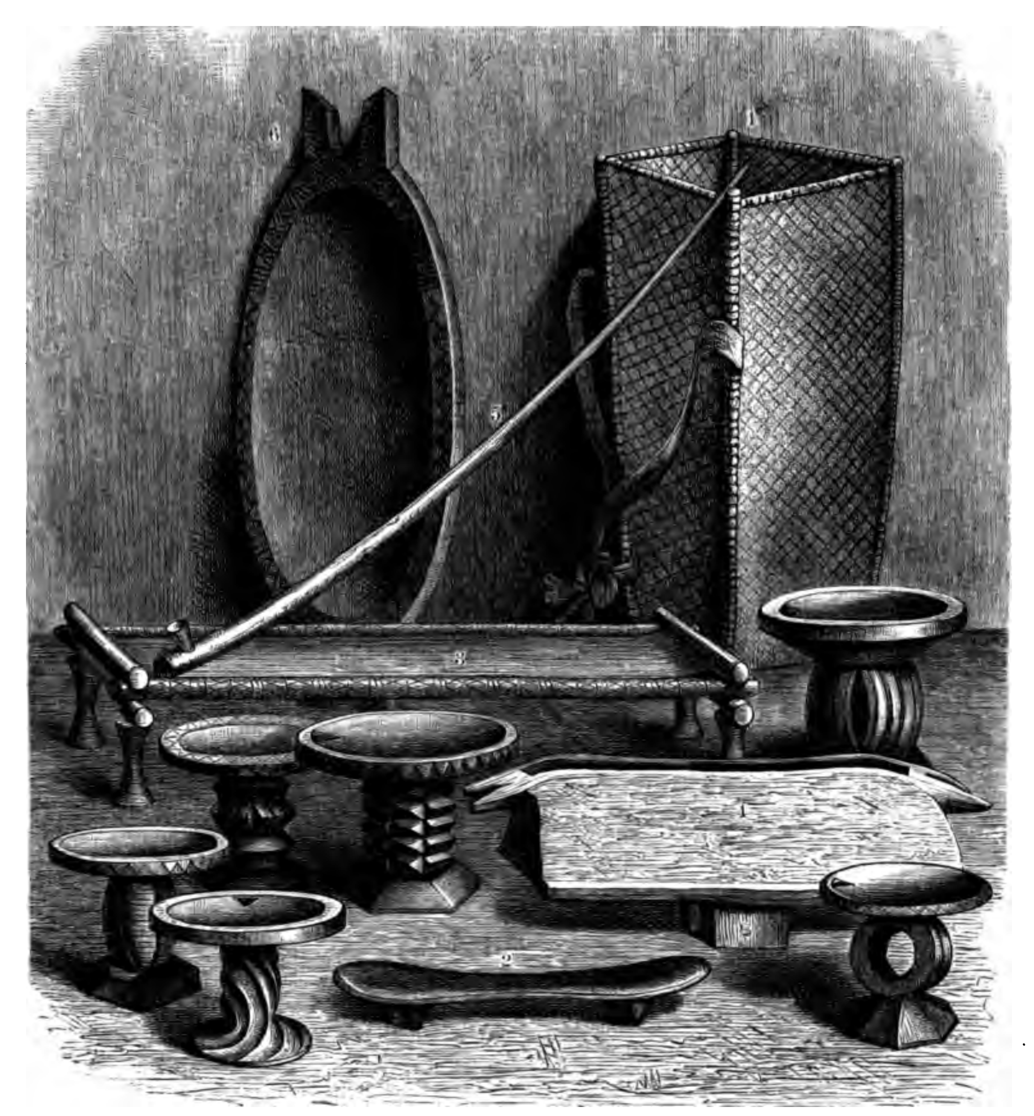




1) Pfeifenkopf, 2) Pfeife der Baira Makondjo.
(Sammlung Stuhlmann, Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1: 3/8 wirkl. Größe.

Die Bewohner des Kongobeckens sind im ganzen mehr Pflanzen- als Fleischesser, ihre Hauptnahrung ist Maniok, im oberen Teil Bananen, geräucherte Fische am Fluß, Insekten im Walde, ihr Hauptgetränk Palmenwein. Entsprechend dem hohen Stande der materiellen Kultur ist bei vielen von diesen Völkern auch die Speisebereitung mannigfaltig. Junker preist eine Polenta aus milchigen Maiskörnern; außerdem trinken und rauchen sie gewaltig. Mangbattu verschmähen Elefant, Löwe und Schlange; dagegen essen die Anwohner des äquatorialen Kongo Elefant, Nilpferd, Büffel, Wildschwein, Leopard, Zibetkatze, Antilope, Mäuse, Ratten, Fledermäuse, Krokodile, Schlangen, Leguane, Termiten und verschiedene Vögel, Schnecken, Insekten — und Menschen; darüber später mehr. Dazu haben sie, wenn auch nicht zahlreich, Ziegen, Schafe, Gänse, Hühner. Das Sudansalz scheint nicht bis hierher zu dringen, da wir von der Herstellung eines Ersatzes aus der sehr häufig vorkommenden Pflanze Pistia stratiotes und anderen Sumpfgewächsen hören. In Mangbattu finden wir zum erstenmal die Kolanuß. Auch die Sandehpotentaten lieben sie zu kauen. Von dem gewaltigen Trinken der Weine aus Palmen, Bananen, Zuckerrohr und anderem haben wir oben gesprochen. Wo von Norden her Sorghum eingedrungen ist, dessen Verbreitungsgebiet vom Sudan her das Sandehland im Osten, die Nordgebiete Kameruns im Westen erreicht hat, erscheint auch die Merissa, und ihr ist das Eleusine-Bier des Sandehlandes zu vergleichen. Für

den Tabaksgenuß liefert die weite Verbreitung des Tabaksbaues einen Maßstab. Die Sandeh sind, wie die größten Raucher, so die größten Tabakspflanzer Afrikas. Keine Hütte ohne Tabaksbeet so nahe wie möglich, um dem Raube zu wehren, beim Hause. Ihre Sprache hat einzig in jenem Gebiet ein eignes Wort für diese Kulturpflanze: Gundeh. Sie rauchen den Tabak aus



Hausgeräte der Mangbattu: 1) Tragkorb, 2) Schemel, 3) Bett, 4) Trommel, 5) Pfeife, 6) Platte; dazu verschiedene Stühle. (Nach Schweinfurth.) 1/20 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 308.

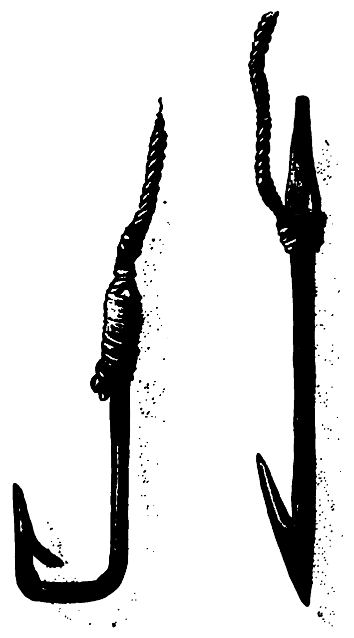
kurzen Thonpfeifen ohne Rohr, während die Mangbattu auffallend lange Pfeifen benutzen (s. obenstehende Abbildung, Fig. 5, und Bd. I, S. 79); das Tabakkauen ist im Gebrauch bei den Bongo. Von diesen wird der Tabak (angeblich mit Kuhmist gemischt) in steinharte Kuchen geformt, mit Mühe zerschlagen und zwischen Steinen zerrieben, und dieser „Meschir" ist so kräftig, daß ihn ungeübte Raucher nur mit leichtem Blättertabak gemischt genießen können. Nur Vermögende besitzen größere Vorräte, da der Preis hoch ist. Tabaksblätter sind bis hinüber ins Hinterland von Kamerun eins der wirksamsten Geschenke und Tauschmittel. Die Kongostämme

kannten den Tabak offenbar lange vor der Ankunft der Europäer; sie rauchen ihn aus tschibukartigen Pfeifen (s. Abbildung, S. 302). Das Erdeessen ist im Kongobecken neuerdings am Lokebo beobachtet, wo die schlecht aussehenden Leute angeblich wegen Magenschmerzen darauf verfallen. Außer den Pfeilgiften sind auch Gifte bei der Rechtsprechung im Gebrauch. Die Mangbattu treiben mit ihrem „Orakelgift“ Bänge einen schwunghaften Handel. Wo Hirse oder Mais zur Speise benutzt wird, da ist im Mittelpunkt des Dorfes eine Plattform mit festgestampftem Lehm ausgefüllt; darin ist ein schwerer Baum festgelegt, in welchem verschiedene Tröge ausgehöhlt sind. Diese trogartigen Stampfmörser (s. Abbildung, S. 69) stehen am mittleren Kongo einzeln oder zu zweien vor den Hütten. Die thönernen runden, auf Untersätzen stehenden und die geflochtenen Getreidebehälter verschwinden hier und machen langen Stangen Platz, woran ungefähr ein Dutzend horizontaler Schnüre von Lianen oder Schlingpflanzen in gleicher Entfernung von oben nach unten befestigt ist. An diesen Schnüren ist der Mais mit der Spitze nach unten aufgehängt. Ist aber jene mit hakenartig gebogenen Kolben versehene Maisart in Kultur, die Livingstone in Manyema fand, so wird sie einfach an ihren Haken aufgehängt. Als Muschelschalen- und Knochenhaufen haben sich die Reste der Mahlzeiten von Generationen an unzähligen Stellen des Kongo gesammelt.



Hölzerne Hundeglocke der Lendú. (Sammlung Stuhlmann, Museum für Völkerkunde, Berlin.) Etwa 1/4 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 309.

Von den Haustieren gleichen Hund und Schaf des Kongo ganz ihren durch Schweinfurth zuerst bekannt gewordenen Verwandten im Mangbattulande. Die Ziege, in den zwei afrikanischen Rassen vertreten, ist vom Uëlle bis ins Hinterland von Kamerun das vorherrschende Haustier. Die Rinderzucht nimmt vom Nil nach Westen hin plötzlich ab; die Djur sind die letzten starken Rinderzüchter, und neben ihnen sind nur noch die westlich von den Kalliká wohnenden Loggo zu nennen. Den Sandeh, Mangbattu, Barmbo u. a. aber sind Kühe und Ziegen meist nur vom Hörensagen bekannt. Die Sandeh sind dagegen ebenso wie die „alles essenden“ Bongo große Hundefreunde (s. Abbildung, S. 288). Ihre Tiere sind außerordentlich zur Fettbildung geneigt, die von ihren Herren noch besonders gefördert wird, da Hundefleisch einen ihrer vorzüglichsten Leckerbissen ausmacht. Der Hund wird auch von einigen Völkern im Kongobecken gemästet und gegessen, und mit seinem Blut bespritzen sie sich bei der Schließung einer Blutsfreundschaft. Der Mangel der Rinderherden ist im Beginn der ägyptischen Invasion diesen Völkern sehr zu gute gekommen. Es fiel damit eine lockende Beute weg. Hunde und Hühner sind die einzigen Haustiere der Mangbattu, wenn man von dem gelegentlich halbgezähmt vorkommenden Sumpfschwein (Potamochoerus) absieht. Als Züchter großer Schaf- und Ziegenherden sind besonders die Mabode in ihren weiten Ebenen zu nennen.

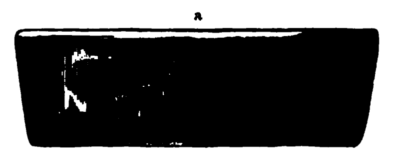


Angelhaken vom Albert-See. (Sammlung Stuhlmann, Museum f. Völkerkunde, Berlin.) 2/3 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 241 u. 305.

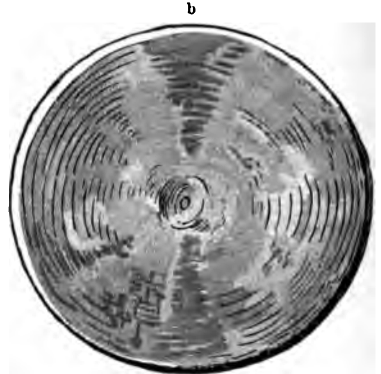
Die Jagd ist vielfach ganz den kleinen zerstreuten Jägerstämmen überlassen, die den Ertrag an ihre Nachbarn gegen die Erzeugnisse des Ackerbaues und Gewerbfleißes tauschen. Manche

Strecken Savannenland sind tierärmer als ein mittelmäßiges Jagdgebiet bei uns, und bei den Lendú werden eifrig Ratten in fischreusenähnlichen Fallen gefangen. Doch gibt es überall Jäger-familien oder -Stämme. Man begegnet Kähnen, jeder mit einer Familie und einer Meute Hunde besetzt: es sind Jäger, die mit Netzen und Lanzen reichlich versehen sind. Als Elefantenjäger sind bestimmte Völker bekannt, die weit umherziehen. Coquilhat berichtet, daß Ngombeh von Mobunga bis zum Lulongo über Land streifen, um Elefanten zu jagen. Im Walde sind die Kleingewachsenen sozusagen die professionellen Jäger, aber im offenen Lande gehört die Jagd mit Netz und Fallen zu den Beschäftigungen der Herren: die Männer der Sandeh gehen nur dieser mit einem gewissen Eifer nach. Ganz entsprechend ihrer Herrenstellung unter den dunkeln Leibeignen, sind sie große Jäger und bewahren, besonders wenn nach den Stellnetzjagden Abbrennen des Grases folgt, große Massen getrockneten Fleisches. Für die Jagd zähmen sie ein kleines Raubtier, vielleicht eine Rhyzaena. Neben zahlreichen Vogelarten kommt dort gezähmt auch der rotschwänzige Papagei (Psittacus erithacus) vor; er wird öfters zum Sprechen abgerichtet. Eine eigentümliche Jagdwaffe ist ein kurzer Harpunenspeer mit widerhakenbesetzter Klinge, der nach Wildschweinen geworfen wird. Mit der größten Hingebung wird der Fischfang betrieben, vielleicht nirgends in Afrika in so großem Maßstab wie an den Stanley-Fällen. Die Angeln bleiben den Kindern überlassen; die Erwachsenen stellen Reusen (die Fischreusen der Baati am Ubangi sind so schwer, daß nur zwei zusammengebundene Kähne sie transportieren können) und jagen schwimmend und lärmend unter Trommelschlag die Fische auf die Pfahlreihen zu. Diese Zäune stellen sie in den wildesten Wirbeln und Schnellen auf, streckenweise so häufig, daß man von einem Walde von Pfählen sprechen kann. Selbst des Nachts bei Fackelschein wird gefischt. Die Wagenia, das eifrigste Fischervolk, benutzen in ausgedehntem Maße die Trommeltelegraphie zur Verständigung auch dabei. Getrocknete Fische bilden einen Handelsartikel, der vom unteren Kassai und von den Stanley-Fällen aus durch eigne Handelsvölker in die Ferne abgesetzt wird.

a



b



Hölzerne Lippenscheibe der Wávira-Frauen: a) von der Seite, b) von oben. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 4/5 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 294.

Die Anwohner des Kongo und seiner Nebenflüsse sind geschickte Kahnbauer und Schiffer. Das rühmten schon die alten Portugiesen. Stanley fand auf dem Kongo noch größere Kähne als auf dem Victoriasee. Ein den Mwana Tapa abgenommener Kahn maß 26 m, und van Ronslé spricht von fast ebenso langen Kähnen an den Stanley-Fällen. Bei den Rubunga traf Stanley zahlreiche Kähne von tadelloser Form mit wunderschönen Schnitzereien, welche die Ruderer stehend mit Rudern von fast 2 m Länge, deren Hälfte das zugespitzte Blatt einnimmt, forttrieben. Mit großer Kühnheit rudern sie hart oberhalb der Schnellen hin, wo ein kurzes Nachlassen der Kraft Hinabgerissenwerden bedeutet. Die Kähne sind ein kostbarer Besitz, deren Bau ebenso wie das Schnitzen der Ruder nicht jedermanns oder jedes Volkes Sache ist. Die in der Schiffahrt so tüchtigen Wagenia beziehen ihre Kähne, die viel stärker sind als die der Bangala, von den Wamanga am Lindi. Sie werden womöglich versteckt, wo eine Mündung eines Baches oder sonst eine natürliche Bucht Schutz gewährt, in künstlichen Seitenkanälen von 3--10 m, die ihnen zugleich den Fischfang erleichtern. Auch unter Wasser, wo sie sich besser halten, werden sie aufbewahrt. Oben am Uëlle wohnt in den Abassango ein mit Booten wohlversehenes Volk

auf den Inseln, und auf dem Logon sah Barth zu gleicher Zeit ein halbes Hundert 8—10 m lange Schiffe mit mächtigen Schnäbeln den Strom hinabgleiten. Die Bassama des Benuë haben Schiffe mit Krokodilschnäbeln und brandverzierte breite Ruder, die an schwanke Stecken gebunden sind. Es gehen die Sandeh und Bandija sehr wenig aufs Wasser; bei den Baati am Mobangi sieht man jedoch allmorgendlich in 200—300 Kähnen Kinder und Frauen unter Bedeckung einiger Krieger zur Arbeit fahren. Im wasserreichen Lande gibt es natürlich amphibische



1) Fetisch der Beneki. 2) Federschmuck der Baschilange. 3) Leibgurt aus Ubudschwe. 4) Geflochtene Mütze vom Sankurru. 5) Tättowiermesser der Baluba. (1—4 Sammlung Wissmann, 5 Sammlung L. Wolf, Museum für Völkerkunde, Berlin.) Etwa 1/3 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 291 und 307.

Existenzen: Fischer, die mehr auf dem Wasser als auf dem Lande leben, und Piraten, die sich viele Tagereisen von ihrer Heimat entfernen, um Menschen zu rauben.

Die Eisenarbeiten einiger Völker unseres Gebietes sind zahlreich und schön und zeigen das, was Junker bei den Amubenge des Uëlle als „kunstgewerbliche Empfindung" preist; aber bei weitem nicht alle beschäftigen sich in größerem Maße damit. Natürlich finden wir vortreffliche Schmiede in dem eisenreichen Osten. Zu ihnen gehören die Bongo, die einst Massen guter Eisenwaren herstellten, besonders schlanke Schmuckringe, zu 20—30 an einem Unterarm zu tragen, und Speerklingen mit Widerhaken. Das Ausschmelzen geschieht bei ihnen und den Mangbattu wie bei

anderen Innerafrikanern: als Blasebalg dienen zwei mit erweichten Bananenblättern verschlossene Thoncylinder. Sowohl in der Schnelligkeit ihres Arbeitens als in der Schönheit ihrer Produkte sind die Mangbattuschmiede den Bongoschmieden noch überlegen (vgl. oben, S. 272). Coquilhat betont ausdrücklich die Übereinstimmung der Eisenschmiede der Bangala mit den durch Schweinfurth von den Mangbattu beschriebenen. Als Mittelpunkt der Eisenverarbeitung ist der Ngombeh-Ort Ikungu am äquatorialen Kongo berühmt. Es gibt auch bei den südlichen Eisenarbeitern im Balubagebiet ganz eigenartige Methoden der Herstellung von Eisenschmuck und Waffen, so z. B. Eisenstäbe in glühendem Zustand schraubenartig zu drehen. Schöne Halsbänder werden in dieser Weise gefertigt. Sie drehen aber auch mehrere zusammen und schleifen dann die zusammengehämmerte Masse zu Beilen. Bei den Baluba häufig und sehr gut gearbeitet sind breite Messer, die in geometrischen Mustern vor der letzten Härtung mit harten Punzen durchschlagen, graviert und mit Kupfer tauschiert sind. Sie lassen erkennen, daß hier in der entgegengesetzten Ecke unseres Gebietes jene „Übung des Auges für Regelmäßigkeit und Symmetrie“ zu Haus ist, die Junker bei den Mangbattu wie bei keinem anderen Negervolk entwickelt fand.



Geräte der Mangbattu: 1) Haue, 2 und 3) Beile, 4) Schnitzmesser, 5) Rasseln. (Nach Schweinfurth.) 1/8 wirkl. Größe.

Auch Kupfer und Messing spielen hier eine Rolle wie nirgends sonst in Afrika. Jenes kommt im Osten aus Hofra en Nahas, und im Westen scheint Manyanga sein Ausstrahlungspunkt zu sein. Beide gehören in Barren-, Draht- und Ringform (s. Abb., S. 341) zu den gangbarsten und wertvollsten Handelsartikeln und gelten in weiter Verbreitung als Geld. Bei den Sandeh findet man ganz kupferne Lanzen, natürlich Schmuckwaffen. Aber mit Vorliebe wird Kupfer in kleineren Mengen zu Schmuck benutzt und gern mit viel Geschmack auf Eisen tauschiert. Die Baluba überziehen die Holzsachen, z. B. Beilschäfte, mit ganz dünn ausgetriebenem Kupferblech, statt mit der sonst dafür benutzten Krokodilhaut. Die Mangbattu ziehen dagegen aus den Barren Draht, womit sie Bogen, Lanzenschäfte, Messergriffe u. a. umwinden (s. Abb., Bd. I, S. 79 rechts). Mit Kupfer sind die Schilde und die Ohrenstäbchen beschlagen, Kupfer hält die Ringe aus Büffelhaut zusammen und findet sich an den Zungen ihrer Gürtel. Mit eingeflochtenem Kupferdraht werden auch die schönen Makarakadolche am tellerförmigen Griff verziert. Hier ist der Wert des Kupfers dem des Goldes, der des Eisens dem Silberwert zu vergleichen. Am äquatorialen Kongo finden wir Kupfer und Messing in größerer Menge verwendet, sogar zu Flintenkugeln.

Die Holzschnitzerei ist hoch entwickelt. So wie sie Schweinfurth von den Sandeh und Mangbattu beschrieb, finden wir sie auch südlich des Kongo. Aus mächtigen Rubiaceen, die sie mit ihren kleinen Beilen höchst mühsam fällen und mit einer Art Küferbeil vorläufig bearbeiten, entstehen nicht nur jene Riesenkähne und Schilde, Trommeln, Stühle, Platten, sondern auch kleinere Erzeugnisse eines in seiner Weise hoch entwickelten Kunstgewerbes. Sie arbeiten diese feineren Holzschnitzereien mit einem eignen einschneidigen Werkzeug. Die Mannigfaltigkeit ihrer geschnitzten Platten ist außerordentlich; es gibt solche mit ringförmigen Henkeln und andere, die auf vier Füßen ruhen. Überhaupt ist die Anbringung von Füßen bei allen ihren Holzgeräten sehr allgemein. Außer den runden Sitzstühlen der Weiber fertigen sie für die Männer vierfüßige Bänke, an denen die einzelnen Teile weder geleimt, noch genagelt, sondern mit dünnen Streifen spanischen Rohres zusammengenäht sind; bemerkenswert ist auch ihr dem altägyptischen ähnliches Ruhebett aus Bambusstäben und Rohr (s. Abbildung, S. 303, Fig. 3), das sich übrigens bis in die südlichen Wahumagebiete verfolgen läßt. Auch die Sandeh und Bongo sind geschickt im Holzschnitzen. Emin Pascha gibt jenen überhaupt den Vorzug im eigentlich Künstlerischen. Sie verzieren die Stuhlfüße mit reichem Schnitzwerk, auch Menschen bilden sie so ab und schnitzen aus Holz gute Löffel. Die schönen Harfen, deren Hälse in geschnitzten Tier- oder Menschenköpfen endigen, und die von den Sandeh zu den Bongo und weiter zu den Nachbarvölkern gebracht werden, zeigen, mit welchem Geschmack, welcher Feinheit sie arbeiten (s. Abb., S. 13 u. 309). Bei den Bongo erreicht dieser Kunstzweig durch die massenhaften menschlichen Figuren, womit sie ihre Dörfer, Thore und Gräber schmücken, eine hohe Entwickelung. Dort finden sich in den Dörfern häufig ganze Reihen aus Holz geschnitzter Figuren am Eingang der Pfahlumzäunung oder bei den Hütten der Ältesten: Seelenbilder, vielleicht zugleich Denkmäler hervorragender Persönlichkeiten, oder, wie in den Feldern der Lendú, geschnitzte Stäbe zur Abwehr des bösen Blickes (s. Abbild., S. 314). Ähnliches findet man indessen bereits in Uguha und Ubudschwe (s. Abbild., Bd. I, S. 44). Denselben Stil, die gleiche Vorliebe für Nachbildung des Menschen, gepaart mit beinahe noch größerem Geschick, finden wir nun wieder im Süden. Die Baluba fertigen Becher aus Holz in sehr charakteristischen Nachahmungen menschlicher Gestalten und Gesichter (s. die Tafel bei S. 95), schnitzen an Messergriffe und sogar Speerschäfte Menschenzüge und -Glieder, und ihre Stühle setzen sie Trägern auf, die belastete menschliche Gestalten vorstellen (s. Abb., S. 292).



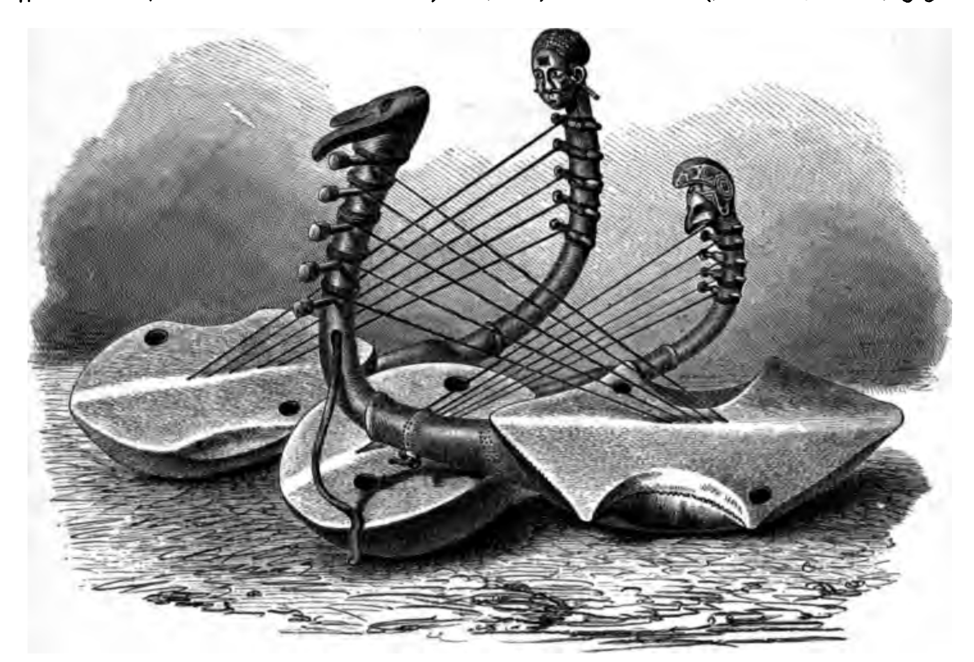
Pfeifenköpfe der Wavumba. (Sammlung Stuhlmann, Museum für Völkerkunde, Berlin.) Etwas über 1/2 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 287.

Die Töpferei ist, wie immer, ungleichmäßig verbreitet. Sie leistet Beträchtliches in Manyema, wo 20—30 irdene Töpfe auf besonderen Gestellen von der Decke der Hütten hängen, und erreicht ihren Höhepunkt im Osten, wo die Mangbattu wohl die besten Sachen in Zentralafrika herstellen (s. Abbild., S. 74). Sie übertreffen hierin ebensowohl die Bongo wie die nach maurischen Mustern arbeitenden westafrikanischen Töpfer. Wiewohl mit grobem Material arbeitend und unbekannt mit der Drehscheibe, machen sie doch Gefäße von einer bewundernswerten

Symmetrie und von einem auffallend guten Geschmack in den einfachen Verzierungen. Bei ihren besten Gefäßen nehmen sie sogar einen Anlauf zu der den afrikanischen Thonwaren sonst fremden Henkelbildung. Ihre Wasserflaschen erinnern an ägyptische Formen, ihre Ölgefäße sind reich verziert. Auch die Sandeh leisten in Thongefäßen Hervorragendes. In den Flechtarbeiten herrscht bis tief in den Wald der eigentümliche Stil der Obernilvölker, alle runden Schüsseln, Teller ꝛc. nach der Basis zu viereckig zu gestalten.

Auffallend und bezeichnend ist der geringe Nutzen, den die zwischen Gummiranken wohnenden Völker vom Kautschuk ziehen. Sie verwenden ihn gelegentlich zum Kitten und zu — Trommelschlägeln.

Von musikalischen Instrumenten gibt es einige eigentümliche. Während die Mangbattu auffallenderweise keine Saiteninstrumente haben, auch die Marimba (s. Abbild., S. 35, Fig. 14)



Harfen der Sandeh. (Christy Collection, London.) Vgl. Text, S. 308; s. auch Abbildung, S. 13.

hier unbekannt ist, die Hörner und Trompeten (s. Abbild., S. 313) dagegen die so ziemlich durch ganz Afrika üblichen sind, bieten die halbrunden, platten Mangbattutrommeln (s. Abbild., S. 312) ein Beispiel der vergrößerten Reproduktion einer kleineren Form in anderem Material und zu anderem Zweck. Es sind im Grunde nur vergrößerte, platte Glocken des Kongogebietes, sie sind schmal, durch einen Spalt aus einem Stück Holz gehöhlt und besitzen am schmalen Ende zwei Handgriffe, an denen sie aufrecht gehalten werden, während sie von außen mit einem Kautschukklöppel geschlagen werden. Sie sind der Difuma Lundas ähnlich. Jagdhunden werden kleine hölzerne Glocken umgehängt (s. Abbild., S. 304).

Das ganze Gebiet wird von einheimischen Händlern durchzogen, die einander bestimmte Gebiete überlassen, so daß jede größere Völkergruppe auch ihre Handelsleute hat. Nirgends im Afrika der Neger behauptet der Handel eine so hohe Stellung, sowohl was seine Wirksamkeit als auch seine staatliche Anerkennung und Regelung betrifft. Kund betont, wie ihm sogar im Hinterlande von Kamerun trotz des dort lebhaften Verkehrs nie Karawanen von Hunderten begegnet seien, wie am oberen Kongo, dagegen oft nur eine Familie starke. Der Handel führt eine

interessante Arbeitsteilung herbei und schafft ganz eigentümliche politische Verhältnisse. Die am oberen Kongo längs des Stanley-Pool wohnenden, als Händler einflußreichen Bateke̱h, die besonders Elfenbein gegen Kupfer- und Messingringe handeln (Elfenbeinmakler nennt sie Stanley), sind für ihre Ernährung, da sie kein Land bebauen, denn ihre Siedelungen gehören zu den wenigen direkt am Flusse liegenden, ganz von dem Bezirk abhängig, in dem sie in jedem Jahre monatelang behufs des Handels wohnen, und erhalten ihre Nahrung durch Vermittelung der Häuptlinge. Ihnen und den gleich ihnen ganz dem Handel lebenden Mahubari liefern die Mambundu buchstäblich ihr tägliches Brot, d. h. den präparierten Maniok (Chicuanga). Ähnlich die im Sanga auf Inseln lebenden Kaufleute, Basanga genannt, die von ihrem Handel eine Steuer an den Häuptling entrichten, ihm als Schmiede dienen, Kähne und Ruder bauen und dafür seinen Schutz finden. Bis zu ihnen reichen direkte Verbindungen von der Küste, man findet bei ihnen Waren, die vom Ogowé über Land gekommen sind. Im Kassai-Gebiet nahmen einst die Tupende eine noch einflußreichere Stellung ein, von der sie nach dem Verluste der Fähre von Kikassi an die Kioko herabgestiegen sind.



Doppel-Krug der Waldwakondjo. (Sammlung Stuhlmann, Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/3 wirkl. Größe.

Die Märkte gehören zu den bekanntesten Plätzen des ganzen Gebietes. Sie werden als neutraler Boden angesehen, den kein Häuptling beanspruchen und für dessen Benutzung sich niemand ein Vorrecht oder einen Tribut aneignen darf. Viele sind unter dem Schatten mächtiger Bäume liegende weite Grasplätze. Zu dem Markt auf der Ebene Mbuga am rechten Lualaba-Ufer (Manyema) kamen regelmäßig jeden Morgen 50—60 große Kähne von der anderen Seite des Flusses. Unter den neutralen Marktplätzen im südlichen Kongobecken scheint Kabao, der Elfenbeinmarkt der Bateke̱h und Bakuba, einer der wichtigsten zu sein. Auch diesen Platz mögen alle Fremden besuchen, keiner aber soll das Land selbst betreten; das Vordringen Silva Portos darüber hinaus wurde von den Bakuba sogar mit Waffengewalt verhindert. Kabao scheint genau im Grenzgebiete jener beiden zu liegen. Ähnlich liegt auf der Grenze der Baluba und Bakete mitten im Urwald auf einer 20 zu 40 m großen Lichtung ein Kitanda, ein neutraler Marktplatz. Tschileo ist ein neutraler Marktplatz, wo sich die Gebiete der Baluba, Babindi und Balunga berühren, und es soll ein reger Handel zwischen Stämmen des Ostens und Westens stattfinden, wobei hauptsächlich Weiber, Gewehre, Pulver, Elfenbein und Gummi — zehnmal so billig wie an der Küste — zum Umsatz gelangen. Gegenstände des lebhaften Kongo-Handels, der Schiffe der Leute von Bolobo und Ngombeh bis zu den Bangala führt, sind geräucherte Fische, dann ein feines Rotholzpulver, dem medizinische Eigenschaften zugeschrieben werden und das aus Ruki kommt (s. oben, S. 292), ferner Kupferringe vom Ubangi und Irebu, die als Geld dienen und deren Kupferbarren von Manyanga kommen. Diese Ringe sind ganz ähnlich denen, die im Hinterlande der Kamerun- und Ölflüsse umlaufen. Als Tauschmittel sind auch noch die eisernen Lanzenspitzen, bei den Makaraka üblich, und die Ziegen zu nennen, die vom mittleren Kongo bis Manyema ungefähr

die Rolle spielen, die den Rindern im Osten zufällt. Für zehn Ziegen erhält man ein junges Mädchen. Ganz eigentümlich ist die von Stuhlmann berichtete Verwendung der am oberen Nil als Geld kursierenden eisernen Hacken bei den Wávira, die sie bei der Kriegserklärung dem Feinde senden und beim Friedensschluß wieder abholen lassen; beide Mal durch Weiber.

Die doppelte Bedeutung der Sklaven als Machtmittel und Geldwert macht aus dem Sklavenhandel fast überall in Innerafrika eine Sache von höchster politischer Wichtigkeit. Nur vereinzelte Völker verschmähen ihn und den damit verbundenen Menschenraub, weil sie seine schwächende, demoralisierende Wirkung auf das Volksganze erkannt haben. Die Sklaverei ist jedoch auch bei diesen Negervölkern tief mit allen anderen Einrichtungen verknüpft, nicht zuletzt mit den greulichen Menschenopfern und der Menschenfresserei. Was von den politischen Folgen des Sklavenhandels der Afrikaner S. 36 u. f. gesagt wurde, das gilt durchaus von diesen Völkern; deshalb nahm der Außenhandel mit dieser kostbarsten aller Waren, wo er z. B. vom oberen Nil her durch die Nubier hereingetragen wurde, rasch so große, verwüstende Dimensionen an. Denham hat Menschenjagden aus dem Musgulande, Nachtigal eingehend aus den Gebieten südlich von Baghirmi geschildert. Es gibt wohl kaum ein Gebiet am Rande dieses innersten Zentralafrika, wo nicht die Menschenfängerei betrieben wird, wenn auch nicht gerade immer ein Apparat wie in den Ländern südlich von Dar For, besonders Dar Fertit, dann Manyema und den an die Wahumastaaten westlich angrenzenden Gebieten, dazu in Thätigkeit gesetzt wird. Wo Araber, Sudaner, Portugiesen 2c. nicht hindringen, fangen die Neger selbst ihresgleichen, um Geld zu machen; so scheinen besonders die Lunda, darin den Wayao der Ostküste ähnlich, regsame Agenten der Sklavenhändler zu sein. Wie oft mögen sich die melancholischen Bilder wiederholen, wie sie Stanley vom mittleren Kongo beschreibt: „Manche Dörfer lagen in der Nähe der Hauptlandungsstelle wie in dicht beschatteten Lauben, von Tamarinden-, Baumwoll-, Tek- und Eisenholzbäumen und Ölpalmen; aber die Einwohner waren entflohen. Die Kanoes waren alle an der Landungsstelle zurückgelassen, die Bananen- und Pisangfrüchte hingen an den Stengeln, und die Büschel der roten Palmnüsse schwangen über unseren Häuptern hin und her.“ Nur in engen Bezirken drang die richtige Auffassung durch, wie bei den Baschilange, die keinen ihrer Volksgenossen verkauften, oder bei den Badinga des unteren Kassai, die in Armut, ohne Kupferringe und Elfenbein lebten, um sich vor dem Eindringen des gefährlichen Handels zu bewahren.


Ein Kalebassenlöffel der Wabumbo. (Nach Stuhlmann.)

Die Menschenfresserei ist in dem ganzen weiten Gebiet verbreitet, wenn auch — wie immer — lückenhaft. Die Sandeh, die Mangbattu, Anwohner des Ubangi und des Mongala, die Bangala und Ngombeh, Anwohner des Lulongo, des Nghiri, gehören zu den Kannibalen. Während Baumann hinsichtlich der Wagenia Zweifel hegte, ist Binnie überzeugt, daß sie es sind. Nicht umsonst gehen in der ganzen Peripherie der Zentralgebiete darüber die wildesten Gerüchte um. Der auf diesen Vorwurf sich beziehende Name der Sandeh „Nyam-Nyam“ erreichte durch Araber (Hornemann) Ende des vorigen Jahrhunderts schon Mursuk, und lange vor Erforschung des Kongo vernahm man von der Menschenfresserei im westafrikanischen Hinterlande. Besonders die Lundaleute wähnen alles Land nördlich von ihnen von Menschenfressern bewohnt. Oft wird es sich nur um eine der Formen der Verwendung von Teilen menschlicher Körper zu aller Art Zauber handeln. Nach Livingstone geschieht es bei den Mtamba am Lualaba, daß das Ende

eines Streites zwischen Gatten der Tod des Weibes ist, dessen Herz dann der Mann ißt. Menschliche Finger werden als Zaubermittel benutzt. Der Schädel des weisen Häuptlings Moenekuß (vgl. Bd. I, S. 125) in Bambarre wird von seinen Leuten in einem Topfe aufbewahrt und zur Besprechung aller öffentlichen Angelegenheiten hervorgeholt. Schon die Masse der Menschenopfer legt jenen Verdacht näher. Als der Vorgänger des heutigen Häuptlings der Mobeka, Makwata, starb, wurden ihm 300 Menschenopfer nachgesandt. Es besteht ein reger Verkehr mit Sklaven, um diesen Bedarf zu decken, und die Dörfer überbieten sich bei besonderen Gelegenheiten in der Stellung von Menschen zum Opfer, das der Häuptling bringt. Van Gele und Coquilhat waren Zeugen, wie beim Tode des Häuptlings von Wangata in der Nähe der Äquator-Station die trauernde Familie in den Nachbarbezirken männliche Sklaven aufkaufen ließ, die so enthauptet wurden, daß das an ein herabgebogenes Stämmchen befestigte Haupt des Opfers im Augenblick, wo das Bangala-Messer es vom Körper trennte, in die Höhe flog. Den Körper zerfleischten die Zuschauer, angeblich ohne davon zu essen; der Schädel bleichte auf dem Dache der Hütte des Verstorbenen. In das Grab wurden vier erwürgte weibliche Wesen, vom Kindes- bis zum reifen Alter, samt den Tüchern und Ringen, dem Leichnam zur Unterlage geworfen, und zwei weitere Weiber fielen bei dem darauf folgenden Totengefecht: ein Weib stellt den Feind dar, wird gejagt und mit Speeren niedergestoßen. Verabredeten bei den Bayansi zwei Dörfer einen Friedensschluß, so gruben sie auf der Halbscheide ihrer Gebiete ein Grab und warfen einen lebenden Sklaven mit gebrochenen Gliedern hinein.



Eine hölzerne Trommel der Mangbattu. (Christy Collection, London.) Vgl. Text, S. 309.

Es ist aber etwas ganz anderes um den Genuß des Menschenfleisches als nahezu tägliche Kost. Als in Bambarre Livingstone der Mangel an Gräbern auffiel, wollte er nicht gern zu dem Glauben neigen, daß die Bewohner dieses Landes die Leichname verzehren, statt sie zu begraben. Jetzt wissen wir aber durch Junker, daß bei den Mambanga kein Leichnam zur Bestattung kommt, sondern, da doch wenigstens die Scheu vor dem Verspeisen Blutsverwandter herrscht, an Fernerstehende verschachert wird. Außerdem werden alle jene Opfer verspeist, die durch das bei jedem Todesfall befragte Orakel als Todesverursacher angegeben werden. Die Verzehrung des Menschenfleisches geschieht unter Zukost des sogenannten Lugmagerichtes, einer Mehlspeise, öffentlich in Form eines frohen Gelages, und Mangbattufürsten verdankten ihrer Freude am Menschenfleisch eine gruselige Berühmtheit. „Im großen und ganzen", sagt Junker von den Uëlle-Stämmen, „darf man sie getrost als ein Volk von Anthropophagen bezeichnen, und wo sie Anthropophagen sind, sind sie es ganz und machen auch kein Hehl daraus." Die Menschenfresser rühmen sich dort selbst vor aller Welt ihrer wilden Gier, tragen die Zähne der von ihnen verspeisten, wie Glasperlen auf Schnüre gereiht, am Halse und hängen die Schädel ihrer Opfer wie Jagdtrophäen an Pfählen auf. Am allgemeinsten wird das Fett von Menschen

verwertet. Verspeist werden im Kriege Leute jeden Alters, ja die alten häufiger noch als die jungen, da ihre Hilflosigkeit sie bei Überfällen zur leichteren Beute macht; verspeist ferner Leute, die eines plötzlichen Todes starben und, wo sie lebten, vereinzelt dastanden. Die sonst so vorzüglichen Makaraka-Soldaten Gessi Paschas waren als Auffresser ihrer Feinde allgemein bekannt. „Wenn ich berichte, daß die Nyam-Nyamkrieger die Gefallenen aufzehrten, so muß man nicht annehmen, dies sei nur hier in Zeiten der Hungersnot oder im Kriege geschehen. Der Genuß von Menschenfleisch ist bei ihnen allgemein üblich, und manchmal lassen sie Kinder sterben, damit die Verwandten und Freunde dieser unmenschlichen Neigung frönen können." (Felkin.)

Wissmann erzählt von den Kalebue, daß sie Totkranke aufessen, und hörte ähnliches aus Manyema. Die sonst hochstehenden Bassonge sind Kannibalen und am äquatorialen Kongo erreicht bei den Bangala und Genossen die Sitte wohl ihren Höhepunkt. Dort gibt es Häuptlingshäuser, wo täglich zwei Menschenopfer geschlachtet werden, wie der Missionar van Ronslé von den Mobeka, einem Nachbarstamm der Bangala, berichtet, wo die zum Essen bestimmten Sklaven die Schlachttiere vertreten. Sie heißen Moboli, die demselben Zweck dienenden Ziegen Mboli.



Eine Elfenbeintrompete der Mangbattu. (Christy Collection, London.) Vgl. Text, S. 309.

Der eingestandene Hauptzweck der Raubzüge der kriegerischen Völker des Mobangi ist die Beschaffung von Menschenfleisch.

Nach Norden zu auch hierin leichte Abtönung. Schweinfurth macht aus eigner Erfahrung Sandeh-Häuptlinge namhaft, die den Genuß von Menschenfleisch verabscheuten, selbst den Schimpanse verschmähten, während gebratene Affen sonst beliebt sind. Junker fand südlich vom Uëlle die Unsitte größer, wo Leute des eignen Stammes und alle zum Tode Verurteilten zum Opfer fielen, während er die Amadi nur als Gelegenheitskannibalen bezeichnet. Es werden auch die Bombe von Junker im Gegensatz zu den nördlichen Makaraka als „anthropophage Nyam-Nyam" bezeichnet. Bei den Bangala in der Nähe der gleichnamigen Station fand nach Coquilhat nur dreimal in fünf Monaten eine anthropophagische Mahlzeit statt, aber früher, berichtete man ihm, verging keine Woche, ohne daß ein Dorf oder ein vorbeifahrender Kahn angegriffen worden wäre, um Menschenfleisch zu gewinnen. So wie der Mangel an Nahrungsmitteln nicht die Ursache gewesen sein kann, daß der Gebrauch entstand, kann auch nicht etwa größere Zufuhr der Grund seiner Abnahme und seines Verschwindens sein (vgl. Bd. I, S. 120).

Eine strengere Regelung der Familie und Gesellschaft tritt uns bei jenen aristokratischen Völkern entgegen, die sich auf der Grundlage der Handarbeit einer Menge von Sklaven und Leibeignen ein behagliches Leben auszugestalten vermögen. Felkin hebt von den Bongo hervor, daß hier zuerst die Kinder nicht mit den Eltern zusammen, sondern in eignen Hütten schlafen, „was bei keinem anderen Stamm zwischen hier und Ladó der Fall ist". Auch die Sandeh und Madi haben ihre eignen Knabenhäuser. Die Ehen werden hier nicht so früh geschlossen wie bei anderen Stämmen, erst vom 15.—17. Jahre des Mädchens an, und sind wahrscheinlich aus diesem

Grunde auch kinderreicher. Die Frauen der Baati und Mangbattu tragen ihre Kinder in länglichen Körbchen, die sie umhängen, beständig bei sich. Bei den Sandeh ist Kindersegen ein erwünschtes Zeichen von Glück und Gedeihen, und Zwillingsgeburten werden als Glückverheißung geschätzt. Auch wird bei ihnen das Freien durch keine Tributforderung des Vaters der Braut erschwert. Will jemand heiraten, so wendet er sich in der Regel an den Fürsten oder an einen der Unterhäuptlinge, der ihm alsbald eine Frau nach seinem Geschmack verschafft. Die Frauen der Sandeh zeichnen sich durch ihr zurückhaltendes Wesen aus, wogegen die „Nsangah", die Dirnen, meist kinderlose Witwen, um so freier sind. Die Verhältnisse sind bei den Mangbattu, deren große Kinderzahlen jedem Beobachter auffallen, ganz ähnlich. Bei ihnen, wie bei den Sandeh und Makaraka sind die Weiber angesehener als bei vielen Negerstämmen. Betritt man ein Dorf, so werden zuerst die Frauen, meist hohe, sehr kräftige Gestalten, sichtbar, und man wird bald gewahr, daß sie es sind, die sogar in Dorfangelegenheiten das Wort führen. Sie sind übrigens gute, fleißige Arbeiterinnen und hängen sehr an ihren Männern. Durch die fremden Weiber, die als Sklavinnen unter ihnen leben, ist es Sitte geworden, daß die Weiber Fremde empfangen und ihnen als Dolmetschen dienen. Die Polygamie herrscht im Zusammenhang mit dem Menschenraub in großem Maße und wirkt durch die Heimführung der Töchter der Unterhäuptlinge als politisches Werkzeug. So kitteten einst die Mangbattu diesseits und jenseits des Kibali ihre alte Stammverwandtschaft durch eine Fürstenheirat.



Ahnenfigur der Lendú. (Sammlung Stuhlmann, Museum für Völkerkunde, Berlin.) Etwas über 1/3 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 308.

Mit Ausnahme eines einzigen Mangbattustammes, der Madjó, der seine Toten verbrennen soll, ist Beerdigung aller jener Leichen Sitte, die nicht bestimmt sind, verspeist zu werden. Die Gräber haben eine besondere Leichennische, wo die Leiche in Hockstellung ihren Platz findet; dabei wird das Gesicht der Männer bei den Sandeh nach Osten, bei den Bongo nach Norden, das der Weiber in entgegengesetzter Richtung gekehrt. Aber alle Beobachter haben bei den Mangbattu wenig Gräber gesehen. Und wo beerdigt wird, kommt Wiederausgrabung aus anthropophagischen Gründen vor. Im Westen, z. B. bei den Batekeh, findet man Gräber, wo Töpfe, Elefantenzähne, selbst Regenschirme niedergelegt sind. Menschenopfer sind bei Beerdigung von Bangala-Fürsten bewiesen (vgl. oben, S. 312, auch S. 61).

Die Ständesonderung ist so scharf, wie es die Entstehung dieser Gesellschaften durch Einwanderung und Unterwerfung erwarten läßt. Die Mangbattu sind darin milder als die Sandeh, bei denen die kriegerischen, wenig arbeitenden, trinkenden und spielenden Adligen, unter denen viele als Fürstensöhne das Mata vor ihrem Namen tragen, eine wahre Aristokratie bilden. Aber auch dort baut sich auf verschiedenen Stufen, wie Sklaven, Leibeignen, Unterworfenen, halb unterthänigen Jägervölkern, eine Klasse der Herrschenden auf, die sehr viel auf echte Abstammung von väterlicher Seite gibt. Einen Zustand, wie er zu Emins und Junkers Zeit in Mangbattu herrschte, wo sich Gambari, der Sohn eines Schmiedes, das Erbe Munsas errungen hatte, während dessen gesetzliche Nachfolger Privatleute geworden waren, konnte nur die revolutionäre Zeit der ägyptischen Invasion erzeugen und dulden. Anscheinend rein auf den Besitz begründet ist die Sonderung der Mukunzi und Nsomi, die man bei den Bangala findet; zu jenen gehört jeder

Besitzer einiger Weiber, einiger männlicher Sklaven und einer vollständigen Behausung, diese dagegen setzen sich aus besitzlosen Freien zusammen. In den größeren Sonderungen tritt die „soziale Rasse" unverkennbar hervor, so zwischen den kleingewachsenen Jägern und ihren Herren, aber auch die bronzefarbenen Krieger der Bangala, Sandeh oder Baluba gehören nicht der Negerrasse an, obgleich sie die zentralsten Gegenden des afrikanischen Festlandes bewohnen. Es fällt also im ganzen und großen eine ethnographische Scheidung, wie im Sudan, wenn auch mehr verwischt, mit der sozialen zusammen.

In politischer Beziehung herrscht eine große Zersplitterung. Jedes Volk zerfällt in zahlreiche Stämme. Mehr als hundert erbliche Sultane oder Fürsten, d. h. besser Barone, herrschen in dem kleinen Sandehlande, und einige derselben besitzen eine ansehnliche Streitmacht und ein großes Gebiet. Dasselbe bei den Bongo. Uganda und Unyoro wissen westlich von ihren Grenzen keine ebenbürtige Macht, sondern nur zur Ausraubung bestimmte schwache Gebiete, und ihrem Beispiel folgten die Araber, unterstützt von den kriegerischen Manyema, und nach Emin Paschas Abmarsch die Sudanesen, die besonders unter den Lendú schrecklich gehaust haben. Das Lundareich steht als Land von beträchtlicher Ausdehnung im Südkongobecken allein. Und in der ganzen Länge des Kongolandes stießen die Europäer auf keinen einzigen großen Staat. Der Bakubafürst Lukengo ist doch auch nur ein Kleinkönig. Als im Jahre 1856 die ersten Chartumer das Bongoland betraten, fanden sie das ganze Gebiet in eine Unzahl kleiner Distrikte und völlig voneinander unabhängiger Gemeinden geteilt. „Es herrschte die normale Anarchie afrikanischer Duodezrepubliken." (Schweinfurth.) Ein Gemeinwesen wie bei den Dinka, das ganze Distrikte zu einem durch Kriegermenge imponierenden Stamm vereinigte, war nicht zu finden. Der größte Bangalafürst hält nur ein Dutzend Dörfer mehr oder weniger fest zusammen und ist nur primus inter pares. In selteneren Fällen unterstützt den Einfluß des Dorfältesten der mit seinem Namen verknüpfte Ruhm der Zauberei. Diese Zersplitterung scheint aber nicht immer bestanden zu haben, wenigstens entspricht ihr noch keine ethnische Sonderung, wie wir daraus schließen, daß die Sprache der Sandeh, trotzdem die Verbreitung derselben eine beträchtliche ist, keine auffallende dialektische Verschiedenheiten aufweist. Bei nicht nomadischen Völkern spricht dies für einen einst innigeren Zusammenhang. Der hohe Stand der materiellen Kultur deutet in derselben Richtung. Bei so hervorragenden Gaben und so glücklicher Ausstattung des Landes muß immer ein politischer Ruhezustand von einem Aufschwung der allgemeinen Kultur unfehlbar begleitet werden, und insofern kann uns die Zersplitterung dieser Völker ein Zeichen des Verfalles sein, der ja für so manche Völker, wie die Bangala, fast sicher anzunehmen, bei Bongo, Sandeh, Mangbattu leider Thatsache ist. Größere Fürsten setzen Brüder und Söhne über die entlegeneren Bezirke, und so bilden sich weitverzweigte Dynastien, gegen die sich bei familienfremden benachteiligten Unterhäuptlingen ein Groll ansammelt, dessen Ausbrüche oft genug gefährlich werden. Weder bei den Sandeh noch bei den Mangbattu hat dieses System den politischen Zerfall und, als Folge davon, die Schwäche und Unterjochung verhütet.

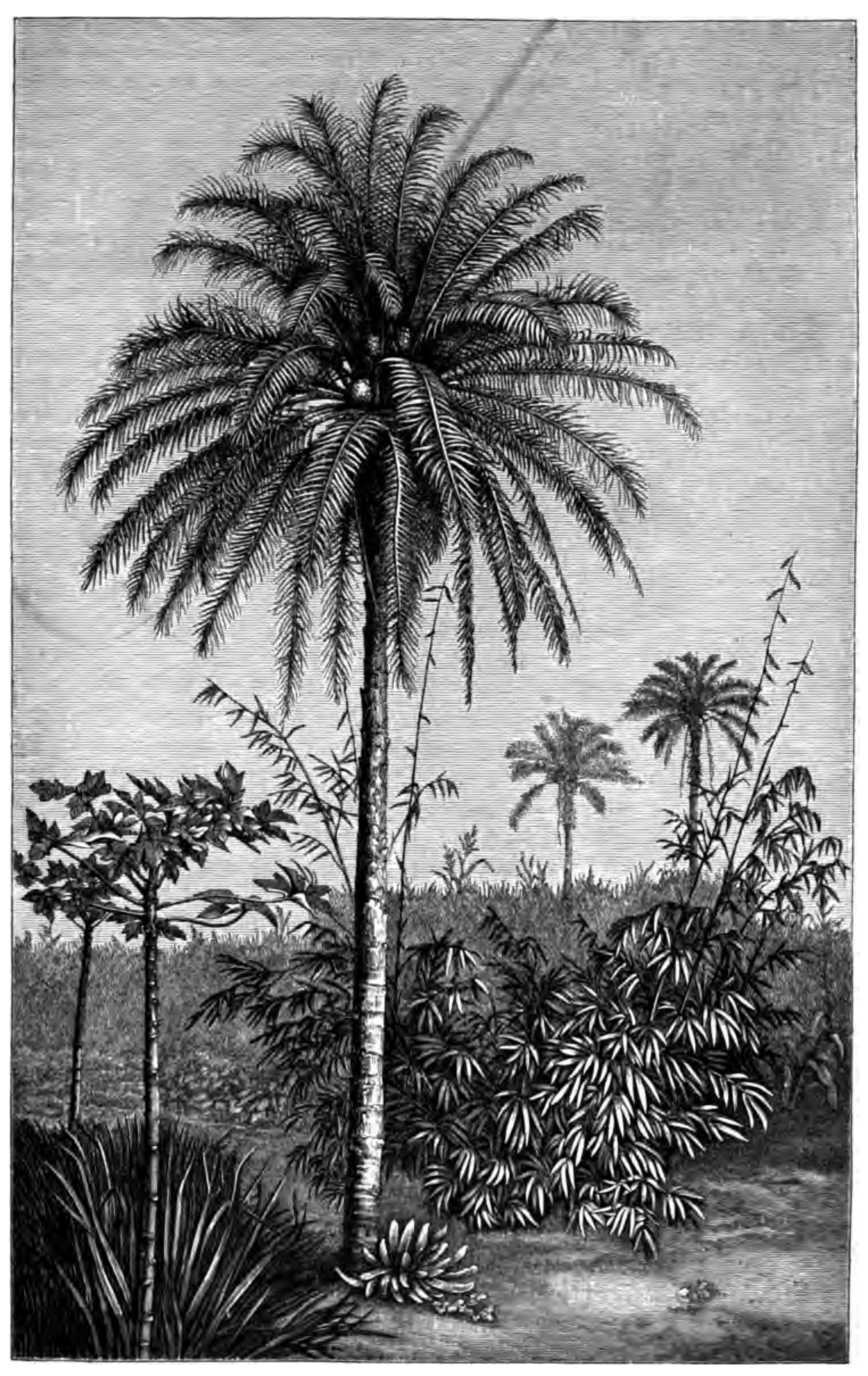
C. Die Westafrikaner.

11. Die Neger Westafrikas.

„Völker drängten sich gegen Völker, und ein beständiger Wechsel der äußeren Lebensbedingungen sowohl als Vermischungen und Unterjochungen erzeugten das buntscheckige Resultat eines Völkergemenges, das wir unter unseren Augen, gleich einer Zellenteilung ins Unendliche, unaufhörlich in stets neue Phasen treten sehen."
Georg Schweinfurth.

Inhalt: West- und Ostafrikaner. Europäische und islamitische Einflüsse. Herabsinken des Kulturniveaus an der Küste. — Handelsvölker: Dualla. Kioko. — Die Völker Niederguineas. Die Bundagruppe. Portugiesische Einflüsse. Christliche Einflüsse. Die Batekeh. Die Fan. Völker des Kamerungebietes. — Die Völker Oberguineas. Die Yoruba. Die Eweer. Die Völker des Togolandes. Die Odji. Die Inta, Aschanti, Kru und Grebo. Liberia und Sierra Leone.

Die unterste Stufe, die in dem vom Kunene bis zur Sahara wesentlich gleichartigen Abfall Afrikas zum Atlantischen Ozean endigt, ist das 6—20 Meilen breite, flache oder wellige westafrikanische Küstenland. Darauf folgt eine schmälere Übergangsstufe in Gestalt einer bis zu 1000 m hohen Berglandschaft; an deren Ausgang befinden sich die untersten Stromschnellen der Küstenflüsse. Dahinter erstrecken sich die Hochebenen des Inneren unabsehbar nach Osten. Die Küste ist also in Westafrika kein zu selbständiger Entwickelung bestimmtes Land, weder nach Größe, noch gesonderter Lage: sie blieb immer ein vorgeschobenes Stück Innerafrika. In einzelnen Landschaften fällt das Küstenland ganz aus und treten die Höhen hart ans Meer, so in dem dunkeln Waldstreifen der Goldküste, in Sierra Leone, im vulkanischen Kamerungebirge und an der Hochebenenküste Benguellas, dagegen sind ihr vorgelagert flache Dünen- und Lagunenstreifen von mehreren Meilen westlich und südlich vom Nigerwinkel, amphibische, kaum über das Meer hervorragende Gebilde, auf deren langgestreckten, ruhigen Lagunen sich der Verkehr zwischen entlegenen Küstenpunkten, wie Akassa und Lagos, ungefährdet bewegt. An den Mündungen großer und kleiner Gewässer, des Volta, des Niger, der Ölflüsse, der Kamerunflüsse, des Ogowé, erweitern große Delta-Anschwemmungen diesen flachen Streifen. Das Nigerdelta, ein mächtiges Anschwemmungsland, durch häufige Überschwemmungen in stetem Wachsen erhalten, bildet zugleich das Thor zum Sudan und zum nördlichen Zentralafrika. Man überschreitet fast bis zum Tsadsee keine Höhe von mehr als 300 m. Nicht ebenso groß ist das Thor des Kongo, wo schon unterhalb der Kuangomündung die 42 Stromschnellen (Livingstone-Fälle) auftreten, die aus dem Plateau des mittleren Kongolaufes in den verhältnismäßig geringen Tieflandabschnitt hinabführen, den sie Jahrhunderte hindurch, wenigstens für die Europäer, vom Binnenland abschnitten. Oberhalb seiner Ausbreitung fließt der Kongo in einem engen Thal mit steilen Wänden, in der Sohle so wenig zugänglich, daß Stanley seinen berühmten Erschließungsweg oft meilenweit vom Strom wegführen mußte. Auf weiten Strecken ist nicht Raum für einen Maultierpfad. Auch



Ölpalme, links davon Papaya, rechts Maniok. Vgl. Text, S. 318 und 333.

zahlreiche Nebenflüsse sind derart kanalartig eingeschnitten und erschweren nicht nur den Verkehr, sondern bieten mit ihrer dichten Vegetation auch den Eingeborenen Stützpunkte für Angriffe auf die Handelskarawanen. So ist also, vom untersten Laufe abgesehen, im Küstenlande Westafrikas die Bedeutung des Kongo für Verkehr und Besiedelung gering; darum konnte und kann er nicht der Nil Westafrikas sein.

Selten sind an der ganzen wenig gegliederten westafrikanischen Küste vorgelagerte Inseln groß oder zahlreich genug, um ihre Bevölkerung in folgenreiche Wechselwirkung mit dem Festland treten zu lassen. Daß alle nicht ganz nahe der Küste liegenden in voreuropäischer Zeit unbewohnt waren, ist ein Zeugnis der geringen Entwickelung des littoralen Lebens, der damit die Selbständigkeit und die lebenzeugenden Gegensätze fehlten.

In dem großenteils heißen und feuchten Klima (einzelne Strecken der Westküste gehören zu den regenreichsten Gebieten des Erdteils) entwickeln sich einige sehr fruchtbare Landschaften (s. die beigeheftete Tafel „Lagune in Nordloango"). Der Markt von Freetown zeigt jahraus, jahrein die denkbar größte Schönheit und Mannigfaltigkeit aller tropischen Früchte. Küstenstrecken, wie die von Akim und Fanti, die fruchtbarsten der Guineaküste, hafen- und wasserreich, wo Schiffbauholz im Überfluß vorhanden ist, zeigen, daß nicht überall die Natur allein der afrikanischen Menschheit Entwickelung der Seeschiffahrt versagte. Hier waren von der ersten Besiedelung an die europäischen Faktoreien und Forts dicht gesäet. Im Norden und Süden liegen in Senegambien und Loanda sehr heiße Gebiete, und die Savanne tritt hier hart an die Küste heran. Für die Entwickelung der europäisch-afrikanischen Beziehungen ist die aus dem gegensatzreichen Klima sumpfiger Küstenstrecken entstehende Ungesundheit von Bedeutung. Einige Handelsstationen der Europäer, wie Grand Bassam, Assinie und Dabon, sind deshalb verlassen worden, andere, wie Lagos und Akassa werden alljährlich durch gefährliche Fieber dezimiert. Von diesen Fiebern bleiben die Neger nicht frei; da sie sich aber an der Küste besser ernähren, sind sie trotzdem ihren Brüdern im Inneren nicht selten an Körperkraft und Schönheit überlegen. Die Rassenmischung mag daran nicht ganz unschuldig sein. Die Küste im engeren Sinne bleibt oft unbewohnt, und die Siedelungen liegen am häufigsten an der Flutgrenze. In Togo wie im nördlichen Kamerungebiet sind die Küsten dichter bevölkert als der Abfall des Hochlandes; aber ein Teil der Batangaküste liegt öde. Wie überall auf der Erde drängt sich die Bevölkerung an Flußmündungen zusammen.

Die herrschende Windrichtung, neben den Passaten der beiden Halbkugeln Südwest, zur Zeit, wo die Sonne nördlich vom Äquator steht, als heftiger Monsun zum Lande wehend, kann die Neger nicht ermutigen, in ihren Nußschalen von Kähnen die hohe See aufzusuchen.

In der Pflanzenwelt, die bei reichlicher Befeuchtung üppig an der Küste und in den tiefer gelegenen Teilen des Binnenlandes ist, doch schon auf den ersten Höhen des Hochlandes am Kongo und Ogowé den Savannen- oder Kampinencharakter annimmt, den das übliche Abbrennen festhält und zugleich ausbreitet, ist der Reichtum an Nutzpflanzen groß. Die beiden für den Handel wichtigsten einheimischen Nutzpflanzen Afrikas, die Ölpalme (s. Abbild., S. 317) und der Kaffeebaum, kommen wild in diesen Landschaften vor, jene („des Negers Freund", seit Aufhebung des Sklavenhandels der entwickelungsfähigste Ausfuhrgegenstand Westafrikas) vorzüglich im unteren Nigerland Wälder bildend und am Kongo ganze Inseln bedeckend. Die Ölpalme kommt nicht allein diesem Gebiete zu, sondern findet sich im ganzen Kongoland bis zum Uëlle und steigt den Niger und Benue aufwärts; aber unzweifelhaft hat sie hier an der Küste, wo sie von Senegambien bis Angola allgemein verbreitet ist, ihre Hauptentwickelung und findet hier auch ihre Hauptverwertung. Der Kaffeebaum ist in der westafrikanischen Art, Coffea liberica, der arabischen oder ostafrikanischen, wie es scheint, vielfach überlegen. In den höheren Teilen wächst der für den Sudanhandel wichtige Gurunußbaum (Sterculia), und Kautschuklianen sind in feuchten Wäldern weit verbreitet.





LAGUNE IN NORDLOANGO (Westafrika)

Die **Tierwelt** Westafrikas ist arm im Vergleich zu der süd- und ostafrikanischen und besonders im südäquatorialen Teil. Auf den dortigen Märkten bilden getrocknete Ratten einen Handelsgegenstand, und Antilopenfelle sind ein kostbarer, den Vornehmen reservierter Besitz. Das Guinea- und Senegalgebiet ist besser daran; doch ist der Elefant auch hier so weit zurückgedrängt, daß die Westküste schon jetzt viel von ihrer einstigen Bedeutung für den Elfenbeinhandel verloren hat. Die Südwestküste ist fischreich; Mossamedes versorgt den unteren Kongo und Gabun mit getrockneten Fischen.

An der langgestreckten Küste bilden im Norden und Süden die breit an das Meer heraustretenden Wüsten natürliche Grenzen, die im allgemeinen durch den Senegal im Norden und den Kunene im Süden bezeichnet werden können. Dem Ackerbau und Handel sich widmende Neger treten überall zwischen diesen Punkten ans Meer, nördlich und südlich von nomadisierenden Steppen- und Wüstenbewohnern begrenzt, häufig in typischer Verteilung: dicht an der Küste, dünn im unmittelbaren, wieder dichter wohnend im ferneren Hinterland; so wohnen sie besonders auch in Togo und Kamerun. Die größte sondernde Thatsache auf der langen Linie ist der Meerbusen von Guinea im Scheitel der meridional und latitudinar gerichteten Küste. An dieser Stelle findet die **große Sprachfamilie der Bantu** ihre Grenze und reihen sich, vom Rio del Rey nordwärts, die vielfältig verschiedenen Negersprachen im engeren Sinne aneinander. Das Sprachgewirr wird in Oberguinea im großen Gegensatz zur Spracheinheit der Bantu fast undurchdringlich. In Sierra Leone, wo freilich die Ansiedelung von freigelassenen Sklaven die größtmögliche Verschiedenheit von Völkern zusammenführt, sollen sich Angehörige von 200 verschiedenen Negerstämmen mit 151 verschiedenen Sprachen zusammengefunden haben. Dazu kommen noch die von den Negern in eigentümlicher Weise umgestalteten europäischen Sprachen, dann die Fulbesprache und das Arabische. Wenn auch das, was sie außerhalb der Sprachgemeinschaft zusammenbindet, zunächst das allgemein Negerhafte in körperlichem und geistigem Wesen, in Sitte und Herkommen ist, so wurde daneben vielen, als von den Binnenstämmen sondernd, die Berührung mit europäischer, christlicher Kultur und eine ganze Summe von daraus hervorgegangenen Veränderungen zu teil. Westafrika hat auf der ganzen Strecke zwischen Senegal und Benguella den christlichen Einfluß am frühesten und am andauerndsten empfunden, dessen Träger zuerst ausschließlich Portugiesen oder in portugiesischen Diensten stehende Europäer waren, denen sich spät Franzosen, Holländer, Engländer und nur zeitweilig Dänen, Deutsche und Spanier zugesellten. Die geringen



Frauentypen von Loango. (Nach Photographie von Dr. Falkenstein.) Vgl. Text, S. 326.

förderlichen und die zahlreichen ungünstigen Einflüsse der europäischen Niederlassungen waren bis in die jüngsten Jahrzehnte auf einen schmalen Küstenstreifen beschränkt, der sich nur jenseits des 10. Grades südl. Breite in den alten portugiesischen Strafkolonien Angola, Mossamedes und Benguella langsam und schwankend nach innen zu ausdehnte. Noch in unserem Jahrhundert war der



Ein Fan-Krieger mit Frau und Kind. (Nach Du Chaillu.) Vgl. Text, S. 321.

zwischen Angola und Benguella gelegene Küstenstrich von Kissama nicht ganz den Portugiesen unterworfen, und noch in den letzten Jahrzehnten sind sie an der Binnengrenze zurückgewichen, indem sie dem Drängen der Songo, Bangala und Kioko nachgaben. Nördlich vom Kongo haben die Europäer erst kürzlich begonnen, getrieben durch den Wetteifer um die Gewinnung der Hinterländer, vom Küstensaum binnenwärts vorzudringen. Selbst der Negerstaat Liberia hängt ganz an der Küste: seine Ansprüche auf die Beherrschung der Binnengebiete stehen schon 10 Meilen landeinwärts in der Luft. Um so wichtiger werden die von innen nach der Küste zu drängenden

Mächte, die wiederum in den beiden großen Abschnitten Westafrikas ganz verschieden sind. Die Invasionen im großen und kleinen, die unaufhörlich von dem Inneren nach der Küste drängen, sind hier wie dort bedeutend, aber in ganz verschiedenem Sinne, mit sehr verschiedener Wirkung. Was von ethnographischer Mannigfaltigkeit an dieser Küste vorhanden ist, führt immer wieder auf die zwei entgegengesetzten Typen zurück: des Handel treibenden, zivilisierte Unsitten und Gewohnheiten annehmenden, unter Umständen auch weißes Blut aufnehmenden Küstennegers (allerdings zählt das an Europäern reichste Gebiet der ganzen tropischen Westküste, Angola, höchstens ein Zehntel davon in seiner Gesamtbevölkerung) und des Binnennegers, der, kriegerisch, räuberisch und politisch noch etwas fester organisiert, seinen Platz an der verlockenden Tafel des Küstenhandels erst suchen will, den zu erreichen er sich „langsam und fast unmerklich wie der Sandfloh seines Landes vorwärts bohrt" (Zintgraff). Zwar ist das nicht der einzige Grund, wie die Invasionen beweisen, die lange schon vor der europäischen Zeit westwärts gedrängt haben müssen (vgl. oben, S. 278); er hat sich aber mit der Zeit zum mächtigsten entwickelt, und die jüngst mit Glück vorgedrungenen Fan gestehen es unumwunden zu, wenn sie es auch nicht wie die Fulbe in die hochtönende Prophezeiung kleiden: wer die Küste habe, werde die ganze Welt beherrschen. Indessen ist im Süden, wo die Portugiesen als Kolonisten festgesiedelt sind, dieser Bewegung schon früh ein Ziel gesetzt worden, so daß sie sich hauptsächlich in den Ländern nördlich vom Kongo geltend macht.



Pulverhörner aus Liberia. (Ethnographische Sammlung, Stockholm.) Vgl. Text, S. 329.

Alles, was Ursprung und Verwandtschaft heißt, deutet an der Westküste nach Osten. Kein Anzeichen weist auf westliche, atlantische oder transatlantische Beziehungen vor der europäischen Zeit hin. Von den Ovahereró und Ovambo, deren Nächstverwandte wohl in der Nyassaregion zu suchen sind, bis zu den am Senegal und am Palmenkap an die Küste tretenden Verwandten der steppenentstammenden Fulbe und Mandingo (Djoloffen, Serer, Vei und Genossen) sehen wir überall den Osten in Bewegung auf den Westen zu. Oft ist diese Tendenz historisch beglaubigt, ja hat sich vor unseren Augen in merkwürdigen Völkerzügen ausgeprägt.

Die Fan (Pahuin oder Mpongwe) sind erst seit den letzten sechzig Jahren bis an die Küste gelangt und haben sich dort so schnell ausgebreitet, daß sie schon heute eine Reihe von

Ansiedelungen zwischen dem Gabun und Kap Lopez besitzen, während durch die Keile und Vorposten ihrer Ausbreitung die Küstenstämme zersplittert sind. „Gegenüber so aktiven Charakteren", sagt Lenz, „spielen die verschiedenen kleinen Nationen am linken, südlichen Ufer des Ogowé gar keine Rolle, und selbst die zahlreichen und mächtigen Akelle oder Bakalai, ein kriegerisches Buschvolk, verschwinden den Fan gegenüber. Die früher dieses Ufer bewohnenden Okota, Apingi und Okande sind erst im Laufe der letzten Jahre auf die Inseln des Ogowé oder das linke Ufer vertrieben worden, versuchen im Gefühl ihrer Ohnmacht nie, irgend welchen Widerstand zu leisten, lassen sich geduldig selbst von ihren eignen Häuptlingen als Sklaven verkaufen und wagen es kaum, ihre früheren Wohnsitze zu betreten." Frager nach der Herkunft der Fan erhielten die Antwort, daß sie aus dem Lande Ndua und vom See Tem kämen, wo beständige Kriege zur Wanderschaft zwängen. Sie brauchten 5—11 Monate von dort bis zum Gabun, indem sie drei Tage marschierten und zwei ruhten. Alle Stämme zwischen dem Gabun und dem Katharinen-Kap, die Mpongwe, Orungu und Kommi, die die nämliche Sprache reden, wohnten früher weiter binnenwärts. König Kengueza zeigte Du Chaillu den ehemaligen Sitz seines Volkes etwa 9 deutsche Meilen den Fernando Vaz aufwärts. Ebenso sind die Ischogo im Vorwärtsschreiten gegen Westen begriffen wie die anderen. P. Delorme fand Ende 1880 am Ogowé die Bakalai überall auf das linke Ufer zurückgedrängt, während die Fan das rechte einnahmen und bereit waren, sich die ganze Region zu unterwerfen, wie sie es am Rembo und im Komo-(Kommi-)Land gethan. Sie sind kräftiger, freier von Lastern, ohne Sklaven und Menschenopfer. Die Okota am Ogowé lebten früher in größerer Zahl am rechten Ufer des Okande, noch 10 Jahre ehe Lenz 1874 schrieb, daß sie nun alle aufs linke Ufer vor den Mpongwe zurückgegangen seien. Über das Vordringen der Fan im Kamerungebiet vgl. S. 355.



Ein Sudan-Neger. (Nach Photographie aus der Sammlung von Dr. Pruner Bei.)

Schon im Hinterland von Kamerun nehmen, heute etwa begrenzt durch den Sannaga, andere Völker und, was mehr ist, eine neue Kultur und ein in jenen Gegenden junger, fanatisch vorwärts getragener Glaube, das Maurentum und der Islam dieselbe Bewegung nach der Küste in teilweis anderen Formen auf; aber nun nicht mehr bloß als rohe Massenbewegung unter Eroberung und Verdrängung, sondern auch als mächtiger kulturlicher und religiöser Einfluß. Auch hier treffen wir zwar häufig auf vordringende Negervölker und auf eine Überlieferung von mehr binnenwärts gelegenen Ursitzen. Allein jene sind entweder bereits Träger dieses Einflusses geworden, oder der Islam rückt, beschleunigt durch die Lücken, die sie lassen, rasch hinter ihnen

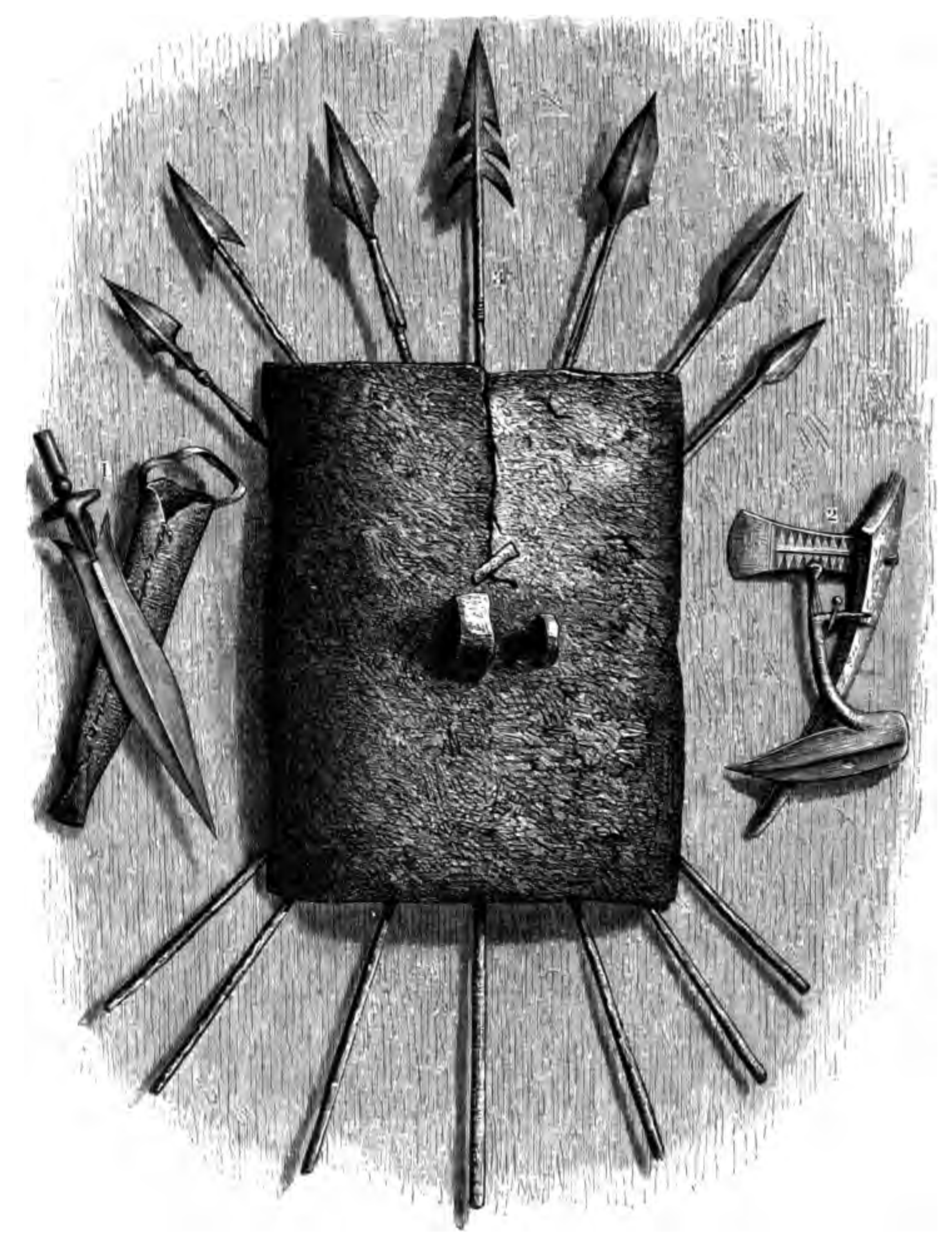
her. So drängten ursprünglich die **Gallina** im Hinterland von Liberia als landsuchende Neger küstenwärts, heute gehören sie bereits zu den Trägern des Islam, der durch sie rascher, trotz des äußerlich eifrigen liberianischen Christentums, seinen Weg zur Küste macht. Die Kulturzunahme nach dem Inneren auf der südlichen Hälfte der Küste ist gleichsam passiv und weniger bedeutend im Vergleich zu der der nördlichen Hälfte, wo z. B. von Liberia oder der Sierra Leone aus nordwärts geradezu alles wächst und besser wird, angefangen von dem Tabak, der von den Barline an die Küste kommt, dem kräftigeren Mandingorind, den schönen Lederarbeiten (s. Abb., S. 325) und Geweben bis zu der Verbesserung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse durch den direkten Einfluß des Maurentums und des Islam, dessen Träger die begabten und vielgemischten Haussa, Mandingo, Djoloffen und Genossen sind. Die Mohammedaner, die zuerst Anfang dieses Jahrhunderts bis nach Aschanti kamen, haben als Händler schon an manchen Punkten die Küste erreicht. Bereits treffen auch hier Christentum und Islam aufeinander, und schon jetzt hat man den Eindruck gewonnen, daß, ähnlich wie das maurisch beeinflußte Gewerbe der Mandingo, auch die geistige Einwirkung dieser vom Binnenland heraus wirkenden Völker bereits hoch die unselbständigen Ableger christlicher Kultur in Liberia, Sierra Leone ꝛc. überrage, trotz der Verwüstungen, die sie in endlosen Kriegen bewirkt.



Ein Koto-Neger vom Niger. (Nach Photographie im Besitz von Dr. G. Rohlfs.) Vgl. Text, S. 328.

Dem Westafrikaner hätte man ein besseres Schicksal aus seiner **Berührung mit dem Europäer** prophezeit. Aber hier zeigt sich die Schwäche des Charakters. Die Neger, die an der Küste mit Europäern in Verkehr kommen, wurden nicht weniger verderbt durch die vielfachen und neuen dort sich bietenden Verführungen als durch ungerechte und vor allem urteilslose Behandlung. Es fehlte offenbar auch ihnen selbst die Fähigkeit, das festzuhalten und dauernd zu machen, was sie an Besserem empfingen. Das traurige Wort **Bastians** von den Nachkommen der christlichen Kongokönige bewährt sich an der ganzen Küste: „Ich mußte zu meiner Enttäuschung finden, daß der Hauch von Zivilisation, der die Kongesen einst angeweht haben mag, spurlos vorübergegangen ist und dieselben schon längst in dieselbe energielose Gleichgültigkeit zurückgefallen sind, in der die dunkle Rasse allgemein ihr Leben hinbrütet.“ Die Portugiesen fanden in den Eingeborenen Völker, die von Fischfang, Jagd und Ackerbau lebten, in manchen Künsten geübt, aber roh und barbarisch von Sitten, despotisch in ihren Regierungsformen, tiefstehend nach ihren religiösen Ansichten und Gebräuchen waren. Den sittigenden Einfluß, der auf dieser Stufe leicht schien, haben die Europäer erst spät ausgeübt. Den Entdeckern folgten Ausbeuter, und die Sucht nach Gold und später die noch lohnendere Ausfuhr der Kinder des Landes nach Amerika schufen hauptsächlich den lebhaften

Verkehr mit der westafrikanischen Küste. Europa verpflanzte lange Zeit bloß die wilden Schößlinge seiner Kultur ins westafrikanische Völkerleben. Das Edle mußte im Unkraut ersterben. Die Eingeborenen sahen zwischen den Sitten der Fremdlinge und den ihren keinen Unterschied; galten



Waffen der Fan: 1) Messer, 2) Wurfmesser und Schlachtbeil, 3) Schild und Speere. (Nach Du Chaillu.) Vgl. Text, S. 329 u. 330.

vorher dem Eingeborenen Gastrecht, Treue und Glaube als heilig, so rotteten dieses die christlichen Händler durch ihr gegenteiliges Gebaren und Thun aus, und die Roheit blieb als die dominierende Macht bestehen. Nur Europas blendende Schätze, wie sie Kinder erfreuen, europäische Manieren fanden willige Nachahmer, und die einheimische Arbeits- und Kunstweise starb aus.

So blieb es auch in den darauf folgenden Jahrhunderten; und nun, da der Sklavenhandel aufgehoben ist, wirkt die massenhafte Zufuhr des Branntweins entsittlichend. Für die neuen Mächte, die ohne Tradition und Belastung hier seit einigen Jahren kolonisierend auftreten, Deutschland und Belgien, ist eine glänzende Gelegenheit eröffnet, alte Fehler anderer zu vermeiden und nach eignen Methoden Besseres zu schaffen.

Das Herabsinken des Kulturniveaus nach der Küste hin zeigt sich nicht bloß in dem allen auffälligen Unterschied zwischen den Küstennegern und den Mohammedanern des Inneren (z. B. den Bewohnern der Goldküste und den Mandingo); er tritt uns auch bei den vom Islam und dem unmittelbaren Einfluß der Araber noch fernen Heidenvölkern entgegen, unter denen sich manche dem Inneren angehörige finden, die an materieller Kultur



Waffen aus Liberia: 1, 2) eiserne Lanzen (Städt. Museum, Frankf. a. M.); 3, 4, 5) Schwerter; 6, 7) Scheiden und Gehänge (Ethnographische Sammlung, Stockholm). Vgl. Text, S. 330.

wenigstens ihren islamitischen Nachbarn nichts nachgeben, unter denen die Küstenneger fast ebenso tief stehen wie unter diesen. Es liegt hier also ein älterer Gegensatz vor. Nicht erst der Islam hat im Nigerthal und auf dem Mandingo-Plateau eine höhere Kultur zur Blüte gebracht, er ist nur rascher in dem Boden gediehen, der unter von Norden her wirkenden Einflüssen berberischen, phönikischen, griechisch-römischen und christlichen Ursprungs langsam durchgearbeitet war.

Man hat dem Neger der Westküste länger als dem des Ostens, dem „Kaffer" im weiteren Sinne, die echten Negermerkmale zugesprochen. Man wünschte irgend einen Teil Afrikas für den „echten", nämlich den affenähnlichen Neger vorzubehalten. Nun ist es gewiß, daß die Ostafrikaner mehr asiatische Bestandteile oder der Rasse nach edleres Blut in ihre Adern aufgenommen haben als die von diesen Einflüssen weiter entfernten Westafrikaner. Aber doch sind auch die Westafrikaner noch lange keine Karikaturen, wie man sie sich in der Zeit schlechter ethnographischer Bilder vorstellte. Bastian sprach vor bald 40 Jahren die Unauffindbarkeit des konventionellen Negertypus gerade als ein Ergebnis seiner westafrikanischen Erfahrungen aus, und die Schilderungen geschulter und maßvoller Beobachter und Beschreiber zeigen uns immer weniger Abweichungen vom allgemeinen Neger und besonders wenig ungünstige. Selbst in dem Sumpfe des Nigerdeltas wohnen hellere Neger als die Kru oder Djoloffen. Güßfeldt faßt seine Eindrücke von den Loango und Verwandten in den Worten zusammen: „Ihr Körperbau zeichnet sie meist vorteilhaft aus; ihre Gesichtszüge zeigen häufig Intelligenz, der Prognathismus ist wenig entwickelt, auffallend ausgebildete Langköpfe sind selten, und es ist wahrscheinlich, daß die meisten Schädel sich auf der Grenze halten, welche Mittel- und Langköpfe voneinander scheidet. Die Hautfarbe ist dunkelbronzen, und Abweichungen zu lichteren Schattierungen sind häufiger als die dunkleren." (Vgl. auch oben, S. 4 u. f.) Der Versuch, eine eigne westafrikanische Negerrasse zu konstituieren, ist heute noch sicherer als aussichtslos anzusehen als zu der Zeit, wo wir uns in der ersten Ausgabe dieses Buches dagegen erklärten. Die beträchtlichen Unterschiede der Lebensweise zwischen den Bewohnern der Küste und des Inneren erzeugen wohl Unterschiede des Aussehens; darauf gründet sich aber keine Rasse. Im Hinterland von Batanga wohnen zwar im Walde kleine hellfarbige Leute, die keine festen Ansiedelungen haben und nur von der Jagd leben. Man erzählt sich, daß sie die ersten Pfade durch den Wald gebahnt hätten. Das sind Ausläufer der früher (Band I, S. 713 u. 717) betrachteten Akkoa oder Okoa. Allerdings sind häufig die im Verkehr mit den Europäern stehenden Küstenstämme ansehnlicher als die ärmeren Buschleute des Inneren. Aber das liegt in der Lebensweise und Mischung und ist deshalb nicht allgemein. Die an der Küste wohnenden Eweer sind bei reichlicher Fleischnahrung und der Beschäftigung auf der See stärker und größer als die des Inneren. Die Dualla sind dunkler als ihre Hinterleute, die Bakwiri, ebenso die Küstenstämme in Akem. Leben die Küstenleute im allgemeinen


Schwert und Scheide vom Gabun. (Christy Collection, London.) Vgl. Text, S. 329—330, und Abbildung, S. 33.

besser, so sind sie auch mehr von eingeschleppten und einheimischen Krankheiten heimgesucht. Die Mischung greift störend besonders in die alten portugiesischen Kolonien ein, wo bei der großen Menge von Mulatten der Neger, sich dem Portugiesen näher fühlend, Schwarze, Portugiesen und Weiße unterscheidet.

Man muß sich heute schon ziemlich tief ins Innere begeben, um die Tracht zu finden, die auch an der Küste vor 400 Jahren heimisch war, seitdem aber infolge der starken Zufuhr von Zeug, Kleidern und Schmuck und der allgewaltigen Nachahmungssucht der Eingeborenen beständig zurückgeht. Die portugiesischen Missionare schrieben sich das Verdienst zu, die Bekleidung der Kongoneger mit Palmstoffen bewirkt zu haben; aber die Industrie dieser Gewebe reicht weit über ihre Wirkungssphäre hinaus. Im Inneren ist die einzige allgemeine Grundlage der Tracht die aus Rindenstoff oder Fell oder auch nur aus einem Blatte oder Zweige bestehende Schamhülle, und im allgemeinen sind dabei die Männer immer mehr bekleidet als die Weiber. Kriegerische Stämme, wie die Fan, haben länger an nur notdürftiger Kleidung festgehalten als die handeltreibenden an der Küste. Auch von diesen legen die Kabinda noch heute die Kleider ab, ehe sie in den Kampf gehen. Lopez zählt unter den Industrien der Völker im Reiche Kongo die Bereitung von Rindenstoff aus dem Baume Enzaba (ohne Zweifel eine Ficus-Art) auf, ferner das Zubereiten der Häute mit Hilfe der Wurzeln der Mangle oder Mangroven. Beide Bekleidungsindustrien sind bei den Westafrikanern heute zurückgegangen. Der Baumwollstoff hat die einheimischen Erzeugnisse verdrängt und vollständigere Verhüllung erleichtert. In Angola fand Buchner Mädchen mit unbekleidetem Oberkörper kaum diesseits der Songo. Die Tracht besteht heute bei dem typischen Loangoneger aus einem ziemlich langen, faltenreichen Schurz um die Hüften, für den so viel Zeug verwandt zu werden pflegt, daß er nachts zur Einwickelung des ganzen Körpers dienen kann. Unbekleidet zu gehen, würde hier kaum minder anstößig



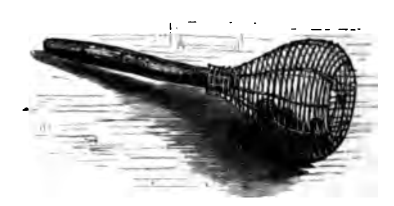
Trommeln: 1) von Yoruba, 2) vom Gabun, 3) der Djur. (Church Missionary Society, Brittisches Museum und Christy Collection, London.) 1/11 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 331.

erscheinen als bei uns. Nur Kindern legt man einfach eine Schnur um die Hüfte. Der Handel hat nach und nach Strümpfe aller Farben, Jacken, Uniformstücke und Livreeröcke eingeführt. Die Kamerunneger trugen sogar hohe, weiße Weiberstrümpfe, eine angenehme Milderung der Drahtstulpen älterer Zeit, mit Vorliebe. Solche Dinge werden bei besonderer Gelegenheit, namentlich Begegnungen mit den Weißen, oft eins über dem anderen getragen, mögen sie so unbequem sein, wie sie wollen. Zur weiblichen Toilette gehört bei den eben genannten und anderen zivilisierteren Damen der Küste auch ein über das Gesäß gelegtes Polster, Sitzkissen für den selten fehlenden Säugling und zugleich Verschönerungsmittel. Jener fast unvermeidliche Begleiter seiner Mutter wird dabei in ein Tuch geschlagen, das, vorn gebunden, ihn so auf seinem Sitze festhält. Rätselhaft ist der Zweck der auch anderwärts vorkommenden (vgl. Bd. I, S. 208, 494) strumpfbandartig umgelegten Schnüre bei Weibern der Sklavenküste.

Kopfbedeckungen spielen eine große Rolle. An der Loangoküste webt man spitz zulaufende Mützen aus Pflanzenfasern mit oft hübschen erhabenen Zeichnungen, deren Tragen Vorrecht der Vornehmen ist. Weiter im Norden kommen die mit einer besonderen Würde oder Heiligkeit umgebenen spitzen Antilopenfellmützen hinzu. Ehrenmützen der Häuptlinge sind oft dick mit Perlen überstickt. Massenhafter, geschmackloser Gebrauch oder Mißbrauch der Perlen ist überhaupt Merkmal der westafrikanischen Kunstindustrie. Die Weiber der Bangala zeichnen sich durch einen dünnen Messingstreifen um die Stirn aus. Die Haartrachten sind einfach bei den Weibern der Kamerunneger, die sich die Haare kurz scheren, komplizierter bei den Bangala, die sich Teile des Schädels rasieren, und bei den Basunti, der „liebenswürdigsten dieser Völkerschaften nördlich vom Kongo“ (Pechuel-Loesche), werden mit Kohle, Ruß und Erdnußöl die Haare zu einzelnen kleinen Knäueln zusammengeballt, so daß der Kopf das Aussehen einer mit Beeren dicht bedeckten Weintraube gewinnt. Die große Haarnadel der Aschira erinnert an den Kopfputz der Sandeh. Ähnlich werden Stacheln des Stachelschweins getragen. Der Zopf gehört zur Uniform der Fankrieger (s. Abbildung, Band I, S. 81). Die Loangonegerinnen umwinden den Kopf turbanartig mit einem Tuch (s. Abbild., Bd. I, S. 83).

Einsalben des ganzen Körpers mit Öl, zugleich Bestreuen des Körpers mit Farbstoffen wird allgemein geübt. So sieht man zuweilen Basunti, deren rechte Körperhälfte schwarz ist, während die linke im schönsten Hochrot prangt. An der Küste mag die bunte Bemalung der Masken (s. die Tafel bei S. 52, Fig. 17) eine Erinnerung an Bemalung und Tättowierung der Gesichter sein. Die Basunti lieben es ferner, den ganzen Körper mit roten und blauen Perlen zu schmücken. In einer westafrikanischen Großstadt wie Abeokuta, die von verschiedenen Stämmen bewohnt wird, läßt sich jeder einzelne an den Tättowierungen unterscheiden, denn jeder Volksstamm, und in den Volksstämmen jeder Clan, ja jedes Geschlecht besitzt sein eignes Hautmuster oder Wappen. Die Egba sind kenntlich an drei Parallelstrichen auf jeder Wange, die Yomba ziehen senkrechte Streifen von den Schläfen bis zu den Kinnbacken (s. auch die Abbild., S. 323). Freigeborene Frauen haben zwei oder drei Linien oder bindfadenartige Narben, die von der Faust auf der Rückseite des Armes hinauf und dann wie Halsbänder um den Nacken herumlaufen; sie nennen sie „Fangschlingen für ihren Ehemann“. Nicht ungewöhnlich ist es auch, daß die Frauen den Warzenhof dunkelblau tättowieren. Die Aposso von Togo tragen auf der Brust knollige Narben. Noch seltsamer sind die Verzierungen der Bretschi; das Wort bedeutet im Ibo Edelmann. Sie lösen ein Stück Stirnhaut los, daß es wie ein Dach über die Brauen und die Nase herabfällt. Die teilweise Skalpierung kostet manchen das Leben, aber wer diese physiognomische „Veredelung“ überstanden hat, genießt ein desto höheres Ansehen. Rote Bemalung des Körpers zeigt die Absicht zu kämpfen und macht die Weiber nach der Entbindung kenntlich. Eine leichte Tättowierung an Schläfen, Stirn, Schultern, Brust oder Bauch ist bei allen nicht hyperzivilisierten Westafrikanern

üblich; einige tättowieren sich nur wenig, andere, wie die Dualla-Neger, tättowieren sich im Gesicht und auf der Brust in mannigfaltiger Weise. Sie reißen sich außerdem die Augenwimpern aus, da sie ihrer Meinung nach das scharfe Sehen verhindern und leicht Entzündungen im Auge verursachen. An ihren wimpernlosen Augen unterscheidet man die Dualla leicht von den Kru, mit denen sie sonst Ähnlichkeit haben. Bei Tänzen entfalten sie eine große Vorliebe für klappernde und klingelnde Behängsel in Form von Arm- und Beinringen, Perlschnüren, Glöckchen und dergleichen. Die Weiber der Fan tragen Glöckchen an den Geschlechtsteilen, was, zusammen mit ihrer Haartracht, an die östliche Herkunft erinnert. Ihren verhältnismäßigen Wohlstand tragen sie überhaupt mit einer gewissen Protzenhaftigkeit zur Schau. Junge Mädchen im Brautstande sieht man mit solchen Unmassen von Perlen behangen, daß sie kaum im stande sind, sich zu bewegen. Kupfer- und Messingdraht spielen hier nicht dieselbe große Rolle wie in Ostafrika, finden aber noch im Hinterland der Sklaven- wie der Batangaküste als Armspangen in Spiralform Verwendung. Perlen, Glöckchen und anderer Flitter- und Klappertand scheinen jetzt hier mehr Mode zu sein; aber man findet jene älteren und solideren Metallschmucksachen noch immer häufig. Von den Schmucksachen sind an der Loangoküste echte Korallen am höchsten geschätzt, Gold ist ungeschätzt, Silber selten, Messing- und Eisenringe haben oft Fetischbedeutung. Der Handel hat die Überschätzung des Schmucktandes zurücktreten lassen, der Küstenneger zieht praktisch verwertbare Gegenstände den Glasperlen vor. Wo er diese dennoch sucht, hegt er meist die Absicht, sie als Geschenke an naive Schöne zu vergeben.



Eine Rassel der Fan. (Nach Du Chaillu.) Vgl. Text, S. 332.

So wie die **Tracht** der Angolaner einst an die der Obernilneger erinnerte (sie bestand aus kreuzweise über Brust und Schulter gehängten eisernen Ketten, aus Federn als Kopfschmuck und einem langen, vom Gürtel zu den Füßen reichenden Gewande), so war auch der heute in diesen Gegenden nur noch bei den Fan zu findende Lederschild (s. Abbildung, S. 324, Fig. 3) allgemein, und Lopez gibt den Kongoanern lange Schilde, die fast die ganze Person bedecken, aus harten Häuten und Wurfspeere. Speer, Bogen und Pfeile waren **Hauptwaffen**, auch das eiserne Messer wurde schon getragen. Ihnen setzt er die Bewaffnung der menschenfressenden Anzique gegenüber: kurze, mit Schlangenhaut umwundene Bogen, deren Sehnen Grashalme sind, ferner kleine Pfeile, die sie in der Hand tragen, kurze Dolche in Scheiden aus Schlangenhaut und Streitäxte. Um den Leib hatten sie breite Lederriemen. Der Einfluß des Handels auf die Stämme der Westküste läßt viele von ihnen gar keine Waffen mehr verfertigen, und insofern stehen sie auf einer tieferen Stufe als die Stämme nach dem Inneren zu. Als Waffe dient nun fast ausschließlich das Feuersteingewehr. Stoß- und Wurfspeere, Pfeil und Bogen, Schilde sind als Gebrauchswaffen an der Küste beinahe unbekannt. Die europäischen Händler haben ein stillschweigendes Abkommen miteinander getroffen, andere Feuerwaffen als Flintensteingewehre nicht einzuführen, weil sie einer überlegenen Waffe zu ihrer Sicherheit bedürfen. Zu diesen Gewehren wird ein Pulver der allergewöhnlichsten Art gegeben, das in Taschen oder Hörnern mitgeführt wird (s. Abbild., S. 321). Das Geschoß wird an Ort und Stelle hergestellt, die Eingeborenen schmieden sich selbst Eisenkugeln, verwenden aber neben diesen Messing, Eisensteine und kleine Steinstückchen, die in der Nähe schlimme Wunden machen. In der Regel werden diese Gewehre überladen, denn die laute Detonation ist wichtig. Unter den Waffen erlangt bei den Westafrikanern der **Dolch**, der sich zum kurzen Schwert entwickelt (s. die Abb., S. 33, 324—326, und Band I, S. 96 unten, Fig. 2), eine charakteristische Bedeutung. Vom Gabun an wird diese in vielen Teilen Afrikas unbekannte Waffe immer häufiger, je weiter man sich dem Norden und damit dem wahrscheinlichen

„Ausstrahlungszentrum" der maurischen Kultur nähert. Der künstlerische Sinn der Westafrikaner bemächtigt sich seiner und verziert Klinge, Griff und Scheide in der mannigfaltigsten Weise. Für gewöhnlich ist die Klinge breit, 20—30 cm lang, oft flammenförmig, sehr spitz zulaufend, zweischneidig, mit einer Blutrinne oder einem Bündel von Kanten oder Rinnen, die zur Spitze ziehen. Oft ist sie schmal, seltener gebogen; in diesem Falle ist sie einschneidig und der Rücken durchbrochen, gezackt oder sonst verziert. Der Griff ist gewöhnlich aus Holz in Kreuzform geschnitzt und durch Schnitzerei, Eisen- oder Messingdraht verziert. Die Scheiden sind am Gabun ganz allgemein aus Schlangenhaut, anderwärts aus Leder oder aus Holz, gewöhnlich unten gleichbreit



Ein dreifach zusammengesetzter Korb (ein geschlossenes und ein geöffnetes Exemplar) und **ein mit Muscheln besetzter Korb** aus dem Inneren Westafrikas. (Museum der Church Missionary Society, London.) 1/4 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 339.

oder breiter als oben; es kommt aber auch die einfachste Art vor, nämlich ein flaches Holz, mit zwei oder drei Drähten überspannt, die die Waffe halten. Nirgends in Afrika hat sich dieses Mittelding von Dolch und Schwert so weit verbreitet, als wo der arabische Einfluß stark war; auch in Ostafrika kommt es häufig vor, dort nimmt es allmählich die ärmliche Form des Messers an, das die Kaffern am Oberarm zu tragen pflegen. Jener Schwertdolch wird dagegen häufiger am Gürtel oder Sattel getragen (s. die Abbildung, S. 326). Vor dem Feuergewehr weichen die Schilde zurück, sie finden sich bei den bogenverschmähenden Fan in ähnlichen Formen wie bei nilotischen Speerträgern (s. die Abbild., S. 324). Der runde Schild, oft 1½ m Durchmesser haltend, so daß er den Reiter verdeckt, kommt mit dem sudanesischen Einfluß aus dem Inneren.

In Lande zwischen Niger und Meer hat man einfache Bogen von bescheidener Größe und Durcharbeitung, ohne anderen Schmuck als höchstens einige Rotangringe oder Fellstreifen; allenfalls zeigen sie einen leichten Anklang an die asiatische Form. Auch Bogen, die Flegel vom Benuë mitgebracht, entfernen sich durch geringere Sorgfalt bei ihrer Herstellung von den übrigen Erzeugnissen jener Region. Sie erscheinen gewissermaßen herabgekommen. Sieht man über die negative

Eigenschaft der unvollkommenen Arbeit und die Spuren der medianen Einbiegung hinweg, dann tritt an allen diesen Bogen des Niger-Benuë-Gebietes und der zugehörigen Küste der Gedanke einer Sehnenbefestigung durch Durchbohrung oder Einkerbung hervor, der den echt afrikanischen Bogen sonst fremd bleibt. Diese Willkür, diese Formlosigkeit macht im Vergleich zu der strengen Regeln folgenden Sehnenbefestigung bei ost- und innerafrikanischen Bogen einen geradezu proletarischen Eindruck; so wenn an einem Bogen von der Goldküste im Berliner Museum die Hautsehne an einem Ende durch ein Eisenband mit dem Bogen verbunden ist. Die durch Gouverneur Zimmerer von der Sklavenküste mitgebrachten Haussabogen des Münchener Museums (s. Abbild., Bd. I, S. 670, Fig. 3) zeigen eine regelmäßig wiederkehrende, aber ganz eigentümliche Befestigung der Sehne. Auf das Holz ist keine Aufmerksamkeit verwendet; es ist auf der Seite leicht aufgewölbt, wo die Sehne festgemacht ist. Nach dem Ende zu sind Haut- und Lederstücke fest, wie angeleimt, umgelegt. An einigen sind aus demselben roten Leder, das wir in unseren Museen an den schönen Ledertaschen und -Scheiden aus dem Mandingogebiet finden, Schlingen zum Umhängen angebracht. Die Sehne ist ein gedrehter Lederstreifen und hält fest an dem einen langsam sich verjüngenden Ende, während sie an dem anderen in einen tiefen seitlichen Einschnitt eingehängt ist. Diese ungewöhnliche Befestigungsweise der Sehne ist mit der Biegung des Bogenschaftes offenbar von asiatischen Formen hergenommen, wo sie an der Oberseite der aufgebogenen Arme zu finden ist. Die Nachahmung ist hier deutlich. Ein Sehnenende pflegt als Reserve weit zurückgewickelt zu sein. Eine hierher gehörige und dabei zugleich entschieden nach Süden weisende Form hat uns die Expedition des Premierleutnants Morgen von den Wuti im Hinterlande von Kamerun kennen gelehrt. In Höhe schwankend zwischen 193 und 152 cm sind sie aus dunkelm Holz glatt gearbeitet, an einem Ende eine 3 cm lange, stark abgesetzte Spitze tragend, am anderen 2 cm vom Ende durchbohrt, mit starker gedrehter Hautsehne bewehrt, deren Enden meist weit zurückgewunden sind. Der etwas abgeflachte, halbkreisförmige Querschnitt zeigt an der Unterseite eine mehr oder weniger breite, flache Vertiefung, ähnlich der der Kaffaibogen. Handschutz und Sehnenspanner zeigen noch deutlicher den schon in den fransenbesetzten Lederköchern sich aussprechenden maurischen Einfluß.



Ein Webegerät vom Niger. (Ethnographisches Museum, Berlin.) 1/5 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 339.

Die Trommel (s. Abbild., S. 327) ist das Grund- und Hauptinstrument, dient daher auch dem Häuptling zum Signalgeben. Die Kamerunneger können auf ihrer Signaltrommel „Elimbe“, einem 1/2 m langen, elliptischen, ausgehöhlten Holzstück, mit einer rinnenförmigen Öffnung an der schmäleren Seite, Signale geben, die ein förmliches Telegraphensystem darstellen. Außer den Holztrommeln gibt es auch Trommeln, die mit Fell überzogen sind. Von Saiteninstrumenten sind hier sowohl harfenartige (s. Abb., S. 19, 340, u. Bd. I, S. 671) als leierartige vorhanden. Ein häufig vorkommendes Saiteninstrument hat fünf aus den Fasern eines Palmblattes hergestellte Saiten über einem Resonanzboden. Die aus Stäben bestehenden Marimbas erfahren hier mancherlei Abwandlungen. Die Stäbchen lassen sich über einem Resonanzkasten hin und her schieben, wodurch sich die Tonhöhe verändert. Die Zahl der Stäbchen ist nicht genau fixiert,

sie kann von 5 bis über 30 steigen. Die Marimba klimpern kann jeder, aber nur wenige spielen sie mit Kunst: wie unser Klavier. Unter den Blasinstrumenten gibt es Pfeifen, aus Holz geschnitzt, solche, die aus einer runden Frucht gearbeitet sind, Hörner von Büffeln, die den Ton sehr weit tragen, und vor allen jene bekannten hohlen Elefantenzähne mit seitlicher Blasöffnung an der Spitze (s. Abbildung, S. 338). Am interessantesten aber sind die sogenannten Pungi: vier zu Hörnern verarbeitete Elefantenzähne verschiedener Größe, die stets zusammen gespielt werden. Als Kriegsmusik der Angolaner beschreibt Lopez hölzerne, mit Leder überzogene Schalmeien, dann dreieckige eiserne Platten, die mit Ruten geschlagen werden, und endlich Pfeifen aus Elefantenzähnen. Nennenswert ist dann weiter ein geringelter Stock, auf welchem eine kleine, hohle, durchlöcherte Kürbisschale schnell hin und her gestrichen und der als „Fetischtrommel" bei Prozessionen benutzt wird. Andere Rasseln haben wir auf S. 18 und 329 abgebildet. Die als Häuptlingszeichen auch hier verbreiteten Doppelglocken (s. Abb., S. 214) erlangen nach dem Inneren zu (M. Buchner nennt sie „das charakteristische Instrument der Lunda") künstlerischen Schmuck von oft beträchtlichem Reichtum.



Löffel von der Westküste, aus Grasgeflecht. (Britisches Museum, London.) ⅖ wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 339.

Die Dörfer sind trotz des Handels nicht groß: die „Städte" am Kongo, die „Residenzen" an der Guineaküste sind nur größere Dörfer, die über 2000 Bewohner erst hinaus gehen, wo sudanesischer Einfluß seine Macht entfaltet. Selbst in so günstiger Lage wie am Stanley Pool waren beträchtlichere Ortschaften nur in sehr geringer Zahl vorhanden. Nkunga und Mbangu am Ostrand, eine Gruppe von Dörfern, der Bezirk Nschascha genannt, am Südeingang, Kintamo (Leopoldville) mit 1500 Einwohnern, Mfwa, eine Gruppe von 4 oder 5 kleinen Dörfern gegenüber Brazzaville, deren jedes seinen eignen Häuptling hat, sind alles, was auf etwa 30 Meilen Küstenlinie genannt zu werden verdient. In südlicher Richtung landeinwärts liegt noch Lema, ein bekannter Elfenbeinmarkt. Wo die Hütten der Einzelnen gehöftartig in den Pflanzungen liegen, wie bei den Banyang oder auch in manchen friedlichen Landschaften Oberguineas, rückt immer eine Gruppe um die Häuptlingshütte oder den Marktplatz zusammen. Die Bauweise ist meist flüchtig; man wiederholte im Kongostaat bald die Erfahrung der Portugiesen in Angola, daß die Zerstörung eines Dorfes keine empfindliche oder dauerhafte Strafe sei. Versammlungshäuser, zugleich Rasthäuser der Händler, wo stets Feuer brennt, stehen in der Mitte der Kamerundörfer an einem Platz, den häufig ein Schattenbaum auszeichnet. Im unteren Kongogebiet, einem echten Lande der Zaunkönige, zeichnen sich die Häuptlingshütten durch tief herunterragendes Dach aus, das so eine Art Veranda bildet, und durch künstlich geflochtene Rohrwände.

Der rechteckige und der runde Baustil kommen beide an der Westküste vor. Der erstere herrscht längs des Kongo, dann im Ogowé-, Gabun- und Kamerungebiet und erweist sich einer erheblichen Ausbildung in Größe und Komfort fähig. Er bedingt eine einfache Straßenanlage,

d. h. die Häuser stehen einander gegenüber längs einer breiten Straße (s. Abbildung, S. 86), während der Kegelstil zur Anlage im Kreise oder zur zerstreuten Bauweise führt. Der Plan ist immer derselbe: ein Rechteck, das durch Zwischenwände in Küche, Weiberzimmer, Männerzimmer und Ställe abgeteilt ist. Diese Räume öffnen sich alle durch besondere Thüren nach einem gemeinsamen Hofraum, wo sich die Tröge zur Palmölbereitung, in größeren Haushalten auch offene Schuppen und Ställe befinden. Manche Wohnräume sind mit schön geflochtenen Matten ausgekleidet. Der Kegelstil der Wohnungen, der die bekannten Formen wiederholt, findet sich bei den südlichen Stämmen, denen von Benguella, Angola, dann aber auffallenderweise auch wieder bei den Stämmen von Oberguinea. Die Hütten des Kru-Dorfes bei Monrovia sind viereckig und hübsch aus Bambus und Palmbast geflochten; hart daneben liegt eine Vei-Stadt mit runden Hütten aus Lehm. So herrscht der viereckige Stil in Tribu, der runde in Abeli (Togo). Es ist wenig anderes über ihn zu sagen, als daß er mit geringen Variationen die bekannten Formen vom Bienenkorb der Kioko bis zur runden Lehmhütte der Aschanti wiederholt.



Messingene Biernäpfe vom unteren Niger. (Christy Collection, London.) 1/3 wirkl. Größe.

Die Dörfer an der Küste lassen häufig den Einfluß der Wohlhabenheit erkennen, die die Handelsvermittelung ihnen zubringt; ihre Größe (an der Küste von Dahomeh haben Waidah, Agomeh und Agomeh-Siva über 5000 Einwohner) ist oft beträchtlich und ihre Lage sehr anmutig. Die zierlichen Hütten von King Bell's Town liegen im Schatten eines Waldes von Bananen, Kokospalmen, Mango- und anderen Fruchtbäumen, breite Straßen und Plätze in weitläufiger Verteilung bildend. Sie sind sehr lang und von rechteckiger Form; nur das Fundament, ein meterhoher Unterbau, ist aus Lehm gefertigt, während die Wände der Hütten selbst aus Matten bestehen, die aus Palmblattstielen äußerst zierlich geflochten sind. Die sehr sauberen und eleganten Dächer bestehen aus Blättern einer Fiederpalme, welche dachziegelartig ineinander geschoben werden. Ein minder erfreulicher Fortschritt in der Einrichtung dieser Hütten sind die festen Vorlegeschlösser der Thüren. Am Kamerungebirge gibt es Langhäuser für 100 Personen. Eine Variation wird in den Kampinen des Inneren durch den Mangel von Palmblättern bedingt, wo man mit Gras deckt und das gekrümmte Dach ein gewöhnlicher Aufenthaltsort der Hühner, Katzen und Ziegen ist. In fehdenreichen Gegenden fehlt Zaun und Graben nicht; die Dörfer liegen dann auf Berggipfeln oder an sonst schwer zugänglichen Stellen. Im Küstengebirge von Benguella fand Cameron eine dreizehnfache Verschanzung eines Dorfes. Vom Sudan ist nach der oberen Guineaküste das Bestreichen der Wände und Böden mit Mist übertragen, und Kuh- und Pferdemist werden für diesen Zweck auf dem Markte von Abeokuta feilgeboten. Tierschädel werden als Jagdtrophäen auf die Giebel gesteckt.

Der Ackerbau ist bei allen westafrikanischen Völkern heimisch und erzeugt hauptsächlich Maniok (s. Abb., S. 317), Mais, Yams, Erdnüsse, Koko (Caladium esculentum) und Ngonda, eine Kürbisart, deren Samen gestampft und gekocht werden. Der Ölgewinnung, nicht aber der Kultur der Ölpalme, wird große Aufmerksamkeit zugewandt. Er erzeugt aber nur das Notwendigste

bei den Handelsvölkern an der Batanga- und Kamerunküste, während er erstaunlich hoch steht an einigen Teilen Oberguineas, z. B. der Sklavenküste, wo er geradezu peinlich jeden Fußbreit Erde ausnutzt und wo auf Landverkauf Todesstrafe steht. Das ist aber eine beschränkte Blüte. Einen so ausgedehnten und fleißigen Ackerbau wie bei vielen Völkern des Inneren dieses Erdteils findet man doch in diesen zersetzten Verhältnissen und auf dem vielfach weniger fruchtbaren Boden nicht. Weite Strecken liegen ungelichtet oder mit wildem Busch bedeckt: Stanley mußte am unteren Kongo jahrelang fast jedes Nahrungsmittel aus Europa beziehen. Ein wenig Scharren in der Erde, um Maniok zu pflanzen, ist die einzige Ackerarbeit (s. Abb., Bd. I, S. 83). Mehr zu leisten, verbietet in den politisch unsicheren Gegenden schon die Furcht vor Beraubung. Das Werkzeug ist entweder eine von Europa eingeführte oder die auch im oberen Nillande zu findende zweistielige Hacke. Viele Gegenstände des Ackerbaues sind aus der Fremde eingeführt. Bastian



Geschnitztes Holzgefäß mit Deckel, aus Guinea. (Britisches Museum, London.) 1/7 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 337.

erzählt von San Salvador, daß es wegen der Güte und Menge seines Kohles berühmt sei, der wahrscheinlich, wie die Erbsen und Bohnen, aus den Gemüsegärten der alten Missionare stammt.

Schweine und Hühner liefern den größten Teil der Fleischnahrung. Anyanga im Hinterlande von Togo zieht massenhaft Schweine, während sie ringsumher durch den Einfluß des Islam fehlen. Auch in Benguella und Kimbundu hat sich das Schwein sehr ausgebreitet. Rinder sind nur stellenweise anzutreffen; mehr in Oberguinea, wo sie sich von den Mandingo und Haussa her verbreiten, als weiter im Süden. Ohne Frage ist das Innere der Rinderzucht günstiger als die Küste; in Angola hört die Rinderzucht mit der portugiesischen Grenze auf. Rinderzüchter sind hier die Bangala und Bondo. Die Ziege ist in einigen Gegenden, z. B. im Hinterlande von Kamerun, das verbreitetste Haustier. Daß keins der in anderen Ländern benutzten Lasttiere im westafrikanischen Küstenlande gut fortkommt, ist eine folgenreiche Thatsache. Maultiere, die man einführte, starben bald. Aus dem Haussalande verbreiten sich Pferde nach der Küste zu, ohne an dieser selbst volles Gedeihen zu finden. Einige Pferdegestüte bestehen in den Hochebenen Angolas, aber die Rasse ist klein und schwach. Ochsen, die auf den fetten Weiden Ambakas trefflich gedeihen und in den höheren Teilen der Küste zum Reiten sehr brauchbar sind, werden erst, wenn zum Schlachten tüchtig, nach der Küste getrieben, da sie nur mit großer Mühe dort für einige Zeit am Leben erhalten werden können. Wahrscheinlich sind die Futterkräuter hieran schuld,

die sich schon auf kleine Entfernungen ändern, so daß Versetzung der Tiere aus einem Distrikt in einen anderen stets Krankheiten hervorruft. Kamele, die man von den Kanaren einzuführen versuchte, konnten sich nur kurze Zeit halten. Die Angolaner wurden früher als Hundemäster und -Fresser geschildert. Perlhühner findet man neben anderen Hühnern in Oberguinea. Auf manchen Märkten werden gedörrte Ratten ausgeboten. Die Bienenzucht wird hier gerade so wie im oberen Nilgebiet betrieben: in künstlichen Bienenstöcken aus ungefähr 1½ m hohen Rindencylindern. Diese Bienenstöcke werden in horizontaler Lage auf hohen Bäumen angebracht und ein Stück „Medizin" um den Baumstamm gebunden, die Diebe abzuhalten. Auf diese Art wird all das von Benguella und Loanda exportierte Wachs gewonnen. In der Nahrung der



Farbige Thongefäße vom Niger. (Britisches Museum, London.) Vgl. Text, S. 339.

Kongo- und Angola-Neger spielen geröstete Schnitten des Maniok, gebrannte Erdnüsse, trockener Farinha oder ein daraus angerührter Brei die größte Rolle. Zur Bereitung dieses Mehles sieht man vor allen Häusern hölzerne Mörser stehen, an denen gewöhnlich Kinder mit dem Zerstoßen der Kassawawurzel beschäftigt sind. Die umständlicher herzustellende Tapioka wird fast nur von Europäern benutzt. Im Nigerdelta bereitet man die sogenannte Palaversauce aus dem frischen Palmöl, in Kongo dagegen werden die Palmnüsse als solche gegessen. Am unteren Kongo bereichert sich die Nahrung durch die ausgedehnte Fischerei, deren Produkte auch getrocknet und versandt werden.

Einzelne Stämme sind leidenschaftliche Jäger; die Elefanten- und Büffeljagd wird im Inneren noch immer mit Erfolg betrieben. Aber es gilt im Kamerungebirge schon für einen Triumph, wenn eine große Jagdgesellschaft ein Stachelschwein, eine Antilope oder gar ein Wildschwein heimbringt. In gewissen Gegenden der Küste spielt die Auster die Hauptrolle in der Ernährung, und in Lagos gibt es eine besondere Klasse, angeblich die niedrigste der arbeitenden, die den Austernfang betreibt. Auch andere Muscheln und Krabben werden gegessen. Gewisse

launenhafte Besonderheiten in der Wahl der Speisen treiben vielleicht ihre Wurzeln ebensowohl in die vergessenen Stammesgebote wie in das verlorene Christentum hinab, das an diesen Küsten im 16. Jahrhundert zahlreiche Missionen gründete. Die Verzehrung der Speisen findet nicht ordnungslos statt, sondern hat ihre bestimmten, festen Gebräuche und Regeln. An der Loangoküste faßt eine Frau, die Maniok kocht, die einzelnen Stücke nie mit der Hand an, sondern nimmt dazu ein grünes Blatt. Händewaschen und Mundreinigen nach dem Essen sind allgemein üblich. Wo irgend möglich, ißt man auf einer Matte. Mit großer Bereitwilligkeit teilen die Neger untereinander das Essen. Die Zuthaten würziger Kräuter zu Suppen und Brühen und die Hochschätzung der Schoten des spanischen Pfeffers zeigen diese Neger gewürzkundiger als viele andere. Auch leiden sie nicht an Salzmangel. Nahe der früheren deutschen Station Tschintschotscho wurde die Salzbereitung umfangreich durch Filtrieren und Verdampfen des Wassers einer Salzwasserlagune betrieben. Einfacher wird im Norden, wo sich eine Reihe von Salzhütten bis zum Nyong hinzieht, das Meerwasser in flachen, vom Handel gelieferten Messingschalen direkt eingekocht. Tiefer im Inneren, z. B. im Quellgebiet des Ogowé, wird auch Salz aus Binnenseen gewonnen und bildet einen wichtigen Handelsartikel der Batekeh und Apfuru.


Thongefäß vom Niger. (Britisches Museum, London.) Vgl. Text, S. 339.

Im Guineagebiet herrschen wesentlich dieselben Speisegebräuche, trotzdem hier vielfach schon mehr europäische Sitten Eingang gefunden haben. Steinguttassen gehören z. B. zum Hausrat, und Tischmesser, Gabeln und Löffel sind Luxusgegenstände, denen man bei einigen Europäisierten begegnet. Das einzige berauschende Getränk, welches diese Völker selber brauen, ist der Palmwein; aber Branntwein wird in verderblicher Menge und Qualität von den Europäern zugeführt. Kaum dürfte er in einem anderen Teile Afrikas so verbreitet sein wie hier; die unter dem Einfluß christlicher Völker stehende Westküste zeichnet sich in dieser Beziehung unvorteilhaft aus vor der islamitischen Ostküste.

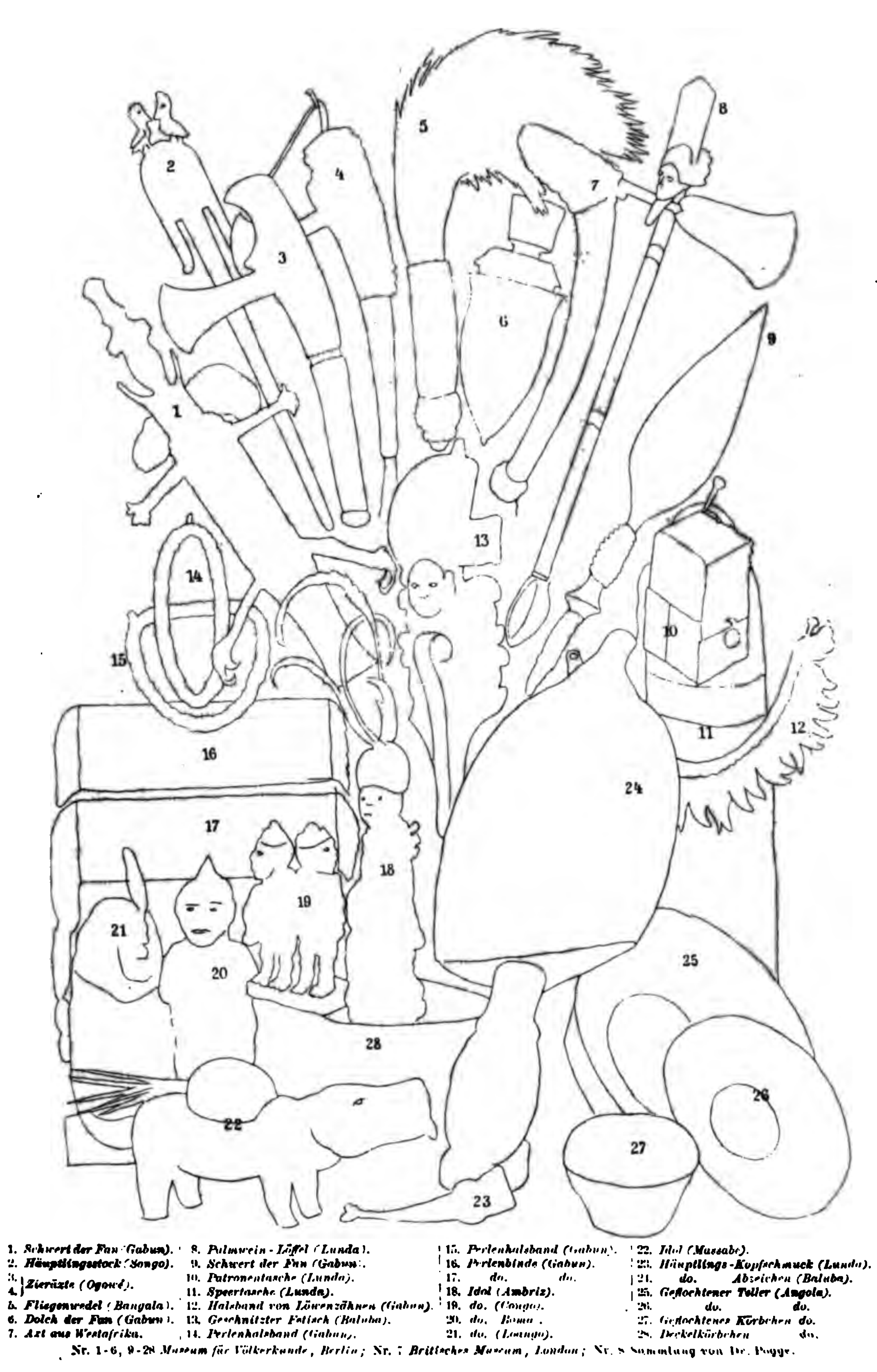
Der Hanf wie auch der Tabak werden aus dickbäuchigen Kalebassen, die durch ein hineingestecktes Rohr zu Pfeifen umgewandelt sind, geraucht. Die Loango-Neger haben kurze Pfeifen; lange Pfeifen mit Rohr aus ausgehöhltem Bananenstengel trifft man erst weiter nördlich. Bei den ersteren scheint es fast, als ob die Weiber mehr rauchten als die Männer. Kleine Kalebassen als Schnupftabaksdosen sind wie in Südafrika üblich. Im Hinterlande von Kamerun ist das rasch betäubende Schlürfen des in ein Pflanzenrohr eingeschlossenen Rauches üblich geworden.

Der wichtigste Gegenstand der Ausfuhr Westafrikas ist heute ohne Frage das Palmöl, das aus dem zerstampften Fleisch der Palmnüsse von den Eingeborenen ohne sonderliche Mühe, aber auch so sorglos gewonnen wird, daß oft nur ein Drittel des vorhandenen Öles ausgepreßt wird. Es gibt verschiedene Gewinnungsmethoden, die sorgfältigste vielleicht an der Loangoküste, die nachlässigste bei den Bassa am unteren Niger. Das fertige Öl wird in Kürbisschalen und Thonkrügen an die Küste getragen und gegen Geld und Güter in den Faktoreien abgesetzt. Der Verkaufsplatz entfaltet das regsamste Leben und zeigt die eigenartigste Physiognomie, eine Börse im afrikanischen Stil. Scharen von Negerweibern setzen unter Geschrei und Gekreisch die schweren Öltöpfe nieder, verhandeln unter Gesten, Lachen und Schimpfen mit dem Ölkäufer und suchen, wenn sie handelseinig sind, Brennmaterial zusammen, um das Öl flüssig zu machen. Eigentlicher Anbau dieses nützlichen Baumes, der auch Flechtfasern, Deckmaterial, Zunder,

SÜDWESTAFRIKANISCHE WAFFEN UND GERÄTE.



[Zur Tafel: *Südwestafrikanische Waffen und Geräte.*]



1. *Schwert der Fan (Gabun).*
2. *Häuptlingsstock (Songo).*
3. }
4. } *Zieräxte (Ogowé).*
5. *Fliegenwedel (Bangala).*
6. *Dolch der Fan (Gabun).*
7. *Axt aus Westafrika.*
8. *Palmwein-Löffel (Lunda).*
9. *Schwert der Fan (Gabun).*
10. *Patronentasche (Lunda).*
11. *Speertasche (Lunda).*
12. *Halsband von Löwenzähnen (Gabun).*
13. *Geschnitzter Fetisch (Baluba).*
14. *Perlenhalsband (Gabun).*
15. *Perlenhalsband (Gabun).*
16. *Perlenbinde (Gabun).*
17. *do. do.*
18. *Idol (Ambriz).*
19. *do. (Congo).*
20. *do. Boma.*
21. *do. (Loango).*
22. *Idol (Mussabe).*
23. *Häuptlings-Kopfschmuck (Lunda).*
24. *do. Abzeichen (Baluba).*
25. *Geflochtener Teller (Angola).*
26. *do. do.*
27. *Geflochtenes Körbchen do.*
28. *Deckelkörbchen do.*

Nr. 1-6, 9-28 *Museum für Völkerkunde, Berlin;* Nr. 7 *Britisches Museum, London;* Nr. 8 Sammlung von Dr. Pogge.

[Zur Tafel: Südwestafrikanische Waffen und Geräte.]

1. Schwert der [illegible] (Bakuba).
2. Häuptlingsstock [illegible].
3. } Zeremonie [illegible]
4. }
5. Fliegenwedel (Bangala).
6. Dolch der [illegible] (Gabun).
7. Axt aus [illegible].
8. [illegible] (Kunda).
9. Schwert der [illegible] (Gabun).
10. Fetischfigur (Kunda).
11. Speer [illegible] (Kunda).
12. Halsband aus Löwenzähnen (Gabun).
13. Geschnitzter Fetisch (Baluba).
14. Perlenhalsband (Gabun).
15. Perlenhalsband (Gabun).
16. [illegible] (Gabun).
17. do. do.
18. Idol (Ambriz).
19. do. (Kuango).
20. do. (Kongo).
21. do. (Kuango).
22. Idol (Massabe).
23. Häuptlings-Kopfschmuck (Kunda).
24. do. [illegible] (Baluba).
25. Geflochtener Teller (Angola).
26. do. do.
27. Geflochtener Korb [illegible] do.
28. Deckelkörbchen do.

Nr. [illegible] Museum für Völkerkunde, Berlin, Nr. [illegible] Britisches Museum, London, Nr. [illegible] Sammlung [illegible]



Palmwein und endlich sogar eine eßbare Larve liefert, ist noch immer selten. Auf manchem Dorfplatz bildet er regelmäßige Haine, noch öfter kommt er, eine lebendige Kulturruine, auf den nur zu häufigen Wüstungen einstiger Dörfer vor.

Die Industrie der Westafrikaner, die in den geordneten Staaten nach westsudanischem Muster an Kasten oder Zünfte verteilt ist (in Abeokuta gibt es die fünf Hauptzünfte der Schmiede, Zimmerleute, Weber, Färber und Töpfer), steht im nördlichen Teil bis hart an die Küste unter östlichen, höheren Einflüssen und hat das eigenartig Negerhafte nur in engen Gebieten bewahrt, während sie im südlichen durch die europäischen Einflüsse viel von ihrer Eigenart verloren hat. Ausgezeichnet ist die Eisenindustrie der Jaunde im Hinterlande von Kamerun, deren große Schmelzhütten von weitem durch die spitzen Dächer kenntlich sind; sie ragt an einigen Stellen durch eine besondere Ausbildung der künstlerischen Ausstattung hervor, während sie an anderen tief steht. Dort kann man von einer wahren Kunstindustrie sprechen, indem eine große Anzahl von Gebrauchsgegenständen nicht anders als durch Holzschnitzerei (s. Abb., S. 334 u. 345), Perlstickerei, Guß- oder Schmiedearbeit verziert vorkommt. Die Lederarbeiten maurischen Stils sind vom Binnenland her eingeführt, werden aber auch in Abeokuta und anderen Negerstädten sehr schön gefertigt. (S. Abb., S. 321 u. 325, und die beigeheftete Tafel „Südwestafrikanische Waffen und Geräte".)



Messingstab der Aboni-Neger von Lagos. (Christy Collection, London.) Vgl. Text, S. 338.

Die dürftigen Anfänge einer Kunst sind oft gar sonderbar. An solchen Stellen, wo der Boden ganz kahl ist, machen die Babwenda am Kongo Ritze in den Boden, die einfach die Gestalt von Kreisen haben oder bestimmte Dinge, z. B. Räder, Wagen, Schiffe, die sie bei Stanleys Durchzug zuerst kennen gelernt haben, darstellen. In diese Ritze legen sie Steine, oft weit herbeigeholte, weil die Felsen meistens mit der mürben Masse des Laterits überdeckt sind. Die Künstler der Kongo- und Loangoküste werfen sich mit Vorliebe auf rohe Wandzeichnungen, gewöhnlich mit grellen Farben ausgeführt. In der Nähe der Küste sind es Darstellungen von Schiffen, Seevögeln, Dampfern und dergleichen, im Inneren tanzende oder ausgestreckte Figuren, von ihren Sklaven umgebene Herren, Palmen und dergleichen. In der Darstellung des Häßlichen übertrifft kein Volk diese Westafrikaner, die die Skulptur so sehr lieben, daß sie sich gar nicht genugthun können mit Fratzen und im Gegensatz zu den Ostafrikanern als Ahnen- und Schreckbild, Topf und Pfeifenkopf mit Vorliebe die menschliche Gestalt darstellen (s. Abbild., S. 39, 44 u. ö.). Um von ihrer Indezenz nicht zu reden, sind sie in der Mehrzahl brutal naturwahr oder höchstens ins Häßliche übertrieben. Dazu die Ungeschicklichkeit,

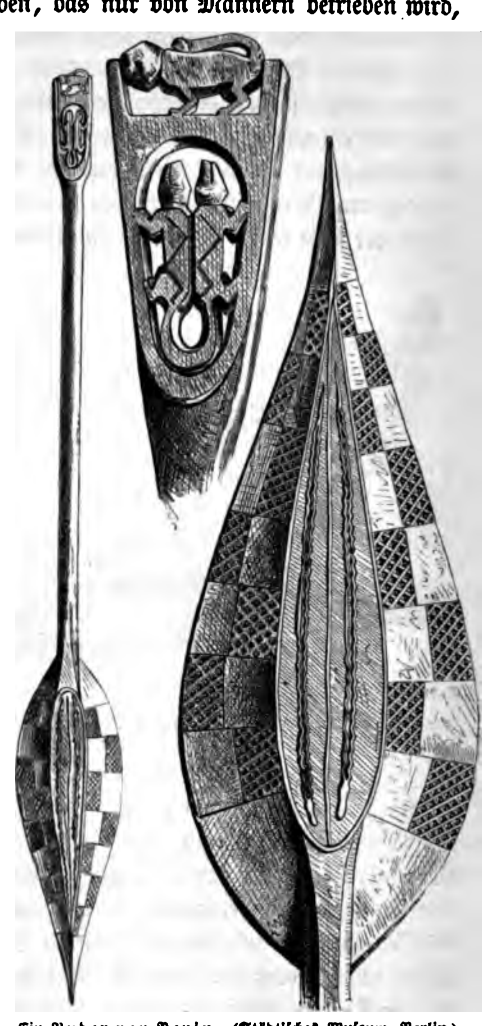


Geschnitzte Elefantenzähne: 1) vom Gabun. (Brit. Museum, London); 2) aus einem Tempel Westafrikas. (Christy Colloction, London). Vgl. Text, S. 332.

womit besonders die Götzenbilder gearbeitet sind. Das Einsetzen der Augen mit glänzend weißen Kauris oder Scherben von Porzellantellern, die Verschönerung des Bauches mit einem viereckigen Stückchen Spiegelglas sind so kindische Verunstaltungen, daß man darüber lachen könnte, wenn es sich dabei nicht um die Götter dieser Menschen handelte.

Am genießbarsten ist diese Kunst noch, wo sie sorgsam nachahmt oder kühn stilisiert, wie in manchen Tierdarstellungen. Nur ist man wohl berechtigt, gegenüber den großen, auf **Elfenbein** dargestellten figurenreichen Gruppen (s. nebenstehende Abbildung), die besonders die Bewohner der Loango- und Kamerunküste einst mit keinem anderen Werkzeug als einem spitzen Nagel anfertigten, europäischen Einfluß zu vermuten. Das Fratzenhafte tritt hier hinter dem Bestreben, natürlich zu sein, zurück, und man merkt, daß die Künstler vom Kongo und Gabun in ihrer roheren Alltagsarbeit Handfertigkeit genug erworben haben, um den Bestellungen der Europäer (die auf Elefantenzähne geschnitzten Figuren werden zu 1 Schilling akkordiert) mit Erfolg nachkommen zu können. Auch die in Elfenbein geschnitzten Einzelfiguren, dann die mehr geometrischen Ornamente an den Flötentrompeten, an Bechern, Löffeln und anderem zeigen oft nicht geringe Kunstfertigkeit und noch mehr Phantasie. Lieblingsmotive sind Eidechsen und Schlangen, sicherlich nicht ohne religiöse Nebenbedeutung (s. Abb., Band I, S. 69). Auch an den Waffen, vorzüglich den Stielen der Schlachtbeile, kommen mancherlei Verzierungen vor, die zeigen, daß hier in der That mehr als ein Zweig des Gewerbes von einem rohen Kunsttriebe befruchtet worden ist. Oft geht die Verzierung weit über den Zweck hinaus, so in den mit Perlen und Muschelschnüren verzierten Schlachtbeilen. In dem auf S. 337 abgebildeten, in Messing gegossenen Stabe der Mitglieder einer geheimen Gesellschaft der Aboni-Neger (vgl. S. 350) zeigt sich auch die **Metallindustrie** von der künstlerischen Seite. Es gehören dahin auch die einfachen eingegrabenen oder eingeschlagenen Arabesken in den Klingen der Streitäxte und breiten

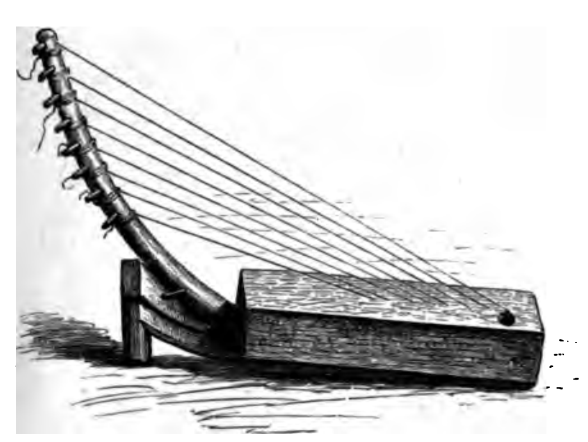
Messer, die übrigens ebenso die Schmiedekunst dieser Westafrikaner in einem guten Licht erblicken lassen. Das Gleiche gilt von ihren Dolchen. Ihre **Töpferwaren** zeigen gleichfalls Anläufe (s. Abbildungen, S. 335 f.), sind aber offenbar die schwächsten Erzeugnisse ihres Kunstgewerbes, wo nicht maurischer Einfluß veredelnd eingegriffen hat, wogegen ihre **Flechtwerke** (s. Abbildungen, S. 14, 330 u. 332) und **Gewebe** (s. die Tafel bei S. 52, Fig. 11) oft ebenso nett wie fest sind. Die Pflanzen, die das Material zum Weben, das nur von Männern betrieben wird, und Flechten liefern, sind in reicher Zahl und Mannigfaltigkeit an der Küste vertreten. Hauptsächlich verwendet werden die Fasern der Öl- und der Bambuspalme, der Pandane und der Ananas, an der Goldküste auch der wildwachsenden Baumwolle. Die Eingeborenen betrachten die gedruckten und weißen Zeuge, die ihnen der Handel zuführt, obgleich sie dieselben fast ausnahmslos tragen, immerhin als etwas Fremdartiges; denn sie halten noch jetzt darauf, bei Versammlungen (Palavern) von besonderer Bedeutung nur in afrikanischen Pflanzenzeugen zu erscheinen, deren Herstellung einst in größerer Blüte stand als heute. **Lopez** entwirft wunderbare Schilderungen von der Weberei der Anziques, wie sie aus Palmfäden die verschiedensten Gewebe herstellen, die er selbst dem Samt und Damast vergleicht. Diese Industrie ist ins Innere zurückgewandert (vgl. oben Text auf und Tafel bei S. 295) und heute auf die Erzeugung von Mützen für festliche Gelegenheiten und von Matten beschränkt. Rindenzeug wird vielfach, unter anderem im Hinterland von Batanga, getragen, wo auch Schnüre und Taue aus Rindenbast hergestellt werden.


Ein **Ruder von Benin**. (Städtisches Museum, Berlin.)

Abgesehen von den Fällen, wo das Material nicht mehr vorhanden, wie in der Elfenbeinschnitzerei, die einst bei den Dualla besonders geblüht haben soll, sehen wir ein Erlahmen der eignen Schöpferthätigkeit in der Kunst. Der europäische Einfluß hat keinen Ersatz geboten für den Verlust des Eigentümlichen, Ursprünglichen, Echten. **Bastian** stellt „die fratzenhaften, stillosen Idole aus der Küstenregion, wo die Eingeborenen durch jahrhundertelangen Verkehr mit den Europäern zu einem liederlichen Lumpengesindel heruntergekommen sind", einem Idol aus dem Lundareich mit einem Kopfschmuck entgegen, der an den als Ateph bezeichneten erinnert, und anderen Schnitzereien „in einem gewissermaßen ägyptischen Stil".

Von allen Industrien ist der **Schiffbau** und die Führung der Schiffe an den Küsten und Flüssen Westafrikas vielleicht die einzige, die durch den Einfluß der Weißen wesentlich gefördert worden ist, da die brandungsreiche Küste an manchen Strecken die Befahrung mit schwachen Booten geradezu unmöglich macht. Zwar spricht schon Lopez von Kähnen auf dem Kongo, die 200 Männer fassen, hebt aber die primitive Art des Ruderns ohne Zapfen und Klappe und

ohne Steuerruder hervor. Mit dem Sklavenhandel hängt die alte Entwickelung des Schiffbaues im Kongodelta zusammen. Die Bewohner des unteren Kongo waren nach Ladislaus Magyar vorzügliche Schiffbauer trotz ihrer einfachen Werkzeuge: „Schon manche von ihnen gebaute Schiffe sind, mit 400—500 Sklaven beladen, nach Brasilien und den Antillen abgegangen." Das Gebiet der Kongomündung machten bis vor wenigen Jahren die Mussorongo, ein Volk von Flußpiraten, unsicher, die kein unbewaffnetes Schiff ungehindert passieren ließen. Eine dem Anschein nach ganz diesen Küstenstämmen gehörige Erfindung ist die eines an der Angolaküste üblichen Doppelbootes, aus zweien zusammengebunden und mit der Höhlung auf das Wasser gelegt, so daß es aufwärts treibt wie eine Boje und nicht umschlagen kann. Es wird, wenn sich ein günstiger Moment zeigt, rasch in die See geschoben und durch schnelles Paddeln vor Ankunft der nächsten Welle aus der Brandung herausgebracht. Man setzt sich mit untergeschlagenen Beinen in die zwischen den Wölbungen der beiden Kiele bleibende Rinne vor den Neger, der seine breite Schaufel zum Rudern und Steuern verwendet. Die Kamerunleute bauen reichverzierte (s. Fig. 18 der Tafel bei S. 52) Einbäume für hundert Mann. Die seetüchtigen Kru der Küste von Oberguinea machen in einfachen Kähnen weite Fahrten an den Küsten, aber die regelmäßige Küstenschiffahrt wird hier überall heute wie vor 300 Jahren von Europäern mit schwarzen Mannschaften ausgeführt, unter denen die Kruleute vorzüglich geschickt, ja ganz unentbehrlich sind. Ärmlich sind die Kähne der Bewohner der inneren wasserarmen oder nur von reißenden Flüssen durchschnittenen Hochländer, spärlich die Fährstellen.



Eine Harfe der Bakalai. (Nach Du Chaillu.) Vgl. Text, S. 331.

Das schon oft betonte Handelstalent des Negers findet an der weitgestreckten Küste die ausgedehnteste Bethätigung. Der erste Kulturerfolg Stanleys und seiner Leute am unteren Kongo war die Gewinnung der Eingeborenen für Tausch und Trägerdienste. Ein Kenner wie Monteiro behauptet von den portugiesischen Küstenstrecken, daß der Handel trotz aller Missionare und sonstigen Menschenfreunde sich als das einzige Kulturmoment erwiesen habe. Von Benguella bis Senegambien sind überall bestimmte Völkergruppen die Träger dieser Thätigkeit, wobei sehr häufig den Weibern der innere Markthandel zugewiesen bleibt; in Dahomeh handeln überhaupt nur die Weiber, ebenso in einigen Landschaften des Togo-Hinterlandes. Wo dort die Haussa erscheinen, erhebt sich auch der Handel zu größerer Blüte und Würde, und die Reichsten und Fürsten betreiben ihn dort. Die Biheños von Benguella rüsten ganze Karawanen aus: einzelne sollen bei einem einzigen Handelszug 20,000 Mark umsetzen. Im Norden sind die Karawanen kleiner, die Wege auch kürzer; von Kamerun und Batanga gehen selten mehr als 12 zusammen, in der Regel Glieder Einer Familie. Die Beschränkungen des Sklavenhandels haben dem großen Handelsbetrieb, der fast ausnahmslos sehr gewinnreich war, ein Ende gemacht, einst berühmte Emporien, wie Bonny oder Kimbundu, sind verfallen, neue, wie Lagos und Nun (Akassa), stiegen empor. Die Abnahme der Elefanten, die rasche Ausrottung des Kautschuks, die Erschöpfung der Goldlager haben ferner das ihrige gethan, aber dafür ist der Einzelhandel um so mehr aufgeblüht, an dem immer selbständiger die Neger teilnehmen. Die portugiesischen Händler

in Kassansche und Malansche, die Ambakisten, Linguisten, und wie sonst die Zwischenhändler heißen, empfinden schwer die immer weiter um sich greifende Sitte der dortigen Neger, ihre Tauschwaren selbst Hunderte von Meilen weit nach der Küste zu tragen, auf eigne Faust Handel zu treiben. Die hier thätigen Bangala gehören zu den besten Handelsleuten unter den Negern, wie weiter im Norden die Leute von Batanga und Kamerun, von Altkalabar und Bonny. Nicht alle eignen sich allerdings gleichmäßig gut hierzu; die deutsche Loango-Expedition fand gerade in der Unmöglichkeit, Träger zu gewinnen, ein Haupthindernis rascheren Vordringens. Nirgends hat der Handel so tief in das Leben der Völker eingegriffen, besonders in die Gesellschafts- und Staatenbildung, wie hier. König Bell von Kamerun, ein rechter Kaufmannsfürst, der längs des ganzen Laufes des Mungo Handelsstationen unterhielt und damit das Gebiet kommerziell und politisch beherrschte, ist eine echt westafrikanische Erscheinung. In Salaga blühte der Handel mehr auf als in dem ebenfalls gut gelegenen und bevölkerteren Jendi, weil dort dem Kaufmann weniger Auflagen gemacht wurden. Solange der Sklavenhandel blühte, gab es sehr intime und feste Verhältnisse zwischen Negerfürsten und Händlern oder Schiffern. Jedes Negerdorf hatte einen Makler, der rasch an Bord kam, um wegen Sklaven, Gold und Elfenbein zu verhandeln, wenn ein Schiff erschien. Dieses setzte seine Reise von Ort zu Ort an der Küste fort, bis es seine Ladung hatte, die überall vorbereitet war. So entstanden die Würden eines Handelsvizekönigs, eines handelnden Premierministers und dergleichen.


Ein kupferner Armring, wahrscheinlich Tauschmittel. Von der Küste Westafrikas. (Ethnographische Sammlung, Stockholm.) Vgl. Text, S. 307.

Ein guter Typus der Küstenhändler sind die Dualla, die vor vielen Bewohnern dieser Küsten den großen Vorzug besitzen, zu arbeiten und zu erwerben, und zwar mit Ausdauer. Sie gleichen darin den Kru. Sie haben den Handel von und nach dem Inneren, soweit er über ihre Küste geht, nicht bloß mit Abgaben belegt, sondern denselben in ihre eignen Hände zu bringen gewußt, und beherrschen ihn nun mit einer Eifersucht, die ängstlich und durch jedes mögliche Mittel jede Spur von Wettbewerbung ausschließt. Sie sind eine Nation von Händlern, die auf engem Gebiet die gleiche Rücksichtslosigkeit und Monopolsucht erkennen läßt wie weltbeherrschende Handelsnationen. So stechen sie durch Wohlstand vor ihren Nachbarn hervor, zeigen aber im kleinen dieselbe Vernachlässigung des Landbaues und das gleiche starke Bedürfnis nach ausgedehntem Sklavenbesitz wie einst die Phöniker und Karthager. Durch ihre Weiber und Sklaven erzeugen sie kaum genug Bananen und Yams für ihren eignen Bedarf, und ihre Küste ist berüchtigt durch die Teurung der Lebensmittel. Von anspruchsvolleren Kulturen, wie Mais, Kaffee, Baumwolle, ist bei ihnen nicht die Rede. Fast alle Waren, die sie austauschen, beziehen sie aus dem Inneren. Die Neigung zum Monopolisieren ist allgemein. So wie die Süd-Bangala früher die Wege zum Kassai, suchten die Dualla die nach dem Benuë zu verlegen, jene mit Gewalt, diese durch Hetzereien und Ausstreuungen. Fourneau ging am Ogowé eine solche künstlich erregte Panik voraus, daß er nur verlassene Dörfer fand, und Kund suchte man in Kamerun beizubringen, Verkehr finde nur in der Trockenzeit statt. Am Benuë kam es vor, daß die Anwohner den Fluß durch Reusen den fremden Schiffen zu sperren suchten. Flegel sah eine große Bedeutung des Benuë mit Recht gerade darin, daß er die Monopole durchbricht. Entweder waren dann die Völker des Binnenlandes zu Umwegen gezwungen, wie Okwao vor seiner Unabhängigkeit gezwungen war, über Kumasi zu gehen, oder sie müssen Zölle zahlen und haben zu fechten, wie vor einigen Jahren die Bane des Kamerun-Hinterlandes gegen die Yenoa, wenn sie die Entrichtung verweigern. Dahomey verbot noch in den letzten Jahren das Reisen Fremder und ihre Erlernung der

Landessprache. Wer Auflagen erläßt, wie der weise Herrscher von Salaga, fördert am sichersten das Aufblühen des Handels. Wenige Stämme haben sich eine gewisse Unverletzlichkeit durch die Schrecken ihrer Zauberfetische zu vindizieren gewußt. „Von ihnen", sagt Bastian, „kann man natürlich nie darauf hoffen, irgend welche Auskunft zu erhalten, denn ihre ganze Politik geht darauf hin, den Verkehr möglichst in Dunkel zu hüllen." Also gleichen sie auch darin den alten Phönikern. Natürlich gehört dazu auch die Sage von Menschenfressern.

Der Hauptverkehr bei den Stämmen des Inneren findet bei Gelegenheit der Wochenmärkte statt. Am unteren Kongo, wo die Woche vier Tage hat, ist an jedem Tage an einem bestimmten Punkte Markt, dem der Marktmeister nicht fehlt. Die Besucher tauschen ihre Waren einfach aus oder benutzen blaue Bruchperlen als Zahlmittel. An der Küste sind natürlich diese kindlichen Tauschartikel der Perlen, Handspiegelchen ꝛc. längst entwertet und statt ihrer Branntwein, Gewehre, Baumwollzeuge begehrt. Wo starker Verkehr der Europäer herrscht, kursiert auch geprägtes Geld. Die einst am Kongo gültigen Kauri gehen dort nicht mehr, während sie im Nigergebiet noch die allgemeine Münze bilden. Der König von Kongo selbst ließ früher Kauri an der Küste von Angola sammeln. Am Bonny und im Hinterland von Kamerun gebraucht man als Zahlungsmittel hufeisenförmige Messingringe, ähnlich den nubischen Armspangen, aber selbst für Kinderarme zu eng, am unteren Niger waren einst dreieckige Eisenplättchen üblich. Zuweilen findet man Gesetze über die Zahl der Ziegen oder Rinder, die ein Privatmann besitzen darf, wie anderswo eine Regierung den Münzumlauf zu regeln sucht. Leider ist in zunehmendem Maße der Branntwein bei den mit den Europäern häufiger in Berührung kommenden Stämmen zu einem Tauschmittel geworden, das so ziemlich alles aufzuwiegen im stande ist, was die Neger liefern. Die Norm für manche Arten des westafrikanischen Handels, besonders aber für den in Elfenbein, bildet die Barre, ein nominell angenommener Wert, der vielleicht ursprünglich die bestimmte Länge einer Eisenstange ausdrückte, jetzt aber aus den verschiedensten Artikeln nach dem Übereinkommen beider Parteien zusammengesetzt wird. Im portugiesischen Gebiet setzt sich ähnlich die „peça", ursprünglich ein Stück Baumwollenzeug, aus diesem, dann aus Branntwein, Pulver und anderem in bestimmtem Verhältnis zusammen.

Der Handelsgeist dringt in die Familien, und das Kaufen der Weiber ist hier noch viel mehr Handelsgeschäft als bei anderen Afrikanern. Ihr durchschnittlicher Preis ist bei den Dualla 900—1200 Mark, oft aber, wenn ihre Väter angesehen sind, noch mehr. Sie gelten als völlig freies Eigentum der Männer, von welchen sie weiter verschenkt, verliehen oder verkauft werden können. Da sie aber der teuerste Handelsartikel sind, so geschieht dies nur in wichtigen Fällen, wie z. B. bei Friedensschlüssen zwischen feindlichen Stämmen oder als Buße für einen Ermordeten. Bei Ehebruch wird die Sühne darin gesucht, daß der Verführer zahlt oder, falls er dazu nicht im stande ist, daß er zum Sklaven des verletzten Ehemannes wird. Verbrennung ehebrecherischer Prinzenweiber samt ihren Verführern soll in Loango vorgekommen sein.

Das wirtschaftliche Element zieht sich so sehr durch alle Phasen des Familienlebens dieser Neger, daß man genau zusehen muß, um nicht zu glauben, daß die Familiengründung keinen anderen Zweck als Mehrung des Besitzes habe. Ein junger Mann, der in das arbeitsfähige Alter tritt, vermietet sich und sucht auf verschiedene Weise, die Kabinda oder Kru durch Seefahren, die Dualla und Bangala durch Handel, seinen Lebensunterhalt zu verdienen, von dem er soviel wie möglich ersparen wird. Sobald er genug besitzt, kauft er sich eine Frau und fügt, je reicher er wird, um so mehr Glieder seinem Harem zu. Jede dieser Frauen wird in dem Walde eine bestimmte Stelle ausroden und dort Maniok oder Erdnüsse pflanzen, die sie nicht nur selbst zu kultivieren, sondern auch auf den Markt zu tragen und zu verkaufen hat. Nicht jeder Ehemann wandelt ungestraft unter den Palmen eines so großen ehelichen Glückes. „In Okolloma",

erzählt Bastian, „führte mich mein Wirt trüben Sinnes durch die verschlungenen und gekreuzten Gänge seiner Wohnung, in deren innerstem Gemach er schlief. Er hatte Grund, sich sorgsam zu verschanzen, denn 20 erbitterte Feindinnen bewohnten seinen Hof, und mit Recht mochte er die Stunde verwünschen, wo sein Reichtum ihn verführt hatte, sich damit zu umgeben.“

Den fürstlichen Personen stehen auch in dieser Hinsicht sehr bedeutende Vorrechte zu. Ein Prinz von Loango konnte jedes Weib durch Verleihung eines Elfenbeinringes ehelichen und sich unreife Mädchen durch dasselbe Mittel für die Zukunft sichern. Ebenso durfte eine Prinzessin sich irgend einen Mann wählen, sofern derselbe kein Prinz und kein Weißer war und kein Menschenblut vergossen hatte. Auch wenn er Sklave war, wurden dann die Kinder der Prinzessin Prinzen. Ganz dieselben Rechte haben die Prinzessinnen in Akem. Sie können durch ihre Wahl Bauern zu Häuptlingen machen und ihren Gatten zwingen, früher geehelichte Weiber heimzuschicken.

Es liegen noch größere Reste von Frauenrechten in den Institutionen der Westküste. Die Kinder gehören der Mutter, sie erzieht sie fast allgemein; stirbt sie, so zahlt der Mann den Eltern seines Weibes heraus, um die Kinder zu behalten. Weibliche Herrscherinnen sind häufig. Bei wenigen Stämmen ist, wie bei den Ibo, die männliche Erbfolge bei sonst hoher Stellung des Weibes Gesetz. Eine Fanti-Königin wanderte im Streit um das Recht des Thronsessels aus, um ein eignes Volk zu gründen. Auch die Dschagga wurden von Königinnen beherrscht. Die eigentümliche Stellung der Lukokescha neben dem Muata Jamvo scheint westwärts auszustrahlen. Bezeichnenderweise kehrt die Lundasage von der Gründung des Reiches durch einen von außen gekommenen Jäger, der die Liebe der hier herrschenden Königin gewinnt, in mehreren Gegenden, so bei den Biheños, wieder. Die Stellung der Frauen wird noch erhöht durch das vielfach geltende Erbrecht der weiblichen Linie. Selbst der Thron des Königreichs Kongo, in das die Missionare nur für kurze Zeit eine andere Succession einzuführen vermochten, vererbte sich auf den Sohn der Schwester. Auch in dem vielberufenen Amazonentum der Weiber von Dahomeh ist ein gynäkokratischer Rest erhalten. Es beschränkt sich ja nicht auf die berühmte, von der Königin Dada befehligte Garde, deren Soldaten sich als Männer betrachten und kleiden, sondern die Weiber helfen regieren, beraten mit dem ersten Minister, dem Mingo, und der Königin steht über die Weiber das Recht des Lebens und Todes zu; auch dürfen sich nur ihre Söhne Prinzen nennen, und allen anderen Söhnen des Königs ist es bei Todesstrafe verboten, ihren Ursprung anzugeben.

Mit der Heirat steht in enger Verbindung die Absonderung der Knaben und Mädchen, die der Reife entgegengehen, in Hütten mitten im Walde (an der Zahnküste Grigri-Busch oder Zauberwald), wo sie unter ihresgleichen die letzte Erziehung erhalten, und wo die verlobten Mädchen oft bis zur Heirat bleiben. Die Knaben werden zuerst sehr streng gehalten, dann aber in die Lustbarkeiten der Männer eingeweiht, erhalten neue Namen, ernähren sich meist von Feld- und Gartendiebstählen, die sie unter Leitung ihres Führers ausüben, und geben vor, sie seien vom Waldgeist getötet und wieder erweckt worden. Waren sie noch nicht beschnitten, so erfolgt die Beschneidung beim Eintritt in den Wald. Die Leiter tragen wie die Fetischdoktoren und Totentänzer Blättermäntel und Masken (s. Abbildung, S. 52 unten, und die Tafel bei S. 52, Fig. 17), ganz ähnlich den Duk-Duk der Melanesier (vgl. Band I, S. 262), in Loango Federmäntel, die zu den interessanten Resten eines alten Kunstgewerbes gehören.

Sklaven bilden bei allen Westafrikanern einen wesentlichen Bestandteil des Haushaltes und zugleich bei den Häuptlingen die Grundlage der Macht; sie verrichten besonders jenen Teil der Arbeit, der nicht ins Handelsfach schlägt. Sie wohnen oft in besonderen Dörfern (Ninga-Dörfer in Kamerun) und erfahren gewöhnlich keine harte Behandlung. Aber ihre Eigenschaft als „Sache“ wird von ihren Herren so konsequent aufgefaßt, daß sie, wenn die Notwendigkeit eines Menschenopfers eintritt, kaltblütig hingeschlachtet werden. Die Reisenden erzählen auch

daß Häuptlinge, denen es nicht gelingt, fremden Stämmen Menschen wegzurauben, heimlich einigen ihrer eignen Sklaven die Köpfe abschlagen lassen, um dieselben als Trophäen heimzubringen; denn „du nicht Mann töten, du Kind sein" ist der schwerste Vorwurf, der sie treffen kann. Bei dieser Sucht, harmlose Fremde zu töten, wird selbst der Krüppel nicht geschont. Die großen Sklavenjagden sind bis heute in Dahomeh eine feste Einrichtung, sozusagen eine Lebensäußerung des Staates, und bis in die letzten Jahre sind von hier Sklaven ausgeführt worden.

Die Staatenbildung hat zu unserer Zeit in diesem Gebiet viel seltener als im Osten des Erdteils einen großen und dauernden Charakter angenommen. An einzelnen günstigen Stellen haben sich Eroberer zu Herrschern über weitere Gebiete aufgeschwungen, ihre Macht war aber immer vergänglich; noch heute besetzen kühne Räuber ein Dorf auf einer begangenen Handelsstraße und dehnen nach Art der Raubritter ihre Macht aus. Wie erstaunten die Franzosen, als sie in dem gefürchteten Murgula, von dem die ganze Landschaft Birgo ausgesaugt ward, ein elendes Räubernest fanden. Dies war offenbar etwas anderes in der voreuropäischen Zeit, aus der die Trümmer viel mächtigerer politischer und sozialer Organisationen erhalten sind, als die Gegenwart aufzuweisen hat. Pomphafte und grausame Negerreiche, wie Benin, Dahomeh oder Aschanti, bieten in ihrer Umgebung politisch desorganisierter Stämme manche Vergleichspunkte mit dem alten Peru oder Mexiko. Der streng gesonderte Erbadel der Mfumu, dem hauptsächlich die Distriktsverwaltung oblag, und daneben der aus Kindern und Enkeln der Prinzen, verdienten oder begünstigten Hofbeamten, treuen Vasallen gebildete, vergänglichere Standesadel, denen beiden fest umgrenzte Privilegien zur Seite standen, bildeten in Loango starke Säulen des Herrschertums. Selbst die dynastische Tradition zeigt in ihrer Unbestimmtheit die heutige Lockerung des Staatsgedankens. Zur Sicherung der Überlieferung trägt es wenig bei, wenn bei den Namen großer Vorgänger geschworen wird, oder wenn die Könige von Waidah immer nur in ihrem alten Stammsitz gekrönt wurden, auch nachdem er längst verloren war.

Wie die Eroberungen der Dschagga an der südwestlichen Küste ziemlich spurlos vorübergehen mußten, da sie auf keine kraftvolle, dauerhafte Organisation basiert waren, so sind die anderen Völkerwellen nach kurzem Wallen wieder in sich zusammengesunken, und nach ihnen sind auch jene christlichen Kongokönige verschollen, von denen die alten Portugiesen ganze Dynastien aufführen. Kapitän Elliots Expedition von 1883 im Kuilu-Niadi-Gebiet begegnete keiner größeren politischen Organisation; so konnte die ganze Provinz ohne Kampf und mit geringen Opfern an Geschenken erworben werden, und im ganzen Kongobecken haben eigentlich nur die Fremden, nämlich die Araber, der Gründung einer europäischen Kolonie nachhaltigen Widerstand geleistet.

Vor der Zeit ausgedehnterer europäischer Besitzergreifungen an der Guineaküste, und ehe sich aus dem Inneren her größere Reiche, wie vor allem Dahomeh, an die Küste vorgeschoben hatten, zählten die Geographen an ihr eine lange Reihe von Königreichen und Republiken mit meist minimalen Gebieten auf. Sie wiederholten in kleinerem Maße die Staaten der Loangoküste und waren in noch höherem Grade als diese vom Handel beeinflußt. Ja, man darf wohl sagen, daß sie in den meisten Fällen dem von den Europäern meist etwas zu voreilig anerkannten Wunsch entsprungen waren, sich unabhängig von den Nachbarn rechts und links und an der Küste am Handel zu beteiligen. Die Geschichte der Gold- und Sklavenküste lehrt, daß die europäischen Mächte es auch häufig genug in ihrem Interesse fanden, diese Ansprüche zu unterstützen; bestanden doch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts 40 Forts und befestigte Faktoreien der Holländer, Engländer, Dänen und Portugiesen allein an der Goldküste, alle ohne eignen Machtbereich, angewiesen auf die Freundschaft naher Kleinkönige.

Hauptattribut des **Häuptlings** ist der Thronsessel (s. Abbildung, S. 27). Beim ersten Empfang der Portugiesen (1491) in seiner Hauptstadt hatte der König von Kongo seinen Elfenbeinthron, der mit geschnitztem Holzwerk an den Lehnen verziert war, auf einem hohen Gerüst errichten lassen, so daß er überall von der unermeßlichen Versammlung gesehen werden konnte. Von seinen Schultern hing ein Roßschweif, das Zeichen der königlichen Würde, und sein Haupt bedeckte eine aus feinem Palmenbast geflochtene mitraartige Mütze. Daneben gibt es manche Tracht- und Schmuckmonopole. Oft steht nur dem Fürsten und den Prinzen der Sonnenschirm und das Recht zu, in Hängematten getragen zu werden und in Schuhen zu gehen. Dem Adel Loangos waren Elfenbeinschmuck, Schulterkleider, die feinsten Matten und Mützen vorbehalten. Eine Spielart des spanischen Pfeffers durfte nur er genießen. In Dahomeh waren Stühle und hölzerne Thüren dem Volke verboten. Der König von Akkra trägt bei Festen noch heute einen nur ihm zukommenden spitzen Hut aus Antilopenfell und eine Feder darauf; auch die Priester



Geschnitzte Holzstühle aus dem Niger-Benue-Gebiet. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/8 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 337.

tragen einen ähnlichen Hut aus Rindsfell, worauf ein Stückchen Fell von derselben Antilope befestigt ist. In Loango sprechen noch heute die „höheren" Einwohner die Sprache des Landes unter Zumischung besonderer Worte und mit einem eignen Tonfall. Vergessen wir nicht eines der wirksamsten Attribute eines westafrikanischen Fürsten, den Stab, mit dem bewaffnet der Fürst von Akem nachts auf die Straße geht, um spät ausgehende Unterthanen heimzutreiben. Welch anderes Bild gewährt das Erscheinen dieser Könige unter den heutigen Umständen! Jetzt schmücken sich die Könige mit Vorliebe mit dem Abfall der europäischen Trödelkrämer, und die Reste ihrer Insignien stehen in schreiendem Widerspruch zur Ärmlichkeit ihrer übrigen Umstände. Verhältnismäßig würdig ist noch das Auftreten eines der Sprosse der Kongokönige in San Salvador, der außer dem tief herabhängenden Lendentuch ein weißes Hemd zur Bedeckung des Oberkörpers trug, um den Hals ein silbernes Kruzifix hing und in der Hand ein Schwert hielt. Bastians Begleiter begrüßte diesen Mann nach dem Hofzeremoniell als einen Prinzen königlichen Blutes, indem er, auf den Knieen liegend, dreimal mit der Stirn den Boden berührte und sich Kopf und Gesicht mit Staub einrieb, ehe er die Bewillkommnung verdolmetschte. Die früher übliche Beleckung der Fußsohlen ist abgeschafft.

Im Süden klingt in Sage und Sitte der Dynastien die Lunda-Tradition und von der anderen Seite die junge Macht der europäischen Kolonie herein. Die Gründung des Reiches von

Bihé und der portugiesischen Herrschaft wird folgendermaßen erzählt. In die schöne Tochter des Häuptlings — in diesem Gebiete ist der dann von den Portugiesen verallgemeinerte Titel Soba üblich — von Bamba verliebte sich der auf einem Jagdzuge dahin gekommene Bihé, ehelichte sie, unterwarf das Volk ringsum und gründete den noch heute nach ihm genannten Ort. Ein Teil des Volkes von Bamba wanderte herzu, Bihé hatte großes Gefolge mitgebracht, und so entstand ein neues Volk. Ein Nachfolger Bihés verkaufte seinen Bruder Cangombi nach Loanda, wo derselbe Lieblingssklave des Gobernadors wurde. Darauf verschwor sich ein Teil des Volkes von Bihé und sandte nach Loanda, um Cangombi loszukaufen; sein Herr nahm aber kein Lösegeld, sondern sandte ihn mit Geschenken und unter portugiesischer Begleitung nach seiner Heimat. So kamen die Portugiesen nach Bihé. Cangombi stürzte seinen Bruder, und als er später noch einmal in das Land eindringen wollte, übergab jener ihn den Ganguella zum Aufzehren. Dies soll sich vor drei oder vier Generationen ereignet haben.

Der Häuptling ist von einem Rat umgeben, dessen Glieder aus den Adligen oder Dorfhäuptlingen genommen werden. Manchen umgeben Edle, die seinen Speichel aufsammeln und hinaustragen, ein eigner Stuhlträger und ein Narr, der die Umgebung der Palasthütte rein zu halten hat. Vor allem lastet auf dem Häuptling die Kette des „Tschina“, der an das polynesische Tabu erinnernden Hoheit, die bei den Loango auch dem Adligen verbietet, an einem rings von Wasser umgebenen Orte, sei es Insel oder Schiff, zu schlafen oder gewisse Flüsse zu überschreiten. Mancher durfte nur bei Nacht seine Wohnung verlassen, nicht das Meer, kein Pferd, keinen Weißen sehen. Er war ein armer Gefangener, mit dem nur sein sichtbarer Stellvertreter und drei der Ältesten, den Rücken ihm zuwendend, verkehren durften. Wie auch sonst bei Negern, erfährt das Volk nichts von dem Tode des Häuptlings; sein Leichnam verwest in der Hütte, worauf die Knochen in oder bei den Hütten begraben werden. Es folgt das bekannte Interregnum (vgl. oben, S. 60) voll Gesetzlosigkeit. Die Zauberer machen jemand ausfindig, der den Tod herbeigezaubert hat und deshalb natürlich ermordet wird. Die Ältesten aber haben unterdessen den rechtmäßigen Thronerben gefunden, nun jagt eine Schar auf einer Seite eine Antilope, welcher der Kopf abgeschnitten wird; eine andere Schar schneidet auf der anderen Seite dem ersten Menschen, den sie trifft, ebenfalls den Kopf ab. Mit beiden Köpfen zaubert dann der Medizinmann, um dem Regierungsantritt seine Weihe nicht fehlen zu lassen. Der Hauptgattin kommt bei manchen Stämmen das Recht der Erbfolge zu, bei anderen nimmt sie eine der Lukokescha von Lunda ähnliche Stellung ein.

Da die Guineaküste seit 1445 die am häufigsten von europäischen Schiffen besuchte Küstenstrecke Afrikas war, fließen die Nachrichten über die dortigen politischen Verhältnisse besonders reich. Trotz der Verwüstung der Menschenleben in Kriegen, Sklavenhandel und Menschenopfern herrschte nirgends unbeschränkter Despotismus. Aschanti war unter seinen ersten Königen so frei, daß Bowditch annimmt, das damals schon despotische Dahomeh habe näheren Verkehr abgelehnt, um seinem Volk keine Gelegenheit zu geben, die Freiheit Aschantis kennen zu lernen. Die Tradition Aschantis läßt den Gründer des Reiches, Sai-Totu, die Macht in Kumassi und den Nachbarstädten konzentrieren und in den letzteren Häuptlingen übergeben, die nur zur Anwesenheit bei gewissen Festen in der Hauptstadt verpflichtet waren. Später nahm am Hofe Aschantis eine große Zahl von Höflingen die Stellung von Vertretern und Verwaltern der unterworfenen Bezirke ein, die sie meist nur besuchten, um Tribut einzusammeln. Sie waren dabei gewissermaßen verantwortlich für das Betragen der eigentlich regierenden einheimischen Herrscher. Bowditch hebt die Ähnlichkeit dieses Systems mit dem persischen hervor, wie Herodot es beschreibt. Neben diesen nahmen die wichtigsten Stellen die Häupter der Spionage und der geheimen Polizei ein. Wenn vor einem Aufstand der Mohammedaner in Dahomeh, der 1855 drohte, in kürzester Zeit 3000 Personen kurzerhand beiseite geschafft wurden, so sind es die gefürchteten „Königsleute“, Ausspürer

und Hinrichter, die ihr unermüdliches und rücksichtsloses Wirken für den Staat auf einer durchgebildeten Spionage aufbauen. Es ist anerkanntes System in Dahomeh, jedem Vertreter des Königs (gewöhnlich avogado genannt) einige Spione zuzugesellen. Spione beaufsichtigen den Verkehr zwischen Europäern und Leuten von Dahomeh, und die Kaufleute in Waidah (Whydah), dem Küstenplatz von Dahomeh, hüten sich daher, Unterthanen des Königs in ihre Dienste zu nehmen. Der Neger läßt sich im Leichtsinn und in der Heftigkeit oft zu Scheltworten auch gegen seine Oberen hinreißen, aber in Dahomeh ist jeder unwiederbringlich verloren, wer das Geringste gegen den König spricht oder unternimmt. Auf diese Art ist es gelungen, hier eine kompakte Macht, die in ganz Westafrika vom Senegal bis zum Kunene nicht ihresgleichen hat, jahrhundertelang aufrecht zu erhalten, während im Kamerungebiet, wo noch vor zehn Jahren nur zwei Handelskönige, Bell und Acqua, über alle Dualla herrschten, in kurzer Zeit eine Reihe von Unterhäuptlingen sich auf die Höhe schwang, „wo Fürsten stehen".

Überall griff das Volk gelegentlich in die Regierung mit ein, und in den meisten Staaten hatte es einen herkömmlichen Anteil daran. Die Eweer werden von einem König regiert, dessen Macht durch einen Rat der Ältesten seiner Hauptstadt eingeschränkt ist. Gesetze müssen auch dem Ältesten der anderen Städte und endgültig sogar dem ganzen Volk vorgelegt werden. In den Städten gibt es ein vollständiges Rats- und Gerichtskollegium mit einem Häuptling an der Spitze, in den Dörfern nur einen Ältesten der Familie, auf deren Grund das Dorf erbaut ist. Amaku an der Goldküste, wo 1787 die Franzosen eine Niederlassung gegründet hatten, gibt ein Beispiel dessen, was man dort Republik nannte: Das ganze Volk entschied die allgemeinen und auswärtigen Angelegenheiten in großen Palavers, während die einheimischen Angelegenheiten von Kaboschiers oder erblichen Dorfhäuptern geordnet wurden, die sich gewöhnlich durch den Handel bereichert hatten und von den Kaufleuten abhängig waren. Der König war nur eine historische und religiöse Ehrenperson. Die Kaboschiere besorgten allein die ganze Abtretung 1786 an Frankreich. Als der König Sai Quamina von Aschanti nicht auf den Wunsch der Hauptleute in sein Reich zurückkehrte, sondern im benachbarten Dwabin blieb, wurde er in bestimmter Form, die einen gesetzlichen Schein hatte, abgesetzt, sein Bruder „auf den Stuhl" gesetzt und jenem Weiber und Sklaven gesandt, mit denen er sich in den Wald begeben mußte, um sich ein einsames Dorf zu bauen. Dieser Bruder regierte übrigens nur einige Tage. Wenn als vollkommen monarchisch die Inselstaaten der Bissagos im Gegensatz zu den Oligarchien der Nachbarvölker geschildert werden, so hat man an erworbene Vorzüge von vorübergehender Natur zu denken, wie der Oberkaboschier von Amaku seine Würde, die über sein Dorf hinaus ihm Ansehen verschuf, durch Eroberung dieses Ortes durch seine Voreltern besaß. Es gab Gebiete, wie das in viele Bezirke zerfallene Timmené-Land hinter Sierra Leone, wo überhaupt keine Autorität bekannt war. Mayosso, wo Bohse 1882 ein Palaver mit den Häuptlingen hielt, scheint nur ein historischer Platz, kein politischer Mittelpunkt zu sein.

Die Autorität der Herrscher und damit der politische Zusammenhang dieser Länder schwächt sich naturgemäß mit Ausdehnung des legitimen Handels; dadurch wird es jedem Privatmann möglich, Reichtum und Einfluß zu erwerben. Jetzt macht sich jeder unabhängig, der Pulver und Gewehre erwerben kann, und die königliche Würde wird noch bedeutungsloser, wenn sie niemand annehmen will, um sich nicht den lästigen Zeremonien zu unterwerfen.

Die endlos wiederkehrenden Besprechungen und Beratungen des Häuptlings und seiner Großen haben an der Küste den berüchtigten Namen Palaver (in älteren Schriften „Kabale"). Palaver heißt hier jede Besprechung, jeder Rat, den einige abhalten, und davon abgeleitet auch der Streit, der darin beigelegt wird. Am gefährlichsten ist das Zauber-Palaver, wobei die häufigen Hexenprozesse verhandelt werden, am beliebtesten, wie anderwärts, das Branntwein-Palaver.

Bei straffer sozialer Organisation, wie sie früher im Kongolande bestand, wurde unlösbarer Streit zwischen zwei Adligen durch Kampf entschieden, nachdem eine zwischen ihnen aufgestellte Fackel verbrannt und damit die Zeit der Sühne abgelaufen war.

Bei der Häufigkeit der Geldstrafen und der Habgier dieser Völker ist die Unsitte sehr allgemein verbreitet, mit einer gewissen herkömmlichen Launenhaftigkeit eine Menge von kleinen Vergehen oder Versehen zu strafbaren Verbrechen zu stempeln. Bei einigen Völkern, wie den Biheños und den Kioko, ist die Unsitte, Mukano und Milonga genannt, zu einer außerordentlichen Belästigung besonders der Fremden geworden. Die Phantasie der Neger ist unerschöpflich in der Erzeugung von Gründen für Mukano. Auch ist die Strafe auf das willkürlichste übertragbar, so daß ein Karawanenführer für ungesühnte Mukanos seiner Vorgänger aufkommen muß. Stirbt jemand, der Mukano schuldete, so wird der, der arglos die Wohnung desselben betritt, mit dem Mukano des Verstorbenen belastet. Die häufigste Gelegenheit zu Mukano geben wirkliche oder vermeintliche Ehebrüche, zu denen die demoralisierten Neger auf den Handelsstraßen von Bihé und Kimbundu ihre Weiber anhalten, um Grund zu Erpressungen zu gewinnen.

Die Staatseinnahmen reduzieren sich seit Aufhören des Sklavenhandels auf ein Geringes aus Zöllen und Platzmieten (die „Hulks" der europäischen Händler im Kamerunfluß zahlen an die Negerhäuptlinge des Gebietes, vor dem sie liegen, eine jährliche Abgabe), wo Handelshäuser vorhanden sind, aus Strafgeldern. Bei den Jagd- und Ackerbauvölkern des Inneren erhält in der Regel der Häuptling von seinen Unterthanen Bier und Palmwein, Elefantenzähne, Löwen- und Leopardenfelle sowie das rechte Hinterteil jedes Stückes Wild.

Die Exogamie tritt vereinzelt oder in Spuren auf, sie trifft nur Höhere in Loango, wo alle Prinzen als Geschwister galten und daher nur außer Landes ebenbürtig heiraten konnten. Sie kommt als ausgesprochene Volkssitte zwischen den Mpongwe des Gabun und den Orungu am Kap Lopez vor. Die Abgrenzung bestimmter Handelsgebiete durch primitive Handelsverträge ist von den Dualla zu konstatieren. Die Tangwane des südlichen Kamerungebietes durften nicht bis an den Sannaga gehen, sondern nur bis in das Land des Häuptlings Tschinga. Konföderationen zu aggressiven Zwecken sind noch Stanley im Kongogebiet begegnet. Kriege werden nicht immer vom Zaune gebrochen. Oft gehen Verhandlungen vorher, wobei die Parteien, um nicht in der Hitze aufeinander loszufahren, eine Linie von Baumzweigen zwischen sich bilden, die nicht überschritten werden darf. Bei den Loango bedeutete eine brennende Fackel, die gesandt wurde, Krieg. Ausgedehnte Grenzöden, unbewohnte Wälder von 6—10 Meilen Breite isolieren und schützen die Staaten und hegen reiche Jagd.

Die Hochhaltung gewisser Tiere, z. B. des Leguans in Bonny, des Hais, dem früher Kinder geopfert wurden, in Altkalabar, deuten auf alte Totems. So sind die Stämme der Aschanti, Fanti, Warsau, Akim, Assin und Aquapim nicht bloß durch eine Sprachgemeinschaft verbunden, die schon Bowditch als über die Ähnlichkeit der Mundarten des Altgriechischen hinausgehend bezeichnet, sondern ebenso innig umschlingt sie das Band einer gemeinsamen Stammes-Organisation, die als Ureigentum dieser Stämme von der Sage bezeichnet und durch den gegenwärtigen Zustand bestätigt wird. Es gibt zwölf Stammesfamilien, deren Mitglieder bunt durch diese Stämme, wie sie auch räumlich voneinander entfernt und politisch getrennt sein mögen, verbreitet sind. Es sind die Aquonna (Büffel), Abrotu (Kornhalm), Abbradi (Pisang), Essonna (Wildkatze), Annöna (Papagei), Yoko (Rote Erde), Intschwa (Hund), Abadie (?), Appiadie (Diener), Tschwidam (Panther), Aguna (Ölpalmenhain), Dumina (?). In den einzelnen Familien findet man Aschanti neben Fanti, Akimleuten oder Angehörigen anderer Stämme. Vielleicht haben übrigens nicht alle die gemeinsame Abstammung zur Grundlage, sondern die Dienenden dürften eine unterworfene Klasse sein, so wie die Ölpalmensippe die Handelsleute umschließt: in sie wurden

die Portugiesen aufgenommen. Die vier Sippen Aquonna, Essonna, Intschwa, Tschwidam werden als die alten und edeln angesehen. In Angola muß der Erleger eines Krokodils die Gallenblase an den nächsten Häuptling abliefern, und dieser vergräbt sie mit zersetzenden Kalkzuthaten an einem abgelegenen Orte. In Loango hält man auch die Leopardengalle für giftig, und der Leopard gilt in Dahomeh als eine Art heiliges Tier. Dahomeh- und Aschanti-Stämme nennen sich nach Tieren wie die Stämme der Betschuanen. Und diese Anknüpfung an die lebendige Natur steigt bis zu den kleinsten Tieren herab. Buchholz fand öfters an der Goldküste, am Fuße der Termitenhügel Lehmpuppen, Mann und Frau, die mit besonderen Wurzeln, Kohlen und anderen Dingen umlegt waren (vgl. oben, S. 44).

Die Gottesgerichte der Westafrikaner haben durch ihre weite Verbreitung und die bei ihnen zur Anwendung kommenden heftigen Giftstoffe eine traurige Berühmtheit erlangt. Um einen Schwur abzunehmen, läßt der Priester die Parteien das bittere Wasser trinken, das den Meineidigen töten wird. Dieses bittere Wasser enthält am unteren Kongo das Extrakt der Nkassarinde, mit einem sehr heftigen Herzgift. Die Mutterpflanze dürfte eine Asklepiadee sein. Die sehr ungleichmäßigen Wirkungen erklären sich nur dadurch, daß die brechenerregende Wirkung so rasch eintritt, daß der Stoff oft sofort wieder aus dem Magen entleert wird. Oft stürzte die Gegenpartei schon bei den ersten Zuckungen auf das Opfer, um es mit Messern zu zerfleischen. Angola-Stämme durchbohren den Leichnam mit einem spitzen Pfahl. Zur Verstärkung des Gottesurteils dient ein Schwur, der nur bei dieser Gelegenheit geschworen wird und sich entweder auf die Familie des Schwörenden oder das Volk im ganzen bezieht. Um Selbstmord durch Verschlucken der Zunge zu verhindern, durchbohren die Dahomeher ihren Gefangenen von rückwärts die Wange oder binden ihnen ein Holzkreuz auf die Zunge.

Bei diesen Schwüren und anderen großen Gelegenheiten, die die Mitwirkung der Priester erfordern, wird auch Zauber mit menschlichen Körperteilen getrieben, der unmerklich in Menschenfresserei übergeht. Serpa Pinto erzählt von einem Feste, das der Häuptling von Bihé dann und wann veranstaltet, und wobei von fünf Menschen die Körper, ohne Köpfe, verzehrt werden, und zwar mit Ochsenfleisch zusammen teils gebraten, teils gekocht. Bei den älteren Portugiesen, bei Zucchelli und anderen erscheinen eigentlich alle Bewohner Benguellas und Angolas als Anthropophagen — es werden auch schon die hölzernen Menschenfleischgabeln erwähnt — besonders werden aber die „Giaghi" als solche bezeichnet, die man an dem kahlen Scheitel, den gefeilten Zähnen und den drei Wangennarben kannte. Die Anthropophagie wird auch den Kissama, südlich vom Koanza, nachgesagt. Daß die Leute am unteren Kongo Kannibalen sind, ist vielfach behauptet, aber nie bewiesen worden; daß es weiter im Inneren Westafrikas noch Menschenfresser gibt, ist sicher. Auch wo man aus neuerer Zeit keine streng beglaubigten Fälle von Kannibalismus unter diesen Völkern mehr zu verzeichnen hat, deuten kannibalische Sitten an, daß er sich im geheimen forterhält. Wir erinnern daran, daß bei den Kamerun-Stämmen ein neuer Häuptling, der die Erbschaft seines Vorgängers, meist seines Vaters, antritt, nicht eher für voll in seiner Würde gilt, als bis er einen oder mehrere Männer, sei es offen oder meuchlings, umgebracht und deren einzelne Körperteile, selbst die Eingeweide, unter die Verwandten und die benachbarten Häuptlinge verteilt hat. Schädel unglücklicher Opfer werden aufbewahrt, um bei Erinnerungsfesten zu paradieren, ihre Gräber zu schmücken oder als Trinkbecher (s. Abb., Bd. I, S. 120) zu dienen. Bei den Mpongwe werden in Miniaturhäusern, zwischen oder hinter den Wohnhäusern ein Paar Kisten mit Kalk oder Ocker aufbewahrt, womit sich der Besitzer zum Schutze gegen Gefahren die Haut einreibt, so oft er sich auf die Jagd, den Fischfang oder auf eine Reise begibt; gewöhnlich enthalten sie aber auch noch die Schädel von Vorfahren

oder Anverwandten. Kommt ein Gast ins Haus, so kratzt der Eigentümer ein wenig Erde von dem Schädel ab und mischt sie unter die Nahrung, die er ihm vorsetzt, in der Meinung, daß er ihm gewogener werde, wenn ein Teil der Substanz seiner Vorfahren in ihn übergehe. Menschliche Schädel und Kinnladen gehören zu den beliebtesten Ornamenten.

Geheimbünde spielen an der Küste von Oberguinea wie auch im Süden eine große Rolle. Wir begegnen ihnen schon in alten Überlieferungen der Bunda, die der verwüstenden Menschenfresserei ein Ende setzen lassen durch den Bund der Büffeljäger (Empacasseiros der Portugiesen), aus dem ein ganzes neues Volk erwuchs. Im vorigen Jahrhundert spielte in Benin der Bund der Aboni oder Ogboni (vgl. S. 338) eine große Rolle, der seine Glieder durch Trinken von Menschenblut weihte, sie mit furchtbaren Eiden band, bei Todesstrafe jedes Eindringen Fremder verbot und durch Todesbefehle, die seine Glieder stumm ausführten, eine wahre Schreckensherrschaft übte. Es ist ein Ausläufer der Niengo-Gebräuche, wenn bei dem Parra-Parra-Fest der Dualla, einer Reihe von Ringkämpfen zwischen zwei Gemeinden, die Kämpfer in dem „Niengo"-Kostüm erscheinen, das sie vor jeder feindseligen Behandlung schützt: ein weit abstehender Gürtel von trockenen Palmblättern und eine Frisur, die das Haar in einen einzigen, aufrecht stehenden Zopf zusammenfaßt. Die Ringkämpfe finden nach bestimmten Regeln statt und werden von Sekundanten überwacht, die bei der leisesten Verletzung der Kampfregeln einspringen. Die Weiber, die aus den Bünden der Männer ausgeschlossen sind, bilden ihrerseits Geheimbünde; die weibliche „Freimaurerei" der Njemba hat sich dem Männerbunde der Nda gegenübergestellt.

Die Völker der westafrikanischen Küste gehören zwischen den Hottentotten und den Bewohnern der großen Wüste den zwei großen Sprachgruppen der Neger an. Vom 21. Grad oder der Mündung des Ngab-Flusses bis zu dem Schnittpunkte des 4. Parallelgrades mit dem innersten Winkel des Meerbusens von Guinea wohnen die Angehörigen der Bantu, von hier an westwärts bis zum Senegal die bunte Reihe der „Sudanneger". Wir haben die viehzüchtenden Ovaherero im äußersten Süden kennen gelernt (s. Seite 142), das einzige der westafrikanischen Negervölker, das die Viehzucht in vollständig ostafrikanischer Weise an die Küste getragen hat. Wir haben dessen Nordgrenze überschritten (s. Seite 211), die zugleich die Südgrenze des von hier an vorwaltenden Ackerbaues ist, und haben in den Ovambo das südlichste der westafrikanischen Ackerbauvölker geschildert. Ovambo wie Ovaherero zeigen innige Beziehungen zu östlicheren Verwandten; im Rücken beider bewohnen Buschmänner weite Gebiete. Nun überschreiten wir den Kunene und sehen uns unter Völkern, die bis zur Nordgrenze eine Summe gemeinsamer Merkmale der mittelafrikanischen aufweisen. Tättowierung tritt uns entgegen, Ledertracht hört zugleich mit der Viehzucht auf, Ackerbau und eine bei den Ovambo bereits sich ankündigende höhere Entwickelung der Handwerke stellt sich ein, verkörpert im Webstuhl, im sorgsameren Hüttenbau, in feinerer Arbeit an den verschiedensten Gegenständen, besonders auch den Bogen und Pfeilen, die aber immer erst nach dem Inneren zu sich frei entfaltet, da sie an der Küste dem Gesetz der Zersetzung durch die höhere Kultur verfällt. Und bald begegnen wir, in Angola und am Kongo, auch größeren Staatenbildungen, die teilweise allerdings erst unter dem Einfluß des regen Sklavenhandels zur Entwickelung kamen.

Eine große Dialektverwandtschaft innerhalb der allgemeinen Zusammengehörigkeit der Bantu umschließt die Stämme der portugiesischen Provinzen Benguella, Mossamedes und Angola und die Bewohner des unteren Kongo-Beckens bis zum Dandeh. Sie sind Glieder der Bunda-Gruppe. Man nennt sie auch Angola, weil in Angola das Kimbunda Lingua Geral geworden ist, nachdem schon vor bald drei Jahrhunderten Wörterbücher darüber in Lissabon herausgegeben und es zur Missions- und Kaufmannssprache im ganzen westlichen Portugiesisch-Afrika erhoben

worden war. Man pflegt die Bunda südlich und nördlich des Koanza auseinander zu halten. Längs der ganzen Küste haben völkerzersetzende Einflüsse die Neger dieser Familie stark verändert, sie haben das Christentum angenommen, sprechen Portugiesisch oder ein Gemisch von Portugiesisch und Bunda und nennen sich Pretos; Negros heißen sie mit verächtlicher Nebenbedeutung die davon frei Gebliebenen. In dem von Loanda und Benguella, Malansche und Bihé ausstrahlenden Handel sind zwei Gruppen wichtig: die Ambaquistas, ursprünglich Leute des Bezirkes Ambaqua im Becken des Lukalla, und die Biheños, Leute von Bihé auf der Wasserscheide Koanza-Kunene, eine Art Kaste von Kaufleuten, Führern und Trägern. Nicht nur haben die Europäer sie beeinflußt, auch die regsamen Kabinda (s. Abb., S. 352) vom unteren Kongo, die in Masse früher eingeführt wurden und jetzt noch einwandern; ebenso Negersklaven der verschiedensten Herkunft und Mischung, die aus Brasilien hierher gebracht oder gewandert sind, endlich in nicht geringer Zahl Auswanderer von Madeira und Goa — wegen ihrer Herkunft von der Kanaraküste Kanarier genannt. Den reinen Portugiesen erschwert das Klima von Angola und Benguella den dauernden Aufenthalt und die Familiengründung; um so kräftiger gedeihen die Bunda- und Kabinda-Mischlinge. Manche Negersitte verrät gelegentlich den tieferen Ursprung, wie jenes von Magyar und Lux erwähnte öffentliche Anbieten des Jus primae noctis durch arme Mädchen, um die Aussteuer für die Heirat zu gewinnen, aber der Portugiese kommt in Anpassung an die Negersitten ebensoweit entgegen, und so hat sich eine viel innigere Verbindung der beiden Rassen entwickelt als in irgend einem anderen afrikanischen Kolonialgebiet. Seit dem Aufhören des Sklavenhandels, der die Gebiete von Angola und Benguella entvölkerte, hat die Volkszahl erheblich zugenommen; und seitdem 1878 die Sklaverei formell aufgehoben ist, schreitet die Bildung der Mischrasse rascher fort. In der südlichsten Kolonie, Mossamedes, erhält sich im gemäßigteren Klima das portugiesische Element reiner; hier sind sogar portugiesische Fischer an der ungemein fischreichen Küste thätig.

Nördlich vom Kunene bilden die Banhaneka und Bankombi eine Anzahl kleiner Stämme, die ihren Ursprung vom oberen Koanza herleiten; von dort sollen sie durch die Banano, die Bergleute, verdrängt worden sein. Trotzdem sie größtenteils Ackerbau treiben, zeigt doch ihr ganzes Leben, bis zum Begräbnis in der Rinderhaut, die Spuren eines nach Süden deutenden innigeren Zusammenhanges mit ihren Herden. Die Auffassung der Beschneidung der Männer als einer wichtigen, feierlichen Angelegenheit gehört ihnen mit den anderen Bunda. Küstenweise wohnen am rechten Kunene die Basimba oder Simbeba. Nördlich von Mossamedes wohnen an der Küste die Bakuando und Bakuisseh und im Küstengebirge die Bakankala, denen Nogueira teils reine, teils gemischte Buschmannmerkmale zuspricht. Überhaupt deuten im ganzen südlichen Angola geringere Größe, hellere Farbe, breitere Gesichter auf eine starke Zumischung jener Völker hin, deren geschlossene Verbreitung wir tiefer im Inneren bereits (Band I, S. 713) zu erwähnen hatten. Als kräftiges Hirtenvolk leben neben ihnen die Mundombe, deren halbkugelförmige Hütten, Lederkleider und -Sandalen stark an die südlicheren Viehzüchter erinnern. Der Name Ambuella des weiter nördlich wohnenden Volkes trat uns am oberen Kubango schon entgegen (vgl. oben, S. 225) und erinnert an die starken Bewegungen jener Völker, von denen ein Glied hier bis an die Küste gedrängt sein könnte. Südlich vom Libolla kommen dann die kleinen, schmutzigen Kissama vor, die noch in den vierziger Jahren Menschenfresser gewesen sein sollen, heute als Salzbereiter die für den Binnenhandel wichtigen Salzbarren liefern und sich trotz engerem Verkehr mit den Portugiesen noch immer einer gewissen Unabhängigkeit erfreuen. Ihre Tracht verbindet Leder und Rindenstoff, und die Haare sind mit wechselnden Perlschnüren und Pflanzenfasern durchflochten. Endlich finden wir jenseits des Koanza den Kern der Familie, die eigentlichen Mbunda, großgewachsene, gelehrige Leute, die einst durch ihren kriegerischen Sinn den Europäern imponierten und heute kühne Handelszüge als Pombeiros (Pombe = der Busch,

Sertão der Portugiesen) unternehmen. Mit ihnen sind die Songo zwischen Koanza und Kuango und die im Südwesten weiter binnenwärts wohnenden Ganguella (vgl. S. 225) nahe verwandt.

Die Sagen der Bunda von einem nordöstlichen Ursprung, der ins 16. Jahrhundert zurückverlegt wird, verbinden die Völker südlich des Dandeh mit den Anwohnern des unteren Kongo, über die sich zur Zeit der Ankunft der Portugiesen Völker aus dem Inneren, angeblich aus der Nachbarschaft großer Seen kommend, geworfen hatten. Wer die unablässigen Völkerbewegungen im Inneren prüft, wird es für natürlich halten, daß sie sich bis an die Küsten ausdehnen und weite Gebiete mit Völkern desselben Ursprungs erfüllen konnten. Es liegt sehr nahe, an das Volk der Fan zu denken, das im nördlichen Teil des uns jetzt beschäftigenden Gebietes in geschichtlicher Zeit den Weg zur Küste thatsächlich an einigen Stellen gefunden hat und an anderen anstrebt. Wie zu erwarten, liegt unter der Eigenart des Dialekts, die die Völker zwischen Dandeh und Rio del Rey verbindet, eine Anzahl ethnographischer Übereinstimmungen, die südlich wie nördlich des Kongo nach Osten deuten. Schon Karl Ritter erinnerte sich bei den schlangenhautbezogenen Bogen der Anziques an die Obernilstämme, auch die Bewaffnung der Fan deutet über das Kongobecken zurück, und in Tracht und Hüttenbau gibt es weitere Ähnlichkeiten zwischen dem oberen Kongo und dem Küstenland nördlich wie südlich vom Strome. (Vgl. S. 276.)

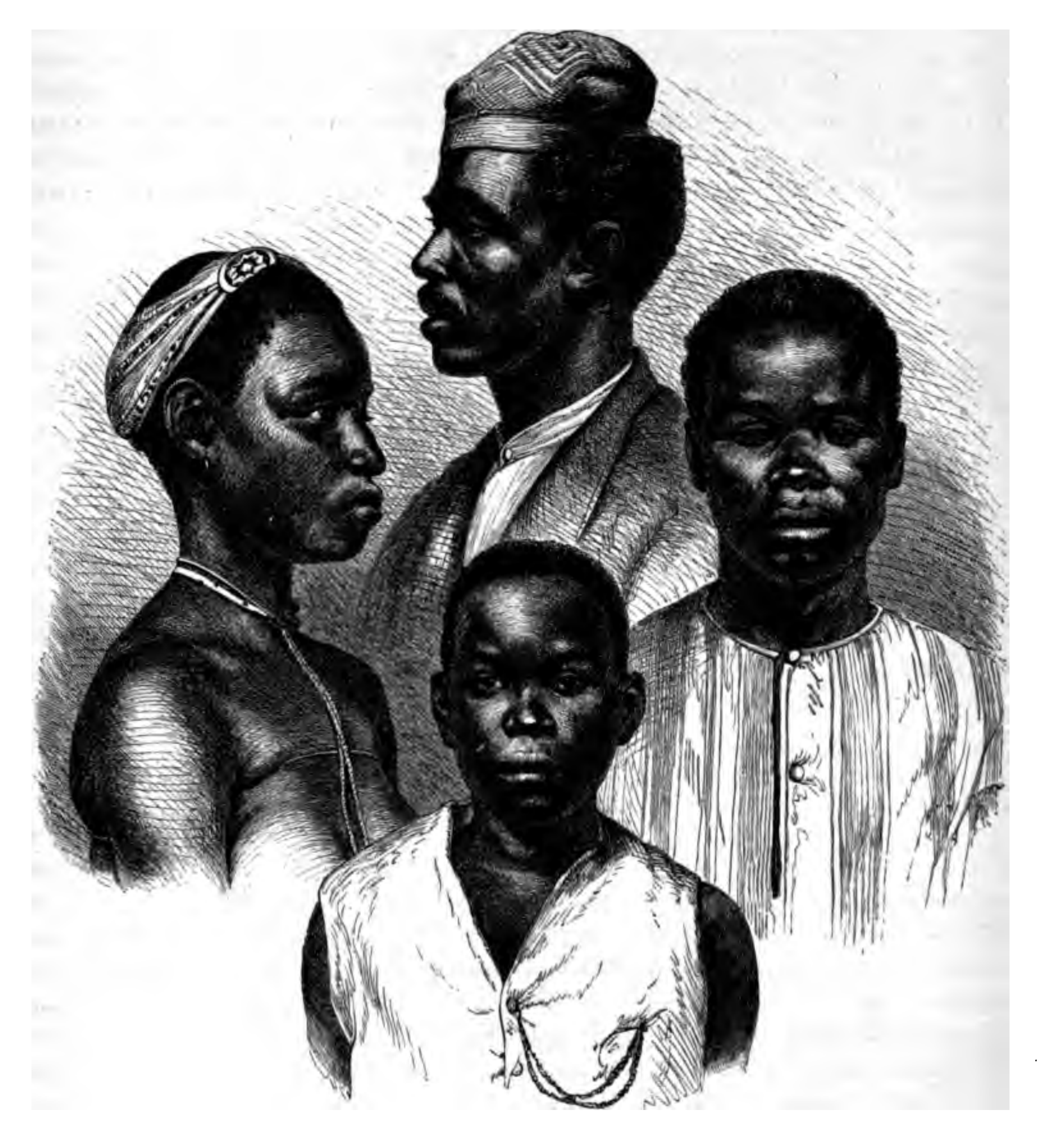


Ein Kabinda. (Nach Photographie von Dr. Falkenstein.) Vgl. Text, S. 351 und 353.

Haben die Anwohner des unteren Kongo, sowohl die Muschikongo und Bakongo des südlichen als die Mussorongo des nördlichen Ufers und weiterhin die Loango, den Einfluß der europäischen Händler und Missionare nicht ebenso tief empfunden wie die Neger von Angola — eine eigentliche Kolonisation hatte hier nicht stattgefunden — so ist doch seit langem die frühere Selbständigkeit gebrochen. Das Reich Kongo ist nur ein politischer Schatten, wie jedes Negerreich, und der „König in San Salvador" hat nicht einmal Macht über Nachbardörfer, wo er sich, wie Wolff versichert, aus Furcht vor Schlägen nicht sehen läßt. In der Mündung des Kongo war einst Boma, dessen elende Hütten für 500 Menschen schon Tuckey sehr enttäuschten, der größte Sklavenmarkt, der besonders von Liverpool besucht wurde. Die Reste alter Pflanzungen umgaben in Form verwilderter Baumwollensträucher den Ort. Aber schon in Noki waren die Spuren des europäischen Einflusses gering geworden, und niemand wußte damals etwas von den Völkern im Süden oder Norden, den „Buschleuten", die die Sklaven brachten. Hier fand man den ersten der selbständigen Kleinhäuptlinge, die Tschinu (Tjinu oder Chinu) genannt wurden, auf Löwen- und Leopardenfellen thronend, die bei Todesstrafe niemand betreten durfte, und zugleich das Kreuz in unwürdigster Weise zum Fetisch herabgezogen.

Ob Kongo mit Loanda und Loango jemals ein großes Reich gebildet habe, wird zu bezweifeln sein; jedenfalls fanden die Portugiesen hier bereits den Zerfall in kleinere Staaten als Thatsache vor. Die Unwirksamkeit einer rein kirchlichen Mission ist nie drastischer bewiesen worden als durch die Ausartung des Christentums am unteren Kongo. Fetische, die mit Kreuzen behängt sind, werden von Negern heilig gehalten, und nirgends ist das Gottesurteil der Giftrinde (vgl. Seite 349), hier Kaske-Essen genannt, so tief gewurzelt. Kräftiger als anderwärts ist natürlich hier der Einfluß der Massen der vom Binnenlande zugeführten Sklaven gewesen; vielleicht ist

ein Teil der sehr kräftigen und schönen Gestalten besonders unter den Muschikongo auf diese Beimischung zurückzuführen. Sehr dunkle, fast blauschwarze Neger mit merkwürdig faltiger Haut wohnen auf einigen Inseln des unteren Stromes. Nördlich vom Kongo sitzen die **Kabinda** (s. Abbild., S. 352), der betriebsamste aller Kongostämme, dem man bis Benguella in allen

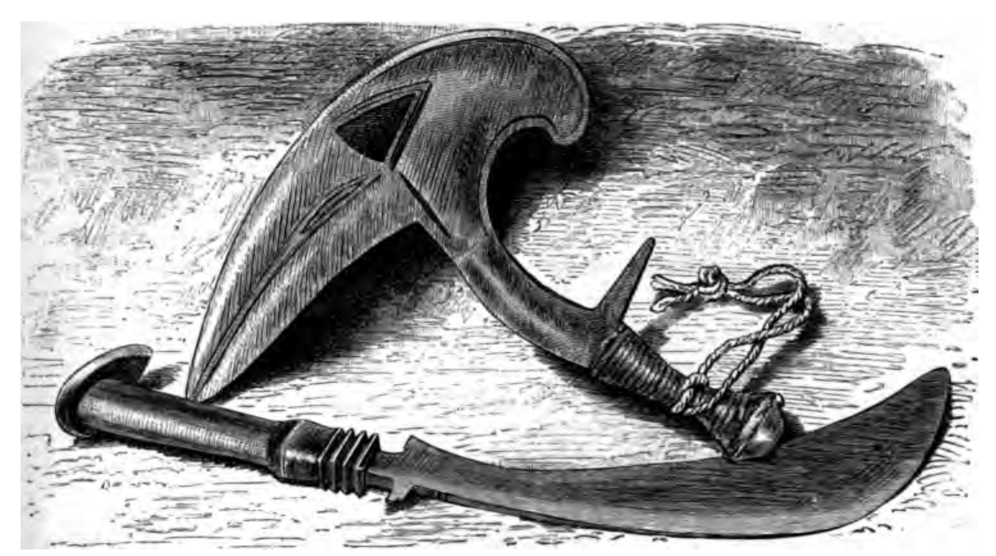


Typen von der Loangoküste. (Nach Photographie von Dr. Falkenstein.)

portugiesischen Küstenplätzen in den verschiedensten Diensten, besonders als geschickte Schiffer begegnet. Ihnen nahe verwandt sind die als Töpfer und Schmiede berühmten Mavumba, denen einige jüdischen Ursprung zuschreiben. Aus Portugal verbannte Juden haben sich angeblich auf São Thomé niedergelassen und einen Zweig hierher gesandt. Loango soll einst als Provinz des Reiches Kongo bis zum Kuilu gereicht, seine Hauptstadt, die heute aus einigen „Schimbeks" (Negerhütten) und Faktoreien besteht, 15,000 Einwohner gezählt haben. Die Loangoneger gehören mit den Kabinda zu der den Kongoanwohnern nahverwandten Gruppe der **Bafiot**.

Ihre drei Küstenstaaten sind längst verschwunden, ihr Christentum ist so verdorben, daß auf die Taufe die Beschneidung folgt, und wenig haben sie von den wirtschaftlichen Tugenden ihrer südlichen Nachbarn angenommen. Dagegen ist ihr Leben, wie unsere allgemeine Betrachtung gezeigt hat, noch reich an altertümlichen, seltsamen Gebräuchen.

Hinter ihnen und nach Norden bewohnen die westlichen Batekeh die trockene, sandige, hochgelegene Region, die westlich von Franceville die Wasserscheide zwischen Kongo und Ogowé bildet, und das obere Gebiet der Alima. Der Lebaï Ngonko, Nebenfluß des Likona, im Norden läßt sich als der äußerste Punkt bezeichnen, bis wohin sich das Batekehgebiet erstreckt. Hier ist die Bevölkerung so dünn, daß man an manchen Stellen einen Tag reisen kann, ohne menschlichen Wohnstätten zu begegnen. Die Häuser sind nach rechteckigem Plan gebaut, die Dörfer klein. Der



Wurfmesser der Fan. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) Vgl. Text, S. 355.

hiesige Bantudialekt scheint dem des oberen Ogowé, z. B. der Aduma, am ähnlichsten zu sein. Hauptnahrungsmittel und wichtigster Gegenstand des Ackerbaues ist Maniok. Die Waffen sind die der Völker am oberen Ogowé: der einfache afrikanische Bogen, Pfeile, im Fellköcher mit Deckel getragen, Widerhakenlanzen und ein schmales, abgerundet rechteckiges Lederschild. Streitaxt und kurzer Säbel mit eingebogener Spitze sind seltener, Wurfmesser fehlen. Jenseits des Kuilu finden wir nach so viel zersetzten älteren, aber darum nicht reiferen Völkern ein jüngeres, das einzige, das in diesem weiten Gebiet etwas einer politischen Macht Vergleichbares verwirklichte, oder in dessen heutiger Stellung wenigstens der Keim einer politischen Gestaltung von größerer Bedeutung liegen könnte. Es sind dies die Fan (Fang[1], Mpongwe; s. Abb., S. 358, und Band I, S. 81). Sie sind heute das gefürchtetste Volk zwischen Niger und Kunene. So jung sie sind, so mächtig haben sie gewirkt. Sie haben eine Menge von Völkern aus ihren Sitzen getrieben, haben sich an deren Stelle gesetzt und ihre Nachbarn unterjocht. Sie allein haben den Europäern ausdauernden Widerstand geleistet; die Franzosen wissen davon zu erzählen. Wenn auch ihre Übereinstimmung in Körperbau, Geistesart, Sprache und Sitten mit den umwohnenden Stämmen der Bantuneger eine im Grunde verschiedene Anlage ausschließt, so genügt es doch, daß sie eine kriegerische

[1] Kund gibt an, er habe den Namen nie anders als Fang oder Fank sprechen hören.

Organisation besitzen und besser bewaffnet sind, um sie ihren Nachbarn wie ein höher organisiertes Volk erscheinen zu lassen. Vom Gabun bis Brazzaville sind alle Eingeborenen friedlich und sanft, ausgenommen nur die immer streitsüchtigen Pahuin. (Ballay.) Fast nackt, die Vorderzähne spitz gefeilt, häufig mit (wie die Franzosen sagen: mohammedanisch) rasiertem Kopf, zum Schmuck mit Leoparden- und Wildkatzenfellen behangen, nie ohne Gewehr (früher nie ohne Speer und Wurfmesser; s. die Abb., S. 354) und das kurze, dem arabischen nachgebildete Schwert um den Hals, so treten sie, auffallend an die Sulu erinnernd, den bogen- und speertragenden Negern zwischen Kamerun, Gabun und Ogowé gegenüber und sind schon durch ihre kriegerischen Tänze, wilden Droh- und Schlachtrufe ein Gegenstand der Furcht, der Bewunderung auch als Elefantenjäger, und womöglich der Nachahmung. Es ist ein Glück zu nennen, daß sie es zu einer politischen Konsolidation noch nicht gebracht haben und nun auch, da überall die Küste ihnen durch europäische Besitznahme verschlossen ist und bald auch Wege durch ihre Gebiete gelegt werden müssen, kaum mehr bringen werden. Sie sind in eine Masse von Dorfherrschaften zersplittert, deren jede einzelne für sich ungefährlich ist; nie fehlt es an inneren Fehden. Aber sie haben ohne Zweifel etwas von Nationalgefühl, einer der in Afrika seltensten Eigenschaften, durch eine tiefer liegende Tradition überkommen. Wie von Einem Gedanken geleitet, drängen sie der West- und Nordwestküste zu, nicht bloß roh erobernd, sondern gleichzeitig kolonisierend. Gerade diese Verbindung macht ihren Fortschritt stetig und verleiht ihren Eroberungen eine seltene Nachhaltigkeit. Ob wir nun in diesem Volke von Eroberern und Kolonisatoren einen Splitter größerer Volksmassen haben, die früher der Küste entgegenschwollen, oder ob die Fan nur einer beschränkten Entwickelung kriegerischen Geistes in einem Stamme oder, was noch wahrscheinlicher, einer Kriegerkaste entsprungen sind, die Tradition der Herwanderung aus Osten ist allen gemein. Daß die Fan die nächsten Nachbarn unserer Kamerunkolonie sind, verleiht ihren Fortschritten ein besonderes Interesse. Sie sind außer am Ogowé, wo sie bereits die Küste einnehmen, der Küste am nächsten gegenüber der kleinen Insel Eloby gekommen, wo man ihr erstes Dorf am Munifluß bei der Einmündung des Kongue findet, dann am Ikukufluß, wo sie sich in dem gleichnamigen Dorfe zunächst nur zeitweilig aufhalten und ein besonderes Viertel in Gestalt einer langen, schmutzigen Gasse bewohnen. In Batta hörte Zöller, daß ein tüchtiger Fußwanderer 6—7 Tagemärsche brauche, um die Grenze der Fan zu erreichen; da die Negerfußmärsche klein sind, bedeutet dies eine Entfernung von 12—15 Meilen. Auch hier bewohnen sie aber bereits provisorische Hütten, deren Erbauung ihnen von den Beherrschern des Landes gestattet worden, denn sie kommen als Träger öfters an die Küste herab. Am Ntembe stieß Crampel auf den Widerstand der Fan, und am rechten Ufer waren sie 1890 bereits der Küste nahegekommen. Eine gewisse Beweglichkeit ist ihnen überhaupt eigen und wird ihren Unternehmungen förderlich, wie denn auch in Afrika politische und merkantile Regsamkeit Hand in Hand gehen. Sollen doch nach Batta Leute kommen, die schon am Muni, Gabun und Ogowé gewesen sind. Die Fan breiten sich übrigens nicht bloß durch ihre Vereinigung kriegerischer und wirtschaftlicher Eigenschaften, sondern auch durch ihre raschere Vermehrung aus, „da man dem Kindesalter der jungen Mädchen die nötige Rücksicht zu teil werden läßt“.

Die jenseits des dichtbewaldeten und daher in der Breite von 8—10 Meilen dünn oder gar nicht bewohnten steilen Hochlandabfalles dicht auf dem Plateau des Inneren sitzende Bevölkerung ist bis zum Sannaga auch im Hinterlande des südlichen Kamerungebietes wesentlich dieselbe, die wir durch die Reisen Brazzas und Crampels südlich vom Ntembe kennen gelernt haben. Unter den verschiedensten Namen (wir nennen nur die von Kund als wichtigste hervorgehobenen Stämme der Bane, Yeundo, Tinga, Bulei) verbergen sich wieder Fan. Dieser Gesamtname ist ihnen aber ebenso unbekannt wie Mpongwe oder Pahuin. Sie sind hochgewachsene, kräftige, dunkel bronzebraune Leute, oft mit regelmäßigen Gesichtszügen, die Männer

in Rindenstoff gekleidet, die Weiber mühsam mit einem Bananenblatt vorn und einem rotbraunen Faserschweif hinten die Blößen bedeckend und in dieser Tracht ganz an die Bongo- oder Sandehweiber vom oberen Nil und Uëlle erinnernd. Die Verwandtschaften der Fan reichen weiter nach Norden als ihr Name. Ein so wichtiges Merkmal wie der Mangel der bei den östlichen Nachbarn so hoch entwickelten Bogen tritt uns ebenso wie bei den Fan auch bei den Yeundo, die man fast immer nur mit Speeren sieht, im Hinterlande von Batanga entgegen. Man will nicht nur in den Dialekten verschiedener Kamerunstämme eine nähere Verwandtschaft mit dem der Fan entdeckt haben; auch die Überlieferung der Einwanderung aus Süden findet man unter den Kasjúa, den Mabéa der Batangaleute, im Inneren des südlichen Kamerungebietes. Auch die hinter der Kribimündung am Hochlandrande sitzenden Ngamba haben die gleiche Ansicht von ihrem Ursprung. Sind sie doch auch die nächsten Nachbarn der vom Campos-Flusse oder Ntembe her gegen sie andrängenden Bulei, die bereits zu den Fan gehören. Nördlich von ihnen bewohnen die Bakoko oder Mwelle, den Leuten von Kamerun verwandt, im Hinterlande von Batanga ein Gebiet zwischen Sannaga und Njong, wo sie sehr ungleich durch die Urwälder verteilt sind bis an den Küstenrand, den sie freilassen. Erst südlich vom Njong leben an der Küste die den Dualla entsprechenden Batanga-Leute, Bapuko und Banoko, die ebenfalls von Süden gekommen sein wollen. Kund gewann den Eindruck, als ob die ganze Bewohnerschaft westlich vom inneren Plateau auf junge Einwanderung zurückführe.

Nach Norden verbreitert sich dieser Streifen; und wie wir schon am Sannaga und Njong dichtere Bevölkerungen fanden, begegnen wir an der vielverzweigten Mündungsbucht der Kamerunflüsse dem Handelsvolk der Dualla, das den Bakoko nahe steht. Sie selbst wollen einst an der Nordwestseite des Kamerungebirges gewohnt haben. Da der Sklavenhandel hier Ende des 17. Jahrhunderts in Blüte kam, so scheint es, daß dieser sie an die Küste führte, wo wir sie um diese Zeit zum ersten Male genannt finden. Nach der Analogie der Fan und anderer zur Küste drängenden Binnenvölker dürfte dieser Prozeß langsam dem Zuge des Handels und der Kolonisation gefolgt sein. Und eine tiefere Ähnlichkeit zwischen diesen Händlern und kriegerischen, expansiven Stämmen, besonders in der Entfaltung von Mut und Roheit, vielleicht auch in den Physiognomien, scheint einem derartigen Zusammenhang günstig zu sein. Von den Dialekten der Dualla und der Fan meint Zöller, der Unterschied sei dem zwischen Deutsch und Holländisch zu vergleichen. Als die Deutschen ihre Herrschaft im Kamerungebiet begründeten, wurde die Zahl der Dualla auf etwa 26,000 geschätzt; sie standen unter zahlreichen Kleinhäuptlingen, die meist nur über ein einziges Dorf herrschten, während zwei größere Häuptlinge, Bell und Acqua, als vielfach beschränkte Führer je einer Hälfte des Volkes erschienen. Den Dualla stehen von den dem Gebirge zu wohnenden Stämmen die Bimbia am nächsten, ferner die Bakwiri (d. h. Buschleute), der zahlreichste Stamm des Gebirges, dessen Siedelungen fast unveränderlich tief in den Urwald gebettet sind; die größte von ihnen ist Buea, ein Dorf, das 400 Bewaffnete stellt. Durch die von Fernando Pó eingewanderten Victoria-Leute sind die Bakwiri von der Küste abgeschnitten. Diese Einwanderer gehören zu den ethnographisch verarmten, durch Spanier und Portugiesen ins Innere ihrer Insel zurückgedrängten Bube von Fernando Pó, die wahrscheinlich ebensowenig „Ureinwohner" ihrer Insel sind, wie die als Angolares bekannten, lange Zeit selbständigen Bewohner von São Thomé, die vom Schiffbruch eines portugiesischen Sklavenschiffes stammen.

Von den Kamerunflüssen nördlich kommt man nach wenigen Tagereisen jenseits der Barombistation am Elefantensee in das weder vom Küsten- noch vom Binnenhandel berührte Gebiet der Batom und Mabum am Mungofluß, die noch den Rindenschurz tragen, durch längliche Narben reich an Schulter, Rücken, Bauch tättowiert sind, auch die oberen Schneidezähne feilen.

Unter ihnen wohnen zahlreiche Sklaven aus dem Inneren, die Bayong, hohe, wenig tättowierte Gestalten, die wie die Fan die zwei mittleren Schneidezähne spitz gefeilt tragen und den Tabakrauch durch die hohlen Stiele der Kokopflanze einziehen.

Hinter den Batom und Mabum folgen am Mungo die Banyang, ein fleißiges Ackerbauervolk; ihre sauberen Rechteckhütten liegen einzeln in den Pflanzungen oder, wo ein Häuptling wohnt, zu Rechtecken zusammengefügt, deren beide Schmalseiten durch Versammlungshäuser geschlossen sind. Bei ihnen trifft man Zeuge aus dem Inneren; der Rindenstoff ist auf den Leibgurt oder das Taschentuch reduziert. Vom Sannaga an nordwärts herrschen entschieden bereits die vom Benuë ausstrahlenden westsudanesischen Einflüsse. Berittene Haussa kommen bis hierher; ihre Kauri findet man sogar südlich davon. Blaue und weiße Burnusse aus sudanesischem und europäischem Zeug werden immer häufiger, man findet schon nördlich vom Djong die Bienenkorbhütten und den Anbau des Sorghum. Schön gearbeitete Bogen mit starken Anklängen an die asiatische Form (vgl. oben, S. 331) und riesige Büffellederschilde, daneben aber auch zahlreiche Speere bilden die Bewaffnung. Barondo und Bakundu, Verwandte der Dualla, sind die letzten Bantustämme südöstlich von dem menschenleeren Grenzwald, der sich zwischen Rio del Rey und Kalabar zwischen sie und die ersten Ibostämme legt.

Die Völker der nördlichen und westlichen Guineaküste verbindet zunächst gegenüber den anderen Negern der negative Zug des Gegensatzes zu der Spracheinheit der Bantu, aber auch ihre randliche Verbreitung zwischen dem Hochlande des Inneren und dem Meer, zwischen den mohammedanisch-maurischen Einflüssen von innen und den europäischen und nordamerikanischen von der Küste her. Zwischen die Hirtenvölker und das Meer gedrängt, nehmen die Ackerbauer an der Guineaküste zwischen Kap Verde und dem Niger eine vorgeschobene Stellung ein, die ohne Benutzung der Küstenvorteile durch Schiffahrt eben nur eine Randlage ist und nichts Eigentümliches zu schaffen vermocht hat. Sie sind jetzt natürlich politisch, aber auch schon ethnisch nicht mehr ohne fremde Einflüsse zu denken, die sich eng in ihr ganzes Wesen verflochten haben. Das Ursprüngliche ist nur noch Rest. Die Entdeckung dieser Küsten durch die Portugiesen ist das wichtigste Datum in der Geschichte dieser Völker, und kaum weniger bedeutsam sind die späteren der Geschichte des mohammedanischen Einflusses. 1807 erscheinen zuerst „Mauren" in der Politik von Aschanti als Hilfesuchende. 1816 treten die ersten in Lagos auf. Aber im allgemeinen herrschte an diesen Küsten der europäische Einfluß vor, wenn auch nirgends tief ins Innere reichend. Das Gesetz der politischen Entwickelung hat infolge des Handels eine Menge kleiner Küstenreiche entstehen lassen, die mit den Europäern in Beziehung traten und sich zugleich, der Nachfrage nach Sklaven genügend, im Hinterlande auszubreiten suchten, dann aber allmählich der nachrückenden kolonialen Ausbreitung zum Opfer fielen.

Zwischen Kamerun und dem Niger wohnen zunächst die Efik, seit Jahrzehnten von Missionaren besucht, früher durch Kannibalismus berühmt. Gleich den Akwa, die, bei ihrem Herabwandern am Kalabar aufgesogen, nun als Heloten unter ihnen wohnen, gehören sie der Ibo-Gruppe an. Manches spricht für ihre Herkunft aus nördlicher und östlicher Richtung, sicher sind ihre Sitten, ihr Hausbau und anderes vom Niger her beeinflußt. Glieder derselben großen, durch Sprachgemeinschaft verbundenen Familie der Ibo wohnen von Altkalabar bis nach Yoruba, besonders die herrschenden Stämme des unteren Niger. Der Name hat etwas mehr Bedeutung als so mancher andere afrikanische Sammelname. Einst nannte man in Amerika alle aus den Nigergegenden und den Umgebungen stammenden Sklaven Ibo; und das Ibo des Handels, die Lingua franca des mittleren Oberguinea, ist ein Ibodialekt des unteren Niger. Im Nigerdelta gibt es einige Enklaven der Ibo; aber am Nun spricht man das Akassa, einen Zweig

der Eyo oder Ibiu, weiter östlich das Nempe oder Braß, einen Zweig derselben Sprache, dem Kaufleute und Missionare bis zum Bonny-Gebiet hinüber eine größere Geltung verliehen haben. Daran schließt sich das Gebiet des im Inneren weitverbreiteten Efik, das als Übergang zu dem östlich vom Rio del Rey beginnenden Bantu der Kamerunleute unser Interesse erweckt. Ältere Berichte lassen vermuten, daß früher viele von diesen niedrigen, sumpfigen oder sandigen, von Lagunen und Wasserläufen zerschnittenen Küsten wenig bewohnt waren. Der Handel hat offenbar auch hier Völker des Inneren an das Meer gezogen und unter dem Einflusse des einst blühenden Sklavenhandels echte Handelsvölker ausgebildet. Aber noch immer sind die unmittelbar ans Meer grenzenden Striche leer, und der Handel beginnt, wo die Großschiffahrt aufhört. Tättowierung und Zahnfeilung sind fast verschwunden; jene zeigte einst bei den Ibo die strengen Standesunterschiede an, die auf der höchsten Stufe auch durch Schellenbänder um das Knie bezeichnet wurden; heute ist bei den Leuten von Akassa die Zeichnung des Erstgeborenen durch eine Stirntättowierung üblich. Die Beschneidung ist auf die Sklaven beschränkt, der Anbau hat sich auf Gärtchen zurückgezogen, und daneben wird gefischt. Nur der Handel, worin als Meister die Bonny-Leute und die Efik von Altkalabar gelten, wird mit Leidenschaft betrieben. Hutchinson erzählt, daß noch 1857 ein Sklave in der Einfahrt zum Altkalabar feierlich dem Meere übergeben wurde, um die Ankunft der europäischen Schiffe zu sichern oder zu beschleunigen.



Ein Mpongwe-Mädchen vom Gabun. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 354.

Vom Niger bis zum Volta erstreckt sich die flache Sklavenküste, deren Zugang eine mächtige Brandung erschwert, während die zahlreichen Lagunen hinter den Nehrungen den Handel

erleichterten, der der Küste den Namen gegeben hat. Zwei Völkergruppen treten hier ans Meer. Von Osten ausgehend, treffen wir auf die Yoruba, mit denen die Bewohner des einst vielgenannten Staates Benin, des östlichsten der größeren Negerstaaten der Guineaküste, der Überlieferung nach nahe verwandt sind, wiewohl sie sich sprachlich von ihnen unterscheiden. Ihre Angehörigen finden wir in kleineren Gruppen im Nigergebiet, im Binnenlande bis nach Dahomeh. Egba, Yebu, Iktu, Eyo sind einige der Namen, die Zweigen dieser insgesamt als Nago bezeichneten Sprachfamilie beigelegt werden. Äußerlich Neger, aber schon durch sudanesischen Einfluß etwas veredelt, sind sie nach Charakter und Neigungen viel ähnlicher den höherstehenden Völkern des Binnenlandes als den Küstennegern. Regsam, fleißig, tüchtige Ackerbauer und Gewerbsleute, die sich gern in großen Städten (Ibadan 150,000, Ilorin 100,000, Oyo 80,000) zusammendrängen, erinnern sie an die Haussa, die offenbar einen großen Einfluß auf sie geübt haben, sind aber von milderen Sitten. In manchen Schilderungen treten sie uns wie ein Mustervolk entgegen. Sie stehen, seit die Fulbe 1830 Ilorin gegründet haben, unter deren Einfluß und berühren sich im Norden, am Mussa, der gegenüber Rabba in den Niger mündet, mit dem Gebiet von Segu. An der Küste war einst das bedeutendste Land und Volk dieser Gruppe das von Benin, das noch in das Nigerdelta übergriff und als Rest eines größeren Binnenstaates zwischen Kalabar und Volta angesehen wurde. Seine Bewohner, die gemästete Hunde aßen und verschiedene Tättowierungen als Stammeszeichen trugen, trieben den lebhaftesten Sklavenhandel in ganz Oberguinea. Daher Spuren der portugiesischen Sprache und des Christentums. Weiter westlich liegt der größte Mittelpunkt europäischen Einflusses und Handels an der Küste, Lagos, auf einer Insel in der Nähe von Badagry, der alten Sklavenhandelsmetropole, wo Richard Lander, um die Unschuld seiner Absichten zu beweisen, noch 1830 den Giftbecher — glücklicherweise wirkungslos — leerte. Lagos wird durch den Zufluß aus dem Inneren von Jahr zu Jahr mehr Sammelplatz der schwarzen Mohammedaner, die man hier einfach als Haussa zusammenfaßt; sie haben sich in den letzten 20 Jahren dort fast verdreißigfacht.

Das alte Königreich Waidah (Fidah) erstreckte sich einst vom Voltafluß bis in die Nähe des heutigen Lagos. Nach innen grenzte es an Dahomeh. 1723 wurde Ardrah, früher mit Waidah verbündet, und 1727 Waidah selbst von Dahomeh unterworfen. Haupthandelsplatz war später Ajuda, wo auch der Hauptmann der Weißen, der Yavocan, seinen Sitz hatte; heute liegen hier französische Besitzungen. Westlich davon tritt Dahomeh ans Meer heran, zu dessen Hauptstadt Abome der Weg über die Ruinen Alladas führt, vor 200 Jahren einer der größten Städte in Westafrika. Am Ogun, der sich östlich von diesem Gebiet ins Meer ergießt, liegt die merkwürdige freie Egbastadt Abeokuta, eine der größten Städte Innerafrikas, deren Bewohnerschaft von einigen auf 120,000 geschätzt wird, während der Umfang ihrer äußeren Mauer 4 deutsche Meilen betragen soll. Die Stadt ist an dieser Stelle in den zwanziger Jahren durch die zahlreichen Neger begründet worden, die aus den Sklavenkarawanen entwichen waren; aber ihr Kern trägt den Namen der alten Egba-Hauptstadt Ake. Sie kann als die vorgeschobenste der Yorubastädte aufgefaßt werden, die ihr in der Verfassung ähnlich und äußerlich in der unregelmäßigen Agglomeration ganz gleich sind.

Um das Voltagebiet gruppiert sich eine hervorragende Familie westafrikanischer Neger, die Tschi- oder Voltagruppe, die Sprachzweige Tschi, Akwa, Eweh, Guan und Avatime umschließend. Binnenwärts reicht sie bis gegen den Niger. Zuerst wohnt westlich vom Ogun das große Volk der Eweh, Eweer oder Asigheh, das man aus dem Nordosten, aus der Nähe des Niger eingewandert sein läßt. Dort sprechen die Mabi angeblich den reinsten Dialekt; neben ihm sind besonders die Zweige der Dahomeh und Krepi zu unterscheiden. Die Eweer sind eine nicht dunkle, gutgewachsene Varietät der Neger, die einst als Sklaven wegen ihrer Intelligenz, Höflichkeit und

Reinlichkeit beliebt waren, und als Rückwanderer aus Portugal und Brasilien, wo man sie als Mina bezeichnete, haben sie einen großen Einfluß an der Küste gewonnen, während sie umgekehrt ihre heimischen Sitten, besonders die Wodun, die Fetischpriester, nach Amerika übertragen haben. Die Fon, seit dem 17. Jahrhundert als Dahomeyer bekannt, sind der geschichtlich bedeutendste Zweig dieses Volkes. Ihr bis zum Zusammenbruch (1893) straff zentralisierter und in manchen Beziehungen, besonders für Handel und Verkehr seiner Einwohner gut verwalteter, übrigens streng abgeschlossener Staat hat wie der der Aschanti die göttergleiche Verehrung, die dem König, dem „Vetter des Leoparden", dargebracht wird, und die Verwüstung der Menschenleben; seine berühmteste Eigentümlichkeit sind die Amazonen, die den König umgeben.

Im Hügellande von Togo sitzt zwischen dem Küstenstreifen und dem Volta eine dichte Bevölkerung des unkriegerischen, betriebsamen (Krepi-)Stammes der Eweh, die neben dem Zwischenhandel, Weberei, Töpferei und dem Schmiedhandwerk teilweise blühenden Ackerbau betreiben, dessen Grundlage der Anbau von Mais und Yams bildet. Die Viehzucht wird vom oberen Volta an allgemein. Herden von 100 Kühen, die täglich gemolken werden, sind nicht selten. Daß Käse bereitet wird, bezeugt den sudanesischen Ursprung der Viehzucht in diesen Gebieten. Unmittelbar hinter der Küste ist die Bevölkerung so dicht, daß bei Mißwachs Hungersnot unvermeidlich ist. Jedes Fleckchen Land wird sorgfältig unter Fruchtwechsel und Jäten ausgenutzt, die Bodenpreise sind übertrieben, und an manchen Orten soll Landverkauf bei Todesstrafe verboten sein. (François.) Wenn man das Hügelland erreicht hat, treten sofort an die Stelle dieser fleißigen, friedlichen Leute keckere, freier einherschreitende, die auf L. Wolf „in ihrem Äußeren und ihrem Benehmen mehr den Eindruck von Wilden machten als die Bewohner des unteren Kongo bis Leopoldville oder die Angola bis an den Kuango". Der blühende Ackerbau hat ein Ende und damit die dichte Bevölkerung, die um 1000 Einwohner auf 1 Quadratmeile betragen dürfte; die Sklavenraubzüge von Aschanti aus, denen sie unterworfen waren — die Folgen besonders verwüstender Einfälle von 1869—73 sind noch heute nicht überwunden — haben hier verödend gewirkt. Kling zog von Bismarckburg nach Kapu zwei Tage durch leeres Land. Wohl gibt es auch große Dörfer, die für einen regen Verkehr zeugen, sogar ackerbaulose Siedelungen, die nur als Markt- und Zolldörfer angelegt sind; aber den Handelsgewinn suchen die Machthaber oft durch Bedrückung und Ausraubung der Karawanen zu realisieren.

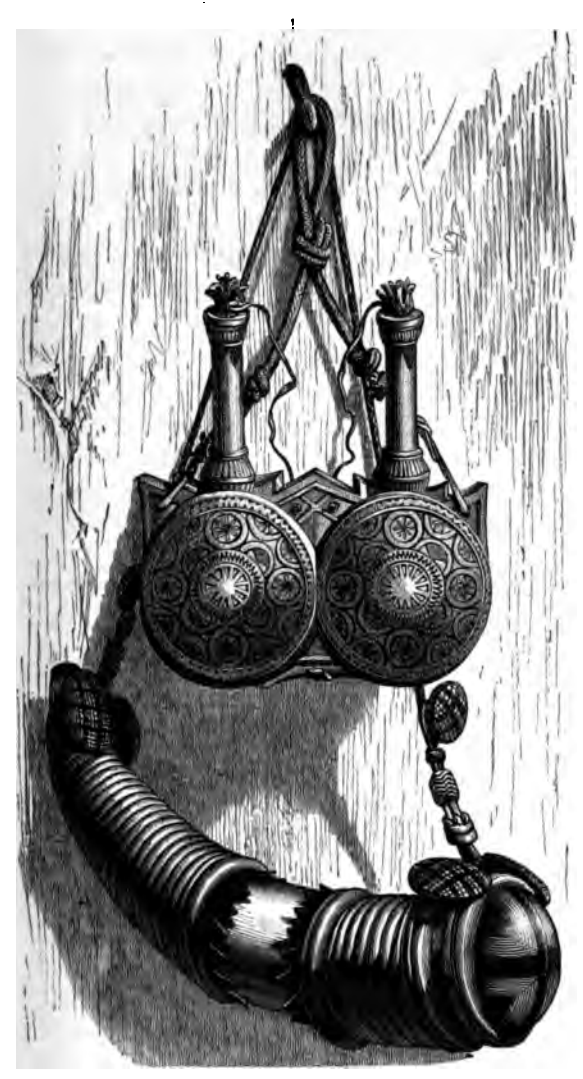
Das Hügelland Adeli im Küstenhügelland von Togo besitzt Einfluß durch mächtige Fetische, für die ein geregelter Kult in dem weitberühmten heiligen Ort Perëu eingerichtet ist. Die Nachbarstämme bringen hierher ihre Zwiste und achten die gefällten Entscheidungen. In diesem Gebiet vermochte L. Wolf die Station Bismarckburg anzulegen. Kebu und Baposso sind die nächsten Nachbarn der Adeli, nördlich schließt sich das Ländchen Tinne an. Der Islam, der seine Missionare schon bis in die Küstenebene vorgeschoben hat, und dem im oberen Voltagebiet fast alle Herrscher und Vornehmen angehören, findet seinerseits einen wichtigen Mittelpunkt in Salaga im oberen Voltagebiet. Salaga ist durch die Lage zur Küste und im oberen Nigerbogen im Treffpunkt der Wegstrahlen von Segu, Bandjagara, Timbuktu, Say, Kirotaschie und durch die weise Politik seines Herrschers einer der einflußreichsten Handelsplätze des Westsudan, besonders für Sklaven, von denen 15,000 jährlich umgesetzt werden, zugleich eine der regellosest gebauten und schmutzigsten Städte; Kling schreibt ihr 6000 Hütten, Binger wenigstens 6000 Einwohner zu. Südöstlich von Salaga liegt der Handelsort Kratji mit seiner lebhaften Haussastadt Kete. Weiter nördlich wohnen die armen und wilden Grussi, die ihre Weiber nackt gehen lassen, ein isoliertes Volk, daß durch die vorzüglich nach Norden und Nordwesten ausgedehnten Sklavenjagden eingeschüchtert und mißtrauisch gemacht ist, so daß sein Land schwer zu passieren ist. Neben Bogen mit Bastsehnen kommen hier Messer mit Bügelgriff und Schlagringe vor.

Vom Volta westlich betreten wir das Gebiet der Goldküste, wo wir als erster großen Völkergruppe den Odji oder Ga begegnen, deren Zweige, Fanti, Assim, Akim, Wassau, Dankira, bis zum Tanue hin wohnen. An die zahlreichsten Eingeborenenstaaten schlossen sich die Kolonien der Europäer in großer Menge an, ohne den Einfluß zu gewinnen wie an anderen Punkten Guineas. Es kamen nämlich schon im 17. Jahrhundert aus dem Inneren, angeblich vom Niger, die Inta, ein staatengründendes Volk, herein, die mächtige Staaten in Oberguinea, besonders Aschanti, aufrichteten, das eine Zeitlang fast die ganze Goldküste samt einem tiefen Hinterland umfaßte. Trotz abweichenden Dialekts, der an der östlichen Goldküste in Akkra und Aquapim, einst selbständigen Freistaaten, gesprochen wird, stimmen die Akkra mit den Inta in der Beschneidung überein, wurden auch von den Fanti zu ihnen gerechnet. Auch die in Nordosten von Aschanti in die Berge gedrängten Brong oder Potoso (Barbaren) gehören sprachlich zur Odjigruppe. Nach ihren eignen Traditionen sind die Aschanti ein ausgesprochenes Erobervolk; nach dem Urteil der Europäer gehören sie zu den besten Rassen Guineas, intelligent, fleißig und mutig. Sie wanderten von einem Lande näher am Meere in ihre jetzigen Sitze und gründeten ihr Reich, indem sie die westlichen Inta und einige kleinere Völker unterwarfen. Bowditch hält es für wahrscheinlich, daß diese Auswanderung eine Anzahl unzufriedener Familien umfaßt habe, die sich dann dem Mutterland angeschlossen hätten, und daß sie von Südosten kamen, wo Städte wie Dumpassi und andere von beträchtlicher Größe vormals bestanden. Einige Angaben deuten auch auf wiederholte Auswanderungen. Als Führer der Auswanderung wird Sai-Totu oder Sai-Tutu (Sai kehrte in der Herrscherfamilie Aschantis ebenso häufig wieder wie Yunana in der von Dagwumba) genannt, jener Nationalheld, der in einem Kampfe mit den Akim sein Leben verlor, und bei dem der Aschanti noch heute schwört. Auf ihn wird die Gründung von



Krunegerin. (Nach Photographie von J. Büttikofer.) Vgl. Text, S. 363.

Kumassi zurückgeführt. Von seinen Fähigkeiten werden außerordentliche Dinge erzählt. Gleichzeitig wurde durch einen Schwestersohn dieses Helden, Boitinne mit Namen, das Nachbarreich Dwabin gegründet, das fest mit Aschanti zusammenhielt und vielleicht anfangs das angesehenere von beiden war. Boitinne nahm die größte von den bestehenden Städten, Dwabin, in Besitz, während es Sai-Totu überlassen blieb, Kumassi zu erbauen. Dies alles begab sich im Anfang des 18. Jahrhunderts. Sai-Totus Nachfolger zwang die Nachbarländer Gaman, Kong und Dagwumba zur Tributzahlung. Wassau, Assim, Aquamba und Aquapim wurden später unterjocht, auch Akkra, das ein Freistaat genannt wird, befand sich unter dem Schutz Aschantis. Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, in dem sich allein die Akim achtmal gegen die Aschanti empört haben sollen, bröckelte Stück für Stück von diesen Eroberungen ab. Heute bildet Aschanti, mit etwa 1500 deutschen Quadratmeilen auf den fünften Teil eingeschrumpft, nur noch das Hinterland der östlichen Goldküste. Aschanti hat durch die Erschließung des unabhängigen Marktes Kantambo von der Küste her das Monopol des Zwischenhandels und so sehr an Macht verloren, daß Brandon sagen kann, des Königs Befehlen werde nur noch in einem Umkreis von zwölf Meilen um die Hauptstadt gehorcht. Quako Duah, der gegenwärtige Herrscher, ruft den englischen Gouverneur um Beilegung innerer Streite an.


Pulverflaschen der Tuareg, auch im westlichen Sudan zu finden. (Ethnographische Sammlung, Stockholm.) Vgl. Text, S. 482.

An der Zahn- oder Elfenbeinküste unterscheiden die Sprachforscher zwei Sprachgruppen: die Mande- (Vei, Pessy, Kosso) und die Krusprachen (Bassa, Kru und Grebo, Deh). Die älteren Geographen kannten hier das kleine Königreich Bassa am Westufer des Issiniflusses, das Königreich Issini am gleichnamigen Fluß und am Meere mit der Hauptstadt Assoko, das kleine Königreich Ghiomere zwischen diesem und dem Vorgebirge Apollonia. Der Name der hier westlich vom Palmenkap hinziehenden Küste „der bösen Leute", woran sich jenseits des Andreasflusses die Küste der guten Leute anschließt, soll gesetzlose Zustände andeuten. Selbständige Gebiete sind übrigens in beiden nicht angegeben. Ein kräftiges Volk, die Kru, bewohnt diese Küste in der Westhälfte, die wenig bekannten Avekwom oder Avikom (Qua-Qua) den Osten, die als tüchtige Vermittler und Träger dem Handel dienen und

in größerem Maße selbständigen Handel mit ihren Erzeugnissen, vorzüglich Palmöl, treiben. Die Kru[1] oder Grebo (s. die untenst. Abb. u. die auf S. 361), die an der Ost- und Westseite des Kap Palmas wohnen, sind durch die tüchtigen Matrosen und Handarbeiter, die sie der Schiffahrt und dem Handel der Europäer in Westafrika stellen, eins der wichtigsten Völker dieser Seite geworden. Sie gehören seltsamerweise durchaus nicht zu den edelgebildeten Negern, ihre Physiognomien sind entschieden roher als die ihrer weicheren, unter dem Einfluß der näher zu ihnen heranreichenden Nachbarn, der Mandingo, zivilisierteren, fleißig dem Gewerbe und Ackerbau obliegenden Vei; aber ihr ganzer Körperbau ist gedrungen, kräftig, ihr Auftreten selbstbewußt, und ihre Vorliebe für die See, die sie in der Heimat als Fischer und Strandräuber bethätigen, beweist ihren Mut; denn ihre Küste ist von einem gefährlichen Brandungsring umgeben. Ohne die „Krujungen" in den Heiz- und Laderäumen der Schiffe und den Speichern der Faktoreien ist der westafrikanische Handel gar nicht mehr denkbar. Sie wandern nicht nur in diesen Beschäftigungen an der Küste, sondern haben auch eine ganze Reihe von Niederlassungen begründet. Sierra Leone, Grand Bassa, Monrovia haben ihre „Kru-Town". So wie sie einst der Sklavenhandel wegen ihrer Nützlichkeit verschonte, bereichert sie heute der gesetzliche Handel, sie sind wohlhabend und werden sich immer weiter ausbreiten. Auch die Vei und Bassa wanderten in den letzten Jahren als Arbeiter aus; sie haben, ebenso wie die Kru, an der Kongo-Eisenbahn und am Panamakanal gearbeitet.



Tau, Typus eines Krunegers. Vgl. Text, S. 340.

An der Körner- oder Pfefferküste kannten die Geographen des vorigen Jahrhunderts die Folscha- oder Quolschastämme und ein Reich Mesurado. Wenn auch noch von Negern bewohnt, ist heute ihr Bild ganz anders. Die am mittleren, unbefahrbaren Laufe des St. Paulflusses wohnenden Golah, auf die wohl der ältere Name zurückzuführen ist, sind heute eins der roheren, weil vom Verkehr abgeschlossenen Völker, kriegerisch, diebisch, stets bewaffnet. Die Herrschaft über sie beansprucht das neue Volk der Liberianer, das aus echten, nämlich aus Amerika gekommenen Negern, und aus „Kongos", d. h. den Sklavenschiffen abgenommenen Schwarzen, besteht. Beide halten sich gesondert, letztere zeichnen sich als Jäger aus. Seit 1820 die erste Expedition befreiter Sklaven am Kap Mesurado landete — es mögen im Laufe der Jahre 30,000 gelandet worden sein — sind Tausende von Negern aus den Vereinigten Staaten hierher eingewandert, haben das Christentum, die englische Sprache und den Firnis europäischer Sitten

[1] Der so oft gehörte Name wird fälschlich vom englischen crew, Schiffsmannschaft, abgeleitet. Er wird schon im 17. Jahrhundert von Dapper und anderen in einer Weise gebraucht, die an die Ableitung des üblichen Kruboy (Krujunge) von Grebo oder von Crao, dem Namen eines kleineren Stammes der Grebo, glauben läßt. Crumanos (portugiesisch) bezeichnet merkwürdigerweise in Westafrika unfreie, Croo-Men (englisch) freie Arbeiter aus Liberia.

in amerikanischer Abtönung hierhergebracht. Der Freistaat Liberia hat sich gebildet und sein Gebiet gegen die einst bis an die Küste wohnenden schwarzen Brüder teils im Frieden, teils mit derselben brutalen Gewalt nach innen verschoben, wie sie von den Weißen gebraucht wird. Die im ganzen wenig befriedigenden Ergebnisse dieses Pflanzstaates haben wir S. 323 besprochen. Die Gallina westlich vom Mannafluß sind den Vei ähnlich, ihre an die Küste vorgerückten Stämme sprechen auch die Vei-Sprache. Landeinwärts wohnen zahlreiche kleinere Stämme, der größte ist vielleicht der der Busi oder Toma. Nach Norden folgen in dem binnenwärts von Sherboro gelegenen Gebiet die Mendi, nach Menzies ein in 12 große Bezirke geteiltes Land, worin Städte von 3000—4000 Einwohnern liegen sollen. An der Küste dagegen zeigten die 1883 abgeschlossenen Annexionsverträge Englands nur kleine Häuptlinge. Wahrscheinlich beziehen sich auf diesen Stamm Nachrichten aus den letzten Jahren über Menschenraub und -Fresserei im Hinterlande von Sherboro.

Wir haben bereits von einer älteren Ansiedelung befreiter Sklaven an der Küste von Sierra Leone gesprochen. Hier wohnten einst die Stämme der Temneh und Bullom, beide aus kräftigen, teilweise schönen Negern bestehend, der edleren Gesichtsbildung der Susu und Verwandten bereits ähnlicher als die südlicheren Stämme. Die Temneh haben die Bullom in eine südliche und nördliche Hälfte zersprengt, und ihre Verbreitung möchte andeuten, daß auch hier ein Vordringen vom Inneren an die Küste stattgefunden habe: jene wohnt auf Sherboro, diese reicht bis an das Ästuar von Sierra Leone. Hier erwarben englische Menschenfreunde 1787 von den Temneh die Halbinsel von Sierra Leone und siedelten dort entflohene oder auf der See den Sklavenschiffen abgenommene Sklaven an. Heute beherbergt diese Kolonie, die sich allmählich über das ganze Gebiet zwischen den französischen Besitzungen und Liberia ausgebreitet hat, das bunteste Völkergemisch. Daraus sind die im ganzen nördlichen Westafrika bekannten, ein Niggerenglisch redenden „Sierraleoner" hervorgegangen, die als Handwerker und Kaufleute Tüchtiges leisten, sich auch bei den Expeditionen der Europäer bewährt haben. Der Eindruck Freetowns ist ungleich besser als der Monrovias. Dem sudanesischen Einfluß, der sich in den gefälligen, langen blauen Talaren der Weiber und in der Zahl von 4000 Mohammedanern, die allein Freetown aufweist, äußert, sind auch diese Vorzüge wohl mehr als der bunten Mischung zu danken.

II.

Die Kulturvölker der Alten Welt.



A. Einleitung.

1. Die Lebensformen altweltlicher Völker.

Inhalt: Die zwei großen Gegensätze des Wanderns und der Ansässigkeit in der Alten Welt. — Die Beständigkeit der Kultur. — Ihre Naturgrundlage. — Wander- und Ruhegebiete. — Der Kulturgürtel.

In den folgenden Kapiteln bewegen wir uns auf einem gleichsam geweihten Boden, der seit Jahrtausenden die höchsten Entwickelungen der Kultur in solcher Fülle getrieben hat, daß vom Südostwinkel des Mittelmeeres bis zum Stillen Ozean hinüber ein Kulturgebiet am anderen einen herrlichen Gürtel schlingt. Aneinandergrenzend und ineinandergreifend vereinigten hier Steppe und Ackerland gemäßigten Klimas ihre kulturfördernde Kraft.

Was dauernd an Kräften und Strebungen in den Völkern Asiens, Afrikas und Europas ist und wirkt, daran hat die Natur der Länder der Alten Welt ihren großen Anteil. Geschichtlichen Bewegungen werden durch die äußeren Verhältnisse in Ausgang und Richtung Eigenschaften aufgeprägt, die wegen der naturgegebenen Dauer der Verhältnisse bleiben und sich wiederholen. Diese Thatsache gestattet Rückschlüsse von dem, was historisch feststeht, auch auf das, was sich im Dunkel der Vorzeit vollzogen hat — weil es notwendig war. Es hat die Natur ein einförmig sich wiederholendes Leben, worin die Kräfte des Fortschrittes und der Rückbildung unmerklich thätig sind, während die Völker schnell kommen und vergehen. Gegensätze im Völkerleben besitzen daher eben in ihrer Naturgrundlage die Gewähr der Dauer, der Wiederholung.

So wie nun der Boden der Alten Welt durch den großen Zug eines vom Atlantischen zum Stillen Meere sich erstreckenden Steppengürtels gezeichnet ist, den zu beiden Seiten fruchtbare Gebirgs- und Tiefländer begrenzen, so geht durch seine Geschichte der Kampf der Nomaden und Ansässigen, der Hirten und der Ackerbauer. Diese beiden Ausprägungen höherer Kultur wurden nicht bloß von verschiedenen Völkern getragen, sondern es haben sich große Völkergruppen gleichsam in sie hineingeformt. In dem Zusammenfallen der Arier und Uralaltaier mit den großen Gruppen seßhafter und nomadisierender Völker in West- und Zentralasien liegt als Ursächliches die völkerschaffende Kraft der sozialen Verhältnisse. Gleichzeitig liegt gerade in dieser Verbindung etwas die Gegensätze der Kulturformen Stärkendes. Wieviel sich von den Lebensgewohnheiten dem Organismus so tief einprägt, daß dessen kleinste, feinste Teilchen das Empfangene auf fremde Keime zu übertragen vermögen, daß sie, mit anderen Worten, erblich werden, wissen wir nicht. Daß es geschieht, ist wahrscheinlich. Vor uns sehen wir die große Einfachheit der Verteilung der Funktionen im geschichtlichen Leben der Alten Welt und ziehen unsere Schlüsse. Das Altertum kannte wahrscheinlich arische Nomaden, die neuere Zeit hat nur ansässige Völker dieses Stammes gesehen. Anderseits darf heute fast kein einziger türkischer Stamm als vollkommen seßhaft oder auch nur halbnomadisch bezeichnet werden. Die Osmanen haben die Jürüken bei Brussa und

die Turkmenen bei Siwas aufzuweisen; von den persischen Türken sind allein die Aserbeidschaner seßhaft, während sie im Norden seit 200 Jahren noch immer nomadisieren. Die Ersari am linken Oxusufer und die Jomuten südwestlich von Chiwa sind schwache Halbnomaden. Die Usbeken sogar tragen in manchen Zügen den Charakter des wider Willen Angesiedelten, und die am linken Jaxartesufer wohnenden Kirgiskasaken haben nur an wenigen Punkten halbnomadische Sitten angenommen. Durch Armut und Einengung gezwungen, haben sich die Kurama am Tschirtschik mit Sarten gemischt und sind zum Ackerbau übergegangen, und ähnlich scheint die Geschichte der Halbkasaken von Taschkent zu sein. Ein Bruchteil der Karakalpaken hat sich dem Ackerbau gewidmet, während der Rest nomadisch blieb. Ackerbauer, die den Namen Tataren tragen, wie die Bewohner der Südküste der Krim, haben der Abstammung nach nichts mit Türken zu thun. Die Stetigkeit in der Lebensweise der Nomaden gehört zu den auffallendsten Erscheinungen altweltlichen Völkerlebens. Sie ergänzt die Eigenschaft, die wir soeben hervorgehoben haben. Skythen, Saken, Hunnen, Türken und Mongolen treten uns wie Ein Volk in verschiedenen Zeitaltern entgegen. Der Bildungstrieb ihrer großen Fürsten blieb ohne tiefen Einfluß, ebenso wie die Bestrebungen christlicher Missionare; jene erregten Widerwillen, diese offenen Widerstand. Wo kein Zwang durch Unterwerfung, die selten dauernd blieb, oder durch das einzig wirksame Mittel geographischer Umschließung geübt ward, amalgamierten sich die Nomaden nur langsam mit den Ansässigen; und wo sie es thaten, blieben sie doch immer die Natio militans, die sich das Herrschen vorbehielt, aber wie eine Kriegerkaste. So erscheinen die Araber in Nordafrika und Westasien, so die Mongolen im Norden und Osten der Alten Welt bis in die Mitte von Vorderindien hinein. Eine Jahrhunderte hindurch bewußt durchgeführte Verdrängungs- und Kolonialpolitik der größten Macht der Alten Welt, Chinas, mit der sich später Rußland in diese Aufgabe teilte, hat erst in unserer Zeit vermocht, den Nomaden Boden abzugewinnen und ihre Macht entschieden zu schwächen, aber das Wesen der in der Steppe draußen Bleibenden bleibt die alte Hyksos- und Hiungnu-Natur.

Die Naturbedingungen der Kultur sind in sich breiter und verschiedenartiger; aber lange wurzelt sie fest in dem Boden, den sie einmal gewonnen hat. Bodenständigkeit ist ihr größtes Merkmal. Warum ist in Amerika nicht das in in vielen Beziehungen günstiger ausgestattete Kalifornien an die Stelle Mexikos getreten? Warum ist in langen Jahrhunderten inniger Berührung Nubien nicht ein Stück Ägypten geworden? Es ist eine große Lehre der Geschichte, daß die Kultur am Boden, wo sie einmal ist, festhält, wie auch die Völkerströme über sie hingehen mögen, oder daß sie doch nach kurzer Flucht dahin zurückkehrt. Die Kultur verdichtet die Bevölkerungen, und die Dichtwohnenden werden immer seßhafter. Unzweifelhaft gibt es Erdräume, deren Natur den Menschen nicht nur zum Bleiben einladet, sondern auch durch eine gewisse Regelung aller seiner Thätigkeiten sein ganzes Wesen beruhigt, in Schranken faßt und damit das Beharrende seines Charakters zum Übergewicht bringt. Die Geschichtschreiber haben hervorgehoben, wie „Euphrat und Nil Jahr um Jahr ihren Anwohnern dieselben Vorteile bieten und ihre Beschäftigungen regeln, deren stetes Einerlei es möglich macht, daß Jahrhunderte über das Land hingehen, ohne daß sich in den hergebrachten Lebensverhältnissen etwas Wesentliches ändert; mumienartig eingesargt stockt im Thale des Nil die Kultur.“ (Ernst Curtius.) Memphis, Rom, Athen symbolisieren in ihrem immer erneuten Aufbau nach Zerstörung und Verfall diesen Zug des Festhaltens, der nur zum Teil in der Schätzung günstiger natürlicher Verhältnisse wurzelt. Ein undefinierbarer Hauch, der über geheiligten Orten schwebt, wirkt neubelebend, neugründend. Nur dieser konnte Jerusalem immer wieder erstehen, nur dieser über dem Skamandros das oft zerstörte Ilion auf den alten Brand- und Trümmerstätten unermüdet neu aufbauen lassen. Das ist derselbe Zug, der Städte an bedenklichsten Knotenpunkten der Erdbebenwellen stets wieder ins Leben rief: z. B. San Salvador, Mendoza.

Die Kultur wächst aber nicht in der Ruhe, sondern in der Arbeit; sie braucht Anregungen und Anstöße, die um so mehr von außen kommen müssen, als im Wesen der friedlichen Arbeit die Neigung zur Abschließung liegt. Nun liegen neben Ländern, die zum Rasten einladen, solche, die, über ihre Grenzen hinausweisend, zum Wandern anregen. Und so liegt der Antrieb zur Sonderentwickelung neben dem zum Zusammenschließen mit anderen Völkern und zur Vermischung. Jene dürfen wir am häufigsten in wohlumfriedeten, fruchtbaren Tiefländern suchen oder auf Hochebenen, die eine reiche Bevölkerung ernähren können, oder in weiten Gebirgsthälern: kurz in Gebieten, die behagliches Wohnen und leichte Nahrung gestatten und doch nicht so eng sind, daß sie schon dem bescheidensten Expansionstrieb ein Halt zurufen. Diese dagegen werden wir in minder fruchtbaren Ländern vermuten, wo entweder die Allgegenwart eines Meeres oder grenzenlose Ebenen zum Hinauswandern laden, oder in rauhen Gebirgen, die nur wenige Bewohner ernähren.

Wie liegen nun die Kulturgebiete der Erde zu jenem Gürtel der wandernden Völker, dem Mutterschoß der Völkerwanderungen? Soweit sie zusammenhängen, bilden sie einen verhältnismäßig schmalen Gürtel, der nur im vielgestaltigen Europa eine massigere Ausbreitung erfährt. Europa schließt diesen Gürtel im Westen, Japan, Korea und China im Osten ab. Durch vielgliederigen Bau zu selbständiger Entwickelung bestimmt, gleichen sich Europas Westhälfte und Ostasiens Halbinsel- und Inselreiche an entgegengesetzten Enden des Kulturgürtels in Fähigkeiten und Funktionen ruhigerer Entwickelung und kräftigen Hinauswirkens. Europa bezeichnet das atlantische, Ostasien das pazifische Ende dieses Gürtels. Das Hinauswirken und das Kulturtragen über Meer scheinen die ostasiatischen Peripherieländer viel früher vollbracht zu haben als die west- und nordeuropäischen, die später, großenteils erst seit einem Jahrtausend, dem Kulturgürtel angegliedert wurden. Wir sind in Ozeanien und Amerika den Spuren eines alten pazifischen Ausstrahlungsgebietes am ostasiatischen Gestade begegnet, das der Verschiebung der Kultur nach der atlantischen Seite vorhergegangen war. Inmitten aber liegen Länder, vom Meer abgeschlossen und dadurch des sicheren Rückhaltes seiner befreienden Nachbarschaft beraubt, in engerer Wechselbeziehung zu der einengenden wogenden Menge binnenländischer Völker. Dabei zeigt sich ein Zusammenhang zwischen Selbständigkeit der einzelnen Kulturgebiete und Entwickelung ihrer Kultur. Südarabien und Syrien, beide schmale Ränder des arabischen Nomadengebietes, kämpfen mit wenig Glück gegen die An- und Übergriffe der Nomaden; sie sind nicht dauernd zu einer selbständigen Kulturbedeutung gelangt. Glücklicher waren Mesopotamien und Persien, allerdings nicht ohne Anlehnung aneinander. Es ist bezeichnend, daß die älteren assyrischen Kulturblüten im Norden dieses Gebietes aufgegangen sind. Indiens Ruhegebiet liegt im Osten, besonders im Gangesgebiet, sein Feld der Störungen und Unruhen, der nomadischen Durchbrüche und Überflutungen, aber auch der Anstöße zu Machtentfaltung und großen Staatenbildungen im Westen, besonders im Indusgebiet. Hinterindiens Kulturstätten, deren Reste in märchenhafter Pracht aus Urwaldnacht aufsteigen, liegen im Lande der Khmer, in Siam, in Barma, alle weit entfernt von dem mit immer neu zuströmenden zentralasiatischen Elementen gesättigten Norden.

War es zu allen Zeiten so? Kaum zweifelhaft ist es, daß die Ausbreitung von Hirtenvölkern, die schon im Beginn der geschichtlichen Periode so große Teile von Asien und Afrika erfüllten und die ackerbauenden Kulturvölker zu beständigem Kampfe nötigten, einen großen Anteil an deren Zurückdrängung und Zersplitterung hatte. Ihr großes räumliches Übergewicht ist vielleicht eine verhältnismäßig neue Thatsache, jedenfalls ist sie es in Nordafrika, wohin Pferde und wahrscheinlich auch Rinder aus Asien eingeführt wurden. Der Akt der Weltgeschichte, der unmittelbar dem voranging, mit dem für uns die historische Zeit beginnt, sah vielleicht eine geringere Ausbreitung dieser der hohen Kultur feindlichen Elemente und eine mehr zusammenhängende Verbreitung der Kultur sedentärer Völker. Die Übereinstimmung der entlegensten Kulturentwickelungen

der Alten Welt kann jedenfalls nicht ohne die Annahme eines einst lebhafteren Verkehres, wenn auch nur durch Insel- und Oasenketten, verstanden werden.

Daß der Nomadismus nicht rein zerstörend der sedentären Kultur gegenübertritt, ruft uns die Thatsache ins Gedächtnis, daß wir es von nun an nicht nur mit Stämmen, sondern auch mit Staaten, und zwar Staaten mächtiger Art, zu thun haben. In dem kriegerischen Charakter der Nomaden liegt eine große **staatenschaffende Macht** (vgl. Band I, Einleitung, S. 123), die sich vielleicht noch klarer als in den von Nomadendynastien und -Armeen beherrschten großen Staaten Asiens: dem von Türken regierten Persien, dem von Mongolen und Mandschu eroberten und verwalteten China, den Mongolen- und Radschputenstaaten Indiens, am Rande des Sudans ausspricht, wo die Verschmelzung der erst feindlichen, dann zu fruchtbarem Zusammenwirken vereinigten Elemente noch nicht so weit fortgeschritten ist. Nirgends zeigt es sich so klar wie hier auf der Grenze nomadisierender und ackerbauender Völker, daß die großen Wirkungen der kulturfördernden Anstöße der Nomaden nicht aus friedlicher Kulturthätigkeit hervorgehen, sondern als kriegerische Bestrebungen friedlichen zuerst entgegenwirken, ja schaden. Ihre Bedeutung liegt in dem Talent der Nomaden, die sedentären und leicht auseinanderfallenden Völker energisch zusammenzufassen. Das schließt aber nicht aus, daß sie dabei viel von ihren Unterworfenen lernen können, wie die Römer von den Griechen, die Germanen von den Römern, die Türken von den Tadschik und den Slawen. So sind die Bassa- und Afa-Stämme unübertroffen in Matten und Trink- und Eßgeschirren, so übertreffen die Hütten der Musgu die der Bornuvölker, so liefert das schwache, mit alteinheimischen Elementen reich durchsetzte Baghirmi Handwerker, Ackerbauer, kurz Kulturträger an das kriegerische, expansive Wadaï, so sind in Dar For die For ihren arabischen Herren in Ackerbau und Handwerk voran. Was aber alle diese Fleißigen und Geschickten nicht haben und nicht haben können, das ist der Wille und die Kraft zum Herrschen, der kriegerische Geist und der Sinn für staatliche Ordnung und Unterordnung. Darum stehen die wüstengeborenen Herren der Sudanstaaten über ihren Negervölkern wie die Mandschu über ihren Chinesen. Was anderes aber erfüllt sich hier als das von Timbuktu bis Peking gültige Gesetz, daß bevorzugte Staatenbildungen in den an weite Steppen grenzenden, reichen Ackerbauländern entstehen, wo eine hohe materielle Kultur sedentärer Völker gewaltsam in den Dienst energischer, herrschfähiger, kriegerischer Steppenbewohner gezogen wird?

2. Die Kultur.

„Die Erziehung unseres Geschlechts wird in zweifachem Sinne genetisch und organisch, genetisch durch die Mitteilung, organisch durch die Aufnahme und Anwendung des Mitgeteilten. Wollen wir diese zweite Genesis des Menschen von der Bearbeitung des Ackers Kultur oder vom Bilde des Lichtes Aufklärung nennen?“ Herder.

Inhalt: Die Wachstumsbedingungen der Kultur. — Arbeit, Ackerbau, Ansässigkeit. — Zunahme der Bevölkerung. — Wanderung der Kultur über die Erde. — Freiheit und Fesselung des Geistes. — Wissenschaft. — Halbkultur. — Schrift und Tradition. — Kulturverfall. — Anfänge der Kultur. — Steinreste. — Altägypten. — Asiatische Zusammenhänge. — China und die westliche Welt.

Für Wachstums- und Daseinsbedingungen der Kultur gilt: **was den beweglichen Menschen festhält, ist kulturfördernd.** Befestigend wirkt aber auf ihn zunächst die **Fruchtbarkeit des Bodens** in Verbindung mit **erträglichem Klima**. Er legt einen ganz anderen Maßstab an die Natur als der Mensch flüchtigen Wohnens, er fragt: Wo habe ich die Gewähr dauernden Aufenthaltes? **Dobrizhoffer** sagt vom Chaco: „Die Spanier sehen selben für den

Sammelplatz des Elends, die Wilden hingegen als ihr gelobtes Land und ihr Elysium an." Die Europäer, die nach Amerika auswanderten, steckten auf dem jungfräulichen Boden nicht erst Zeltplätze und Weidestätten aus, sie bauten steinerne Häuser und Städte. 1521 wurde Mexiko durch Cortez erobert, 1521 zur steinernen Kathedrale der Grundstein gelegt. Das spricht für die Absicht zu bleiben. Die Menschheit hatte zu dieser Zeit längst erfahren, auf welchem Boden Kultur mit Erfolg anzupflanzen sei: nur Mexiko, das auf seiner Hochebene Weizen erzeugt wie Kastilien, empfing den Ehrennamen Neu-Spanien. In gemäßigt warmem Klima, auf gutem Ackerboden hoffte man einen Ableger altspanischer Kultur am frühesten sich einwurzeln zu sehen.



Japanische Ackergeräte. (Ethnographisches Museum, München.) Vgl. Text, S. 372.

So wuchs, der Notwendigkeit des günstigen Naturbodens, genau gesagt des Ackerbodens, immer sich tief, fast instinktiv bewußt, die Kultur über die neue Erde hin.

Früher als das geistige Leben der Völker löste sich das materielle Thun aus dem Banne der Unfreiheit, worin es Trägheit, Unsicherheit, Mangel der Bedürfnisse und des Verkehrs gehalten hatten. Eine große Reihe von Erfindungen bildet die Basis dessen, was wir Halbkultur nennen. Waffen und Werkzeuge zusammengesetzteren Baues, wie Armbrust, beweglicher Panzer, Harpune, Pflug, Egge, Wagen, Drillbohrer, Töpferscheibe, Steuerruder, Segel- und Auslegerboot, ragen in tiefere Schichten hinein. Sie bedingen alle mehr Arbeit, Arbeit verleiht ihnen ihren Wert. Jacquemont prophezeite dem hispano-indianischen Amerika des Tropengürtels den Rückfall auf die Stufe vor 1492: „Es wird ein Land ohne Bevölkerung, ohne Reichtum werden, weil es der Arbeit entbehrt." Jede Kultur ist rückwärts gegangen, wenn die Arbeit nachließ. Von allgemeinster Wahrheit ist das Wort: Arbeit adelt. Ja, die Arbeit hat den Adel der Menschheit geschaffen. Das arbeitsamste der Halbkulturvölker, die Chinesen, ist das in jeder

Beziehung höchststehende der asiatischen Völker. Nach der Arbeit an sich ist **Arbeitsteilung** unzweifelhaft die wichtigste Bedingung des Kulturfortschrittes. Arbeitsteilung liegt aber zunächst in der Gliederung des einförmigen Haufens nach den sozialen Funktionen.

Auf die innige Verbindung der Kultur mit dem **Ackerbau** wurde früher hingewiesen (vgl. Band I, S. 25), von seiner Bedeutung für die Kulturvölker bleibt hier noch zu sprechen. Von Japan bis Ägypten liefert er die Grundlage der Ernährung und wird so hochgeschätzt, daß der Pflug selbst der Hand des Kaisers nicht für unwürdig erachtet wird. Die Rettung des Ackerlandes vor nomadischer Überschwemmung ist die Aufgabe endloser Kämpfe zwischen Ackerbauern und Hirten. Das Streben der Kulturstaaten geht darauf hin, die Nahrung für ihre Völker selbständig zu gewinnen und sich darin unabhängig zu machen. In China ist es das höchste Lob eines Kaisers, daß sich sein Volk in Frieden ernährt habe. Für den Ackerbau der Kulturvölker ist nun überall in erster Linie die bessere Bestellung des Bodens bezeichnend. Wir finden da Fruchtwechsel, Düngung, Terrassenkultur, künstliche Bewässerung, den **Pflug**, die Egge. Diese Werkzeuge bedeuten offenbar eine Kulturgrenze. Der Pflug bezeichnet überhaupt ein anderes Wirtschaftssystem, das der Großwirtschaft mit Sklaven und Zugvieh; er ist in dem Moment notwendig geworden, wo große Areale in Anbau genommen wurden. Noch heute hat in Osteuropa die Steppe bessere, schwerere Pflüge und weiß sie besser zu nützen als das Waldland. Bei allen Völkern, die den Pflug besitzen, kommt doch auch gartenartiger Anbau mit Hacke oder Spaten vor. Weiterhin ist die Auswahl der Nutzpflanzen anders. Es überwiegen die dauerhaften Getreidearten, in Ostasien der Reis, in Indien die Hirse, in Westasien der Weizen, und Hülsenfrüchte gehen durch alle Gebiete. Die Banane, von der man wie vom Manna der Israeliten sagen konnte: ad quod quisque volebat, convertebatur, überhaupt die ganze Familie der leicht und reichlich fruchtenden, aber wenig nährenden Früchte und Wurzeln tritt auffallend zurück. Diese Getreidearten stammen aus den natürlichen Grasländern Asiens; den Rasen, dem sie entsprossen, beschritten auch die Urväter des Rindes und des Pferdes. Die wichtigsten Haustiere und Nutzpflanzen der Kultur sind der Steppe abgewonnen. Im allgemeinen lagen in der Alten Welt die Bedingungen für die Auswahl der Kulturpflanzen und auch der Haustiere am günstigsten, und wiederum hatte hier Asien die größte Zahl wichtiger Kulturpflanzen und Haustiere darzubieten.

Der Ackerbau ist gegenüber dem Nomadismus schon an sich mit einem Teil der **Kraft des Beharrens** ausgestattet, die der höheren, sedentären Kultur in größtem Maße eigen ist. Ein je größeres Kapital von Arbeit sich in dem Boden verbirgt, der die Getreidefelder oder die mühsamer erbauten Hütten und Häuser, Tempel und Festungsmauern trägt, um so fester hängt auch der Mensch an ihm, zuerst sein Leib und dann die Seele. In der Fljotshlidinga-Saga weigert sich der kühne Gunnar, sein Land zu verlassen, weil die „bleichen Äcker“ des reifen Getreides seinem Herzen so wohlthun. Der Nomade hat, auch wenn er nur in engen Grenzen wandert, mindestens in jeder Jahreszeit eine neue Heimat; der Ackerbauer hält an seiner im Wechsel der Jahrhunderte fest. Wo der Nomade 20 Meilen vom Winter zum Sommer zurücklegt, reiht der Ackerbauer höchstens ein neues Feld an das alte. Mit fester Lage entstehen feste Grenzen. Wie eng ist nun die Abgrenzung der Gemarkungen mit dem Ackerbau verknüpft! Horaz lobt das Landleben nicht ohne der Götter der Grenzmarken zu gedenken.

Der Ackerbau dient dem nächsten Bedarf und überläßt die Schaffung von Tauschwerten und Luxusdingen der Viehzucht, der Jagd, dem Fischfang. Die **Viehzucht** ist der erste Kapitalbildner, die Herde ein wandelnder Schatz. Schafft der **Ackerbau** die wichtigsten Bestandteile der Nahrung, so darf sie nicht von einem Tag auf den anderen aufgezehrt werden. Zum Ackerbau der Kulturvölker gehört wie der Pflug (s. Abb., S. 371) so auch die Scheune, sei es die vom Niger bis zu den Aino auf Pfählen errichtete Vorratshütte (s. Abb., S. 67 u. Bd. I, S. 18), die Thonurne

der Kaffern oder die ausgebrannte Erdgrube Arabiens und Tibets. Die Feldfrüchte müssen nicht, wie die Hirsearten der Neger, so rasch zu Grunde gehen, daß man Bier daraus braut, nur um sie aufzubrauchen. Eine Eigentümlichkeit aller Getreidearten der Tropenländer besteht darin, daß man aus ihrem Mehle nicht Brot backen kann in unserem Sinne; nur arabische „Kissere“, lederartige, zähe Fladen, die wie Pfannkuchen auf der Eisenplatte geröstet werden, vermag man aus dem fermentierten Teige zu backen. Das Brot im europäischen Sinne ist überhaupt keinem asiatischen Kulturvolk bekannt. An seine Stelle tritt als allgemeine Grundlage der Ernährung in Ost- und Südasien der Reis in feuchten und halbfeuchten Zubereitungen. Allein wie sehr dieser auch überwiege, ausschließlich reisessende oder ausschließlich vegetarische Kulturvölker gibt es nicht. Fleisch und Fisch nehmen außer anderen stickstoffhaltigen Nahrungsmitteln, zum Beispiel den Bohnen, neben dem Reis ihre Stelle ein. Übrigens ist bei allen Kulturvölkern die Mannigfaltigkeit der Speisen groß, und der Geschmack steigt überall tief herab. Der Genuß von Insekten und Würmern ist kein Zeichen niederer Kultur. Nicht nur bei arabisierten Stämmen der Neger bilden Heuschrecken, Wasserkäfer, Maden gesuchte Leckerbissen: auch in Indien und China findet man Ähnliches. Die Araber haben das Sprichwort: „Ein Heuschreck in der Hand ist besser als sechs in der Luft.“ Die Launen des altrömischen und neueuropäischen Geschmackes gehen ja teilweise noch weiter.

Die still schaffende Kulturthätigkeit mißt sich nicht an der Vergrößerung der Meilenzahl, sondern an dem Wachstum der Zahl der auf engem Raume dauernd Lebenden. Auf fettem Boden, bei kräftiger Arbeit gedeihen dichte Bevölkerungen, und die Kultur bedarf solcher. Die großen Thatsachen der Verbreitung der Menschen über die Erde in größerer und geringerer Zusammendrängung stehen als Ursache und als Wirkung im engsten Zusammenhang mit der Kulturentwickelung. Wo über weite Gebiete hin die Bevölkerung dünn zerstreut wohnt, da ist die Kultur niedrig. Der Steppengürtel der Alten Welt ist überall dünn bewohnt, die Länder ums Mittelmeer, Ägypten, Südarabien, Indien, China, Japan dicht und dichtest. Sechs Siebentel der Bevölkerung der Erde gehören heute den Kulturländern an. China und Indien zählen 700 Millionen Menschen, ein entsprechender Raum des innerasiatischen Nomadengebietes der Mongolei, Tibets und der östlichen Turkvölker weniger als den sechzigsten Teil. Der Kulturstufe entspricht die Verbreitungsweise. Indem sie sich dessen bewußt wird, erstrebt sie sie auch. Den Europäern gestattete nicht bloß ihre Überlegenheit in allen Kulturbeziehungen, sondern auch ihre Zahl und deren rasche Vermehrung, sich schnell über ganze Erdteile auszubreiten, sondern es wurde von ihnen auch der Wunsch, lückenlos das Land zu besitzen, zu einem Prinzip der Politik erhoben. Die hindernden Eingeborenen wurden einfach weggeschoben. Selbst ein grausames Naturvolk war niemals im stande, ein Land wie Cuba im Zeitraum weniger Geschlechter so zu entvölkern und mit neuer Bevölkerung zu versehen; die Kultur brachte es fertig.

Die Kultur okkupiert ihre Gebiete in anderer Weise als die kriegerische Eroberung. Jene bedeckt langsam, aber mit dauerndem Erfolg Strich um Strich, diese steckt eine weite Grenze ab. Jene geht Schritt für Schritt, diese überfliegt weite Strecken rasch. Daher ist jene sicher in ihren Erfolgen, sofern ihr nur Zeit gelassen wird, diese ist vergänglich oder mindestens unberechenbar. Die durchschnittliche Geschwindigkeit, womit die Weißen nach Westen vordrangen, ehe sie den Gewaltsprung vom Missouri zum Stillen Ozean machten, betrug 4 deutsche geogr. Meilen im Jahre. China hat in drei Jahrhunderten das Land außerhalb der Großen Mauer, einst die Hegestätte der gefährlichsten Nomadenschwärme, der Kultur gewonnen, Rußland in derselben Zeit einen Kulturgürtel quer durch Nordasien bis an den Stillen Ozean gezogen. Vor diesem langsamen, aber sicheren Fortschreiten weichen nicht bloß die Naturvölker, sondern endlich sogar die Nomaden zurück. Der beste Boden wird ihnen durch Ackerbaukolonien entzogen, das unentbehrliche Wasser

kommt in die Macht der Angesessenen, die damit den Sand befruchten und festhalten, der Nomade wird aus dem Grasland in die Strauchsteppe, aus dieser endlich in die Wüste verwiesen. Dort verarmt und verkommt er. Wie und wo er sich zur Ansässigkeit bequemte, werden wir zu zeigen haben.

Es ist ein Gesetz der Kulturentwickelung, daß ihre Anfänge um so dunkler sind, je höher sie selber gediehen ist. Denn sie wühlt immer ihren eignen Boden wieder um, und das neue Leben zerstört die Reste des alten, aus denen es hervorblüht. Im Boden der altweltlichen Kulturen zeugt nur Steingerät von früheren Zuständen. Wir kennen aber nicht das Alter der in der Erde gefundenen Steinwerkzeuge und Steinwaffen, auch nicht die Zustände ihrer Benutzer. Sie besagen nichts Klares in der Frage des Alters der Kultur. Lebende Spuren einer Steinzeit lassen wenigstens so viel erkennen, daß der Zeitraum und die Stufenhöhe nicht überschätzt werden dürfen, die den Eisenbesitz von der Steinbenutzung trennen. Noch heute gilt bei nubischen Arabern ein Steinmesser für besonders passend zur Beschneidung, selbst zum Rasieren des Kopfes. Plinius sagt, der Balsam werde aus dem Balsambaum in Syrien mit steinernen, knöchernen oder gläsernen Messern gewonnen, weil der Stamm beim Gebrauch eiserner Werkzeuge eingehe. Die Meinung von Schweinfurth, daß die kleinen, kaum gebrauchten Steinwaffen, die Lenz und andere in der Sahara fanden, zu Kultus- oder abergläubischen Zwecken erst später angefertigt worden seien, hat etwas Einleuchtendes. Steinfunde in Indien und Japan deuten an, daß dort der Gebrauch der Steinwaffen und Eisengeräte noch nicht gar lange erloschen ist. Auch in Ägyptens Boden liegen vorzügliche Steingeräte in großer Zahl, so daß eine „Steinzeit" für Ägypten sicher anzunehmen ist. Die Brücke von ihr zur Kulturepoche führt durch die Eisenarmut des alten Ägypten hindurch.

Wir sind geneigt, die kulturfördernden Wirkungen der Metalle oder ihren Kulturwert zu überschätzen. Peru und Mexiko zeigen, was bei geringer Benutzung von Bronze und Kupfer, bei völliger Unkenntnis des Eisens möglich war. Wir unterschätzen die vormetallischen Stein-, Knochen-, Holzgeräte, weil wir sie immer nur noch in den Händen der verarmten und heruntergekommenen Naturvölker sehen. Die hohe Stufe sozialer und religiöser Entwickelung der Ozeanier ist aus absoluter Metalllosigkeit heraus erreicht worden, und in den noch höheren Kulturen Altmexikos und Altperus sind die Metalle nur Ornamente, nicht Triebfedern des Fortschritts. Lassen wir uns also nicht durch die Vorstellung beeinflussen, daß die Erfindung des Eisenschmelzens und -Schmiedens eine Epoche bilde. Gewiß, das Zeitalter des Stahles weist Großes auf, das ohne Eisen nicht möglich wäre; aber die geistigen Grundlagen unserer Kultur brauchen keine Stahlträger. Die „Ilias" ist die Dichtung einer eisenarmen Zeit, und die großen babylonischen Könige schrieben ihre Keilschrift mit Holzgriffeln in weichen Thon.

Die Kultur geht viel, viel weiter zurück als diese und andere Erfindungen. Nur eine ganz falsche Perspektive kann uns das Babylon vor 6000 Jahren „an der Schwelle der Geschichte" zeigen. Es ist banal und oberflächlich, in der ältesten Zeit, von der uns die Denkmäler Ägyptens Kunde geben, immer die „Morgenröte der Geschichte der Menschheit" zu sehen. Mit welchem Rechte? Treten uns die Anfänge mit ihren natürlichen Unvollkommenheiten in der ältesten geschichtlichen Zeit Ägyptens entgegen? Daß die Ägypter selbst den Ursprung ihrer Kultur den sagenhaften Dienern des Horus zuschrieben, beweist nicht mehr als die Sagen von Herakles und Theseus bei den Griechen. Selten sind bestimmte Angaben, die wie Erinnerungen an Thatsachen erscheinen. Dazu gehört vielleicht die in den Inschriften von Denderah, daß der erste Plan des Tempels auf eine Gazellenhaut geschrieben gewesen sei, den man viele Jahrhunderte später wieder aufgefunden habe; die historischen Ägypter schrieben auf Papyrus. Jener inschriftenlose Tempel in der Nähe der großen Sphinx, aus mächtigen Granitblöcken von Syene und orientalischem Alabaster

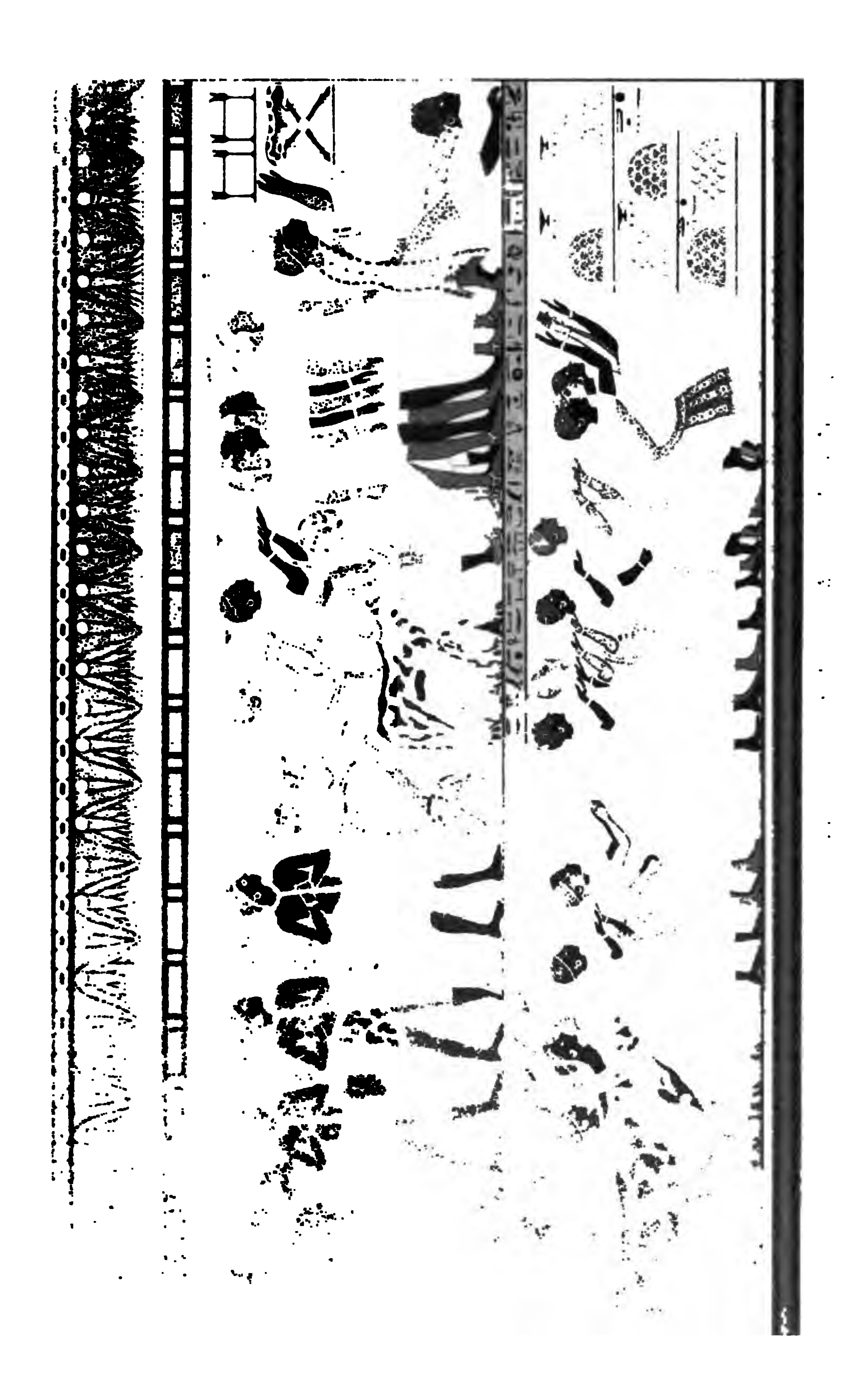
ALTÄGYPTISCHES WANDGEMÄLDE IN EINEM THEBANISCHEN GRABE. Um 1380 v. Chr.

(Nach Lepsius.)

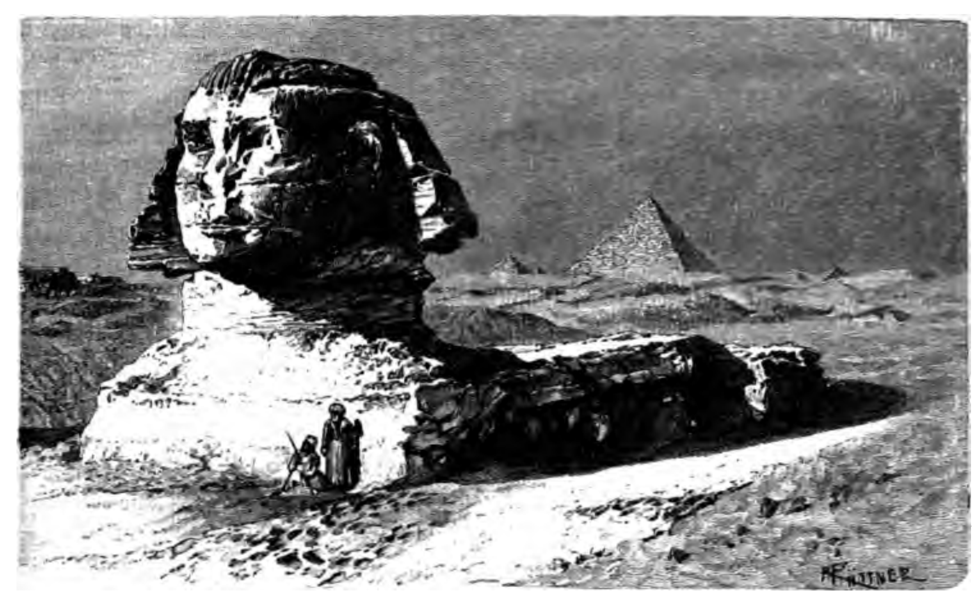
Nubische Häuptlinge bringen dem ägyptischen König ihre Geschenke.







erbaut, getragen von monolithischen quadratischen Pfeilern, ohne Verzierung, ohne Hieroglyphen, sieht wie ein Übergang von den megalithischen Denkmälern zur ägyptischen Architektur aus. König Cheops spricht in seiner Inschrift davon, daß sich dieses Tempels Entstehung in der Zeiten Dunkel verliere; er sei, vergraben im Sande der Wüste, unter seiner Regierung zufällig wieder aufgefunden worden. Von der großen Sphinx selbst dürfen wir vermuten, daß sie älter sei als die großen Pyramiden, deren Hüterin sie wohl war; wir wissen, daß dieser mächtige Monolith bereits zur Zeit des Cheops Ausbesserungen nötig hatte. Aus der zweiten Dynastie haben wir die Treppenpyramide von Sakkarah und Statuen, woran den Archäologen „Plumpheit und Unentschiedenheit" des Stiles auffallen will. Aber nachdem die erste und zweite Dynastie 455 Jahre regiert hatten, sehen wir in den Grabkammern der dritten das ägyptische Leben voll entwickelt und



Die Sphinx bei Gizeh. (Nach Photographie.)

mit allen Merkmalen eines langen Bestandes; und „die Hieroglyphenschrift tritt uns in den Denkmälern der ersten Dynastie in derselben Komplikation entgegen wie am letzten Tage ihrer Existenz" (Lenormant). Erwägt man, daß ihr einmal die reine Bilderschrift und dann eine Ausbildung vorausgegangen sein muß, wo die symbolische Bezeichnung das erweiterte und feststellte, was jene auszudrücken vermochte, so sieht man viele Generationen und Jahrhunderte vor der Zeit dieser Denkmäler in Thätigkeit.

Den Höhepunkt architektonischen Könnens erreichte Ägypten schon in der vierten Dynastie, in der Cheops in seiner Pyramide das massigste Werk aufrichtete, das jemals Menschen schufen. Sie hat Riesenwerke von einer Feinheit und Genauigkeit der Arbeit hinterlassen, die noch heute Bewunderung erregen. Gleichzeitig erhebt sich die bildende Kunst auf den Gipfel der Vollkommenheit. Es ist nicht zu kühn, wenn man sagt, daß in der Kunst der Scheitel der Entwickelung näher der alten Zeit des Reiches liegt als der neuen. (S. die Abbildungen, S. 378, 380, und die beigeheftete Tafel: „Altägyptisches Wandgemälde in einem Grabe Thebens".)

Es steht auch in der täglichen Arbeit des Ackerbauers, des Handwerkers, des Beamten und Kriegers, im Wissen der Priester und in den Thaten der Könige das älteste Ägypten lange nicht so hinter dem späteren zurück, wie die Zahl der zwischenliegenden Jahrtausende erwarten ließe.

Aus den Grabkammern der ältesten Pyramidenzeit strahlen uns die Bilder einer Kultur entgegen, die in manchem der späterer Jahrtausende bis herab zur Berührung mit Griechenland und Rom überlegen ist. Die Religion samt ihrer Wissenschaft war auf ihrem Höhepunkt. Das Priestertum schloß das Beamtentum in sich und das ganze Leben war mit Religion getränkt. Überreich war die Götterlehre; im gestirnten Himmel las man die Zeitteilung, jede Seite der Pyramiden ist so genau nach der Himmelsgegend orientiert, daß man erkennt, wie sich Architekt und Astronom in die Hände arbeiteten. Das ganze Land war vermessen, in feste Bezirke zerlegt. Der König („die hohe Pforte“: Perau, Pharao) war Sohn und menschgewordener Sonnengott. In seinem Hofstaat erscheinen Geheimräte, Kammerherren, Schatzmeister, Häupter des Kriegswesens, des Weiberhauses, der Arbeiter, der Kornspeicher, der Sängerchöre, der Garderobe und der Bäder. Begabte Knaben aus schlichtem Hause wurden zusammen mit den Königssöhnen unterrichtet und stiegen bis zu den höchsten Stellen auf. Die Familie ruhte auf der einweibigen Ehe; selbst Thron und Grabmahl des Königs teilte nur Eine Königin. Die Frau wird die „Herrin des Hauses“ genannt, die Bilder zeigen ein inniges Familienleben, und die Inschriften enthalten manchen die Anmut des Eheweibes feiernden Schmeichelnamen. Die Kinder nennen sich zuerst nach der Mutter, dann nach dem Vater, die Frau beerbt den Mann, wo Söhne fehlen, und selbst die Krone kann auf das Haupt der Tochter übergehen. Auch die Ägypter gründeten für die Lebenden nur flüchtige Häuser. Die Häuser der Begüterten, im Gegensatz zum schweren Tempel leicht und zierlich, hatten mehrere Stockwerke und waren mit den noch heute gebräuchlichen Galerien und Terrassen versehen. Das niedere Volk aber wohnte in Lehmhütten wie heute (s. die beigeheftete Tafel „Fellahdorf bei Gizeh“) und die Hirten unter vergänglichen Laub- und Reisigdächern. Merkwürdigerweise gehört ein gepreßtes und mit Gold verziertes Lederzelt zu den kostbarsten Resten altägyptischer Industrie. Geld kannte man nicht. Die Großen waren Grundbesitzer. Der Reichtum bestand in Äckern, Wiesen, Papyrusdickichten, Herden, Früchten und hörigen Leuten. Der Acker wurde mit dem Hakenpfluge aufgeritzt, die Saat eingetreten. Die Ernte draschen die Rinder, indem sie die Ähren traten. Der Weinbau bildete einen bevorzugten Teil des Ackerbaues. Die Handwerke waren Sache der Hörigen: Tischlerei, Töpferei, Glasbläserei, Weberei, Papierfabrikation, Goldwäscherei, Verarbeitung der Metalle. Bei jeder Arbeitergruppe ein Vogt mit langem Stabe, zugleich Rechnungsführer; in den Schreibstuben Scharen von Schriftkundigen. Und dieses Leben war politisch wie wirtschaftlich längst stark genug, um über die Grenze hinauszugreifen. Es gilt als festgestellt, daß der Betrieb der Sinai-Kupferminen bereits zur Zeit des Snefru und Chufu eröffnet war, und aus der Zeit des Amenemha (24. Jahrh. v. Chr.) stammt eine Säule, die Goldminen in Nubien nennt.

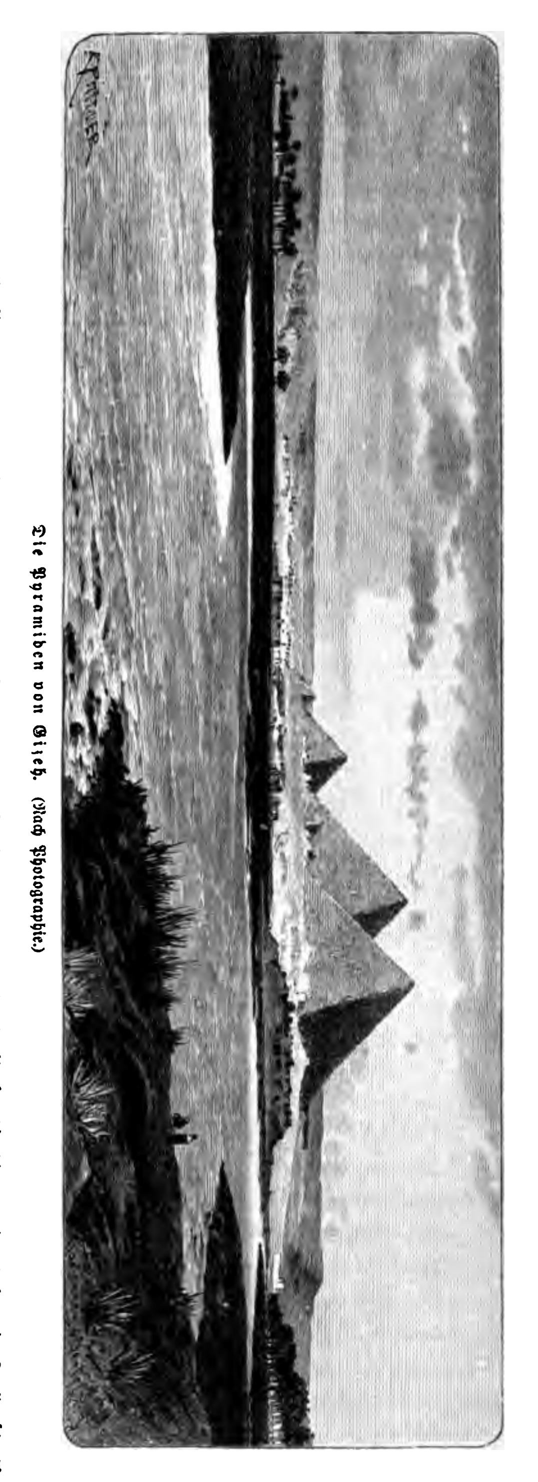
Hohes Alter der Litteratur bezeugt die Thatsache, daß schon in einem Grabe der 6. Dynastie ein „Verwalter des Bücherhauses“ vorkommt. Die Chronologie setzt Sternverzeichnisse und fortlaufende Beobachtungen der sichtbaren Sterne (vor allen des Sirius) sowie Aufzeichnung dieser Beobachtungen voraus. Geometrische, medizinische und philosophische Abhandlungen sind uns geblieben. Die poetische Litteratur ist vorwaltend religiös und getragen. Auch die geschichtlichen Dichtungen sind ähnlich. Das über 3200 Jahre alte Gedicht von Ramses II. (Sesostris), das älteste zusammenhängende Werk epischer Dichtung, ist biblisch in der Größe des Ausdrucks und dem religiösen Hauch. Auch die Einteilung in parallel-gliederige Verse erinnert an die Epik der alten Juden.

Mit der tief in das Wesen der Ägypter eingedrungenen Idee der Verewigung verschwisterte sich das Gefühl für die Bedeutung fester Tradition. Wie sehr erreichten sie ihr Ziel: ihre Totenstädte sind erhalten, die Städte der Lebenden Staub. Im Umkreise des alten Memphis schauen 80 Pyramiden auf die Trümmer einer Totenstadt, die einen 75 km langen Landstrich bedeckt. Die Stadt selbst aber ist bis auf ärmliche Reste zerstört, und wir wissen wenig von der Zeit und



Ein Fellahdorf bei Gizeh, Unterägypten. (Nach Photographie.)

Art des Zerfalles. Und wie muß diese tausendjährige Residenz der denkmalliebenden Pharaonen von Bildnereien gestarrt haben. Und doch, was wäre im Memphis der Lebenden im stande, einen so tiefen Eindruck auf alle Geschlechter zu machen wie die Riesenpyramiden? Goethe sagte, als er die erste Skizze einer restaurierten Pyramide 1787 in Rom sah: „Es ist diese Zeichnung die ungeheuerste Architekturidee, die ich zeitlebens gesehen, und ich glaube nicht, daß man weiter kann." Schwer ist es, die Bedeutung dieser einzigen Bauwerke theoretisch zu realisieren. Sie sind die eindringlichsten Symbole der Dauer im Vergehen. Einsam in der Zeit wie im Raume. Die Jahrhunderte, die zwischen ihnen und uns liegen, sind unbedeutend im Vergleich zu den Jahrtausenden, die hinter ihnen liegen. Nicht die paar zählbaren Jahrtausende seit ihrem Bau, sondern die ungezählten früheren, die es brauchte, um zu dieser Größe der Auffassung und Durchführung zu kommen, schauen von ihren Spitzen auf uns herab (s. die beigeheftete Tafel und die nebenstehende Abbildung). Sie bezeugen großartiger als irgend ein anderes Denkmal die Pflege der Erinnerung Verstorbener, den Glauben an das Fortleben und im allgemeinen die Hochschätzung der Dauer der Dinge und damit der Vergangenheit. Sie standen nicht allein. Nicht nur reihen sich den großen Pyramiden zahlreiche kleine an, die die Reste der Königstöchter und Königssöhne bergen, sondern es liegt östlich von jeder der größeren Trümmerwerk, das den Isistempeln angehörte, wo der Seele des entschlafenen Königs geopfert ward.

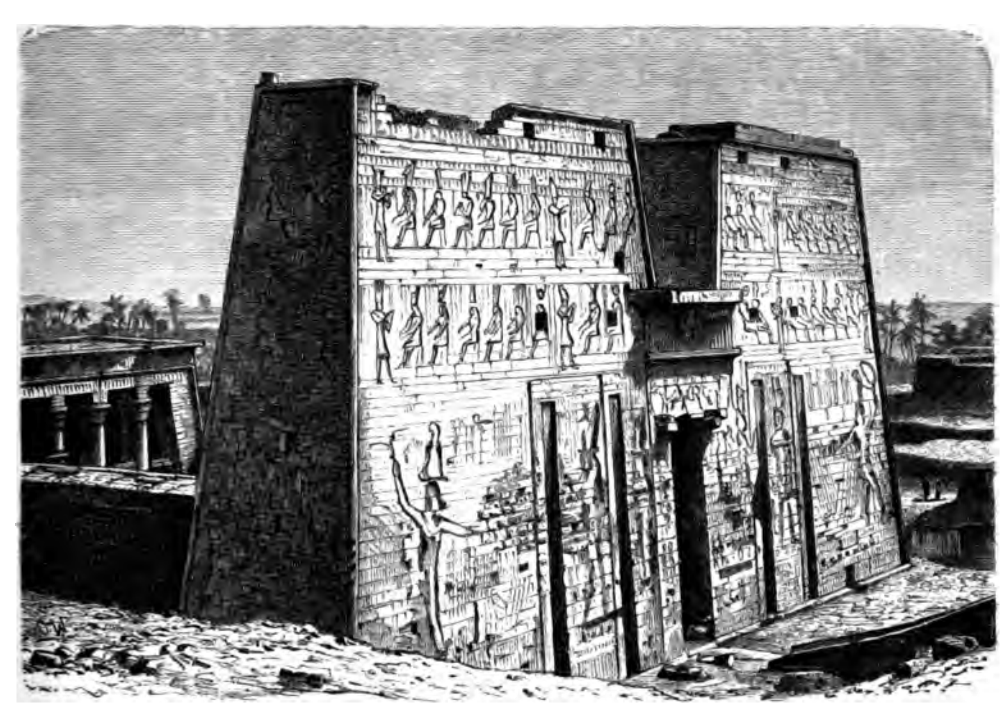


Die Pyramiden von Gizeh. (Nach Photographie.)

Die lebendige Weitergabe der Gedanken von Geschlecht zu Geschlecht ist der natürlichste Weg der Ideenfortpflanzung. Aber was könnten zur Sicherung solch unverlierbarer Grundgedanken für wirksamere Anstalten getroffen werden als diese mächtigen, ehrfurchterweckenden und dauernden Denkmäler? Übrigens haben sie wohl mehr als das erhalten sollen. In ihrer genauen Orientierung nach den Himmelsgegenden, ihren bestimmten Verhältniszahlen legte die Priesterschaft einen wichtigen Teil ihres Wissens nieder. Wenn man mit großem Recht gesagt hat, es möchte der Kalender als die vornehmste Reliquie der älteren Zeiten gelten können, so haben wir

sicherlich einige der Grundzahlen der babylonisch-ägyptischen Zeitrechnung in diesen Denkmälern geometrisch einfachsten und schönsten Planes vor uns.

Und was war nun die Moral eines so innigen Glaubens und seiner gewaltigen Werkthätigkeit 3000 Jahre vor Christus? Lohn und Strafe des ewigen Richters sind die großen moralischen Kräfte, und die Werkheiligkeit der Opfer und Satzungserfüllung bringt sie in Bewegung. Ein Buch aus der fünften Dynastie — die Bibel ist jung dagegen — predigt die Moral eines alten Volkes. Zu oberst steht der Gehorsam gegen die Regierung, die mit einer väterlichen Autorität belehnt wird. „Der gehorsame Sohn wird glücklich werden durch seinen Gehorsam, er wird ein hohes Alter erreichen, er wird sich die Gunst aller erwerben." Die Gesellschaft, die



Die Pylonen von Edfu. Vgl. Text, S. 375.

sich so ruhig und klar auf sich selbst besann, kann man sie mit Menes entstanden denken? Ist es ein Zufall, wenn diese selbe Sittenlehre bei Konfuzius wiederkehrt? Es liegt eine Jugend und ein Mannesalter hinter dieser „Schwelle" der Kultur.

Lag etwa der Ursprung dieser Kultur an anderer Stelle? Geht man auf das innere Wesen der ägyptischen Kultur ein, so zeigt sich klar, daß sie nicht als eine isolierte Erscheinung aufzufassen ist. Wie eigentümlich hier auch ihre Ausprägungen sind, die Grundideen stimmen mit dem überein, was uns weiter ostwärts in Vorder- und Südasien entgegentritt. Die Schrift, religiöse Vorstellungen, astronomisches und mathematisches Wissen und technische Fertigkeiten, die theokratische Regierung, die Kastengliederung, die Grundformen der Architektur und Skulptur: das alles liegt ebensogut auch auf dem Grunde der mesopotamischen, ost- und südasiatischen Kulturen.

Drei Gruppen von Thatsachen vereinigen ihre Beweiskraft für den Ursprung der Ägypter außerhalb Afrikas. Einmal weisen die körperlichen Merkmale auf einen Zusammenhang mit Völkern Westasiens und Südeuropas hin; die Ägypter sonderten sich selbst in ihren Bildwerken entschieden von allen übrigen Afrikanern, sei es, daß sie sie schwarz (die Südbewohner)

oder grau (die älteren) oder weiß und rötlich (die jüngeren Libyer) färbten. Zum anderen zeigt die ägyptische Sprache weder auf den Denkmälern der ältesten Zeit noch in den spätchristlichen Handschriften der Kopten Spuren afrikanischer Verwandtschaft; dagegen ist „es beinahe eine Unmöglichkeit, die engen Beziehungen zu verkennen, die einst zwischen den Ägyptern und den sogenannten indogermanischen und semitischen Völkern obgewaltet haben" (Brugsch). Und endlich liegen ihre ältesten Kulturstätten im Delta des Nil, im peripherisch gelegenen, gegen Arabien, Phönikien, Palästina, kurz gegen Westasien und das Mittelmeer hinausgerückten Unterägypten, dem Übergangsland zwischen Asien und Afrika. Je mehr man sich mittagwärts und nilaufwärts bewegt, desto mehr schwindet auf der Denkmälerwelt der Stempel des Altertums, desto mehr macht sich Verfall des Stiles, der Schönheit, der Geschicklichkeit kund. Und bringt man endlich bis Äthiopien vor, wo nach der Meinung der Alten die Wiege des Ägyptervolkes zu suchen wäre, so erscheint „die unbeholfenste Nachahmung ägyptischer Kenntnisse in allem, was die Wissenschaft und die Künste betrifft, als der Höhepunkt der äthiopischen geistigen Fähigkeiten und künstlerischen Entwickelung" (Brugsch). Nur Asien weist an verschiedenen begünstigten Stellen frühe Kulturentwickelungen auf, während Afrika selbst eifrigst suchender Betrachtung nur Ansätze zeigt, deren Ursprünglichkeit noch dazu zweifelhaft ist.

Die Schwierigkeit dieser Ursprungsfrage liegt darin, daß die Ägypter in dem Augenblick, wo sie in die Geschichte eintreten, bereits so entschieden mit dem Boden verbunden sind, daß ihre eigne Überlieferung, sie seien Urbewohner, eine praktische Berechtigung hat. Von Beweglichkeit der Einwanderer ist keine Spur vorhanden. Aus- und Einwanderungen müssen freilich nicht ganze Völker betreffen, sondern nur Bruchstücke, die Alteinheimische vorfinden, denen sie nach ihrer Zahl und Kraft ihren Stempel aufdrücken. Das ist Kolonisation. Auch hier liegt der Schluß nahe, daß einem schon ansässigen, über einen großen Teil Nord- und Ostafrikas ausgebreiteten Volke die Keime oder Setzlinge seiner Kultur von außen her durch Einwanderungen zugetragen worden seien. Die Frage der Abstammung würde sich also so lösen: Für den größten Teil des ägyptischen Volkes ist fremde Abstammung nicht nachzuweisen. Wohl aber setzt der Zusammenhang mit anderen Kulturen partielle asiatische Einwanderungen und andauernden Verkehr mit Asien voraus. Da so reiche Kulturelemente in den älteren Zeiten nur mit den Menschen zugleich wanderten, wird auch für das Volk eine Zumischung asiatischen Blutes gewiß.

Die Fahrten der Ägypter nach dem Balsamlande Punt, woher sie selbst ihre Abstammung leiteten, sind um Jahrhunderte den Ophirfahrten Salomos vorangegangen. Ägypten war nicht immer kulturlich abgeschlossen. Es hatte im Nordosten das expansivste Volk der damaligen Welt, die Phöniker, im Norden und Westen phönikische Siedelungen. Und für Südarabien erleidet es keinen Zweifel, daß nicht immer die Hirten des steppenhaften Arabien den Einfluß ausgeübt haben, der das Land passiv gemacht hat. Einst konnte sich hier die Fruchtbarkeit des Bodens, die günstige Lage für Handel und Schiffahrt, die dichtere Bevölkerung freier zur Geltung bringen. Die Kahtaniten Südarabiens hatten vielleicht einst am allermeisten Ähnlichkeit mit den geographisch nächstliegenden Mesopotamiern. Sie besaßen einen komplizierten Kultus, religiöse Denkmäler in Bild und Schrift, staatliche Einrichtungen, blühende Städte. Die Inschriften zeigen uns eine Anzahl höherer Titel von Fürsten, von kleineren Häuptlingen, und die kastenartige Ausnahmestellung einzelner Volksteile ist in Südarabien uralt. An Südarabiens Küste lagen einst Stapelplätze indischer und ostafrikanischer Waren.

Aber die Geschichte der Wechselwirkungen zwischen Ägypten und den Nachbarvölkern ist dunkel gerade in den Abschnitten, die für unsere Einsicht in den Gang der Weltgeschichte die bedeutsamsten wären. Ägypten stieß mit den Staaten Mesopotamiens, die wir uns in einem alten Zusammenhang von Geben und Nehmen aus einem gemeinsamen Kulturschatz denken müssen,



Der sogenannte Dorfschulze, altägyptische Holzstatuette im Museum von Gizeh. Vgl. Text, S. 375.

geschichtlich erst in vergleichsweise junger Zeit zusammen. Aber der Ursprung seiner Kultur und seines Volkes führen auf Asien. Das eine äußerste Glied in der Kette der altweltlichen Kulturen läßt sich nicht nur an die übrigen anschließen; vielmehr ist eine Erklärung seines Wesens nur unter dieser Voraussetzung möglich. Wir finden am anderen Ende ein ähnlich abgeschlossenes Gebiet einer ähnlich alten, vielleicht noch älteren Kultur in China und dessen japanisch-koreanischen Tochterstaaten. Engelbert Kämpfer, der in Buddha einen entflohenen Isispriester sah, war so naiv, gar nicht zu zweifeln, daß Ägypten und China durch enge Bande verbunden sein müßten. Andere haben in China eine ganz selbständige Entwickelung gesehen. Jene Meinung ist fabelhaft in der Form, richtig im Kern; diese aber, die einen Ausdruck in Peschels Würdigung der Chinesen als Autodidakten im Gegensatz zu den Europäern, „den Zöglingen geschichtlich begrabener Nationen", fand, nicht bloß unhistorisch, sondern vorzüglich ungeographisch.

Wunderbar ähnlich dem Lande Ägypten ist das Zweistromland des Euphrat und Tigris, eine große Oase in wüstenhaftester, aber im Norden und Osten zu begrenzenden Höhen sich aufbauender Umgebung, in verwandtem Klima, ein Geschenk des Wassers im doppelten Sinne: als angeschwemmtes Land und als Land, dessen

Fruchtbarkeit durch Überschwemmungen und künstliche Bewässerung, auch hier mit Schöpfrädern, geweckt werden muß. Die Übereinstimmung ist so groß, daß sich der Gedanke an Verwandtschaft aufdrängt. Auch hier ist die Kultur die Ströme aufwärts gewandert, nachdem sie in Wahrheit und im Mythus aus dem Wasser hervorgestiegen war. Sie hatte in der ältesten Zeit, die noch hinter der ältesten Ägyptens liegt, ihren Sitz in Babylonien, später erst in Assyrien, das sich zu jenem wie Ober- zu Unterägypten verhält. Schon in den ältesten Spuren tritt uns die hochentwickelte, gleich der ägyptischen aus Sinnbildern hervorgegangene Hieroglyphenschrift entgegen als eine einseitig ausgebildete Keilschrift; mit ihr die gleiche Lust des Aufzeichnens, dieselbe Sorge der Überlieferung, auch der monumentalen, die Pyramiden baut, um Tempel darauf zu setzen, aber nicht so dauerhaft ist wie die ägyptische, denn die Kultur Mesopotamiens arbeitet in Thon, die Ägyptens in Stein. Und wenn wir den Inhalt prüfen, begegnen wir der gleichen Macht eines zahlreichen Priestertums, dem in gewissem Sinne auch der König angehört, dessen wortreiche Berichte über Siege und triumphale Abschlachtungen selbst im Stil an die Geschichtstafeln der Pharaonen erinnern. Nicht bloß die in viele Naturgewalten und Naturerscheinungen auseinander gehende Religion, in der die Sonne über allen stand, sondern auch die hochentwickelte Astronomie, Rechen- und Meßkunst waren Sache der Priester, aus deren Astrologie und Zauberei sich die Wissenschaft so wenig wie in Ägypten freimachen konnte, wenn sie auch in der Beobachtung fortschritt.

Über die altbabylonische Kunst sind wir noch nicht so gut unterrichtet wie über die altägyptische; wir wissen aber, daß auch ihre vorzüglichsten Werke nicht die jüngeren sind. In Kunstbegabung standen die Babylonier und Assyrer den Ägyptern weit nach, ihr ungeheuerer Luxus kam der Kleinkunst zu gute. Den Geschichtsforschern muß die Austragung der Frage der Akkadier und Sumerier überlassen bleiben, der angeblich turanischen Vorgänger und Schöpfer babylonisch-assyrischer Kultur. Auch für die Hyksos (s. unten) wird mittelasiatischer Ursprung für wahrscheinlich gehalten. Greifbar sind uns einstweilen nur die Semiten als ansässige Babylonier und Assyrer, als Chaldäer, die als Nomaden hereinstürmen, erobern und mit dem reichen Schatz schöpferischerer Vorgänger fortbauen.

Asien hat im Süden und Osten noch andere Kulturen gezeitigt, die indische und chinesische, jene von Ariern, diese von Völkern mongolischer Rasse getragen. Sie sind nicht gestorben. Die chinesische Kultur steht den Kulturen der Hamiten und Semiten im Alter am nächsten, und vieles in ihren tieferen Schichten erinnert in Spuren, die der Schein einer gewissen Originalität verbirgt, an Babylon und Memphis. Es führt irre, das hauptsächlichste Merkmal der politischen und Kulturgeschichte der Chinesen, ähnlich wie in Ägypten, in der Abgeschlossenheit zu suchen; man soll nicht zu schroff den Gegensatz betonen zwischen den Chinesen und den Bewohnern der peripherischen Länder im Westen und und Süden des Kontinents. Man sagt: Jenseits des Belurtaghs strebt alles, Verkehr und Eroberung, nach dem Westen: Phöniker, Nebukadnezar und Kyros; diesseits genügt man sich selbst, darum entwickelt sich hier die Kultur, durch die Natur gefördert, ungleich früher, reicher und vollkommener, bleibt aber auch, ohne Rivalität und Gefahr, stationär. Vom Sondern und Wiederzusammengehen arischer, chaldäischer, ägyptischer Kulturen, von befruchtendem Austausch, der die reichsten Fäden in das Gewebe unserer Kultur geflochten hat, ist allerdings auf der Ostseite Asiens keine Rede: Die Chinesen sahen neben sich kein Volk, das sie als ebenbürtig anerkennen konnten, dem sie sich nicht durch das, was sie erreicht hatten, weit überlegen fühlten. Japan und Korea waren ja nur Ableger der chinesischen Kultur. Auch im Westen ist zeitweilig ähnliches vorgekommen, in Ägypten; aber es konnte nie so lange bei der Abschließung bleiben. Die Chinesen, Japaner und Koreaner sind die einzigen Völker, bei denen die Abschließung fast bis in die Gegenwart herein fortgedauert hat. Ohne Frage ist sie von tiefgehendem Einfluß auf das gewesen, was die Chinesen geleistet haben, teilweise auch auf das, was sie sind.

Aber nicht von Anfang an und mit bewußter Absicht schlossen sie sich ab. Es gab eine Zeit regen Verkehrs mit dem Westen und dem Osten, die nicht rein der Vorgeschichte angehört. Großmächte im chinesischen Leben haben von außen her ihren Einzug gehalten, wenn auch nicht mit Pomp und lautem Schall. Aber einerlei, sie kamen. In dem abgeschlossenen Lande sehen wir den Buddhismus und den Mohammedanismus mächtig, das Christentum in nestorianischen Zeiten und dann wieder im Anfang der Mandschudynastie durch die siegreich missionierenden Jesuiten, noch mächtiger werden. Wenn wir auf das Wesentliche schauen, so ist uns das Wichtige an der Kultur der Chinesen doch nicht die Absonderung, sondern der Zusammenhang. Der Einblick, den sie uns durch die Konservierung altererbter Kulturerrungenschaften oder durch die Mitteilung eigner Schöpfungen an andere Völker in alte Völkerbeziehungen thun läßt, scheint uns ein größerer Gewinn als die Illustration der Wirkungen isolierender Einflüsse, die uns die geschichtlichen Jahrtausende Chinas darbieten. Das China der letzten Jahrtausende lebt in stiller Abschließung, aber die gemeinsamen Grundgedanken der alten Kulturen sind in der Verbindung und Vereinigung groß geworden. Sie gehören einer Zeit an, die so entlegen ist, daß die Geschichte der Kulturvölker nicht bis zu ihr hinabreicht. Aber ihre Wiederkehr in den armen verstümmelten Besitztümern der Naturvölker deutet die alten Verbindungen (vgl. Band I, S. 17 u. f.). Nicht bloß in diesem Falle, sondern im Studium jedes Kulturkreises, auch des ägyptischen, nimmt unter den großen Problemen die höchste Stelle immer die Frage nach seinen Zusammenhängen und Beziehungen, seinem Geben und Nehmen im Hin- und Wiederfluten der Kultur- und Geistesströmungen ein. Hier wird das spezialgeschichtliche Interesse menschheitsgeschichtlich. Alle anderen Fragen sind uns nur von vorbereitender Bedeutung.

Von jenen Kulturmitteln, deren Erwerbung die chinesische Tradition dem Kaiser Hwang-Ti zuschreibt, deuten manche auf das westliche Asien hin. Dieser mythische Herrscher gründete gleich dem susianischen Gott Nakhunte einen Cyklus von 12 Jahren und setzte das Jahr zu 360 Tagen in 12 Monaten und einen Schaltmonat an. Die Monatsnamen haben die gleiche Bedeutung wie in Altbabylonien. Seine Sternwarte erinnert an gleiche Werke der Babylonier. Mit diesen himmelskundigen Westasiaten teilt Altchina nicht bloß die Bevorzugung der Astroskopie unter den Wissenschaften, sondern auch ihre innige Verflechtung als Astrologie mit allen Dingen des Lebens. Unter allen Völkern der Gegenwart vertritt das chinesische allein noch das drückende Übergewicht, das dieser Wissenschaft des Aberglaubens in Mesopotamien vor alters zukam. Auch die Chinesen kennen fünf Planeten, vier von ihnen tragen Namen, wie sie ihnen mit gleichem Sinn in Babylon beigelegt wurden, und darum schlang sich ein Gewebe von Vorbedeutungen und Prophezeiungen, das wiederum an Westasien erinnert. Mit Recht legte man immer in der Betrachtung des kulturlichen Gemeinbesitzes großes Gewicht auf jene merkwürdige Übereinstimmung der astronomischen Vorstellungen, die Ost-, Süd- und Westasien verbindet. In der gemeinsamen Einteilung der Zone der Planetenbahnen in 27 oder 28 Teile, die mit Bezug auf die verwickelten Wege des Mondes als Mondstationen oder -Herbergen bezeichnet werden, liegt ein starker Beweis alten Ideenaustausches. Die Sternenwelt dieser Zone läßt ja der Willkür in der Auswahl der Sternbilder weiten Raum; trotzdem ist die Einteilung bei den drei Völkern so gleich, daß die Annahme einer ursprünglichen Verschiedenheit ausgeschlossen ist. Der arabische Mondkreis, der in den wenigsten Fällen von den übrigen abweicht, wird im Koran als jedermann bekannt erwähnt. Bei den Indern, deren Mondkreis die meisten Eigentümlichkeiten zeigt, reicht die Erwähnung nicht über 1150 vor Christo zurück. Bei den Chinesen wird er schon in der ganzen älteren Litteratur als allgemein bekannt vorausgesetzt; er ist es wahrscheinlich schon um 2300 vor Christo gewesen. Soll man mit v. Richthofen einen gemeinsamen Ursprung dieser Stationen in innerasiatischen Ursitzen annehmen? Augenblicklich möchten wir nur betonen, daß auch

dieser Kenner die Uranfänge der chinesischen Kultur mit Ausnahme einer unvollkommenen Bebauung des Landes und der Seidenindustrie nicht auf dem Boden Chinas sucht. Das Woher? kann aber nur im Westen eine Antwort erwarten, und damit rückt der Ursprung dieser angeblich ganz eigentümlichen Kultur den Wurzeln der westasiatischen näher. Wenig Kunde haben wir von der Religion; aber das Auftreten eines Schangti als Höchsten, neben dem Opfer dargebracht werden „den sechs Geehrten, den Bergen und Flüssen und der ganzen Schar der Geister", erinnert daran, daß in den susianischen Texten unter dem obersten sechs geringere Götter standen. Mag die Erzählung der großen Flut auf einen Ausbruch des Hoangho zurückgeführt werden, so sind doch viele Erinnerungen an die mesopotamisch-biblische Sündflutsage nicht zu verkennen. Der große Yu aber, der die Wasser in ihre Bahnen leitet, wobei er, rastlos das Land durchschreitend, dreimal an seiner Thür vorübergeht, ohne einzutreten, entspricht der Grundvorstellung von einem Gott zweiten Ranges, der die Schöpfung vollendet oder die aus der Bahn geratenen Dinge wieder ordnet.

Die Chinesen sind ein ackerbauendes Volk, wie kein zweites so ausschließlich und eifrig. Ihre alten Chroniken erwähnen öfters der „sechs Feldfrüchte", der Grundlage des Ackerbaues. Sie werden gedeutet als drei Hirsearten, Reis, Gerste und Bohnen; dem größeren Teil davon geben die Botaniker westliche oder südliche Länder Asiens zur Heimat. Andere Getreidearten, die heute in China gebaut werden, sind entweder später eingeführt, wie Mais und Buchweizen, oder sie kommen nur in der beschränkten Verbreitung späterer Einwanderer vor, wie Hafer in Nordchina. Die Chinesen scheinen im allgemeinen darin einig zu sein, in jenen „sechs Feldfrüchten" den ursprünglichen Besitz ihrer Vorfahren an Getreidearten zu erkennen. Auch deuten gewisse Elemente der chinesischen Schrift auf eine andere Art des Ackerbaues, als er später in den Lößregionen Nordchinas und dem mit tropischen Sommerregen gesegneten Tieflande des Jantse betrieben wurde. In den ältesten ideographischen Schriftzeichen für eine Anzahl der gewöhnlichsten Gegenstände finden sich Beziehungen zum Wasser, zu Gräben, zur Berieselung, woraus man geschlossen hat, daß dem Wasser in früheren steppenhaften Wohnsitzen, die man westlich von Ostasien zu suchen hat, eine hohe Bedeutung zukam.

---

3. Der Nomadismus der Hirtenvölker.

„Und Ismael wuchs, wohnte in der Wüste und ward ein guter Schütz."
Gen. XXI.

Inhalt: Der Steppengürtel. — Ineinandergreifen der Nomaden- und Kulturgebiete. — Der Naturboden des Nomaden. Seine Abstufungen. — Die Wanderungen und die Ausbreitung. Zwangsversetzungen ganzer Völker. — Heimat und Grenzen. — Rascher Wechsel der Bevölkerungszahlen. — Mischungen. — Die Wirtschaft des Nomaden. Reichtum und Armut. Krieg und Raub. — Die Kulturflüchtlinge. — Steppenpolitik. — Übergang zur Ansässigkeit. — Nomadismus und Kultur.

In einem Gürtel, der schräg durch die ganze Alte Welt von 10 bis 60° nördlicher Breite und vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean zieht, liegen die Wüsten und Steppen, denen die alten Kulturgebiete wie Oasen ein- oder angelagert sind. Darin wohnen Völker von weiter Verbreitung, großer Beweglichkeit, großem Einfluß auf ihre Nachbarn, auf deren Gebiete sie beständig übergreifen, deren Grenzen sie beunruhigen, in deren Mitte sie vordringen, unter denen sie sich festsetzen, die sie sich unterwerfen, deren Kultur sie stören und zerstören, während sie selbst langsam dabei an Kultur gewinnen. Es war von den wichtigsten Folgen für die Erziehung der Menschheit, daß sich die Gebiete der Hirtenvölker mit den Kulturgebieten in der Alten Welt so innig

berühren, daß beider Geschichte unzertrennlich ist. In diesen Steppen ist die Völkerwanderung in Permanenz erklärt. Es sind die Weideländer, wo ohne feste Wohnplätze nomadische Horden umherziehen, die wegen der Notwendigkeit des Zusammenhaltes eine um so festere Organisation haben. Erinnern wir uns an die Flachländer Südosteuropas, wo beständig ein Volk das andere drängte, wo die Skythen die Kimmerier vor sich her schoben, die Sarmaten nach den Skythen, die Avaren nach den Sarmaten, die Hunnen nach den Avaren, die Tataren nach den Hunnen, die Türken nach den Tataren kamen. Überschaut man dies Ebben und Fluten, so erinnert man sich der Worte Heinrich Barths angesichts der Ruinen der alten Sonrhayhauptstadt Garó: „Ich war tief ergriffen von dem Schauspiel dieser wunderbaren und geheimnisvollen Völkerwogen, die einander unaufhaltsam folgen und verschlingen und kaum eine Spur ihres Daseins zurücklassen, ohne dem Anschein nach einen Fortschritt im Gesamtleben zu bezeichnen."

Wir hatten früher schon (Bd. I, S. 123) flüchtig das Problem des Nomadentums gestreift und meinten damals einen helleren Ausblick besonders durch die Erwägung zu gewinnen, daß ihm eine notwendige Aufgabe in der Entwickelung großer politischer Mächte zugewiesen sei.



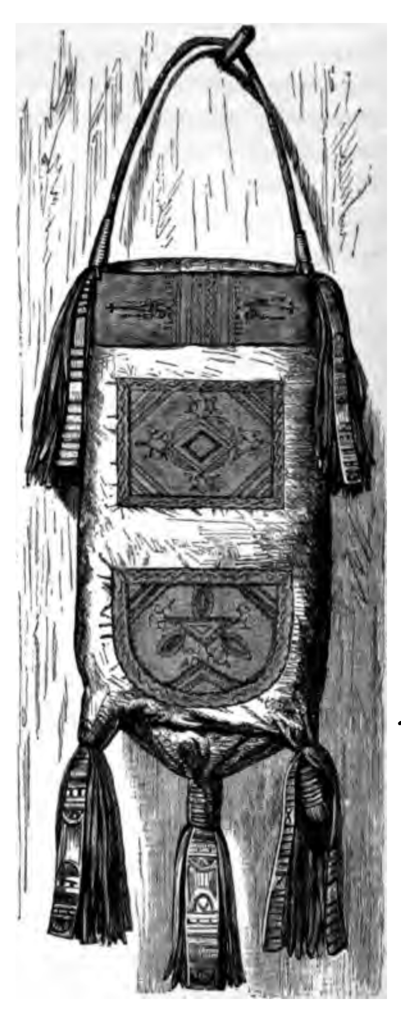
Ein Kamelsattel der Teda. (Nach Nachtigal.) Vgl. Text, S. 479.

Das Wort Nomadismus umschließt Verschiedenes. Das Umherziehen einer jagenden Buschmannhorde ist verschieden von dem Hirtenleben der Masai und der Araber, und die Tehuelchen des südlichen Patagonien sind trotz des Pferdebesitzes ganz verschieden von den wandernden Abiponern oder Toba, mehr noch von den Kirgisen. Wir haben hier nur die herdenreichen Nomaden im Auge, eine große bewegende Macht in der Geschichte der Alten Welt. Es sind Hirtenvölker, deren große Zahl durch ihre Beweglichkeit vergrößert wird, mit Tugenden und Fehlern abgehärteter kriegerischer Stämme; daß sie gerüstet sind mit wesentlichen Elementen des Kulturschatzes ihrer Epoche, verhindert sie nicht, wenn die Geißel der Not sie treibt, über ihre Grenzen hinauszugehen und wie der Flugsand ihrer Steppe den Kulturboden zu verwüsten.

Macht sich auch unter dem Zwange der Notwendigkeit, selbst in besseren Gegenden das Lager alle paar Wochen um 1—2 Meilen zu verschieben, der Nomadismus in verschiedenem Grade geltend je nach dem Reichtum der Ländereien, so gibt es doch kein absolut festes Halten am Lande. Oft nötigen Übergriffe fremder Stämme zum Verlassen reicher Weidegründe oder hindern wenigstens an der vollen Ausbeutung. Den Hassanieh-Arabern von Sennaar, die das üppigste Weideland längs der Flußufer besitzen und so viel Ziegen, Schafe, Kühe und Kamele haben, daß die edelsten Pferde- und Kamelrassen bis zum dritten Jahre nur mit Milch getränkt werden, diesen wird in manchen Jahren durch zahlreiche Kababisch-Araber aus den westlicheren Gegenden in kurzer Zeit das ganze Land abgeweidet. Es kommt nicht selten vor, daß einzelnen Nomadengruppen die Möglichkeit des Hirtenlebens durch feindliche Stämme ganz abgeschnitten wird. Der Stamm der Ababdeh wohnt zwischen Nil und Rotem Meer in Oberägypten, Sennaar und Takka. Er ist es, der früher den Kameldienst zwischen Keneh und Kuser, Korosko und Abu Hammed, Debbe und Chartum besorgte. Splitter von ihm am Roten Meer betreiben Fischfang und vertreiben selber ihre Salzfische im Binnenland. Andere ziehen als Hausierkrämer umher. Die im Nilthal Ansässigen

wohnen in Dörfern beisammen und treiben Ackerbau. Kohlenbrennen, Holzsammeln, Sammeln von Wüstendrogen beschäftigt andere. Die in den Städten Ansässigen treiben Handwerk und Handel. Und endlich gehören manche sogar dem Telegraphendienst der Arabischen Wüste an.

Nur die starke Vermehrung der Herden macht den Nomadismus wirtschaftlich möglich. In seinem Wesen ist er eine schlechte Wirtschaft: er kostet Zeit, opfert Kräfte in nutzlosen Bewegungen und verwüstet nützliche Dinge. Wüsten- und Weideland sind weit verschieden in ihrer völkernährenden Fähigkeit; aber den größeren Reichtum des Weidelandes wissen die Hirten um so weniger zu einer Basis gesicherter Existenz zu machen, als sie in eine Natur hineingestellt sind, die typhonisch menschliche Werke verheert, wenn sich ihr nicht geduldige Arbeit entgegensetzt. Überall zeichnet den Hirten ein gewisses Gehenlassen aus, das im besten Falle noch mit der Emsigkeit des Ackerbaues kontrastiert. Der Fatalismus des Islam stammt aus den Hirtenzelten Arabiens. Unzweifelhaft wird eine Masse von Kulturarbeit durch die Nachlässigkeit oder die Kampfsucht der Völker vernichtet. Unterdessen waltet die Natur in alter Weise. An vielen Stellen Innerasiens und Nordafrikas rückt die Flugsandzone merklich vorwärts. An der Straße Karschi-Buradalyk bedeckt Sand allmählich das Land, und alle Kultur auf dem rechten Ufer des Amu ist in nicht ferner Zukunft mit völliger Vernichtung bedroht: mächtige Pappelbäume und hohe Tamariskensträucher sind vom Sande schon halb verschüttet.



Ein Reiseproviantsack (Ziegenfell) aus Timbuktu. (Museum f. Völkerkunde, Berlin.) 1/12 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 474.

Wüsten und Steppen konnten nicht von Menschen mit primitiver Kultur bewohnt werden. An den wenigen Punkten, wo das Steppenland fruchtbaren Boden darbietet, verlangt es von außen her Zufuhr der Gewächse, die diese Fruchtbarkeit für die Zwecke des Menschen verwerten sollen, verlangt künstliche Bewässerung, kräftige Bearbeitung, kurz einen fortgeschrittenen Ackerbau und regen Verkehr. Wo aber die Wüste als wahre, unfruchtbare Wüste auftritt, da schließt sie das Leben des Menschen aus, der es noch nicht verstanden hat, die Ausdauer des Kamels oder die Geschwindigkeit des Pferdes in seine Dienste zu stellen. Bietet sie doch noch heute völlig unwegsame Strecken, ist sie doch in vielen Teilen jederzeit auf der Höhe der trockenen Periode nur den bestausgerüsteten Kamelreitern zugänglich! Wir haben keine historischen Zeugnisse für die Dauer des Bevölkertseins der Sahara. Da aber weder Pferd noch Kamel afrikanischen Ursprunges sind, so konnte es erst Platz greifen, als ein lebhafter Verkehr mit Asien die Schiffe der Wüste zuführte. Das älteste ägyptische Denkmal in der Libyschen Wüste ist von Tuthmosis II., und vor den Ägyptern saßen Berber hier; allein das ist einer der zugänglichsten Teile. Die Römer fanden Fessan und vielleicht Tibesti bewohnt, und die Karthager rekrutierten ihre Kavallerie aus Wüstenstämmen. Alle diese Daten weisen uns also in vorhistorische Zeiten zurück. Funde von Steingeräten sind unzweifelhaft in der Wüste

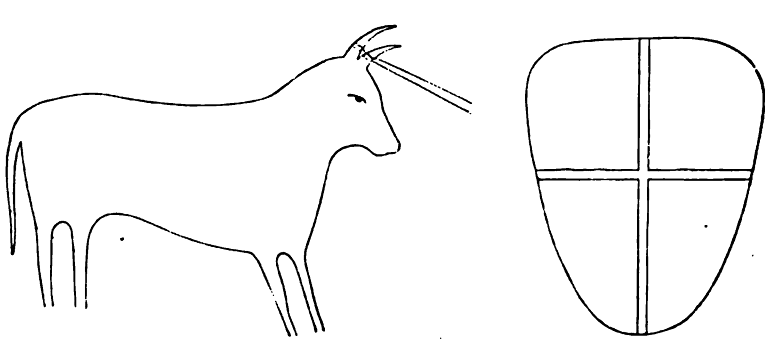
gemacht worden, in den verschiedensten Teilen und in großer Zahl. In Menge kommen behauene Feuersteinsplitter in der Einsenkung zwischen dem Atlas und Haggargebirge vor, und im Inneren der Libyschen Wüste hat Zittel solche gefunden. Von den Schotts und der Umgegend von Tlemsen im Norden bis zum 27. Grad nördlicher Breite, von Dachel und Kufra im Osten bis zum westlichen Marokko sind Steingeräte nachgewiesen. Auf der Strecke von Biskra über Tuggurt nach Wargla fand Rabourdin an 18 Fundorten zwischen 32 und 27° nördlicher Breite 367 Feuersteingeräte. Wir haben aber auch geschliffene Steinsachen aus Taudeni. An manchen Stellen, wo heute die Sahara volle Wüste ist, finden sich andere Spuren von ständiger Bewohnung. Man kennt in die Sahara vorgeschobene Befestigungen, Wachttürme, Kastelle aus römischer Zeit und hat bei Wargla und im Wadi Mija Ruinen von Städten aus berberischer, vorarabischer Zeit entdeckt. Welche Erfolge durch Anlage von Brunnen mitten in der Wüste erzielt werden können, haben die Franzosen zur Genüge erwiesen. Auch in früheren Jahrtausenden war die Kultur in der Kyrenaika und in Tunis sicherlich intensiver; Waldverwüstung und Zerstörung der antiken Bewässerungsvorkehrungen haben die Einschränkung des kulturfähigen Landes verschuldet. Eine gewisse Bedeutung kommt wahrscheinlich auch jenen zahlreichen Felsskulpturen zu, die den Buckelochsen, das Rind, auch den Strauß und den Elefanten in Gegenden zeigen, die heute nichts von diesen Tieren wissen. H. Barth hat solche Skulpturen im westlichen Fessan auf dem Wege von Mursuk nach dem Land Aïr in größerer Zahl gefunden. Felsbilder mit Rindern hat auch Nachtigal aus dem Herzen des Tibbulandes, aus Tibesti, genau beschrieben (s. Abbild., S. 387). Wir wollen nicht sofort den Schluß ziehen, daß Rindvieh hier in alter Zeit ausschließlich statt des Kamels als Lasttier benutzt worden sei (das Kamel fehlt in allen diesen Steinbildern wie auch auf den altägyptischen), sondern nur andeuten, daß das einstige Vorhandensein von Rindern sicher ein anderes Klima und damit andere Lebensbedingungen voraussetzen würde.


Eine Kamelfessel der Nubier. (Hagenbecks Sammlung, Hamburg.) 1/8 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 474.

Die Herden der Renntiere, Rinder, Pferde wachsen rasch und nehmen ebenso rasch durch Seuchen oder Hunger wieder ab. Dies hilft das Stoßweise in der Geschichte nomadischer Hirtenvölker erklären. Amerika kannte in der voreuropäischen Zeit keine Hirtenvölker und schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts werden die Ebenen des La Plata-Gebietes als von Pferden wimmelnd dargestellt. Die rasche Zunahme der wilden Pferde trieb die Völker, sich ihrer zu bemächtigen. Wer seinen Viehstand vergrößern wollte, sandte Reiter aus, die in kurzer Zeit ein paar Tausend Pferde zusammentrieben. Dobrizhoffer sah, wie eine Herde von 2000 Pferden um ein Stück Baumwollenstoff verkauft wurde. Auch in Nordamerika hat sich seit dem Anfang unseres Jahrhunderts, wo von den Stämmen um den Platte River nur die Pahni Pferde hatten, der Gebrauch des Pferdes außerordentlich rasch verbreitet.

Fleisch und Milch bilden wesentlich die Nahrung der Hirten. Daneben sind in Afrika und Westasien viele Oasen mit Datteln reichlich gesegnet, die aber nicht immer ihren Anbauern, sondern räuberischen Nachbarn zufallen. In Innerasien ernten sie von ärmlichen Hirse- und Gerstenfeldern. Hungersnöte und großer Rückgang der Bevölkerung sind nur allzu häufig. Die große Triebfeder all dieses Treibens und Schiebens ist so am Ende doch immer wieder das Ungenügende des Unterhaltes, sei es dauernd oder zeitweilig, allgemein verbreitet oder lokal. Die Menschen sind nicht minder als die Pflanzen in der Wüste zu genügsamer Existenz verurteilt.

Nicht nur ihrem Wohlstand sind enge Grenzen gezogen, sondern schon ihrer Ernährung. Alles hängt von der spärlichen Feuchtigkeit ab. Der Bauer in der Sahara ist an das bestimmte Maß von Wasser gebunden, das seine Quelle, sein Tümpel liefert. Der Regen bringt ihm nicht unmittelbar Segen. Er ist zu unregelmäßig, als daß man auf ihn bauen sollte, ist sogar unerwünscht. Der Regen kann die Lehmhütten, die Bewässerungsdämme unterwaschen, die Dattelkulturen schädigen, er löst die Salze des Bodens auf und bringt sie konzentriert an die Wurzeln. Darum versteht man es, wenn von Wüstenbewohnern das Regenwasser als tot, das der Brunnen als lebendig bezeichnet wird. Die Wassermasse, die dem Inneren der Erde entzogen werden kann, ist nicht unbeschränkt; sie schwankt nach der Zufuhr, die Regen oder Gebirgsbäche bringen, und nach der Sorgfalt der Menschen. Der Verfall, die Zerstörung eines Brunnens kann die Existenz einer ganzen Bevölkerung zerstören. Die Kette, die alle Menschheit an die Natur bindet, lastet nirgends so wie in der Wüste. Prschewalskij zählte, daß eine Bevölkerung von 550 Familien im Gebiet des Lob-Nor auf 70 Familien mit 300 Seelen in elf Dörfern zurückgegangen war. Aber auch in dieser reduzierten Zahl ist die Fruchtbarkeit der Familien wegen der Ungunst der Lebensbedingungen nicht groß. Die großen Rinder- und Enkelscharen biblischer Patriarchen sind auch in günstigeren Verhältnissen selten; vielmehr gehören künstliche Beschränkungen der Bevölkerungszahl zu einer primitiven Staatsräson bei den Wüstenbewohnern. Nicht immer treten sie so deutlich hervor wie in der libyschen Oase Farafrah, wo sich nach Rohlfs die männlichen Bewohner nie über 80 vermehren, „weil von ihrem Scheich Mursuk diese Bestimmung ergangen ist“. Es ist begreiflich, daß in engen Bezirken der Blick für das Verhältnis oder Mißverhältnis zwischen Boden und Volkszahl geschärft wird. Bei den in weiten Grenzen Wandernden wird aber die Ärmlichkeit der Hilfsmittel zur Schranke; sie erklären uns die geringen Kinderzahlen bei Turkstämmen, den reißenden Niedergang der Mongolen und vielleicht sogar die Leichtigkeit, womit sich bei den buddhistischen Nomaden das Cölibat eingebürgert hat, das allerdings auch von den Chinesen aus politischen Gründen begünstigt wird. Sicher trugen auch die fortwährenden inneren Kriege zur Abnahme der Bevölkerung bei.



Felsskulpturen aus Tibesti. (Nach Nachtigal.) Vgl. Text, S. 386 und 470.

Zur inneren Bewegung tritt der rein mechanische rasche Wechsel der Bevölkerungszahlen. Die Tekinzen von Merw zählten vor der Unterwerfung durch Rußland 50,000 Kibitken, d. h. 250,000 Seelen. In den dreißiger Jahren hatte man immer nur von 10,000 Kibitken gesprochen. Seitdem hatten sie die Salyri mit 2000 Familien zum Anschluß gezwungen und den Zuzug zahlreicher Turkmenen aus Achal erhalten. Trotz so mancher Erfahrungen in der Steppenpolitik waren die Russen überrascht über ihre Zahl. Ein Beispiel plötzlicher Verminderung liefert die Geschichte des Ililandes. Als es die Chinesen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts eroberten, fanden sie es fast menschenleer. Die Chinesen gingen nun mit besonderer Energie an die Kolonisation, und diese schuf in der That binnen kurzem hier einen Mischmasch von Menschen, wie er selten an einem Orte so künstlich zusammengebracht worden sein mag. Die Festungen

erhielten mandschurische und chinesische Besatzung, aus Ostturkistan wurden ackerbauende Tataren gebracht, die hier den Namen „Tarantschen" führten; dann holte man Schibä und Solonen (Tungusen) aus der nördlichen Mandschurei, die eine Militärgrenze unter mandschurischem Oberbefehl bildeten. Zahlreiche Verbrecher wurden aus China hierher verbannt, wohl auch die später gefährlich gewordenen Dunganen, d. h. mohammedanische Chinesen. Das verachtetste Element endlich waren die Tschampan, Verbannte südchinesischer Abstammung. 1865 wurde zum zweitenmal innerhalb eines Jahrhunderts die chinesische Bevölkerung tausendweise hingemordet. Auf den Aufstand der Dunganen folgte 1871 der der Tarantschen, in dem in und um Kuldscha in Einer Nacht 2000 Dunganen getötet wurden. Vergleicht man die russischen Angaben über die Bevölkerung von 1871 mit der Schätzung Radloffs von 1862, so ergibt sich ein Rückgang auf ein Zehntel. Denselben Wechselfällen ist auch Ostturkistan in den letzten Jahrzehnten mehrmals ausgesetzt gewesen. In den sechziger Jahren hatte die Befreiung von China mit einem



Hirtenstab und Keule der Nubier. (Hagenbecksche Sammlung, Hamburg.) 1/10 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 391.

Massenmord chinesischer Kolonisten begonnen, und nach der chinesischen Rückeroberung in der Mitte der siebziger Jahre gab es Hunderte von menschenleeren Tatarendörfern.

Wüsten und Steppen sind dem Einzelnen nicht ganz unzugänglich. Der Kaufmann, der Bote, der Räuber durchziehen die Wüste auf flüchtigem Pferd oder Kamel. Aber dieser Verkehr ist schwierig, und der Wege, die er durch die Wüste zieht, sind es wenige. Selbst ihm stellen sich manche Wüstenstrecken als Hindernisse entgegen, die in Menschengedenken für unüberwindlich galten. Denken wir an die Sandstrecke zwischen der Libyschen Wüste und dem Wege Tripolis-Mursuk, oder an die Tarymsteppe, die erst in den letzten Jahren von kühnen Reisenden durchschritten worden ist. Der Gegensatz zu dieser tröpfelnden und vorsichtigen Bewegung sind die Züge der großen Nomadenhorden, mit deren fürchterlicher Gewalt vor allem Mittelasien seine Nachbarländer übergoß. Die Nomaden dieses Gebietes, wie Arabiens und Nordafrikas vereinigen mit der Beweglichkeit ihrer Lebensweise eine ihre ganze Masse zu einem einzigen Zwecke zusammenfassende Organisation. Gerade der Nomadismus ist ausgezeichnet durch die Leichtigkeit, womit er aus dem patriarchalischen Stammeszusammenhang despotische Gewalten von weitreichendster Macht entwickelt. Dadurch entstehen Massenbewegungen, die sich zu anderen in der Menschheit vor sich gehenden Bewegungen wie angeschwollene Ströme zu dem beständigen, aber zersplitterten Geriesel eines Quellgeäders verhalten. Ihre geschichtliche Bedeutung tritt aus der Geschichte Chinas, Indiens und Persiens nicht weniger klar hervor als aus der Europas. So wie sie in ihren Weideländereien umherzogen mit Weibern und Kindern, Sklaven, Wagen, Herden und aller Habe, brachen sie über ihre Nachbarländer herein; und was ihnen dieser Ballast an Schnelligkeit

nahm, das gab er ihnen an Masse. Damit trieben sie die erschreckten Einwohner vor sich her und wälzten sich über die eroberten Länder aussaugend hin. So wie sie alles mit sich trugen, ließen sie sich auch am neuen Ort mit allem nieder; ihre Festsetzungen gewannen dadurch an ethnographischer Bedeutung. Wir erinnern an den Einzug der Magyaren in Ungarn, der Mandschu in China oder der Turkvölker in die Lande von Persien bis zur Adria.

Lange mag sich das Hin- und Herziehen in dem gewohnten Kreise nach altem Brauche wiederholen, bis sich die Gewohnheit des Wanderns plötzlich auf ein neues Ziel richtet. Was die dabei wirksame Ursache betrifft, so braucht man bloß darauf hinzuweisen, wie oft die besten Länder Ziele erschütternder Wanderungen gewesen sind. So die schwarzerdigen Tschernosomsteppen Südrußlands für die Nomaden der weiter östlich gelegenen Salzsteppen, so die fruchtbaren Ebenen Chinas für die Bewohner des rauhen Innerasien, so Indien für die Arier und Turanier des Westens, so die sonnigen Triften Griechenlands und Italiens für Nordländer gallischen, germanischen oder slawischen Stammes. Einige Fälle rascher Verschiebung lehrt die Geschichte klar genug erkennen. Vor 50 Jahren wohnten die Tekinzen von Merw am Herirud; als sie aber durch die Perser wegen ihrer räuberischen Anfälle verdrängt wurden, verrückte sich ihr Schwerpunkt nach Sarachs, und Ende der fünfziger Jahre wichen sie auch von hier zurück und warfen sich auf die gerade damals geschwächten Saryki von Merw, verjagten, vernichteten oder absorbierten sie und setzten sich nun in Merw fest. Es ist aber nicht unwahrscheinlich, daß sie hier schon früher einmal gewohnt hatten. Merw hatte ähnliche Veränderungen schon öfters gesehen. Als es noch persisch war, wurde am Ende des vorigen Jahrhunderts die ganze Bevölkerung nach Bochara abgeführt, und die Saryki, die sich dann dort festsetzten, waren schon aus früheren Sitzen durch die Tekinzen verjagt worden, die sich ihrerseits im Beginn der siebziger Jahre durch die Salyri verstärkten und von diesen wiederum gezwungen wurden, nach Merw überzusiedeln. Solche zwangsweise Versetzungen waren immer ein starkes Werkzeug der Machthaber an den Steppengrenzen. Auch Chiwa hat früher Teile der Kara-Kalpaken auf Inseln des Aral und später im Amudelta an den Boden zu fesseln versucht. Und es ist etwas Ähnliches, wenn nach der Rückgabe Kuldschas an China (1881) die Russen aus den orenburgischen und sibirischen Kosakenabteilungen 800 Familien auswählten und über eine Entfernung von 2000 Werst weg an der neuen Grenze ansiedelten.

Die Ursachen eines Anstoßes können oft weit entfernt liegen; es können dem Erscheinen nomadischer Horden an der Westgrenze des Steppengebietes Verschiebungen im fernen Osten entsprochen haben, die einen Druck auf so weite Entfernung hin ausübten. Daß solch ein Stoß die ganze Gliederkette von Völkerschaften zwischen Amur und Wolga durchbebt, wäre nicht verständlich, wenn das ganze zentralasiatische Gebiet von ihnen bewohnt wäre. Dann wäre ein Stoß vom fernen Osten her nur ein Schlag in ein Gefäß, wo Ausweichen nach allen Richtungen leicht möglich ist. Aber die Nomaden Innerasiens bewohnen kompakt nur Ketten von Landschaften, die durch Wüsten, Gebirge und Kulturoasen getrennt sind. Und da die Einengung hauptsächlich zwischen Süden und Norden stattfindet, begreift sich die ostwestliche Fortpflanzung.

Die Geschichte der zentralasiatischen Nomaden zeigt, daß seltener eigner Wunsch als fremder Anstoß zum Überschreiten der Grenzen führte, die allerdings übermäßig weit gezogen sind. Eine Folge dieses Durcheinanderwogens muß mit der Zeit eine bunte Mischung der Rassen sein. Wo nicht endogamische Sitte herrscht wie bei den Galtschen, sind die Mischungen so zahlreich und ausgedehnt, daß Beobachter tieferen Blickes längst daran verzweifelten, hier noch reinen Rassen zu begegnen. Unter den sogenannten „reinen Baschkiren“ findet man die Tepteren, in deren einzelnen Gruppen bald das baschkirische, bald das turkotatarische Blut überwiegt. Ein verhältnismäßig so kleiner Fleck wie das Ili-Gebiet beherbergt neben Chinesen, Mongolen und Kirgisen

nicht weniger als drei Mischrassen: Tarantschen (Tataren und Arier), Dunganen (wahrscheinlich Uiguren und Chinesen) und Sebes (Mongolen und Chinesen). Außerdem sind die dortigen Karakirgisen äußerlich sehr mongolisch. Alle Turkvölker zeigen Spuren der Mischung. Der Weiberraub thut das seine, um Rassenunterschiede auszugleichen, die an und für sich nicht tief gehen.

Mit der begründeten Vorstellung, daß die Steppe in ihrer ganzen Weite die Heimat des Nomaden sei, darf keineswegs die Verneinung eines dem Heimatsbegriff des Ansässigen entsprechenden Bewußtseins verknüpft werden. Eroberung oder Herkommen haben einzelnen Stämmen, Zeltgruppen, Familien Weidestrecken zugewiesen, wo sie jahraus jahrein umherziehen, wo sie ihre Weiden, Ackerländer, Brunnenregionen, Sammelplätze, Jagdstrecken, Raubgebiete und nicht zuletzt Zufluchtsgebiete finden. Auch die freiheitsliebenden Turkmenen der Steppe müssen die Macht gemeinsamer Interessen an der Benutzung der Bewässerungsanlagen und des davon genährten Kulturlandes anerkennen. Trotzdem bleibt das Wasser, diese erste Bedingung des Lebens in der Wüste, ein Gegenstand häufiger Kämpfe.



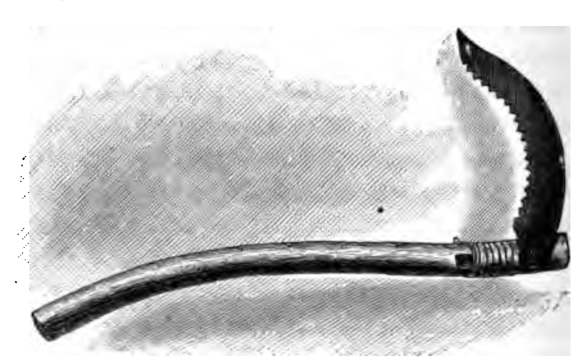
Eine Karawanenglocke aus Kordofan. (Christy Collection, London.) 1/5 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 476.

Die Kasak-Kirgisen haben ihre Wanderungen nicht über den Altai im Norden und den Alai im Südosten, den Uralfluß im Westen ausgedehnt. Eine ziemlich sichere Südgrenze bildeten die Steppenhügel im Norden von Chokand und Bochara. Bei den Mongolen haben die größeren Gruppen der Ulus bestimmte Gebiete, wo die kleinen Abteilungen auf den seit langem ihnen zugehörigen Weiden wandern; dabei können aber Sommer- und Winterweiden doch 30 Meilen und mehr voneinander entfernt sein. So sitzt nicht bloß der Stamm der Kara-Kirgisen seit dem 16. Jahrhundert am Issi-kul, sondern es weiden auch die einzelnen Geschlechter seit Jahrzehnten die gleichen Triften ab. Scharf bestimmt und festgehalten waren freilich diese Grenzen nur da, wo die Natur Bergrücken aufgetürmt oder breite Flüsse oder Dünenzüge geschaffen hat.

Der Nomade ist als Hirt ein wirtschaftlicher, als Krieger ein politischer Begriff. Ihm liegt es immer nahe, aus irgend einer Thätigkeit in die des Kriegsmannes und Räubers überzugehen. Alles im Leben hat für ihn eine friedliche und kriegerische, eine ehrliche und räuberische Seite; und je nach den Umständen kehrt er diese oder jene heraus. Sogar Fischerei und Seefahrt schlugen in den Händen der ostkaspischen Turkmenen in Seeräubertum um. Jedes Weidegebiet eines Turkmenenstammes grenzte einst an eine weite Zone, die man als sein Raubgebiet bezeichnen konnte. Der ganze Norden und Osten von Chorassan gehörte jahrzehntelang mehr den Turkmenen, Jomuden, Goklanen und anderen Stämmen der angrenzenden Steppen als den Persern, deren Herrschaft nur nominell war. Ähnlich waren Grenzstriche von Chiwa und Bochara den Raubzügen der Tekinzen verfallen, bis es gelang, andere Turkmenenstämme mit Gewalt oder durch Bestechung als Stoßkissen einzuzwängen. Die Geschichte der Oasenkette, die Ost- und Westasien quer durch die Steppen Zentralasiens verbindet, wo seit alter Zeit die Chinesen durch den Besitz weltgeschichtlicher Schlüsselpunkte wie der Oase Chami dominierten, gibt zahllose weitere Belege. Immer versuchten die Nomaden von Süden und Norden her an den Inseln fruchtbareren Bodens zu landen, die ihnen wie Inseln der Glückseligen erscheinen mochten, und jeder

Horde stand, ob sie erfolgreich abzog oder geschlagen flüchtete, die schützende Steppe offen. Ward auch die schwerste Bedrohung durch die zäh fortgesetzte Schwächung des Mongolentums und die faktische Beherrschung Tibets beseitigt, so hat der letzte Dunganenaufstand (vgl. S. 388) gezeigt, wie leicht doch die Wellen eines beweglicheren Volkstums über diesen Kultureilanden zusammenschlagen. Erst die Vernichtung des Nomadismus, die unmöglich ist, solange es Steppen in Zentralasien gibt, vermöchte ihre Existenz ganz sicherzustellen.

Der Gang des anscheinend friedlichen Hirtendaseins bestimmt den des Krieges; der Hirtenstab (s. Abbildung, S. 388) wird zur Waffe. Im Herbst, wenn die Pferde gekräftigt von der Weide hereinkommen und die zweite Schafschur vollendet ist, sinnt der Nomade, welchen Rache- oder Raubzug (Baranta, wörtlich Vieh machen, Vieh rauben) er bis dahin vertagt hatte. Das ist der Ausdruck eines Faustrechts, das in Rechtsstreitigkeiten, im Ehrenhandel und bei Blutrache Vergeltung und Unterpfand im Wertvollsten suchte, das der Feind besaß, in seinen Herdentieren. Junge Männer, die keine Baranta mitgemacht, haben sich den Namen Batir, Held, und Anspruch auf Ehre und Achtung erst zu erwerben. Zur Lust der Abenteuer gesellt sich die Freude am Besitz; und so entwickelt sich die dreifache, abwärts führende Stufenreihe von Rächer, Held und Räuber. Auf der untersten stehen aber sicherlich die Alaman der Turkmenen, jene organisierten Raubzüge in die persischen Grenzgebiete, die uns wie niedrige Ausläufer der Jahrtausende alten Blutfehde zwischen Iran und Turan anmuten. Die geschichtliche Rolle der kriegerischsten und beweglichsten Turkstämme



Eine tatarische Sichel. (Museum für Völkerkunde, Leipzig.) S. auch Abbildung, S. 464.

erfüllte sich fast ganz in den Versuchen, den iranischen Kulturkreis zu durchbrechen. Die Züge sind kleiner geworden, immer mehr ist Menschenraub und Diebstahl in den Vordergrund getreten. Wenn die Baranta im tiefsten Grunde noch ein edleres Motiv hatten, so zeigen die Alaman, wie alle Nomadensitten auf der Kulturgrenze, wo der Raub lockt, die Neigung haben, aus- und abzuarten. Wollte man sagen, daß zwischem dem Kaspisee und dem nordpersischen Grenzgebirge, zwischen den geschlossenen Mächten Rußland, Persien und den Chanaten, im Rücken die volkreiche und kriegerische Menge der Kirgisen der großen Steppe, die Lage der Turkmenen in einem der ärmlichsten Winkel Zentralasiens verzweifelt war, so gilt nicht dasselbe von den räuberischen Nachbarn Chinas, die jenseits der alten Grenzen des Reiches vor der berühmten Mauer vorzügliche Weidetriften innehatten. Lockung der Reichtümer im Kulturland auf der einen, Trägheit und träumerische Abenteuersucht auf der anderen Seite ließen aber an allen diesen Grenzmarken die Nomaden zu gewöhnlichen Räubern werden.

In die Steppe ziehen sich **Kulturflüchtlinge** zurück, die triftige Gründe hatten, ihre Heimat zu verlassen. Sie vermehren die Zahl der Umherziehenden in oft gefährlicher Weise. Selten sind so wohlthätige, kulturbringende Einwanderungen, wie die der russischen Altgläubigen, auf der Suche nach ihrem gelobten Lande Bjälowodje (Weißwasser), die 1861 bis an den Tarym kamen. Die chinesischen Opiumbauer und -Raucher der Mongolei haben seit dem Verbot des Opiumbaues in China zur Schwellung der Woge der westwärts hinausdrängenden Auswanderung beigetragen. Aber gerade der chinesischen Ackerbauemigration schließen sich zahlreiche minder günstige Elemente an oder gehen daraus hervor. Herumziehende Chinesen, heimatloses Volk,

Deserteure, flüchtige Verbrecher kommen in Scharen allherbstlich nach dem Dalai-Nor, um sich einen Wintervorrat zusammenzufischen. Aussätzige bilden kleine Gesellschaften, die das gemeinsame Schicksal verbindet, keine Stadt betreten, auf keiner öffentlichen Straße wandern zu dürfen.

Sand- und Salzsteppen liegen in der Mitte eines Ringes von besserem Land; der Rückzug hierher ist also von der Natur verbürgt. Die Quellen der Kraft des Nomadismus und seiner Dauer lagen und liegen auch noch in der Richtung dieser freien Hinterländer und Rückzugsgebiete. In Asien stand ihm einst der ganze Norden des Erdteils offen, solange sich nicht die Russen in den fruchtbaren Flußniederungen des Ob und Jenissei niedergelassen hatten. Die armen, zerstreut wohnenden Jägervölker und Renntierhirten tungusischen und türkischen Stammes setzten einem etwaigen Zurückschwellen dieser Wogen keinen Damm entgegen; diese wußten sich also im Rücken vollkommen frei. Der Gang der Geschichte der Alten Welt ist daher durch die Eroberung Sibiriens seitens Rußlands kaum weniger geändert worden als durch die Eroberung und Kolonisation der Mongolei durch China. Europa hat vielleicht ebensoviel durch jene, wie Süd- und Ostasien durch diese Fesselung unberechenbarer Kräfte gewonnen. Die großen Hunnen-, Mongolen- und Türkeneinfälle sind seit 200 Jahren aus der Geschichte Europas gestrichen. In Afrika und Westasien hemmen im Norden das Mittelmeer und die von seinem Rande landeinwärts gewachsenen Staatenbildungen die Ausbreitung des Nomadismus; dagegen thut sich im Süden die schützende Wüste breit auf, und darüber hinaus sind schwache, staatenlose Völker die Beute seiner Eroberungen. Auf diese hat er sich mit Macht geworfen, bis sich ihm auch dort seine eignen Schöpfungen, der breite Gürtel der Sudanstaaten, immer mächtiger entgegenbauten.

Es liegt ein tiefer Sinn in der Rückwirkung des zeitweiligen politischen Übergewichts der Steppenvölker auf ihre eigne geschichtliche Rolle und Kulturstellung. Die Mongolen besiegten und eroberten China und wurden von der chinesischen Kultur besiegt. Die Kultur kräftigt den, der ihr dient, und schwächt den, der ihr widerstrebt. Der letztere mag ihrer Genüsse nicht entraten, wenn er sie einmal kennen gelernt hat, ermangelt aber des Gegengewichts, der regelmäßigen Arbeit, in der Erfüllung der Aufgaben des Kulturlebens. Die Kolonisation der Mongolei erhielt ihren kräftigsten Anstoß durch die beherrschende Stellung, die die Mongolen von der Zeit an, da sie das Nordreich eroberten, bis zum Sturze der Juendynastie (1234 bis 1368) in China einnahmen. Kublai Chan, der Gründer dieser Dynastie, war ein ebenso großer Freund der chinesischen Kultur wie später Kanghi, der große Mandschukaiser, und suchte sie wie dieser unter seinen rohen Landsleuten zu verbreiten. Aus diesem Bestreben ging eine systematische Politik der Assimilation hervor, die Kanghi zu jenem noch heute gültigen Kanon der Steppenpolitik ausbaute, dessen Grundzüge wir hier mit den Worten eines zeitgenössischen Zeugen, des P. Gerbillon, zeichnen: „Die Mandschu verliehen den mächtigsten Mongolenfürsten Würden und Titel, jedem Häuptling einer Fahne setzten sie einen Sold aus, bestimmten ihm Grenzen und gaben ihm Gesetze. Sie setzten ein Obertribunal ein, wo Berufungen gegen die Urteile dieser Fürsten eingelegt werden konnten. Und alle Mongolen, Fürsten wie Gemeine, sind gebunden, hier zu erscheinen, wenn sie dieses Gericht citiert. Der Fürst, der auf diese Weise Chinesen und Mongolen unter seinem Zepter vereinigte, hat der Sicherheit Chinas mehr genutzt als der Kaiser, der die große Mauer baute." Diesem verhängnisvollen Einfluß sind am meisten und entschiedensten die Mongolen verfallen. Die Kultur, mit welcher sie in Berührung kamen, war ebenso mächtig wie schädlich und unbarmherzig. Sie hat in den ersten Stadien ihrer Einwirkung mehr Demoralisierendes als Zivilisierendes. Das Urteil, daß ein chinesisierter Mongole weder die mongolische Geradheit noch den chinesischen Fleiß zeige, gilt vom Übergangszustande. Man kann vielleicht annehmen, daß der Mongole dereinst die chinesische Kultur ebenso gesund in sich aufnehmen wird wie der Usbeke die iranische; aber dann wird er nicht Mongole, sondern Chinese sein.

Auch in geistiger Hinsicht ist die Erziehung, die die Wüste ihren Menschen angedeihen läßt, eingreifend und wirkungsvoll. Ihr Auge und Ohr sind unglaublich fein, die Sinne des Sehens und Hörens stehen ihnen als die treuesten Wächter zur Seite. Ihre Verstandesthätigkeit richtet sich nur auf die zunächst liegenden Gegenstände ihres einseitigen Lebens, und so sind sie bestimmt von Willen und rasch von Entschluß. Zu größeren Leistungen von der Natur erzogen, sind sie auch leistungsfähiger als ihre Genossen im weicheren Klima und auf weicherem Boden. Dabei kann es aber doch nicht fehlen, daß der Kontrast von Armut und Übermacht das Bett ihrer Phantasie ebenso erweitert, wie er ihre geistige Bethätigung schmal zusammendrängt. Die drei großen monotheistischen Religionen hängen in ihrer Entfaltung mit den Wüsten Arabiens und Syriens zusammen. Die Wüste ist das Land der Geisterburgen. Die seltsamen Gestalten der Wüstenberge oder vereinzelter Felsgruppen können ihre sagen= und gespensterzeugende Wirkung auf die Phantasie der Eingeborenen nicht verfehlen und werden wegen böser Geister, die in ihnen hausen, für unnahbar gehalten, wiewohl man kühle Wiesen und reiche Palmenhaine hinter ihren Felsmauern vermutet. Die Anregung und dann wieder die Einschränkung der Phantasie sind erfolgreich in der Entwickelung der religiösen Gefühle der Wüstenbewohner gewesen. Die Wüste erzieht zur politischen Kraft und Selbständigkeit. Es gibt Herren und Sklaven und nichts dazwischen. Ein Gouverneur von Ghat sagte: „Die Sahara ist ein Land voll Scheichs.“ Die Wüstenvölker sind in ungewöhnlichem Grade in Faktionen gespalten, die das Aufkommen einer starken Autorität nicht erleichtern. In dieser verhältnismäßig kleinen Stadt Ghat gab es zu Richardsons Zeit drei Faktionen, deren althergebrachte Rivalität die mächtigste Triebkraft dessen war, was man politisches Leben im Inneren dieser Völker nennen könnte. Aber es sind persönliche oder Stammeszwiste, die sie auseinander halten. Die persönliche Freiheit der durch Geburt zur Freiheit berufenen Glieder des Volkes ist eine praktisch wenig beschränkte, jene aber, die nicht zur Freiheit berufen sind, haben auch nicht den Trieb, danach zu streben. Viele Sklaven zu halten, verbietet die Schwierigkeit ihrer Ernährung. Man hält also ganze Bevölkerungen in Unterthänigkeit, denen man alles nimmt, was über das Bedürfnis der Lebensfristung hinausgeht. Man wandelt ganze Oasen in Domänen um, die man zur Erntezeit besucht, um ihre Bewohner auszurauben: eine echt wüstenhafte Beherrschung. So sind die Bewohner der Oase Borku trotz der gerühmten Fruchtbarkeit ihres Landes ärmer als ihre gebirgsbewohnenden Stammesgenossen im Norden. Außer diesen ständig Unterworfenen sind noch die Karawanen und Einzelhändler eine Quelle von Einnahmen für die gierigen Herren der Wüste. So gering auch die Erträge der Wegsteuer und des Geleites scheinen, so wichtige Objekte sind sie für die Scheichs der Tuareg, Tibbu oder Araber. Die heftigsten Kämpfe sind darum gekämpft worden: Bary fand 1876 das ganze Tuaregvolk in Bewegung über einen derartigen Streit.

Solange der Nomadismus eine politische Gefahr selbst für Europa war, lag es im Interesse aller sedentären Mächte, ihn einzuschränken. Heute teilt sich die Aufgabe hauptsächlich zwischen China und Rußland. „Indem wir selbst die Stämme der türkischen Rasse niederhalten, müssen wir es den Chinesen überlassen, die ihnen von der Geschichte aufgebürdete Last der Mongolen zu tragen.“ (Wenjukow.) Der praktische Grundsatz der Steppenpolitik, von den Russen energisch, von den Chinesen schleichend geübt, ist die Einzwängung ausgreifender Stämme auf immer engeren Raum, der ihnen zuerst das Raubgebiet nimmt, und endlich ihre Weideländer so sehr beschränkt, daß nichts anderes als Auswanderung oder Übergang zum ansässigen Leben übrigbleibt. Seit der Besitznahme von Krasnowodsk und Tschikischlar sind die kaspischen Jomuden zwischen Russen und Persern gezwungen worden, ihre frühere Lebensweise aufzugeben. Rauben können sie nicht mehr, sie sind zum Ackerbau und zur Viehzucht genötigt. Die Goklanen, zwischen den Achal-Tekinzen und den Jomuden eingezwängt, sahen sich schon früher gezwungen, sich den Persern

freundlich zu nähern, und sind teilweise Ackerbauer geworden. Das Ordosland war jahrhundertelang eine Hegestätte unerbittlicher und unausrottbarer Feinde des chinesischen Reiches. Jetzt ist China Herr des ganzen Bogens, in dem der Gelbe Fluß dieses Steppenland umarmt. Heute wohnen chinesische Ansiedler dicht am Ufer des Urgun Nor, bauen Opium, gewinnen Salz, machen Geldgeschäfte an den Höfen der Kleinfürsten, und es ist von einem innerlich selbständigen Mongolentum trotz der vorwaltenden Steppennatur keine Rede mehr.

Auf Boden, der dem Ackerbau dienen kann, ist der Nomade im tieferen Sinne doch nur Usurpator. Wo er nicht zum Ackerbau freiwillig übergeht, wird sich daher die grausame Prophezeiung erfüllen: „Die einzigen Schlupfwinkel des eingefleischten Wandermenschen werden einst nur jene Stellen der Steppe bilden, wo bodenloser Sand oder wasserlose Wüstenei den Versuchen des Kulturmenschen Trotz bieten; auf diesem mit Gottes Fluch behafteten Boden wird der letzte Nomade scheuen Blickes, gleich dem heute von ihm verdrängten und verfolgten Onager und der Antilope, seine kümmerliche Existenz beschließen.“ (Vambéry.) Als mächtigster Träger dieser zurückdrängenden Tendenz wird der Ackerbau vom Nomaden als Feind behandelt, wo immer er sich mit Energie und vielleicht noch von einer fremden Nationalität getragen einzudrängen sucht; denn er ist in der Wettbewerbung um den Boden siegreich. Den alten Prozeß, daß an die Stelle einer Herdenwirtschaft, die sich auf weiten Landbesitz stützt, der enger begrenzte, aber fester am Boden haftende Ackerbau tritt, sieht die Gegenwart in jenem weiten Lande des Westens, wo sich in den Thälern des San Joaquin und Sacramento seit der Besitzergreifung Kaliforniens durch die Vereinigten Staaten eine große Viehwirtschaft, besonders Schafzucht, entfaltet, die sich an den eingebürgerten Haciendabetrieb der Spanier anschloß. Als sich seit den sechziger Jahren nun aber auch der Ackerbau in diesen Ebenen heimisch machte, trat sofort der alte Streit zu Tage: die Ackerbauer suchten so viel Land wie möglich „einzufenzen“, um die Herden davon abzuhalten; die Herdenbesitzer dagegen hatten die Macht ihres gewaltigen Landeigentums für sich. Im stillen drängt sie aber ein unbesiegbarer Feind langsam zurück: die größere Rente des Ackerbauers. Im Wesen ist der Kampf in den zentralasiatischen Steppen der gleiche. Der Pflug und der Stier stehen schwach und schwerfällig der Lanze, dem Pfeil und dem Pferde des Nomaden gegenüber. Immer wieder greifen die Hirten gewaltthätig über ihre Grenzen, die Steppen, hinaus; und wenn die Kultur wächst, muß sie sich oft erst wieder das Land zurückerobern, das ihr von Natur bestimmt war. In diesem Kampfe aber sieht der Nomade mit richtigem Instinkt den Daseinskampf. Er weiß gut genug, daß selten wieder zur Weide wird, was einmal Ackerland war. Und er kämpft um so erbitterter, weil er endgültig doch immer wieder überall da in Nachteil gerät, wo er sich nicht freiwillig dem Ackerbau zuwendet. Das Vordringen der Chinesen in der Mongolei trägt heute meist ein friedliches Gewand; und doch züngeln die Flammen des Kampfes zweier Kulturformen vielerorts immer neu auf, wo sich Ackerbau und Hirtentum berühren. „Aber vergebens kämpfen die trägen Nomaden Mittelasiens gegen die überquellende Bevölkerung Chinas an. Dieses Land entvölkert sich von Tag zu Tag durch das Elend und durch die große Menge der ehelosen Lamas. Die Chinesen sind berufen, es wieder zu bevölkern, indem sie dabei die Reste der mongolischen Bevölkerung in sich aufnehmen.“ (Abbé David.)

Den Übergang vom Nomadismus zur Ansässigkeit hat man immer nur auf drei Wegen sich vollziehen sehen. Entweder ist ein Wandervolk durch Zwang auf so enge Gebiete beschränkt worden, daß vom umherziehenden Hirtenleben keine Rede mehr sein konnte, oder es verlor in Kämpfen seine Herden, oder endlich lebte es so nah einem Gebiete stabiler, also höherer Kultur, daß es freiwillig das freie, aber entbehrungsreiche Leben aufgab, um die Ruhe und Genüsse eines stetigeren Daseins dafür einzutauschen. Dieser Prozeß ist langsam, aber gründlich. Er beginnt bei der Neigung zu den Genüssen der Kultur. Thee, Opium, Branntwein, Schmuck

und Waffen bestechen auch die Härtesten von ihnen. Der Handel spielt in der Steppe eine große Rolle. Er wird ein Faktor der Politik und endgültig der Kultur, indem er jene Bedürfnisse befriedigt, wieder anregt, neue schafft, bis der Nomade als einseitiger Hirt ihrer Deckung nicht mehr gewachsen ist und seine Weiber und Töchter zum Ackerbau oder zur Industrie übergehen läßt. Die Chinesen, die auch als Politiker geborene Kaufleute sind, bedienten sich des Handels als mächtiges politisches Werkzeug mit dem größten Erfolge. Den Handel als Kulturmacht wird nur der vollkommen zu würdigen wissen, der ihn in der Steppe beobachtet hat. Auch wenn Chinas Schwert siegreicher gegen die Steppenhorden gewesen wäre, hätte China nicht so viel und Dauerndes erreicht, als indem es die Mongolen auskaufte, verarmte, zu einem geringen Teil auch fleißiger und regsamer machte. Selbst in solchen Teilen der Mongolei, wo China ohne offiziellen Vertreter regiert, sind chinesische Kaufleute die ersten und einflußreichsten Personen nach den Amban bei Hofe und in der Regierung, und der Nomade ist froh, wenn er auf dem Rücken seiner Kamele Transportgeschäfte besorgen darf, wie jene ehrlichen Kirgisen, die die Waren von Samarkand nach Troizk rc. in langsamer Wanderung, die vom Herbst bis zum Sommer dauert, befördern. Wo sich der Nomade gutwillig dem seßhaften Leben anbequemt, da ist sein erster Schritt der Bau einer Vorratshütte, die wie ein Symbol des beginnenden Haftens am Boden neben seinem Zelte steht. Das Weib macht früher als der mit den Herden abwesende Mann Gebrauch von dieser Hütte. Die Hütte wird mit der Zeit ständige Winterwohnung, das Sommerzelt wird vergänglicher und stellt endlich die vorübergehende Unterbrechung festen Wohnens dar. Ein gutes Beispiel für das, was man Halbnomadismus nennt, bieten die Baschkiren des südlichen Uralgebietes. Die Baschkiren saßen nicht immer im uralischen Hügelland, sondern bewohnten einst die Steppen der unteren Wolga. Ins Gebirge gedrängt, haben sie ihre Lebensweise neuen Verhältnissen anbequemt, ohne doch die alte Natur ganz ablegen zu können. Selbst die Schärfe der Sinne soll sie als einstige Steppenwanderer noch von ihren seit länger seßhaften Nachbarn unterscheiden. Der Ackerbau ist ihnen noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen. Selbst wo er lohnend sein könnte, wird er nebensächlich betrieben. Die Baschkiren von Werchne-Uralsk sind trotz längerer Ansiedelung schlechte, ärmliche Ackerbauer geblieben und stehen als solche im allgemeinen tief unter ihren tschuwaschischen Nachbarn. Ihre pferdezüchtenden Stammesgenossen stehen höher. Vergleicht man neuere Schilderungen mit denen von Pallas, so sieht man, wie wenig sich hierin geändert hat. Wo sie in den südlichen Uralvorbergen des Sommers mit großen Pferdeherden umherziehen, wobei die Tiere auch im harten Winter im Freien bleiben und ihre Nahrung unter dem Schnee suchen, haben sie unverändert das gleiche Wesen, die gleichen Sitten beibehalten und mit ihnen die Jäger und Fischer; aber alle ziehen sich jetzt in stehende Winterquartiere zurück, die einige Fortschritte in der Bauweise und Einrichtung gemacht haben, aber doch die denkbar einfachsten und engsten Holzhütten sind. Auch die kleinasiatischen Tachtadji, die Tschepni der Türken, von denen Humann sagt: „Sie stehen zwischen Zigeunern und Juruchen in der Mitte", sind ein Beispiel echter Halbnomaden, die im Winter in festen Hütten, im Sommer aber wie die rein nomadischen Juruchen in Zelten leben.

B. Die afrikanischen Kulturvölker.

4. Übersicht des erythräischen Völkerkreises.

„Öfter wiederholtes Einströmen eines Volkes in die Mitte eines anderen, wie wir dies in den Zügen der Bewohner der arabischen Halbinsel nach dem gegenüberliegenden Afrika finden, machen im tiefsten Grunde aus zwei derartigen Gebieten eins.“ * * *

Inhalt: Die Völker um das Rote Meer. — Der Begriff Nuba. — Die Ägypter. — Der Fellahtypus. — Das dunkle Element in Abessinien. — Fremde Zumischungen. — Semiten; Stadt- und Landrassen in Ägypten. Türkische und andere Mischungen. Nubiens Verbindung mit Ägypten. — Die ägyptische Kunst und Kultur in nubischer Abwandlung. Meroë. Barka. Nachblüte und Verfall. — Kleinere selbständige Staatenbildungen. — Übergang zur Gegenwart. — Abessinien. Griechische Einflüsse. Abschließung durch den Mohammedanismus. — Die Araber im äquatorialen Ostafrika. Der Sklavenhandel. Rassenmischung. Kolonisierende und erobernde Araber.

Ostafrika bildet von der Suezlandenge bis über den südlichen Wendekreis hinaus ein Gebiet asiatisch-afrikanischer Wechselbeziehungen. Die Ostküste Afrikas ist durch Lage und Entfernung zum Strand bestimmt, wo sich die von Asien herüberschlagenden Völkerwogen brechen. Die Hyksoseinbrüche nach Ägypten sind ein altes Glied, die Züge der Araber nach dem Nyassa ein neues der Kette, die vom Nord- bis fast ans Südende des Erdteils und aus dem zweiten Jahrtausend v. Chr. bis in die Gegenwart reicht. Besondere Schicksale haben die semitischen Einbrüche an einigen begünstigten Stellen erlebt: in Ägypten, Nubien, Abessinien, Sansibar; aber daneben sind Hunderte von kleineren Punkten zu nennen, wo dieselben Kräfte ansetzten. Wir meinen mit Brugsch, die Neigung des ägyptischen Geistes zum semitischen Wesen lasse sich nur aus einem langen Zusammenleben und aus frühzeitigen Wechselbeziehungen des hamitischen und semitischen Volksstammes erklären. Vor allem ist dabei auch der vom Nil bis zum Euphrat ausgedehnte Handelsverkehr nicht außer acht zu lassen, der vor den Griechen den Äquator an der Ostküste überschritten hatte. Auch sind die Anstöße, die sich nach den Ländern am Ostrande Afrikas richteten, nicht darin zur Ruhe gekommen: sie fanden im weiten Wüstengebiet Raum, sich bis zum Tsadsee und Niger auszubreiten. Die tiefbegründete Naturverwandtschaft der arabischen Halbinsel und der nordafrikanischen Wüstenstriche förderte den Völkeraustausch; doch war darin allem Anschein nach Afrika auch früher vorwaltend passiv. Daß der mittelmeerische Rand der arabischen Halbinsel Afrika in Gestalt der phönikisch-syrischen Küste überragt, unterstützte auch von Norden her die Verähnlichung der ethnischen Elemente. Und was von Fremden eindrang, das kam zum weitaus größten Teil vom Süden: Fluten von Negervölkern, deren Bäche in immer größerer Ausdehnung dem Völkermeere zufließen, das wir nach der Stätte seiner größten und folgenreichsten Bewegungen das erythräische nennen, wobei wir nicht vergessen, wie groß einst

die Handelsbedeutung dieses schmalen Beckens war, durch das die Ophirflotten ihren Weg zur Verbindung Ägyptens und Phönikiens mit Indien, Südarabien und Ostafrika suchten.

Zwei große Völkergruppen, körperlich oft nicht zu trennen, der geistigen Anlage nach nicht weniger als sprachlich verwandt, Hamiten und Semiten, wohnen in diesem Gebiet nebeneinander und ineinander. Die Gebiete, wo hamitische Völker rein erhalten sind, treten sehr hinter denen der Mischung zurück: man hat sie noch in geschichtlicher Zeit besonders in Nordafrika zurückgehen sehen. Verfolgt man ihre ursprüngliche Lage und Ausdehnung, so erscheinen die Hamiten immer in Nord- und Ostafrika, westlich von den Semiten, die in Arabien, Syrien und Mesopotamien sitzen. Früher traten Semiten auch auf afrikanischem Boden auf, aber als Eingewanderte. Einst waren die Hamiten eine Völkerwand zwischen Semiten und Negern, und sie haben eine tiefe Einwirkung auf die Neger üben müssen, wie später die Semiten. Aber die Hamiten sind die ursprünglich afrikanischen, die auch heute an manchen Stellen nicht streng von den Negern zu sondern sind. Die geographische Lage älterer Wohnsitze beider Völkergruppen läßt eine Verschiebung der hamitischen Wohngebiete nach Osten zu, wodurch das Rote Meer die Grenze wird. Aber es gibt Andeutungen, die darüber hinausführen. Die Ägypter, die ältesten Hamiten der Geschichte, verlegen ihren Ursprung nach Südosten, wo auch ihr oft geschriebenes Punt gesucht wird. Jedenfalls lag das Rote Meer ganz in ihrem Gesichtskreis, und es ist unwahrscheinlich, daß sie erst durch die Griechen über Bab-el-Mandeb hinausgeführt worden sein sollten. Was die alten Schriftsteller von den Troglodyten am Roten Meer erzählen, erinnert mehr an Galla oder Nubier als an Araber. Mesopotamien und vielleicht selbst Südarabien zeigen Spuren einer alten, nicht semitischen Kultur.



Ein Beduine aus der arabischen Wüste. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 390 u. 401.

Die enge und andauernde Berührung mit den Negern hat die Hamiten in so vielen Fällen körperlich verändert, daß mit der Hervorhebung mulattenhafter Merkmale (vgl. Bd. I, S. 663) nichts über den ursprünglichen Rassencharakter ausgesagt ist. Die Urhamiten konnten eine viel hellere Rasse sein als die alten Ägypter; wahrscheinlich waren sie es. Die von Robert Hartmann so stark betonte Zunahme der Negermerkmale im Nilgebiet mit der Entfernung vom Mittelmeer, die so allmählich ist, daß „der aufrichtige Reisende nicht mehr weiß, wo der eigentliche Neger anfängt“ (W. Munzinger), zeigt einen Zustrom dunkeln Blutes an, der langsam

in Jahrtausenden seinen Weg nach Norden machte und immer fortsetzt. In beschränkten Gebieten, wie den libyschen Oasen, sieht man die Bevölkerung von Geschlecht zu Geschlecht dunkler werden. Man darf annehmen, daß sie einst überall in Nord- und Ostafrika heller gewesen sei.

Über die tiefgründende Verwandtschaft der hamitischen und semitischen Sprachen kann kein Zweifel bestehen. Auch in den geistigen Anlagen ist ein Familienzug, der sich in nichts klarer bezeugt, als in dem Gedeihen der semitischen Pfropfreiser auf hamitischen Stämmen. In Nubien sind Nubier seit dem Islam arabisiert. Sie sind wohl im allgemeinen schwerere, kräftigere Naturen, unternehmend bis zum Abenteuerlichen, tüchtige Soldaten, aber darüber liegt die Wirkung



Mann und Mädchen aus Nubien. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 402.

einer schon lange vor dem Islam innigen Berührung mit dem Semitentum. Im Altägypter lag ein ähnlicher religiöser Zug wie im Babylonier, aber eine mächtige Formenfreude entwickelte mehr das Plastische der Fülle als das Geistige des Kernes; und es gibt keinen größeren Gegensatz als den ägyptischen Bilderdienst und das arabische Verbot der Bilder im Gottesdienst.

Die hamitischen Stämme Nordafrikas haben, entsprechend der Natur des Landes, andere Einflüsse im Norden als im Süden über sich ergehen lassen müssen. Dort sind sie als Ägypter (hieroglyphisch Retu), später Kopten im Osten, als Berber im Westen zu größeren Geschicken berufen, aber in der geschichtlichen Arbeit auch gründlich umgestaltet worden; hier wurden die Tuareg und Tibbu, echte Wüstensöhne, die Barabra und Bedja sowie zahlreiche kleinere Hirtenstämme im oberen Nilgebiet weniger tief berührt und blieben mehr ihrem früheren Zustand treu. Araber und Türken haben aus den Küstenbewohnern Nordafrikas Mauren und Ägypter gemacht, die sich zu den Stämmen des Südens sehr ähnlich verhalten. Marokko, Algerien,

Tunis, Tripolis und Ägypten fanden es immer leicht, bei guter Gelegenheit ihren südlichen, nomadisierenden Verwandten in der Steppe oder Wüste ein leichtes Joch aufzulegen; aber sie erfuhren auch immer, wie schwer es ihrem eigensten Wesen nach der Kultur werden muß, in der Wüste dauernd zu herrschen. Für kurze Zeit drang sogar aus der Steppe das kräftigere Nomadentum nordwärts am Nil hinab und schlug von Nubien aus Ägypten in Bande.

Die **Semiten** sind in den zwei großen Gruppen der **Hebräer** und **Araber** noch heute lebendige thätige Glieder der Menschheit, während die ihnen entsprechenden **Syrer** und **Abessinier** ein abgeschlossenes Leben ohne lebendige Kulturverbindung führen, und die Teilnahme der **Babylonier**, **Assyrer** und **Phöniker** an der Kulturarbeit ganz der Vergangenheit angehört. Die Semiten gehören gleich den Hamiten körperlich zu den mulattenhaften Übergangsgliedern zwischen Weißen und Schwarzen, zwischen denen ja auch ihre alten und heutigen Sitze gelegen sind. Geistig und seelisch sind sie hoch beanlagt: einige der wichtigsten geschichtlichen Leistungen gehören ihnen. Die große geschichtliche Leistung der Semiten ist der **Monotheismus**; die drei großen monotheistischen Religionen: Judentum, Christentum, Islam, sind semitischem Boden entsprungen. Den **Hebräer** zeichnet tiefere Innigkeit, reichere Phantasie vor dem Araber aus; beide zusammen haben vor Hamiten und Indogermanen die größere Energie, wenn man will, Einseitigkeit des religiösen Empfindens voraus. Die Gewaltsamkeit und Ausschließlichkeit, kurz der Fanatismus, gehört mehr den anderen Zweigen des Stammes an, aber im allgemeinen zeichnet er die Semiten aus. Religiöse Ausschweifungen, bis zum Menschenopfer, sind nirgends so verbreitet. Noch der Feldherr des Mahdi, der Sennaar eroberte, ließ Gefangene lebendig in Kesseln braten. Der geistige Kosmopolitismus, wie ihn das Christentum bewährte, gehört mehr dem griechischen als dem semitischen Element an. Der Semit ist Individualist, er hängt mehr am Glauben und der Familie als am Staat. Wenn die ältesten Großmächte der Erde semitisch und hamitisch sind, so gelang es in ihnen doch nur dem schrankenlosen Despotismus, die Stämme zusammenzufassen. Da der Semit keinen guten Soldaten abgibt, hatten sie mit fremden Söldnern ihre Siege zu erfechten: eine schwache Stelle in der Blüte Phönikiens und Karthagos. Die größte Tapferkeit entfalteten die Semiten immer nur in Religionskämpfen. Im **Wüstenaraber** (s. Abb., S. 397) treten aristokratische Züge hervor, die im nomadischen Leben und im Patriarchalismus ihren Grund haben dürften. Die Semiten haben



Ein ägyptischer Araber (negroider Typus). (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 402 und 433.

für die Wissenschaft vielleicht in den ältesten Zeiten, in Babel und Assur, Großes geleistet, es ist aber möglich, daß die Sternkunde, Rechnen und Meßkunst Babyloniens fremden Ursprunges sind; später treten sie auf diesem Gebiet ganz hinter den arischen Völkern zurück. Ihre größten Leistungen liegen auch hier auf dem religiösen Gebiet. Bibel und Koran sind die meist gelesenen Bücher des letzten Jahrtausends. In der bildenden Kunst kann man nur die Leistungen der Völker Mesopotamiens hervorheben. Auch die Phöniker waren zu hohen Leistungen in der Kunst aufgestiegen: manches vorgriechische Werk des Mittelmeergebietes dürfte auf sie zurückzuführen sein. Bei ihnen wie bei den Hebräern und Arabern tritt in der Poesie große Leidenschaft und Innigkeit hervor.

In Arabiens zersplitterter Geschichte liegt nichts, was mit Ägypten oder Assyrien zu vergleichen wäre. Die Ruhe und Stetigkeit, Bedingung der Entwickelung einer hohen Kultur, mangelten in dem Lande, das zu drei Vierteilen dauernder Bewohnung versagt ist. Südarabien mochte sie zeitweilig gewähren, aber es fiel immer wieder in die Hände der energischeren Nord- und Zentralaraber, und wenn ein einheitlich arabisches Staats- und Kulturwesen zur Entfaltung kam, war es immer nur auf den Trümmern selbständigerer Entwickelungen des reicheren, glücklicheren Kulturbodens Südarabiens. Was nach außen herrschend hervortritt, ist nicht diese immer bedrohte und gestörte Kultur, sondern das glaubensstarke und kriegerische, arme, unabhängigkeitsliebende Volk des dem Nomadentum verfallenen Arabien. Seit Entstehung des Islam, der den Einfluß Zentralarabiens am entschiedensten zur Geltung brachte, ist jenes Land unbekannter als im Altertum. Die türkische Überflutung hat von allen Ländern Westasiens Arabien am wenigsten berührt. Arabien ist selbst dem Staate der Türken von Stambul nach lange nicht unterworfen, der seinerseits, nur weil er eine Militärmonarchie geworden ist, sich gegen seine nomadischen Unterthanen erhält. Die heutigen Südaraber stehen sogar so sehr unter dem Einfluß des zentralarabischen Elements und der fanatischen Ansichten des Korans, daß sie ihre eigne Abstammung verleugnen und einen lächerlichen Ruhm darin suchen, sich selbst eine zentralarabische Abstammung zuzuerkennen.

Der Araber ist nun wohl eine geschichtliche Größe und ein ethnographischer Begriff, aber anthropologisch ist er nicht zu fassen. Es mögen sich in einem solchen Lande Jahrhunderte hindurch Bruchteile der Bevölkerung von aller Vermischung ferngehalten und zu einem geschlossenen Typus entwickelt haben; wie wir ihn ja auch überall dort wiederfinden, wo sich der Araber durch soziale und religiöse Schranken von anderen Völkern absondert, was in jedem Falle durch seine aristokratische Gesinnung erleichtert wird. Während in allen arabischen Städten eine bunte Mischung der Rassen die Bevölkerungen in einen anthropologisch unauflösbaren Knäuel verwirrt, worin besonders das starke Negerblut hervortritt, gehört bei den Beduinen, d. h. den nomadisierenden Arabern, noch heute die Vermischung zu den Ausnahmen. Sie gilt bei ihnen für eine Schande, selbst da, wo, wie in Janbo, der Hafenstadt Medinas, der Kern der Stadtbevölkerung aus provisorisch ansässigen Beduinen besteht. Wenn französische Schriftsteller mit Nachdruck die Erschwerung des Kolonialregiments durch den Mangel einer Mischlingsrasse hervorheben, die die Annäherung zwischen Kolonisten und Eingeborenen erleichtern würde, so erinnern wir uns, daß wesentlich Nomaden die arabische Bevölkerung Algeriens zusammensetzen. Die sogenannte maurische Städtebevölkerung Nordafrikas hat diese Unzugänglichkeit gegenüber den fremden Rassenelementen nicht gezeigt, sie ist eine der gemischtesten Bevölkerungen, die man kennt. Manches Berberische ist sonst in die nordafrikanischen Araber mit der Zeit übergegangen. Erinnern wir uns nur an das schillernde anthropologische Bild der sogenannten Araber des mittleren Nilgebietes. Manche Habab erinnern an die Schoho, andere an die Bedja, andere zeigen entschieden arabische und yemenesische Züge bei hell kaffeebrauner Hautfärbung, wenige nur an die

sprachverwandten Abessinier. Unter diesen Umständen bietet sich die Sonderung in hellere und dunklere Araber als die berechtigtste dar.

Die Dunkelfarbigkeit der Südaraber ist Regel, mit wenigen von Norden her eingedrungenen Ausnahmen. In Jemen erinnern manche an süditalienische Typen; es gibt aber auch einen fast schwarzen Beduinenstamm im Gebirge einwärts Hodeida. Sind die Leute von der Südküste dunkel, so sind sie doch nicht so tiefdunkel wie viele Somal, die an Schwärze den Negern oft gleichkommen. Die Schönheit der Gesichtszüge der Himjaren, die bei den Sabäern in gröberer Ausprägung wiederkehrt, erinnert an Munzingers Charakteristik des Beduj: „durch Farbe Afrikaner, durch Physiognomie Kaukasier, durch Sprache Semit". Diese Qualifikation findet auch auf sehr viele Bewohner Arabiens Anwendung. Im Lande selbst unterscheidet man Rote: Türken und Europäer, Dunkelrote: Einheimische, und Schwarze. Munzinger hat an griechische Beimischung gedacht, Griechen unterhielten einst an diesen Küsten blühende Handelskolonien. Die Bewohner von Obermensa rühmen sich, Kinder der Franken zu sein. Nur der Ausdruck des Auges und des Mundes störten selbst diesen begeisterten Freund der Ostafrikaner: „Die Physiognomie bleibt; doch Auge und Stimme verändern ihren Ausdruck mit dem Sinken des Menschen oder des Volkes." Die von den kontinentalen Einflüssen weniger berührte Bevölkerung Sokotras steht (nach G. Schweinfurth) sprachlich und physisch zwar den Mahra Südarabiens nahe, scheint aber malayische und Negerbeimischungen empfangen zu haben.

Einen anderen Arabertypus bietet die große Mehrzahl der nomadischen Araber, also Beduinen (s. Abbild., S. 406), im Norden und in der Mitte der Halbinsel und im nördlichen Afrika, in Gebieten, wo die Natur dem Menschen eine andere Lebensweise und Beschäftigung aufzwingt und vor allem die Mischung schwerer ist. Die echten Semiten der Wüste sind Menschen von mittlerem, sehnigem Bau, mit kleinen Händen und Füßen, schmalem Kopf, mäßig aufgeworfenen Lippen, schön gebogener Nase, großen, feurigen Augen, bronzefarbener Haut, dunkelbraunen, lockigen Haaren und kärglichem Bart (s. Abbildungen, S. 203, 397 und 417).

So ist der helle und so der dunkle Mensch dieser Gebiete, die beide uns hier überall in wechselnder Mengung oder Mischung wieder begegnen. Wir finden sie in dem Doppeltypus der Rassen Abessiniens, wo Rüppell neben dem kaukasischen Typus, „zugleich Typus der Araber", den äthiopischen findet, mit ovalem Gesicht, großen Augen, etwas aufgeworfenen Lippen, schwachem Bart und wenig gebogener Nase (s. Abbildung, S. 420). Es ist der Typus, der bei den Bedja und Dongolawi wiederkehrt und uns an die Ansicht der Araber von abessinischer Abstammung der Bedja erinnert. Schmächtiger Bau, der den Engländern bei ihrem Feldzug (1868) die Ähnlichkeit mit den Hindu nahelegte, ist als ein allgemeiner Charakterzug hinzuzufügen. Rohlfs sagt von den Händen der Abessinier, sie seien überhaupt zu klein, als daß sie könnten schön genannt werden. „Der Grund der Kleinheit, der Verkümmerung, liegt im Nichtgebrauch, in der Arbeitslosigkeit." Zu diesen echten Abessiniern rechnet Rüppell den größeren Teil der Hochgebirgsbewohner von Simen, der Umwohner des Tanasees, die Falascha, die heidnischen Gamant und die Agau. Der äthiopischen Gruppe gehören die Küstenbewohner und Bewohner der Provinz Hamasen an. Negerphysiognomien haben die von Westen her eingeführten Schangalla-Sklaven. Rüppell hat als dritten Typus den der Galla-Völkerschaften (vgl. oben, S. 159 u. f.) unterschieden, dem er die Schoho zurechnet, die er scharf von den Beduinen absondert; ihre an die Neger erinnernden, „im allgemeinen wenig ansprechenden Züge" findet man ziemlich häufig bei den Bewohnern der Provinz Tigré. Gemeinsam sind allen drei Gruppen Verschiedenheiten der Hautfarbe vom hellen Braungelb bis zum dunkelsten Schwarzbraun.

Auch arabische, jüdische Anklänge und (s. Abbildungen, S. 403 und 405) ägyptische Physiognomien werden hervorgehoben. Über alle Versuche der Klassifikation, der Sonderung, ist

besonders in diesem Falle die Anerkennung einer ungewöhnlichen Mischung zu stellen. Lage und Geschichte Abessiniens lassen darüber keinen Zweifel. Was jene anbetrifft: „Abessinien ist umringt, wie die Rose von den Dornen. Im Norden wohnen mohammedanische Völker, meist rebellische Kinder des Hochlandes, die hellfarbigen Habab, die Leute von Barka; ihnen folgen noch nördlicher die altnomadischen, fremd redenden Hadenboa. Im Westen begrenzt Abessinien das Nilland, türkischer Herrschaft unterworfen, im Süden das halb mohammedanische, halb teufelanbetende Reitervolk der Galla.“ (Munzinger.) Abessinien ist nie in allen seinen Teilen sich selbst überlassen gewesen. An irgend einem Ende mußte es friedliche oder feindliche Einflüsse allezeit über sich ergehen lassen.

Auch die Nubier (s. Abbildungen, S. 398, 415, und Band I, S. 663) schließen sich als eine „edlere Spielart des Menschengeschlechts“ den Arabern und Abessiniern an. Viele Nomaden Nubiens sind arabischen Ursprungs, und bei anderen liegt die südliche Verwandtschaft offen, so bei den Hadenboa und Bischarieh, die im Äußeren stark an die Abessinier erinnern, mit denen vor der später eintretenden Verschiedenartigkeit der Religion ein innigerer Zusammenhang bestand. Rüppell glaubte noch unter ihnen vereinzelt die alten nationalen Gesichtszüge zu finden', die uns ihre Vorfahren auf den Kolossalstatuen und Reliefs ihrer Tempel und Gräber aufgezeichnet haben: länglich-ovales Gesicht, schön gekrümmte, nach der Spitze etwas zugerundete Nase, dicke, doch nicht schnutenförmige Lippen, zurückstehendes Kinn, schwacher Bart, lebhafte Augen, stark gelocktes, nie wolliges Haupthaar, musterhaft schöner Körperbau, mittlere Größe, eine bronzene Hautfarbe. „Dieses ist das Bild eines wahren Dongolawi, und die nämlichen Gesichtszüge findet man im allgemeinen bei den Ababdeh, Bischarieh, einem Teil der Bewohner der Provinz Schendi und teilweise auch bei den Abessiniern.“ Vergleicht man damit die Araber, so meint man sagen zu können, sie seien weniger mit Negerblut versetzt, die Nubier mehr. Was die Hautfarbe betrifft, so gibt es unter den Bischarieh schwarzbraune Leute, und auf der anderen Seite hat man blonde Beduinen auch in Nubien (Nachkommen türkisch-bosnischer Soldaten?); allein der vorwiegende Ton ist Rötlichbraun. Das ist das „Rot“, das die Araber dem Schwarz gegenüberstellen (s. die beigeheftete Tafel „Ein nubischer Krieger“). Auf die Entstehung derartiger Mischtypen (s. Abbildungen, S. 399, und Band I, S. 661) werfen die heutigen Vermischungsprozesse der Araber und Neger ein interessantes Licht. Wir verweisen auf die Bemerkungen Nachtigals über die Mischungen der Schoa, d. h. der einheimischen Araber Bornus, im 10. Kapitel (S. 495).

Nubiens Geschichte zeigt die Vereinigung nordafrikanischer Völker und echter Neger zu gemeinsamer Arbeit, deren schwierigster Teil in der Regel den Negern, deren Leitung in politischer und geistlicher Herrschaft den Nordafrikanern zufällt. Die geschichtliche Erscheinung der in Sennaar staatenbildenden Fundsch erinnert an die Haussa, während Ägypter und Araber mehr die Rolle der Fulbe spielen. Nichts kann ähnlicher sein als die Bedrängung der Negervölker am Weißen und Blauen Nil durch die Nubier und die entsprechende Ausbeutung ihrer südlichen Heidenländer durch die Sudanstaaten, nichts bezeichnender als die blinde Gefolgschaft, die ein Teil der Nubaneger und Dinka dem Mahdi leistete, mit dessen Schlachtruf „Fissibil Allah“ („Für Gottes Sache“) sie, die Heiden, gegen sich selbst wüteten. Nur ist Nubien durch den Nil an Ägypten viel fester gebunden, als jene Sudanstaaten durch die Oasenketten der Wüste an Nordafrika. Nubien, Grenzgebiet zwischen Ägyptern, Abessiniern und Negern, Durchgangsgebiet des Handels mit Negersklaven, der in Nubien seine Hauptmärkte fand, und zugleich Eroberungs- und Raubgebiet der Ägypter und Türken, kann sich noch weniger als westlichere Länder des Sudan reiner Rassen rühmen. Der nubisch-ägyptische Mischling (Nowallid) ist im Grunde ein uraltes Produkt. Selbst der ethnische Begriff Nuba, ursprünglich auf die dunkeln Bewohner des

EIN NUBISCHER KRIEGER.

(Nach der Natur von Piglhein.)



Berglandes des südlichen Kordofan beschränkt, ist sogar in Nubien selbst ein mehr sozialer geworden, er war mit der Vorstellung von niedriger Abkunft und sklavischer Abhängigkeit verbunden, weshalb sich die Nubier jetzt lieber Barabra nennen und ihre Sprache verleugnen. Zu Burckhardts Zeit wurden in Schendi alle aus den südlich von Sennaar gelegenen Ländern gekommenen Sklaven Nuba genannt. Für den Begriff Nubier bleibt nur die geographische Fassung möglich, die sich auf eine möglichst genaue Begrenzung der Sprachgebiete der Nubier zu stützen hat. Sitten, Gebräuche, Geräte und Waffen aller nubischen Völker weisen gar viel Übereinstimmung untereinander, gleichzeitig aber auch mit fremden und zwar besonders arabischen Elementen auf, so daß man selbst bei wissenschaftlichen Reisenden den Ausdruck „Araber“ für die Baggâra findet.



Ein Schriftgelehrter aus Kairo. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 401 und 404.

Seit langem ist im nubischen Sprachgebiet das Arabische im Fortschreiten begriffen. „Jetzt wird in dieser ganzen Gegend nur arabisch gesprochen; doch hat sich die Erinnerung an die frühere nubische Bevölkerung sehr bestimmt erhalten, indem noch jetzt eine Anzahl Dörfer als Nuba-Orte von den übrigen unterschieden werden.“ (Lepsius.) Oft ist diese Erinnerung unter dem bei allen mohammedanischen Afrikanern lebendigen Wunsche verschwunden, ihren Stammbaum auf die edelsten Geschlechter Arabiens, wenn nicht gar auf die Dschin selbst zurückzuführen. Aus Makrisis eingehender Schilderung der Bedja gehen vorarabische Züge deutlicher hervor. Die Bedja reichen für ihn von den Smaragdgruben zwischen Theben und Koptos im Norden bis Abessinien im Süden und vom Nil im Westen bis zum Roten Meer im Osten. Sie sind Nomaden in Lederzelten. Jeder Stamm hat seinen eignen Scheich, ein allgemeines Oberhaupt fehlt. Der Stammbaum wird in weiblicher Linie fortgeführt. Sie züchten edle Rosse und vorzügliche Kamele, großhörnige gefleckte Rinder, gefleckte Schafe und Ziegen. Sie leben hauptsächlich von Fleisch und Milch, sind schnellfüßig und kämpfen zu Pferd und Kamel. Ihre Waffen sind Speere, die von Weibern an einem Ort verfertigt werden, wo Männer nur hinkommen dürfen, um Speere zu kaufen, große Bogen von arabischer Form aus dem Holz des Sidr (Zizyphus) mit vergifteten Pfeilen, Schilde von Ochsenhaut, Büffelhaut, der Haut eines Seetieres (Halicore?). Sie sind gastfrei. Den Jünglingen wird der rechte Hoden ausgenommen, die Mädchen werden infibuliert. Ein Stamm entfernt die Schneidezähne. Die

Bedja sind kriegerischen Charakters und haben oft im Kriege mit den Ägyptern gelegen. Jeder Stamm hat einen Priester, dem zum Beten ein ledernes Zelt aufgeschlagen wird, worein er entkleidet und rücklings tritt. Wie von Wahnsinn befallen, kommt er wieder heraus, bringt Grüße vom Teufel und wahrsagt.

Auch die Baggâra-Araber, die die Nilufer in ihrer ganzen Erstreckung zwischen den Gebieten der Schilluk und Dinka und Kordofan bewohnen und zu den thätigsten, tüchtigsten und darum expansivsten Völkern des Sudan gehören, sind ein alter Nubierstamm. Sie haben sich, hauptsächlich auf Kosten der Nuba und Schilluk, rasch über die Steppen des südlichen Sudan ausgebreitet und sind als schützende Begleiter der Chartum-Karawanen einzeln tief ins Innere vorgedrungen. Sie sind reine Viehzüchter, daher vollkommen nomadisch; ihr Name bedeutet „Kuhhirten". Zugleich sind sie Jäger von großer Gewandtheit und Kühnheit, die den Elefanten mit Schwert und Speer jagen, und entsprechend rücksichtslose Räuber. Von ihnen galt vielleicht, was die Griechen am Roten Meere erzählen hörten: es gebe Jäger, die den Elefanten einzeln beschleichen, und ihm mit dem Schwert die Sehnen der Hinterbeine durchschlagen. Die Baggâra fielen am frühesten dem Mahdi zu und scheinen bis heute die festeste Stütze seiner Nachfolger zu sein. Schweinfurth erklärt sie für die schönsten unter den Nomaden des Nillandes; ihr Äußeres verrate wenig Semitisches, nicht wenige erinnerten ihn an alte Bekannte in der Heimat. Auffallend ist ihre Liebe zu Schmuck und bunten Kleidern. Die Masse trägt das indigblaue Hemd der Fellahin; aber alle Wohlhabenderen tragen Scharlach und buntbedruckte Zeuge.

Wo in Ägypten arabische Mischung fern geblieben oder verwischt ist, da tritt uns eine andere Körperlichkeit, wenn auch nicht tief verschieden, entgegen (s. Abbildungen, S. 403 und 405). Der Fellah Ägyptens ist ein Mann mittlerer Größe, starken Knochenbaues, muskulösen Körpers. Der Wuchs der Mädchen erinnert oft in seiner Schlankheit an das Ebenmaß der Antike. Das Gesicht ist breit, rund, mit starkem Kinn, dicklippigem Mund, breiten Zähnen, großen, langgeschnittenen Augen; Hände und Füße sind eher groß. Dem Gelbbraun und Gelbrot der Hautfarbe fehlt die rötliche Zumischung fast nie. Deutlich ist die Absonderung von dem zarteren, schmächtigeren Typus des Arabers. (Vgl. Bd. I, S. 663.) Der Araber als Hirt, Nomade, Reiter, Räuber erhält mit der Zeit anders gebaute Gliedmaßen als der Ägypter, der seit Jahrtausenden Lasten trägt, hackt, pflügt, Wasser schöpft. Beide stehen auf dem Wege, der von den Europäern zu den Negern führt. Und mit ihnen stehen auf dieser Rassengrenze die hamitischen Sprachgenossen der Ägypter, die semitischen der Araber und manche andere „mulattenhafte" in West- und Südasien und Nordafrika.

In Ägypten wohnten die alten Ägypter eingekeilt zwischen Semiten im Osten und Libyern oder Maxyern im Westen, nur durch die äußersten Arme der Deltaströme getrennt. Von diesen Nachbarn waren die Semiten am tiefsten in den Volkskörper eingedrungen. Die in den Totenstätten des alten Ägypten gefundenen Denksteine, Särge und Papyrusrollen bezeugen die Anwesenheit semitischer Personen, die im Nilthal gleichsam das Bürgerrecht erlangt hatten. Kompakt aber begegnen wir ihnen auf der Ostseite des Deltagebietes in Städten und Festungen mit semitischen Namen. Nicht zufällig nahmen die Hyksos, die von Edom her ins Deltaland einfielen, ihre Wohnsitze hier bei ihren Stammverwandten. In dieser Beleuchtung ist ihr Einbruch nur das stärkere Aufwallen eines seit länger fließenden Stromes.

Wir haben im Laufe unserer Betrachtungen die friedlichen Ackerbauer unter dem Schwerte der schnellen und kühnen Hirten so oft schon Freiheit und Besitz verlieren sehen, seien jene nun Watuta oder Galla, Wahuma oder Fulbe, daß uns die früheste Invasion, der Ägyptens mindestens halbtausendjährige Unterwerfung unter die Hirtenstämme der östlichen und nördlichen Wüsten folgte, nur wie eine Wiederholung jener ganz Ostafrika von Sambesi bis zum

Mittelmeere fast ohne Aufhören erschütternden Kämpfe der Ansässigen und der Wandernden erscheint. Diese Hirten waren Semiten, und die Hyksosepisode paßt also um so harmonischer in den Rahmen ostafrikanischer Völkergeschichte. Denn was sind diese Völker, von denen Manetho die Juden abstammen und Jerusalem gründen läßt, die schon im Altertum Phönizier oder Araber genannt werden, anderes als die Vorläufer der Sabäer und Araber, die späterhin mit viel dauerhafteren Folgen Nordostafrika gewinnen sollten? Wüste und Kulturland ruhen nie und nirgends kampflos nebeneinander; aber ihre Kämpfe sind einförmig und voll Wiederholungen. Was liegt in den drei Jahrhunderten zwischen dem Ende des alten und dem Anfange des mittleren Reiches? Mariette hat die Meinung ausgesprochen, daß hier eine Überschwemmung des Reiches durch Barbaren vorliege. Ist es ferner unwahrscheinlich, daß das unbekannte Chaos, woraus Menes das Reich hervorhob, einer nomadischen Invasion sein Dasein verdankte?



Ein koptischer Kaufmann aus Kairo. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 401 und 404.

Die Hyksos regierten ein halbes Jahrtausend über Ägypten. Im Laufe der Zeit mußten Bildung und Zivilisation Ägyptens auf diese naturwüchsigen Stämme ihre Einwirkungen üben, wenn sie auch den Ägyptern ebenso unrein erschienen wie die ägyptischen Hirten. Dieser Einfall blieb nicht allein. Den Hyksos folgten die Juden, die geistig tief von den Ägyptern beeinflußt wurden und selbst auch nicht ohne Einfluß blieben. Joseph kam zur Zeit der letzten Hyksoskönige nach Ägypten, fand bei dem stammverwandten, in ägyptischer Weise lebenden König eine gute Aufnahme und rief sein Volk auf Pharaos Geheiß in das Land. Aber auch die Israeliten mußten in der Ostmark bleiben. „Und du sollst wohnen im Lande Gosen und nahe bei mir sein, du und deine Söhne und die Söhne deiner Söhne und deine Schafe und deine Rinder und alles, was dein ist.“ Als Moses die Juden aus Ägypten führte, zog das ganze Volk, Männer, Frauen und Kinder, mit; sie verschwanden aus Ägypten. Sollen wir größeren Einfluß den Äthiopiern, Assyrern, Persern, Griechen zugestehen? Wie auch Ägypten sich abschloß: Tropfen für Tropfen flößten diese aufeinander folgenden Invasionen fremdes Blut ein, und eine langsame Umsetzung mußte notwendig stattfinden, die aber in immer wiederkehrenden Jahrhunderten der Ungestörtheit, der Sammlung, der Abschließung das Volk nur eigenartiger machte. So war dies also im Gegensatz zu anderen Völkern des Altertums wahrhaft Eine Nation, die, ihrer Zusammengehörigkeit sich stolz bewußt, ihr Land als die eigne und die Heimat ihrer Götter liebte.

Erst der Islam hat den Kitt der alten Nation aufgelöst. Die Brüderlichkeit, die völlige Gleichberechtigung aller Gläubigen, die das Bekenntnis des Propheten unter allen Islamiten

herstellt, führte natürlich zur Vermischung der koptischen Moslemin mit ihren arabischen Religionsgenossen; aber noch fließt in den Adern der Mehrzahl der heutigen Ägypter, der Fellahin (vom arabischen falach, der Pflug), der Bauern, weit mehr altägyptisches Blut als in denen der Städter. Und so wie der Fellah so viel von den physischen Eigentümlichkeiten und der Gemütsbeschaffenheit seiner Voreltern erbte, überkam er leider auch ihr Lebenslos, das wie ein Naturgesetz auf dem Bauer Ägyptens von Jahrtausend zu Jahrtausend lastet. So zahlreich auch die arabischen Einwanderer gewesen sein mögen, sie wurden von dem vielleicht auch rassenkräftigeren ägyptischen Blut absorbiert. In Städten und Dörfern Oberägyptens, wo die Kopten dichter beisammenwohnten, hat sich die ursprüngliche Bevölkerung fast ganz unvermischt erhalten, der Reisende trifft oft Gestalten, bei deren Anblick er lebendig gewordene Statuen oder Bildnisse der Pharaonenzeit vor sich sieht. Der vor allem gutmütige, aber auch stumpfe Gesichtsausdruck erinnert an Altägypten und steht scharf dem schlauen oder wilden des Arabers gegenüber. Im modernen Ägypten bewegt sich der Kopte freier. Er ist als Kaufmann und in niederen Beamtenstellungen unentbehrlich. Der schwarze Turban, einst das Schandzeichen der Christen, wird jetzt vom Kopten gern und freiwillig getragen, der sich in dunkle Stoffe zu kleiden liebt. Langsam treten sogar die koptischen Frauen aus der Verschleierung und dem Haremsleben heraus. Wir haben in den heutigen Ägyptern ein selbständiges Volk vor uns, das in direkter Linie von den Altägyptern abstammt, wenn es sich auch der Sprache und Religion halber selbst arabisch nennt (denn es glaubt sich gern eines Stammes mit dem Propheten und dadurch den Türken, die das Chalifat usurpierten, überlegen). Nomadisierende Araber gibt es im Bereiche des ägyptischen Reiches, namentlich auf der Sinaihalbinsel, in der Libyschen und der ägyptisch-arabischen Wüste kaum über 300,000. Und auch unter ihnen finden sich noch die altäthiopischen Stämme der Ababdeh, Bischarieh und Hadendoa. Ihnen gehören Tausende der sogenannten Berberiner in den dienenden Klassen und im Heere an. Die heutigen Herrscher und



Ein Beduine. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 401.

viele Große sind Türken; mit Armeniern, Juden und anderen Fremden, unter denen Griechen und Italiener vorwiegend vertreten sind, stehen sie als Eingedrungene den 5 Millionen Fellahin und Kopten gegenüber. Sie sind so fremd, daß im Lager des Mahdi jeder Fremde, selbst der Deutsche, Türke genannt wird. Jene, die an der Scholle nicht bloß kleben, sondern mit allen Fäden in sie verwachsen sind, erscheinen in höherem Grade als Kinder ihres Landes. Darin liegt die Beharrungs- und Widerstandskraft des Fellah. Er lebt und arbeitet mit wenigen Änderungen, wie die Unterthanen des Menes lebten und arbeiteten. Es ist ganz allein seine Arbeit und Genügsamkeit, die dem Lande noch einen Rest der alten Weltstellung bewahrt hat. Nicht die Umwandlung des altägyptischen Ackerarbeiters in einen Allah anrufenden Mann ist der große Wechsel im Leben Ägyptens, sondern die vollständige Zersetzung der oberen Schichten bei so geringer Wandlung des Wesens der unteren. Die Herren, die Priester, die Kaufleute, alle Städter, haben sich gründlich geändert. Besonders in dem koptischen Zweige ist die ägyptische Rasse auch durch die starke Einfuhr von Negersklaven verändert. Nur der Fellah ist seit 5000 Jahren wesentlich derselbe geblieben. Heute ist Ägypten, als ob ein Rest des alten Schreib- und Lesegeistes im Nilthal verblieben sei, von allen arabischen Ländern das Land der besten Hochschulen (die Moschee El-Azar ist die erste Universität und überhaupt der geistige Brennpunkt des Islam) und der thätigsten Presse, überhaupt des lebhaftesten Gedankenaustausches. Die arabisch-maurische Kunst hat unter den Pyramiden des alten Reiches in Kairo ihre herrlichsten Blüten getrieben. Wenn man nach dem alten Ägypten fragt, muß man in die Lehmhütte des Fellah, zu den Schöpfrädern, in die Durrafelder hinabsteigen; ganz unten läuft der Faden, der ungebrochen das Alte an das Neue bindet. Von dieser Seite betrachtet, ist Ägypten das wichtigste Glied in der Reihe mohammedanischer Staaten am Nordrande Afrikas. Daß der Arabismus und Mohammedanismus, mit der beiden gemeinsamen Ausschließlichkeit, die Spuren des Griechen- und Römertums und der nachrömischen christlichen Kultur eindringender beseitigte, als diese auf die altägyptischen gewirkt hatten, macht diese letzte große Wendung in der Geschichte Ägyptens zur eingreifendsten. So erreichten endlich die Hyksos ihr Ziel, indem sie zur rohen Gewalt des Nomadenschwarmes den Fanatismus eines neuen, monotheistischen Glaubens fügten, wie er auf die Vielgötterei der Alten endlich folgen mußte.

* * *

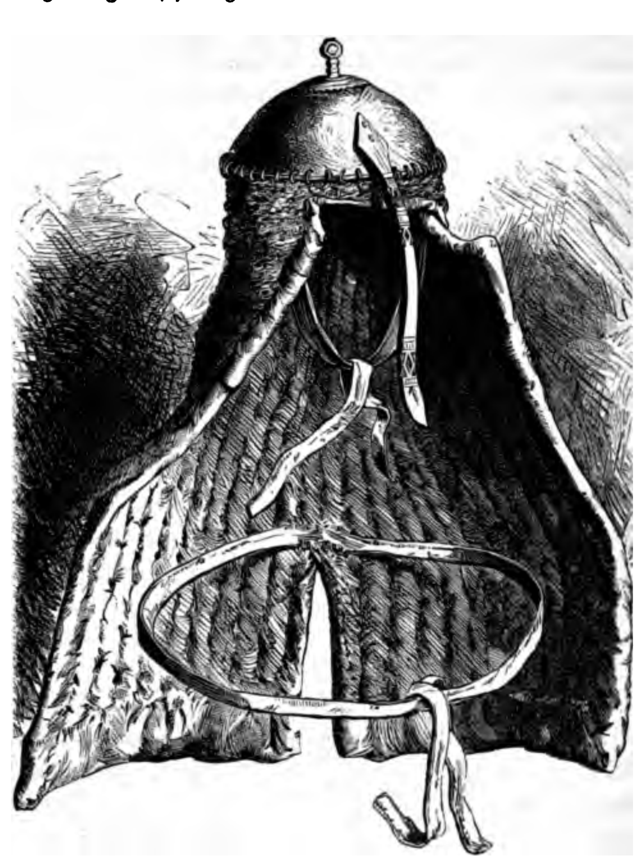
Nubiens Geschichte kann von der Ägyptens nicht getrennt werden: Ein Stamm tritt uns entgegen, und Eine Grenze umschließt Ägypten und Nubien als Kulturgebiet. Nubien nimmt allerdings dabei immer die zweite Stelle ein, es folgt Ägypten langsam, wenn dieses fortschreitet, es gehorcht ihm, wenn es mächtig ist, und fällt ihm unter den Schlägen siegreicher Eroberer nach. Der hamitische Sprachtypus bindet alle Völker am Nordrande Afrikas und im Nilthal bis zum Fuße der abessinischen Berge zusammen. Die Verschiedenheit geschichtlicher Entwickelung dieser Stämme war nicht immer so groß wie heute. Nubien war nicht immer so unselbständig, es hegte seinen Teil vom ägyptischen Kulturüberfluß. Nur selbständiges Kulturland ist es nicht gewesen. Aus allen Denkmälern, Tempelbauten, Statuen, Inschriften kann man nur entnehmen, daß das Kusch oder Kesch der Ägypter, das Äthiopien der Griechen, eine Provinz des ägyptischen Reiches gewesen ist, deren Grenzen allmählich nach Süden vorgeschoben wurden. Trotz des Widerstandes der dunkelbraunen Negervölker (Nahasi der Denkmäler), denen sich, vom Roten Meer her eindringend, hellere Stämme semitischer Herkunft in den Berglandschaften zwischen Nil und Rotem Meer schon früh gesellt hatten, reichte die Herrschaft der Pharaonen hoch den Nil hinauf. Inschriften auf Felsblöcken zwischen dem 20. und 19. Grade nördlicher Breite haben die Erinnerung an die Großthaten Tuthmosis' I. erhalten. Als Ägypten sank, hob sich das jüngere Äthiopien, und

wir finden im 7. Jahrhundert äthiopische Könige über Ägypten. Die ältesten in den Ruinen von Napata erhaltenen Monumente gehören der Zeit Ramses' II. an; sie sind rein ägyptisch, gleich den späteren Werken einheimischer Könige. Die Abweichungen sind Abschwächungen oder weisen auf barbarischen Einfluß hin. Mehrfach treten auch schwarze Göttinnen auf. Eine gewisse Bevorzugung des Weiblichen, die vielleicht hiermit zusammenhängt, tritt uns überhaupt mehrfach im alten Nubien entgegen und greift sogar in die Erbfolgeverhältnisse des meroitischen Königtums ein. Griechische Kultur und Sprache faßten hier dauernd Wurzel. Das Christentum hat nirgends im islamitischen Afrika Jahrhunderte hindurch eine sicherere Stelle gehabt. Nubien wurde das Asyl der in Ägypten verfolgten Christen. Das monophysitische Christentum zählte seine Bekenner ununterbrochen von Unterägypten bis hinein nach Abessinien. Mindestens ein Teil der Bedja dürfte unter dem Einfluß des christlichen Reiches Aloa zum monophysitischen Christentum bekehrt worden sein, und es soll noch heute Christen unter ihnen geben.

Hier wie anderswo hat der Islam verödet. Nubien ist ein schwacher Schatten von dem, was es einst war. Nicht bloß die ägyptische Herrlichkeit ist vergangen, sondern auch ihre Nachblüte ist kümmerlich verdorrt. Wer sähe es der berühmten alten Hauptstadt des Sudan, Sennaar, dessen König bis nach Wadi Halfa herrschte, an, daß sie noch vor kurzem ein so mächtiger Fürstensitz war? 600—700 spitzige Strohhütten, Tukele, umgeben die Ruinenhaufen von roten Backsteinen, wo früher das Königshaus stand. Kärglicher Ersatz ist, was dafür in jüngeren Städten, wie Chartum oder Suakin, entstanden. Das einst berühmte Äthiopien wurde selbst dem Namen nach vergessen, und Burckhardts, Belzonis, Rüppels Reisen im Anfang unseres Jahrhunderts wirkten wie Wiederentdeckungen. Gleich Mesopotamien wurde Nubien ein Hirtenland. Wo der Nil sonst befruchtend sein Wasser über die Ufer treten ließ, überschwemmte jetzt die Wüste mit Flugsand und flüchtigen Völkern die Kulturstreifen und -Oasen längs des Stromes. Eine zweite Hyksoszeit brach für Nubien herein. Wie die Sabäer Abessiniens und die Hyksos Ägyptens waren auch Küstenstämme schon vor dem Islam aus Arabien eingewandert. Ein Teil des mächtigen Araberstammes der Tibetieh, Hetem genannt, wanderte vor einigen Jahrzehnten aus der Gegend von Moilah im Sahel ein unter dem Schutze der Landesregierung, und ohne den Beni-Amer und Habab eine Entschädigung für Weide- und Wasserplätze zu leisten (Heuglin). Den Namen Araber führen vor allem die Scheikië mit Recht, die sichere Überlieferungen haben, daß sie aus dem eigentlichen Arabien einwanderten, als die mohammedanische Lehre noch nicht verbreitet war. Am meisten unterscheidet diese zugewanderten Araber noch heute wie von jeher ihr ausgesprochen kriegerischer Sinn: sie führten noch am Anfang dieses Jahrhunderts heftige Fehden mit den kleinen Beherrschern der Staaten Nubiens. Früher nahmen sie unter den Bewohnern des Sudan und Nubiens gerade dadurch noch eine Sonderstellung ein, daß sie die einzigen waren, die beständige Waffendienste leisteten. In Dongola schwangen sich diese militärisch organisierten Araber zur Herrschaft auf. Die Scheikië zeichneten sich aber auch in den Künsten des Friedens aus. Burckhardt sah aus ihren Schulen zu Merawe Handschriften hervorgehen, schöner als die besten von Kairo. Die aus Ägypten vertriebenen Mamelucken gründeten einen eignen Staat in Dongola, mit dem seitdem die Scheikië in kaum unterbrochener Fehde standen. In diesem neuen, kurzlebigen Reich wurden viele von den schlechten Keimen ausgestreut, die in der neuesten Geschichte Nubiens aufgingen, in der als Bedränger der Neger, Sklavenjäger, Sklavenhändler und willkürliche Beamte die Djallaba und Dongolawi (ursprünglich Leute von Dongola) sich einen schlechten Namen gemacht haben. Dem Reiche des Mahdi scheinen sie ebenso verderblich werden zu sollen, wie vorher dem des Chedive.

Im südlichen Nubien nahm die Geschichte nach der arabischen Eroberung einen völlig anderen Gang durch das in den Anfang des 16. Jahrhunderts zu setzende Hervorbrechen

des Negervolkes der Fundsch (Fundj, Fungi) aus Dar For. Ohne sich streng an den Islam zu halten (Bruce fand noch zahlreiche Zauberer um den Fundschkönig beschäftigt), bekehrten sie sich und verloren nach und nach ihren Negercharakter, behielten aber so viel Barbarisches, daß der berühmteste König der Fundsch, Malek el Gahmân, allen Nahrungsmitteln die menschliche Leber vorzog. Die Fundsch griffen nach Kordofan hinüber und dehnten südwärts ihre Herrschaft bis über Fasogl aus. Als echte Negerkönige begnügten sie sich, den einheimischen Häuptlingen Tribut aufzuerlegen, und ließen sie im übrigen schalten. In dieser lockeren Form waren selbst Schendi, Berber und Dongola zeitweilig den Fundschkönigen von Sennaar tributär. Als Bruce das Reich der Fundsch in Sennaar besuchte, fand er es durch eine Militärgrenze geschützt, in der ackerbauende Soldaten vom Stamme der Fundsch das Land anbauten. Die Heiden, Mondanbeter, Liebhaber von Schweinefleisch, trugen dicke kupferne Ringe um Hand und Knöchel. Bruce war entzückt über die Ordnung des Lagerns, der Pferde, der Bewaffnung dieser Truppen: stählernes Panzerhemd, kupferne Sturmhaube (s. nebenstehende Abbildung), großes, breites Schwert in roter lederner Scheide.


Ein nubischer Panzerhelm. (Städtisches Museum, Frankfurt a. M.)

Wenn die Araber in Ägypten und in den Wüsten und Steppen jenseits des Nils die Gelegenheit zu weiter Ausbreitung fanden und in beständiger Bewegung geblieben sind, so sehen wir die Auswanderer Arabiens in Abessinien, der Hochgebirgsinsel Ostafrikas, im Wechsel der Zeiten in Festhaltung erstarren. Statt Ausbreitung zu finden, ist die semitische Kolonie im abessinischen Gebirge und Walde gleichsam stecken geblieben, sie hat nicht einmal den Nil erreicht, dessen wasserreichsten Arm sie an Quellen und Oberlauf umwohnt. Und so blieb denn auch die große geschichtliche Möglichkeit einer Handreichung von den semitisch gemischten Ägyptern der Nilmündung zu den Semiten der östlichen Nilquelle unerfüllt. In den auswärtigen Beziehungen Abessiniens kommt die Lage zu Arabien mehr in Betracht als zu Afrika. Bei den Bewohnern der Südküste des Roten Meeres geht die bezeichnende Sage, Arabien habe früher mit Abessinien Ein Land gebildet, das durch ein Erdbeben auseinander gerissen und durch das Rote Meer getrennt worden sei; dieses Ereignis verlegen einige in Mohammeds Zeit. Allerdings löste der Islam den Zusammenhang der Abessinier mit dem arabischen Mutterland. Als am weitesten nach Norden und seewärts vorgeschobener Teil des mit Schätzen des Tier- und Pflanzenreiches reich ausgestatteten ostafrikanischen Hochlandes

ward Abessinien schon im Altertum von den Handelsvölkern Asiens und Europas besucht. Dadurch und durch die Nachbarschaft Südarabiens wurde Abessinien am frühesten von allen mittelafrikanischen Ländern in asiatische und mittelmeerische Kulturbeziehungen verflochten.

In den mythisch-geschichtlichen Überlieferungen der Abessinier, in denen Biblisches und Heidnisches, Semitisches und Afrikanisches bunt gemischt ist, tritt die vielberühmte Königin von Saba auf, die nach abessinischer Annahme in Axum herrschte. Ihren Sohn Menilek, der sich David nannte, zeugte Salomo mit ihr in Jerusalem. So wird eine abessinische Dynastie, an die alle späteren Herrscher wieder anzuknüpfen suchen, auf Salomo zurückgeführt. Im 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung ward das Christentum hier eingeführt. In diesen Überlieferungen liegen drei geschichtliche Anknüpfungen. Die Königin von Saba bezeichnet die durch den Sprachzusammenhang unzweifelhaft nachgewiesene Verbindung zwischen Abessinien und Südarabien. Sicher saßen schon im Beginn unserer Zeitrechnung Geezvölker in Abessinien; die Eigentümlichkeit der abessinischen Dialekte läßt frühe Sonderung von den südarabischen annehmen. Das lebende Geez ist in seiner Konstruktion einfach, leicht und fürs Gehör angenehm. Im Hamazen ist es schon verderbt, im eigentlichen Tigré bildet es fast einen neuen Dialekt, das Tigrina, während sich das Amharina am weitesten entfernt hat. Das reinste Geez findet man aber ohne Zweifel in Mensa und bei den Habab. Jedenfalls haben wir in der südarabischen Bevölkerung Abessiniens nicht das Erzeugnis einmaliger großer Wanderungen, sondern derselben fortgesetzten Einsickerung vor uns, die wir auch an der ganzen übrigen Ostküste Afrikas in Wirksamkeit sehen. Die Hereinziehung Salomos soll die durch das Vorhandensein der zahlreichen Juden (Falascha) in Abessinien und die starken jüdischen Elemente im abessinischen Christentum belegte Verbindung mit dem jüdischen Kulturkreise begründen. Daß eine starke jüdische Einwanderung hier ebenso wie in Südarabien einst stattgefunden hat, ist unzweifelhaft. Wann? das ist unklar. Der letzte himjaritische Herrscher Abessiniens war den Juden freundlich gesinnt. Zur selben Zeit gab es jüdische Könige in Südarabien und christliche Griechen in den Häfen Axums. Im 6. Jahrhundert wurde Abessinien bereits als Schutzmacht der Christen im Gebiet des Roten Meeres angesehen, und in Südarabien schlug ein abessinischer König die heidnischen und jüdischen Himjariten.

Die vielgenannten Obelisken von Axum sind nicht für die früher als sicher angenommene Verbindung mit Altägypten zu verwerten. Sie sind teils ganz klein, teils bis zu 25 m hoch. Einige sind roh, andere regelmäßig behauen. Einer trägt auf der Vorderseite seiner länglich rechteckigen Basis eingegraben eine Thür mit Schloß, an einem anderen finden sich Rebengewinde. Sie dürften die Arbeit späterer ägyptisch-griechischer Werkmeister sein. Ähnlichen Ursprunges ist vielleicht die sphinxartige, aus Fels gemeißelte Figur am Rande des Sees von Entscharo. Hingegen gibt es an verschiedenen Stellen Abessiniens massive Steinbauten mit dicken, ohne Mörtel aus großen Steinen zusammengefügten Mauern: Häuser auf Höhen, Mauern, Sitze wie für Versammlungen, die in auffallender Weise an ähnliches, aus Südarabien Bekanntes erinnern. Und die Felsenkirchen erinnern an arabische und syrische Werke.

Sichere Kunde von Abessinien ist uns durch griechische Seefahrer zugelangt, die in der Nähe der heutigen Barka-Mündung, dann Massauas oder Arkikos Handel trieben und Städte gründeten. Aus Adule beim heutigen Zulla führten Griechen und Römer Elfenbein, Rhinozeroshorn und Schildkrot aus. Aus dem 4. Jahrhundert n. Chr. hat man abessinische Münzen mit griechischer Schrift. Die Entfaltung des Mohammedanismus rings an den Grenzen machte das ferne Land zu einer Insel des Christentums im islamitischen Ozean. Der Islam nahm nie eine vordere Stelle in der Geschichte des Reiches bis zu der Zeit ein, wo die mohammedanischen Galla von Süden her ins Land brachen, während die Türken im 16. Jahrhundert

von der Seeseite her das Land umfaßten, so daß die in derselben Zeit wiedergewonnene Verbindung mit dem Christentum Europas nur geringen praktischen Wert gewann.

Die arabischen und überhaupt asiatischen Beziehungen der südlicheren ostafrikanischen Länder haben wir in früheren Abschnitten (vgl. besonders oben, S. 203) besprochen.

5. Der Islam.

„Der Islam greift sehr schnell um sich, da er praktisch, einfach und leichtverständlich ist und dem Hang der Menschen nach Formen schmeichelt."
Munzinger.

Inhalt: Verbreitung des Islam. Lokale Beschränktheit. — Christliche, jüdische und heidnische Spuren. — Aberglaube. — Örtliche Unterschiede. — Asiatische Bekenner. — Priester und Derwische. Wandernde und abenteuernde Gottesmänner. Klöster, Brüderschaften und Hadschi. — Der Islam als Träger arabischer Kultur. Seine zivilisierende Macht in Innerafrika. — Eroberungszüge des Islam. — Arabische Lehre und Wissenschaft. Das Rechtswesen. Der Gottesstaat.

Der Ursprung des Islam liegt der Wüste zu, südlicher und östlicher als der des Juden- und Christentums, das aus dem fruchtbarsten historischen Boden des Altertums: Israel, Ägypten, Griechenland, Rom, erwachsen ist. Dieses war von Anfang an ebenso tüchtig zu vielseitiger Wechselwirkung mit abendländischer Kultur ausgerüstet, wie jener dieser Rüstung entbehrte. Der Islam krankt an der schmalen örtlichen Grundlage. Er ist voll von Gebräuchen, die auf eine arabische Lokalreligion deuten. Dieser Einfluß reicht tief. Mohammeds Monotheismus ist dem durch die grenzenlose und großartige Eintönigkeit der Wüste bestimmten Phantasieleben des Arabers entsprungen und ein mächtiger Fortschritt zu einer Religion des Geistes aus der Vielgötterei der Naturkräfte und des Sternendienstes gewesen; aber zur Entwickelungsfähigkeit in ethischer und geistiger Richtung fehlte ihm trotz aller Vorzüge die weltbürgerliche Menschlichkeit.

Daß die islamitische Kultur nur das Agglomerat der Bildung jener Völker sei, die die Araber in so erstaunlich kurzer Zeit ihrer Herrschaft unterworfen haben, ist angesichts der so ungewöhnlichen Verbreitung der arabischen Sprache nicht glaublich. Glänzende und für die Kultur fruchtbringende Seiten der früheren mohammedanischen Entwickelung führen allerdings auf persische Einflüsse zurück. In der geistigen Regsamkeit der Abassiden zeigen sich diese Spuren: „in Mamun schlug ohne Zweifel eine Ader persischer Geistesfreiheit" (Ranke). Indien brachte buddhistische Ideen zu. Ähnlich ist der Islam in Kleinasien türkisch und griechisch gefärbt und hat in Ägypten andere Elemente als in Marokko. Die Mauren, die einst in Spanien und in Nordafrika bis nach Ägypten hin saßen, unterscheiden sich in Kunst, ritterlichem Sinn, Industrie wesentlich von dem Geistesvermögen und der Geistesrichtung der Asiaten. Dieser Gegensatz ist früh erkannt worden. Die islamitische Welt war in ihrer Blütezeit Zeuge eines großen Streites um geistige Superiorität zwischen den zwei Hauptabteilungen der Maghrebin (Westländer) und Maschrikin (Morgenländer). Das Ergebnis war die Anerkennung der Morgenländer in der Rhetorik und Poesie, der Westländer in Kunst und Wissenschaft. Diese blieben freilich stets ein räumlich und zum Teil auch zeitlich beschränkter Sproß an dem alten großen Baume des orientalischen Glaubens und Wesens.

Der reine Monotheismus ist für die Menschheit im allgemeinen zu abstrakt, und die Orientalen sollten ihn von trübenden Zuthaten freihalten? Der Islam entwickelte die Einflüsse der schon bestehenden monotheistischen Religionen rasch und einseitig und im bewußten Gegensatz zu dem damaligen politischen Horte des Christentums, dem oströmischen Kaiserreich. Mohammed

hat die Heiligen des christlichen Himmels verdammt und mehr noch die Dreieinigkeit, die ihm, der scharfe Gegensätze und keine Versöhnung brauchte, als die reine Vielgötterei erschien. Aber seine nächsten Freunde und Verwandten bilden nun mit zahllosen entfernten Wunderthätern ein ganzes Paradies voll Heiligen, die leidenschaftlicher verehrt werden als die der Christen. Zu Tausenden sind über das islamitische Gebiet die wunderthätigen Gräber zerstreut und jene Kapellen, wo arabische Marabuts unter ihrem mit grünen Vorhängen verdeckten Bett in der Kubbah begraben sind. Solche Heilige sind Schutzpatrone von Ländern, Städten und Berufsklassen wie bei uns. Jede Körperschaft in islamitischen Landen hat ihren Patron, der mythisch mit ihren Arbeiten in Verbindung gebracht wird. In abgelegenen Gegenden, wie auf dem Wege von Semipalatinsk nach Sergiopel, erfreut nichts das Auge mehr als die edlen, künstlerischen Formen tatarischer Grabmäler. Hügel sind von den Kapellen gekrönt, wo die Leiber heiliger Männer ruhen, und auch für Moscheen sucht man gern erhöhte Lagen. Die Spaltungen, die die verschiedenen Anschauungen über die Rolle der Nachfolger Mohammeds im Islam hervorgerufen haben, sind bekannt.

Der reformatorische Geist des ältesten Islam bekämpft Götzen- und Sterndienst, Schaustellungen in Tempelaufzügen, die an den Astartedienst erinnern, Mädchenmord und dergleichen. Aber Spuren des alten Sterndienstes sind nie ganz verwischt worden. Die Mondverehrung der Ostjordanstämme ist ein Rest davon. Die weitgetriebene Gräberverehrung, bei der ein Stamm nicht bei den Denkmälern seiner Vorfahren stehen bleibt, sondern auch die Grabsteine anderer mit Küssen bedeckt und ausruft: „Verzeiht, ihr Gesegneten!“ erinnert an den Ahnenkultus und den Steindienst, der sich in der Verehrung des schwarzen Steines der Kaaba sogar im Mittelpunkt des Islam behaupten konnte. Als Lepsius den Serbal im Peträischen Arabien bestieg, fand er, daß die Beduinen kleine Feldsteine zu einer kreisförmigen Einfassung zusammengelegt hatten, der sie sich mit religiöser Ehrfurcht nähern, in denen sie ihr Gebet verrichten und Schafe als Dankopfer schlachten. Angebliche Fußspuren in Stein veranlassen Steinverehrung. Mohammed wollte in Damaskus absteigen und betrat schon mit einem Fuß den Boden, als der Engel Gabriel ihm mitteilte, daß, wenn er im irdischen Paradies einkehre, er auf das jenseitige verzichten müsse. Schnell bestieg der Prophet sein Roß; aber da, wo er den felsigen Boden berührte, ist seine Fußspur noch heute nahe dem Thore der Straße nach Hauran sichtbar. Zu den Vorteilen, die der Mahdi durch seinen Aufenthalt am Fuß des Dschebel Gedir gewann, gehörte der Einfluß des heiligen Steines, den die Tagalla dort zu besitzen vorgaben. Die Araber wähnen, daß die Seelen Gestorbener in grünen Vögeln fortleben, in ihrer Sage erreicht der Adler ein sehr hohes Alter, und auf den Portalen ihrer Grabkammern krönt ein Vogel den Giebel. Dem Gespensterglauben niedrigerer Religionen kommt kein Eingottglaube so entgegen wie der Islam, dessen Dschin selbst in fernen Gegenden, wo diese Religion nur schwach vertreten ist, bekannt sind, ebenso wie der Satan (Scheitan) vom Islam über die Erde hin getragen worden ist.

Bei Tataren und Kirgisen hat der Mollah eine ganze Reihe von abergläubischen Gebräuchen vom Schamanen übernommen, die an die Heilighaltung des Feuers, an den Schwur über Wasser, das die Schwörenden trinken, und anderes anknüpfen. Auch die Leichenschmäuse am vierzigsten Tage nach dem Tode und am Jahrestag des Todes sind im Grund heidnisch.

Auch christliche Spuren sind im Islam erhalten, am meisten wohl in Nubien, wo sie aus einer älteren christlichen Schicht heraufragen. Bei den nubischen Bedja heißt der Samstag kleiner, der Sonntag großer Sabbat, und Weihnachten und Ostern kennen die Bedja so gut wie wir, obgleich sie doch kaum den Kalender lesen. Als die Tataren des Gouvernements Ufa noch Christen waren, verehrten sie doch schon mohammedanische Heilige; nun findet das Umgekehrte statt. Der Islam hat auch früh christliche Einflüsse erfahren, ist aber mehr die Fortbildung des alten

Judentums, der semitischeren der beiden damaligen Eingottreligionen. Vor allem ist Mohammeds Gott mit Jehovah am nächsten verwandt. Im offenen Kampfe gegen polytheistischen Götzendienst und im stilleren Gegensatz zu Juden- und Christentum ist der Islam herangewachsen. In der Zeit seines Aufwachsens hatte Mekka als große Handelsstadt Beziehungen nach allen Seiten, besonders aber mit dem oströmischen Christenreich, das damals auch Syrien und Ägypten umfaßte.

Bei den Erfolgen des Islam in Afrika ist eine tiefere Beziehung nicht zu übersehen zwischen präislamitischen, altarabischen und afrikanischen Religionsideen. Afrika ist gar kein fremder Boden für arabische Ideen, auch wenn sie im Gewande des Islam auftreten. Beschneidung, die verschiedensten Speiseverbote, Polygamie sind hier alteinheimisch. Der ganze volks- und abergläubische Untergrund des Islam ist jedem Neger bekannt oder verwandt. Wo Islam und ein nicht ganz neues Christentum wetteifern, wie in Senegambien, zeigt sich diese Überlegenheit. Hier widmen sich die Mohammedaner ähnlichen Arbeiten wie die Christen, aber die arabische Kultur hat sich dem Geschmack und den Bedürfnissen des Negers besser angepaßt. Dieser amalgamiert sich viel inniger mit arabischer Tracht und Sitte als mit europäischer, und äußerlich mit besserem Erfolg.

Die Verbreitungsgrenze des Islam in Afrika haben wir in der „Kulturkarte von Afrika“ bei S. 68 gezeichnet. In Asien kann man von der Indus-Oxuswasserscheide bis nach Konstantinopel in mohammedanischem Gebiet reisen. Östlich von hier aber findet sich der Islam nur noch in kleineren oder größeren Gruppen wieder. Hier sind es wesentlich Schiiten, die Badachschaner, die größere Zahl der Balti, die Darden von Astor und Gilgit und die Kaschmiri. Hier hat der Islam dem Buddhismus Boden abgewonnen. In Indien bilden 40 Millionen Mohammedaner, die einst in herrschender Stellung über dem Volke der Hindu standen, eine kleine Welt für sich: den politisch kräftigsten, vom einheitlichsten Geist beseelten, am meisten zu fürchtenden Völkerbestandteil des indobritischen Reiches. Nicht so leicht erstirbt die Erinnerung an die letzte Glanzzeit Indiens unter mohammedanischer Herrschaft im Indus- und Gangesthal.

Zu den fanatischsten Islamiten gehören die zivilisierteren Bewohner West- und Innerasiens. Trotz ihrer Liebenswürdigkeit sind die Perser den Christen gegenüber oftmals zugeknöpfter als die Araber, und mehr noch sind es die Afghanen. Persische Handelsleute sieht man auf den Radkasten eines Kaspi- oder Wolgadampfers ihre Gebete nach Mekka senden, und eigne Küchen sind ihnen dort vorbehalten, um ihnen christliche Tischgenossenschaft zu ersparen. Ihnen ahmen die Tataren nach, als ob die Nähe des Christentums kräftigend auf den Islam wirke, der in den letzten Jahren noch unter den Tataren und Tschuwaschen Proselyten zu Hunderten aus dem Christentum gewonnen hat. Durch ganz Turkistan und das asiatisch-europäische Grenzgebiet an der Wolga geht eine starke äußerliche Vertretung des mohammedanischen Kultus. Fast jedes Baschkirendorf besitzt seine kleine Moschee und seinen auffallend am Wege liegenden Begräbnisplatz, der, von einem Zaune oder von Bäumen umgeben, Gräber der einfachsten Art enthält; oft nur regelmäßig aufgesetzte Steinhaufen von Meterhöhe, oft auch Erdhügel, auf denen kleine hölzerne Pfähle stehen. Mehrere Moscheen, oft von chinesischen Spitzdächern gekrönt, gehören neben einer griechischen Kirche zu den monumentalen Bauten turkistanischer Städte und überragen natürlich alle anderen an Pracht, Größe und Alter. Der religiöse Fanatismus nimmt zeitweilig politische Formen an, dann schwingt er wieder nach seinem mystischen Ruhepunkt zurück. Der Geist Alis, des Bekehrers der Mittelasiaten, eines blutigen Apostels des neuen Glaubens, dessen Grab in dem Ort Mazara-Scherif (das heilige Grab) bei Balch ein Wallfahrtsort für alle Moslemin Mittelasiens ist, weht durch diese Gebiete bis heute. Hier und weiter bis an die Grenzen Chinas muß bei den Dsungaren, Dunganen, Tarantschen, Panthay und allen sonstigen mohammedanischen Gruppen des ferneren Innerasien der Gegensatz zum Buddhismus, vielfach auch dazu der nationale Gegensatz zwischen Türken- und Mongolentum glaubenstärkend wirken.

Der Islam hat seine **Priester** niederer und höherer Ordnung: bei einigen Völkern sind sie von geringerem Einfluß, so bei Persern und Turkmenen, bei anderen von größerem, so bei Ägyptern und Maghrebinern; die Pracht der Tempel an größeren Orten, die Gebete, Waschungen, Verneigungen, die Predigt, die Rufe der Muezzin bilden einen fesselnden Gottesdienst. Die Massengebete des Mahdi, wobei sich viele Tausende seiner Anhänger in Reihen stellten und ihm nachbeteten, waren von begeisternder Wirkung. In die Priester ist aber auch manches vom Schamanentum übergegangen, und dem Aberglauben dienen sie nicht minder als die Zauberärzte der Neger (s. Abbildung, S. 51, 53, und Band I, S. 51). Verrückte, blödsinnige oder sonst psychisch kranke Männer und Weiber werden von den Mohammedanern mit frommer Verehrung behandelt: Mohammed selbst war ekstatischen Zufällen unterworfen, in denen er Eingebungen empfing, die ihm als Offenbarungen des Höchsten galten. Das ist eine Beziehung, die tief zu den Naturreligionen hinabreicht. Als Amulette werden in ein Ledersäckchen eingenähte Haare eines großen Heiligen Kreißenden auf die Brust gelegt, oder es wird ihnen Wasser vom Brunnen Semsem zu trinken gegeben, oder Staub aus dem Tempel von Mekka auf ihr Haupt gestreut. Bei den mohammedanischen Djoloffen sind Ledertäschchen mit Koransprüchen, die sie einträchtig mit den Zauberhörnchen um den Hals hängen, ebenso allgemein wie bei den christlichen die Fetische, Grigri, die sie als Halsgehänge, Armbänder oder Fußringe, Koranverse, Haifisch- oder Schakalzähne, Knochen oder Holz in einer Metallkapsel auf der Brust tragen. Nicht nur Derwische und Kalandar von der Art jener, die in mittelasiatischen Städten den mitten in Frucht- und Obstgärten stehenden Kirchhof bewohnen, an dessen Grabmäler sie ihre einfachen Lehmhütten angebaut haben, reihen sich an die Klasse der Priester, sondern der Kreis der religiösen Verrichtungen schließt sogar die Schlangengauklerei ein. Sie führt zum Aufessen der ihrer Giftdrüsen beraubten Schlange von hintenher, wobei die Schlange den Körper des Gauklers mit Wunden bedeckt, bis dieser auch ihren Kopf zerkaut hat. Mag das die Ausartung einer weitverbreiteten Vorstellung sein (auch der Islam hat seinen Äskulap im Scheich Scheridi, der seine Wunder durch eine alle Krankheiten heilende Schlange verrichtet), so zeigt sich doch auch hier eine ausgesprochene Hinneigung zur materiellsten Ausgestaltung einer Idee.

Es fehlen dem Islam auch nicht Träger der Formen und Erhalter des Bestehenden, die mit leidenschaftlichen Neuerern und Verbesserern im Kampfe liegen. Den Prälaten und Pfründen- und Würdenträgern der Kirche ist ein begeisterter Mensch mit Reformideen so unbequem wie überall. Ihnen entgegentretend glauben derselben Sache begeisterte Asketen zu dienen, denen es öfters gelungen ist, das in Genüssen versunkene Volk für historische Momente zu elektrisieren. In Nordafrika hat seit einigen Jahrzehnten der Orden der **Senussi-Brüder** eine religiöse Reformation begonnen, die politische Konsequenzen gehabt hat. Er legte der Bevölkerung Opfer auf, gewann sie aber dennoch für sich, so daß sie ihm Frondienste verrichtete und er die richterliche Gewalt auf seiner Seite sah, wenn es galt, solche Dienste zu erzwingen. Gleich dem Jesuitenorden bemächtigten sich die Senussi der Schulen. Sie haben einen Krieg gegen die liebsten Genüsse der Bevölkerung eröffnet: so sehen sie das Kaffeetrinken mit ungünstigen Augen an, während die aus Marokko Stammenden den Thee als etwas Unverfängliches betrachten. Sogar das Tabakrauchen wollen sie nicht gestatten. Sie versagen den Frauen den Zutritt zu ihren Kultusstätten und wollen sie auch von den Jahrestagfesten der Heiligen ausschließen, was den Männern, für deren Beköstigung bei den religiösen Volksfesten die Frauen zu sorgen haben, wenig genehm ist. Als der Gründer der Senussia in Kairo predigen wollte, schleuderte der Scheich Hanik sein Anathema gegen ihn und ließ ihn einkerkern. Fakirdörfer gab es stets im Lande der Anachoreten, in Ägypten und Nubien. Darin wohnen nur **Fakire**, heilige Männer des Volkes, Priester, die keinen priesterlichen Auftrag haben; sie können lesen und schreiben, dulden keine Musik, keinen

Tanz, keine Feste unter sich und stehen deshalb im Ruf großer Heiligkeit. Der Scheich eines solchen Dorfes ist der größte Fakir der ganzen Umgegend. Jedermann glaubt an ihn als einen Propheten. Außerdem stehen zahlreiche Privatleute im Geruch der Heiligkeit. In den Jahrhunderten des Niederganges mohammedanischer Mächte hat sich auch in der Verteidigung dieses tiefe Eindringen der Religion in die Spalten und Fasern der Völker und die daraus hervorgehende Verbindung politischer und religiöser Motive bewährt, und in diesem innigen Zusammenwirken beider gaben die politischen oftmals Antrieb und Ausschlag. Der Mahdismus ist auf diesem Boden gewachsen. Der erste Mahdi war ein armer Derwisch aus dem kleinen Dorf Aba am Weißen Nil, seine Förderer waren Fakire und Bürger, die das Ansehen und den Einfluß der Heiligen hatten. Die Franzosen behaupten, in jedem algerischen Araberaufstand seit 1830 hätten sie die Hand der geheimen Genossenschaften dieser politischen Verschwörer im religiösen Gewand gefühlt.



Fakir, vom Stamme der Schukurieh. (Nach Aufnahme von Richard Buchta.)

Epidemieartig ist das Auftreten politischer Bewegungen dieser Orientalen; es liegt etwas Positives darin. In ihren politischen Hoffnungen und Entwürfen sind besonders die Araber von einer hohen Gemeinsamkeit der Ideale getragen, die den Mangel der praktischen Einheit ersetzt. Der Besitz der gemeinsamen Wallfahrtsorte, besonders Mekkas, das dem religiösen Bewußtsein einen räumlichen Mittelpunkt schafft, wie ihn Jerusalem und Rom so wirksam nie gebildet haben, ist dabei von großer Bedeutung. Mekka wird alljährlich von Tausenden von Pilgern besucht, von denen die aus der größten Ferne kommenden ihre Heimat oft erst nach Jahren erreichen. Wie viele „Hadschis“, die die Herrlichkeit des Islam in seinen heiligen Stätten gesehen haben, ziehen zu Tausenden als Verkünder in die weite Welt hinaus! Sie erfahren praktisch den Einfluß eines Glaubens, der Menschen vom Niger und von Celebes, von Thrakien und Indien zusammenführt und etwas tief Gemeinsames gibt; dies erprobt zu haben, bedeutet mehr als jene fünf Dinge (die fromme Absicht, die Anwesenheit auf dem Berge Arafa, die Pilgertracht, die sieben Umgänge um das Bit Allah [Haus Gottes], der Gang zwischen den beiden Hügeln Stafa und Marua), die den Moslem zum Hadschi machen. Die Wallfahrt nach Medina ist zwar eine fromme, nicht aber zur Seligkeit notwendige Handlung. **Der Islam ist eine praktische Religion.** Nach Ursprung und Entwickelung ist er auf die Propaganda zugeschnitten und daher auch gerade darin erfolgreich.

Eine rege Missions- und Agitationsthätigkeit trägt den Islam in Afrika und Asien immer weiter. Livingstone konnte noch in seinem letzten Tagebuch erklären: die Mohammedaner Zentralafrikas lehren zwar ihre Kinder den Koran lesen, aber nur diese thun es, und er ist nie übersetzt worden. Manche Dienende nehmen mohammedanische Speisegebräuche an, bringen aber keine Gebete dar; wenn sie auch die Beschneidung erdulden, um sich geeignet zu machen, für ihren Herrn Tiere zu schlachten. Das hat sich nun wesentlich geändert. Wandernde Priester, Bettelmönche, Derwische sind eine alte Institution des Islam. Indem sie, aus den hohen Schulen entlassen — ein gebildetes Proletariat, das oft dem Gaunertum nahe verwandt ist —, die mohammedanische Welt durchziehen, tragen sie die gewonnenen Ideen in die Ferne. Aus dem Mittelpunkt Mekkas ziehen Moscheenpriester durch Indien und Afrika, um Gaben für die Heiligtümer zu sammeln, mit Amuletten zu handeln, Proselyten zu machen, zu kundschaften und zu spähen, Kenner der Technik der Verschwörungen, die mit ihren Geheimbünden ganze Reiche unterminiert haben. Die Stellung dieser Gottesmänner in der mohammedanischen Gesellschaft schwankt zwischen willig getragener Verachtung und religiös erzwungener Ehrfurcht. Man scheint sie öfters für überflüssig und lästig zu halten, wagt sie aber doch nicht ganz beiseite zu setzen. Bei Völkern, getränkt von Fanatismus, wie die Wüstenaraber, sind diese sonderbaren Heiligen unentbehrlich, wenn auch ihr Islam gröber und ihr theologisches Wissen geringer ist als das eines zeltbewohnenden Scheichs.

In der neuen Religion entwickelten sich zwischen Ostrom und Persien rasch politische Tendenzen, und als Arabien Menschen über Menschen in die Welt sandte, die alle unter dem Halbmonde zu siegen wußten, trug der Glaube die ganze arabische Kultur weit über die Grenzen der Halbinsel hinaus, und es entstand, um ein Wort A. v. Kremers zu wiederholen, die „Zivilisation, in der das religiöse Gefühl alles beherrscht“. Die Bekenner des Islam fühlten die Überlegenheit dieser Kultur, auch wo sie materiell tief unter mancher stand, über die sie sich herrschend durch die siegreiche Kraft des Glaubens und des Schwertes erhob. Jahrhunderte hindurch kannten Afrika und ein großer Teil von Asien keine stärkeren Mächte als die islamitischen Staaten. Jene begnügten sich nicht, den Islam zu bekennen, sondern wollten wahre Araber sein. Sie trugen sich wie sie und führten ihre Waffen. Bis auf den heutigen Tag wollen selbst die herrschenden Stämme der afrikanischen Wüste und des Sudan ihre Abkunft von den Bewohnern Mekkas oder Yemens herleiten, selbst die des fernen Baghirmi. Sogar die Kabardiner halten sich für Nachkommen der Araber. In Afrika liegt hier nicht immer bloß Einbildung vor. Ibn Batuta gibt an, daß gewisse arabische Stämme Mauretaniens, unter anderen die Sanhâdjad, aus dem südlichen Arabien stammen und der Gruppe der Himjariten angehören, die er sogar in Tracht und Hüttenbau mit den Bewohnern von Maghreb vergleicht. Reine Äußerlichkeiten machen aus den Bekennern des Islam eine große Brüderschaft, die sich überall wiedererkennt. Die Sandelholz-Rosenkränze der Mekkafahrer, der ganze Formelkram der Gebete und Opfer, der Pilgerfahrten und Kirchenfeste, die Turbane verschiedener Farben, die weiten, faltigen Kleider, in engeren Gebieten kleine Kennzeichen, wie der maghrebinische Burnus oder selbst der blaue Streif des Umhängetuches der mohammedanischen Abessinier, auf höherer Stufe die Gemeinsamkeit der Sprache, wenigstens in gewissen Formeln, die wie Erkennungszeichen wirken, tragen zum Gefühl der Solidarität bei, dessen der politisch vielzersplitterte Osten so bedürftig ist, wie das mittelalterliche Europa Roms bedurfte. „Der Stolz, den jedes islamitische Volk hat, ist ein Kind der Einheit, der Zusammengehörigkeit. Die Mohammedaner haben einen religiösen Patriotismus, der über Freund und Familie geht.“ (Munzinger.) Daß zahllose kleine Herkommen und Unterscheidungen das ganze Leben einhegen, gehört zum Lebensbehagen des Moslem. Gerade darin findet er am leichtesten den Unterschied von den Nichtgläubigen. Das einzige Mal, daß Vambéry Gefahr lief, in seiner Verkleidung als bettelnder Priester erkannt zu werden, war, als sich ein Mitbeter wunderte,

daß die Haare an seinen Armen weder vorwärts noch rückwärts gelegt waren, wie bei den Sunniten und Schiiten, die bei den Waschungen die Arme entweder vom Ellbogen zum Knöchel oder vom Knöchel zum Ellbogen waschen. **Burckhardt** lief Gefahr, als Europäer entdeckt zu werden, als er unter Beduinen einen Schluck Wasser als Mundwaschung nach dem Kaffee nahm statt vorher.

Die Araber als Volk sind nie zu der Ruhe selbständiger Verarbeitung des von auswärts ihnen Zugeflossenen gekommen. Ihre Thätigkeit erfüllte sich in der Eroberung und Ausbreitung. Wenn auch die Expansivkraft des Volkes in den ersten hundert Jahren nach Mohammed gewaltig nach allen Richtungen wirkte, und wenn es auch mit morgen- wie abendländischer Zivilisation in Berührung geriet, brachte es doch bei der geringen Dauer der Reibung wenig oder gar nichts nach Hause zurück. Dem Leben der Stämme war eine Zeitlang ein neuer Inhalt gegeben, seine Kräfte hatte es durch Vereinigung ins Ungeheure wachsen sehen, gewisse Zweige der Litteratur waren zur Blüte gebracht, Talente verschiedenster Art belebt und gefördert worden. Aber die Aufgabe wurde bald zu groß für die wahren, innigen Anhänger Mohammeds, die Ismaeliten, die tapferen, der sedentären Kultur ungewohnten Kinder der Wüste. Sie haben die Größe des Islam gegründet, aber auch zu seinem Rückschritt beigetragen. Wo sie ansässig wurden, versanken sie bald in Trägheit oder unterlagen der Kultur, die sie mit den Waffen, nicht mit dem Geiste besiegt hatten. **Der Islam trieb seine schönsten Blüten in nichtarabischen Ländern.** Es ist notwendig, den Araber von dem in das Gewand der arabischen Kultur gehüllten Nubier, Ägypter, Mauretanier zu trennen. Aber die Trennung ist nicht überall durchzuführen. In Ägypten, dessen



Der Kadi von Chartum. (Nach Photographie von Richard Buchta.) Vgl. Text, S. 401 und 418.

Geschichte etwas besser bekannt ist als die anderer Teile von Nordafrika, bezeichnet man als Araber die Bewohner, die sich nachweislich erst später im Nilthal niedergelassen und mit gewissen Gerechtsamen Dörfer gegründet haben. Sie unterscheiden sich durch freie Abkunft und männlicheren Charakter sehr bestimmt von den Fellachen, den durch die jahrtausendlange Knechtschaft herabgekommenen ursprünglichen Landbauern. Beduine heißt nur der noch immer freie Sohn der Wüste, der übrigens auch die Küstengebiete durchschwärmt.

Die **Sprache** kommt diesen Unterscheidungen zu Hilfe. Der maghrebinische Dialekt Nordwestafrikas zeigt Abweichungen vom reinen Arabischen vorzüglich darin, daß sich der Araber Marokkos zahlreiche berberische und romanische Ausdrücke zu eigen gemacht, sogar Konstruktionen aus diesen Sprachen herübergenommen hat. Dies ist indessen nur ein Rest der fremden Beimengungen, die sie auf spanischem Boden enthielt, wo mit den wirklichen Arabern die spanischen „Mauren" kaum noch anderes als die Sprache gemein hatten; und auch diese artete im Munde der Andalusier in einen Vulgärdialekt aus. Der eigentliche Araber versteht unter Maghrebia heute Marokkaner, Algerier und Tunesier. Unter den übrigen Arabern kennt man sie schon am Burnus. Als lebendiger Rest der Herrschaft des Islam in einem großen Teil des Mittelmeerbeckens ist nur das Maltesische zu nennen, jene Korruption des Arabischen, die sich während der sarazenischen Herrschaft auf der Insel festgesetzt hat. Heute wird dieses Arabisch mit eingemengten italienischen, deutschen und provenzalischen Elementen dort vorwiegend nur auf dem flachen Lande gesprochen, während in den maltesischen Städten das Italienische unbedingt vorherrscht. Mit seiner Menge fremder Elemente ähnelt das Maltesische nur den Sprachen Abessiniens und dem ausgestorbenen „Mosarab" Südspaniens.

Der Islam kennt kein weltliches **Recht**. Der Priester ist im Grunde auch Richter (s. Abbildung, S. 417), ebenso wie die Moschee Asylstätte ist. Von alter Zeit her leben in Arabien alte Rechtsgebräuche, Feuerproben und ähnliches. Von diesen grausamen Satzungen ist manches in den Koran übergegangen. Aber der Koran bleibt nicht zur Seite, sondern will über jeder Staatsräson stehen. Jeder islamitische Staat ist im Wesen theokratisch. Außerdem erkennt man in ihm, daß seine Schicksale im ersten Jahrhundert eine große Kriegerkaste trug, die kein Einzeleigentum kannte, sondern das Eroberte unter alle Kämpfer und Gläubigen verteilte. Der sozialistische Zug, der die Unterlassung alles Zinsnehmens von Darlehen gebot, hat natürlich nicht durchdringen können, am wenigsten bei so handelsthätigen Völkern wie Mauren oder Persern (ein persischer Spruch sagt: „Ohne Handel kein Vermögen"), lebt aber in vielen Einzelnen.

Allah ist wie Jehovah ein zorniger Gott. Seitdem Mohammed die Eingebung empfing, daß auch der Krieg dazu dienen dürfe, den wahren Glauben zu verbreiten, hat er seinen Auserwählten gestattet, ihm auch durch Zorn, Wut, Grausamkeit zu dienen. Der Grundzug einer eigentümlichen Morallehre ist damit gegeben. Nur einzelne üble Triebe unterdrücke der Mensch, andere mag er wuchern lassen. Der Fatalismus möchte glauben lassen, daß die Stern- und Zeichendeuterei im arabischen Aberglauben aus chaldäischer Zeit herüberwirke und -wuchere. Schwer stellt man sich vor, wie durch ihn die anscheinend freiesten Willensäußerungen mit lähmenden Fesseln belastet und schöne Blüten des Gemütes getötet werden. Als Religion des Kampfes und der zwangsweisen Bekehrungen hat der Islam nicht die höchsten Ideale vorgehalten, dafür aber der Nation das Erbteil der rauhen Kraft hinterlassen, die ein wichtiges Element in der Verbreitung und teilweise auch der inneren Stärkung dieser Religion geworden ist. Alle Weltreligionen sind durch die Bluttaufe gegangen, aber nur diese ist aus ihr hervorgegangen. **Feldzügen fanatisierter Massen** kommen die nomadischen Neigungen, die Unfestigkeit aller Lebensverhältnisse entgegen, und sie haben sich immer wiederholt. Der Aufstand des Mahdi gegen die Ägypter und Europäer in Nubien ist nicht so ungewöhnlich, wie viele meinten. Ende 1856

betrat der Fula Ibrahim Scherif ed-Din, aus den Nigerländern kommend, auf seinem Wege nach Mekka das Gebiet von Bornu mit dem Rufe eines heiligen Mannes und mit einer großen Menge Volkes, das ihn im Besitz übernatürlicher Kräfte glaubte. Nie bestieg er ein Reittier, trug nur Sandalen und ging ärmlich gekleidet. Indem er sich langsam vorwärts bewegte, um den Familien Zeit zu lassen, sich aus ihrem Stamme zu lösen und sich ihm anzuschließen, schwoll die Zahl seiner Begleiter immer stärker an. Aus dem Fakir wurde unmerklich eine politische Macht, ebenso gefährlich durch den Fanatismus wie den mobilen Charakter seiner Schar, die ebensowohl eine Armee wie ein Pilgerzug war. Den Kern dieser Glaubensarmee bildeten mit Bogen und Pfeilen bewaffnete Fulbe aus dem Westen, die den Fakir wie eine Leibgarde umgaben.

---

6. Das äußere Leben im arabisch-afrikanischen Nomadengebiete.

„Das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Menschengeschichte bleibt der Konflikt des Unglaubens und Glaubens.“ Goethe.

Inhalt: Tracht. Schmuck. Bewaffnung. — Wohnstätten. Viehzucht und Nomadismus. Arabischer Ursprung ostafrikanischer Haustiere. Südarabischer und nubischer Ackerbau. Nahrung. — Gewerbe. Handwerkerkasten in Südarabien. Nubische Industrien. Araber als Schiffahrer und Kaufleute. Der nubische Handel. Die Seribenwirtschaft. — Charakter und Geistesanlagen. Die Schranken. Arabische Kunst. — Stellung der Frau. Die Familie. Vielweiberei. — Stamm und Staat. Politischer Rückgang.

Die Tracht des nomadischen Arabers ist so einfach und passend, daß sie seit langem so ist und so gewesen sein muß. Bei Mittel- und Nordarabern hat äußerste Einfachheit des Gewandes nie den Wert des Mannes erniedrigt. Mohammed und sein Nachfolger Omar verschmähten jeden Schmuck, und jenen sah man seine Sandalen eigenhändig flicken. Das lange weiße Hemd wird durch einen rohen Ledergürtel zusammengehalten, dazu kommt der braune oder weiß und schwarz gestreifte Mantel, zu dem im kühleren Norden (schon im Jordanland) zur Winterszeit eine außen rot gefärbte Schaffelljacke kommt, der weiße oder bunte Turban aus Baumwolle oder Seide, etwa eine Quadratelle groß mit Fransen an zwei Kanten. Ihn hält ein schwarzer Strick aus Haaren, der zweimal um Stirn und Kopf gewunden wird und hinten fast im Genick liegt. Diese Kopfbedeckung ist außerordentlich bequem und praktisch; der Strick um die Schläfe schützt vor Sonnenstich, und die Enden des Tuches können zum Schutze der Augen über das Gesicht gezogen werden. Bei den Nubiern reduziert sich die Kleidung auf die baumwollene Toga. Die Sandale, deren Riemen zwischen der großen und zweiten Zehe durchgezogen wird, ist aus einem einzigen Stück Leder geschnitten. Noch einfacher ist die Tracht der Frauen, die in weitem, langem blauen Hemde einhergehen, dessen 2 m lange Ärmel als Kopftuch und Oberkleid dienen. Reichere tragen ein mantelartiges Oberkleid darüber. Ein Tuch bedeckt den unteren Teil des Gesichts und läßt nur Nase und Augen frei. Die Tracht der arabischen Städtebewohner und der Ackerbauer Südarabiens besteht bei den Männern aus einem blauen Hemde mit langen, weiten Ärmeln, deren Enden rückwärts am Nacken zusammengebunden werden, so daß die Arme frei sind, einem weißen Schurz und einer blauen Kopfbinde, um die eine gelbe Schnur gewickelt wird. Die Frauen tragen bunt gestreifte Hosen und Hemden und eine Art Haube, aus einem Kopftuch gebunden, worüber sie wohl noch einen breitrandigen Strohhut setzen, und gehen unverschleiert. Gegen die heiße Küste zu reduziert sich die Kleidung der Männer auf die Schürze, zu der bei Reichen eine an Malayentracht erinnernde enge Jacke kommt. Hier sieht man dann oft die selbst bei den Arabern von Tunis verbreitete Tättowierung.

Männer tragen gern ein mit starken Riechstoffen, vorzüglich Krokodilmoschus, gefülltes Bockshörnchen zusammen mit einem eisernen Zängelchen zum Splitterziehen und einem Täschchen mit Koransprüchen am linken Oberarm; bei den Weibern kommen Ohren- und Nasenringe aus Silber, selten auch aus Gold, Arm- und Fußspangen aus Silber, öfters sogar Glöckchen und Korallen an den Enden der Haarzöpfchen hinzu (s. untenstehende Abbild.). Silberne Fingerringe mit Karneolstein, eine Schnur mit Karneolstücken um die Weichen, endlich Glas- oder selbst Bernsteinketten um den Hals zeigen, daß die Nubier zu den schmuckreichsten Völkern Afrikas gehören. Wertschätzung bestimmter Edelsteine, wie des in länglicher Stäbchenform geschliffenen schwarzen, weißstreifigen Achats, den die Nubier mit Vorliebe am Halse tragen, erinnert an Altägyptisches.



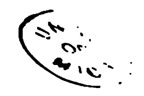
Eine Tänzerin in Chartum, abessinischen Ursprungs? (Nach Aufnahme von Richard Buchta.) Vgl. Text, S. 401.

Als **Haartracht** kommen bei den Beduinen beiderseits herabhängende Schläfenlocken oder Schläfenflechten vor. Nubische Männer tragen die Haare in abstehender Mähne. Es gehört zu ihrer vollständigen Toilette, das reiche Haar aufzukämmen, das mit eigens zubereiteter feinflockiger Butter überstreut wird, die schmelzend das ganze Haar mit unzähligen Tauperlen übersät und auf Nacken und Schultern träufelnd über die dunkelbraune Haut einen Schimmer verbreitet, der die wohlgebauten Gestalten wie antike Bronzestatuen erscheinen läßt. Außerdem gehört zum Kopfputz bei den Männern eine lange Nadel, Stachelschweinstachel oder Holzstäbchen zum Kratzen und zum Schlichten (s. Abb., Bd. I, S. 663, und die Tafel bei S. 402). Die Frauen flechten ihre Haare in dünne Zöpfchen. Hand, Fuß, Gesicht und Brust sind bei Weibern, die Hand allein ist beim Manne tättowiert. Schwarzfärbung der Augenränder, Blaufärben der Unterlippen, Ockerrotschminken der Wangen kommt den Weibern zu. Die Salbung des Körpers mit Fett ist bei Arabern und Nubiern allgemein üblich, Dunkelfärben der Augenlider mit Bleiglanz oder Antimon (s. Abbild., S. 490) weitverbreitet, die „Augenschminke“ findet man in fast jedem Bazar: schon unter den Grabmitgaben der Ägypter kommt sie vor.

Der Araber ist **bewaffnet** mit dem kurzen, geraden Schwert oder Dolch, dem Speer und der langen, mit Messing beschlagenen Steinschloßflinte, zu der das Pulver in einem am Gürtel befestigten Widderhorn getragen wird. Hauptwaffe ist der bis heute im Inneren Arabiens nicht von der Luntenflinte verdrängte Speer; und der arme zu Fuß gehende Beduine trägt einen größeren Speer als Stab, einen kleineren als Waffe. Der Bogen ist infolge der Einführung von Feuerwaffen zurückgegangen, Helm und Panzerrock sind dagegen bei den Stämmen des Inneren und in Nubien noch im Gebrauch. Dem Araber sind die Waffen zugleich Schmuck und Standeszeichen. Die fremden Kaufleute und andere „Nichtadlige“ dürfen es in Janbo nicht wagen, ohne beschimpft zu werden, den Dolch der Beduinen zu führen; sie sind daher mit einem Prügel bewaffnet. Unsere Sammler kennen und schätzen die arabischen Schmuck- und Prunkwaffen, die persischen und indischen Einfluß nicht verkennen lassen. In Südarabien ist Silberbeschlag bis zu hoher Kostbarkeit im Gebrauch. Nimmt sich doch nichts besser auf dem schwarzen Körper aus als die silbernen Waffenzierate. Nubische Männer gehen kaum je ohne Waffen. Ein Bild, wie **Lepsius** es aus der Wüste von Korosko zeichnet, stellt sie leibhaftig vor Augen: „Die Führer gingen vor uns her, einfache Gewänder um ihre Schultern und Hüften geworfen, in der Hand einen oder zwei Speere von festem, leichtem Holze, mit eisernen Spitzen und Schaftenden

Nubische Waffen.

(Hagenbecks Sammlung, Hamburg.)





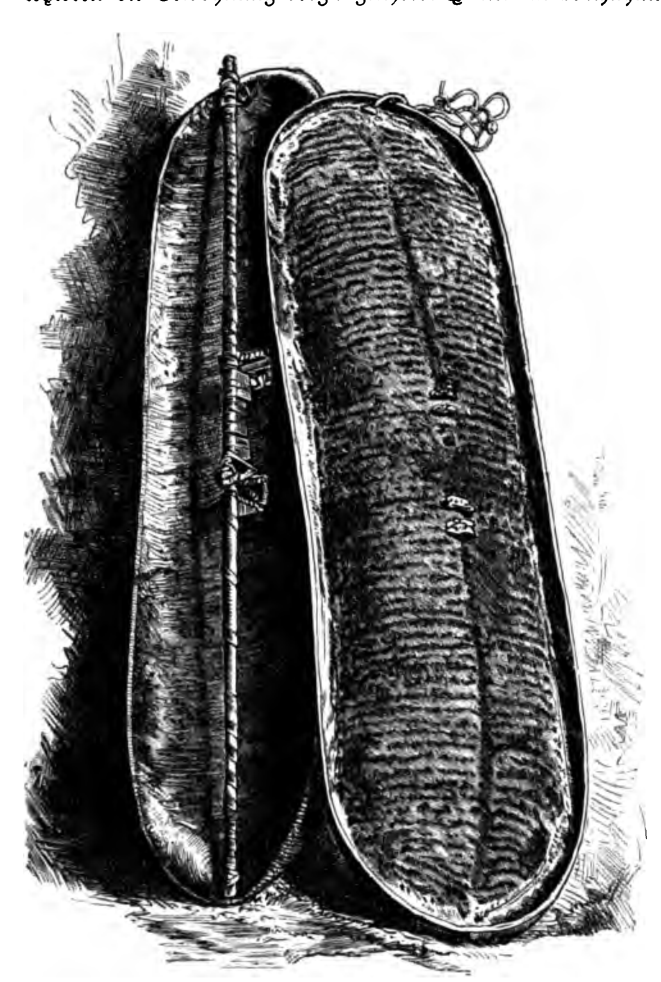
versehen, den nackten Rücken bedeckte ein runder oder leicht ausgeschnittener Schild aus Giraffenfell mit einem weit hervorstehenden Nabel" (s. die beigeheftete Tafel „Nubische Waffen"). Das lange, gerade Ritterschwert, meist Solinger Klinge (s. Abb., S. 427; eine besonders gute damaszierte Klinge, Frengi[1], die auf die Sarazenen zurückgeführt wird, ist selten geworden), tragen sie in



Maurisch-arabische Waffentrophäe. (Ethnographisches Museum, München.)

roter Lederscheide an kurzem Riemen über der Schulter, oder am Arme, oder auch, da es zum Umgürten zu lang, samt der Scheide einfach in der Hand. In den selbständigen Reichen, die in Nubien bis zur Unterwerfung unter den Pascha von Ägypten bestanden, gab es Truppen, die, wie im Zentralsudan, mit Panzerhemd und Schienen ausgerüstet waren (s. Abbildungen, S. 422, 497 und 505). Auf der Jagd werden Wurfhölzer (s. Abbild., S. 483 und 502) benutzt.

Die Wohnstätten sind abhängig von der Lebensweise. Wo arme Nomaden flüchtig hausen, bewohnen sie aus leichtem Material (Reisig, Stroh) mühelos errichtete Zelthütten, wie sie die flüchtigen Bewohner der Euphratniederungen in einfachster Form aus lebenden Tamariskenzweigen bauen, worüber ein Stück Zelttuch gebreitet wird, oder eigentliche Zelte, während die Ansässigen festere Wohnplätze aus Lehmziegeln mit Holzgerüste errichten. Jedoch hat auch bei letzteren die Bewohnung vergänglicherer Hütten in Nachahmung der Nomaden und infolge der Zerstörung der Lehmhütten bei feindlichen Einfällen, der Sitte, einmal verlassene Hütten nicht mehr zu beziehen, der Aussaugung des Bodens und der Termitenplage überhandgenommen. So begegnet man zahlreichen Ruinen von einst festeren Behausungen an Stellen, wo heute nur Stroh- und Reisighütten bewohnt werden. Unter den vergänglicheren Hüttenformen der Hirten sind in Nubien am verbreitetsten die sogenannten Schokaben, Hütten, die wie Zelte abgeschlagen und auf Kamele geladen werden können. Ihre Wände bestehen aus feinen Ruten, die nach Art einer Matte geflochten sind und zusammengerollt werden können. Diese Matten sind an einigen Pflöcken befestigt, und auf ein paar quer gelegten Stangen wird ein schwarzes Dach von Ziegenhaarzeug angebracht. Während der trocknen Jahreszeit wandern diese Hüttenzelte von den Anhöhen in die Nähe des Nils an bewaldete Stellen. Eine jede Gruppe führt den Namen nach dem Scheich, ihrem Richter und Vorstand. Weiter im Süden werden die Hütten mit Dumpalmblättern gebaut; das Barkaland liefert diese Blätter für ein weites Gebiet. Wo in Sennaar und Kordofan ständige Bewohnung eintritt, sind spitzige Strohhütten, Tukele, die eigentliche Landesbauart; so fast ausschließlich nach Süden hin. Bei den Berta erhebt sich auf kreisförmiger Plattform aus Bruchsteinen, die bis zu 10 m Durchmesser hat, der turmförmige Vorratsraum, und zwischen ihm und der Umfassungsmauer liegt der Wohnraum. In neuen Städten, wie Chartum, wurden alle Häuser aus ungebrannten Erdziegeln erbaut, El Obeïd dagegen war großenteils im „Negerstil" gebaut. Heute schon liegen beide in Trümmern. Der Khalif hat nicht bloß Chartum zerstört, um in Omdurman eine neue Hauptstadt des neuen mahdistischen Reiches zu gründen, auch

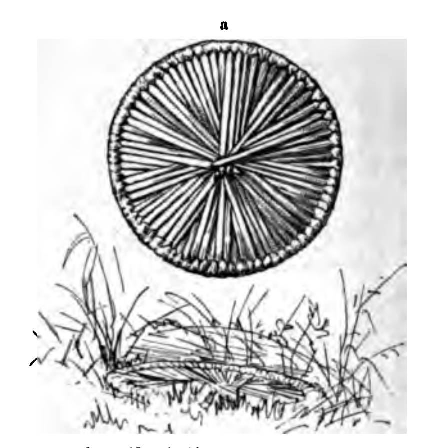


Schilde der Nuba aus Kordofan. (Städtisches Museum, Frankfurt a. M.) 1/8 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 421.

ein neues Berber ist neben dem alten verlassenen entstanden; und eine ganze Anzahl kleinerer nubischer Orte ist zerstört, wenige neu aufgebaut.

Arabien ist das Land der Ruinen. Das Klima, der Steinbau, das Schutzbedürfnis, die Zerstörungslust ungezählter Fehden haben das Land mit Trümmern von Burgen und Mauern übersäet, und heute wohnt in Südarabien ein nicht geringer Teil der Bevölkerung in den Trümmern der Vorfahren. Denn kaum ist eine Höhe ohne Reste früherer Bauten; die einzeln oder in Gruppen stehenden Häuser in Jemen gleichen noch immer mehr Burgen als gewöhnlichen Wohnstätten: In den früheren unruhigen Zeiten, wo fast jede Familie auf ihren eignen Schutz angewiesen war, suchte man sich durch ein festungsartiges Wohnhaus auf steilem Fels Sicherheit zu verschaffen. Ganze Orte, wie Hadië, der Hauptort des Djebel Rema, bestehen aus zerstreut auf den Abhängen liegenden Häusern. Nur die Märkte, die man alle paar Meilen trifft, eine Doppelreihe kleiner Läden, in denen die Kaufleute der Umgegend an Markttagen ihre Waren preisbieten, die aber sonst verödet sind, liegen am Wege. Der Unterbau der Häuser pflegt aus Bruchsteinen zu bestehen, der Oberbau aus einem groben Mörtel. Arabische Städte sind in der Regel eng zusammengebaut, an Berghängen kühn hinauf, die Häuser, um den Raum innerhalb vieltürmiger Mauern auszunutzen, sechs- bis siebenstöckig. Unregelmäßige Erker und Türmchen, oft hübsch aus Holz geschnitzt oder aus Rohr geflochten, geben den Straßen ein überaus pittoreskes Aussehen. Statt des teuern Fensterglases wird ein stark durchscheinender, dünn gespaltener Alabaster benutzt. Mit Blumen schmückt man die Fenster. Die schmalen Straßen sind mit Gewölben oder auch nur einfach mit Brettern, Matten oder Segeltuch überdeckt, deshalb dunkel, aber auch im Sommer kühl; in der Mitte ist eine Rinne, worin die Lasttiere laufen, und zu beiden Seiten zwei kleine Bürgersteige. Stellenweise lagern wahre Berge von Unrat. Die Lieblingsstellungen des Orientalen, das Hocken, Kauern und Liegen, machen Tische und Stühle auch dem Wohlhabenden entbehrlich; den Diwan findet man sogar in Algerien nur in den europäischen Häusern. Schemelhohe, meist achteckige Tischchen dienen zum Servieren des Kaffees. Die Stelle von Schränken und Laden nehmen rot angestrichene und mit Goldarabesken bemalte Koffer ein. Auf den Thon- oder Gipsböden orientalischer Häuser sind Matten im Sommer, Teppiche im Winter viel notwendiger als bei uns. Sie ersetzen gleichsam den Fußboden. Sie zu legen und reinzuhalten war einst in Persien das Geschäft der Ferraschen (Fersch, der Teppich).

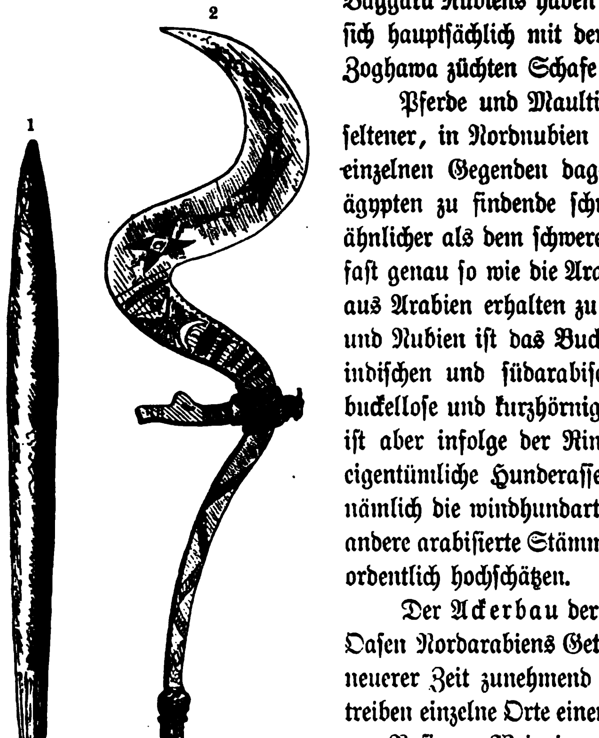
a



Eine Gazellenfalle aus dem Atbaragebiete. a) Oberansicht. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/7 wirkl. Größe. S. Abb., S. 240 unten.

Büffel sind zahlreich in sumpfigen, gebüschreichen Niederungen; in Mesopotamien z. B. besitzen die Afuddli-Araber keine Schafe, wenig Kühe, aber zahlreiche Büffel. Die wichtigsten Herdentiere der Araber sind das Pferd und neuerdings mehr noch das Kamel. Wenn auch die Pferdeausfuhr aus Arabien noch mehrere Tausend im Jahre beträgt, ist sie nicht mehr so lohnend wie früher; das Kamel wird selbst in Nedschd als Reittier immer gebräuchlicher. Mittelpunkte der Pferdezucht sind die politischen Zentren, wo reiche Scheichs ihre Gestüte halten, wo sich über hundert Tiere befinden, während sie einige weitere Hunderte bei Stämmen der Nachbarschaft weiden lassen. Früher war es die Wahabi-Residenz Riad; jetzt ist es Hail, der Sitz des Emirs von Schammar, des mächtigsten Fürsten in ganz Nord- und Mittelarabien. Westlich vom Jordan sind Pferde selten, die östlich Wohnenden sind stolz auf ihre großen Bestände. In Südarabien

verlegt man sich mit Glück auf die Zucht schnell trabender Esel. Wo in Afrika, wie in Dar Fors Norden und Osten, das Klima den Graswuchs begünstigt, tritt die Viehzucht in einer großartigen Entwickelung hervor, wie das Mutterland sie selten sieht. In Nord-Dar For weiden die eingewanderten Araber Hunderttausende von Kamelen. Selbst Rinder- und Schafherden sind ihnen ein Luxus, da die Kamelmilch vollständig ihr Nahrungsbedürfnis befriedigt. Mason schätzte die Zahl der in dem großen Lager der Homr-Araber sichtbaren Tiere auf 30,000 Stück. Die Baggâra Nubiens haben anderseits ihren Namen davon, daß sie sich hauptsächlich mit der Zucht von Kühen beschäftigen. Die Zoghawa züchten Schafe mit langer, krauser Wolle.



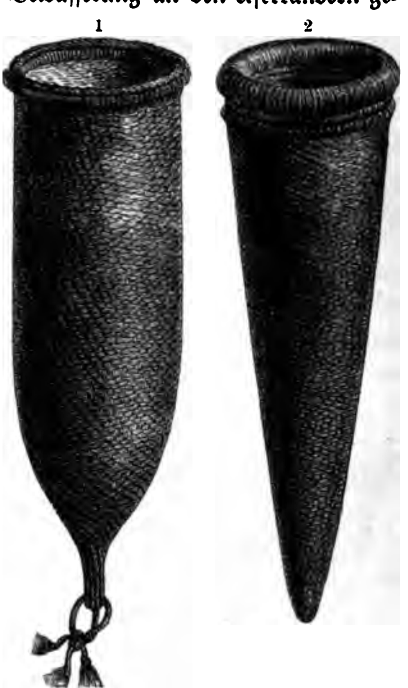
1) Eine Spitzkeule vom oberen Nil. ⅛ wirkl. Größe. 2) Ein Wurfmesser aus Kordofan. ⅓ wirkl. Größe. (Städt. Museum, Frankfurt a. M.)

Pferde und Maultiere sieht man bei den nubischen Hirten seltener, in Nordnubien mehr als bei den Habab und Gan, in einzelnen Gegenden dagegen viele Esel. Das auch in Oberägypten zu findende schnelle Dongolapferd ist dem arabischen ähnlicher als dem schweren unterägyptischen. Die Nubier reiten fast genau so wie die Araber und scheinen Pferd und Kamel erst aus Arabien erhalten zu haben. Dem ganzen östlichen Sudan und Nubien ist das Buckelrind eigen, das ohne Frage mit dem indischen und südarabischen Zebu verwandt ist. Der kleinere buckellose und kurzhörnige ägyptische Ochs war hier einst häufig, ist aber infolge der Rinderpest fast ganz ausgestorben. Eine eigentümliche Hunderasse dürfte wohl derselben Herkunft sein, nämlich die windhundartigen Jagdhunde, die die Hassanieh und andere arabisierte Stämme zur Gazellenjagd benutzen und außerordentlich hochschätzen.

Der Ackerbau der Beduinen ist gering; doch bringen die Oasen Nordarabiens Getreide, besonders Weizen, Gerste und in neuerer Zeit zunehmend Mais hervor. Im Ostjordanlande betreiben einzelne Orte einen bedeutenden Weinbau zur Gewinnung von Rosinen. Wein in geringer Menge wird auch in Jemen gebaut. Dies ist überhaupt das eigentliche Ackerbauland; hier ist die Kultur ausgedehnt und intensiv, die künstliche Bewässerung großartig. Die höchsten Abhänge, wo weder Ochs noch Esel emporklimmen könnten, werden mit sichelförmiger Handhaue bearbeitet. Durra und Hirse (Duchn) erreichen in dichten Stauden Höhen von 5—6 m. Bei reichem Wasserzufluß und warmem Klima wird das ganze Jahr geerntet und gesäet. Eigentümlich ist die in Süd-Jemen übliche Art, das geschnittene Getreide aufzubewahren, indem man es in den Halmen zwischen die Zweige der im Acker stehenden Bäume legt.

Der Ackerbau Nubiens beschränkt sich auf schmale, künstlicher Bewässerung zugängliche Striche, insgesamt nicht mehr als gegen 40 deutsche Quadratmeilen, wird aber hier fast ebenso intensiv betrieben wie in Ägypten. Freilich fehlt ihm der Taubenmist, Kanalschlamm und der an Salzen reiche Schutt (sebakh) alter Städte, die Dungmittel der ausgesogenen Felder Unterägyptens. Aber trotz der Geringfügigkeit der bebauten Striche überwiegt weit die Zahl der ackerbauenden Bevölkerung Nubiens die der nomadischen. Bewässerungsanstalten beleben die nubischen Nilufer wie weiter unten die ägyptischen. Man sieht die frisch bebauten Felder von Gräben durchzogen, in die das Wasser durch Schöpfräder gehoben wird. Das Ziehen, Öffnen und Schließen

der Kanäle ist hier wie in Ägypten die Hauptarbeit des Bauern. Die Durrafelder Kordofans sind mit Wällen umgeben, um das Ablaufen des Regenwassers zu verhüten. Die Bearbeitung des leichten Bodens ist nicht mühsam: man hackt ihn mit der Hacke oberflächlich um und jätet gelegentlich. Ohrwalder sah einen einzigen Pflug, womit, zu seinem größten Erstaunen, bei Chartum ein Ägypter arbeitete. In Kordofan wird das Unkraut der Duchnfelder mit einer halbmondförmigen Eisenklinge an langem Stab ausgejätet, derselben Haschascha, deren Klingen auch als Geld im Lande kursieren (s. Abbildung, Band I, S. 85). Zur Düngung wird lößartige Erde aus den Niederungen in der Steppe herbeigeholt. Gegenstand des Ackerbaues sind auch in Nubien in erster Linie Durra, Duchn und Mais (Aish er rif, ägyptisches Brot), Weizen und Gerste. Bohnen und Lupinen werden ohne künstliche Bewässerung an den Uferrändern gebaut. Die Ernte wird in hermetisch verschließbaren Lehmcylindern aufbewahrt, die gegen das Ungeziefer auf hohe Steine gestellt sind, Urbildern jener Variationen von Getreidebehältern, die wir bei allen ackerbauenden Afrikanern wiederfinden (vgl. oben, S. 69).



Bierfilter aus Kordofan. (1. Christy Collection, London; 2. Hagenbecks Sammlung, Hamburg.) 1/6 wirkl. Größe.

Der abenteuerliebende Charakter des Nubiers, und mächtiger wohl die in den friedlichen Zeiten stärker wirkende Volksvermehrung und der Wunsch, sich dem Druck der Ägypter zu entziehen, haben ihn immer mehr zum Vorschreiten nach Süden hin gedrängt. Wie bald muß ein schmaler Ackerstreifen übervölkert sein, wie der zwischen Abu Hammed und Berber. Es waren nicht vorwiegend friedliche Menschen, die die nubische Gesittung in barbarischen Formen hier vorschoben, allein die Ergebnisse waren teilweise doch eine fruchtbringende Ausbreitung friedlich thätiger Elemente. Während kulturfähige Strecken in Nubien öde liegen bleiben, weil sich ihre Bevölkerung weiter südwärts zog, haben sich selbst kleinste Eilande im oberen Nil mit Kulturflächen bedeckt; und lange, ehe die Ägypter über El Aïs südwärts ihre Herrschaft ausgedehnt hatten, hatten nubische Ansiedler die Nilufer in der Gegend der Schillukinseln unter Kultur gebracht.

Der wirtschaftliche Zustand der Nubier ist, von den Städtern abgesehen, gleichmäßig niedrig. Wenn den Ackerbauer die Steuer auf einem tiefen Niveau hält, so den Hirten die Entfernung von den Hilfsquellen und die Gewohnheit der Einfachheit. Die Butter wird bei der großen Hitze flüssig in Bockshäuten auf den Markt gebracht. Die Nubier trinken bedeutende Quantitäten davon. Käse wird nicht fabriziert. Die gewöhnliche Nahrung der Hirten ist Milch und Durra mit Butter. Maispolenta wird in Südarabien gegessen. Brot ist im Inneren selten; die Durra wird gemahlen und mit Wasser zu einem Brei angemacht. Fleisch wird bei Festlichkeiten genossen, Reis, Datteln und Kaffee als Luxus betrachtet. Als Getränk hat man eine Art Bier, das aus Durra oder Hafer bereitet ist und sehr sauer schmeckt; die Habab und Bogos bereiten außerdem den Honigwein der Abessinier. Leute, die sich streng an den Koran halten, trinken ungegorenes Honigwasser, dessen sich auch die abessinischen Moslemin bedienen. Zu den Speisen mahlen die Frauen das Getreide auf einer kleinen Handmühle. Außerdem spielen Datteln eine große Rolle. Heuschrecken werden massenhaft von den Armen, in Hungerszeiten von allen

gegessen. Nicht der eigentliche Kaffee, den man im arabischen Kaffeeland bloß im Gebirge trinkt, sondern der leichte Kischer, Absud frischer Kaffeeschoten, dessen Aroma köstlicher als das des Kaffees sein soll, ist neben Wasser das Hauptgetränk der Araber. Der eigentliche Kaffee wird vielfach zu Ehren der Heiligen getrunken, so z. B. in der weihevollen ersten Nacht, die der zur See nach Mekka Pilgernde auf dem Meere zubringt. Wenn in den arabischen Küstenplätzen der meist von Griechen betriebene Schnapshandel seit Jahren eins der einträglichsten Geschäfte ist, so beweist doch die geringe Verbreitung des Branntweins im äquatorialen Ostafrika, daß das Verbot der geistigen Getränke im Koran noch wirksam genug ist, um dem arabischen Einfluß selbst im Negerland auch heilsame Züge aufzuprägen. Die Mahdisten gaben sich die größte Mühe, der Trunksucht der bierliebenden Nubier zu steuern.



Ein Elfenbeinarmband aus Kordofan. (Christy Collection, London.) Vgl. Text, S. 427.

Drei Klassen des Arabers werden gewöhnlich unterschieden: 1) der Städtebewohner, zumeist Kaufmann und Industrieller, der friedlichste und gebildetste seines Stammes; 2) Arab-Dire, der halbnomadische Araber, der am Rande der Wüste ein Zelt oder eine ärmliche Lehmhütte bewohnt; endlich 3) Arab-Bedu, der Beduine, der sich noch wie vor Jahrtausenden in primitiver Lebensweise auf der Steppe herumtreibt. In dieser Einteilung steckt nun ebensowohl ein anthropologischer wie ethnographischer und wirtschaftlicher Kern. Der Beduine bequemt sich, Städtebewohner zu sein; aber er wird kein Städter. Janbo, die Hafenstadt Medinas, ist eine echte Beduinenstadt; ihre Bewohner jedoch sind Landbewohner, die sich gleichsam provisorisch in der Stadt niedergelassen haben. Ihre Tracht ist beduinisch in Mantel, Kopftuch und Dolchmesser. Sie leben meist von ihren Palmengärten, lassen keinen Ungläubigen in der Stadt wohnen, verschmähen den Handel, der daher in den Händen der Inder und Ägypter liegt. Da die Beduinen auch das Handwerk verachten und selbst an den Küsten den Fischfang und die Schiffahrt anderen überlassen, spielen sie in der Nähe der Städte die Rolle armer Aristokraten, denen Reis, Brot, Fische und Datteln genügen. Metzger sind in Janbo Mekkaner, Ägypter und Wachabiten, Neger fertigen die tragbaren thönernen Herde an, die die Pilger mit sich führen, um jederzeit warme Getränke bereit zu haben. An der ganzen arabischen Küste des Roten Meeres ist die wichtige Fischerei in den Händen der Et Tämi; das ist ein Völkchen, wild aussehend, dunkler als die Araber, von den Beduinen des Landes und der Städte verachtet und mit allen möglichen Vorwürfen belastet, in lange, faltige blaue oder weiße Baumwollenhemden gekleidet, wie die Fellachen Ägyptens, trägt Sandalen aus der Haut des Manati und wohnt in Reisighütten oder Fellzelten. Nur bei Dschidda wohnt das Fischervölkchen der Tual, Beduinen, die einen gleichnamigen Bruderstamm im Inneren haben. Obgleich Fischer, verachten sie doch die Et Tämi aus Herzensgrund, und doch unterscheidet sie nichts als der Stolz. Diese Verachtung des Handwerkes hat übel gewirkt. Der Araber hat einst das Spinnrad nach Marokko gebracht; heute sind die Bazare von Algier, Tunis, Kairo, Smyrna überfüllt mit den Erzeugnissen der europäischen Industrie.



Ein arabisches Räuchergefäß aus Thon. (Museum f. Völkerkunde, Berlin.) 1/4 wirkl. Größe.

In Nubien bilden die Waren der Töpfer, die offenbar direkt an die ägyptische Handwerkstradition anknüpfen, einen gesuchten Handelsartikel. Besonders gesucht bis nach Oberägypten hin sind die porösen thönernen Wasserkrüge (Aulleh) aus feinem Nilschlamm, die durch Verdunstung des beständig durchsickernden Wassers den Inhalt kühl erhalten. Die Salzsieder sind eine Art ärmerer Handwerkerkaste. Aus den dünneren Wurzeln der Mimosen werden zuckerhutähnliche Körbchen geflochten, deren jedes mit Salz im Werte von fünf Piastern angefüllt wird. Dieses Salz ist einer der wichtigsten Gegenstände des inneren Handels in Kordofan. Die besten Waffen, vor allen die großen Schwerter, werden zugeführt, und ebenso waren wohl die früher so häufig getragenen Rüstungen fremde Arbeit. Selbst in den einfacheren Schmiedearbeiten sind gewisse Obernilneger den Nubiern überlegen; wie denn diese lange Zeit die eisenkundigen Djur wesentlich um ihrer Schmiedekunst willen in einer Industrieleibeigenschaft hielten. Nubisches Gewerbe ist zusammen mit dem Handel tief in die Negerländer vorgedrungen. Nubier verarbeiten in Dem Suleiman, wo es Gold- und Silberschmiede gibt, das Elfenbein zu Reifen und Pfeifen (s. Abbild., S. 426 oben u. 431), Schwert- und Dolchgriffen von beträchtlicher Kunstfertigkeit in arabischem Stil.



Ein nubisches Schwert, Solinger Klinge, mit Lederscheide und Gehänge. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/10 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 421 u. 519.

Die eigne Schiffahrt der Araber ist seit der Zeit des regen Verkehrs nach beiden Indien kaum fortgeschritten. Die Kandscha der Araber ist ein offenes Schiff mit höchstens 80—100 Tonnen Tragkraft, das zwei Masten hat, deren einer viel kleiner als der andere ist. Jeder Mast hat eine aus einem einzigen Baumstämmchen gebildete Raa mit lateinischem Segel. Aufgespannt kreuzen sich beide Segel. Der Passagier bewundert wohl die merkwürdigen geheimnisvollen Gesänge aus abgerissenen kurzen Zeilen, die von einem vorgesungen, von anderen aufgenommen werden, während die übrigen unkenhafte Töne in gleichen Intervallen kurz und tief zur Begleitung ausstoßen. Der Rais auf erhöhtem Sitz rudert selbst mit. Er ist nicht selten ein Neger. Wenn auch die Araber den Kompaß vor den Europäern gebrauchten, machen sie doch heute nur von Kompassen europäischer Manufaktur Gebrauch. Während den Küstenplätzen des Roten Meeres indisches Holz zur Verfügung steht und auch der Schiffbau wesentlich indischen Ursprunges zu sein scheint, hat man kein anderes Holz im Sudan, das in Planken gesägt werden könnte, als das der Suntakazie (Acacia nilotica); und selbst von dieser sind Planken von 3 m Länge selten. Dazu ist das Holz so hart, daß es grün zerlegt werden muß, und das Sägen ist eine wenig bekannte Kunst im Sudan. Die Planken werden, wie sie je nach ihrer Gestalt passen, mit starken eisernen Nägeln zusammengefügt und so eine Art Kyklopenbauwerk aus Holz hergestellt, welches ebenso fest in den Stromschnellen wie gegen die Nilpferde aushält. Der Schiffbau wurde früher in Chartum so lebhaft betrieben, daß die Suntwälder weit nilaufwärts zerstört sind. Die Schwierigkeiten und selbst Gefahren der Schiffahrt auf dem Weißen Nil und seinen Nebenflüssen sind nicht gering. Die Schilf- und Kräuterbarren, die den oberen Nil bis 8° nördlicher Breite und die Nebenflüsse verstopfen (s. Abbild., S. 251), so daß die ganze Mannschaft das Boot in krokodilbevölkertem Wasser meilenweit schleppen muß, haben ganze Flotten eingeschlossen und

ihre Mannschaft dem Hungertod überliefert. Dazu kommen Stürme, Sandbänke, Nilpferde und nicht zuletzt die um Habe und Freiheit besorgten Eingeborenen. Auf der anderen Seite, und dies trug wohl am meisten zur raschen Belebung und Entfaltung des Nilverkehrs in unserem Jahrhundert auch schon vor der Zeit der Dampfschiffe bei, ist die Schiffahrt auf dem Weißen Nil sehr begünstigt durch die Regelmäßigkeit der Luftströmungen. Höchst eigentümlich ist die allen Schiffern des Sudan bekannte Thatsache, daß diese Windströmungen, so kräftig sie auch sind, nur langsam weiter nach Süden vorschreiten. Deshalb eilen die Handelsschiffe nicht sehr, schon mit Beginn des Nordwindes auszulaufen. Ende März und Anfang April stellen sich auf dem oberen Abiad die Südwinde ein, und mit ihnen treiben die Barken wieder dem Norden zu.

Brunnen mit bereit stehenden Trinkgefäßen und Kaffeeschenken, wo zur Not auch Durrabrot zu haben ist, erleichtern den Verkehr auf südarabischen Straßen, die einst, wie erhaltene Pflasterung zeigt, in besserem Stand gehalten wurden als heute. Als Lasttiere sind hier



Wasserdichte nubische Flechtwaren. (Hagenbecks Sammlung, Hamburg.) 1/6 wirkl. Größe.

vorwiegend die schnellen Esel von Jemen (auch die Maskatrasse ist in ganz Ostafrika berühmt) und daneben Kamele im Gebrauch. Die wichtigsten Straßen Arabiens sind die Karawanenwege, deren Zielpunkte Mekka, Medina, Sanâ und dann die Küstenplätze sind. An ihnen liegen neutralisierte Rast- und Marktplätze, wie Al Hidschr, eine bunte Kolonie von Handeltreibenden und besonders Juden im Wadi al Kor, oder wie Riad, über das früher die immer zwischen 3000 und 4000 Mann starke persische Mekkakarawane ging, die heute den Weg über Haïl nimmt.

Daß Handel von Nubien aus mit den Negerländern schon zur Zeit der alten Ägypter getrieben wurde, beweisen die schwarzen Sklaven und das Elfenbein auf den altägyptischen Märkten. In den Jahrhunderten des Verfalles und der Verödung Nubiens ließ dieser Verkehr indessen so sehr nach, daß sich, als in unserem Jahrhundert der Weiße Nil wieder aufgeschlossen ward, das hochgeschätzte Elfenbein in großer Menge bei den Uferbewohnern vorfand, die den zu mächtigen Rudeln in den Sümpfen und Urwäldern hausenden Elefanten nur des Fleisches wegen jagten und die Zähne kaum verwendeten. Dieser aufgestapelte Reichtum war bald in Bewegung gebracht. Als Schweinfurth auf seiner zweiten Reise 1868 nach Chartum kam, wurde der Betrag der Ausfuhr des Elfenbeines von 1/2 Million Mariatheresienthaler nur erreicht, wenn die Händler Jahr für Jahr tiefer in das Innere vordrangen. Die Expeditionen der regulären Sklavenhändler zogen erst später Nutzen aus den Wegen und Stationen der Elfenbeinhändler und hätten allerdings ohne diese nicht so rasch und weit ins Innere ihre Razzien ausdehnen können.

Erst als nach Erschöpfung des Elfenbeinüberflusses auch der Überfluß an Menschen nach den Märkten Nubiens und Ägyptens abgeleitet werden sollte, wurde aus Handel Krieg. Der überhandnehmende Menschenraub veranlaßte blutige Zusammenstöße mit den harmlosen Eingeborenen, die mit Gewalt die Barken von ihren Niederlassungen abzuhalten suchten. Die Händler sahen sich fortan genötigt, eine bewaffnete Schutzmannschaft an Bord zu nehmen, und statt einer einzigen Barke ließ nun ein Kaufherr zwei und drei zusammen auslaufen. Eine solche Flottille führte ihre 40—100 Mann Soldaten, die gegenüber den mit Lanze und Pfeilen bewaffneten Schwarzen schon eine imposante Streitmacht bildeten. Die Neger verlangten bald für Elfenbein und Sklaven weit wertvollere Tauschgegenstände: kupferne Armringe, Branntwein und namentlich Kühe, die sie als höchsten Reichtum betrachten; zuweilen auch Salz und Getreide. Man machte nun gemeinsame Sache mit einem Stamm, überfiel unter dessen Führung die Nachbarn und suchte soviel Gefangene wie möglich zu machen. Zugleich raubte man, was sich an Vieh vorfand, und befriedigte damit teils befreundete Schwarze, teils diente es auch wieder zum Eintausch von Waren. Die meisten Unternehmer gründeten in den durch gemeinsamen Viehraub ihnen befreundeten Distrikten feste Niederlassungen mit ständiger Garnison, die Seriben, von denen aus Züge ins Innere unternommen wurden. Auf solche Weise also wurden die Araber und Nubier zu eigennützig und kurzsichtig ausbeutenden Herren eines großen Teils des Obernilgebietes. Die so vorbereitete ägyptische Herrschaft trug bis zum Ende das Brandmal der engen Verbindung mit den Interessen der Sklavenhändler und Sklavenjäger. Der Name des Dschellabah, des nubisch-arabischen Händlers, war ein Schreckwort für Kinder unter den Negern geworden; Felkin hörte auf seiner Sudanreise eines Abends die Frauen beim Kornmahlen folgendes Lied singen:

„Schafft und mahlt flink, denn die Dschellabah sind stark,
Und arbeiten wir nicht, so schlagen sie mit Stöcken,
Und haben sie keine Stöcke, so schießen sie mit Flinten;
Schafft und mahlet aus aller Kraft!“

Der kriegerische Stamm der Baggâra lieferte die Söldner dieser Räuberführer. Viele sogenannte Handelsschiffe, die im Spätjahr flußaufwärts fuhren, führten nur die nötige Anzahl Bewaffneter bei sich, nicht aber etwa Tauschwaren. Bei den Baggâra, die nicht nur ein idyllisches Hirtenleben führen, sondern auch kühne Elefantenjäger und Räuber sind, sammelten die Unternehmer „Geschäftsteilhaber“, die womöglich einige gute Pferde besaßen und mit Musketen bewaffnet wurden. Nahm die Expedition ein gutes Ende, so erhielten die Baggâra einen Gewinnanteil. Den Kern der ersten Truppen des Mahdi bildeten die kampfgewöhnten früheren Sklavenhändler und ihre Baggâra-Söldner. So entstand das System der Seriben (s. Abbild., S. 430) — Seriba (Sirb) heißt im Sudan wie in Arabien jede Dornhecke oder Palissade zur Umfriedigung — jener zerstreuten nubischen Niederlassungen im Obernilgebiet, ein Drittel Handelsniederlage, ein Drittel Arsenal und ein Drittel Plantage. Ihnen war nicht nur in der Eroberung und Entdeckung dieser weiten Länder vorübergehend eine wichtige Rolle zugeteilt, sondern es haben sich an sie neue bleibende Orte, wie Dem Suleiman, Djur Ghattas, ankristallisiert.

Genau so drangen die Araber von Südosten her in das Herz des Kontinents vor, mit denselben Mitteln und Erfolgen. Wir wissen, daß sie 1876 erst anfingen, sich von Nyangwe nach Westen und Norden zu bewegen. Bei seinen Untersuchungsfahrten im oberen Kongogebiet traf sie Stanley 1883 bereits am Äquator, wo sie in ihrem Lager an der Mündung des Tschofu 2300 Sklaven zusammengetrieben hatten. Ungefähr 1886 müssen die Verwüstungen am unteren Aruwimi begonnen haben. Fast alle von Stanley gesehenen Orte am unteren Aruwimi und die noch in demselben Jahre von Coquilhat und Werner gesehenen großen Dörfer an den benachbarten Uferstrecken des Kongo lagen schon 1889 in Trümmern. Auch schien es nicht, als ob

sie sobald wieder aus der Asche erstehen sollten; denn die Bevölkerung war sehr zurückgegangen und hatte sich teilweise geradezu nomadische Gewohnheiten angeeignet, indem sie in Kähnen oder unter flüchtigen Laubdächern statt in Hütten Obdach suchte. Major Barttelot berichtete, Tippu Tip habe befohlen, daß sich kein Neger ein festes Heim gründe, damit er jederzeit bereit sei, sich neuen Raubzügen anzuschließen, und wohl auch, um ihm den Rückhalt seines Dorfwalles zu nehmen. Die Lage des Aruwimigebietes bietet seit diesen Veränderungen die auffallendste Ähnlichkeit, fast Übereinstimmung mit derjenigen Manyemas und Mangbattus vor 15—20 Jahren. Es reiht sich vollständig in die Kette der Raubgebiete der Araber ein. Stanley im Norden, Wissmann im Süden sind überall auf ihre Spuren im Waldland gestoßen. Und nicht wie planlose Abenteurer sind sie vorgegangen. Ugarrowa, einst Zeltdiener Spekes, sandte Manyema-Patrouillen von 50 Mann auf viele Tagemärsche weiten Wegen, um die Möglichkeit einer Verbindung zwischen dem Aruwimi und den Stanley-Fällen nachzuweisen; er, dessen Hauptstation



Eine nubische Seribe. (Nach Heuglin.) Vgl. Text, S. 429.

in der Nähe des 28. Grades am mittleren Aruwimi lag, erzählt von einem Marsche, den er mit 600 Mann vom Lualaba bei Kibonge in nordöstlicher Richtung bis zum Aruwimi zurückgelegt habe, und von den gewaltigen Beschwerden und den Verlusten an Menschenleben durch die großen Märsche. Rings um ihre Stationen legen die Araber Gärten und Felder an, so daß Stanley am mittleren Aruwimi bereits Reis essen konnte. Sie bauen große Häuser mit Lehmmauern und umgeben sie mit Palissaden. Ringsum siedeln sie ihre Untergebenen an und machen das Land in weitem Umkreis zur Sicherheit menschenleer. In Ipoto traf Stanley unter der Führung des Arabers Kilonga-Longa einen zweiten Trupp von sklaven- und elfenbeinjagenden Manyema, der in beständigen Kämpfen in 7½ Monaten auf weniger als die Hälfte zusammengeschmolzen war. „In der Gegend des Thuru und Lenda haben sie jede Niederlassung bis auf den Boden verbrannt, ja ihre Zerstörungswut hat sich sogar gegen die Bananenhaine gerichtet; jeder Kahn auf dem Flusse wurde in Stücke geschlagen, jede Insel durchsucht.“ Er schätzt das von ihnen verwüstete Gebiet auf etwa 2000 Quadratmeilen und glaubt, daß ein entsprechend großer Wirkungs- und Zerstörungskreis jedem der großen Araberhäuptlinge zuzuschreiben sei. „Ein halbes Dutzend entschlossener Männer hat mit Hilfe von einigen hundert Banditen ungefähr drei Viertel des großen Waldes am Oberkongo geteilt.“

Seine Heiligen zeigen, bis zu welcher Höhe der Selbstüberwindung den Araber das Sittengesetz emporheben kann, und in den arabischen Städten verscheucht die Abschließung der Frauen die Unsittlichkeit von der Gasse. Aber das Bedenkliche ist nicht die Unsittlichkeit, sondern der Mangel an sittlichem Bewußtsein. Man ist hier nicht lasterhafter als anderswo, aber man

fühlt sich durch das Laster nicht gedrückt. Man sieht das Sittengesetz nur mit dem Verstand an. Es geht dies parallel mit dem Mangel an Reinlichkeit, für den das feinere Gefühl mangelt. Die Gewissen sind schlaff. Die Leichtherzigkeit, mit der die „zivilisierten" Muselmanen Ägyptens dem Diebe verzeihen, ihm ihr Wohlwollen, selbst ihre Gesellschaft nicht entziehen, zeigt die Sittenbegriffe auf tiefer Stufe. Keineswegs gehen Verweichlichung und Entsittlichung im Orient Hand in Hand. Aus Armut oder Geiz leben viele, besonders in dem menschenreichen und ausgesogenen Ägypten, aufs elendeste und huldigen gleichzeitig Lastern, die man bei uns als Laster des Luxus und der großen Städte bezeichnet. Die sinnliche Natur tritt naturbedingt übermächtig hervor und findet kein Korrektiv in regelmäßiger Arbeit des Geistes oder Körpers. Geistige Naturen, wie der Mahdi von 1882, werden endlich doch von ihr niedergezogen. Beim Araber wie beim Nubier zeigt sich in der getragenen Art des äußeren Auftretens eine Vereinigung der orientalischen Ruhe mit natürlicher Kraft, die nie ihren Eindruck auf künstlerische Gemüter verfehlt. Die edle Haltung liegt bei ihnen schon im Körperbau (s. die Tafel bei S. 402). Man würde sich indessen irren, wenn man glaubte, daß sich in dieser freien, edlen Haltung, in dieser unerschütterlichen Ruhe nichts als stolzes Ehrgefühl ausspreche. Dem geringsten Geldgewinn gegenüber schmilzt sie wie Wachs an der Sonne. Erstaunlicher ist noch, in diese Mischung noch edlere Eigenschaften als jene mehr äußerlichen Merkmale eingehen zu sehen: „Frei, kühn, offen, warme Freunde, bittere Feinde", sagt **Burckhardt** von den Scherifs, die er kennen lernte, indem er diese Qualifikation auf alle echten Araber seiner Bekanntschaft ausdehnt. Genügsamkeit und daraus folgend Mangel an Standes- und Reichtumsdünkel zeichnen die Beduinen der Wüste aus. Zum Bilde arabischer Kriegshelden gehört das unscheinbarste Äußere genügsamer Armut. Der Sinn für politische Unabhängigkeit ist den Arabern immer eigen gewesen; religiöser Fanatismus hat ihn vielfach noch gesteigert. **Barth** hat es ausgesprochen, daß in Nordafrika, je weiter nach Westen, desto kriegerischer und mutiger die Bewohner seien, so daß man in Marokko den größten Sinn für Unabhängigkeit treffe. Der Atlas nährt die freiheitsliebenden Kabylen, aber die nubischen Araber haben sich mit nicht geringerer Todesverachtung gegen die Engländer geschlagen, und die Hirtenstämme der Kyrenaika sind von den Türken bis heute noch nicht vollständig unterworfen.



Eine nubische Tabakspfeife aus Elfenbein. (Christy Collection, London.) 1/5 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 427.

Die jahrhundertelange Erfahrung der Geschichte hat bewiesen, daß durchschnittlich der Europäer an physischer Stärke dem Araber überlegen ist. Auch dem Wüstenaraber geht trotz seiner Wüstenfreiheit und -Wildheit der stählerne Nerv ab, der dem Manne nicht fehlen darf. Damit entbehrt er auch ruhige Beständigkeit; er zeigt eher einen Zug von weiblicher Launenhaftigkeit. Bei den Franzosen ist es sprichwörtlich, daß die Araber in Algerien leicht zu führen, aber schwer zu regieren sind: ihre Empfindlichkeit, ihr Bestehen auf gewissen Formen, ihr feines Gefühl gegenüber der Ungerechtigkeit macht es schwer. Den Araber hat nicht ein Zufall an die Spitze der großen Bewegung des Islam gestellt. In seinem Geiste ist auch eine philosophische Kraft. **Vambéry** sagt, indem er den Araber dem Türken gegenüberstellt: „Der Türke ist nur fühlender, der Araber zugleich auch denkender Religionsmensch." Aber diesem spekulativen Sinn fehlt das

kritische Bestreben. Betrachte alle Neuigkeiten als gut und wahr, auch wenn sie falsch sein sollten, sagt ein nubisches Sprichwort. Nie hat sich die Wissenschaft der Araber ganz aus den Banden des Aberglaubens, der Fabelei herausgerungen. Man spricht viel von der Astronomie und Mathematik der Araber. Doch hätte man mit Astronomie nicht zugleich astrologische Zwecke verbunden, so wären selbst auf diesem Gebiete die Forschungen der Nachwelt nicht zu gute gekommen. Unter Wissenschaft haben die Befolger des Islam von jeher, ebenso wie heute, vorzugsweise nur Theologie und Theosophie, Grammatik, Logik und die schönen Redekünste verstanden. Zur arabischen Gelehrsamkeit, d. h. zu dem Spiele des Geistes, das man so nennt, gehört es, die Dinge durch Umschreibungen statt mit Namen zu nennen. Ein natürliches Interesse an den Sachen soll damit nicht geleugnet werden. E. Carette stellt das „praktische Genie" der Araber sehr hoch, „dieser Pilgergeographen, denen die Religion gebietet zu reisen, dieser denkenden Magnete, die sich fünfmal des Tages demselben Punkte der Windrose zuwenden müssen, dieser scharfen Beobachter, für die die Erinnerung des Gesehenen Schutz und Schirm ist". Wenn man anderseits die Unbestimmtheit der geographischen Namengebung gerügt hat, so erinnere man sich an die nomadische Gewohnheit, treu den Namen des Stammes zu bewahren und Örtlichkeiten erst nach diesem zu nennen. Alle Beweglichkeit des Arabers hat etwas Äußerliches, sein Geist schritt nicht mit seinen Eroberungen politischer und geistiger Güter fort. Eine Mischkultur ohne Tiefe und Originalität ist das Ergebnis. Der arabische Geist hat die Welt mit keiner neuen Wahrheit bereichert.

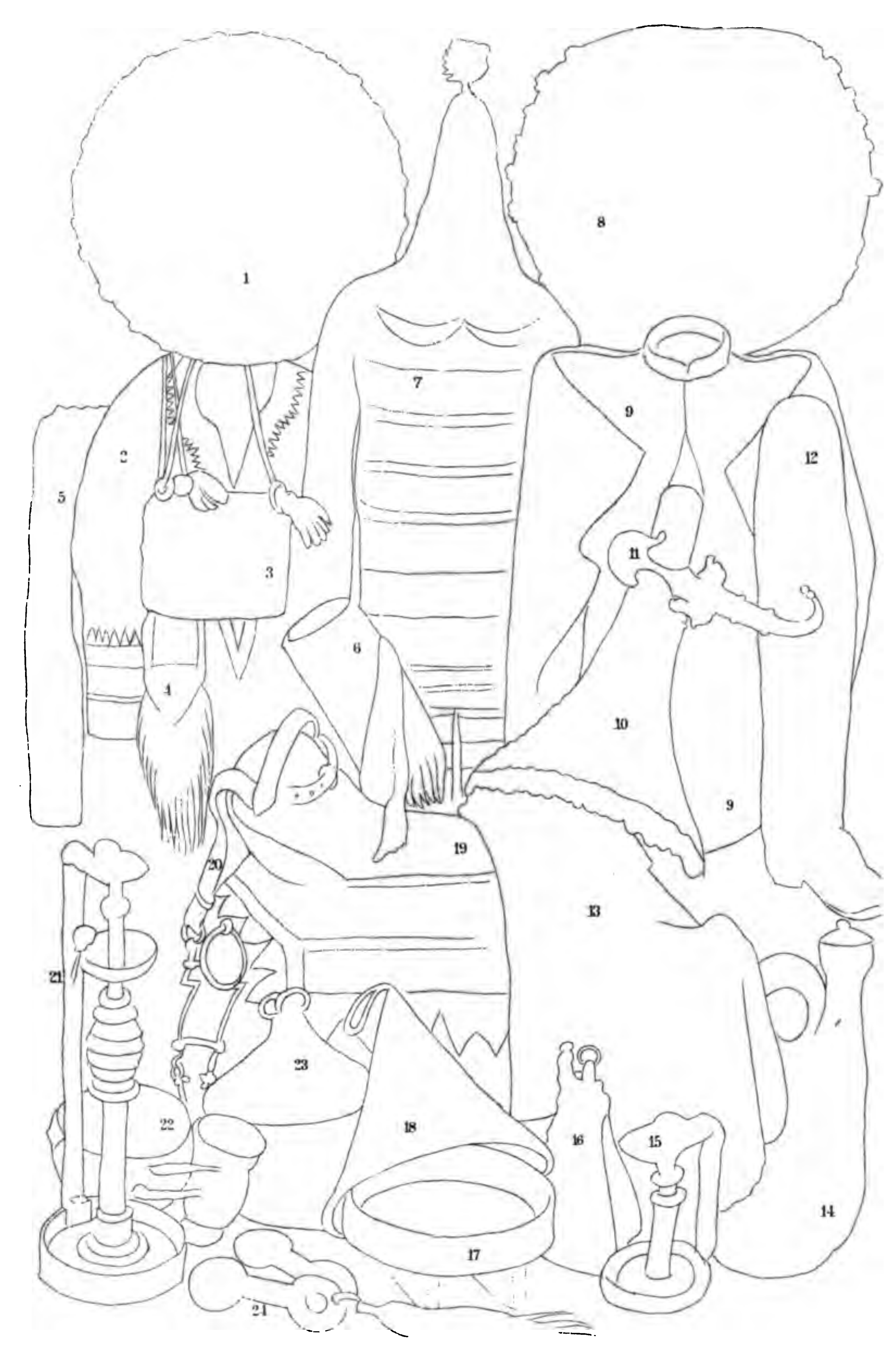

Eine nubische Tabakspfeife. (Hagenbecks Sammlung, Hamburg.) 1/5 wirkl. Größe.

Man kann nicht in demselben Sinne von arabischer Kunst sprechen, wie von ägyptischer oder griechischer. Die arabische Kunst ist die Kunst der vom Islam unterworfenen Völker: Eingeengt durch das Verbot des Propheten, lebende Wesen nachzubilden, hat sie die Flächendekoration mit geometrischen und graphischen, selten pflanzlichen Motiven zu großartigem Reichtum entfaltet; es ist aber der schmale Boden des Teppichs, von dem sie sich erhebt. Die keramische wie die Metallindustrie verwerten Teppichmuster, im größten Stile thut es die Architektur und läßt Malerei und Plastik zurücktreten. Der geometrische Gedanke ist der Grundgedanke, dem die wunderbar verschlungenen Buchstaben heiliger Worte ebenso gehorchen wie die spärlichen Pflanzenmotive, die nur in den Grenzgebieten Persien, Spanien, Sizilien häufiger auftreten. Die Mannigfaltigkeit in dieser Einfachheit, die Phantastik, die mit so einfachen Mitteln arbeitet, die Kühnheit der Farbenverteilung in der Gebundenheit der Grundlinien, die Harmonie dieser Gegensätze ist das Geheimnis des Zaubers der arabischen Kunst, die wie jede echte Kunst auch Geringes zu schmücken nicht versäumt (s. die beigeheftete Tafel „Nordafrikanisches Kunstgewerbe"). Bemalte Thonwaren und Holzgeräte, Sandalen und andere Lederwaren bezeugen Farbenfreude nicht minder als Teppiche. Reich sind auch die Thongefäße entwickelt. Zahlreiche Gefäße für Wasser aus porösem Thon (auch der Wasservorrat wird in faßartigen Thongefäßen aufbewahrt), Krüge und Näpfchen für Kaffee aus grünglasiertem Thon, thönerne Räucherpfannen und Kohlenherde gehören zur Ausstattung eines arabischen Hauses. Die Thonsachen haben sehr oft elegante Formen.



NORDAFRIKANISCHES KUNSTGEWERBE.

r Tafel: » *Nordafrikanisches Kunstgewerbe* «.]

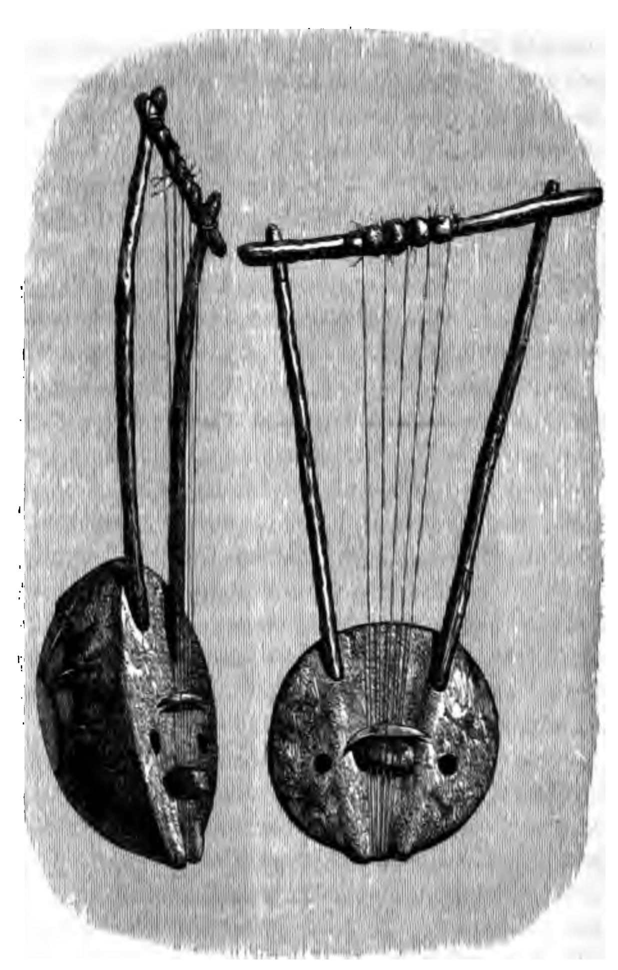


1. *Schild a. Leder m. Metallbeschlag. Abessinien.*
2. *Gesticktes Frauenhemd. Abessinien.*
3. *Umschlagtasche. Marokko.*
4. *Amulettasche. Leder m. Affenfell. (Guereza). Abessinien.*
5. *Gestickte Frauenreithose. Abessinien.*
6. *Lederne Speertasche. Haussa.*
7. *Anzug f. Mummereien u. Tänze. Ibo, Guinea.*
8. *Strohhut. Marokko.*
9. *Aba. seidener Mantel. Sudan.*
10. *Hausschmuck, n. d. Hochzeitsprozession aufgehängt. Abessinien.*
11. *Dolch aus d. Thale Wadi Sus. Marokko.*
12. *Stiefel. Niger Binnuégebiet.*
13. *Shawl mit tunesischem Muster.*
14. *Wasserflasche von Thon »Orkina del Ma« Mogador. Marokko.*
15. *Leuchter (Lampe) a. glasiert. Thon. Marokko.*
16. *Wasserschlauch aus Leder. Marokko.*
17. *Hölzernes Speisetischchen. Marokko.*
18. *Deckel dazu. Strohgeflecht. Marokko.*
19. *Pferdesattel a. Abessinien, farbiges Leder.*
20. *Pferdehalfter. Abessinien.*
21. *Messinglampe. Marokko.*
22. *Thönerne Doppelpauke. Fes. Marokko.*
23. *Deckelkorb. Abessinien.*
24. *Karkaba, eis. Klapper. Marokko.*

1/10 der wirklichen Größe.

Sämtliche Gegenstände aus dem Museum für Völkerkunde zu Berlin.

In der Tonkunst (s. untenstehende Abbildung und die auf S. 399) geht der Orient andere Bahnen als Europa. Harmonische Verflechtung mehrerer Stimmen scheint zu fehlen. „Die Musik besteht in einer hundertfältigen verschnörkelten, rastlos hinwirbelnden Melodie.“ (Lepsius.) Reich ist die poetische Anlage des Arabers. Trutz- und Wettgesänge, Liebeshymnen und geistliche Lieder sind vor Mohammed die Freude der Araber, deren Litteratur gerade von den Zeitgenossen, Freunden wie Gegnern des Propheten, dauernde Bereicherungen erfahren hat. Über Mohammed selbst ja waren seine Anhänger zuerst zweifelhaft, ob sie den Ungewöhnlichen als Dichter, Zauberer oder Wahrsager bezeichnen sollten.



Nubische Rabbaba. (Hagenbecks Sammlung, Hamburg.) 1/8 wirkl. Größe.

Das Wichtigste der Bildung ist für jeden Mohammedaner das Erlernen des Korans. Und zwar ist darunter Auswendiglernen zu verstehen; denn unrecht wäre es, den Koran verstehen zu wollen, ehe man ihn auswendig weiß. Als weiteres Ziel der Elementarbildung erscheint das Schreiben. Es hat den Islam gefördert, daß diese Forderungen einfach und praktisch sind, so daß selbst bei abgelegenen Berg- und Wüstenvölkern die Rudimente des Lesens und Schreibens weit verbreitet wurden. Um den Koran auch verstehen zu können, muß man sich nach altem Gebrauch die Grammatik aneignen. Diese ist die Krönung einer muslimischen Bildung; sie zu lernen, ist nur einem Thaleb vergönnt, einem Schriftgelehrten, der seine Gelehrsamkeit durch fehlerloses Hersagen des ganzen Korans dokumentiert. Hier ist also keine Bildung in unserem Sinne. Wenn in den besten Teilen Arabiens Reisende die größere Jugendbildung in den Wahabi-Ortschaften rühmen, wo Lesen und Schreiben außer den Lehren ihres Glaubens wohlbekannt sind, so sind in Afrika die Araber trotz Koran und Verkehr oft ebenso unwissend wie die Neger selbst. Barth traf im ganzen Sudan fast keinen Araber, der etwas von der Herrschaft seiner Volksgenossen an der Ostküste des Erdteils wußte; nur ein einziger gelehrter Mann kannte einen Namen von da: Sofala. So war es aber auch in der besten Zeit. Die Bildung Einzelner stand zu der der großen Masse etwa in dem Verhältnis wie die Prachtbauten der Sultane Ispahans, Samarkands und Agras zu den Massen von ärmlichen Lehmhütten herum.

Mag man den Einfluß betonen, den selbst auf Mohammed Frauen ausgeübt haben, leugnen wird man nicht, daß die Sphäre des Weibes im ganzen Umkreis des Islam tief unter der

des Mannes liegt und diese nicht hebt, viel öfter hinabzieht. In den Harems herrscht noch immer die Lebensphilosophie alter abergläubischer Matronen und aus Afrika eingeführter Negerinnen, und die Frauen eines vornehmen und reichen Türken oder Persers, sie mögen in alle Luxusstoffe der europäischen Industrie gehüllt sein, ihre Männer mögen an der Spitze des Staates stehen, sind an Bildung von ihren Geschlechtsgenossinnen auf der Steppe im tiefen Asien nur wenig verschieden. Der Harem verlacht, verspottet und verkümmert so manchen Schritt, den die Männerwelt auf dem Felde der Neuerungen machte. Nur wo europäische Bildung tief gedrungen ist, und das ist selten, hat sie die Frauen unzufrieden mit dem Harem und Schleier gemacht. In den arbeitenden Klassen ist die Lebensaufgabe gerechter geteilt. Die Vorstellung, als sei die Frau bei dem Araber weiter nichts als eine Magd, ein bloßes Werkzeug, beruht auf oberflächlicher Anschauung. Dem Weibe gehört die Arbeit des Hauses und leichte Verrichtungen außerhalb, während das Feld von den Männern bestellt, die Abwartung der Gärten, das Hüten der Herde, das Abschlachten des Viehes, kurz viele schwere Arbeit von ihnen besorgt werden.

Der Brautkauf ist allgemein und wird durch Austausch der Mädchen Tauschhandel. Für Hochzeiten ist jeder andere Tag als Mittwoch oder Sonntag unglücklich. Bei den Beduinen gehen eine Woche lang allabendliche Tänze der Jugendgenossen der Brautleute voran, wobei ein innen befindlicher Mann den Kreis der Tanzenden zu durchbrechen sucht. Das Einholen der Braut und des Bräutigams begleiten Pantomimen, die an den Brautraub erinnern. Drei Tage vergehen mit Gastereien und Spielen, ehe die Vermählten sich selbst gehören dürfen. Die Polygamie ist ein altsemitisches Herkommen; in den älteren, einfacheren Verhältnissen schränkten sie die Umstände ein, im Wohlstand der bereicherten Eroberer wurde sie ein Wurm im Kerne der Völker Mohammeds. Mancher aufgeklärte Türke oder Ägypter gibt heute vor der Ehe seiner Frau das Versprechen, keine andere Frau neben ihr zu nehmen. Zur Absonderung des Weibes trägt der Umstand bei, daß ihm das Haus angewiesen ist, während im ganzen Orient die Geschäfte der Männer öffentlich betrieben werden. Vor den größeren Häusern findet man lange Stein- oder Lehmbänke, Freunde kommen, grüßen kurz, setzen sich fast unbeachtet nieder, die Geschäfte gehen ihren Gang. Angeseheneren Gästen wird Kaffee oder die lange Pfeife gebracht; Sklaven stehen umher, auf jeden Wink bereit. Auf der Straße spielt sich ein gut Teil orientalischen Lebens ab.

Zur Familie werden die Sklaven gerechnet. Mohammed war persönlich der Sklaverei abgeneigt. Er gab dem Sklaven Zayd, den ihm seine Chadidscha geschenkt hatte, die Freiheit, und Zayd ward einer seiner stärksten, gläubigsten Anhänger. Auch später ihm zugefallene Sklaven ließ er frei. Sklaven sind oft gekleidet wie ihre Herren, haben Eigentum, sammeln sich Vermögen und können sich durch ihre Ersparnisse freikaufen. Manche erreichen hohe Stellungen im Staat. Bei dieser bis zur Schwäche milden Behandlung ist ihr Betragen keineswegs so unterwürfig, wie man es einst bei den Sklaven im Besitz europäischer Pflanzer fand. Als in Algerien die Sklaverei aufgehoben war, zogen viele vor, Sklaven zu bleiben.

In Südarabien hat sich eine Kastensonderung von ganz eigner Schärfe ausgebildet, der ebensowohl ethnographische und religiöse als politische und wirtschaftliche Motive zu Grunde liegen. Wie in anderen islamitischen Gebieten unterscheidet man die Scherifs als die vermeintlichen Nachkommen des Propheten, dann herrschende Familien, dann die Beduinen, die, da sie Krieger sind, immer mehr als die ansässige Bevölkerung, die Bauern, gelten. Und dazu kommen noch die Achdam, ein Begriff, der am treffendsten als „anrüchige Klassen" zu verdeutschen ist. Eine Menge von Gewerben ist bei den stolzen Beduinen verachtet, und die verrichten nun die Achdam. Sie sind Gerber, Wäscher, Töpfer, Schlächter und gelten dadurch für besudelt, aber doch nicht für so unrein, daß sie auch den aus ihren Händen hervorgehenden Gegenständen Unreinheit mitteilten. Die Achdam kommen in die Moscheen, aber nicht in die Häuser der Araber.

Sie wohnen stets abseits, gewöhnlich außerhalb der Städte und Ortschaften, zahlen keine Abgaben und bringen vielmehr dem Fürsten, der sie zu öffentlichen Leistungen heranzieht, nur Schande. Sogar in Aden, wo doch die Kastenbegriffe durchaus keine offizielle Geltung haben, bewohnen die Achdam ihr eignes Viertel, sind aber meist in viel geringerem Maße sedentär als die übrigen Völker, weshalb sie Niebuhr mit den Zigeunern verglichen hat. Von den Achdam werden in einigen Gegenden die Barbiere als besondere Kaste von ähnlicher Rangstufe abgesondert. Viel tiefer stehen aber in Yemen zwei echte Pariakasten, die Schumr und Schafedi, die alle ekelhaften Hantierungen verrichten, wie ähnliche Kasten Indiens Musikanten, Sänger und Gaukler umschließen und vom Besuch der Moscheen ausgeschlossen sind. In den Ländern der Aulagi und Wahid führen sie den Namen Webervolk, weil sie sich dem Weberhandwerk hingeben. In Hadramaut dagegen sind es die Metzger, deren Gewerbe den Namen für die Paria abgeben mußte. Vgl. das S. 169 über die Pariakaste der Somal Gesagte.

Die Geschlechter waren die einzigen politischen Einheiten zu Zeiten Mohammeds, mit denen er zu rechnen hatte. Das Verwandtschaftsgefühl ist zu intensiv, um nicht nach politischer Ausprägung zu suchen, die es übrigens ganz von selbst findet, indem es den patriarchalischen Zusammenhang bis in die entferntesten irgend nachweisbaren Glieder praktisch verfolgt. Mohammed bediente sich der mißvergnügten Elemente, die zu ihm übergingen, um die feindlichen Stämme zu schwächen; aber ihre Organisation zu vernichten, wäre ihm als ein Unding erschienen. Der erste Kern der neuen Weltmacht war ein Bund von Stämmen. Die Urgeschichte des Islam zeigt, wie sich die religiöse Idee an die Stelle des vorher alleinherrschenden Stammesgedankens setzt und dadurch den Mangel eines arabischen Nationalgefühls ausgleicht. Der Islam hat ebensowenig mit den demokratischen Gesinnungen, die er in der Zeit des Aufringens bewies, als die Republik die Stammeshäupter Mekkas zu bekämpfen hatte, die Aristokratie in diesen Stammesgliederungen zurückzudrängen vermocht. Beide Säulen der Macht der alten Geschlechter, die Hochhaltung der patriarchalischen und der aristokratischen Grundsätze, stehen so fest wie nur jemals. Die Söhne der Beduinen von Janbo, der stolzen Limbauvi, verheiraten sich fast immer, um ihren Adel zu erhalten, in ihrem eignen Stamme. Nimmt einer ausnahmsweise eine Mekkanerin, so sind die Sprößlinge nicht ganz ebenbürtig. Unterstützt vom Adelsstolz und der Kastensonderung, erlangt das Stammesbewußtsein eine unvernünftige Schärfe. Kabyle steht gegen Kabyle; jede hält sich allein für vollblütig arabisch, die andere für hündisch, unrein, ausrottenswert. Die Blutrache vertieft diese Klüfte, und in Südarabien wurde das Wachstum der Türkenherrschaft wesentlich gefördert dadurch, daß wer der Blutrache zu entgehen trachtete, bei dem nächsten türkischen Posten Schutz suchte, so daß sich ganz neue Dörfer um die vorgeschobenen Posten der Türken bildeten. Auf diese Art drängen sich stammfeindliche Elemente zwischen die Stämme. Scharf bestimmt sind die Grenzen auch der nomadischen Stämme, scharf die Eigentumsrechte, deren rätselhafte, Buchstaben gleichende Zeichen, Wesm, man sehr häufig an Thoren und Mauern der alten verlassenen Städte, auf Säulen, an glatten Felswänden, bei den Brunnen und Zisternen mit Sorgfalt tief in den Stein eingegraben findet.

Ist die Würde des Scheichs auch erblich, so findet er doch nur Gehorsam je nach Geistesgaben, Charakter und Reichtum. Mohammeds Nachfolger Omar, der erste „Fürst der Gläubigen“, einfach, gerecht, streng und pflichtgetreu, ist das Muster eines guten Araberfürsten, wie er in der Schule der Stammesführung und auf dem aristokratischen Boden öfters erwächst. In seiner Hand liegen Leben und Tod, Krieg und Friede. Bei Verträgen mit anderen Stämmen, Schlichtung von Streitigkeiten und Vermittelung von Heiraten stehen ihm die Ältesten zur Seite. Gute Regierung erleichtert der oft in wunderbarem Maße angeborene Takt für Herrschaft und Vermittelung. Ein Beispiel sind die Emire von Schammar, von deren Gebiet Blunt das große

Wort aussprach: „Der Emir lebt in Frieden mit den Nachbarn, außer den Rualla und Sebaa. Die Steuern in Schammar sind gering, der Kriegsdienst freiwillig, seine Regierung populär. Nirgends in Asien gibt es ein glücklicheres Gemeinwesen als Dschebel Schammar." Aber von den tieferen Wurzeln der Größe der Nationen, die in den Untergrund der sozialen Verhältnisse hinabreichen, hat die orientalische Verwaltungskunst keine Vorstellung. Wie hätte ein Volk in den Besitz nachahmungswürdiger Kultur gelangen können, das den Koran, diesen Ausbund aller Weisheit, nicht befolgt? Überall und überall, wo man im mohammedanischen Asien von der Größe Europas hörte, war man der Ansicht, daß die überwältigende Übermacht des Abendlandes nur in dem regulären Heerwesen liege. Auf Europäisierung der Heere haben die orientalischen Mächte daher gewaltige Summen — verschwendet; gleichzeitig haben sie die Quellen des Wohlstandes vertrocknen lassen. Von der Lässigkeit orientalischer Regierungen, besonders in wirtschaftlichen Dingen, gibt die Geldnot, die sie alle bedrängt, vollgültigen Beweis.

Nichts illustriert deutlicher die mangelnde Energie orientalischer Völker als die Leichtigkeit, womit ihnen der Faden ihres wirtschaftlichen Gedeihens aus der Hand gleitet. Das Versiegen einer Quelle, der Einsturz eines Irrigationskanals oder die Laune eines Herrschers kann oft die Kultur von einer Gegend in eine andere verpflanzen. Wiederaufbau scheint schwerer als Neuaufbau. Hierzu gehört auch die willkürliche Verlegung der Regierungssitze und damit der Verkehrsströme und der Zentren der Bevölkerung. In Ispahan liegen ganze Vorstädte verlassen und ganze Reihen von Bazaren in Ruinen, und anderseits ist aus dem Dörfchen Rei die heute über 200,000 Einwohner zählende Kadscharenresidenz Teheran erwachsen.

Mangelhaft ist die Ausbeutung selbst der am leichtesten sich darbietenden Naturschätze. Der Orient umschließt eine Menge Ländereien von einst sprichwörtlichem Reichtum, und außer dem Delta von Ägypten ist keine das von fern, was sie sein könnte. Jener ohne Unterbrechung fortlaufende Kranz von Äckern, Feldern, Wiesen und Gärten, den wir in so manchen Ländern Europas antreffen, ist im ganzen muslimischen Asien fast völlig unbekannt. Die im Mittelalter „die beste aller Ebenen" genannte Ebene von Blidah, die im Anfang unseres Jahrhunderts noch 150,000 Anbauer zählte, gehörte in den fünfziger Jahren zu den wegen dünner Bevölkerung parzellierten Regierungsländereien von Tunis. Wie sehr der Mensch und nicht der durch lange Ausbeutung ermüdete Boden die Kultur zurückgehen läßt, das lehrt der Fortschritt des ältesten und am meisten ausgebeuteten der orientalischen Kulturländer, Ägypten.

7. Die Abessinier[1].

„Abessinien ist im Vergleich zum übrigen Afrika sehr gut und sehr schlecht bedacht." Werner Munzinger.

Inhalt: Natur des Landes. Hochgebirg und Feste. Verhältnis zum Roten Meer und Arabien. Landschaft. – Tracht. Schmuck. Waffen. — Wohnstätten. Städte. Kirchen. — Ackerbau. Jagd. Gewerbe. Handel. — Gesellschaftliche Verhältnisse. Lebensgang. Ehe. — Die Regierung. Sklaverei. — Das Christentum Abessiniens. Abessinische Litteratur. — Die Mohammedaner. Die Juden. Die Heiden. — Arabische, jüdische, ägyptische, abendländische Einflüsse.

Der Reisende, der auf dem Roten Meer den Wendekreis hinter sich gelassen hat, sieht eine blaue Mauer mit silbernen Zinnen auftauchen, die scharf nach Norden vorspringt und schroff zu

[1] Der Name Habasch oder Habesch wird von den Abessiniern selbst nicht angewendet, sondern ist von den Arabern gegeben. Einige finden ihn in südarabischen Völkernamen wieder und halten ihn für den Namen der nach Abessinien hinübergewanderten Himjariten.

der heißen Küste abfällt. Es ist das Gebirgsland Abessinien, ein reichgegliedertes Land, mit Felsmassiven wie Festungen, deren Wände nur mit Strick und Leiter zu erklimmen sind. Vulkankegel und Dolomitriffe lösen einander ab. Der einzige große Zug und Ruhepunkt ist der 80 Quadratmeilen große blaue Tanasee, dessen weitere Umgebung, die Landschaft Dembea, seit dem 17. Jahrhundert der Mittelpunkt des Reiches ist; es ist die bevölkertste und bebauteste Provinz, wo sich wenigstens zur Regenzeit, der Ruhezeit, um den weltlichen und geistlichen Mittelpunkt alles vereinigt, was zu den Oberen im Lande gehört.

Es liegt im Bodenbau Abessiniens, daß die wasserreichen Zuflüsse des Atbara und des Blauen Nils nach Westen hinausfließen, während sich nach Osten nur kümmerliche, bald vertrocknende Wasseradern ergießen. Hätte Abessinien solche Wege gen Osten hin, ans Meer, zu den arabischen und indischen Nachbarn! Aber der Zug nach dieser Seite ist so groß, daß Abessinien doch stets mehr von der steileren, dem Meere zugewendeten Ost- als der sanfteren West- und Nordseite her aufgesucht worden ist. Nicht nur die asiatischen Beziehungen, sondern selbst die historischen mit Ägypten sind von der Seeseite her angeknüpft und gepflegt worden. Wo sich Abessinien am weitesten in seiner vollen Eigenartigkeit als Hoch- und Gebirgsland nach dem Meere hinausstreckt, da ist die einzige Stelle, wo es sich am längsten den Weg zum Meere offengehalten hat: in der nordöstlichen Richtung auf Massaua.


Ein hölzerner Schmuckkamm aus Abessinien (Schoa). (Städtisches Museum, Frankfurt a. M.) Vgl. Text, S. 438.

Wer in diese Gebirgsfeste eindringt, steigt vom flachen, heißen Sand- und Korallenufer durch ein schmales Hügelland in die Region kühler Bäche, schattiger Tamarindenwälder, saftiger Wiesen, die zugleich in der trocknen Zeit die Weideregion nomadisierender und räuberischer Viehzüchter ist, die aus der Dürre der Küstenstriche mit ihren Herden alljährlich heraufziehen. Höher ansteigend, kommt man in die Wälder von Zedern und weidenähnlichen Warabäumen, bis am Rande der ersten Stufe der Hochebene die armleuchterförmigen, kakteenartigen Euphorbien auftreten, die Kollquall der Eingeborenen. Von dieser Stufe steigt man über Höhenzüge und durch thalartige Hochebenen empor angesichts der mit ewigem Schnee gekrönten Hochgebirge des Westens und Südwestens. Die ausgebreitetste der gebirgigen Hochebenen dieser Stufe ist das berühmte Land Tigre, aus dem über Pässe fast in der Schneeregion felsige, selbst für Maultiere oft nicht mehr gangbare Pfade in die zentralen Landschaften von Dembea und Simen führen. Man begreift bei solcher Abgeschlossenheit des eigentlichen Kernes des Landes die Schwierigkeit der Zusammenfassung der durch solche Gebirge gesonderten Länder zu einem Reich. Hart nebeneinander walten die verschiedensten natürlichen Einflüsse. Einzelnen abgesonderten Gebieten gewährt der Gebirgswall Schutz: Simen war selten ein Schauplatz der verheerenden abessinischen Bürgerkriege, während das nahe Woggera trotz seiner Fruchtbarkeit in den dreißiger Jahren fast entvölkert war. Die vom Übermaß der Feuchtigkeit getränkten tieferen Abhänge und die Tiefländer sind entnervend und fieberreich; aber wo der ewige Schnee nicht fern und die Weizen- und Gerstenfelder an nordisches Leben erinnern, kehrt die kriegerische Natur der Gebirgsvölker auch in Abessinien wieder.

Tracht und Schmuck der Abessinier haben viel Arabisches. Die Grundzüge der Tracht der Abessinier sind die anliegenden Beinkleider, das weite Umschlagetuch mit breitem, farbigem Rande, der bei den Großen aus Seide besteht und von beiden Geschlechtern getragen wird, die Binde, die die über das Knie hinabreichenden Beinkleider hält. Das Umschlagetuch wird oft togaartig

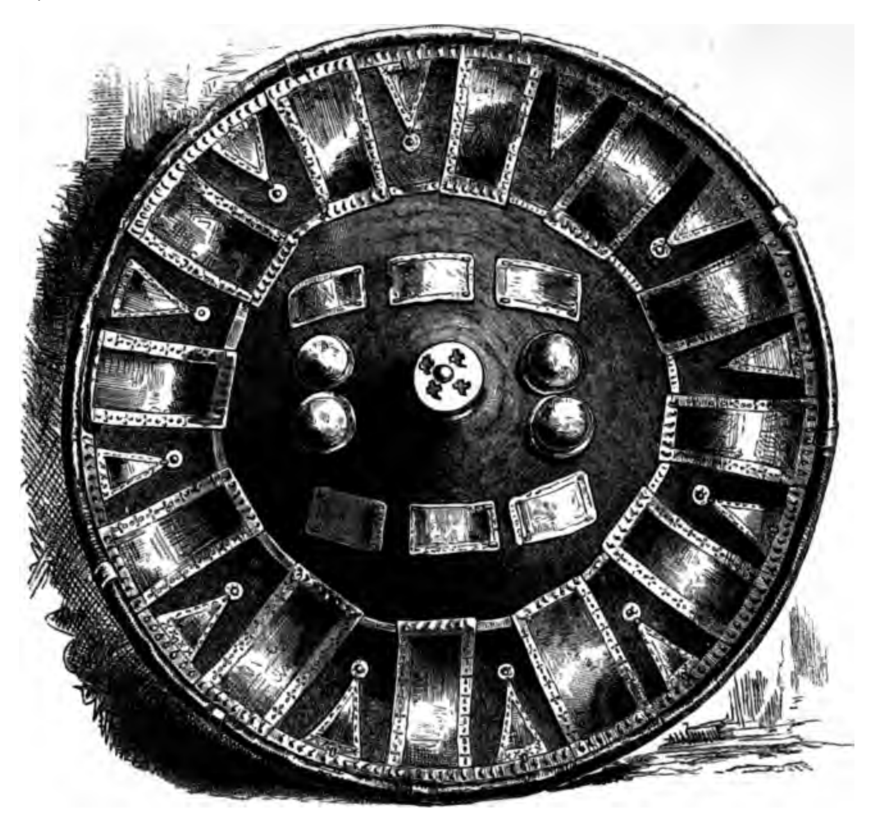
getragen. Füße und Kopf pflegen bei den christlichen Abessiniern unbekleidet zu sein im Gegensatz zu den mohammedanischen, die Turban und Ledersandalen tragen. Die Tracht der Frauen besteht aus einem langen Hemd mit oben weiten, am Handgelenk eng anschließenden Ärmeln, das bei den Reichen mit Stickereien verziert ist. Nur unter der mohammedanischen Bevölkerung findet man mit Lederschurz bekleidete Frauen. Bei Christen gehen nur ganz junge Mädchen in so unvollkommener Kleidung. Wenn sie ausreiten, ziehen die Frauen Beinkleider und Schnabelschuhe an. Die zahlreichen Priester und ihnen nachahmend auch manche Laien aus den besseren Klassen tragen eine weiße Jacke mit weiten Ärmeln, ein turbanartiges Tuch und als besonderes Kennzeichen Schuhe mit aufgebogenem Schnabel und hinten ausspringenden Sohlen. Einsiedler der Provinz Waldubba kleiden sich ockergelb, während sich die Priester einer anderen Sekte in eine rotgegerbte Haut hüllen. In den Küstenplätzen tritt auch bei den Männern das lange arabische Hemd an die Stelle der Beinkleider, an denen man die Abessinier des Inneren erkennt. Aus Baumwolle allein werden Kleider gefertigt. Die Großen tragen ausnahmsweise seidene Gewänder, wie sie der Kaiser als Ehrengeschenke gibt. Der so Belehnte ist berechtigt, in diesem Hemd und nicht wie seine übrigen Landsleute mit entblößter Schulter vor dem Landesfürsten zu erscheinen, er ist hoffähig und darf auf Reisen für sich und seine Dienerschaft in jedem Orte Brot beanspruchen. Als Zeichen von Ehrerbietung zieht der Abessinier den die Schultern bedeckenden Teil des Kleides herab, und vor dem Landesherrn erscheint er nur gegürtet, d. h. er schlägt die den Oberkörper bedeckenden Teile des Kleides über dem Gürtel um den Leib, während sich ein Hochgestellter vor untergeordneten Personen bis zum Mund verhüllt. Im kühlen Gebirge wird auch noch ein zottiges Fell samt Füßen und Schweif, meist vom Schaf, über das Umschlagetuch geworfen; das Fell des feinwolligen Deweloschafes ist besonders gesucht für diesen Zweck. Die Haare werden bei den Männern entweder kurz abgeschnitten, oder in kurze, anliegende Zöpfe geflochten. Die Einfettung mit Butter ist durchgehends Gebrauch. Bei den Abessinierinnen ist die Haartracht aus eng anliegenden, kurzen Zöpfchen die Regel. Zwei fast unvermeidliche Bestandteile der abessinischen Tracht sind ferner das Halsband mit in Ledersäckchen eingenähten Pergamentstreifen, oft lange Schriftrollen, mit heilsamen Sprüchen beschrieben, das manchmal eine bis auf den Bauch hinabhängende Kette bildet, und eine blauseidene, gleichfalls um den Hals getragene Schnur, die den Christen vom Mohammedaner unterscheidet. Ohne einen fahnenartigen, aus Rohr geflochtenen Fächer sieht man in der warmen Zeit keinen Abessinier (s. obenstehende Abbildung). Die Priester tragen außerdem um den Hals einen Fächer, wie ihn die Pilger aus Jerusalem mitbringen, und in der Hand ein kleines metallenes Kruzifix, das die Vorübergehenden küssen, wohl auch einen Fliegenwedel aus Haaren.



Ein drehbarer Fächer, in Nubien und Abessinien üblich. (Hagenbecks Sammlung, Hamburg.) 1/5 wirkl. Größe.

Als Schmuck tragen Frauen (s. Abbildung, S. 437) silberne Ringe über den Knöcheln der Beine, oft mit Glöckchenanhängen, sogar mehrfach übereinander gelegt in den wohlhabenderen Gegenden. Silberne Halsketten mit Glöckchen sieht man zuweilen. Häufig sind blumenartige Rosetten aus Silber oder Gold im Ohrläppchen. Glasperlen und Spangen aus Glas sind nur bei den Negersklaven geschätzt. Kaurimuscheln werden auf die Felle genäht, die über dem Umschlagetuch getragen werden.

Selten trennt sich der Abessinier von dem an der rechten Hüfte getragenen langen, krummen Säbelmesser. Dazu kommen häufig Speer und Schild. Dieser wird womöglich aus Büffelhaut gefertigt (die Nubier nennen ihren Büffelhautschild nach Arum) und wurde früher mit Vorliebe mit dem grell schwarzweißen Felle des Colobus Guereza geschmückt. Die Schilde der Edlen werden mit Silber belegt (s. untenst. Abbildung). Von Gewehren sind noch immer Luntenflinten beliebt, und man sieht die Eskorten von Karawanen selbst im tiefsten Frieden, ganz wie drüben in Arabien, nicht anders als mit brennenden Lunten daherziehen. Zur Elefantenjagd hat man Flinten mit viertelpfündigen Eisenkugeln. Als Jagdgerät, das den Namen Waffe nicht



Ein abessinischer Schild aus der Haut des Bos caffer. (Städtisches Museum, Frankfurt a. M.) 1/6 wirkl. Größe.

verdient, werden grobe Knüppel unter zusammengetriebene Antilopen geworfen, die Glieder zu zerschmettern. Auch Schleudern sind noch vielfach im Gebrauch. Die Nachtwachen pflegen nach jedem Gebüsch, oder wo sich sonst Diebe und Räuber verbergen könnten, mit großem Geschick ihre Steine zu schleudern. Feuergewehre wurden früher fast nur von eingewanderten Ägyptern und Griechen verfertigt und ausgebessert. Man schießt fast ausschließlich mit Eisen, da sich an den dicken Büffelhautschilden die Bleikugeln leicht platt schlagen. Allerdings ist das abessinische Pulver schlecht; denn die Schützen bereiten es sich selbst aus einheimischem Schwefel und aus Salpeter, den man aus altem Schutt auslaugt.

Wer vom Süden des Erdteils kommt, findet in Abessinien zum erstenmal Stein- und Mörtelbau in großer Breite. Dieser Fortschritt bedingt freilich weder Kunst noch Sorgfalt. Einen Hausbau wie in Uganda gibt es kaum in ganz Abessinien, wiewohl in der mit Vorliebe angewendeten Kreisform, in der konzentrischen Umwandung und anderem eine Ähnlichkeit des

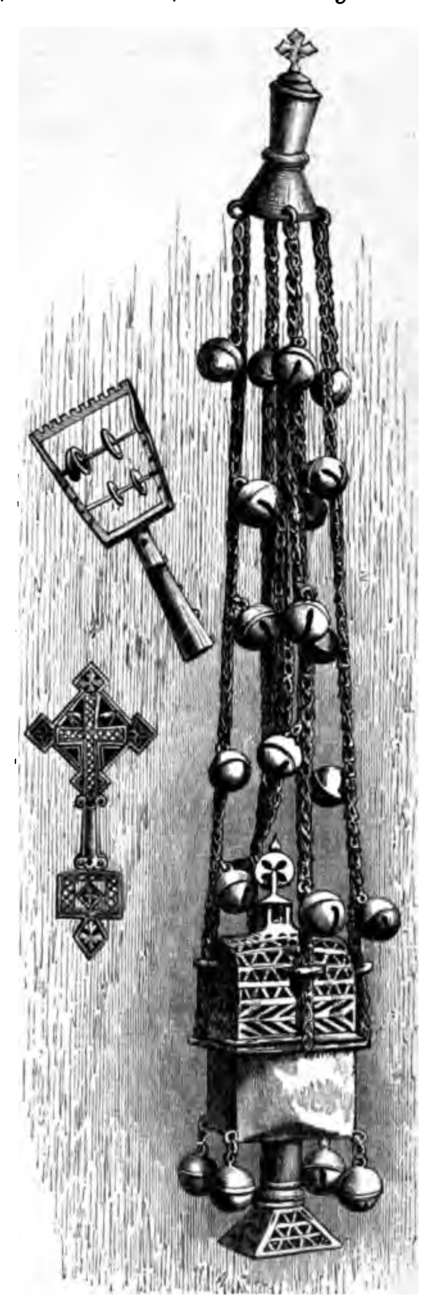
Grundplanes hervorleuchtet, die bis tief nach Südafrika reicht. Im Tiefland findet man Dörfer, deren Hütten flüchtig aus Reisig zusammengeflickt sind. Der äußere Mauerring hat eine, der innere vier Thüröffnungen. In der Mitte des Innenraumes liegt die Feuerstätte, neben ihr die Steine zum Kornquetschen. Oft werden Pferde oder Maultiere in den Zimmern der Großen angebunden, um mit ihnen zu übernachten, und es sind auch wohl eigne Nischen für sie abgeteilt. In dem Gebirgslande Simen sind die Hütten einfach kreisförmige Strohhütten inmitten einer hohen Dornhecke. Merkwürdig sind die von Salt beschriebenen flachdachigen Hütten des an Gebirgsterrassen nördlich von Massaua angebauten Halai, deren Dächer jeweils in einer Linie mit dem Bergabhange liegen und ein Fenster oder einen Schornstein in Form eines durchbrochenen Topfes haben. Es erinnert an die Tembe Ostafrikas, wenn bei Sanafe rechtwinkelig aus Stein gebaute Hütten einen von einem Säulengang umschlossenen Hof für das Vieh und im Hintergrunde mehrere bloß durch jene Töpfe erhellte Zimmer für die Menschen umschließen. An den Wänden sind Mistkuchen zum Trocknen angeklebt. Beim Höhlenreichtum des abessinischen Hochlandes ist das Höhlenwohnen keineswegs selten; und Bruce hatte trotz der Anzweifler ganz recht, wenn er von abessinischen Troglodyten sprach.

Die dünne Bevölkerung, der schwache Verkehr und der vielgegliederte Boden sind der Entstehung größerer Städte nicht günstig. Alvarez, der 1520—26 in Abessinien weilte, sagt: „Im ganzen Lande ist keine Stadt von mehr als 1600 Einwohnern, und selbst solcher sind es wenige; es gibt keine umwallten Städte oder Burgen, aber Dörfer in Unzahl.“ In der ganzen Provinz Simen finden sich überall nur Gruppen von 20—30 Hütten; Angetkat wird von 6 solchen weit auseinander liegenden Gruppen von Hütten gebildet. Gondar, die vielgenannte und vielumkämpfte, 250 Jahre alte Hauptstadt, besteht auch nur aus Gruppen zerstreuter, durch Trümmerfelder getrennter Häuser. Umwallung oder Mauer ist nicht vorhanden. In einigen Teilen der Stadt stehen die runden Hütten mit Kegeldach dichter bei einander, und da entstehen dann enge, winkelige Gäßchen, die insgesamt durch besondere Thore abgesperrt werden können. Die Ruinen sind ständige Begleiter des Neuen, noch nicht Verfallenen. Zu Rüppells Zeit war der Markt- und Schloßplatz beinahe rundum von unbewohnten und teilweise schon in Trümmern liegenden Hütten umgeben; ebenso die größte und schönste Kirche Gondars, dem Heuglin 44 Kirchen und 1200 Geistliche zuschrieb. Die abgesonderten Quartiere der Mohammedaner, die oft noch die am besten gehaltenen sind, ebenso wie die der Juden, vermehren noch den ordnungslosen Eindruck der abessinischen Städte. Anläufe zum Besseren gehören der Zeit des starken portugiesischen Einflusses im 16. und 17. Jahrhundert an, wie die großartige Wasserleitung auf hochgesprengten Rundbogen, die die Kirche Fasildas' bei Gondar mit Wasser versorgt, oder der dortige Gemp oder Palast, „der neben den armseligen, mit Stroh gedeckten Häusern einen wahrhaft großartigen Eindruck macht“.

„Der Priester Johannes (der Kaiser) hat keine feste Residenz, er zieht beständig im Lande umher mit Zelten und hat stets in seinem Lager fünf oder sechs gute Zelte neben den gewöhnlichen“, schrieb Alvarez. Ähnlich hat noch in unserer Zeit König Theodoros gelebt, dessen Feldlager den größten Teil seiner Regierungszeit hindurch seine Residenz war; daher der häufige Wechsel zwischen Gondar, Debra Tabor, Magdala &c.

Die älteren Kirchen gleichen sehr den christlichen Kirchen anderer Länder und besonders auch deshalb, weil sie einen einfachen offenen Hauptaltar haben, während in den neueren das Allerheiligste streng durch eine Mauer von der übrigen Kirche geschieden ist. Es ist wohl auch hierin eine Wirkung jener jüdischen Einflüsse zu erkennen, die das abessinische Christentum umgestaltet haben. Die einfachsten Kirchen, die man im Gebirge trifft, unterscheiden sich von Hütten durch das Paar flache Klingsteine, die anstatt Glocken an einem nahen alten Schattenbaum,

der fast nie fehlt, oder einem Gerüst aufgehängt sind und mit einem Klöpfel geschlagen werden. Eine Kirche in Lalibala ist nach G. Rohlfs von Ölbäumen umgeben, die aus Jerusalem gebracht wurden. Glocken besitzen nur die reichsten Kirchen in einem besonderen Nebengebäude. Auch größere Kirchen sind oft, wenn neueren Ursprungs, nichts als runde, strohgedeckte Hütten, gleich den meisten Wohnhütten. Auch den kleinen Kirchen sind fast überall zwei Thore nebeneinander an der Westseite eigen mit Thüren, die der Fromme beim Eingang küßt. Große Kirchen sind mit Vorliebe in Form gleichschenkeliger Kreuze gebaut. Säulengänge außen, Säulenstellungen innen sind nicht selten. Monolithkirchen sind in verschiedenen Teilen Abessiniens aus dem Felsen gehauen; die Emanuelkirche bei Lalibala, noch nicht das größte Beispiel dieser Werke einer unendlichen Geduld, ist 12 m hoch, 24 Schritt lang und 16 breit. Derartige Bauten sind aber Jahrhunderte alt; und da sie in sehr weichem Stein ausgeführt wurden, verfallen sie jetzt rasch. Kleine Fenster, in die ein steinernes Kreuz eingesetzt ist, sind für die größeren abessinischen Kirchen ebenfalls charakteristisch. In großen, mit liegenden Gründen reich ausgestatteten Kirchen findet man kostbares Gerät, dessen sich keine katholische Kirche in Europa zu schämen brauchte (s. nebenstehende Abbild.). Am höchsten steht der thronartige Sessel, wo Brot und Wein eingesegnet werden; er ist überall in Abessinien Gegenstand größter Verehrung, darf aber nur von ordinierten Geistlichen berührt werden: die Bundeslade der Juden. Bei hohen Kirchenfesten tragen die Priester helmartige Kronen aus Gold- und Silberblech; abessinische Kaiser schenkten oder vermachten öfters den Kirchen ihre Kronen, die nun in dieser Weise zum Schmuck der Priester dienen, und über den angesehensten werden außerdem Schirme aus Samt getragen.



Abessinische Kirchengeräte. (Nach G. Rohlfs.)

Die Wände, Thüren und Querbalken sind oft mit figürlichen und ornamentalen Malereien bedeckt (s. Abbildung, S. 446), und unter allen Umständen tragen die Thüren ihre lebensgroßen Engelsbilder, die der Andächtige mit Ehrfurcht küßt. Das sind an die rohesten byzantinischen Arbeiten erinnernde Werke. Wenn man in einigen bevorzugten Kirchen Porzellantäfelung, Messing- und Glaslampen — die ewige Lampe gehört ebensowenig wie der Weihwasserkessel in den Hausrat der abessinischen Kirche — trifft, so sind das ausländische Erzeugnisse oder von ägyptischen, levantinischen, selbst europäischen Arbeitern angefertigt, von denen ja auch früher jeweils einige in Diensten prachtliebender abessinischer Herrscher standen.

Die Abessinier sind ein ackerbauendes und in vielen Gegenden noch mehr ein viehzüchtendes Volk. Aber der Ackerbau ist beschränkt; denn es wird aus Trägheit und wegen der Unsicherheit nur so viel Land angebaut, als jeder zum Unterhalt der Familie braucht. Auf Ackerbau gegründeter Wohlstand ist daher in Abessinien kaum zu finden, und in dieser Beziehung lebt manches zentralafrikanische Negervolk in besseren Verhältnissen. Auch der Betrieb ist primitiv, wiewohl man als große Kulturerrungenschaft der Abessinier den Pflug (Achras) hervorhebt, der eine lange Stange mit zwei senkrechten, eisenbeschlagenen Zähnen zum Aufreißen der Erde besitzt, und einer kleinen Leitstange, an die zwei Ochsen angespannt werden. Die Getreidefelder sind wie zufällig über das Land hingestreut. Selbst in den felsigsten Gegenden werden die Steine nicht vom Felde genommen. Auch ist die Düngung unbekannt; daher jährlicher Wechsel des Ackers und nie mehr als Eine Ernte im Jahr. Das Pflügen ist Sache der Männer, die Mädchen und Weiber aber ernten und dreschen; mühsam pflücken sie das reife Getreide ab und klopfen es dann mit kleinen Stöcken auf der Tenne aus. Geschnitten wird mit gezahnter Sichel (s. Abbildung, S. 464). Auf dem Hochlande ist Hauptgetreide die Gerste; doch wird hier auch Weizen gebaut. Die Herrscher versuchten manchmal, zusammengeraubte Einzelvorräte in Magazinen zu vereinigen, aber sie vermochten Hungersnot nicht auszurotten. Wie traurig fiel der Verproviantierungsversuch Theodors in Magdala aus, obwohl er seit Jahren dort Korn und Vieh zusammengeschleppt hatte: Theodor hätte, wenn er nicht schon nach der Niederlage bei Agowe vernichtet gewesen wäre, bereits nach kürzester Zeit keine andere Wahl gehabt, als entweder kämpfend zu sterben oder sich wegen Hungers zu ergeben. (Rohlfs.) Wenn das abessinische Ackergerät und die Art des Anbaues an Ägypten erinnern, so ist diese Sorglosigkeit ein großer Rückschritt gegen das, was vor schon vier Jahrtausenden in Ägypten üblich war.

Trotz der herrlichsten Alpenmatten mit nahrhaftem Klee spielt die Viehzucht eine im Verhältnis zur Naturanlage des Landes kleine Rolle. Das verbreitetste Haustier ist das Rind der Sanga-Rasse. Man gebraucht Stiere und Ochsen am Pfluge, in den gebirgigsten Teilen auch zum Lasttragen, während die Kuh der Milch und des Fleisches wegen gehalten wird. Die Esel werden gewöhnlich nicht geritten. Hammel liefern einen großen Teil der Fleischnahrung. Ziegen- und Schafherden sind in den höher gelegenen Landschaften häufig. Auffallend ist es, daß sich die Hoch-Abessinier trotz ihres Schafreichtums nicht in Wolle kleiden. Feinwollige Schafe erzeugt vorzüglich Dewelo. Die Haushunde gleichen den halbwilden Hunden Ägyptens. Als Hauskatze hält man eine kleine, schlanke Art. Das einzige Hausgeflügel ist das Huhn. Hähne werden viel in den Kirchen gehalten, um die morgendliche Gebetstunde zu verkünden. Die Bienenzucht wird mit großem Erfolg durch Einsetzen wilder Stöcke in Gehäuse aller Art, am häufigsten Lehmgehäuse, aber auch echte Körbe, betrieben. Die Zähmung wilder Tiere ist eine besondere Kunst der Abessinier; einige zahme Löwen gehören zum Hofstaat des Kaisers. Sie gehen frei, erfreuen sich reichlicher Kost, aber die kalte Bergluft und Regenschauer machen sie mürrisch und verdrießlich. Wo in den tieferen Teilen des Landes die Viehzucht durch die scharf abgesetzten Trockenzeiten erschwert wird, in denen die Weiden abdorren, fällt es natürlich niemand ein, für sie durch einen Heuvorrat vorzusorgen, sondern der bequeme Nomadismus führt die Herden aus den tieferen nach um so höheren Regionen, als die Regenzeiten vorschreiten. An diesen alljährlich wiederkehrenden Zügen, die erhebliche Strecken umfassen können, nimmt selbst der Ackerbauer teil. Viehzucht ist hauptsächlich Männerarbeit. Knaben treiben die Herden zur Weide, und das Melken wird ausschließlich nur von Männern besorgt, denen auch das Schlachten obliegt. Käse wird gar nicht gemacht, das Fleisch der Kuh dem des Ochsen vorgezogen.

Die Abessinier vermeiden aus religiösem Aberglauben das Schwein, aber nicht in allen Gegenden, und den Hasen. Von Wildbret ist mancherlei verboten, z. B. alles Wassergeflügel.

Auch essen sie keine Heuschrecken, während sich ärmere Mohammedaner dazu bequemen. Rohes Rindfleisch ist vor allem beliebt, nur die Mohammedaner essen zubereitetes Fleisch. Ein Ochse, frisch geschlachtet und vom ganzen Dorfe roh aufgegessen, bezeichnet hauptsächlich die Feier des abessinischen Weihnachtsfestes auf dem Lande. Überhaupt sind große Schmausereien, bei denen dann auch ein Überfluß des nationalen Gerstensaftes nicht fehlen darf, bei allen Ständen der Gipfel aller Feste und die Krönung der Gastfreundschaft. Wo immer es nicht ganz karg zugeht, wird das Mahl mit dem Schlachten einer Ziege oder eines Schafes oder mindestens eines Huhnes eröffnet, dessen Fleisch sogleich roh oder nur ganz wenig angeröstet genossen wird. Sind Christen und Mohammedaner beisammen, so schlachtet ein Christ für jene, ein Mohammedaner für diese. Nebst dem Fleisch bilden dünne, zusammenrollbare Brotkuchen aus gesäuertem Teff (Poa Abyssinica) die Grundlage der Nahrung, während eine Brühe aus rotem Pfeffer das unvermeidliche Gewürz des Fleisches wie des Brotes ist. Das Brot wird wie in Arabien durch Zerreiben der Körner auf Steinen und sofortiges Rösten des groben Teiges hergestellt: eine der Hauptarbeiten der Frauen. Beim Essen kauert man, und es ist das erste Gebot, daß sich mehrere, die zusammen essen, gegenseitig bedienen. Während des Essens wird nichts getrunken, unmittelbar danach aber kreisen die Schalen voll gegorenen Honigwassers, wobei der Gastgeber jeweils einiges in die Hand gießt und ausschlürft, um zu zeigen, daß es nicht vergiftet und verunreinigt sei. Sind die Herren satt, so nehmen sofort die Diener ihre Stellen ein, essen alles auf und schlürfen Gerstenbier, denn es gehört zur Höflichkeit, daß nichts übriggelassen werde. Vor den Fastenzeiten pflegt man sich mit besonders großen Massen von Fleisch anzufüllen.

Beide Geschlechter, alt und jung, verbringen Tage und Nächte bei Trinkgelagen, wo Tetsch und Merissa, wahre Nationalgetränke, eine große Rolle spielen. Dagegen ist merkwürdigerweise der Genuß des Kaffees nur bei den Mohammedanern verbreitet; die Christen sind ihm nur wenig ergeben. Bei den Trinkgelagen, die die Schmausereien abschließen, gibt es besondere Trinksitten, die mit der sonstigen Formlosigkeit, wie sie gerade bei diesen Gelegenheiten herrscht, seltsam kontrastiert. Der Gastgeber zeigt den Dienern jedesmal an, wem ein Trunk gereicht werden soll, der damit Bedachte erhebt sich dann und verbeugt sich zum Danke ehrerbietig gegen ihn. Wer sich entfernt, zeigt dem Hausherrn mit vernehmlicher Stimme seine Absicht zu gehen an, eine Sitte, die auch bei gewöhnlichen Besuchen üblich ist. Wein gehörte schon vor 300 Jahren in Abessinien zu den Gast- und Ehrengeschenken. Nur die Priester sollten eigentlich weder Wein noch Honigwein trinken.

Der Wildreichtum Abessiniens macht die Jagd zu einer großen Angelegenheit, der nicht nur mit Eifer, sondern auch mit achtungswertem Mut obgelegen wird. Die Antilopenjagd mit Geparden, die Giraffen- und Straußenhetze mit Pferden und Windhunden gehören zu den Zeitvertreiben abessinischer Großen, nicht aber auch die Falkenjagd. Im übrigen sind die Jagdmethoden die nubischen. In den Hütten von Simen findet man die Schwänze von Büffeln und die getrockneten Rüssel der Elefanten als Trophäen aufgehängt, deren sich die Jäger wohl rühmen mögen; denn viele haben keine andere Waffe als die Lanze, um diesen Riesen entgegenzutreten, wenn sie ihr auch durch Gebete, Zaubersprüche und das Schlachten eines braunen Schafes größere Kraft zu geben glauben. Löwenfelle gehören immer dem König, aber der glückliche Jäger erhält einen Streifen davon zum Schmucke seines Schildes.

Die Fischerei an der Küste, durch ihren Ertrag an Perlen und Perlmutter schon früh von Bedeutung für den Handel Abessiniens, wird von Danákil getrieben, die dazu ein Floß aus fünf Baumstämmen benutzen, das dem nubischen Ambatschfloß (s. Abbildung, S. 60) ähnlich ist. Von der Mitte aus lenkt ein Knabe das einfache Fahrzeug geschickt und schnell mit einer an beiden Enden schaufelförmigen Ruderstange. Er fährt über eine Stunde weit damit ins Meer

hinaus. Als Taucher verwenden die Perlenfischer der abessinischen Küste Negersklaven, die als Knaben gekauft und förmlich abgerichtet werden, mit einem Stein am Fuß und einem Signalstrick am Arm zu tauchen.

Die **Industrie** Abessiniens erzeugte einst schöne Werke durch Muster und Anleitung, die sie aus Westasien und Ägypten, teilweise selbst aus Europa empfing. Auf den Märkten des östlichen Sudan sind die Gewebe Abessiniens noch immer die geschätztesten, nach ihnen die Dar Fors. Aber sie steht seit langem still und hat in manchen Fächern, wie z. B. der Silber- und Goldschmiedekunst, Rückschritte gemacht. Die Trägheit ist ein nationales Übel. Schon in dem belebten und etwas zivilisierten Massaua fällt der Müßiggang der Abessinier auf. Die lohnendste Arbeit wird von Fremden verrichtet. Handwerker und größere Kaufleute sind Ausländer; für die Abessinier bleibt nur das Schachern übrig, dem sie träge und schläfrig den ganzen Tag in den Buden des Marktplatzes, in den Kaffeeschenken und an den Landungsstellen obliegen. Und dabei sind nicht etwa ihre Frauen, wie bei anderen Halbbarbaren, um so mehr mit Arbeit überladen, sondern diese liegen fast den ganzen Tag auf den von Lederriemen geflochtenen Ruhebänken. Die Mädchen beschäftigen sich zuweilen mit dem Flechten von Matten, flachen Schüsseln, wasserdichten Körben (s. nebenstehende Abbildung) und kleinen Fahnenfächern. Sie verfertigen sie aus den dürren Blättern der Fächerpalme von Jemen. Mehlreiben und Brotbacken überlassen sie den Negersklavinnen. Ganz so ist es nicht überall; aber auch für die Städtebewohner der höher gelegenen Regionen ist Müßiggang allgemeine Regel, wenigstens für die Christen, ein mit Betrug vielfach gemischter Schacherhandel sehr allgemein, jede eigentliche produktive Thätigkeit mit wenigen Ausnahmen schlaff. Der Handel hat eine viel zu große Ausbreitung in einem so kapitalarmen und so wenig erzeugenden Lande gewonnen, das dazu noch ganz ohne gute Wege ist und durch Jahrzehnte der öffentlichen Sicherheit entbehrte. Kein Händler wagt es, große Vorräte zu transportieren, da räuberische Anfälle, Plünderungen und Brandschatzungen häufig sind. Kriege unterbrechen sehr oft die Verbindungen der Provinzen und Hauptorte, wodurch Mangel an den gewöhnlichsten Marktwaren eintritt; die Preise schwanken dann um 100 Prozent und mehr im Laufe einer Woche. Das Aufkaufen und Wiederverkaufen ist unter diesen Umständen ein Lottospiel. Oft ist fast das einzige Kapital, das ein armer Teufel



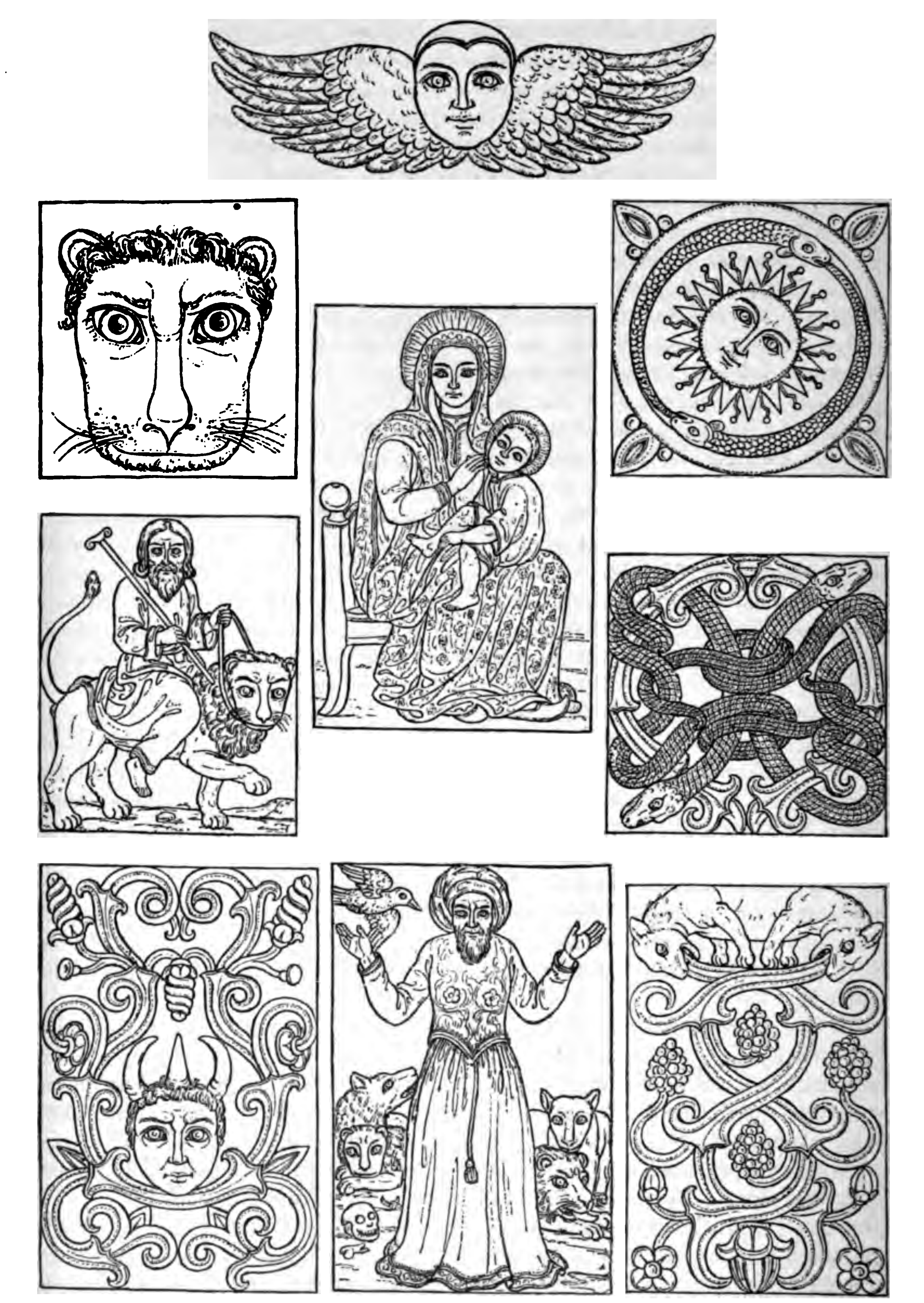
Abessinische Strohflechtereien. (Nach G. Rohlfs.)

aufs Spiel setzt, indem er Waren aus einer Provinz nach einer anderen bringt, sein eignes Leben und das seiner paar Lastesel. Das gilt besonders vom Salzhandel. Aber man muß so Rohbaumwolle aus der gegen Sennaar zu liegenden Provinz Quara und Eisen aus Godscham um jeden Preis herschaffen. So erklärt es sich nun, daß man von Gondar behaupten konnte, es lebe fast jeder Bewohner der Stadt vom Handelsgewinn, außer den Priestern, die sich von den Kircheneinkünften, und den Soldaten, die sich von der Beute nähren. Abessinien erzeugt wenig Metalle. Das Gold kommt aus den Galländern, Eisen aus dem Westen und Süden. Bedeutend ist der Salzhandel von der Küste nach dem Inneren.

Die Gewerbe der christlichen Abessinier sind hauptsächlich die Verarbeitung von Godschameisen zu Messern, Pflugscharen und Speerspitzen, selbst zu Scheren und Rasiermessern (die zur Metallarbeit notwendigen Feilen werden merkwürdigerweise aus Schoa eingeführt und sind sehr roh), das Gerben und die Herstellung der Büffelhautschilde, das Schmieden von Silber zu unbedeutenden Kettchen, Ringen, Waffenverzierungen, was manchmal unter schamloser Verfälschung des Edelmetalls mit Zinn und Zink betrieben wird, die Verarbeitung des in geringer Menge aus Südwesten gebrachten Goldes, das Abschreiben, Malen und Binden der Bücher. Hervorragend durch feine Arbeit, besonders aber durch Reichtum der Erfindung, sind die Rosetten und Blumen aus Filigran. „Alle abessinischen Filigranarbeiten“, urteilt Rohlfs, „haben denselben Charakter, aber nie gleicht eine der anderen. Es gibt keine Haarnadel, keinen Halsschmuck, kein Armband, keinen mit Filigran geschmückten Schild, die genau ein Vorbild hätten. Überall Originalität und Verschiedenheit, nirgends Uniformität in der Ausführung.“ Erwähnenswert sind auch mit Silber eingelegte Speerklingen. Derselbe Reisende lobt noch besonders die Messingarbeiten der Abessinier, während er zugibt, daß sie in den Flechtarbeiten und den Gefäßen aus Holz, Thon und Horn nicht höher stehen als viele innerafrikanische Völker. Hauptgewerbe der Mohammedaner ist die Verarbeitung der Baumwolle. Man trägt in Abessinien fast nur Baumwollenzeuge, und so beschäftigt sie natürlich zahlreiche Hände. Der Betrieb ist denkbar einfach. Die Rohbaumwolle wird samt den Samen in der Regel gegen das gleiche Gewicht Salz gekauft. Die Arbeiterin entfernt dann mühsam durch Rollen mit einem eisernen Stäbchen die Samen, schlägt die Baumwolle mit einem elastischen Bogen auf und verspinnt sie mit der Handspindel. Aus dem Garn kann nun eine fleißige Frau im Jahre so viel Zeug weben, als für etwa 20 Speziesthaler verkauft wird, wobei ihr Verdienst 10 Speziesthaler beträgt, was selbst für abessinische Verhältnisse wenig ist. Der Baumwollenstoff zu den bunten Säumen der Umschlagetücher wird zu hohem Preise aus Indien bezogen. Seit langem besteht ein wichtiger Teil des indisch-abessinischen Handels in der Einfuhr dieser bunten Gewebe. Den Juden fällt bei der merkwürdigen konfessionellen Arbeitsteilung die Herstellung der Töpferwaren und alle Maurerarbeit zu.

Die Malerei (s. Abbildung, S. 446) hat sich auf die rohe Bemalung der Thüren und Wände in den Kirchen nicht beschränkt, sondern in der Ausschmückung der kostbaren Evangelien und Gebetbücher etwas Besseres geleistet. Im 16. Jahrhundert wurden, allem Anscheine nach unter Anleitung byzantinischer Miniaturmaler, die heiligen Pergamente mit mindestens erträglichen Bildern geschmückt. Was davon heute gemacht wird, ist plump und dick aufgetragen. Dieser Kunst konnte der seltsame abessinische Aberglaube nicht zum Vorteil gereichen, daß man im Profil nur Juden oder böse Geister darstellen dürfe. Perspektive ist unbekannt.

Von der Musik der Abessinier gibt Francisco Alvarez folgende präzise Schilderung: „Es gibt Trompeten, die sind aber nicht gut. Es gibt viele kupferne Trommeln, die aus Kairo kommen, und andere aus Holz mit Leder auf beiden Seiten. Es gibt Tamburine, wie bei uns, und große Zimbeln, die sie schlagen. Es gibt Flöten und einige Saiteninstrumente, die



Proben moderner abessinischer Kunst. (Nach G. Rohlfs.) Vgl. Text, S. 441 und 445.

viereckigen Harfen gleichen, und die sie Davidsharfen nennen. Sie spielen sie vor dem Priester (Johannes), aber nicht gut." Auch neuere Berichterstatter schildern besonders die Kirchenmusik als wenig erfreulich. Rohlfs beschreibt eine Art mit Leder überzogene, 1,5 m lange, alphornähnliche Schalmei.

Die Märkte sind die wichtigsten Stätten des Handels. Rohlfs schildert folgendermaßen den Markt von Adua: „Alles ist nach den Gegenständen auf kleine Gassen verteilt. Hier steht das Vieh: Pferde, Rinder, Schafe, Ziegen, auch Hühner und Wild. Dann kommt eine Gasse, wo auf beiden Seiten Männer, Mädchen und Frauen hinter Säcken mit Getreide, Weizen, Gerste, Bohnen und Erbsen hocken. Große Haufen frischen und getrockneten roten Pfeffers zeugen von dem starken Gebrauch dieses Gewürzes. Reihen von Honig- und Buttertöpfen; viele Töpfe mit Honigwein und Bier; auf großen Tüchern kleine Spiegel, Perlen aus Venedig und Böhmen, Flakons mit schlechten Essenzen, Trinkgläser, Steingut, schlechte Messer und Scheren, Schreibpapier, schwarzer, weißer und roter Zwirn, Kattun in zwei Sorten (der bessere weiß, ziemlich gut; der schlechtere fast grau, stark gegipst), bunte Taschentücher, schlechte Seidenstoffe, schlechte Tuche in roter, gelber und hellblauer Farbe, Spiegel, hier auch eine Kiste mit elendem Kognak und noch giftigerem Absinth: das ist so ziemlich, was sie von europäischen Waren feilbieten. Endlich abessinische Stoffe: prächtig mit bunter Seide gestickte Hosen für Damen, Schama verschiedener Güte und Größe, auch einige wunderschöne Margef, selbst für uns von bedeutendem Preise. Aber wenn man das sehr sorgfältig ausgeführte Baumwollgewebe betrachtet, das ein Gemisch von Wolle und Seide zu sein scheint und außerdem an beiden Enden einen in wunderbar schönen Farben gestickten, 4 cm breiten Rand zeigt, so wird man für ein solches Tuch den Preis von 150—200 Mark nicht zu hoch finden. Auch Waffen: Spieße, Säbel, alte Flinten, Pistolen, Büffel- und Rhinozerosschilde ꝛc.; Bogen und Pfeile sucht man aber in Abessinien vergebens. Selbst naturhistorische Gegenstände: Löwen- und Pantherfelle, Häute kleinerer Raubtiere, Schlangen ꝛc., sind zu finden. In einer anderen Gasse rohe, getrocknete und auch rot gegerbte Ochsen-, Schaf- und Ziegenfelle." ... Ganz wie auf den sudanesischen Marktplätzen fehlt auch der Marktrichter nicht. „Ein eigentliches Kaufen findet ja nur statt, wenn es sich um Gegenstände von Thalerwert handelt. Bei geringwertigen Sachen wird getauscht." Nur in bestimmten Teilen Abessiniens, vorzüglich in den amharischen Provinzen, sind Salzstücke (Amole) Tauschmittel, die aus der Depression von Arro, dem „Staatsschatze Abessiniens" (Schimper), stammen. Überall aber in Abessinien kennt man und tauscht die Mariatheresienthaler von 1780. Da man bis zu 48 Amole für einen Thaler erhält, sind jene Salzstücke gleichsam die Scheidemünze.

Schon Ludolf citiert Tellez' Urteil über den abessinischen Charakter mit den Worten: „Mobiles ingenio et punicae fidei, inconstantes atque periuros, nec non crudeles et vindictae cupidissimos esse ait", und Rüppell nennt als Hauptzüge alle Variationen von Lastern, angefangen von Indolenz und Leichtsinn und sich steigernd durch Trunkenheit, Aberglauben, Undankbarkeit, Unverschämtheit im Fordern von Geschenken, große Gewandtheit im Verstellen zu „einer des sprichwörtlichen Gebrauches würdigen Lügenhaftigkeit", dummstolzer Selbstsucht, hohem Grade von Ausschweifung, Treulosigkeit und Hang zu Diebstahl. Dazwischen bleibt fast nur für die Tugenden der Schwäche Raum. An Schwatzhaftigkeit übertreffen sie alle Nachbarn. Die Intelligenz des Abessiniers wird allgemein zugegeben und nur bedauert, daß „die im Orient gebräuchlichen kategorischen Imperativformen" (Heuglin) nicht eindringender zur Entwickelung und Schulung seiner Gaben Verwendung finden. Die meisten dieser Fehler erfahren eine so scharfe Ausprägung durch die verwildernde Gesetzlosigkeit, unter der das unglückliche Land so lange gestanden hat. Sie sind daher milderer Auffassung fähig, und wir wollen nicht

vergessen, daß uns jeder einzelne Abessinienreisende, mochten seine allgemeinen Erfahrungen noch so ungünstig sein, Züge großen Edelmutes von einem und dem anderen Abessinier erzählt hat: selbst Rüppell von seinem Freunde, den edlen und geistvollen Richter Lik Altum in Gondar. Rohlfs hat sich bemüht, das Urteil über die Abessinier zu mildern. Er hat Thatsachen anzuführen; und es klingt besonders erfreulich, wenn er die Ehrlichkeit seiner abessinischen Diener hervorhebt. Dies kontrastiert wieder mit Rüppells Erzählungen, daß selbst die Großen des Reiches in Gondar ihm Gegenstände vom Tische wegstahlen. Allerdings liegt ein Menschenalter zwischen beiden Urteilen. Fassen wir das Bleibende im Wesen und Gebaren des Abessiniers zusammen, so spricht die Formel: Orientalische Grundlage mit Zumischung neger- oder mulattenhafter Lebendigkeit und Veränderlichkeit den Charakter der Spezies am deutlichsten aus.

Abessinien steht geistig noch heute auf der Stufe des 3. oder 4. nachchristlichen Jahrhunderts. Da ihre Kirche stehen geblieben ist, ist auch das Wissen der Abessinier weniger als Stückwerk, und der Horizont ihrer Kirchen- und Klosterumfriedigungen umfriedigt ihre Weltkenntnis und Weltanschauung. Die Abessinier glauben, daß es drei Welten gibt: Äthiopien, Europien und Türkien. Ferner, daß Europa ungefähr so groß wie Äthiopien sei, aber keinen Negus Negesti besitze. Sie halten den Kaiser von Rußland für mindestens so mächtig wie den König von Tigré. Der letzte Negus Negesti glaubte eine Zeitlang fest an die von einem Griechen ihm beigebrachte Fabel, daß Griechenland das mächtigste Land der Erde sei. Zu dieser Unvollkommenheit der Vorstellungen trägt übrigens auch der Umstand bei, daß die Abessinier äußerst wenig außer Landes kommen. Ihre Zeitrechnung schließt sich an die altchristlich-orientalische an. Gleich dem jüdischen beginnt ihr Jahr im September. Ein jedes Jahr eines Schaltzyklus heißt nach einem der vier Evangelisten, also Jahr des Johannes, Matthäus u. s. f. Die Monatsnamen sind koptischen und byzantinischen Ursprungs.

Eigentlich macht uns doch immer wieder die Eigenschaft, daß es sich als eine christliche Feste leuchtturmgleich mitten aus Islam und Heidentum Afrikas erhebt, das Land so anziehend. Sein Christentum bringt uns Abessinien geistig näher und hebt es über ganz Afrika. Und so ganz nur Wort und Form ist denn doch dieses Christentum auch in seiner Erstarrung nicht. Es rettet Abessinien vom Fetischismus, den Zaubereien, den Menschenopfern des übrigen Afrika. „Wenn sich die Völker auch bekämpfen, so sind die Opfer doch nur die Soldaten und die Güter; Weib und Kind sind respektiert. Die Leibeigenschaft erstreckt sich nur auf die von außen eingeführten Schwarzen. Der Sklavenhandel ist den Christen bei Todesstrafe verboten." (Munzinger.) Abessinien hat durch mehr als 1500 Jahre sein Christentum bewahrt, aber nicht entwickelt. Es ist aus der lebendigen Pflanze ein stehen gebliebenes und dadurch vielfach mißbildetes Gewächs geworden, an dem Blätter und Blüte, Wichtiges und Unwichtiges, Dogma und Disziplin gleiche Bedeutung erhalten haben, so daß es nicht das Leben des Volkes durch eignes Geistesleben durchdringen konnte. Und hauptsächlich ist es ein isoliertes Ding im Leben dieses bunten Völkergemisches. Es hat nicht zum Boden eine hohe allgemeine Kultur, nicht die Künste und Wissenschaften zu Freunden oder Gegnern. So erklären sich einmal der Formengeist, die Wichtigmachung von Gebräuchen und äußeren Werken, die wahnsinnig konsequente Unterscheidung von Rein und Unrein, die Beschneidung, all das Hängen am Buchstaben, als Ausfluß orientalisch-kurzsichtiger, pharisäisch-judäischer Denkweise. Der Mangel theologischer Wissenschaft, der Überfluß an Mönchen voll Unordnung und Unsittlichkeit, Eheverhältnisse bis zur Polygamie, freche Simonie, Verkauf der Sakramente, übermäßig viele Festtage, endloses, oberflächliches Fasten und Büßen, abergläubischer Kreuzes- und Bilderdienst, Überwuchern der Heiligenverehrung sind ebensoviel herabdrückende Gewichte. Dem allem schließen sich an, als von der Kirche mindestens nicht verpönt, sondern in den meisten Fällen selbst geglaubt und geübt, die abergläubischten

Gebräuche. Fügt man nun noch hinzu, daß sich das Priestertum nach altägyptischer Weise in den Familien vom Vater zum Sohne forterbt, daß das Mönchs- und Nonnentum dem Nichtsthun frönt, daß die abessinische Kirche ihren Dienern nur ein sehr geringes Maß von Bildung nötig erachtet, so wird man verstehen, wie arm an Kultur dies Christenvolk zu sein vermag. Und eins, worauf wir schon hinwiesen, ist schließlich auch hier nicht zu übersehen. Das ist der unsinnige Stolz, das echt semitische Erbteil aller Halbkultur, der sich der Belehrung verschließt, und den in dieser Vereinzelung das Christentum nur nähren konnte.

Die Abessinier sind gleich den Kopten Monophysiten, und noch heute wird der Oberpriester der abessinischen Kirche aus den Reihen der koptischen Mönche genommen. Als aber das ägyptische Christentum vom Islam überschwemmt ward, zerriß fast alle Verbindung dieser beiden afrikanischen Schwesterkirchen, und das abessinische Christentum sank in ein geschichtsloses Dunkel, woraus es erst in den späteren Jahrhunderten des Mittelalters sagenhaft wieder hervorzuleuchten begann. Sichere Nachricht brachten erst jene Sendboten, die König Johann II. von Portugal am Ende des 15. Jahrhunderts nach dem fernen christlichen Reiche sandte. Ein Portugiese nahm eine Zeitlang die einflußreiche Stellung eines Patriarchen (Abuna) der abessinischen Kirche ein. Versuche, die Abessinier zum römischen Christentum zu bekehren, lähmten nur den europäischen Einfluß. Die späteren Missionsversuche sind klein und zersplittert geblieben. Die solcher Wurzel entsprossene und durch solche Schicksale gegangene abessinische Kirche steht der orthodoxen syrischen Kirche in ihren Lehren am nächsten. Sie hat tiefe Wurzeln im Volke, das die Erhaltung seiner Unabhängigkeit wohl noch mehr der innigen Verflechtung aller seiner Interessen mit dem Christentum als der abweisenden und schützenden Natur des Landes zu danken hat. Auch an Breite der Basis fehlt es dieser Kirche nicht, die nach Heuglin 12,000 Geistliche in unzähligen Kirchen und Klöstern umschließt, einen großen Teil des besten Bodens besitzt und Anspruch auf ausgiebige Fronleistungen der Bauern erhebt.

Dem abessinischen Gottesdienst fehlt es nicht an Pracht, die aber manchmal etwas durchlöchert und verschlissen erscheint. Bei den Prozessionen werden über den angesehensten Priestern Schirme aus Samt getragen. Sie selber aber schwingen Rauchfässer und Klingeln oder halten hohe krückenförmige Stöcke oder Stäbe mit griechischen Kreuzen in der einen Hand, ägyptische Rasseln, Sanasel genannt (zweizinkige, oben durch Querstäbchen geschlossene Gabeln, woran mehrere Ringe angebracht sind; s. Abbildung, S. 441), in der anderen, und während sie ihren geheulartigen Gesang mit Rasseln begleiten, schlagen andere auf große Trommeln, die in reichen Kirchen aus Silberblech gearbeitet sind. Höhere Priester tragen auch Meßgewänder von Brokat, die aus besseren Zeiten stammen. Endlich tragen sie auch wohl um den Hals an einer Schnur eins von jenen heiligen Büchern, worin die Phantasie abendländischer Reisenden oft den größten Schatz der abessinischen Kirchen vermutete, bis man bemerkte, daß von den Urzeiten des Christentums in diesen mit fingerlangen äthiopischen Lettern geschriebenen und reich mit Bildern verzierten Pergamenten ebensowenig zu finden ist als wichtige historische Daten in den Chroniken der abessinischen Herrscher. Feuersbrünste, in Abessinien sehr häufig, und Vernachlässigung haben vieles verderben lassen. Kostbare Bücher werden an Schnüren aufgehängt, um sie vor Mäusen zu schützen. Übrigens scheinen gleich anderen Industrien auch die Herstellung des Pergaments und die Schreibkunst im heutigen Abessinien zurückgegangen zu sein; denn man findet wenig neue Bücher von der Größe und Schönheit der alten. Die mit heißen Eisen in die Ledereinbände gepreßten Verzierungen sind oft nicht ohne Geschmack.

Die eingehegten Räume um die Kirchen werden als Friedhöfe benutzt; aber seltsamerweise gibt es in Abessinien keine Grabdenkmäler, so daß diese Stätten des Todes einen wüsten, öden Eindruck machen. Die Hütten der Priester liegen in dieser Umgebung. Auch in baumlosen

Teilen der Hochebene fehlt ihnen nicht der Schatten einiger alter Bäume, und wäre es nur der schmale düsterer Wacholderzedern. Aus diesen öden Grabstätten werden die Gebeine angesehener Personen nach 50 Jahren in die Kirche selbst verbracht und in bemalten Holzsärgen bestattet. Der Raum um die Kirche gilt als heiliger Ort, wo auch lebloser Besitz sicher sein soll. Daher findet man in den Wohnungen der Priester eine Masse von Habseligkeiten anderer. Das Asylrecht dieser Räume ist für Menschen selbst in den Bürgerkriegen geachtet worden. In Gondar besitzt das ganze Quartier, wo das Haupt der abessinischen Christen, der Etscheghe, wohnt, dieses Asylrcht; als Rüppell dort weilte, benutzte es ungestört ein politischer Freibeuter mit 50 Spießgesellen, sonst der Schrecken der Provinz.

Die Interessen des Staates und der Kirche nach außen treffen in der Bekämpfung Andersgläubiger zusammen, und so ist es selten, wenn sich die Kirche, wie unter Theodoros, auf die Seite einer dem Herrscher feindlichen Partei stellte. Gerade Theodoros machte mit derartigen Versuchen kurzen Prozeß. Rohlfs bezeichnet es als geschichtlich, daß der vor öffentlicher Versammlung vom Abuna für verdammt und vogelfrei erklärte Kaiser Theodoros eine Pistole auf den Abuna richtete mit den Worten: „Lieber Vater, gib mir deinen Segen!“

Dem religiösen und nationalen Fanatismus ist als treibende Kraft im geschichtlichen Leben Abessiniens nichts anderes an die Seite zu setzen. Die abessinische Geschichte hat daher mehr als eine an die Monophysitenverfolgungen Ägyptens erinnernde Episode. Als ein König den Jesuiten so weit entgegenkam, daß die Katholisierung Abessiniens äußerlich die größten Fortschritte zu machen schien, als jenen Paläste gebaut und Seminare für die jungen, zum Priesterstand bestimmten Abessinier übergeben wurden (1624 f.), wüteten die blutigsten Glaubenskriege; der König selbst ließ damals seinen Schwiegersohn und seine Tochter als Ketzer aufhängen. Zum religiösen und nationalen Gegensatz (sind doch Abessiniens Erbfeinde, die Galla, Mohammedaner) tritt nun noch ein sozialer. Nicht allein, daß alle Nichtchristen gewissen Beschränkungen unterworfen sind, kann man sogar von einer Art wirtschaftlicher Arbeitsteilung sprechen, um so mehr, als im allgemeinen die Mohammedaner in Abessinien fleißiger und anstelliger als die Christen sind.

Die Zahl der heidnischen Bewohner Abessiniens beschränkt sich auf die am Tanasee lebenden Waito und auf einen Teil der im westlichen Abessinien lebenden Agau. Außerdem sind aber heidnische Gebräuche, wenn auch nur als vereinzelte Reste älterer Naturverehrung, nicht selten. Rüppell erzählt von Haremat: „Frauen der Gegend begaben sich in großer Zahl an eine wasserreiche Quelle unter einer der schönen Baumgruppen, wuschen sich Hände und Füße und warfen sich dann vor einem grob behauenen, würfelförmigen und mit zwei elliptischen Vertiefungen versehenen Sandsteinblock einigemal auf die Erde nieder.“ Andere Beobachter haben deutliche Zeugnisse für Schlangendienst gegeben.

Unter den beiden letzten Kaisern hat das abessinische Christentum große äußere Fortschritte durch gewaltsame Verdrängung des Mohammedanismus und des Heidentums gemacht; seine innere Entwickelung könnte nach den dortigen Verhältnissen auch sicherlich nicht aus dem Schoß der Kirche hervorgehen, sondern müßte durch soziale Mächte von außen herbeigeführt werden. Wohl begründet ist der Rat von Rohlfs: „Man verzichte auf jede Glaubensbekehrung in Abessinien. Dagegen pflege man aufs eifrigste die Kindererziehung.“ Die Geschichte Abessiniens zeichnet lesbar das Vergebliche aufgedrängter Bekehrungen. Die rechte Aufgabe der Mission ist dort, die Gaben des Volkes durch Erziehung zu entwickeln.

Das Kaisertum Abessiniens, auf die Persönlichkeit des Kaisers gestellt, von dem das Volk alles erwartet und alles duldet, ist nur unter wenigen kräftigen Herrschern eine machtvolle Institution gewesen. Die Herrscherthätigkeit eines Theodoros ist in diesem Jahrhundert dem abessinischen Ideal am nächsten gekommen: „Vom frühesten Tagesgrauen an bis spät in die Nacht

war der Negus sowohl in Rechts- und Administrationssachen als durch Kriegsrat und religiöse Funktionen in Anspruch genommen. Alle Regierungsgeschäfte besorgte er selbst. Dutzende von Bittstellern versammeln sich lange vor Sonnenaufgang vor der Kette der Leibwachen, die sein Zelt umgeben, und rufen: ‚Abet-Abet!‘ oder ‚Dsanhoi!‘ („Herr, Herr! höre uns!“). Vom Lager aus antwortet der König, erhebt sich, hört Begehren und Klagen an, urteilt und teilt Gnaden und Geschenke aus. Dann langen Rapporte und Boten an, die Patrouillen liefern etwaige nächtliche Ruhestörer, Diebe oder Spione ein, Prozeß und Exekution folgen ohne viele Redensarten und Umstände auf der Stelle.“ (Heuglin.) Gerade die Laufbahn dieser hervorragenderen Natur unter den abessinischen Kaisern lehrt das zuletzt Fruchtlose unter Verhältnissen, wo Schlaffheit oder Despotismus die beiden Wege darstellen, unter denen der Regent zu wählen hat, und die Möglichkeit der stetigen Entwickelung des Landes und Volkes verschlossen ist, da der Kulturboden fehlt. Seit der Abdankung des Kaisers Tekla Haimanot (1778) saßen bis 1833 14 verschiedene Fürsten 22mal als Kaiser in Gondar auf dem Throne. Nach altem Herkommen wird der Kaiser von den sogenannten Großbeamten des Reiches aus einer einzigen alten Fürstenfamilie gewählt und ernennt die Statthalter der Provinzen. In einem verkehrsarmen Lande wie Abessinien war aber die Abhängigkeit der Statthalter Fiktion. So zerfiel die Geschichte Abessiniens in die Geschichte seiner Statthalter und Provinzen. Die Einschiebung der Galla zwischen Abessinien und Schoa vollendete diesen Zustand; Schoa war längere Zeit vollkommen vom Hauptland getrennt. Dabei war der Kaiser in Gondar zu einem Schatten herabgewürdigt. Zu Rüppells Zeit bestand sein Einkommen in 300 Speziesthalern, der Kopfsteuer der Mohammedaner von Gondar. Den Seufzern, die der Kaiser bei einer Audienz über den Verfall seiner Würde ausstieß, entsprach der ärmliche Charakter seiner Umgebung, die Verfallenheit des Palastes, die Kahlheit der Räume. In die Unmöglichkeit versetzt, mit seinen 300 Speziesthalern den Hofhalt zu führen, und aller anderen Hilfsquellen, mit Ausnahme vielleicht einiger Strafgelder, beraubt, beanspruchte dieser Schattenkaiser einen Teil der Kircheneinkünfte, erbitterte aber damit die Geistlichkeit derart, daß diese die Kirchen schloß und einen der Statthalter veranlaßte, den Kaiser abzusetzen. Ras Ali wies seinem Kaiser ein kleines Dorf am Tanasee zum Wohnsitz und dessen Einkünfte zum Unterhalt an. Dieser Kaiser hatte in Summa 4½ Monate regiert, und man begreift, daß nach seiner Absetzung das Bedürfnis eines neuen Herrschers so gering war, daß längere Zeit hindurch gar keiner ernannt wurde. Unter solchen Umständen ist natürlich von einer Zentralverwaltung des Reiches nicht mehr die Rede; denn jeder Statthalter verwaltet seine Provinz oder saugt sie aus, verkehrt sogar mit auswärtigen Mächten unmittelbar, wie in den letzten Jahren Ras Alula mit Italien. Außer dem Zehntel des Ertrages als Grundsteuer fordert er auch noch Steuern an Ochsen und Schafen, oft auch noch Butter und Honig. Dazu kommt die Verköstigung der reisenden Großen und ihrer Gäste, auch sonstiger Reisenden. Endlich nimmt er Zölle vom Handel, die, in der Regel in kursfähigen Baumwollenstoffen erhoben, die einzige direkte Geldquelle der Regierung darstellen.



Abessinisches Staatssiegel. (Nach G. Rohlfs.) Die Legende lautet 1) in äthiopischer Schrift: negusa negest Juhannas sa ethiopie, 2) in arabischer: Juhanne melik muluk el habaša; d. h. Johannes, König der Könige von Äthiopien (Habesch).

Dazu kommen dann noch die Kopfsteuern der Mohammedaner und Juden. Allein wenn ein Statthalter mehr Geld braucht, konfisziert er so viel Vermögen, wie nötig, ebenso wie seine Beamten und Soldaten nehmen, wo sie finden. In kriegerischen Zeiten ist die abessinische Verwaltung ein Raubsystem.

Aus der Klasse dieser Statthalter-Kleinfürsten ist denn auch die Erneuerung des abessinischen Kaisertums hervorgegangen. Kasa von Sana blieb nach mancher Fehde zuletzt der einzige mächtige, überall siegreiche der abessinischen Fürsten, und so war es eine Notwendigkeit, daß er trotz eines früheren Kirchenbannes 1855 als Theodoros Kaiser wurde. Theodoros zeigte sich vor allem als Soldat. Das Größte und Gefürchtetste an ihm waren seine Waffenansammlungen, seine Eilmärsche und Überraschungen, sein persönliches Auskundschaften der Feinde, sein verwegener Mut. Gewalt war sein Werkzeug, und gewaltsamer Natur waren seine Anschläge: den Islam auszurotten, die Juden zu taufen, die Grenze Abessiniens vom Roten Meer bis zum Nil auszubreiten. „Theodoros will das Land durch Schreck und Blut reformieren", schrieb 1863 Munzinger, der damals noch Bewunderung für den Kaiser hatte. Aber er mußte hinzufügen: „Es gibt keine angesehene Familie in Abessinien, die nicht verwaist wäre. Wie viele Fürsten starben den langsamen Tod der Missethäter. Glücklich jene, die auf dem Schlachtfelde als Männer fielen. Die alten Beherrscher des Volkes liegen auf den Bergfesten gefangen." Empörung und Bürgerkrieg hörten nicht auf. Fast alle Nebenfürsten fielen weniger vor den Waffen als vor dem Massendruck des mit Frauen und Kindern auf Hunderttausende sich belaufenden, einem Heuschreckenschwarm ähnlich das Land verwüstenden Heeres des Kaisers. Als ganz Abessinien mit der Zeit zur Wüste gemacht war, war es dann auch wieder eine Art von Ausbruch des kriegerischen Wahnsinnes dieses übermütigen Soldaten, der ihn dazu führte, Europäer in Ketten zu legen, bis sie sich bereit erklärten, Kanonen zu gießen, und der ihm endlich den seines Lebens würdigen Untergang unter den Trümmern von Magdala (1868) bereitete. Auch der Kaiser Johannes stieg vom Oberhaupt der Provinz Tigré durch glückliche Kämpfe so hoch, daß er sich 1872 in Axum zum Kaiser krönen lassen konnte. Friedlich aber unterwarf sich der bis dahin selbständige König Menilek von Schoa, als 1879 Kaiser Johannes gegen ihn auszog; er berührte mit der Stirne den Staub und wurde als Unterkönig von Johannes bestätigt. Dieser hat eine menschlichere Behandlung seiner Gegner eingeführt, als sonst in Abessinien üblich war. Als er 1889 im Kreuzzug gegen die Mahdisten gefallen war, folgte ihm Menilek; und so sind endlich Abessinien und Schoa wieder ein Ganzes.

In den letzten Jahrzehnten repräsentierte Schoa die friedlichere Seite des abessinischen Herrschertums. Auch hier ist der König der einzige Herr und Meister des Landes, der aber mild regiert, die Einnahmen des Reiches aus hohen Zöllen und Naturalabgaben der Ackerbauer verständig verwendet. Im Kriege mußte jeder Gouverneur sein Kontingent stellen, und das ganze Heer konnte dann 30—50,000 Mann betragen, von denen etwa 1000 Mann mit Flinten, die anderen mit Spieß, Schild und Schwert bewaffnet waren. Zu Schoa gehören ferner gewisse Grenzvölker, eine Militärgrenze. Die Tschatscha, Adabai und Dschamma bilden einen natürlichen Damm gegen die Überfälle der Galla von Süden her, die daher nie das schoanische Reich ganz bezwingen oder auch nur überschwemmen konnten. Die Schoaner haben überhaupt den Ruf, gute Krieger zu sein. Als vorzüglich gilt die Kavallerie der Schoaner; in ihre schwarzen Wollmäntel gehüllt, auf leichten, kräftigen, unbeschlagenen Pferden, deren Kopfzeug mit Metallplatten geziert ist, machen sie schon äußerlich einen guten Eindruck. Sie führen meist nur kurze, breite Säbelmesser und die Lanze nachlässig auf der Schulter.

Abessinien ist durch seine Lage stets ein kriegerischer Staat gewesen. Leider ist die Armee ein sehr unvollkommenes Werkzeug. Rohlfs schrieb 1881: „Man darf keineswegs glauben,

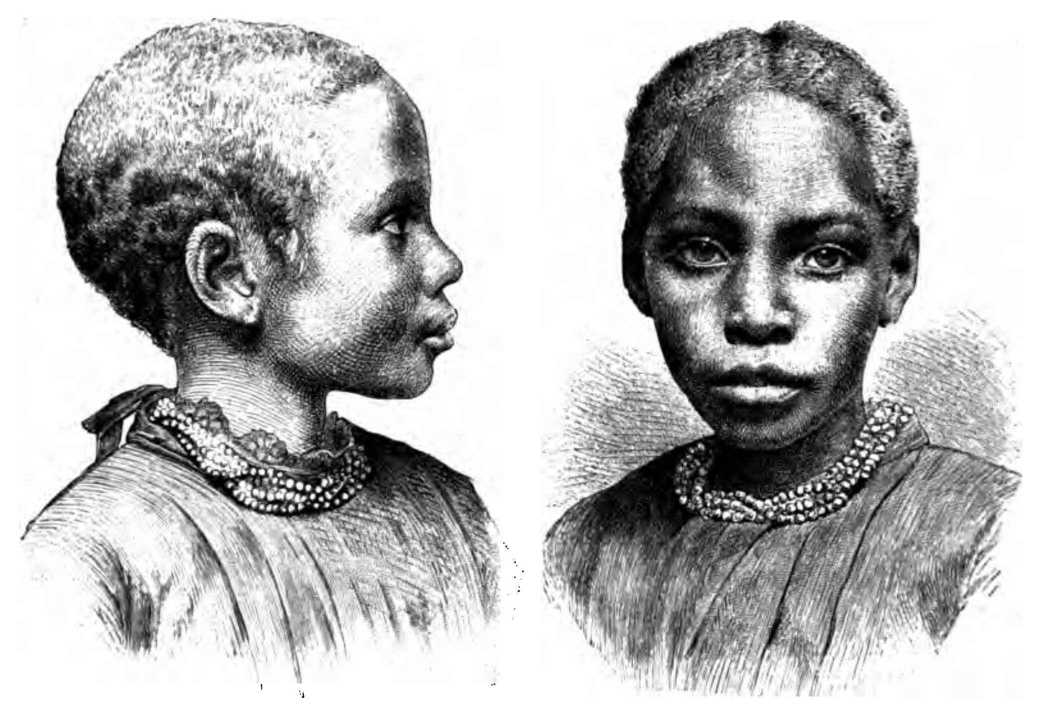
daß die Soldaten Abessiniens irgend einen Vergleich mit unseren regelmäßigen Armeen aushalten. Bei weitem nicht einmal mit den ägyptischen, vielleicht nicht einmal mit den marokkanischen Truppen. Der abessinische Söldling bekommt nie Sold, der Offizier nie Zahlung. Um die Schultern ein Schaf- oder Ziegenfell mit über 1/2 m langen Fransen, oft auch statt dessen ein Löwen- oder Pantherfell für die besonders Tapferen: das ist der Schmuck der Soldaten. Endlich ein langer, krummer Säbel an der rechten Seite. So ausstaffiert kommt der abessinische Soldat daher. Stolz blickt er auf jeden nieder: ihm gehört das Land, für ihn muß der Bauer arbeiten." Bei ihrem gewaltigen Troß ist eine solche Armee für das Land eine große Last, sie nimmt weite Gebiete fast ganz in Anspruch, absorbiert die Arbeit von vielen Tausenden. Wie Asmara, wo der Ras Alula mit der Grenzarmee zu lagern pflegt, so ist heute Debra Tabor ein fast nur von Soldaten und Hofbeamten bewohnter Distrikt. Bürger und Bauern stehen hier als Käufer oder Verkäufer in irgend einem Verhältnis zur Armee. Die Armee ist in dem dünn bevölkerten Land ein kleines Volk für sich, dessen Bewegung eine Völkerwanderung. Noch immer ist die Bemerkung der alten Portugiesen richtig: der Kaiser von Abessinien habe kein festes Heim, sondern ziehe in zahlreichen Zelten mit einem Troß von 50,000 und mehr umher. Und wie scharf läßt es den afrikanisch-unsteten Grundzug und damit die Wurzelarmut der Kultur in diesen Landen hervortreten.

Der Kaiser hält allwöchentlich einige jedem Bürger zugängliche öffentliche Audienzen in seinem Palast, wo er sich die Klagen und Verteidigungen vortragen läßt, die Zeugen verhört, sich mit seinen Großen berät und sein Urteil abgibt. Der Kaiser spricht jedoch nicht selbst mit den Parteien, sondern nur durch Vermittelung einer vertrauten Person, die der Mund des Negus heißt. Der Wali, dem es obliegt, mit seinen Soldaten die Richtersprüche auszuführen, hat bei machtvollen Herrschern wie Theodoros keine kleine Blutarbeit. Aber die Bestechung der mit der Ausführung der Urteile Betrauten ist in größtem Maße üblich. In der That helfen sich denn die Parteien oft genug selbst, indem sie übereinkommen, ihre Angelegenheit vor einen Likaonten zu bringen und dessen Urteil gelten zu lassen. In verwickelten Fällen wendet man sich an das Gesetzbuch Oheta Negust, d. h. Richtschnur der Herrscher, das eine durch einen deutschen Missionar des 17. Jahrhunderts, Peter Heyling aus Lübeck, veranstaltete Bearbeitung der Institutionen des Justinian sein soll. Im Lande wird nach alter Sitte auf einer Anhöhe unter freiem Himmel Recht gesprochen, wobei die Ältesten assistieren. Kläger und Beklagter bringen ihre Gründe mündlich vor, wozu die Umstehenden ihre Bemerkungen machen. Nach längerer Diskussion befiehlt endlich der Richter Schweigen und gibt seinen Urteilsspruch.

Die besonders in unserem Jahrhundert nur immer gewachsene Rechtlosigkeit hat einige Sitten gezeitigt, wodurch das Volk sich selbst zu helfen sucht. Wird eine verdächtige Person an eine aus der klagenden Partei angeknüpft, so verbindet sich jene, sich nicht vor Entscheidung der Klage zu entfernen; thut sie es doch, so gilt dies als Eingeständnis der Schuld. Ja, zeitweilig bestanden förmliche Sonderbünde zum Zwecke der Selbsthilfe. Ein größerer, an Agame grenzender Teil der Provinz Hamazen bildete in den dreißiger Jahren eine Föderativrepublik, deren sämtliche Bewohner ihre Streitigkeiten durch eigne Schiedsrichter entscheiden ließen, ihre Ortsvorstände unabhängig wählten und sogar manchmal mit Erfolg die Steuern verweigerten, die sie als Preis ihrer Unabhängigkeit dem Statthalter von Adaua schuldig waren.

Die gesellschaftlichen Verhältnisse der Abessinier zeigen, mit wie wenig Kulturelementen eine Religion hohen Ursprunges ausgestattet sein kann. In manchen Beziehungen stehen die Mohammedaner und vielleicht selbst die Juden ihren christlichen Landsleuten mindestens nicht nach. Wiewohl der ausgleichenden Wirkung einer nach vielen Tausenden zählenden, aus dem Volke hervorgehenden Priesterschaft natürlich Rechnung zu tragen ist, so sind doch Halbkultur,

Unwissenheit, Armut, der Druck der beengenden Verhältnisse noch viel mehr geeignet zu nivellieren. Nicht obgleich, sondern weil ein früh-mittelalterlicher Zug durch diese Bevölkerung geht, sind Soldat, Kaufmann, Grundbesitzer, Ackersmann gleich geachtet. Es gibt fast keinen Unterschied der Bildung; so können Herr und Diener auf freundschaftlichem Fuße stehen. Die Thatsache der dünnen Bevölkerung auf günstigem Boden läßt auch große Besitzungleichheiten gar nicht zu. Und dazu kommt nun die eigne Art der Sklaverei, die in Abessinien eine sehr milde Form hat. Höchst selten, daß Sklaven eine harte Züchtigung erleiden; es ist schon viel, wenn sie an den Füßen gefesselt werden. Um sich am Sklavenhandel beteiligen zu können, vergesellschaften sich



Ein südabessinisches Mädchen. (Nach Photographie.)

die abessinischen Christen heimlich mit Mohammedanern. Die meisten Sklaven sind Galla aus dem Süden, oder Neger, die über Fazogl und Sennaar als Schangalla eingeführt sind.

Die Kirche gibt dem Knaben am 40., dem Mädchen am 80. Tage nach der Geburt die Taufe. Sie besorgt später die Firmung gegen eine kleine Abgabe. Die Beschneidung, der beide Geschlechter unterworfen werden, ist ein alter Volksgebrauch, ebenso die Feste beim Eintritt der Mannbarkeit, wobei der angehende Mann mit mehreren Genossen vor Tagesanbruch vor das Haus seines mütterlichen Onkels kommt, der ihm die Vorderkopfhaare rasiert, ihm seinen Segen gibt und mit einer Lanze und einer jungen Kuh beschenkt. Die Ehe wird nicht immer kirchlich geschlossen. Zustimmung der Eltern macht auch unkirchliche Ehen gültig. Praktisch herrscht bei den Großen die Polygamie.

* * *

Nördlich von Abessinien wohnen bis zum Beni Amer (und einst bis zum Atbara) **Hirtenvölker**, die in Sage, Sprache und im Glauben unverkennbare Spuren eines früheren Zusammenhanges mit den Abessiniern zeigen. Vorzüglich leben in allen Grenzvölkern Abessiniens die

Spuren des Christentums fort, wie im Süden weit jenseits Schoa, so vor allem bei den Bogos und Mensa. Dieser Rest alten Glaubens ist so in das Volksbewußtsein übergegangen, daß sein Fehlen bewußt betont wird, wie von den Barea und Kanáma. Munzinger erzählt von den mohammedanischen, aber Tigré sprechenden Bibel des Barka, daß sie bei Regenprozessionen anstatt des neuen Allah den alten Christengott anrufen.

Die unmittelbar nördlich von Abessinien wohnenden Bogos sind ein Hirtenvolk abessinischer Abstammung, das früher unmittelbar unter dem Kaiser stand und den geringen Tribut von 60 Kühen an den Hof in Gondar sandte. Starb der Kaiser, rasierten sich alle Bogos das Haupthaar wie beim Tode eines Verwandten. Die Bogos bildeten eine Aristokratie, die sich selbst regierte, mit eignem Recht und Blut. Wie sich die orientalischen Monarchen in alter und neuer Zeit nie viel um die innere Regierung und Gerechtigkeitspflege der unterworfenen Völker bekümmerten, war und ist Hauptsorge der Abessinier der Tribut. Die Bogos waren ein starkes, gefürchtetes Volk; es brachte von seiner Heimat eine gewisse Kultur, Priester und Gottesdienst mit. In der Bedrängnis zwischen Abessiniern und Türken ist die alte Kultur ganz verschwunden, obgleich Spuren besserer Vergangenheit nicht fehlen. Die Mensa und Takne sind nahe Verwandte der Bogos. Küstenwärts sitzen Beduan (Singular Beduj), ein verarmter, gedrückter Zweig, der den Eindruck eines verblühten, abgelebten Volkes macht. (Munzinger.) Der Name Beduj ist ein Schimpfwort geworden. In ihrer Nachbarschaft weiden die Habab, die im Sommer den Hügelzug Kelan bewohnen, im Winter zum Sahel hinabsteigen. Gleich den Beduan bekennen sie sich zum Islam; manche Stämme, Familien und Personen führen jedoch heute noch in Abessinien gebräuchliche Namen. Ihre Sprache ist fast reines Geez. Während es im christlichen Abessinien nur in den Kirchenbüchern erhalten ist, lebt es unter den Hirten so unverfälscht fort, daß die abessinischen Theologen bei den Habab die Volkssprache befragen, um den verlorenen Sinn eines alten Wortes wieder zu finden.

Die am Barka weidenden Beni Amer sind ein Volksstamm von mehreren hunderttausend Köpfen, zu denen verwandte Zweige am Barka, wie die Helkota (Heikota) und Menna am Chor el Gash, zählen. Ein kriegerisches und räuberisches Volk, sind sie bei ihren Nachbarn gefürchtet, hierin vielleicht nur von den ebenfalls verwandten Barka übertroffen. Viehherden bilden den Reichtum dieser wenig Ackerbau treibenden Nomaden. Durch Raubzüge gegen die Bogos, Bazen und andere Stämme sind sie in den Besitz von Sklaven gekommen. Durch Vereinigung der Herren mit den Sklavinnen wurde der ganze Aufbau des Volkes verändert. Der Sklavenstamm der Beni Amer, die „Kischendoa“, besteht aus eingeborenen Leibeignen, die sich unter eignem Häuptling regieren. Sitten, Gebräuche und Recht deuten auf einen Volksstamm von vorherrschend arabischer Abkunft hin. Zum Adel, zu den Unterthanen und Sklaven der Beni Amer kommen Scheichfamilien, ein fremder Bestandteil im Volke. Im Adel gibt es eine ältere Gruppe, angeblich arabischen Stammes, in früheren Zeiten die Herrscher des Volkes. Während sich die Adligen als zwei oder wegen alter Verschwägerung eigentlich als eine einzige Familie fühlen, zerfallen die Unterthanen, die entweder mit jenen zusammen oder in eignen Lagern wohnen, in eine Anzahl von Stämmen. Sklave kann kein Beni Amer werden; nur die von außen hereingebrachten sind wahrhaft Sklaven, die im Stamm geborenen kann man nur als Leibeigne ansehen. Die Benennungen der Stämme und Siedelungen sind von den Namen der Adelsfamilien hergenommen. Der die Beni Amer in Hassa und Bedanie teilende Sprachunterschied teilt auch die Adligen, die derselben Sprachgruppe angehören, wie ihre Unterthanen. Das ganze Volk ist ethnisch wie räumlich ein Zwischengebilde von Abessiniern und Nubiern.

8. Die Berber[1].

„Zwei braune Rassen, eine europäische und eine saharische, beide tief verschieden von den Negern, treffen im Atlasgebiet zusammen." Tissot.

Inhalt: Das nordafrikanische Urvolk. — Ansässige und Nomaden. — Die heutigen Berber. Die Mischlinge. Berber und Araber. — Tracht und Bewaffnung. — Berber Städtebauer? — Kabylendörfer.[2] Kasbah. — Ackerbau, Gewerbe und Handel. — Die Stellung der Frau. — Das politische Leben. Die Dschemaa. Die Unabhängigkeit der Kabylen. — Religiöse Anlage. — Vergleich zwischen Berber und Araber.

Die Bevölkerung Nordafrikas gehört heute den zwei großen Völkerfamilien der Semiten und Hamiten an. Die Hamiten sind die älteren, für uns überhaupt die frühesten geschichtlichen Bewohner. Bis in das siebente christliche Jahrhundert hatten sie das Land mit Ausnahme schmaler Küstenstriche inne. Die Körperbildung der Völker am mittelmeerischen Rande schien den Ägyptern, wie ihre Bilder zeigen, edler, die Hautfarbe heller als bei anderen Nachbarn, Sitte und Kultus gleich, und sie legten ihnen den Namen „Tehennu", d. h. die Hellen, bei. Ihre Sprache ist dieselbe, die heute noch von der Oase Siwah bis hinüber nach den Abhängen des Westatlas gesprochen wird. Und die ärmlichen Sprachreste der Guanchen, der Urbewohner der Kanarischen Inseln, zeigen berberische Anklänge. Schon Hornemann, der die erste Sprachvergleichung zwischen den Völkern der Libyschen Wüste und Marokkos anstellte, fand eine einzige Sprache in dem weiten Gebiet Nordafrikas und der Nordostsahara. „Allerdings sind die Unterschiede der verschiedenen Dialekte dieser Sprache groß, dennoch aber nicht derart, daß eine Verständigung zwischen den verschiedenen berberisch redenden Völkern schwierig wäre. Als vor mehreren Jahren einige Scheichs der Tuareg nach Algier zum Besuch kamen, war es ihnen nicht schwer, sich mit den Berbern des Dschurdschuragebirges zu verständigen." (Rohlfs.)



Ein Dachelaner. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 472.

Zur Einheitlichkeit der über den vierten Teil Afrikas ausgebreiteten Sprache kommt der zerstörende und neubildende Einfluß großer geschichtlicher Bewegungen. Von Phönikern, Karthagern und Griechen kam Nordafrika an die Römer. Das Christentum, erst festgewurzelt,

[1] Den aus Barbari entstandenen Namen Berber fanden die Araber in Marokko vor; daneben kam durch sie der Name Schulû oder Schlû als Schimpfname (Strolche) auf. Amazirgh, besser Amâzir, ist die Singularform von dem Volksnamen Imâziren und Mâzir der Berber und Tuareg, von dessen dialektischer Abart Mâhir oder Möher Wetzstein „Mauren" ableitet.

[2] Kabyle ist ein arabisches Wort, das einen Stamm bezeichnet. Franzosen wenden es falsch an für die Berber des Atlas; man spricht aber von Berber- und Araberkabylen.

wurde wieder ausgerottet. Wogen der Völkerwanderung schlugen von Westeuropa herüber. Dann machten die Araber aus allen dem Nomadismus günstig gelegenen Strichen Tummelplätze ihres Hirtenlebens und besetzten die von ihren Vorgängern gegründeten Städte. Ein großer Teil Nordafrikas ist mit der Zeit kaum minder arabisch geworden als Arabien selbst, und in Algerien wird die arabische Sprache von der doppelten Zahl der heute noch berberisch redenden gesprochen. Nach der Verbreitung der Sprachen ist ungefähr halb Marokko ein arabisches Sprachgebiet, ungemischte Araber sind wesentlich beschränkt auf das nördliche und mittlere Drittel der atlantischen Gestade. Das Arabische herrscht von der algerischen Grenze bis zur Straße von Gibraltar und landeinwärts bis Fes und bis zu der Linie Mogador-Marrakesch. Die drei großen Gruppen der berberischen Bevölkerung sind die Bewohner des Rif im Norden, die Breber am Atlas, die Schöch vom Großen bis Kleinen Atlas. Neger, aus dem westlichen und zentralen Sudan stammend, sind in Masse dazugekommen und haben besonders die marokkanische Städtebevölkerung beeinflußt (s. Abbildungen, S. 458 u. 459). Eine ganze Mischlingsbevölkerung von Berber und Neger sind die Charatin südlich vom Kleinen Atlas, Nomaden der Wüste. Endlich kamen die Türken und nach ihnen die Europäer, und heute scheint Nordafrika nicht fern davon, so eng wie zur Zeit Roms an die europäische Kulturbewegung wieder angeknüpft zu werden.

Wenn nun Nordafrika den fremden Einflüssen günstig ist, so bietet es doch anderseits auch **Mittel des Rückhaltes gegen die heftig anprallenden Völkerstämme.** Das wüstenhafte Innere ist ein Rückzugsgebiet, wohin ansässige Völker niemals freiwillig den Nomaden folgen, und der Atlas ist keineswegs dem Eindringen fremder Scharen günstig. Wurden doch die Berber der Kabylie 1857 zum erstenmal von Fremden bezwungen. Nimmt man nun die Araber aus, die durch die religiöse Propaganda einen gewaltigen Einfluß erlangt haben, so wird man wohl zugeben können, daß ein großer Teil der Berber weder von den Phönikern noch von den Griechen, Römern oder nordischen Völkern viel Blut erhalten hat. Als 300 Jahre nach Beginn der römischen Herrschaft der in Leptis an der Großen Syrte geborene spätere Kaiser Alexander Severus nach Rom kam, mußte er erst das Lateinische lernen. Die Kolonisten erbauten sich ihre Städte, die Berber lebten auf dem offenen Lande, zum Teil wahrscheinlich in Ortschaften wie heute, zum weitaus größten Teil nomadisch. Eigentliche Städte fingen sie erst an zu bauen unter Massinissa, dessen Cirta daher den Gattungsnamen trug. Von allen diesen berberischen größeren Ortschaften hat sich keine erhalten.

Nur ältere, schwer zu kontrollierende Nachrichten weisen auf starke Vermischungen hin, denen die Nordafrikaner in vorgeschichtlicher Zeit unterlagen. Eine Form **vorgeschichtlicher Denk- und Grabmäler** Europas, jene vielgenannten Steintische, keltisch **Dolmen** (s. Abb., S. 460), kehrt in den berberischen Wohngebieten so häufig wieder, daß man sie für das Zeugnis eines ethnographischen Zusammenhanges der alten nordafrikanischen und europäischen Bevölkerungen angesehen hat. Die Fülle fremdartiger Ruinen verleiht dem stillen Land etwas wundersam Kirchhofartiges, zumal sie sich in diesen dünn bevölkerten Gegenden, deren Bewohner von tiefster Ehrfurcht für alle Totenstätten und von heiliger Scheu vor allem Ungemeinen beseelt sind, fast unversehrt er halten haben. Es gibt da Grabhügel, die drei oder vier Steinkreise auf ihren Abhängen und auf der Spitze einen Felsenpfeiler tragen, Steinkreise, deren Felsen durch kyklopische Mauern untereinander verbunden sind, Steinreihen, die netzartig durcheinander ziehen, große viereckige Felseinfriedigungen um vier kleinere Steinkreise. Die meisten sind Begräbnisstätten, worin die Toten sitzend begraben wurden. Geräte fand man seltener von Erz als von Eisen. General Faidherbe entdeckte auch in Marokko, im Gebiet unabhängiger berberischer Stämme, vier größere Gruppen, wahre Friedhöfe. Bei Roknia in der Provinz Konstantine zählte er allein gegen 3000 Grabkammern aus Steinen, die im Viereck zusammengestellt und „nach Dolmenart“ mit einer

Felsplatte bedeckt sind, öfters waren sie von Steinkreisen umgeben. Von Geräten finden sich Töpfe, Schmuck aus Kupfer und Erz, aber auch eiserne Gegenstände. Man fand weiterhin im östlichen Algerien noch zahlreiche Felsdenkmäler und hat auf einer einzigen Hochfläche deren wenigstens zehntausend beisammen gesehen. Daß noch in geschichtlicher Zeit hier begraben wurde, bewies in einer Grabkammer eine Münze der Faustina, in einer anderen ein antikes Säulenstück, in einer dritten Ziegelsteine mit römischem Stempel, und Letourneux teilt aus Ostalgerien eine Grabkammerinschrift in einem der Sprache der heutigen Tuareg nahe verwandten Idiom mit.

In andere Richtung weisen gigantische Denkmäler, deren nächste Verwandtschaft in Ägypten gesucht werden muß. Das sogenannte Grab der Christin, von dem einzigen alten Autor, der seiner gedenkt, als Monumentum commune regiae gentis bezeichnet, ist der Rest einer Pyramide auf polygonaler Basis, mit ionisch und dorisch anmutenden Säulen, Pilastern und drei Scheinpforten, davon eine ein Monolith von 4 m Höhe; es steht wenige Meilen westlich von Algier. Die Höhe des Grabmals ist gegen 40, der Durchmesser 60 m. Verwandt ist das Denkmal der alten Herrscher Numidiens, das Grab des Syphax beim alten Sila, auf vieleckiger, mit 60 Halbsäulen geschmückter Basis eine Stufenpyramide, von ägyptischem Typus; die Säulen der Basis erinnern an die ältesten plumpen Säulen dorischen Stils. Daß wir auch hier ein Grabmal vor uns haben, scheinen die unvollkommenen Nachgrabungen Carbuccias zu beweisen. Rohlfs erzählt von einem runden, gemauerten Kreise mit runden, regelmäßigen Löchern (zum Säuleneinsatz) im Gebiet der Beni Mgill im marokkanischen Atlas. Er hörte diesen Platz als „Christenmarkt" bezeichnen. Die Franzosen haben schon in den vierziger Jahren ägyptische Skulpturreste in Scherschel gefunden, und weit davon, im Herzen des Tuareglandes, hat Duveyrier Spuren ägyptischer Einflüsse in Trümmern von Monumenten verfolgt. Einer späteren Epoche gehören jene massenhaften Trümmer von Städten, Palästen und Moscheen an, deren Aufdeckung im Thale des Wadi Mya Largeau und Tarry zu verdanken ist. Wo heute eine arme Bevölkerung leibeigen die Dattelpalmen ihrer arabischen Herren pflegt, erhoben sich zur Zeit des zweiten Arabereinfalls blühende Städte mit Palästen, Moscheen und prächtigen Wasserleitungen. Jetzt sind sie im Sande begraben.


Ein Neger aus Beni-Meslem. (Nach Photographie aus der Sammlung von Dr. Pruner Bei.) Vgl. Text, S. 457.

Auf andere Sitten und damit wohl auf andere Völker deuten Höhlen im Engpaß von Ain Tarsil (Marokko) dicht unter dem oberen Rande seiner 10 m hohen, fast vertikalen Seitenwände, unzweifelhaft Werke von Menschen, eine lange Reihe von Aushöhlungen in dem Kalksteinfelsen. Der innere Raum der Höhlen soll eine bedeutende Größe haben. Wir wissen nicht, ob Steingeräte gefunden sind, die die Vermutung Hookers rechtfertigen, daß es uralte Wohnungen seien.

Wir erinnern uns aber, daß auf den nahen Kanarischen Inseln die Guanchen ihre Leichen einbalsamierten und in großen Höhlen zu Tausenden beisetzten.

Der größte Teil der berberischen Bevölkerung ist jetzt nach Sprache und Glaube arabisiert. Das Arabische hat auch hier seine Assimilationsfähigkeit bewiesen. In Algerien ist das Berberische fast zu einem Dialekt des Arabischen herabgesunken. In Sprache und Religion ihren Eroberern angepaßt, sind die Berber hier auf dem Wege, ihre Nationalität zu verlieren. Der Unterschied, den die Araber in der Benennung ihrer Stämme zwischen Ulad und Beni machen, ist in dieser Beziehung bezeichnend. Jene sind die edlen, kriegerischen Stämme, die von den Eroberern abstammen; diese stehen niedriger, sind jenen gleichsam nur äußerlich angeschlossen. Daher findet man den Stammesvornamen Beni fast allgemein bei den arabisierten Berbern, während Ulad hauptsächlich nomadischen Araberstämmen zukommt. Die geschichtlichen Thatsachen, die für eine starke Mischung sprechen, sind selbst schon aus der Zeit Ibn Chalduns zahlreich und unzweifelhaft. Findet man doch die echt arabischen, privilegierten, sogenannten „marabutischen" Dörfer, deren Bewohner vom Propheten abstammen wollen, mitten in den reinsten Kabylendistrikten. Die sogenannte maurische Bevölkerung der Städte, wo seit Jahrhunderten alle möglichen Elemente, auch abendländische, zusammengeflossen sind, bietet keinen Punkt, wo der Typen unterscheidende Anthropolog einsetzen könnte; dasselbe gilt von der Bevölkerung an den großen Straßen des Verkehrs und der Eroberungen, wie z. B. Konstantine-Biskra, und den Thälern, die die beiden Kabylien trennen. Man begegnet in keinem der Araber- und Berberstämme nur einem einzigen Typus. Topinard gewann nur den Eindruck, daß die Berber immerhin eine einfachere Zusammensetzung bieten als die Araber. Absehend von den Extremen der Blonden auf der einen und der unzweifelhaften Negermischlinge auf der anderen Seite, fand er als am häufigsten in der Gesamtheit wiederkehrende Formen Individuen mit verlängertem, ovalem Gesicht, vertikalem Profil, hoher, breiter Stirn, starker Zusammenziehung unterhalb der Backenknochen, schmaler, fein gebauter, scharf von der Stirn abgesetzter Nase und kleinen, dichten Zähnen. Dieser Gesichtstypus hat häufig einen kalten, strengen Gesichtsausdruck und getragene Haltung. Es ist der in Algerien in den Städten und auf dem Lande, an der Küste und im Inneren am weitesten verbreitete, und vielleicht nimmt er gegen die marokkanische Grenze hin zu. Wahrscheinlich



Ein Neger aus Beni-Meslem. (Nach Photographie aus der Sammlung von Dr. Pruner Bei.) Vgl. Text, S. 457.

hat man es in ihm mit dem ältesten Typus Algeriens zu thun. Der zweite Typus ist der edle arabische. Topinard fand ihn am häufigsten in einsamen „marabutischen" Dörfern und bei den westlichen Araberstämmen; Abd el Kader war ein ziemlich guter Repräsentant davon. Dritter Typus: Adlernase, deren Biegung sich sogar nach der Unterseite der Nase fortsetzt; Stirn wenig breit, rund, zurückfallend, die untere Gesichtshälfte etwas zurückgenommen. Dadurch tritt die Nase so hervor, daß Faidherbes Wort gerechtfertigt wird: „Le visage arabe est tout en nez." In der That ist dies eine semitische Gesichtsform, die rein nur bei Arabern vorkommt. Der vierte Typus: Kurzes, ovales Gesicht mit Abplattung in der Backenknochengegend; Nase kurz, stumpf, zur Plattheit neigend, oft selbst etwas konkav, mit breiten Nasenflügeln; Augen klein, Kinn rund, die zwei mittleren oberen Vorderzähne ragen häufig über die anderen hervor. Dies ist der unbedingt vorherrschende Typus in der kabylischen Bevölkerung, er ist selten unter den Arabern, am häufigsten in der Großen Kabylie. Ihm schließt sich der ebenfalls entschieden kabylische fünfte Typus an: rundes, volles Gesicht, spitzer Unterkiefer, vorspringende Backenknochen; er ist vielleicht reiner, ungemischter als der vierte.

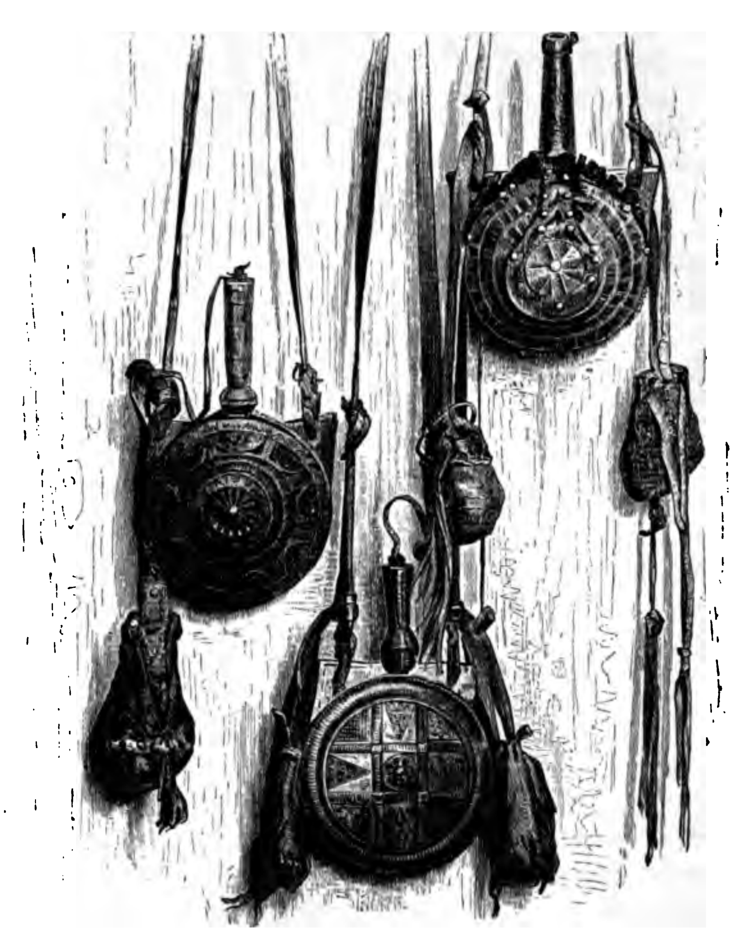


Alter Steinbau bei Kasr Dauan. (Nach Barth.) Vgl. Text, S. 457.

Mehrmals wurden die blonden Berber berührt. Sollten sie die ethnographische Stellung der Berber beeinflussen? Rohlfs sagt einmal: „Keiner hat wohl Marokko mehr durchstreift als ich, und nur einmal habe ich einen helläugigen und blondhaarigen Menschen gefunden." Zwischen vorwiegend schwarzhaariger und schwarzäugiger Bevölkerung kommen die wenigen helläugigen und blondhaarigen Individuen seltener bei den Arabern vor als bei den Berbern. Man sieht auch in Familien, wo die Eltern schwarzhaarig und schwarzäugig sind, helläugige und blondhaarige Kinder, und in Algerien kommt der Einfluß der germanischen Kolonisten dazu.

In einem so bunten Gemisch haben sich die Unterschiede zuletzt nur noch da in hervortretender Ausprägung erhalten, wo sie an natürlichen oder sozialen Einrichtungen Schutz fanden. Die berberischen Nomaden haben sich arabisiert, während ihre Ackerbauer an Sprache und Sitten festhielten. Nordafrika war nie dazu gemacht, eine ausschließlich ackerbauende Bevölkerung zu umschließen. Die Eroberer warfen zwar die Bewohner Nordafrikas als Berber zusammen; aber aus ihren Schilderungen geht doch überall hervor, daß schon damals zwei Grundelemente, ein sedentäres und ein nomadisches, nebeneinander bestanden. Was Plinius von den Numidiern sagt, zeichnet deutlichst ein nomadisches Volk: „Sie wechseln ohne Unterlaß ihre Weideplätze und führen ihre Zelte mit sich." Es wurde eine allgemeine geographische Zweiteilung Nordafrikas vorgenommen mit der Grenze beim Lacus Tritonis: östlich davon lag der nomadische Teil, westlich die ansässigen Völker. Man weiß auch, daß die Araber nicht bloß als Nomaden das Land überschwemmten, sondern schon im Anfang hauptsächlich auch die Städte besetzten. Man wird sich also zu hüten haben, nur in dem Gegensatz von Sedentären und Nomaden den Gegensatz von Berbern und Arabern unterbringen zu wollen. Jener ist viel älter als dieser.

Nur unter dieser Verwahrung kann man mit Topinard Araber und Berber in scharfem Kontrast zeichnen: Der Araber ist Hirt und Nomade. Er wohnt unter dem Zelt. Er ist der geborene Reiter. Von Charakter ist er schwer beweglich, gleichgültig, zur Betrachtung geneigt, träge, sein Gesichtsausdruck starr, sein Blick nicht offen, seine Haltung gerade und unbeweglich. Er befolgt den Koran nach Geist und Buchstaben. Er unterwirft sich nur der Gewalt, man begegnet auf allen Stufen seines sozialen Aufbaues einer absoluten Autorität. Ihm gegenüber steht der Berber als Ackerbauer, Gewerb- oder Handeltreibender. Ansässig, arbeitsam, lebt er in einem Haus und bebaut Garten und Felder. Ein gewisser Kirchturmgeist, die Liebe zu seiner persönlichen Unabhängigkeit und zur Gemeindefreiheit sind im höchsten Grad in ihm entwickelt. Als Soldat ist er Infanterist. Den Glauben mag er zehnmal gewechselt haben: heute ist er Mohammedaner, aber ohne Überzeugung. Mit Gerechtigkeit kommt man bei ihm am weitesten. Sein Gesichtsausdruck ist offen, zuthulich, bewegt. Er läßt sich gehen, interessiert sich für die Dinge, plaudert gern, ist gutmütig. Seine Haltung ist ernst, aber natürlich. Er ist von Grund auf loyal. — Man sieht, wie wenig anthropologisch, wie viel mehr sozial die Merkmale sind, die hier in Gegensatz gebracht werden. Ähnlich erschienen Jannasch die Berber, der sie in Marokko kennen lernte, wie die fleißigen Bienen, die Araber wie Drohnen. Das verständige, nachdenkliche, ausdauernde Wesen stempelt auch in seiner Auffassung den Berber zum künftigen Kulturträger Marokkos, macht ihn für Bekehrungs- und Kulturversuche zugänglicher. Der Araber handelt rascher, nach der Eingebung des Augenblickes, bleibt unstet, liebt und ehrt die Gewaltthat.



Pulverflaschen und Kugelbeutel aus Algerien. (Ethnographische Sammlung, Stockholm.) Vgl. Text, S. 466.

Die Tracht der Berber ist ursprünglich aus selbstgewobenem Zeuge gefertigt gewesen. Die Anfertigung von Wollstoffen ist noch immer eine der wichtigsten Beschäftigungen ihrer Hausfrauen. Beim Manne nimmt das Kleid die Gestalt einer bis zu den Knieen reichenden Tunika, beim Weibe die eines längeren Hemdes an. Beim Manne kommt für harte Arbeit eine

Lederschürze und in der rauhen Zeit, auf Reisen ꝛc. ein Burnus hinzu, in der Regel ein Generationen altes Familienstück voll Löchern und Fransen. Die Weiber tragen ein farbiges Tuch um die Schultern. Die Männer schneiden die Haare kurz und lassen vom Alter der Männlichkeit, d. h. in der Regel vom 25. Jahre an, den Bart wachsen. In einzelnen Gegenden herrschen gewisse kleine Besonderheiten vor, wie z. B. die kleinen silbernen Fingerringe, die man in Djofra in der Nase trägt, und ähnliches.



Ledertaschen, algerische Arbeit. (Ethnographische Sammlung, Stockholm.) Vgl. Text, S. 466.

Beide Völker teilen ein merkwürdiges Vorurteil gegen Metallarbeit; die Araber prägen es aber schärfer aus, wie sie ja alles Gewerbe geringer schätzen. Es kam sogar vor, daß der Häuptling eines Berberstammes zugleich dessen bester Schmied, daß er und acht seiner Söhne Schmiede waren. Der ganze Stamm der Beni Sliman geht in der Eisenbereitung und im Eisenhandel auf. Aber doch ist es anderseits dem Marabut nicht erlaubt, sich mit Metallarbeiten zu beschäftigen. Der Widerwille gegen die Metalle, das Gold nicht ausgenommen, nimmt einen abergläubischen Charakter an. Der nomadische Araber braucht das Eisen ebensogut, aber er kauft seine Waffen in der Stadt, während es der Kabyle für ein Glück erachtet, einen Schmied im Dorfe zu haben, der sein Ackergerät ausbessert. Wenn die Berber von einem Dorfe reden, gehört die Schmiede zum ersten, was sie hervorheben. Einige Stämme haben eine besondere Geschicklichkeit im Waffenschmieden und ziehen beträchtlichen Gewinn daraus. Die Beni-Abbes fabrizierten schon Gewehre, ehe die Franzosen ins Land kamen. In dem Hauptort der Beni-Frausen sollen sogar Kanonen gebohrt worden sein. Die Waffen der Berber sind heute im allgemeinen die der Araber: das lange, gerade Schwert, der leicht gebogene, womöglich reichverzierte Handschar und die lange Flinte.

Die Berber sind keine großen Städtebauer. Die ersten Berber, die vor Amru ben As, dem Eroberer Kabyliens, erschienen, charakterisierten sich als Leute, die viel mit Pferden umgehen und keine Städte haben. Rohlfs hat sogar einmal den Satz ausgesprochen: eine berberische Stadt existiert nicht. Doch das ist zuviel gesagt. Wir finden häufig, daß Städte der Römer und Griechen, die durch arabische Invasion, zum Teil mit Hilfe der Berber, zerstört worden waren, erst von Arabern wieder aufgebaut wurden. In diesen Städten überwog früh das

Arabertum; denn den Berberstämmen blieb darin nicht der Schutz ihres Volkstums wie in ihren Bergdörfern und Burgen. Die **Dorfanlagen der Berber** zeigen in ihren Befestigungen und ihren häufig nur aus Stein gebauten zweistöckigen Häusern etwas Städtisches. Sie haben große und kleine Ortschaften aus Häusern und Hütten, und nur ein kleiner Teil bewohnt Zelte, während die Araber in Zeltdörfern oder Städten wohnen. Die Dörfer sind, wo irgend möglich, auf Gipfeln und an Abhängen der Berge angelegt und stets durch Wall, geschichtete Steinmauer oder wenigstens Zaun zur Verteidigung hergerichtet. Man hat Rasenhütten und Hütten aus Lehmziegeln, deren Mörtel aus Kalk, Lehm oder Kuhmist besteht. Das geneigte Dach ist mit Rohr, Stroh oder Steinen gedeckt. Im Inneren findet man rechts den Raum für die Familie, links den Stall. Ein Garten oder kleines Getreidefeld umgibt diese Wohnstätte. Während in den Kabylendörfern das zweite Stockwerk gewöhnlich erst aufgesetzt wird, wenn ein Sohn heiratet, bildet in den Dörfern des Westatlas, wenig der rauhen Witterung des Berglandes entsprechend, den größten Teil des oberen Stockwerkes eine Art roher Veranda. Keine Thür ist hier mehr als $1^1/_3$ m hoch. Den Winter



Ledertaschen, algerische Arbeit. (Ethnographische Sammlung, Stockholm.) Vgl. Text, S. 460.

verbringen die Eingeborenen in kellerartigen Gruben unter den Häusern; und teils der Wärme, teils der Verteidigung wegen sind Haus und Dorf so eng wie möglich zusammengebaut, so daß sie oft einen vollkommen kastellartigen Eindruck machen. Die durch den Atlas zerstreuten Schlösser („Kasbah") der Statthalter und sonstiger Gewalthaber sind von anderer Bauart: eine hohe, starke Mauer umschließt den geräumigen Hof, auf dessen Seiten sich kleine Gebäude für die Dienerschaft und Leibwache befinden, während in der Mitte das eigentliche Wohnhaus für den Statthalter und seine Familie errichtet ist.

Die von aller fremden Beimischung am freiesten gebliebenen 50—60,000 Köpfe starken Beni-Mzab Südalgeriens sind die einzigen, die in größeren Städten wohnen und schon vor dem Islam Städtebewohner waren. Unter den Städten der Mzab ist Ben-Isguen jetzt die wichtigste. Eine Mauer aus Quadersteinen mit Türmen, Seitenwerken und Brustwehren umgibt die Stadt. In dem Thorturm sind das Gemach für die Wache und der Versammlungssaal der Notabeln. Kein Fremder ist Eigentümer. Als die Anwesenheit der Fremden in Ben-Isguen zu Uneinigkeiten führte, beschloß die Dschemaa, den Fremden eine Entschädigung anzubieten, wenn sie die Stadt verließen. Von großen, volkreicheren Städten besitzt Marokko heute außer



Eine Sichel aus der Oase Dachel. (Ethnographisches Museum, München.) 1/3 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 442.

den Küstenstädten und den drei Residenzen des Sultans: Fes, Mekines und Marokko, nur sehr wenige, und von der Höhe des Glanzes und der Pracht in der Blütezeit des Reiches sind sie alle herabgesunken. Von dem als Pflanzstätte arabischer Kultur schon im 13. Jahrhundert berühmten Al-Kasar, von den glänzenden Kuppeln und zierlichen Arkaden, von der reichen Bibliothek, der Pilgerherberge, der gelehrten Schule, dem großen Hospital und den zahllosen Moscheen ist heute nur ein weites Ruinenfeld vorhanden, wo in elenden, an die alten Mauern gebauten Lehmhütten die Nachkommen jener Hochgebildeten leben. Hört man, daß ein 70 m hohes Minaret das einzige steinerne Bauwerk in der Stadt Marokko ist, wo im übrigen die Erdgeschosse alle aus strohgemischtem Thon und höchstens die Stockwerkhäuser aus Backstein gebaut sind, so scheint es, als ob doch diese Städte weit hinter Cordoba oder Granada zurückstanden. Und was die Bewohner anbetrifft, so läßt die größere Zahl der Neger, der dunklere Ton selbst der Araber und die tiefere Stufe der Gesamtkultur der Stadtaraber in Marokko erkennen, daß man sich fern von den Mittelpunkten des reineren Arabertums, Mekka und Kairo, befindet.

Der Ackerbau, der in mühsam angelegten Terrassen auch an den Abhängen der Berge betrieben wird, hat hier von der frühesten Zeit an wenig Veränderung erfahren. Der Pflug, mit dem dieselbe Scholle oft zweimal hintereinander gewendet wird, ist derselbe, den wir auf den Denkmälern des alten Ägypten abgebildet sehen, und die sorgsame Bewässerung erinnert ebenso an ägyptische Muster; die Sichel (s. obenstehende Abbildung) ist ein langsam arbeitendes, sägezähniges Werkzeug. Mit wenig Ausnahmen sind die Früchte, die angebaut werden, dieselben geblieben: Gerste, Weizen, Linsen, Wicken, Flachs und Kürbisse. Tabak, Mais und Kartoffeln sind eingeführt, vielleicht auch der rote Pfeffer; die Agave und der Feigenkaktus, die Christenfeige

des Marokkaners, hat den ursprünglichen Charakter der Landschaft an manchen Stellen verändert. Gurken, Kürbisse, Wassermelonen und Zwiebeln bilden einen Hauptteil der Nahrung. Eine große Rolle in der häuslichen Ökonomie der Eingeborenen spielt eine kleine Artischocke (Cynara humilis), die an Feldrainen wild wächst; allmorgendlich werden große Haufen des stachligen Gewächses am Thore von Tanger zum Verkauf ausgeboten. Das Getreide läßt man durch Ochsen austreten und bewahrt es in unten breiten, oben schmalen Weidenkörben. Die Kabylen verstehen sich aufs Zweigen der Bäume, und viele besitzen schöne Obstgärten. Auch den Weinstock



Eine Messingplatte, algerische Arbeit. (Ethnographische Sammlung, Stockholm.)

findet man bei ihnen. Der Stamm der Beni Abbes im algerischen Atlas ist durch seinen Reichtum an Nußbäumen berühmt. Endlich haben sie viele Bienenstöcke, deren Wachs einen erheblichen Handelsartikel bildet. Ein stark gesüßter Aufguß von grünem Thee und Minzblättern ist das Getränk, das den Eingang sowie den Beschluß der Mahlzeit bildet. Der Theegenuß dürfte sich erst im Anfang unseres Jahrhunderts in Marokko eingebürgert haben; der Kaffee ist über Algerien gekommen und wird durch die Algerier in den Städten langsam verbreitet. Bei Gastmählern werden die Speisen auf großen irdenen Schüsseln mit hohen Deckeln aus Korbgeflecht aufgetragen, die die Form, aber die doppelte Höhe unserer Bienenkörbe haben.

Die Industrie der Berber ist mannigfaltig. Sie kommen für ihre eignen Bedürfnisse auf und erzeugen außerdem für den Handel, bearbeiten Eisen-, Blei- und Kupferbergwerke, schmelzen, läutern und schmieden die Metalle und bedecken sie mit klassisch-arabischen Ornamenten (s. obenstehende Abbildung), pressen die Olive in einer Mühle eigner Konstruktion, besitzen Mahlmühlen

und eigne Mühlsteinbrüche und wandern sogar nach den arabischen Gebieten, um den Arabern Mühlen zu bauen, brennen Ziegel und Kalk und kennen den Gebrauch des Mörtels, machen schwarze Seife aus Öl und einer alkalischen Erde, spinnen auf dem von den Arabern nach Marokko gebrachten Spinnrad, flechten, weben, schnitzen in Holz und fertigen Töpferarbeit. In der Kabylie sammeln arme Araber die Gerbrinde, die dann von wohlhabenden Berbern in der Gerberei verwendet wird. Die Stämme in günstiger Handelslage, wie die Beni Mzab, haben eine sehr entwickelte Industrie. Sie betreiben die Pulverfabrikation im großen und haben gegen 5000 Webstühle, worauf die Frauen Stoffe von grobem, aber festem, sehr geschätztem Gewebe erzeugen; Burnusse und Teppiche der Beni Mzab sind in ganz Nordafrika verbreitet. Die Industrie der marokkanischen Städte ist durch Gold- und Silberstickereien und Lederarbeiten (s. Abbildungen, S. 461—463) berühmt, sowie durch glasierte und unglasierte Töpferwaren, die weniger schön auch in Algerien fabriziert werden und selbst in Europa als Thonwaren von Fes einen guten Absatz finden. Von gefälliger Form, sind sie mit blauer und grüner Farbe in den einfachsten geometrischen Mustern bemalt, deren Wirkung oft durch dick aufgetragene runde Flecke von leuchtend roter Lackfarbe erhöht wird. Die Metallstickereien werden größtenteils von den einheimischen reichen Juden und Arabern verbraucht. Besonders die Araber behängen ihre Weiber und Töchter aufs reichste mit den schönsten Gold- und Silberstickereien. In Marokko ist die Verarbeitung der Edelmetalle in den Händen der Juden. In seiner gesamten Industrie steht der berberische Stamm sowohl über seinen altafrikanischen Nachbarn im Süden als auch über den Arabern (s. die Tafel bei S. 432), und nur die Abschließung Marokkos hat ihn gehindert, sich kräftiger geltend zu machen. Er erinnert darin an die von den Adern altrömischer Kultur durchzogenen südeuropäischen Bevölkerungen. Inniger gewiß als seine Dolmen und Steingeräte bindet ihn der heutige Höhestand seiner gewerblichen und ackerbaulichen Thätigkeit an Europa.

Ein wahres Handelsvolk sind die Beni Mzab, bei denen alle männlichen erwachsenen Einwohner sich mit Handel beschäftigen. Sie stehen mit den Oasen der Sahara in Verbindung, und namentlich mit Tuat und Tidikelt ist der Verkehr sehr lebhaft. Ben Isguen ist eine auch für europäische Begriffe beträchtliche Handelsstadt. Bei solcher Thätigkeit sind denn manche Teile des alten Berbervolkes keineswegs arm. In der Kabylie mit ihren elenden Dörfern und ihren einfachen Bewohnern wurden enorme Kontributionen französischer Offiziere fast sofort bezahlt. Seit der europäischen Verwaltung von Algerien und Tunis strömen die Kabylen, Krumir und Genossen in die Städte, wo sie als Arbeiter jeder Art und als Diener sehr gute Dienste leisten. Mit dem Lohn ihrer Arbeit zurückkehrend, erwerben sie sich eine Flinte, ein Weib, Boden zur Wohnung und Nahrung und sind glücklich. Überall, wo die Kabylen Besitzungen in der Ebene haben, nach denen sie wegen des besseren Bodens immer strebten, sind sie früh unterworfen worden. Die Festigkeit des Zusammenhanges mit ihrem Boden ist ein auszeichnendes Merkmal. Die Sicherheit und Bestimmtheit des in der Regel wohlumgrenzten persönlichen Eigentums wird als ein Grund tieferer Übereinstimmung zwischen Berbern und Europäern hervorgehoben.

In der Arbeit nimmt die Frau eine hervorragende Stellung ein. In der blühenden Burnusweberei der Beni Abbes ist die Aufgabe der Männer, die Wolle beizubringen und zu reinigen und endlich die Gewebe, die die Weiber herstellen, zu nähen. Während der Mann dem schwierigeren Ackerbau obliegt, pflegt die Frau die im ganzen Atlasgebiet wichtigen Öl- und Weingärten. Der Mann baut den Flachs, und die Frau webt ihn. Das Flechten, vorzüglich mit Halfa, teilen die Frauen mit den Greisen. Den Handel im Herumziehen pflegen die Männer. Mag es Naturanlage oder semitischer Einfluß sein, die Berber sind auch im Handel keineswegs träge. Wenn die Feldarbeiten ruhen, ziehen sie gern zu zwei und drei auf den Handel. Wenn man die Kabylen im Gegensatz zu den Arabern im allgemeinen als seßhaft bezeichnet, so schließt das doch

nicht aus, daß viele von ihnen mit Eifer das Geschäft der Hausierer betreiben. Sie handeln mit allen möglichen Kleinwaren, auch europäischen, und bringen dann von ihren weiten Reisen in der Regel eine Masse Wolle mit, die sie eingetauscht haben. Bereits in den fern liegenden Zeiten des vierten Königshauses wanderten kleine Gruppen der westlichen Völker in Ägypten ein, um als Tänzer, Fechter und Turner in öffentlichen Schaustellungen aufzutreten, ganz so wie noch heute die Maghrebin als Gaukler Ägypten bereisen: Berber, die meist aus dem südwestlichen Marokko stammen und in mehrere Korporationen zerfallen, die ein eignes Rotwelsch sprechen.

Auch im sonstigen Leben der Berber ist die Stellung des Weibes trotz großer Lasten, die es zu tragen hat, besser als bei den Arabern. Manche Gebräuche lassen freilich von dieser höheren Stellung wenig mehr erkennen. Der Mann kauft die Frau und kann sie zurückschicken, ohne daß sie selbst ein Recht der Ablehnung hätte. Gern wälzt der Mann die härtere Arbeit auf die Schultern der Frau. Aber die Frau spricht in öffentlichen Angelegenheiten mit, sie ist erbfolgeberechtigt, weibliche Heilige sind bei den Berbern so angesehen wie in Christenlanden, sie hat bis heute die Polygamie wesentlich fern gehalten von den Hütten des Berbervolkes, endlich haben die Kabylenweiber in den Kämpfen ihren Männern fest zur Seite gestanden. Es ist charakteristisch, daß die Berber nicht die Vorliebe der Araber für fette Weiber teilen: sie schätzen nicht nur die Gazellenaugen, sondern auch den Gazellenwuchs. Bei manchen berberischen Triben ist die Erbfolge so geordnet, daß der Sohn der ältesten Tochter nachfolgt. Südlich vom eigentlichen Marokko fand Rohlfs mitten unter Berbern, daß die Sauia Kartas, eine religiöse Korporation und eine geistliche Oberbehörde für den ganzen Wadi Gihr, nicht von dem männlichen Chef befehligt wurde, sondern daß dessen Frau die geistlichen Angelegenheiten besorgte. Mehr als bei anderen Völkern fügen sich die Männer dem Ausspruch der Frauen. Nur eine Frau ist in jedem Dorfe verachtet, die „Kuata" (Kupplerin), wenn sie auch nichts kuppelt als die Ehepaare und insofern eine unentbehrliche Person ist.

Die Grundlage des politischen Aufbaues der Berber ist die Gemeinde, die „Dschemaa", eine kleine souveräne Republik für sich. Für die Selbständigkeit dieser ihrer politischen Einheit treten sie mit wahrer Leidenschaft ein. In dem Namen, der ihnen vom Altertum an geblieben ist: Maxyes, Mazig, liegt derselbe Sinn wie im Namen der Franken. Tiefer denkende Franzosen begrüßten sie daher nach der Julirevolution als Namens- und Gesinnungsverwandte. Der Grund der langjährigen Kabylenkriege der Franzosen war aber dann doch wesentlich die Verkennung dieser lokalen Autonomie. Das Dorf ist dem Berber der Staat. Die Versammlung aller reifen Männer des Dorfes bildet als Dschemaa die Regierung. Bei ihr liegt Verwaltung und Rechtsprechung, Krieg und Frieden, Gesetzgebung und Steuererhebung. Zur Ausführung der Beschlüsse der Dschemaa ist der Amina, eine Art Bürgermeister, eingesetzt, der von den mündigen Dorfgenossen aus einer einflußreichen Familie, in der diese Würde oft lange erblich ist, gewählt wird. Nun ist aber die Dschemaa, dieser politische Elementarorganismus, wiederum beschränkt in ihrer Selbstherrlichkeit durch die religiöse Einsprache, dann durch die Vendetta (rebka), die jedes andere Recht auslöscht, ferner durch die Anaïa, das von einem Einzelnen oder einem Dorfe versprochene, durch eine Mitgabe bezeugte und dadurch geheiligte Geleit, weiter durch das Sonderrecht der Märkte, am meisten aber und wirksamsten durch die unter tausend Formen wiederkehrenden freiwilligen Vereinigungen, die „Sofs". Der Arbeiter mit starken Armen vereinigt sich mit dem Besitzenden, einige Landbauer vereinigen sich behufs Kultur einer bestimmten Pflanze, die Weiber zum Zweck der Hühner- oder Entenzucht. Aber es gibt auch Sofs mit politischen Zwecken. Indem sie sich der Blutrache annehmen, schaffen sie Parteiungen, die ganze Stämme auf Menschenalter hinaus zerklüften. Im Faustrecht lehnt sich die Vereinigung gegen die Rechtssprüche der Dschemaa auf, wenn solche einem ihrer Mitglieder unangenehm sind. Wie Klüfte ein

Trümmergestein, so durchziehen die Fehden den Körper dieser Gesellschaft. Sehr gewöhnlich ist es, daß sich in kleineren Gemeinden zwei Sofs in die Dschemaa so gleichmäßig teilen, daß diese völlig neutralisiert wird. Die Dschemaa versammelt sich in einer offenen Halle mit Steinsitzen inmitten des Dorfes; so tief ist nun der Sof in das Leben des Dorfes eingedrungen, daß häufig, wie in unseren Parlamenten, die linken und rechten Sitze herkömmlich von zwei verschiedenen Sofs eingenommen werden, die sich Jahr um Jahr von denselben Plätzen aus bekämpfen.

Indem aber diese Sofs über die Dorfgrenzen hinausgriffen, haben sich aus ihnen die heilsamer auf die Stellung der Berbervölker wirkenden Genossenschaften entwickelt, die den erobernd eindringenden Völkern immer dann entgegentraten, wenn der Widerstand von Dorf zu Dorf nicht mehr ausgiebig war. So bildeten die Krumir, die 1881 den Franzosen den Vorwand zum tunesischen Feldzug gaben, eine Konföderation aus vier Gruppen, die über 12,400 Gewehre gebot. Die Araber empfanden den Unabhängigkeitssinn dieser Völker ungeachtet des Erfolges ihrer religiösen Propaganda. Die Türken unterjochten die Bergkabylen nur, indem sie sich ihrer inneren Streitigkeiten bedienten. Einige Kabylenstämme sind bis zum Eindringen der Franzosen in die Kabylie unabhängig geblieben, bei anderen hatten die Türken das Recht der Investitur, und von einigen erhielten sie endlich einen nominellen Tribut. Wie wenig sich aber in all diesen Wandlungen die Stammesorganisation geändert hat, lehrt die Thatsache, daß sich von den fünf Hauptstämmen der Kabylen des Ammianus Marcellinus: den Tendenses, Massinenses, Isaflenses, Jubaleni, Jesalenses, drei in den Imsissen; Islissen (Flissas) und den Beni Jubar des heutigen Algerien erhalten haben. Als Nachbarn dieser Stämme nennt Julius Honorius die Baoures und Abennes: das sind die Babores und Aitaben von heute.

Die arabische Eroberung hat dieser ureinheimischen politischen Organisation der nordafrikanischen Länder an der Oberfläche einen gewissen nomadischen Firnis gegeben. In Tunis, wo die ansässige Bevölkerung so stark vertreten ist, liegt der administrativen Gliederung des Landes nämlich nicht mehr ein Bezirk zu Grunde, sondern der Stamm. Der Herrscher des Landes setzt den Kaïd an die Spitze des Stammes. Ein Kaïd ist ein kleiner Souverän, dessen Selbstherrlichkeit weniger beeinträchtigt wird durch den Landesherrn als durch die Scheichs der Untergruppe, die Marabuts und die Sauias als Träger des religiösen Einflusses. In dieser Stammesorganisation, die ebenso stark wie bei den rein nomadischen Arabern, bei den halbnomadischen Krumir, Makna und anderen Kabylenstämmen geworden ist, lag die größte Schwierigkeit für die fremden Beherrscher des Landes. Der Dei von Algier und der Bei von Tunis hatten in den Gebirgen und Wüsten nur einen nominellen Einfluß. Der Bei von Tunis regierte außer dem Litorale eigentlich nur die Ebene der Medscherta. Im Süden dagegen war die Autorität des Statthalters von Kairuan größer als die des Beis; denn ihm waren die Nomadenstämme direkt unterstellt. Aber seitdem sich diese zu zwei großen Eidgenossenschaften zusammengethan hatten, an deren Spitze die Urghemma an der tripolitanischen Grenze und die Beni Zid südwestlich von Gabes standen, maßen sie den Grad ihrer Abhängigkeit ganz nach eignem Willen.

Die Berber sind eine kriegerische Rasse; Zeugnis dafür ist die Thatsache, daß sie sich niemals gutwillig und vollständig fremdem Joche beugten. Die Römer hatten wiederholt größere Kriege mit Berberstämmen, die sie „die unbeugsamsten Völker Mauretaniens, geschützt durch Berge, die ihre natürlichen Festen sind", nannten. Bei der Eroberung Algeriens unterwarfen die Franzosen zuerst die Türken, dann die Araber, und dann blieben die Kabylen als der unabhängige Rest übrig, den nur eine Reihe mühsamer Kämpfe beugen konnte. Wenn die Knaben das 16. Jahr erreicht haben, werden sie in die Dschemaa eingeführt und empfangen Waffen, die sie bis zum 60. Jahr tragen. Von nächtlichen Plünderungszügen gegen feindliche Stämme abgesehen, wird der Krieg durch besondere Boten erklärt. Der Austausch von Stäben oder Flinten

macht einen Waffenstillstand unverletzlich. Seit die französischen Behörden auf die Beseitigung der Kämpfe soviel wie möglich hinarbeiten, ist an ihre Stelle der Meuchelmord getreten. Früher waren auch Ort und Zeit der Kämpfe bestimmt: die Dörfer mußten vermieden werden, und außer am Freitag war auch an mehreren Wochentagen „Gottesfriede".

Interessant ist die Organisation der an und für sich mehr zu friedlichem als kriegerischem Thun geneigten und wohlhabenden Mzab. Einsam inmitten der Wüste mußten sie sich zu schützen suchen gegen die Angriffe der Tuareg. In jeder Moschee befindet sich eine Tafel, worauf alle Namen der für den Waffendienst tauglichen Männer verzeichnet sind. Jeder ist verpflichtet, eine Flinte, eine Pistole, einen Säbel und eine gewisse Menge Pulver und Kugeln zu besitzen. Jede Stadt ist von einer sorgfältig gebauten Mauer umgeben, auf deren Türmen beständig mehrere bewaffnete Einwohner wachen. Dazu haben die Parteien der Beni Mzab oftmals Nomadenstämme der Wüste zur Unterstützung in den inneren Kämpfen in Sold genommen.

Die Berber sind entschiedene Muselmanen geworden. Es bezeichnet die Stärke des mohammedanischen Firnisses die noch in den fünfziger Jahren übliche Zusammenwerfung der Kabylen mit den Arabern, ein großer Fehler der französischen Administration, der auch zeigt, wie Sitte und Tracht arabisiert sind. Die Heiligen männlichen und weiblichen Geschlechts werden bei den Berbern mit noch größerer Hingebung verehrt als bei den Arabern. Um das Grab eines Heiligen siedelt sich seine ganze, von seiner Ehrwürdigkeit angestrahlte Nachkommenschaft an; so entstehen heilige Dörfer von erheblicher Größe. Hooker erzählt, wie im marokkanischen Atlas beim Hinabsteigen in das Aid-Mezanthal der Anblick der hohen Mauern des heiligen Grabes Mulei Ibrahims, des berühmtesten Heiligtums des Gebirgslandes, von seinem Gefolge mit lauten Gebeten begrüßt wurde. Fast jedes Dorf besitzt seinen Heiligen, dessen Verehrung, wenn auch räumlich beschränkt, durch den Lokalpatriotismus um so intensiver ist. Der Wettstreit um die Heiligkeit und Wunderthätigkeit eines Marabuts ruft blutige Dorffehden hervor.

Den Einfluß arabischer Marabuts läßt bei den Berbern die Machtvollkommenheit der Dschemaa nicht zu. Die erblichen Priester wohnen daher mit ihren Familien und ihrem Anhang in diesen eignen Dörfern, wo sie sich jener entziehen. Ihre Macht wird weiterhin noch durch die Mitglieder von Brüderschaften, Khuans, eingeschränkt, die auf religiösem Gebiet das System der Sof wiederholen. Bei ihnen zeigt sich die Wettbewerbung mit den Marabuts, wie in den Sof die um politischen Einfluß mit der Dschemaa. In den Kabylenaufständen haben dennoch häufig die Marabuts eine ähnliche leitende Rolle gespielt wie in denen der Araber. Sie zogen auch selbst ihre Kirche mit hinein. In einem Dorfe der Kabylie fand Carette eine zweistöckige Moschee: unten Pulvermühle und oben Gebetsräume. Der Marabuts Anrecht auf Einfluß liegt auch zum Teil darin, daß sie in einer unheiligen Gesellschaft, die es mit der Befolgung der Gebote Mohammeds durchschnittlich nicht genau nimmt, die Gesetzesbefolgung verkörpern. Der Berber ist weniger bedacht als der Araber, die vorgeschriebenen Waschungen auszuführen, er bricht öfters im Ramasan die Fasten vor Sonnenuntergang, er ißt ohne Skrupel das feldverwüstende Wildschwein und genießt mit Hingebung den mühevoll destillierten Feigenbranntwein. Dafür baut er dem Marabut, der sich allen Genüssen entzieht, seinen Acker und sein Haus, nährt und kleidet ihn, wenn nötig, und gestattet ihm jeden Tadel. Der Marabut nimmt häufig in den Volksversammlungen den Ehrenplatz in der Mitte ein, von wo aus er die Wogen der Meinungen besänftigt. So gewinnt nun allerdings der heilige Mann eine hervorragende Stellung, die sich mehr als bei den Arabern auf moralische Überlegenheit gründet. Beobachter, die Berber und Araber nebeneinander studiert haben, heben überhaupt die schwächere religiöse Anlage der Berber hervor. Aberglauben gibt es indessen genug. Sie haben für jeden Tag der Woche eine andere gute oder üble Bedeutung, verlassen nicht ihr Haus, ohne üble Geister zu beschwören, ein Hase oder eine Krähe bedeutet

Unglück, zwei Krähen Glück, ebenso ein Schakal ꝛc. Es würde interessant sein, zu wissen, wieviel Rest von früherem Glauben sich bei diesem Volk findet, dessen religiöse Geschichte so wechselvoll ist. Bei den Berbern ist wie bei den Tuareg das Kreuz auffallend häufig in Tättowierungen, Amuletten ꝛc. (s. Abbildung, S. 387). Von den Beni Jubar sagt Marmol: „Die Einwohner sind von jenen Azuaghen, die sich Kreuze auf Gesicht und Hände machen.“ Als die arabische Invasion im Jahre 643 hereinbrach, war das ganze Maghreb mit christlicher und jüdischer Bevölkerung besetzt. Und nun sind mit Ausnahme weniger Juden im westlichen Nordafrika nur Moslems. Schon im vierten Jahrhundert waren die afrikanischen Christen durch Arianismus vielfach in ihren Glaubensmeinungen geteilt. In diese zerklüfteten Verhältnisse blies der Sturm des Mohammedanismus verwüstend hinein. Die Mzab gehören keinem der vier großen Riten der Muselmanen an; die wahrhaft Gläubigen bezeichnen sie mit dem Namen Ketzer. In der That haben sie Gebräuche aus dem Christen- oder Judentum beibehalten. Auch die Gelehrsamkeit der Berber ist nicht groß geachtet. Jedenfalls, weil er die arabische Sprache schlecht spricht, dann aber wegen einer gewissen Schwerfälligkeit gilt ein maghrebinischer Gelehrter in Kairo nicht viel. Und doch ziehen die Berber als praktische Leute mehr Nutzen von den durch die Franzosen eingeführten Schulen als die Araber. Die strebsamen Beni Mzab vernachlässigen trotz der frühen Arbeitsausnutzung der Knaben keineswegs deren Unterricht, in dem die arabische Sprache benutzt wird, obwohl die berberische Umgangssprache ist.

Und was bleibt nun von der Zukunft dieser glücklich beanlagten und doch bis heute geschichtlich so seltsam passiven Völker zu sagen? Wir wissen allzuwenig von den marokkanischen Berbern, wir können hier nur von den algerischen reden, und die haben genügende Proben abgelegt. Während die Araber stabiler sind, der Kultur nicht entgegenkommen und dadurch von selbst vor ihr zurückweichen, sind die Berber beweglicher, empfänglicher, wenn auch durch jahrhundertlange Unterwerfung gedrückter. Frankreich könnte es wohl mit der Zeit gelingen, aus den Berbern den Kern einer tüchtigen, selbständig fortschreitenden algerisch-tunesischen Bevölkerung und Bundesgenossen seiner afrikanischen Kulturarbeit zu machen.

---

9. Die Völker der Sahara.

„Ihr hagerer, sehniger Körper, ihre wilden Sitten, ihr unbezähmbares Freiheitsgefühl sind das Abbild ihrer liebloſen Heimat.“ v. Bary.

Inhalt: Beziehungen zwischen Sahara und Sudan. Wüstenvölker im Sudan. Ältere Zeugnisse. — Ackerbau und Viehzucht. — Heilsame und schädliche Wirkungen der Not. Auswanderung. Handelsgeist. Raubsinn. Mord und Krieg. — Verkehr und Handel. Gewerbe. Salzhandel. — Städte. — Geistige Wirkungen der Wüste. Schärfe der Sinne. Aberglaube. Unabhängigkeit. — Politische Einrichtungen. — Religiöse Vorstellungen. — Zur Völkergeschichte der Sahara. — Die Tibbu. Verbreitung. Besondere Merkmale. Tibesti. Borku. Ennedi. Kawar. Die Tuareg. Verbreitung. Besondere Merkmale. Ghat, Asgar und Aïr (Kelowi).

Sahara und Sudan sind in ethnographischer Betrachtung nicht voneinander zu trennen. Einmal sind es Nachbargebiete, die in voller Breite aneinander liegen, nur durch eine klimatische Grenze voneinander getrennt sind und dadurch angetrieben werden, ihre Bevölkerungen gegeneinander zu tauschen, ineinander zu verschieben. Das eine ist Wüste, das andere zum großen Teile Steppe oder den Übergang von der Steppe zum Ackerbauland bildend; und daraus entspringt eine Beweglichkeit ihrer Völker, die gewaltige Völkerzüge aus der Sahara nach dem Sudan gelangen läßt, der auch seinerseits Gelegenheit genug zum schweifenden Leben bietet.

In der zentralen Sahara und den nächstliegenden Strichen des Sudan wohnen die großen Völkerstämme der Tuareg[1] und der Tibbu[2], die mit fremden Elementen versetzte Dialekte der berberischen Sprache reden. Unter diesen Sprachen ist die arabische die einflußreichste gewesen, da sie die Sprache des neuen Glaubens, der Herrscher, des Handels, endlich des Volkes war, das in seinen Sitten und Gebräuchen diesen Wüstenvölkern am nächsten stand. Beide haben wie Sitten, so Sprachelemente ausgetauscht. Die Meschagra-Araber kleiden sich wie die Tuareg und steuern an Tuaregfürsten. Aber viel mehr Tuareg haben sich arabisiert, und arabisches Wesen ist in der Wüste im Vordringen. Anderseits drangen Negersprachen von Süden ein, vor allen das vom Handel getragene Haussa. v. Barys Kelowi sprachen nur Haussa, und diese Kelowi kamen aus der Gegend zwischen Sinder und Kuka. Ja, die Bewohner des Dorfes Guri (zwischen Ghat und Abschiro) waren „mehr Neger als Tuareg, sprachen alle Haussa, wenige verstanden Targi". Ihre Weiber waren häßlich, ihre Kinder ganz nackt, sie hatten bienenkorbförmige Hütten, waren aber fanatische Moslems. Dazu kommt die Negereinfuhr für Sklaverei und Sklavenhandel, die heute ein Nichts ist gegen die Zeit, als noch die Barbareskenstaaten offen Sklavenhandel trieben. Und alle diese Einflüsse wirken auf weitzerstreute Völker von geringer Zahl: für alle Tibbu und Tuareg dürfte nicht mehr als eine Million anzunehmen sein.

Um von der türkischen Invasion zu schweigen, die doch bis nach Fessan hin ihre Wellen geworfen hat, ist dann die eigne Beweglichkeit dieser kriegerischen Völker zu erwägen. Die Teda Tibestis erweitern ihren Machtbereich durch Raubzüge in den verschiedensten Richtungen. Anführer dafür zu ernennen, ist das erste Recht des Fürsten. Nach den Spuren des Raubes und der Verwüstungen erstreckt sich der Verbreitungskreis der Teda nach Norden bis Medrusa, südlich von Qatrun auf dem Wege nach Tedscherri. Dieses Medrusa fand Nachtigal 1870 verlassen infolge häufiger Einfälle der Teda. Nach Westen zu hat dieses Volk in der Oase Jat das historische Recht, Durchgangszoll zu erheben. Kawar ist die größte westlichste Teda-Oase, aber Dschebado und Agram mit gemischter Teda-Bornuaner-Bevölkerung liegen noch weiter westlich. Damit reicht die Westgrenze der Tibbu überhaupt bis zum 12. Grad östlicher Länge. Wo die Tuareg und Tibbu aneinander grenzen, unternehmen fast unaufhörlich einzelne Teile Raubzüge gegeneinander. Die Tuareg von Ardschischo überfallen ohne nennenswerten Grund die Tibbu von Abo und nehmen ihnen alle Kamele weg, lassen ihnen aber Sklaven und Kinder und erhalten von ihrem Scheich den Befehl, niemand zu töten. Vortrefflich war die Antwort des Scheich Brahim ul Sidi, des gelehrten Tuareg, als er nach dem Ursprung der verschiedenen Stämme der Tuareg gefragt wurde: „Wir sind untereinander verbunden und vermischt wie das Gewebe eines Zeltes, worin Kamelhaar und Wolle verwoben sind." Viele Stämme der Wüste sind geschichtlich nachweisbar von jüngerer und zufälliger Bildung. „Eingeborene", sagt Nachtigal von Borku, „die keine Kamele mehr besaßen, die ein Nomadenleben erheischt oder gerechtfertigt hätten, landflüchtige Mörder, Kriegsgefangene, die aus religiösen Bedenken nicht zu Sklaven gemacht, aber auch nicht ausgelöst worden waren, vielleicht auch freigelassene Sklaven mögen sich

[1] Tuareg, eigentlich Tawârik und Tuârik, Kollektivform vom Singular tarkî, ist ein arabisches Wort, das von terek, aufgeben, abgeleitet und entweder auf die Aufgebung des Christentums oder Aufgebung der mauretanischen Heimat bezogen wird.

[2] Hornemann schrieb Tibbo, später Tibbu, Mohammed et Tunisi, gleich mohammedanischen Geschichtschreibern des 16. Jahrhunderts: Tubu. Diese Form scheint in Wadaï noch heute in Gebrauch zu sein. Barth, der im Sudan Tebu hörte, machte zuerst darauf aufmerksam, daß der eigne Name des Volkes Teda sei. Der bei den Alten vorkommende Name Garamanten, dann Edrisis Zoghawa, endlich Leo Africanus' Qoran gehen offenbar von einzelnen Abteilungen aus: die Zoghawa sind noch heute ein nördlich von Dar For nomadisierender Tedastamm.

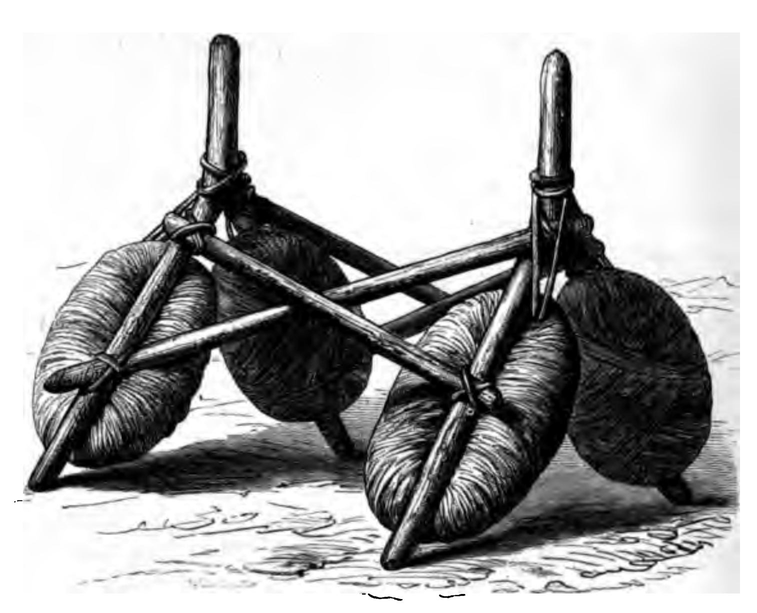

Oasenlandschaft aus der Sahara. (Nach Photographie.)

angesiedelt, allmählich einen kleinen Besitz erworben, sich untereinander und zuweilen mit Nomaden verheiratet und so mit der Zeit einen neuen Stamm gebildet haben, der von den reinen Nomaden mehr oder weniger verachtet wird."

In dem östlichsten Teile der Wüste, die an ältestes historisches Gebiet grenzt, ist es möglich, die Bevölkerung weiter zurück zu verfolgen. Hier ist die älteste Bevölkerung der Oasen berberischen Ursprungs (vgl. oben, S. 456). In Siwah wird noch heute ein berberischer Dialekt gesprochen, und in der Kleinen Oase gibt es eine Kolonie von Siwanern, die ihren berberischen Dialekt erhalten haben. Berberische Ortsnamen findet man in heute arabisch sprechenden Gebieten. In historischer Zeit sind die ägyptischen Kolonisten herübergekommen, die herrliche Tempel als Denkmäler ihres Daseins errichteten. In der Oase von Chargeh fand man einen Tempel mit dem Namen des Perserkönigs Dareios. Man hat auch ägyptische Ortsnamen dort gefunden. Nach ägyptischen und berberischen Typen ist die heutige Bevölkerung hauptsächlich zu sondern: dort die mandelförmig geschlitzten Augen und dicken Lippen, hier die größer geöffneten Augen und die weder an der Spitze stark verbreiterte noch mit stark gebogenem Rücken versehene Nase, die hier wie im Atlas an europäische Formen erinnert (s. Abbildung, S. 456, und Band I, S. 661). Blondhaarige und blauäugige Menschen sind nicht ganz selten. Als drittes, der Zahl nach geringeres Element kommen die Araber als vorübergehende Besucher von ihren Weidestrecken am Nilrand und im Atlantischen Gebiet her. Von viel größerem Einfluß auf die Zusammensetzung der Bevölkerung sind die als Sklaven zum Bleiben hier eingeführten Neger, vorzüglich Weiber. Von ihnen erwartet Rohlfs eine immer weiter gehende Vernegerung der libyschen Oasen. Und endlich kommen auch Zigeuner vor, die mit dem im Nilthal üblichen Namen Nadschari bezeichnet werden, jedoch Arabisch sprechen. Sie erinnern in ihrem unsteten Leben, in der Beschäftigung mit Kleinschmiedearbeit und Kesselflicken und in der lockeren Lebensweise ihrer jüngeren Weiber an ihre andernwärtigen Stammesgenossen und stehen zu reichen Oasenbewohnern auch wohl in einem Klientelverhältnis.

Ein wichtiger Punkt in aller saharischen Völkergeschichte ist die Verbindung mit dem Sudan, das völkerreichste Gebiet, mit dem sich die Sahara berührt, neben dem viel weniger zugänglichen Nilthal. Zwischen beiden müssen unzählige Völkertausche stattgefunden haben. Die engen Beziehungen zwischen den Tibbuvölkern der östlichen Sahara und speziell Tibestis und der herrschenden Rasse der Tsadseeregion gehören zu den Grundthatsachen der Völkerkunde Afrikas.

Der Ausgangspunkt der Betrachtung der Geschichte des zentralen Sudan muß das Tibbuvolk sein, das für sich politisch eine kleine, ethnographisch eine sehr große Rolle gespielt hat. Leo Africanus erwähnt ein Volk Bardoa, dessen Land er so bestimmt begrenzt, daß man das heutige Tibbuland darin sehen muß, und läßt den Bornukönig aus diesem nach seiner Auffassung libyschen oder berberischen Volke stammen. Noch heute ist das Thal Bardai, dessen Bewohner füglich Bardewa genannt werden können, eine der wichtigsten Landschaften von Tibesti. Die Kelowi nennen den Fürsten von Bornu noch heute den „Sultan der Tibbu". Wie eng die Tibbu mit den Kanuri, dem herrschenden Volke im zentralen Sudan, zusammenhängen, wird uns das 10. Kapitel zeigen.



Ein Kamelsattel der Tibbu. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) Vgl. Text, S. 474.

Bevölkerungsverteilung wie Verkehr sind durch die Zerstreuung kleiner fruchtbarer Gebiete über die unfruchtbare Wüste hin gekennzeichnet. Einzelwohnung ist nach der Natur der Wüste seltener als Zusammendrängung in die lebenspendenden Oasen, um die Quellen und Brunnen. Es ist ein insulares Wohnen, und wenn unter Nordafrikanern die Vorstellung allgemein ist, daß die Europäer von kleinen, durch den Ozean hin zerstreuten Inseln kommen, so ist dies nur eine Spiegelung ihrer eignen Verbreitungsweise: die unbeschränkte weite Wüste gibt an der einen Seite einen großen Raummaßstab an die Hand, während sie an der anderen wieder alles Leben auf engere Räume zusammendrängt.

Die Bedingungen für seßhaftes Leben finden sich nur in den Gebirgsländern in größerem Maße. Wo sich in Thälern und Senken genug Erde und Wasser sammelt, um Oasen zu bilden, wo am Rande der Wüste die in keinem Jahre ganz fehlenden Regen den Boden genug anfeuchten, um Futter für spärliche und genügsame Herden hervorzubringen, sammeln sich die Stämme in ständigen Dörfern leichtesten Baues oder in Hirtenlagern. Für jene ist die ansehnlichste und zugleich wichtigste von allen Kulturpflanzen auch in diesen Teilen der Wüste die Dattelpalme; ihr reihen sich von Getreidearten Weizen, Duchn und Durra an.

Die wandernden Tibbu und Tuareg leben unter denselben Zelten wie die Araber, auch Lederzelten, oder auch in flüchtig aufgebauten Gras- oder Gesträuchhütten, den gewöhnlichen Wohnplätzen der Sklaven. An den ständigen Wohnstätten dagegen finden wir Häuser oder Hütten

aus Stein und Lehm, die nichts mehr von der Pracht ägyptischer und berberischer Architektur zeigen, wie sie selbst an vielen Stellen der Wüste ihre Spuren hinterlassen hat. Sie lösen sich kaum vom Boden los, sind überall dieselben niedrigen, grauen, düsteren, flachdachigen, fensterlosen Höhlen. Mursuk selbst hat zwar eine übermäßig breite Straße; aber die aus Erde gebauten Häuser sehen ärmlich aus, wiewohl manche von ihnen Stockwerk und mit Laden verschließbare Fensteröffnungen haben. Ghat hatte vor dreißig Jahren etwa 250 Häuser und rundumher Hütten aus Palmzweigen. Die Leibeignen bewohnen eine besondere Stadt, Barakat, südlich von Ghat. Ghats Lebensadern sind der Wüstenverkehr und die unterirdischen Wasserbäche aus den nahen Bergen, an deren Fuße die Stadt in Sandhügeln gelegen ist, und derart zweifach ist die Lebensgrundlage aller Wüstenstädte. Zahlreich sind in der Wüste, die unverwehbare Reste lange konserviert, die Reste alter Steinhäuser; in Air sind ganze Bergplateaus damit besäet.



Eine Vorratsbüchse der Tuareg. (Ethnographische Sammlung, Stockholm.)

Die Tibbu gehören zu den besten Kamelreitern der Sahara, da sich ihre besten Eigenschaften mit den günstigsten ihrer Reittiere zu einer erstaunlichen Leistungsfähigkeit vereinigen. Denham schrieb vor 60 Jahren: „Es gehen gelegentlich Kuriere zwischen Bornu und Mursuk. Die Tebu sind das einzige Volk, das sich diesem äußerst schwierigen Dienste unterzieht. Zwei Kuriere, die uns bei Agadem begegneten, ritten auf prächtigen Kamelen und behaupteten, von hier bis Mursuk nicht mehr als 30 Tage zu brauchen. Ein Sack Korn und ein oder zwei Wasserschläuche nebst einer hölzernen und einer metallenen Schale, woraus sie aßen und tranken, bildeten all ihr Gepäck.“ (S. Abb., S. 385.) Und von dem vielgereisten Mohammed, dem Tunesier, hören wir Ausdrücke der größten Bewunderung über die Sorgfalt der Tibbu für ihre Kamele und Pferde. Sie weisen die kleinste Belastung über das festgesetzte Maß mit größter Bestimmtheit zurück und sorgen mit unablässigem Eifer für das Wohl ihrer Tiere. „Sobald die Karawane einen Halteplatz verließ, ergriff mein Tibbu den Zügel seines Kamels und marschierte den ganzen Vormittag, indem er unterwegs, ohne anzuhalten, die Kräuter aufraffte, die sich am Wege finden ließen, und sie seinem Kamel zu fressen gab. Sobald wir Halt machten, war er mit einem Bündel auf dem Marsch gesammelter Pflanzen da, ließ sein Kamel niederknieen und reichte ihm die Kräuter. Durch diese Sorgfalt sind die Kamele der Tibbu trotz der langen Märsche stets kräftig und gesund.“ Nicht minder besorgt sind sie für ihre Pferde, deren Rasse wie Ausrüstung die arabische Abstammung verrät. Ihre Sättel (s. Abb., S. 384, 473 u. 506) sind von Holz, klein und leicht: die Holzstücke, mit Lederriemen verbunden, das Polster aus geflochtenem Kamelhaar, Gürtel und Steigbügelhalter aus geflochtenen Riemen gefertigt, die kleinen, leichten Steigbügel selbst, in die sie nur die vier kleineren Zehen setzen, aus Eisen. In den Schuhen ist der großen Zehe ein besonderer Raum abgeteilt. Sie setzen den linken Fuß in den Steigbügel und springen mit Hilfe des Speeres in den Sattel.

Die Not, die diese Wüstensöhne so erfinderisch macht, läßt sie zugleich auch gesetz- und gewissenlos in der Wahl der Mittel zur Erreichung ihrer Ziele sein. „Das Wettringen aller nach

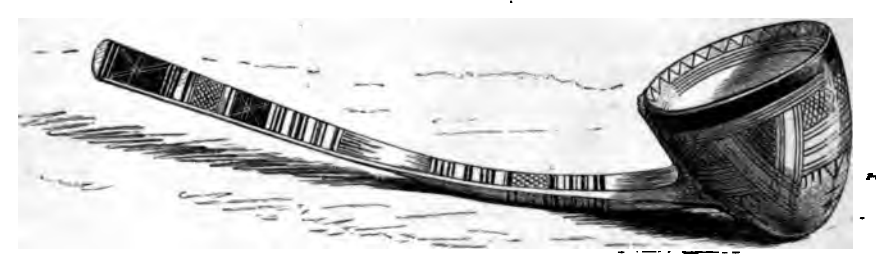
dem kümmerlichen Besitz macht den Einzelnen rücksichtslos, argwöhnisch und betrügerisch. Jeder sucht den anderen zu schädigen, und alle stehen sich im Wege in jener Welt der Not. Jeder lebt für sich, und jeder Gedanke an die Stammesgenossen, jedes Gefühl für Volksleben, jedes Streben



Ein Reiter der Leibgarde des Scheichs von Bornu. (Nach Denham.) Vgl. Text, S. 507.

nach Gemeinwohl liegt ihm fern. Gemeinsame Gefahr von außen her oder gemeinsame Raubzüge vereinigen die Leute, niemals gemeinschaftliche Arbeit und harmloses Volksleben. Dies existiert kaum. Der Ernst des Lebens hat alle Harmlosigkeit von ihnen genommen. Ihre Volksversammlungen sind Übungsvereine sophistischer Argumentation und schlauester Rechtsverdrehungen und endigen wohl gar in blutigem Streite." (Nachtigal.) Kein Tibbu oder Tuareg geht ohne

Waffen, selbst im heimatlichen Dorfe nicht. Sogar die Frauen tragen einen Dolch unter dem Gewand an der Hüfte und einen Knüppel am Lederriemen. Es klingt wie Ironie, wenn ein früherer Reisender diese Waffen mit den Liebesintriguen der Tibbufrauen in Zusammenhang brachte. Nachtigal fand die Weiber so streit- und gewinnsüchtig, hart und treulos wie ihre Männer. Aber es sind Menschen voll Selbstgefühl. Sie mögen Bettler sein, aber sie sind keine Paria. Viele Völker wären unter diesen Umständen elender und gedrückter; die Tibbu haben Stahl in ihrer Natur. Sie sind zu Räubern wie zu Kriegern und Herrschern trefflich geeignet. Imponierend ist bei aller schakalhaften Gemeinheit selbst ihr Raubsystem. „Diese zerlumpten, mit äußerster Armut und beständigem Hunger kämpfenden Tibbu erheben die unverschämtesten Ansprüche in scheinbarem oder wirklichem Glauben an ihr Recht.“ Das Schakalsrecht, das die Habe des Fremdlings als gemeines Gut betrachtet, ist Schutz gieriger Menschen vor Entbehrung. Die Unsicherheit eines fast beständigen Kriegszustandes kommt hinzu, um dem Leben etwas Forderndes und sogleich auf die Erfüllung Dringendes zu geben.



Ein Löffel der Tuareg. (Barths Sammlung, Museum für Völkerkunde, Berlin.)

Nirgends ist die Unsicherheit so groß wie in der Wüste, nirgends das Schicksal eines Menschenlebens, das sich aus dem Schutze der Mauern oder Waffen herausbegibt, so unberechenbar. Die Geschicke Nachtigals und des Fräuleins Tinne sind Beweis dafür. Die unglückliche Holländerin, die zugleich mit Nachtigal Mursuk verließ, um zu den westlich wohnenden Tuareg zu reisen, die angeblich fest auf Treue und Glauben und die Heiligkeit der Verträge halten, wurde erschlagen und ausgeraubt. Nachtigal wagte sich in die Heimat des gewaltthätigsten, verrufensten Tibbustammes und kehrte körperlich unversehrt, doch beladen mit Leiden und Demütigungen, zurück. Für jenen Tuaregcharakter fällt ein Menschenleben offenbar gar nicht ins Gewicht. E. v. Bary meint, bei den Tuareg spiele schon an und für sich ein Menschenleben eine sehr geringe Rolle. Das zeigen auch die Fälle der Franzosen Dourneaux, Duperé und Joubert, der Massenmord der Flatters-Expedition, vielleicht E. v. Barys rätselhafter Tod. Die drei Missionare der algerischen Gesellschaft, die Ende 1881 nur eine Tagereise südlich von Ghadames ermordet wurden, nachdem sie sich in dieser Stadt anscheinend höchst populär gemacht hatten, bewiesen von neuem, wie trügerisch das Vertrauen auf die Tuareg ist. Übrigens treten auch in den Kriegen dieser Völker unter sich edle, ritterliche Eigenschaften selten hervor. Mit kalter Rücksichtslosigkeit wird ein Span mit Raub und Mord ausgefochten. Der Krieg, der 1877 zwischen den beiden Tuaregvölkern der Asgar und Haggar wütete, wurde in Gestalt von Raubanfällen bald der Haggar auf Karawanen der Asgar, bald umgekehrt geführt. Mißtrauen ist erster Grundsatz. Die bei Tibbu wie Tuareg übliche Verhüllung des Gesichts trägt dazu bei, das Mißtrauen noch tiefer zu begründen. Die Begrüßungsweise zweier sich Begegnenden durch ruhiges, halbstundenlanges Gegenübersitzen mit aufrecht gehaltener Lanze ist eine von Gefühlen des Mißtrauens diktierte Sitte. Die Begegnung mit anderen Karawanen wird durch Vorposten von beiden Seiten eingeleitet, während die Karawanen beiderseits Halt

machen. Die langen Flinten werden schußbereit gemacht, die Lappen vom Feuerschloß losgewickelt und die Waffen mit beiden Händen hoch über den Kopf gehalten. Endlich kommt man zum Anruf und Wortwechsel, man erkennt sich, versichert sich der friedlichsten Absichten und scheidet mit den besten Wünschen für gegenseitiges Wohlergehen. Verdächtiges Gesindel, das außerhalb der Karawanenstraße die Wüste auf hurtigem Dromedar durchstreift, wird von der stärkeren Gegenpartei angehalten und durchgeprügelt, wenn nicht gelyncht, und dabei armes Beduinenvolk gelegentlich ausgeplündert.

Die Karawanen brauchen große Bedeckungen, bewegen sich langsam: was Wunder, daß selbst an den dem mittelmeerischen Rande des Erdteils näher gelegenen Orten die Spuren der Einwirkungen des Verkehrs so gering sind. Die Preiserhöhung durch solchen Verkehr macht die von außen kommenden Waren nur für die Wohlhabenden erschwinglich. Der Preisunterschied der Waren zwischen Tripolis und Ghat wird zu 100 Prozent angegeben. Dazu kommt der Mangel eigner Ausfuhren. Seitdem der Sklavenhandel reduziert ist, und der Westsudan die direkten Wege nach dem Atlantischen Ozean betreten hat, sind die Handelsstädte der Wüste zurückgegangen. Außer dem Produkt einiger Natronseen lohnt kein einziges Erzeugnis Fessans den langen Transport nach der Meeresküste. Der Reichtum ist gegangen, einst wohlhabende Familien sind verarmt oder ausgewandert, und wenige andere konnten mit großer Regsamkeit (es kam vor, daß drei Brüder einer Familie beständig auf Reisen waren) nur die bescheidensten Resultate erzielen. In Ghadames, dem bedeutendsten Handelsplatz der Sahara, verkehren heute höchstens noch 2500 Kamele im Jahr. Damit sind natürlich auch die Gewerbe zurückgegangen.

Die Wüstenkarawanen, die „Omnibusse", die Einzelne oder Gesellschaften längs ihres ganzen Weges aufnehmen und wieder abgeben, stellen nicht den einzig möglichen Verkehr dar. Einzelne Pilger und Abenteurer wagen sich in die weite, menschenleere Öde hinaus. Wo es so wenig zu leben gibt, muß man sich bewegen, um sein Leben zu ertragen. Daher sind die Tibbu und Tuareg, wenigstens die längs der großen Verkehrsstraßen ansässigen, unternehmende Auswanderer und Handelsleute. Der Verkehr durch die östliche Sahara liegt ebenso in den Händen der Tibbu wie der durch die westliche in den Händen der Tuareg. Sie betreiben den Handel teils auf eigne Rechnung, teils in Konsortien, teils führen sie die Karawanen oder vermieten ihnen die Kamele. Die größte Bedeutung haben die Tibbu von jeher auf der stark frequentierten Straße von Bornu über Bilma nach Fessan gehabt; doch auch zwischen Wadai und Fessan treiben sie einen lebhaften Handel. Dagegen wird der direkte Verkehr zwischen Wadai und der Nordküste, der erst in unserem Jahrhundert begonnen hat, größtenteils von Arabern unterhalten. Sie stehen seit alter Zeit mit Wandala (Mandara) im Süden von Bornu in Handelsverbindungen. Barth traf einen Tibbu auf Handelsreisen in der Stadt Saran im nördlichen Adamáua; Tibbukaufleute gehen mit der Salzkarawane der Kelowi bis Kano. Ein Tibbu reiste ganz allein mit einem einzigen Kamel von Ghadames nach Ghat, eine Leistung, die selbst von Tuareg als ein kühnes Stück betrachtet ward. Man nimmt auch in Bornu an, daß sie ihr Glück unter Umständen machen, wo andere nichts mehr gewinnen. Die Hauptlinien der Tuareghändler sind Ghat-Aïr-Bilma und Tuat-Taudeni-Timbuktu. Ennedi, Bilma, Taudeni bezeichnen einige von den wenigen verkehrsreicheren Plätzen der inneren Sahara, und es sind Salzhandelsplätze.

Rohlfs läßt die Tibbu gewissermaßen den Übergang zu der despotischen Staatsform der großen Negerreiche nördlich vom Äquator und jenen freien unabhängigen Tuareg, Arabern und Berbern bilden, die südlich vom Großen Atlas teils nomadisieren, teils feste Wohnsitze haben. Ob damit die Mißachtung zusammenhängt, worin sie bei den unabhängigen Tuareg stehen, muß dahingestellt bleiben. Die Bewohner von Tibesti bilden keinen festen Staat. Ein Wahlfürst, „Dardai", präsidiert im Norden des Landes der Versammlung der Edlen. Er wird abwechselnd

aus den Edlen von vier verschiedenen Stämmen genommen. Wird er auch in allen wichtigen Dingen um Rat gefragt, so wird der Rat doch häufig nicht befolgt; er selbst ist fester an die Zustimmung der Ratsversammlung gebunden. Eine ähnliche Stellung nimmt im Süden ein Fürst aus dem zahlreichen Stamme der Arinda ein.

Die scharfe Stammesgliederung, wie sie uns in dem Tuaregvolk entgegentritt, können wir in Spuren auch bei den Tibbu verfolgen. Wir glauben sie in der eigentümlichen Erbfolgeordnung des salzberühmten Kawarvölkchens wiederzufinden, wo sich zwei verwandte Häuser in der Erbfolge ablösen. Im starken Gegensatz zu eigentlichen Negervölkern hat der Herrscher kein Recht über Leben und Tod und erhebt nicht die geringsten Steuern oder Abgaben. Er ist der höchste Schiedsrichter bei inneren Streitigkeiten und der Anführer gegen äußere Feinde. In der gesellschaftlichen Gliederung stehen die Tibbu beim Mangel größerer Städte und gewerblicher Thätigkeit weit hinter Bornuanern und Haussanern zurück. Eisen- und Silberschmiede werden wie eine ausgestoßene Kaste betrachtet. Kein Tibbu darf die Tochter eines Schmiedes heiraten, kein Schmied bekommt die Tochter eines freien Tibbu. Einen Schmied beleidigen, gilt für Feigheit. Aber weder in Sprache, Haar, Gestalt, noch in Hautfarbe unterscheiden sich diese Verachteten von den übrigen Teda.

Die Tibbu haben die eigentliche Mitte der Sahara inne: Tibesti, Borku, Wadjanga, Kawar und einige andere kleine Oasen sind ihre Domänen; im Süden aber dehnen sie sich durch Kanem hin bis an das Ostufer des Tsadsees aus und reichen fast bis Baghirmi hinab.

Der erste Eindruck des körperlichen Wesens dieses Volkes ist: Ein wohlgebildeter Menschenschlag. Sie sind mittelgroß, zierlich, wohlproportioniert, von Händen und Füßen noch kleiner, als die zierliche Gesamtgestalt erwarten ließe. Ihre große Magerkeit, eine Folge des Klimas und der Lebensweise, fällt bei solchem Bau nicht unangenehm auf, trägt zum Eindruck des Elastischen, Leichtbeweglichen bei; dem entsprechen auch ihre Leistungen im Laufen, Springen, Ausdauern, Hunger- und Durstertragen. Durchschnittlich um ein Erhebliches heller als das Gros der Sudanbewohner, aber dunkler als viele Bornuleute, sind die Tibbu dunkelbraun bis kupferrot von Farbe. Am häufigsten ist ein Bronzeton bis zu tiefem Bronzebraun. Ihr langgezogenes Gesicht zeigt Ernst und Intelligenz. Von den Teda Tibestis sagt Nachtigal: „Die Züge würden in ihrer vorwaltenden Regelmäßigkeit und Zierlichkeit gefällig und einnehmend genannt werden können, wenn nicht ein finsterer, argwöhnischer, falscher Blick den ersten günstigen Eindruck verwischte." Tibbu, die von Bary in Ghat sah, waren im Gegensatz zu den Tuareg, die ihn umgaben, häßlicher, schwärzer, mit größerem Munde und von kleinerer Statur. Körperlich am bevorzugtesten scheinen die Teda von Tibesti und von Borku zu sein. Jüngere Personen lieben eine stolze, freie Haltung, und die Tibbumädchen sind oft reizende Erscheinungen. Schwindet die jugendliche Rundung, dann verleiht ihnen das Sehnige, Dürre ihres Grundbaues etwas Eckiges, Hartes, Männliches. Das Haar der Tibbu macht, weil weniger wollig, den Eindruck, länger zu wachsen als bei den echten Negern. Der Bart ist spärlich.

In Tracht und Schmuck teilen sie mit den Tuareg die Tättowierung des Gesichts mit jederseits drei oder vier langen Schnittnarben von den Schläfen bis zum Jochbogen, denen einige noch Querschnitte als Zeichen der Trauer um Angehörige hinzufügen, während auch Schnitte unter den Augen dazukommen, die Neigung zur Verhüllung des Hauptes und vor allem des Gesichts, die merkwürdige Begrüßungsweise durch Niederhocken, die Bewaffnung. Die sonst in Afrika seltenen Silberspangen um Arme und Füße und die roten Korallen im Nasenflügel im Schmuck ihrer Frauen lassen auf eine nahe Beziehung zu den Arabern schließen. Die Tibbu sind bei ihrer wenig entwickelten Gewerbthätigkeit ohnehin darauf angewiesen, mancherlei Dinge von außen zu beziehen. So findet man ihre Frauen bis nach Bilma mit Haussatüchern um die

Schultern bekleidet, während die Männer, wo sie es erschwingen können, die Bornutobe (s. Abbildung, S. 481) tragen. Die armen, außer Verkehr mit der Welt stehenden Teda von Tibesti tragen aber nichts anderes als ein Schaffell um die Lenden. Von der Schmuckliebe der Neger sticht die Einfachheit der Teda ab. Die Mattenhütten der Teda entsprechen mehr der nubisch-arabischen als der Negerbauweise. Bauen die Baële ihre Mattenhütten rund, so findet man sie bei den Leuten von Südfessan viereckig. Diese wohnen fast überall vereinzelt, die Baële von Borku und Ennedi in kleinen Dörfern. Unter den Waffen sind Bogen und Pfeil selten, Speer und Wurfeisen (s. untenstehende Abbildung) gewöhnlich. Feuerwaffen sind noch wenig verbreitet. Wo man Kamele oder Pferde besitzt, zeigen Sattel- (s. Abbildung, S. 384) und Reitzeug die arabische Abstammung. Ihre Reitkamele werden zu den besten der Sahara gerechnet und weithin zu Zuchtzwecken ausgeführt. Seßhafte Bevölkerungen kommen überall vor, wo der Boden den Ackerbau gestattet; aber sie sind stets im Nachteil gegenüber den Nomaden, unter denen sie



Wurfeisen der Tibbu. (Nach Nachtigal.) 1/10 wirkl. Größe.

auch sozial stehen. Oft stehen die Ansässigen schon als Mischvolk jüngerer Entstehung, wie die Einwohner des Landes Borku (vgl. S. 480), unter den reineren Tibbu.

So wie die Tuareg im Haggargebirge, haben die Tibbu im Berglande von Tibesti den Mittelpunkt ihrer Welt, den Rückhalt ihrer Freiheit und in gewissem Maße wohl auch die Quelle, aus der immer neue Bereicherung an Menschen ihren Triben zufließt. Dieses Felsen- und Bergland Tu (angeblich Fels), mitten in der Wüste, umschloß für die Alten ein Volk, dessen Schilderung bei Herodot (vgl. Bd. I, S. 3) auf die heutigen Teda paßt. Es ist eigentümlich, daß sie dieser alte Geschichtschreiber nicht zu den Libyern stellt, sondern sie ausdrücklich als Äthiopen bezeichnet. Wir erfahren von den Felsen-Teda nicht eher wieder, als bis europäische Reisende, nach dem Sudan vordringend, ihre Felsenburg von weitem erblicken und in Mursuk und Bornu Nachrichten über sie sammeln. So abgeschlossen ist denn auch das Volk dieser Berge ganz ein Gebilde für sich, in allen Eigenschaften einheitlich. „In Tibesti tritt uns eine homogene Einwohnerschaft entgegen. In ganz Tu ist kein Araber oder Tariki oder freier Bornuaner angesiedelt. Jeder ist ein Tedetu, alle sind Teda. Wenn sie auch der individuellen Unterschiede nicht entbehren, so geben ihnen doch die wesentlichen, selten fehlenden physischen oder psychischen Eigenschaften ein charakteristisches Gepräge.“ (Nachtigal.) Solche Länder erzeugen Völker von scharfgeschnittener Physiognomie, auch historischer.

Südlich von dem Gebirgslande Tibesti liegt eine Gruppe von Einsenkungen, das Land Borku (Borgu). In diesem Gebiet zerstreuter Oasen kehren die Charakterzüge Fessans nur gedrängter und zugleich auch etwas weniger wüstenhaft gefärbt wieder. In diesem Boden gedeiht trefflich die Dattel- und auch gut die wasserliebende Dumpalme, von deren Früchten die

Einwohner von Borku leben müssen, wenn ihnen die Araber, wie es zur Ernte geschieht, ihre Datteln weggenommen haben. So wie das Land in nomadennährende Halbwüste und Gärten und Dattelbäume, so teilt sich auch seine **Bevölkerung** in Nomaden und Ansässige. Beide halten sich ungefähr die Wage, was ihre Zahl anbetrifft: es mögen 10—12,000 insgesamt sein; aber es ist selbstverständlich, daß diese von jenen beherrscht werden. Die seßhaften Bestandteile der Bevölkerung von Borku, die Dongosa oder Dosa, stehen mit ihrer Bronzefarbe und noch mehr ihrem zarten und ebenmäßigen Gliederbau, ihrer Magerkeit, ihren regelmäßigen Gesichtszügen im Gegensatz zu den dunkleren, gröber, massiger gebauten Leuten von Bornu oder Kanem. Die Bewohner von Tiggi und Buddu entfernen die Eckzähne aus kosmetischen Rücksichten. Nicht selten reduziert sich auch hier die Kleidung von Frauen und mannbaren Mädchen auf ein Schaffell um die Hüften. Wohnung ist fast ausschließlich die Mattenhütte der Tibesti-Nomaden, die hier selbst von den Ansässigen der Palmblattbehausung Fessans vorgezogen wird.

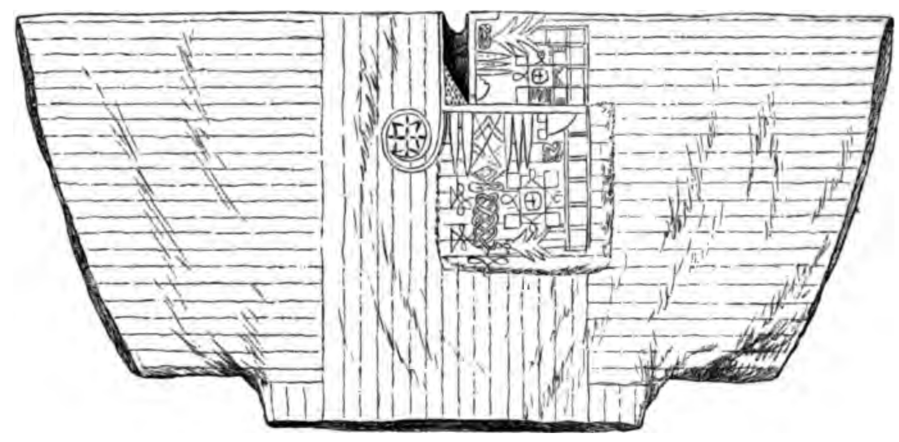
In ganz Borku herrscht der Mohammedanismus wenigstens der Form nach, und nur ihre nordöstlichen Nachbarn, die Baële der Landschaft Ennedi, dürften noch nicht alle dem Mohammedanismus gewonnen sein. König Ali von Wadaï versprach auf die Beteuerung **Nachtigals**, daß die Coran wirklich Mohammedaner seien, mit mehr Schonung gegen sie zu verfahren. Jetzt scheint Wadaï die Herrschaft auch über Borku gewonnen zu haben.

Die **Baële** in der Oasengruppe von **Ennedi** rechnen ihr Land nordwärts bis Wanjanga und westwärts bis zur Wadaïstraße. Süd- und ostwärts gehen die Baële in die Stämme der Zoghawa oder Zagha unmerklich über. Die Thäler sind der Sitz des Ackerbaues, und die an den Futterkräutern der Sahara reichen Steppen nähren zahlreiche Herden der Baële. Im Norden des Landes wird das im östlichen Sudan beliebteste rote **Salz** gewonnen, das gegen Getreide und Gewänder aus dem Dar For und Wadaï getauscht wird und in der ganzen Umgebung der allgemeine Wertmesser geworden ist. Als Hirten sind die Baële in enge Schranken gebannt, da räuberische Araberstämme, vor allen auch hier die Aulad-Soliman, die entlegeneren Weidegebiete längst unsicher gemacht haben. Nach den vortrefflichen Kamelen von Ennedi sollen selbst die südöstlichen Tuareg ihre Ghazien bis hierher (über 1000 km weit) ausgedehnt haben. Den Handel nach außen vermitteln die Zoghawa. Kleidung und Bewaffnung stimmen ganz mit der der Teda.

Kawar (**Kauar**) oder **Henderi Tege**, jenes der arabische, dieses der Tibbu-Name, ist ein kleines Wüstenreich der Tibbu, das von den Tuareg am meisten besucht, jetzt sogar ihnen unterworfen ist. Der Mittelpunkt ist das salzberühmte Bilma, und das Salz von Bilma bestimmt die politischen Geschicke von Kawar. An Bewässerung fehlt es nicht, aber von der fleißigen Bearbeitung des Bodens ist das Volk Kawars durch Zwangsmaßregeln der herrschenden Tuareg entwöhnt. Bilma macht mit seinen niedrigen, unregelmäßigen, aus dreieckigen Salzklumpen aufgeführten Häusern einen widerwärtigen Eindruck. (**Rohlfs**.) Die Gesamtbevölkerung der Ansässigen, die fast ausschließlich aus Teda und Kanuri besteht, wird auf 3000 geschätzt.

Die **Tuareg** wohnen von der großen Sandebene des El Erg oder Areg im Norden, mit Ghadames als Grenzpunkt, bis zu dem berühmten Brunnen Asin halbwegs zwischen dem Haggarplateau und dem Asbengebirge im Süden; nach Westen reichen sie bis Tuat und ostwärts bis zu den Oasen des Wadi el Gharbi in Fessan. Der Nabel dieses Erdstückes, Feste und Spenderin der Fruchtbarkeit des Tuareglandes, ist das Haggarplateau. Die Tuareg werden von den besten Beobachtern als **die reinsten der Berberstämme** bezeichnet, wiewohl auch sie mit dem Islam arabische Sitten angenommen und Alteinheimisches abgelegt haben. In dieser Beziehung ist besonders hervorzuheben, daß dunkelfarbige Menschen seltener bei ihnen vorkommen, während es einzelne gibt, deren bedeckte Körperteile ebenso weiß sind wie bei uns. Unter

den Tuareg hat sich aber wieder die nördliche Gruppe in ihren Bergfesten am reinsten erhalten. Die vorwaltende Hautfarbe ist das Rötlichgelb der Südeuropäer; nur die unbedeckten Teile des Körpers sind von Sonne und Staub dunkler. Nach Körperbau und Gesichtsbildung werden sie von manchen Beobachtern kurzweg als der schönste Menschenschlag Afrikas bezeichnet. Ihre Muskulatur ist kräftig entwickelt; ihr entspricht die Energie ihres Gesichtsausdruckes. Die Scheichs der Tuareg sind in der Regel durch hohen Wuchs und kräftige Gestalt ausgezeichnet. Zum Teil ist dies jedenfalls dem Umstand zuzuschreiben, daß sie sich bei der Zurückdrängung der dunkeln Bevölkerung streng von der Mischung mit dem niederen Volk zurückhielten. Unter den Westtuareg gibt es indessen auch ganz negerhafte oder mindestens mulattenhafte Scheichs, so in Ardschischo. Ihre Gesichtszüge sind denen der Europäer ähnlicher als denen der Araber. Helle Augen kommen vor, sind aber selten.



Eine Tobe aus Bornu, sogenannte Perlhuhntobe. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) Vgl. Text, S. 482, 493, 507 u. 510.

An der Kleidung der Tuareg ist überall am auffallendsten die Sorgfalt, womit für die beständige völlige Bekleidung des ganzen Körpers, mit Ausnahme der Hände, Füße und Nasenspitze, gesorgt wird. Außer den Bewohnern der kältesten Länder gibt es wenige Völker, die sich so vollständig und so beständig bekleiden. Das wechselreiche Klima mag daran nicht unbeteiligt sein. Die Elemente ihrer Kleidung sind Tobe, Beinkleid und Litham. Das Litham ist ein Tuch, das zweimal um das Gesicht gewunden wird, so daß es Mund, Kinn und den oberen Teil des Gesichts verhüllt und nur die Nasenspitze hervorschauen läßt; indem es zugleich um Kopf und Schläfe gewunden und mit einer Schleife hinten am Kopf befestigt wird, bildet es die ganze Kopfbedeckung. Man hat diese Tücher in Indigo und Weiß; die Edlen tragen vorwiegend jene, die Niederen diese, und darauf führt die häufig zu hörende Bezeichnung „schwarze" und „weiße Tuareg" zurück. Diese Gesichtsverhüllung, der man in dieser oder anderer Form auch bei anderen Wüstenstämmen und bis tief in den Sudan hinein bei Fulbe und Kanuri begegnet, die aber nur hier ganz allgemein geworden ist, hat angeblich den religiösen Zweck der Verhüllung des Mundes; aber man möchte glauben, daß der Schutz des Gesichts vor dem feinen, Entzündungen erzeugenden Wüstenstaub und dem Wüstenwind praktisch vorangehe. Wie dem auch sei, der Tuareg legt dies Gesichts- und Kopftuch so selten wie möglich ab. Es paßt dies zu seinem Charakter. Selbst in der Fremde entäußert er sich seiner nicht. Tuareg, die nach Paris kamen, behielten beständig dieses Tuch vor. Es ist ein unterscheidendes Merkmal dieses Volkes, das die Araber immer schon die Verschleierten oder Leute des Schleiers nannten. Seltsam ist es nun und wohl mit der geringeren Notwendigkeit eines Schutzes bei ihrem abgeschlossenen Leben

zu erklären, daß die Tuaregfrauen ihr Gesicht nicht verhüllen, und daß gerade diese Sitte nicht mit dem Mohammedanismus bei ihnen Eingang gefunden hat. Aber so ist überhaupt ihre Stellung viel freier als bei den Arabern oder anderen Islambekennern; sie mischen sich auch frei in die Gespräche und Angelegenheiten ihrer Männer. Und sie mißbrauchen bei den Stämmen reineren Geblütes diese Freiheit nicht.


Köcher der Tuareg. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) S. auch die Abbildung, S. 520.

Was die übrigen Kleider betrifft, so tragen Reich und Arm, und man kann fast sagen, Mann und Weib die gleichen Arten von Gewändern, verschieden mehr in der Menge des verwendeten Baumwollenstoffes als nach Geschmack oder Herkommen: der weiße oder dunkelblaue Stoff aus Kano, dem es zuzuschreiben sein mag, daß weite, faltige Hemden (Toben) und Beinkleider in den an die Haussaländer grenzenden Teilen getragen werden, engere Gewänder bei den Oststämmen. Das Haar wird am Scheitel kurz gehalten und läuft an der Seite oder hinten in einen oder zwei Zöpfe aus, während den Knaben ein Hahnenkamm geschoren wird. Die zwei oder drei langen Baumwollenhemden der Frauen werden um die Hüften durch einen rotleinenen Gürtel zusammengehalten. Ein einfaches weißes, rotes oder rot gestreiftes Tuch über diesem Unterkleid verhüllt und drapiert den Oberkörper. Reiche beider Geschlechter entlehnen auch gelegentlich reichere phantastischere Kostüme von den Arabern. Die Fußbekleidung besteht in starken Sandalen aus Kano (s. Abbildung, S. 485 und 493).

Schmucksachen sind spärlich und auf die Frauen beschränkt. Man findet Fingerringe, gläserne und silberne Armspangen und Glasperlen. Der steinerne Oberarmring der Männer der Auelliminden ist auch halb und halb hierher zu rechnen; ebenso thönerne, aus einer feinen Erde gebildete Armringe der Westtuareg.

Waffen gehören völlig zur alltäglichen Tracht. Die Waffen der Tuareg: Schwert, Speer und Dolch, haben alle drei etwas Starkes, Massives. Das Schwert ist gerade, breitklingig und lang. Der Speer ist entweder ganz von Eisen, oder die lange Speerklinge sitzt in einem Stiel aus Kornaholz. Der Dolch endlich ist ebenfalls in der Regel ganz von Eisen, am kurzen Griff mit Drahtspiralen umwunden (s. Abbildung, S. 296) und durch einen Riemen am linken Handgelenk so befestigt, daß er, Griff nach vorn, am Vorderarm anliegt. Diese Art, den Dolch zu tragen, ist auch im Westsudan (s. Abbildung, S. 483) verbreitet. Flinten sind weit verbreitet. Diese Waffen fehlen keinem der Edlen oder Freien. Außerdem tragen sie wohl auch noch Lederschilde. Auf der Jagd werden wie in Dar For bumerangartige Wurfhölzer verwendet (s. Abbildung, S. 483). Bogen und Pfeile kommen bei den in Gebirgen hausenden niedrigen, den Leibeignen zugezählten Gebirgsstämmen von Haggar als ausschließliche Waffen vor. Von ihnen selbst wird zu den Waffen gerechnet der uns mehr als Schmuck erscheinende steinerne Armring, den die Männer am rechten Oberarm tragen, sobald sie waffenfähig geworden, angeblich zum Parieren. Der Stein besteht aus grünem Serpentin, ist breit und wohlgeglättet und kommt aus dem Lande der

Asgar und der Auellimiden. Alle Tuareg, mit Ausnahme der Marabut, tragen diese Ringe und halten sie hoch, und bei keinem der Nachbarn findet sich gerade dieser Ring. Wie bei den Arabern, ist die ganze soziale Gliederung im Frieden auf den Krieg berechnet.

Bei den Tuareg beschränkt sich die Erbfolge der weiblichen Linie nicht auf die Fürsten, sondern greift tief in das ganze Leben der Bevölkerung ein: in Ghat gehört der größere Teil der Häuser Frauen an, denen sie am Hochzeitstag von Freunden oder Verwandten geschenkt wurden, oder denen sie durch Erbschaft zufielen. Es erklärt allein dieses Verhältnis manches von dem, was die Stellung der Frauen hierzulande so viel besser macht als in anderen mohammedanischen Ländern. Indem Batuta diese Sitte der Erbfolge in der weiblichen Linie beschreibt, setzt er hinzu: „Ich habe diesen Gebrauch niemals früher angetroffen, außer bei den Heiden von Malabar in Indien.“ Wir kennen ihn aber nicht nur von dem Schwestervolk der Tibbu, sondern finden ihn auch bei Nubiern und Berbern (vgl. oben, S. 467) und weiterhin in Spuren durch ganz Afrika.



Dolch aus Kano, am Arm zu tragen. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/4 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 482.

Die meisten größeren Wüstenstädte gehören den Tuareg. Die Ostsahara außerhalb Fessans hat wenig davon. Aber auch diese größeren Städte machen aus den Tuareg noch kein Städtevolk wie die Haussa. Die Oase von Ghat, die die nennenswerteste aller Tuaregstädte umschließt, hat nicht ganz eine deutsche Meile im Umfang. Die Häuser sind trotz des Steinreichtums der Umgebung aus Lehm gebaut; das wenige Bauholz stammt von der Dattelpalme. Die glänzende Tünche der Außenseite der Küstenstädte kommt hier nicht vor; Häuser haben die Naturfarbe des getrockneten Lehms. Ein tüchtiger Regen würde sie auflösen. Nur ein einziger Moscheenturm verdient den Namen Minaret. Die Stadtwälle sind nicht mehr als 3 m hoch, und ihre sechs Thore nicht fest verschließbar. Im Süden legt sich eine Vorstadt von circa 60 Lehmhäusern und im Westen ein Dorf zerstreuter Palmstrohhütten an. Inmitten der Stadt liegt der viereckige Marktplatz.



Ein Wurfholz der Tuareg. (Christy Collection, London.) 1/7 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 421 und 482.

In Plätzen, wo Handel und Verkehr das Leben der Bewohner tiefer beeinflussen, ist Lesen und Schreiben weit verbreitet. Selbst Abendschulen wurden in den Wüstenstädten zu diesem Zwecke eingerichtet; und man kann des Abends nicht durch die Straßen gehen, ohne das laute, eintönige Recitieren der in enge Räume zusammengepferchten Kinder zu vernehmen, die im Chor ihren Koran auswendig lernen.

Von ihrer politischen Verfassung sagt Rohlfs: „Die Tuareg sind politisch keine Nation, es gibt bei ihnen kein politisches Oberhaupt, sondern sie bilden nur ethnographisch zusammengehörende Stämme, deren Verband aber so locker ist, daß wahre Verblendung dazu gehört, zu glauben, man könne mit ihnen rechtskräftige Verträge abschließen. Es ist möglich, mit einem

einzelnen Targi einen Vertrag abzuschließen, es ist möglich, daß er für die Sicherheit seines Stammes bürgen kann; aber kein Targi ist im stande, für die ganze Nation der Tuareg einen Vertrag abzuschließen." Die Tuareg sind aber keineswegs ohne Bewußtsein ihres Volkszusammenhanges; und oft haben erleuchtetere Männer unter ihnen den Europäern ihr Bedauern über die Bürgerkriege ausgesprochen, worin sich die Stämme zur Freude der Türken, Araber und Tibbu zerfleischen.

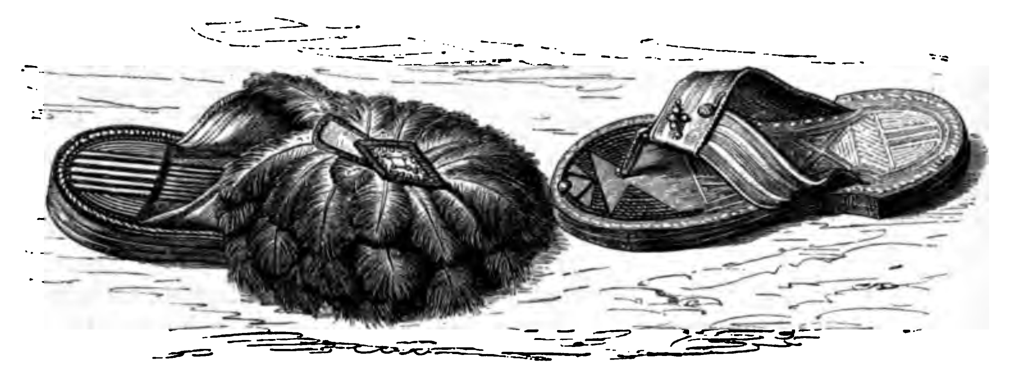


Lederarbeiten der Tuareg und Haussa. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) Vgl. Text, S. 521.

Die Tuareg zerfallen in die Asgar (Asdjer) im Osten, die Haggar (Hoggar) im Westen und die Kelowi oder Kelui im Süden. Jede dieser Stammesgruppen hat ihren natürlichen Mittelpunkt: die Haggar den Kern des gleichnamigen Gebirges, die Asgar den südlichen Teil desselben und die davor liegenden Oasen, die Kelowi das Gebirgsland von Air. Die Kelowi greifen am weitesten aus; denn ihr Gebiet reicht von Ashagar im Osten bis zum Brunnen Engischan im Westen. Sie beherrschen aber gegenwärtig auch Bilma. Sie sind von den beiden anderen viel mehr verschieden als diese unter sich. Die Asgar von Ghat werden als die bezeichnet, die den Charakter am besten repräsentieren: kühn, abgehärtet, kurz in der Rede, von

ritterlichem Wesen und zugleich Verständnis für den Handel. Die von Air sind weichlicher und milder in ihren Sitten, zum Teil wohl wegen ihrer starken Mischung mit sudanesischem Negerblut. Sie gelten für die besten Kaufleute der Sahara und sind wegen ihrer Schmiegsamkeit und Findigkeit vortreffliche Karawanenführer. Endlich sind die von Timbuktu als die treulosesten und grausamsten Räuber verrufen. Die Stammessonderung geht aber weit über diese Dreiteilung hinaus und scheint ebenfalls in der Natur der Wohnstätten tief begründet zu sein. Aus dem einzigen Stamm der Haggar, den Kel-Ahamellen, sind vierzehn geworden; selbst die Leute von Ghat nehmen unter sich zwei verschiedene Stämme an. Die Asgar nennen sich Imohag, die Haggar und Auellimiden Imochar, die von Air Imajirhen. Ihre Sprache nennen sie Temahaq oder Temacheq. Es sind dieselben Namen, die uns bei den marokkanischen Berbern wieder entgegentreten.

Der Stamm der Asgar im südlichen Haggarland bildet eine Kriegeraristokratie, die nicht mehr als etwa 500 Bewaffnete ins Feld zu stellen vermag, dabei aber ein Gebiet von mehreren



Frauensandalen aus Kano. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) Vgl. Text, S. 482, 493 und 521.

tausend Quadratmeilen beherrscht. Die größte Familie ist die der Uraghen: zu Barths Zeit etwa 150 Familienhäupter. Teile davon wohnen am Norduser und auf Inseln des Niger, ein anderer Zweig ist bei Ghat ansässig. Viel ärmer und geringer ist die zweite Familie, die der Imanang, deren Glieder noch heute die Königlichen heißen, wiewohl sie zur äußersten Armut herabgesunken sind. Aber selbst das Volkslied hat die Schönheit ihrer Frauen nicht vergessen, die es ebenso gern besingt wie den Reichtum von Tunis, die Weisheit von Ssuk und die Rosse von Tuat. Die zwei letzten Familien, die Ifoga und Habanara, sind über die ganze Wüste zerstreut und der Gesamtheit der eigentlichen Asgar weit entfremdet. Von den Ifoga haben sich die meisten unter den Kelowi niedergelassen. Die Habanara aber haben ihre Wohnsitze unter den Imrad genommen und sind wandernde Freibeuter geworden. Diese Imrad sind die dienende Klasse der Asgar, von der diese leben, wiewohl jene im stande sind, zehnmal mehr Streiter zu stellen; ihre Stellung zu einander ist ungefähr wie die der Spartaner zu den Heloten, aber der Abstand hat sich gemindert, seit auch die Herren teilweise ansässig geworden sind, das Lederzelt gegen die Rohrhütte vertauscht und dadurch jenes große Übergewicht verloren haben, das der Nomadismus der herrschenden Rasse verleiht. Außer von diesen ihren Leibeignen leben die Asgar noch von dem Tribut, den sie den Karawanen abnehmen, und der durch die Bedeutung Ghats als eines der größten Marktplätze der Westsahara zu einer ziemlich erheblichen Einnahmequelle wird.

Die heutigen Bewohner von Air oder Asben, dem „Alpenland der Sahara", zeigen die Beimischung von Negerblut neben der Aufnahme einer Menge von Haussawörtern, die das Gebiet dieser Sprache gerade hier bis weit in die Wüste ausdehnt. Auf der anderen Seite gibt es

vielleicht bei keinem anderen Stamme der Tuareg so viele Anklänge an die ältere, reinere Zeit. Künftige Forschungen werden vor allem hier Material zur Verfolgung der Geschichte der Saharavölker zu suchen haben. Hier wimmelt es von Überresten eines steinernen Zeitalters, alten unbewohnten Steinhäusern und vielen Felseninschriften. Man sieht „ganz weiße" Frauen bei den Kelowi von Ardschischo. Nach Berbersitte tragen manche Kelowi ihr Haar so aufgebunden, daß seitlich zwei Locken herabfallen. Diese Völker bauen noch heute Tumuli mit Steinkreisen aus aufrecht stehenden Platten. Rätselhafte Häuser aus Gerölle und Lehm gebaut, klein, so daß sie fast mit Tumuli zu verwechseln waren, traf Bary bei Ardschischo bewohnt an. Es ist ein merkwürdiger Zweig der Tuareg, dieses Grenzvolk, das mit einem Fuß im berberischen Altertum, mit dem andern im materiell hochkultivierten Negertum des Nigervolkes der Haussa steht.

10. Der Sudan und die Sudanvölker.

„Auch die Völkerbewegungen Zentralafrikas haben ihre Geschichte, und nur indem sie in das Gesamtgebilde der Geschichte der Menschheit eintreten, kann das letztere sich dem Abschlusse nähern." Barth.

Inhalt: Der zentrale Sudan eine Welt für sich. Landschaft und Klima. Der Tsadsee. Die Savanne. — Übergang zur Wüste. Tierwelt. — Die Neger. - Negerhafte Züge unter dem Firnis des Islam. — Die hellen Erobervölker. — Bornu und die Kanuri. - Kleinere Eingeborenenstämme. — Die Baghirmi. — Die Maba und Tündschur Wadaïs. — Die For und Tündschur in Dar For. — Tama.

Nur ein ferner Widerhall dessen, was sich in der Welt aufregender Ereignisse, rastloser Arbeit und wunderbarer Leistungen vollzieht, dringt in den inneren Sudan. Aber schon rückt vom Niger und vom Kongo her diese neue Welt heran. Bisher ist auch nach der Anwesenheit einer langen Reihe kühner und gebildeter Europäer in Bornu, Baghirmi und Wadaï, von Lyon bis Nachtigal, von denen reiche Belehrung ausging, von allen Mächten des mittelmeerisch-atlantischen Geschichtskreises nur die Türkei den Sudanesen verständlich geworden; denn diese legt sich in Mursuk und Kufra in den Weg des Verkehrs zwischen Sudan und nordafrikanischer Küste. Aber selbst mit dieser Verbindung bleibt der zentrale Sudan politisch wie kulturlich durch eine physische Wüste im Norden, durch eine politische im Süden vom übrigen Afrika, von den Mächten im Westen und Osten durch Furcht und Mißtrauen geschieden. Trotz aller gelegentlich aufgezwungenen Beziehungen bilden Bornu, Baghirmi und Wadaï eine eigne kleine afrikanisch-mohammedanische Welt für sich, deren einzelne Landschaften eine Summe von Zügen der Ähnlichkeit oder Gleichheit auf Grund gleicher Entwickelung aufweisen.

Am Südrande der großen Wüste zieht eine Reihe von Hoch- und Tieflandschaften von der atlantischen Küste zwischen dem Äquator und dem 20. Grade bis zum Roten Meer hinüber. Ihr Name Sudan[1] umfaßt die ganze Mannigfaltigkeit der mittelafrikanischen Landschaften in jenem Gürtel. Diese Grenze gegen die Sahara ist nur klimatisch und pflanzengeographisch zu bestimmen. Die Regenzeit ist zwischen den viel dauerhafteren und entschiedener ausgesprochenen Trockenzeiten gleichsam eingeengt. Lassen plötzlich fallende Regen manchmal im Nigerlande und im Tsadgebiete die vielen trockenen Flußbetten von gewaltigen Wassermengen erbrausen, so daß

[1] Das Wort Sudan wird vom arabischen assud, schwarz, abgeleitet und auf die Dunkelheit der Bewohner bezogen. Heute wenden es die Araber südlich von der Sahara gewöhnlich nur auf die Nigerländer ausschließlich Timbuktus an, während man in Ägypten sogar Nubien in den Begriff Sudan („ägyptischer Sudan") hereinzieht.

der Verkehr gestört wird und sich die See- und Sumpfniederungen rasch mit Wasser füllen, die das Leben der Menschen gefährden, so liegen manche Seen doch sehr bald wieder trocken, wenn der trockene Nordost helle Luft und Dürre gebracht hat.

Nur drei große und dauernd fließende Gewässer, die den Charakter ganzer Landschaften bestimmen, umschließt dieses weite Gebiet: Niger, Benuë und Schari. Während der Niger in seinem nach Norden gewandten Bogen den Südrand der Wüste bewässert, kommt der Benuë aus dem regenreicheren Süden. Jener erwirbt sich auf langem Laufe, der wenig Zufluß empfängt, den Namen des „großen Stromes": Dscholiba (Mandingo) und Goubbi (Haussa). Unter den Zuflüssen des Tsadsees ist der aus dem Süden kommende Schari wasserreich, alle kleineren Zuflüsse des Tsadsees sind in der Trockenzeit nur Fiumaren. So ist auch die Oberfläche des Tsadsees bei weitem nicht durchaus offenes Wasser, sondern ungefähr ein Dritteil von einem Archipel von Inseln eingenommen, und im Westen ziehen sumpfige, schilfige Ufer weit in den See hinein wie von einer seichten Überschwemmung, die nur im mittelsten Raume dauernd ist. Wenn sich jemand nach einer der Inseln erkundigt, wird nicht von ihrer Lage im See, sondern von der Anzahl der Wasserarme gesprochen, die bis zu ihnen zu überschreiten sind. Der Wasserstand ist ungemein schwankend, und wenn der See selbst zu einer schwankenden Gestalt wird, nötigt er dann auch seinen Umwohnern einen amphibischen Charakter auf, die heute wandern, weil ihnen der See den Boden unter den Füßen wegnahm, und sich morgen auf fieberhauchendem Neuland niederlassen, das er im Rückzug mit fruchtbarem Schlamm bedeckt hat.



Ein Neger (Mischling?) aus Baghirmi. (Nach Photographie.)

In zahllosen Höhlungen dieser Länder hat das zusammenrinnende und verdunstende Wasser Salzlager gebildet. Dieser Salzreichtum ist eine Quelle des Wohlstandes der Sudanländer. Die berühmte Ergiebigkeit der Dattelzucht hängt damit zusammen, und der Wiesenwuchs, der sie zu bevorzugten Tummelplätzen herdenreicher Nomaden macht, wird durch sie gefördert. Von einem reichen Manne sagt man im Sudan: Er kann sich an Salz satt essen. Beträchtliche Bevölkerungsansammlungen, große Verkehrswege hängen allein vom Salz ab; es gibt gewissen Völkern eine Wichtigkeit, die sie anders nicht beanspruchen dürften.

Geselliger Graswuchs bedeckt das Land, von den spärlichen Grasbüscheln der saharischen Übergangslandschaft bis zu den Hochgräsern Senegambiens oder Sennaars, aus deren unabsehbaren Feldern selbst die Giraffen nur ein kleines Stück Hals hervorstrecken. In Kordofan stehen die kleineren Gräser so dicht, daß man ein „eng gesäetes, unermeßliches Kornfeld" vor sich zu haben glaubt. Baobab, Akazien und andere Bäume mit Schirmkrone werden nach Süden zu immer häufiger. Für den aus der Wüste Kommenden liegt etwas Überschüttendes in der Fülle, die sich so hart an den Mangel anschließt; und in dem weltgeschichtlichen Drange der Wüstensöhne

zum Sudan hin ist so viel von diesem Naturreiz wie in dem Zuge der Barbarenseele nach dem schönen Italien. Solche Kontraste lassen auch den Wüstensohn nicht kalt, und sei es auch nur wegen des greifbaren Reichtums in diesem verheißungsvollen Grün.

Im Osten legt sich eine breitere Zone des Überganges zwischen die Wüste und das reichberegnete Ackerbauland. Der Sudan mit seinen Hirten und Herden schneidet also hier nicht plötzlich ab, wie im Westen und im Inneren, wo der ackerbauende Neger sogar über die Südgrenze des Sudan herüberragt, sondern die Neger selbst haben dort das Hirtenleben aufgenommen und den Typus der Baggâra, d. h. der Rinderhirten, entwickelt; damit finden wir sudanesische Verhältnisse bis zum Äquator und darüber hinaus wieder. (Vgl. oben die Kapitel 2, 8 und 9.) Um so schärfer tritt dafür die Grenze zwischen Kamel- und Rinderhirten, dort Arabern, hier Nubiern und Negern, hervor; man kann sie ungefähr bei 13° nördlicher Breite ziehen. Elefanten sind noch nicht ungewöhnliche Bestandteile der sudanesischen Landschaft geworden. Im Tsadsee und den Nebengewässern tummelt sich das Nilpferd herdenhaft, viel mehr noch das Krokodil. Die großen Raubtiere sind am häufigsten in den menschenarmen Grenzstrichen zwischen Wüste und Sudan.


Ein Neger aus dem östlichen Sudan (Nuba?). (Nach Photographie in Dr. Pruner Beis Sammlung.) Vgl. Text, S. 489.

Die Bevölkerung des Sudan wird unbedenklich in Eingeborene und Eingewanderte geteilt. Wir kennen die Geschichte der Sudanländer besser als andere Teile von Afrika und von den meisten den Zeitpunkt, wann sie den einflußreichen arabischen Teil ihrer Bevölkerung erhielten, ebenso eine Chronologie des Vordringens der im Westsudan herrschenden Fulbe nach Süden und Osten. Allein wir müssen uns doch diese Sonderung nicht allzu einfach denken. Die Einwanderungen, von denen wir zufällig erfahren haben, sind nicht die einzigen gewesen. In der allgemeinen Einleitung (Bd. I, S. 26; auch S. 663) versuchten wir zu zeigen, wie die Natur in den Wanderungen der Völker Afrikas dem Sudan als dem Grenzstrich zwischen den größten Hegestätten nomadischer und sedentärer Stämme eine wichtige Rolle zuweise. Im Sudan liegt die breite Berührungszone der zwei größten afrikanischen Völkergruppen: der hamitisch-semitischen und der negroiden, und die hier groß und deutlich hervortretenden Mischungsvorgänge erklären ähnliche, nur minder klar vorliegende Prozesse im übrigen Afrika. Also setzen wir auch nicht von vornherein die Mandingo, das ursprüngliche Volk von Mandara, die Haussa, die For, Nuba &c., als fest Ansässige den Fulbe und Arabern entgegen, sondern nehmen neben den anerkannten Einwanderern nur relativ Ansässige, keine Autochthonen an. Der Sudan war von je eins der offensten Länder der Erde, und wir dürfen hier viele Völkerniederschläge erwarten. Die Sagen schreiben im Westsudan großen Völkern östlichen Ursprung zu, während sie im mittleren öfter nach

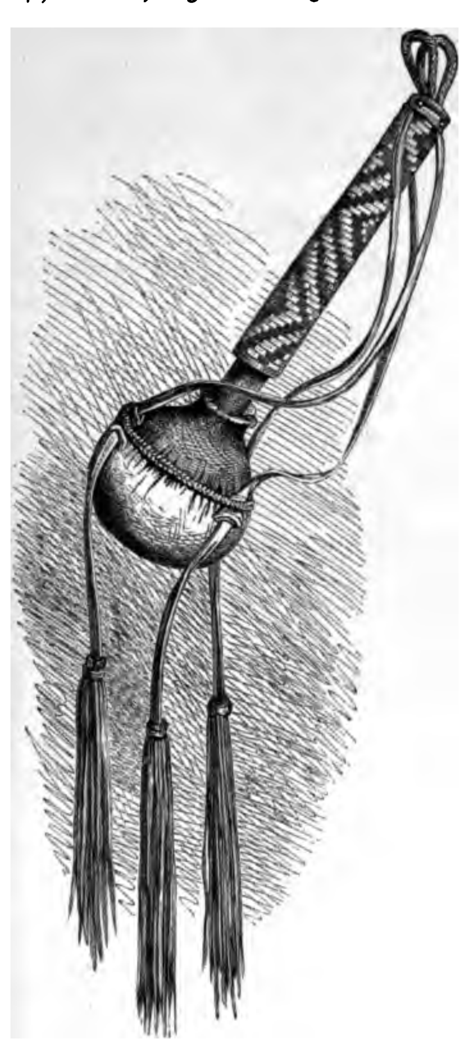
Norden deuten. Die Geschichte eines großen Volkes wie der Yoruba bestätigt die Herkunft oder doch die Anstöße aus Osten. Thatsächlich bestanden aber Beziehungen zwischen den östlichen Nigerlandschaften und Ägypten schon seit dem 11. Jahrhundert n. Chr. über Audschila. Wie tief kann lange vor der arabischen Einwanderung das Volkstum des Sudan vom Norden und Osten her beeinflußt worden sein! Noch heute ist nicht die Kultur der herrschenden Rasse überall im Sudan die überlegene, sondern in manchem wird sie von den Resten der einheimischen übertroffen, wo diese sich selbständig erhalten hat. Bei mehr als einem Dutzend Sprachen allein in dem Gebiet von Bornu gewinnt man den Eindruck eines Völkergerölles oder -Getrümmers. In einem kleinen Lande wie Logon geht der Sprachluxus so weit, daß während die Volkssprache der Logoner dem Musgu nahe verwandt ist, Denham so viel Bagrimma sprechen hörte, daß er annahm, dies sei die Sprache der Leute von Logon; und H. Barth unterhielt sich mit dem Herrscher des Landes in Kanuri. Hier ansässige Araber endlich bringen ihr Arabisch in Kurs und in die Volkssprache.



Ein Neger aus dem östlichen Sudan (Nuba?). (Nach Photographie in Dr. Pruner Beis Sammlung.)

Wir haben hier also die Vertreter kaukasischer und negroider Körperbildung auf Einem Boden. In den Heidenstämmen Dar Fors, Baghirmis, des Haussalandes stehen uns Vertreter negroider Bildung (s. Abbildungen, S. 488 und nebenstehende), dagegen in den besten Exemplaren der „roten" Fulbe und der Araber der kaukasischen gegenüber. Allein beide sind gering an Zahl im Vergleich zu dem, was von mulattenhaften, gemischten Volksmassen mit vorwaltend zum Negerähnlichen hinneigender Bildung zwischen ihnen liegt. Wir mögen wohl die vorherrschende Bevölkerung Bornus (die am besten Rohlfs mit den Worten charakterisiert: „Ihr Körperbau hält ungefähr die Mitte zwischen den vollen plastischen Formen der Haussaneger und der sehnigen Magerkeit der Tibbu") als Typus dieser Mischung annehmen. Schon diese werden als keine eigentlichen Neger bezeichnet, und Barth unterscheidet dann wieder von den Bornuanern mit ihren breiteren, häßlichen Gesichtern die nördlicher wohnende Bevölkerung von Kanem als eine Varietät von angenehmeren, regelmäßigeren, schlankeren Formen. Aber kraushaarig, dunkelhäutig, mit weit offenen, fleischigen Nasen sind alle. Wenn Richardson in Sinder die Physiognomien angenehmer, die Hautfarbe heller findet, denkt er an berberische Mischung. Bewußt oder unbewußt kommen alle auf Mischung, um diese Vereinigung widerstreitender Elemente zu erklären, auch Nachtigal. Der Schritt von den Arabermulatten zu den Negern im Süden Baghirmis ist nicht sehr groß, sowenig wie zwischen den trägen und furchtsamen Bornuanern und den unglücklichen Opfern ihres Sklavenhandels eine unübersteigliche Kluft besteht. Rohlfs fand die Baghirmi noch dunkler als die versprengten Neger des

Bolostammes im Reiche Bautschi. Die Heidenstämme, die den größten Teil der Sklaven für Baghirmi liefern, sind nur einheitlicher als diese Mischlinge. Der Vergleich zwischen ihnen und ihren Feinden fiel öfters zu ihren gunsten aus. Ihr Mangel an Zusammenhalt gegen den gemeinsamen Feind, dessen Verfolgungen sie seit Jahrhunderten ausgesetzt sind, ist negerhaft, liegt an den politischen Einrichtungen aller Negerländer. Der Geschädigte pflegt sich sein Recht selbst zu verschaffen. Wird der Eidschwur nötig, so wird er auf das Laub einer Akazie (Acacia albida) geleistet und dann ebenso heilig gehalten wie der mohammedanische Schwur auf den Koran.



Eine Antimonflasche aus Bibba, mit Leder verziert. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) Vgl. Text, S. 522.

Tättowierung ist nicht bei allen diesen Stämmen üblich. Bald laufen Einschnitte in Dreizahl von der Schläfe in der Länge von etwa 5 cm auf die Wange herab, bald umziehen kurze Narben mit kleinen Zwischenräumen die ganze untere Stirn von Schläfe zu Schläfe, bald streicht eine einzige breite Schnittnarbe von der Haargrenze bis auf die Nasenwurzel mitten über die Stirn oder zerschneidet, wie bei den For, die Wangen. Die Gaberi und Sonrhay entfernen einen Schneidezahn oben und unten und die Sara deren zwei. Lippendurchbohrung kommt nicht vor. Schmuck wird in den Nasenflügeln, aber nicht in der Nasenscheidewand getragen. Wie echt Negerhaftes in den Mohammedanerstaaten oft auffallend hervortritt, mag die Erzählung Barths beweisen, daß am Logonfluß ein alter Mann herantrat, der ihm gebieterisch befahl, sich augenblicklich zurückzuziehen. „Dies setzte mich einigermaßen in Verwunderung; aber mein Gefährte teilte mir mit, dies sei der ‚Maralegha‘, der König der Gewässer, der unbeschränkte Gerichtsbarkeit über den Fluß besitze.“ Das hätte genau so in Uganda oder am Sambesi passieren können; denn die Fluß- oder Seekönige gehören dem Negergeist überall an. Der Islam hat nur einen Firnis über die negerhafte Volksseele der Sudanesen gezogen, die Hauptzüge des alten Fetischglaubens aber sind nicht verwischt. Auch die Bornuaner erinnern sich, daß sie früher einen Wald- und einen Wasserteufel verehrten. Rohlfs sagt, daß sie eigentlich gar keinen Namen für Gott hätten: Nemande, womit sie Allah übersetzen, bedeute nur Herr im bürgerlichen Sinne. Die religiösen Feste der Mohammedaner haben sie mit den allen Negern wichtigen Naturereignissen, wie Vollmond, Eintritt der Regenzeit &c., in Verbindung gebracht. Die arabischen Gebete verstehen sie nicht. Die For, die es schwierig finden, ihren Negergott Molu mit dem Allah des jüngeren Glaubens zu vereinigen, verwechseln diesen mit dem Scherif von Mekka.

Die Geschichte Bornus, die wir einigermaßen kennen, zeigt deutlich die Herkunft des herrschenden, staatenbildenden Volkes aus Norden, seinen Zusammenhang mit Wüstenstämmen.

Welches Stammes waren die Begründer der Königtums in Kanem, woraus später Bornu hervorging? Wir haben eine Angabe des Leo Africanus, nach der die Bornukönige von dem libyschen Stamme der Bardoa abstammen. Diese Bemerkung erhält durch eine ganze Reihe von weiteren älteren Nachrichten ihre nähere Bestimmung. In der von Barth benutzten Chronik befindet sich eine Angabe, daß vor dem um 581 der Hedschra regierenden König Selma alle Könige den Arabern gleich rote Hautfarbe hatten, während jener der erste schwarze König war. Ibn Batuta berichtet, daß sich diese Könige das Gesicht mit einem Tuche bedeckten und nie den Mund sehen ließen, eine bekannte Tibbusitte. In der Verfassung und in der Sitte, auf den Namen des Stammes der Mutter das größte Gewicht zu legen, sind berberische Anklänge. Was aber am unwiderleglichsten für die Stammeszusammengehörigkeit der Staatengründer am Nord- und Westufer des Tsadsees und den Wüstenstämmen nördlich davon spricht, ist die Sprache.

Der eigentliche Gehalt der Geschichte Bornus ist nun folgender: Zuerst der nicht völlig dunkle Ursprung in den südlichen Saharalandschaften Berdoa, Borku und anderen Sitzen der Tibbu, die Festsetzung in Kanem. Der dabei hervortretende Sohn eines Himjaritenkönigs mag Erinnerung an die Teilnahme irgend einer verschlagenen Arabergruppe an der Gründung des Kanemreiches sein. Daß die erste Ausbreitung der neuen Herrschaft nach den Tibbu-Oasen hinzeigt, beweist klar genug, daß ein Zusammenhang zwischen den Ausgewanderten und ihren Ursitzen damals noch bestand. Dann folgt unter dem Antrieb des Islam im Anfang des 12. Jahrhunderts die große Ausbreitung der Bornumacht über Fessan, die engere Berührung mit Ägypten und Tripolis. Wir heben nur noch die fulbische Überschwemmung im Anfang des Jahrhunderts hervor und die Rettung durch den arabischen Fakir Mohammed el Amin el Kanemi, den Gründer der heute regierenden Dynastie. Die typischen Züge dieser Geschichte kehren auch in den anderen Ländern wieder, nur tritt an die Stelle der Tibbu irgend ein anderes politisches Ferment. Die Kraft des arabischen Elements scheint nach Osten hin zu wachsen: es ist in Wadaï stark, in Dar For am stärksten. Die Geschichte Dar Fors ist die Geschichte der Beeinflussung der For durch die Araber. Die wichtigsten Bestandteile der Bevölkerung von Dar For sind Tündschur und Zoghawa. Die Tündschur wollen von einem altarabischen Stamme der Beni Hilal abstammen, die Zoghawa sind ein den Bewohnern von Ennedi naheverwandtes Nomadenvolk. Dem arabischen Element fühlt sich außerdem das der Dschellaba am nächsten, die aus den verschiedensten Teilen der Nilgebiete, von Oberägypten bis Sennaar stammen, ursprünglich als wandernde Kaufleute ins Land zogen und sich an einzelnen Stellen in größerer Zahl niedergelassen haben. Von allen Fremden sind sie die bestgehaßten, ihr Name ist Schimpfwort.

Die Sudanstaaten sind arabisierte Staaten. Das bekundet äußerlich die arabische Hof- und Staatssprache, innerlich mit Nachdruck die allgemeine Geltung und bis zum Fanatismus gesteigerte Hochhaltung des Islam. In allen diesen Ländern ist der Heide Feind. Das arabische Element hat sich nicht aufgezehrt in der blutigen Arbeit der Ausbreitung seines Glaubens und Einflusses, die manchen seiner Stämme an den Rand des Verderbens brachte. Es hat sich erneuert, vermehrt und ist immer weiter vorgedrungen.

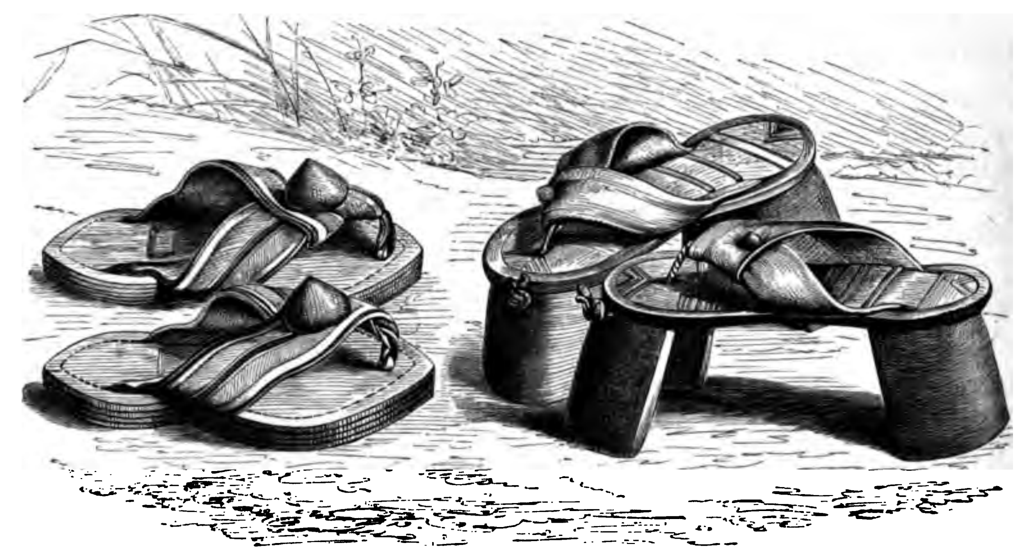
Die Araber Kanems, Angehörige des Stammes Aulad Soliman, die noch in den dreißiger Jahren zwischen der Syrte und den Oasen Fessans wanderten, darauf in Fessan herrschten, Borku eroberten und sich endlich am Nordrande des Tsadsees niederließen, sind der jüngste, lehrreiche, wichtige Träger dieser Bewegungen. Als sie Fessan eroberten, mochten sie kaum 1000 Reiter zählen, und mit der Hälfte zogen sie, von den Türken verfolgt und geschlagen, in Kanem ein. Auf einem Raume, dessen Flächeninhalt dem Deutschlands zu vergleichen ist, zwischen Tsadsee und Tibesti, der Bornu- und Wadaïstraße, erkämpften sie sich Wohnsitze, von einem noch weit größeren Raume raubten sie Besitztum jeder Art zusammen. Es vollzog sich binnen kurzem

der alte Prozeß, daß die Völker jenes Gebietes ärmer, besonders an den unentbehrlichen Kamelen, die Eindringlinge in demselben Maße mächtiger wurden. In wenigen Jahren sollen sie 50,000 Kamele zusammengeraubt haben. Aus der fast völligen Vernichtung durch die Tuareg rettete sie die Verbindung mit Bornu, das sie als Grenzwächter gegen Wadaï zu benutzen dachte. Noch einmal erfuhren sie eine Niederlage, als sie als Bundesgenossen eines wadaïschen Thronprätendenten auftraten; aber Nachtigal fand sie wieder gefürchtet und gehaßt wie je, raubend, weite Gebiete entvölkernd und Bornu selbst mit Befürchtungen erfüllend. Ihr Standquartier war das wasser- und futterreiche Bir el Barga im nordöstlichen Kanem. Seitdem hat Wadaï mit Hilfe der Aulad Soliman Kanem erobert, und Missionare der Senussija haben die Araber ganz in die Kreise der Rechtgläubigen hineingezogen.

Die Art, wie diese Eroberer in den Negerländern vorschreiten, erklärt recht wohl die rasch mit der Eroberung sich vollziehende oder vielmehr ihr vorausgehende Mischung (vgl. unten, S. 495 u. 513 f.). Die Sklavenjagden und der Sklavenhandel sind feste Institutionen dieser Länder. Als Overweg dem Scheich von Bornu in begeisterter Rede die Abschaffung des Sklavenhandels empfahl, antwortete dieser kühl, daß er Feuergewehre anders als für Sklaven nicht erhalten könne, und darum sei jener notwendig. Nachdem durch Sklavenjagden ein Negerdistrikt menschenleer gemacht ist, kommt erst die eigentliche Eroberung, eine langsame politische und ethnische Verdauung. Vom Bulagebiet am Benuë, das sich heute in einem späteren Stadium befindet, schreibt Flegel: „In den Bula wie den Bassama sehe ich die letzten freien Reste der Völkerschaften, denen vor der Fulbe-Invasion alle die fruchtbaren Ländereien an den Ufern des Benuë gehörten. Ihr einst weites Gebiet ist in den Besitz der Fulbe übergegangen, und sie selbst sind beschränkt auf diese sumpfige Niederung, zwar noch frei, auch stark und verteidigungsfähig durch ihre große Anzahl und die Einigkeit im Haß gegen den gemeinsamen Feind, aber wie das Wild auf der Treibjagd vom Angreifer rings umstellt." Im Osten wie im Westen liegt zwischen jenen und diesen eine Art neutrales Land, wahrscheinlich auch im Süden gegen Kontscha, das, völlig unbebaut und unbewohnt, einen auffälligen Gegensatz zu ihren wie zu den Gebieten der Fulbe bildet, und über das sie sich nicht hinaus wagen dürfen. Das erobernde Volk streckt wie ein Polyp zahlreiche Arme hier- und dorthin zwischen die bestürzten Eingeborenen, deren Uneinigkeit eine Menge von Lücken bietet. So fließen langsam die Fulbe in die Benuëländer hinein und durchdringen sie ganz allmählich. Mit Recht vermeiden es daher auch neuere Beobachter, bestimmte Grenzen anzugeben. Es gibt viele zerstreute Fulbeortschaften, die einen bestimmten Ort als Mittelpunkt und zugleich als Machtzentrum ansehen; so ist Muri Vor- und Hauptort der zahlreichen am mittleren Benuë zerstreuten Fulbeniederlassungen, und ähnlich ist wohl die Stellung Yolas im Gebiet von Adamaua. Eigentliche Reiche, die sich fest gegeneinander und gegen die unabhängigen Stämme abgrenzen, gibt es noch nicht. Selbst diese Hauptorte sind übrigens noch weit davon entfernt, festzuliegen. Ein für allemal sei daher hier jene tief begründete Verwahrung wiederholt, womit Barth die Betrachtungen über die „Haussanation" einleitet: „Wenn ich den Ausdruck ‚Nation' für unausgebildete Völkerverhältnisse, wie die Binnenafrikas sind, anzuwenden mir erlauben darf ..." Dasselbe Verhältnis herrscht weiter im Osten, nur daß hier stärkere Mächte in Frage kommen, die konzentrierter wirken. Man höre, welches Bild Barth von der Lage des kleinen Volkes der Musgu inmitten dieser sudanesischen Völkerwogen entwirft: „Im Norden die unenergischen, aber durch ihre zahlreiche Reiterei und den Vorteil von Pulver und Blei furchtbaren Kanuri; im Westen und Südwesten die unruhigen, rastlos vordringenden Fulbe; im Nordosten die verwandten, aber durch die Verschiedenheit der Religion gegenüberstehenden Logoneser; im Osten die wilden Bagrimma, sie im Fanatismus eines vermeintlichen Islam und im Genuß und der Beutegier des Sklavenraubes verfolgend; alljährlich von allen Seiten

niedergehetzt und um viele Hunderte, ja Tausende seiner fortpflanzungsfähigsten Bewohner beraubt — so ist es natürlich nicht anders möglich, als daß dieser unglückliche Volksstamm im Laufe der Zeit unterliegen muß."

Der dergestalt als Notwendigkeit sich ergebende Mischcharakter der sudanesischen Bevölkerung spiegelt sich nicht minder auch in einer merkwürdigen Durcheinanderschiebung ihrer Kulturzustände. Wir erinnern nur an die zum Teil mit Islam und Heidentum zusammenfallenden Unterschiede der Bekleidungs- und Wohnweise. Arabisch-maurisch mit wenigen Variationen ist die Tracht der Sudanbevölkerung überall, wohin die Kultur gedrungen: Das faltige, weite Beinkleid, zu dem oft 20 m eines ½ m breiten baumwollenen Stoffes verwendet werden, und die geräumige Tobe sind ihre Grundlagen. Die Üppigkeit, der Luxus zeigen sich nicht in

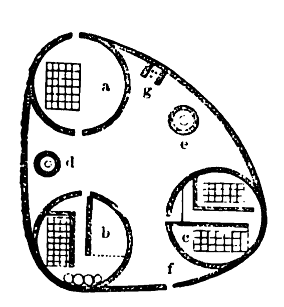


Sandalen und Stelzschuhe aus dem Westsudan (Mandingo?). (Britisches Museum und Sammlung der Church Missionary Society, London.) Vgl. Text, S. 482 und 521.

der größeren Mannigfaltigkeit anzulegender Gewänder, sondern in der gedankenarmen Sitte, daß die Tobe in mehrfacher Zahl übereinander angezogen wird, bis Beschwerlichkeit und Unförmlichkeit eine Grenze setzen. Im Grunde ist die Tobe nichts als ein weites und besonders weitärmeliges Hemd, in der Regel aus den schmalen, etwa handbreiten Baumwollenstreifen zusammengenäht, worüber die Webekunst des Sudan nicht hinauskommt. Stickerei an Brusttasche und Hals verziert dieses Kleid, das in der Farbe einfach, entweder weiß oder indigblau, hellblau und blauschwarz ist. Die Verzierungen pflegen weiß zu sein. Im Westsudan, wo man geschickter in der Färberei als in Bornu ist, hat man auch mehr Abwechselung der Farben, und die gesuchtesten Toben kommen aus Nupe und Kano, so vor allen die sogenannte Perlhuhntobe, das Kleid der Vornehmen (s. Abbildung, S. 481), sowie die stark mit Indigo imprägnierte, schwarzblaue, durch Walken spiegelglatt, hart und glänzend gewordene Kororobschitobe. Die Preise schwanken zwischen baumwollenen und seidenen Toben von 2½—50 Mariatheresienthalern. Von besonders reicher Arbeit und Verzierung sind die seidengestickten Hemdchen der reicheren Frauen. Aber die Elemente der Frauentracht aller Stände sind der Hüftenshawl und das den Oberkörper verdeckende Umschlagetuch. Zu beiden findet jener glänzende, festgewalkte Stoff der Kororobschitoben Verwendung, und auch die Hemdchen bestehen aus blauem Stoff. Zur Fußbekleidung (s. obenstehende Abbildung und die auf S. 485) dienen bei den Reicheren Schuhe maurischen Musters aus rot oder gelb

gefärbtem Ziegenleder, die oft noch mit Seidenstickereien verziert sind. Die Ärmeren gehen barfuß oder tragen einfachste Sandalen aus Büffelhaut. Silberne Arm- und Knöchelringe, Halsschnüre aus echten und unechten Perlen, Bernstein- und Achatstücken, Silberringe mit aufgereihten Perlen oder Stücke Edelkorallen in einem der Nasenflügel sind die gewöhnlichsten Schmuckgegenstände. Die Männer gehen gewöhnlich barhäuptig; nur die Kanembu haben eine turbanartige, nationale Kopfbedeckung. Es ist Negernatur, wenn der glatt geschorne Schädel Stunden hindurch unbeschädigt den Sonnenstrahlen ausgesetzt werden kann. Die Frauen der Kanuri tragen ihre Haare in verschiedenen Lagen kleiner, nebeneinander liegender, an den Enden ausgezauster Flechten, wobei Stirn und Schläfe hoch ausrasiert sind. Ähnlich tragen sich die Kanembufrauen. Bei den Frauen der Wohlhabenden vollendet wohl eine halbmondförmige silberne Platte den Haarschmuck.

Bienenkorbförmige Hütten reichen in Dar For am weitesten nordwärts, im allgemeinen dominiert jedoch der Bau mit Lehm und Stein. Nicht höher wird gebaut, als man ohne Gerüste reicht. In der Anlage der Städte des Sudan und deren Bau liegt daher bei aller Breite der Ausdehnung mehr Afrikanisches als Arabisch-Maurisches. Das Monumentale fehlt so, daß bei der Annäherung auf dem vielbeschrittenen Wege von Norden her wohl Baumkronen den Hain der schattenspendenden Bäume ankünden, worunter sich die Lehmhäuser Kukas hinziehen, von Türmen oder Palästen aber gar nichts zu sehen ist. Die grauen Lehmmauern der beiden jüngst wieder durch Mahdisten zerstörten Kuka, die des Königs und die der gemeinen Stadt, zwischen denen ein breiter, großenteils leerer Raum klafft, sind kaum von dem Boden zu unterscheiden; über alle Beschreibung tot und monoton nennt Nachtigal den Eindruck Kukas aus der Entfernung. Abesche, Wadais 10—15,000 Einwohner zählende Hauptstadt, bietet sich, in breitem Thal auf sanfter Anhöhe gelegen, dem Blick gefälliger dar, aber seine innere Anlage ist höchst regellos. Die Städte haben kein eigentliches Straßennetz; Fußwege, die krumm und winkelig zwischen den Hütten durchführen und höchstens eine vielgewundene Straße, die zum Haus des Königs führt, vor dem sich ein weiterer freier Platz aufthut.



Grundriß einer Hüttengruppe im Dorf Scharau (Adamaua): a) Eintrittshütte, b) Wohnhütte, c) Hütte der Frau, d) Wasserurne, e) Kornurne, f) Hinterthür, g) Kochstelle. (Nach Barth.) Vgl. Text, S. 522.

Arabischer Einfluß, der sich in der Tracht und all den wichtigen Industrien, die dieser dienen, eingreifend geltend macht, hat vielleicht am wenigsten tiefe Spuren im Ackerbau hinterlassen, der im wesentlichen der des Negers ist. Zwar tragen Baumwolle, Indigo und anderes arabische Namen; allein dies bezeugt nicht unmittelbar arabischen Ursprung: an diesen läßt eher die eigentümliche Verbreitung des Reisbaues, der im Westsudan gefunden wird und im Zentralsudan fehlt, denken. Ein hoch entwickelter Ackerbau ist unter dem staaten- und gesellschaftbildenden Einfluß des Islam trotz der Durchmischung der Bevölkerung mit nomadischen Elementen die Grundlage eines allgemein hochstehenden Wirtschaftslebens in den von Natur reichen mittleren und westlichen Teilen des Sudan geworden. Dichtere und regsamere Bevölkerung, größere Städte, besserer Anbau machen aus dem Sudan westlich vom Tsadsee eine ausgesprochene Kulturlandschaft. Nachtigal betont den Gegensatz, worin auch in dieser Beziehung Bornu zu weitaus den meisten Tropengebieten steht, deren Naturreize nichts von Heimatsgefühl in uns hervorrufen: „ein anmutiges, von einem liebenswürdigen Volk bewohntes Land, wo Mannigfaltigkeit und Fülle des Lebens in der Natur wie in der Sphäre menschlicher Thätigkeit herrscht.“ Gleich früheren Reisenden hebt auch er den mittleren Teil des Landes mit seiner dichten Bevölkerung als ein bevorzugtes Stück Erde hervor, wo der Reisende eine vorteilhafte Idee von der Arbeitsamkeit und dem Geschick des bescheiden situierten Bornumannes und den reichen Hilfsquellen

erhält. „Mag ihn sein Weg von der Hauptstadt nach Westen oder Norden führen, überall auf den Landstraßen trifft er Kaufleute und Händler; in der Nähe der Dörfer fesseln die weidenden Herden oder die Feldarbeit seine Aufmerksamkeit, und in den Ortschaften selbst überzeugt er sich auf Schritt und Tritt von der Verbreitung und Ergiebigkeit einer verständnisvollen Hausindustrie." Dabei werden Ackerbau, Viehzucht und Handel in gleicher Ausdehnung betrieben, ebenso wie sich in der Ernährung häufig Durra und Milch das Gleichgewicht halten. Widmen sich auch einzelne Elemente der Bevölkerung mehr der einen oder anderen Beschäftigung, je nach nationaler Neigung oder örtlichen Bedingungen, so ist doch die Arbeitsteilung einer höheren Zivilisation noch nicht weit vorgeschritten, und der überwiegende Teil der Bevölkerung zeigt ein gleiches Geschick für alle Arbeitsfelder. Von oben herab machen sich Einflüsse geltend, die die



Korbschüsseln aus Kuka. (Nachtigals Sammlung, Museum für Völkerkunde, Berlin.)

moralische Grundlage der Arbeit und des Gedeihens zu kräftigen streben. Das Lotterleben der Neger war verpönt, solange Bornu selbst ein geordneter Staat war, und Unmäßigkeit wurde bestraft. Ihren Höhepunkt erreicht diese Entwickelung zwischen Niger und Tsadsee, wo das Reich von Sokoto (vgl. S. 517) ein Bild großer wirtschaftlicher Blüte gewährt.

Der Islam hat also mehr als nur eine neue Glaubensform in diese Länder gebracht. Vielleicht sind seine Träger wichtiger gewesen als er selbst, folgenreicher noch die Geeignetheit des Menschenmaterials des Sudan zu glücklicher Mischung. Jedenfalls ist die materielle Kultur, die mit ihm kam, von großem Einfluß geworden. Daß aber das Wichtigste von allem die politischen Neubildungen waren, deren Größe und Dauer so weit über den innerafrikanischen Maßstab hinausreichen, scheint die Geschichte der einzelnen Sudanländer deutlich zu zeigen.

Die Kanuri, heute der herrschende und vorherrschende Teil des Bornuvolkes, sind kein klarer ethnographischer Begriff.[1] Es ist ein Sammelname für Gruppen, aus denen sich eine Nation erst bilden soll. Nach Nachtigal gibt es wohl „ein Mischvolk Kanuri, aber keinen ursprünglichen Stamm dieses Namens. Eine einheitliche Nation Kanuri konnte oder kann sich erst durch gründliche Verschmelzung, eine gemeinsame Geschichte und ein enges politisches Band allmählich

[1] Einige erklären das Wort Kanuri aus dem arabischen nûr, das Licht, als „Verbreiter des Lichtes", d. h. des Islam; andere deuten es einleuchtender als Leute von Kanem.

herausbilden." Man findet in den Kanuri die Nachkommen der Kanemleute, die im 13. und 14. Jahrhundert erobernd in Bornu eindrangen. Dazu gehört zunächst ein hellfarbiger Stamm, Magomi, dessen Ansiedelungen sich in kleinen Bezirken oder einzelnen Ortschaften über das ganze Land zerstreut finden. Dieser Stamm schreibt sich eine edle Abkunft zu: aus seiner Mitte gingen früher die Bornukönige hervor. Mit diesen Eroberern kamen Tibbu von verschiedenen Zweigen, die nur darum nicht zu den Kanuri gerechnet werden, weil sie sich in größeren Gemeinschaften zusammengehalten und sich, gleichwie so viele ihrer Volksgenossen, der Kamel-, Pferde- und Rindviehzucht zugewendet haben. Mehr verschmolzen mit den Kanuri ist der Tedastamm der Tura, dessen ursprüngliche Heimat Tu oder Tibesti ist. Er muß mit den ersten Einwanderern in großer Zahl ins Land gekommen sein; man findet ihre Bruchteile in geringer Anzahl über ganz Bornu verbreitet. Von ihrem Ursprung haben sie kaum noch ein Bewußtsein und teilen Sprache und Lebensweise durchaus mit den übrigen Bestandteilen der Kanuri. Indessen ist noch bis heute bezeichnend für ihren Ursprung, daß ihnen stets die Dirki in Kawar zugewiesen blieben, ein nach dem Tedagebiet zu gelegener Stamm. Die Tomaghera sind ursprünglich Teda. Ihre Gemeinden findet man vorzüglich in der Peripherie des Reiches. Auch von den eigentlichen Kanembustämmen sind mehrere in dem Mischvolke der Kanuri aufgegangen, ihr größerer Teil blieb in Kanem zerstreut.

Andere Elemente der Kanuri sind aus Mischung der Eroberer mit den Eingeborenen, vielfach, wie es scheint, unter vorwaltendem Einfluß der Eingeborenen, hervorgegangen. Es sind das die Ngoma, die Kawa und Ngazir. Daß das eine Element dieser Mischung von Tibbu-Abstammung war, deuten Name und Tradition an: Kawa ist ein Tibbuname.

Kanuri wohnen sporadisch bis zum Niger und Benuë hin. Burriburri in Yakoba ist ganz von Kanuri bewohnt, die ihre heimische Sprache beibehalten haben. Einige größere Gruppen, die geschlossen wohnen, konnten sich gewisse Eigentümlichkeiten bewahren. Aber trotzdem die Kanuri nicht als eine einheitliche Nation angesprochen werden können, ist ihnen doch allen eins eigen: eine mehr oder weniger weitgehende Mischung mit den Eingeborenen. Nicht alle Eroberer indessen, und man muß dies betonen, sind in den Kanuri aufgegangen; sondern die Araber, die mit ihnen gekommen waren, sind nirgends so in sie verschmolzen, daß sie zu ihnen gerechnet worden wären. Sie sind zwar minder zahlreich in Bornu als in Wadaï oder Dar For, bilden aber doch, wie der Überblick über die Geschichte Bornus zur Genüge gezeigt hat, ein sehr wichtiges Element der Bevölkerung. Der Abstammung nach scheinen sie zum allergrößten Teil ostsudanisch. Scharf werden die Altansässigen, Wassili, von den als Kaufleute oder Krieger zeitweilig Erscheinenden, Schoa, unterschieden. Für manche läßt sich noch der Zusammenhang mit ostsudanesischen Stämmen nachweisen. Im allgemeinen gedeihen sie in dem heißen, feuchten Klima Bornus weniger gut als in dem trocknerem Ostsudan, besser ihre Mischlinge, die in auffallend geringer Zahl vorkommen. Es entstand ein neues Geschlecht, das im einzelnen an seine ursprünglichen Bestandteile erinnert, aber im großen und ganzen diesen sehr wenig ähnlich ist, ohne indessen schon einen einheitlichen Charakter gewonnen zu haben. In physischer Hinsicht ist die Umwandlung nicht vorteilhaft gewesen, denn die Kanuri müssen im Durchschnitt ein häßliches Volk genannt werden. Besonders die Frauen haben von der edeln Gestalt und den gefälligen Zügen der reinen Tibbu und Kanembu viel verloren. Das Ergebnis der Mischung erinnert sehr an die den Haussa benachbarten Tuareg.

Wo die ursprünglichen Bewohner durch ihre Zahl oder Tüchtigkeit den Eindringlingen nachhaltigen Widerstand entgegenzusetzen vermochten, konnten sie, trotz der Kanuri-Niederlassungen, mit denen sie durchsetzt wurden, ihre einheitliche Physiognomie, Sprache und Sitte bewahren. So bilden sie denn noch heute in verschiedenen Teilen des Reiches und besonders in den

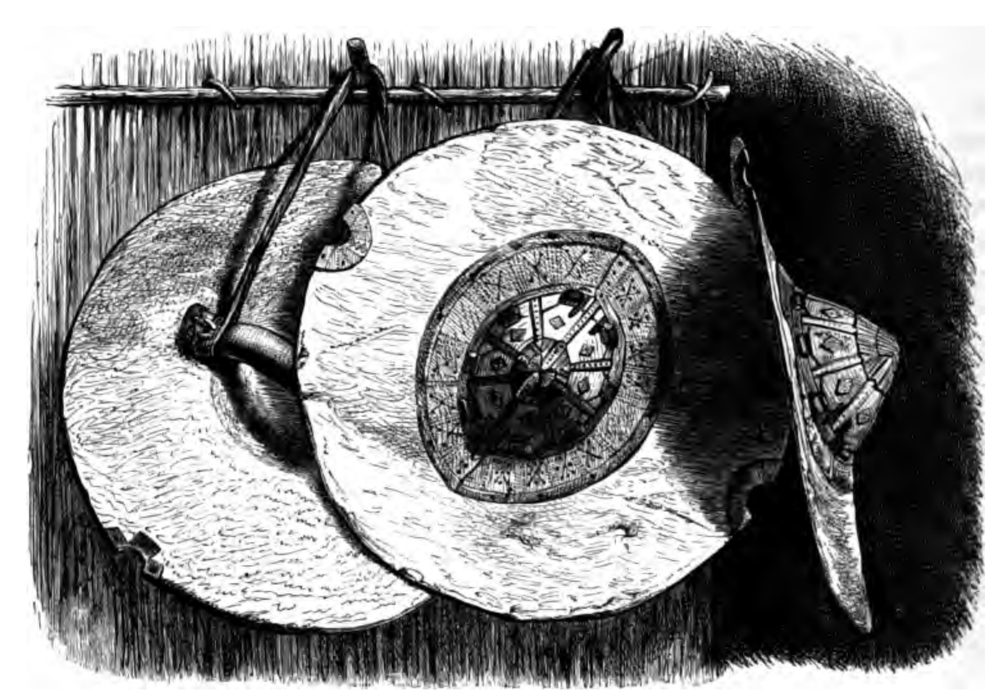
peripherischen Landschaften des Südens und Westens kompakte Bevölkerungen, wo die Herrschaft des Bornukönigs zwar nicht angezweifelt, die Unterwerfung der Völker aber doch zum Teil sehr unvollkommen ist. Die Makari oder Kotoko am Südufer des Tsadsees sollen Einwanderer



Ein Panzerreiter von Baghirmi. (Nach Denham.) Vgl. Text, S. 507.

vom mittleren Schari sein, die die früher vorhandenen So teils verdrängten, teils absorbierten. Und einige Gründe scheinen dafür zu sprechen, daß die Manga im Nordwesten des Landes aus Kanem eingewandert sind. Die Budduma der Seeinseln, ein fast unabhängiges, dem Islam nur äußerlich gewonnenes Völkchen, sollen den Makari am ähnlichsten sein. In jüngerer Zeit noch

sind die Sugurti, eine der zahlreichsten Abteilungen der Kanembu, aus ihren heimatlichen Sitzen in die Seeufer-Region von Bornu eingewandert, gedrängt durch die Einfälle der Tuareg und das Übergewicht der Araber. Die Völkergruppe der Keribina, nach der Tradition der Rest der So, der „Ureinwohner", nimmt insofern eine eigenartige Stellung ein, als sie sich fast ausschließlich mit der Jagd beschäftigt, die sich in Bornu keines sehr hohen Ansehens erfreut; dadurch ist jene gezwungen, großenteils ein zerstreutes, nomadisches Dasein zu führen. Eine Abteilung von ihnen bedient sich der Logonsprache. Eine stärkere Ausprägung des Negercharakters scheint das einzige zu sein, was allen diesen anscheinend früher im Lande ansässigen Stämmen gemeinsam ist. Nachtigal schildert die Makari als plumpe, zur Fettbildung neigende



Schilde aus Baghirmi. (Britisches Museum, London.) 1/8 wirkl. Größe.

Gestalten, von im allgemeinen dunkler Hautfärbung und unregelmäßiger Gesichtsbildung, schwerfällig im Denken und Thun. Ähnlich sind ihnen die Manga und Musgu, die einzigen Pfeilträger Bornus, die teils afrikanische teils asiatische Bogen benützen.

Die Baghirmi bilden drei Viertel der Bevölkerung ihres Staates, während der Rest aus Arabern, Fulbe, Bornuleuten, Kuka, Bulala besteht. Auch sie sind eine politische Mischrasse. Der Name Baghirmi trat erst auf, als die Bildung des gleichnamigen Staates erfolgt war. Ohne Zweifel hat man niemals die Araber und Fulbe in die Baghirmi einbegriffen, obgleich sie wesentliche Bestandteile des Staates ausmachten, sondern unter Baghirmi, Barma nur die sedentäre Bevölkerung verstanden. Mit der Ausbreitung des Islam wuchs der Gegensatz zu den heidnischen, wenn auch verwandten Nachbarn, die nicht mehr einfach in den Siegern aufgingen, sondern verkauft wurden; aber die Blutmischung hatte infolge der großen Anzahl alljährlich aus dem Süden eingeführter Frauen und Mädchen rastlosen Fortgang. Baghirmi spielte im Sklavenhandel nach Norden einst die erste Rolle und besaß sogar Ruf in der Herstellung von Eunuchen. Es ist mit anderen Worten von allen Sudanstaaten der am meisten vom Süden beeinflußte

und auf ihn wieder angewiesene, der am meisten vernegerte, und damit der ausgesprochene Übergang von den größeren Sudanstaaten zu Innerafrika.

Anthropologisch betrachtet sind die Baghirmi durch schönen Wuchs, gefällige Züge vor vielen ihrer Nachbarn ausgezeichnet. Barth gibt den Baghirmifrauen den Kranz vor allen Frauen des Sudan. „Allerdings“, sagt er, „werden sie von den Fulbe oder Fellata an schlanker Form und heller Hautfarbe übertroffen, aber sie übertreffen jene wiederum an stattlichem Wuchs und symmetrisch und wohlgefällig gebildeten Gliedern, und der Glanz und die Schwärze ihrer Augen sind im ganzen Sudan berühmt.“ Ihre lange Gewöhnung an kriegerisches, räuberisches Leben hat die Baghirmi den Arbeiten des Friedens entfremdet. Macht, Reichtum, Ansehen, die ihnen ihr Land bei seiner ungünstigen Lage auf Grund friedlicher Arbeit nicht bieten konnte, gewannen sie aus ihren Raubzügen. Aber ihre guten Anlagen sind nicht völlig hierin aufgegangen. Wiewohl Weberei, Färbekunst und Lederarbeiten in Baghirmi hauptsächlich in den Händen von eingewanderten Kanuri und Makari liegen, sind doch wieder in Kuka die aus Massenja stammenden Sklaven hauptsächlich als Weber geschätzt. Und daß König Ali von Wadaï nach glücklich beendigtem Feldzuge viele Tausende von Baghirmileuten mit der ausgesprochenen Absicht in sein Land überführte, seine eignen Unterthanen im Ackerbau, Handwerk und Bauwesen zu fördern, beweist, daß jene in diesen Beziehungen einen guten Ruf hatten und ihren östlichen Nachbarn überlegen waren.

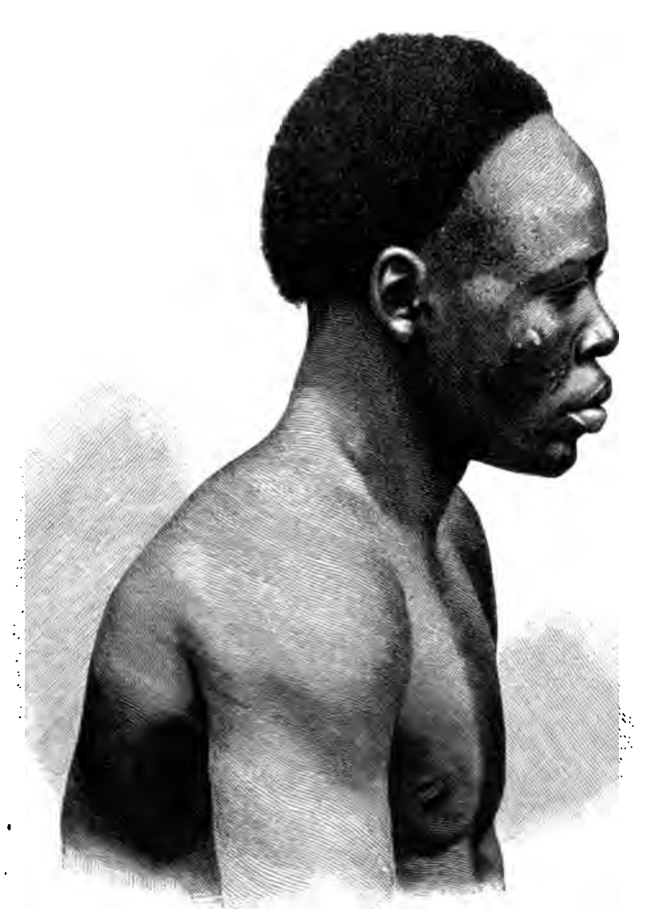


Speerspitzentasche und Ledertäschchen aus dem Zentralsudan (Baghirmi?). (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/6 wirkl. Größe.

Außer den Arabern sind von den fremden Elementen die Kanuri zahlreich und weit verbreitet. Ihnen wohnt ein starker Bewegungstrieb und Unternehmungslust inne. Die Fulbe sind als Rinderhirten und Nomaden vielfach in die südöstlichen Heidenländer gedrängt; doch finden sich auch im Inneren des Landes kleinere Gruppen, die häufig unter religiösen Häuptern stehen, „wie denn dieser merkwürdige Stamm außer der Rinderzucht hauptsächlich religiöse Studien betreibt“. Die Bulala, mit der älteren Geschichte Baghirmis eng verflochten, sind als Erbfeinde selten im Lande zu finden; ihre Sitze liegen zwischen dem Fittrigebiet und dem Tsadsee.

Die Bevölkerung Wadaïs scheint aus drei noch erkennbaren Hauptelementen zusammengewachsen zu sein: ursprünglich ansässigen Negervölkern, zugewanderten Arabern und Fulbe.

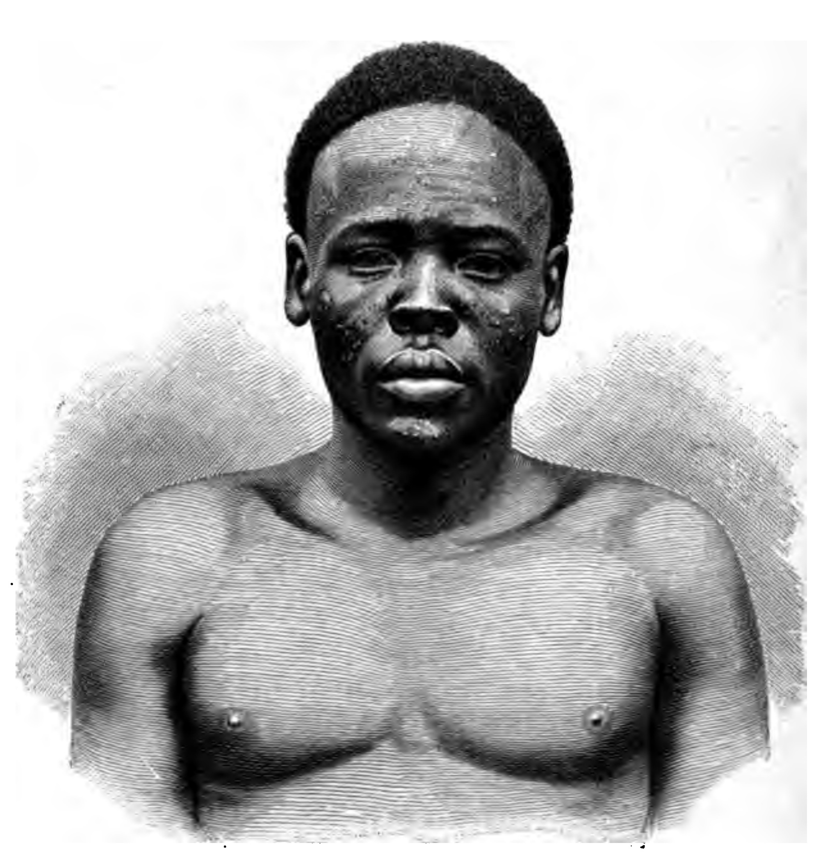
Dazu kommt ein unbestimmter Bruchteil von Tibbu. Aber der heutige Kern der Bevölkerung, in deren Mitte nicht umsonst die Hauptstadt gelegen, die Maba, hat Bestandteile aus allen aufgenommen. Diese Gruppe, die die „ehrlichsten, nüchternsten, einfachsten, tapfersten, aber auch eigensinnigsten, hartköpfigsten aller Bewohner Wadaïs" umschließt (Nachtigal), wird hauptsächlich aus Menschen von Bronzefarbe zusammengesetzt, unter denen jedoch hellere Abstufungen als Zeichen edlerer Abkunft hochgeschätzt werden. Es wohnen aber unter ihnen oder in ihrer nächsten Nähe dunklere, die dann auch gleich in Sitte und Sprache unterschieden sind. Die Mischung muß bunt sein, zumal da die Politik allzu selbstständig gewordene Stämme gern über das Land hin zerstreut. So wie die Analogie seiner politischen Stellung diesen Stamm auf Eine Linie stellt mit Fulbe, Kanuri und Arabern, so sind auch die körperlichen und Charaktereigenschaften des herrschenden Volkes weniger negerhaft als vielmehr nach der Seite der helleren Nordsudanstämme zu gelegen. Es ist offenbar eins der staatengründenden Elemente der Sudanländer, das, von Norden eingewandert, eine besondere Völkerschicht über den dunkleren Einwohnern bildete, sich später aber mit diesen mischte und auch aus später hinzugekommenen helleren Völkern, wie Fulbe und Arabern, Teile in sich aufnahm.



Ein For-Neger. (Nach Photographie.)

In der Geschichte Wadaïs tritt staatenbildend zuerst das heidnische Volk der Tündschur aus Dongola auf. Seine Herrschaft stürzte Abd el Kerim mit Hilfe der Fulbe im östlichen Baghirmi; sein Kampf war zugleich die Propaganda des Islam. „Die Annahme des Islam wurde danach bestimmend für die große Gruppierung. Welcher Stamm sich gleich anfangs für Abd el Kerim, den Islam und die neue Ordnung der Dinge erklärte, war echter Wadawi, Herr des Grundes und Bodens, und alle, die mit Gewalt der neuen Religion gewonnen werden mußten, werden bis auf den heutigen Tag als nicht gleichberechtigt mit jenen angesehen. Alle endlich, die erst in neuester Zeit aus der Nacht des Heidentums hervortraten, werden noch jetzt mehr wie Sklaven angesehen denn als Freie." (Nachtigal.) Kann uns die staatengründende und völkerbildende Macht einer Idee deutlicher gemacht werden? Ein Zweig der gleichfalls geschichtlich bedeutsamen Völkergruppe der Zoghawa betreibt das Schmiedehandwerk und ist darum

verachtet. Gewisse Gruppen von Leibeignen des Königs sind durch die Gemeinsamkeit des Wohnsitzes und der Beschäftigung fast zu besonderen Volksstämmen geworden, so die Bienenzüchter, Rinderzüchter und Kamelzüchter des Königs. Alle diese Stämme sind mehr oder weniger Dienende, ihre Herrscher gehen immer wieder nur aus bestimmten Gruppen der Maba hervor, den „königlichen Stämmen", deren Weiber allein thronfähige Nachkommenschaft dem König gebären. Verwaltet werden die Provinzen des Reiches Wadaï durch Statthalter, die denselben königlichen Stämmen angehören. Neben ihnen sind die Araber mit eigner Verwaltung und Gerichtsbarkeit am mächtigsten. Gesandtschaften des Königs von Wadaï, die nach Dar For und Tama kamen, zählten unter fünf Köpfen zwei Araberscheichs.



Ein For-Neger. (Nach Photographie.)

Arabische Sprache und Sitte sind in Wadaï vielleicht weiter verbreitet als sonst irgendwo im Sudan. Die Wadawi nehmen aber moslemische Gebräuche nicht streng. Die Frauen bedecken das Antlitz nicht beim Herannahen eines Mannes, knieen aber stets in Gegenwart von Freien und kriechen auf Händen und Füßen vor ihnen. Die Männer sind ebenso mutig wie gewaltthätig; sie kleiden sich in das weiße arabische Hemd und die weiten Hosen, den Kopf haben sie geschoren, und die Gegend des Genickes zeigt vertikale Tättowierschnitte. Die Frauen umhüllen sich mit großen Stücken Zeug, die am Boden nachschleifen; ihre Haare tragen sie in natürlicher Länge oder mit schwarzer Schafwolle verlängert oder in ganz kleine Zöpfchen geflochten. Ein großes Stück Koralle im rechten Nasenflügel entstellt sie ganz; Hals und Hüften schmücken sie mit Glasperlen. Die Waffen sind bei der Masse der Bevölkerung die Lanze, der Wurfspieß, das Messer und der große Dolch, bei den Reicheren auch schon eine Flinte oder ein Revolver und ein Schwert; wattierte Decken um Roß und Reiter sind auch hier üblich. Wadaï gilt für viel kriegerischer als Bornu.

Da der Handel bei den Wadawi noch nicht so hoch entwickelt wie bei den Bornuanern oder Fulbe und auch ihre gewerbliche Thätigkeit gering ist, haben sie außer der Hauptstadt keine

großen Städte. Wadaï ist das dünnst bevölkerte aller Sudanreiche, und zwangsweise Versetzung von Grenzvölkern Dar Fors, Tamas, Baghirmis auf wadaïsches Gebiet mußte die Entwickelung Wadaïs fördern. Infolge der Missionsthätigkeit des streng mohammedanischen Ordens der Senussi, der seit einer Reihe von Jahren über Kufra in Wadaï eine große Macht gewonnen hat, ist der religiöse Fanatismus mehr als irgend sonst im Sudan genährt worden; Folge davon ist nicht bloß die Ablehnung europäischer Einflüsse, sondern auch der Widerstand gegen die Ausbreitung des Mahdismus, früher der ägyptischen Herrschaft.

Die Bevölkerung Dar Fors, die 1880 vor dem Aufstand auf 1½ Million geschätzt wurde, zerfällt in zwei Hälften, die ethnographisch und nach Wohnsitzen verschieden ist. Mittelpunkt der einen ist der gebirgige, vor allen anderen Bezirken Dar Fors dicht bevölkerte Teil des Landes samt dem feuchten Süden, während die andere in den Steppengebieten wohnt. Jene ist die ansässige, ackerbautreibende Negerbevölkerung der For, diese sind eingewanderte Araber, der viehzüchtende, unstete Teil der Bevölkerung, der jenen zurückgedrängt hat und einengt und zugleich sich selbst eine überragende Stellung auf Grund reiner Abstammung zuerkennt.



Ein Stilet in Scheide und ein Wurfholz aus Dar For. (Ethnograph. Museum, Wien.) Vgl. Text, S. 421.

Die For sind nicht bloß fromm und sogar fanatisch, sondern sie lassen durch die Fakire, deren sie in manchem Dorf mehrere besitzen, ihre Kinder im Lesen und oft selbst im Schreiben unterrichten. Groß ist die Kunstfertigkeit in Handwerken; sie macht es dem Lande möglich, daß fremde Waren eigentlich nur für den Sultan und die Großen eingeführt werden müssen. Beim Volk trifft man außer Baumwollenzeugen, die aber zum Teil auch im Lande hergestellt werden, wenig, was von außen kommt; wohl aber werden Messer, Beile, Lanzen, alle Arten von metallenen Zieraten, selbst Glaswaren (nach Mason) im Lande gefertigt; von den Töpfereien (ohne Töpferscheibe), ausgezeichneten Flecht- und Lederarbeiten nicht zu reden. Im Weizen- und Reisbau wie in so manchen Sitten und Gebräuchen der For machen sich die östlichen und nördlichen Einflüsse geltend. Früher gingen große Karawanen aus Ägypten nach Dar For, und damals war dieses Land selbst auch reicher an tauschfähigen Erzeugnissen, nämlich Elfenbein und Sklaven. Es heißt, daß aus Dar For jährlich Karawanen von 10,000 Personen, also Armeen, nach Dar Fertit auf die Menschenjagd zogen. Als Massari und Matteucci vor 15 Jahren nach Dar For kamen, konnte man einen hübschen Knaben für 40--50 Frank haben. Der Ertrag der Sklavenjagden im Süden bildete einen legitimen Posten im Einnahmebudget Dar Fors neben den Zöllen und Tributen. Der Sklavenhandel drückte alle übrigen Produktionszweige. Auch zu Felkins Zeit beschäftigte sich noch ein großer Teil der Bevölkerung von Dar For damit, für die Sklavenkarawanen zu arbeiten, Nahrung und Wasser für sie herbeizuschaffen.

Wiewohl sich nach Felkin die For mit Arabern wenig gemischt haben, zeigen sie doch auffallende Abweichungen von den südlicheren Negern, d. h. Annäherungen an die arabischen und nubischen Nachbarn. Sie verunstalten ihren Körper nicht, schlagen keinen Zahn aus, tättowieren sich nicht, wohnen großenteils in kegelförmigen Hütten aus Lehm, wenn auch manchmal Bienenkorbhütten aus Gras vorkommen, düngen die Felder, backen Fladenbrot, halten Pferde und Kamele, halten oberflächlich zum Islam, dessen Priester jedoch den echten Negerschamanen entsprechen, und unter dessen Firnis ein alter afrikanischer Gottesglaube an Molu fortlebt, der

den Sturm haucht. Ganz der Erinnerung an den alten Glauben gehört das große Paukenfest, das nationale Frühlings- und Jahresfest Dar Fors. Dabei werden zum Andenken an verstorbene Herrscher unzählige Rinder geschlachtet; der König sucht ein weißes oder isabellfarbenes aus, mit dessen Haut eine neue Pauke überzogen wird. Es wird dabei durch Rodung und Säen auch der Wert des Ackerbaus versinnlicht.

Über die For des Marragebirges herrschte früher der arabische Stamm der Tündschur. Wiewohl diese Tündschur nun neben den For auch Araber beherrschten, scheinen doch ihre Abstammung und der Islam allmählich bei ihnen in Vergessenheit geraten zu sein; denn ältere Gesetze des Landes weichen weit ab von den Grundsätzen des Korans. Erst im 17. Jahrhundert wurde der Anfang gemacht mit der Wiederherstellung des Islam, und gleichzeitig wurde in zivilisatorischer Absicht eine große Anzahl von Fremden ins Land gebracht. Was von Fulbe, Bornu- und Baghirmileuten in Dar For sitzt, führt seinen Ursprung wesentlich auf diese Zeit zurück. Der letzte selbständige Herrscher Dar Fors fiel im Herbst 1874 in einer Schlacht gegen Siber Pascha südlich von Tendelti, und Dar For wurde ein Teil des ägyptischen Sudan. Ende 1883 fiel es dem Mahdi zu, scheint aber eine Sonderstellung einzunehmen.

Dasselbe Schicksal ereilte fast gleichzeitig den Duodezstaat Tama, den Zankapfel zwischen Dar For und Wadaï, der sich in seiner Gebirgsabgeschiedenheit erhalten hatte, aber, der Anziehung der stärkeren Macht folgend, schließlich näher mit Wadaï verbunden war. Das grobe Hemd der Araber dient als Kleidung der Männer; die Weiber tragen zwei Stücke blauen Baumwolltuches, wovon das eine die Hüften umgürtet, das andere die Schultern bedeckt. Waffen sind die Lanze und der Wurfspieß, während sich ein paar doppelläufige Flinten in schlechtem Zustand, ein Vorderladerrevolver und ein paar eiserne Rüstungen in der Rüstkammer des Königs befinden. Die Nahrung besteht wie in Dar For aus steifer Grütze, die nur selten mit aus getrocknetem Fleisch gewonnener Brühe zubereitet ist, öfter aber mit trockenen Kräutern, die, gestoßen und gekocht, in Ermangelung des Salzes mit Laugenwasser gewürzt werden. Kleine weiße venezianische Perlen, die man aufgereiht kauft, dienen als Münze, ebenso europäische Baumwollenstoffe.

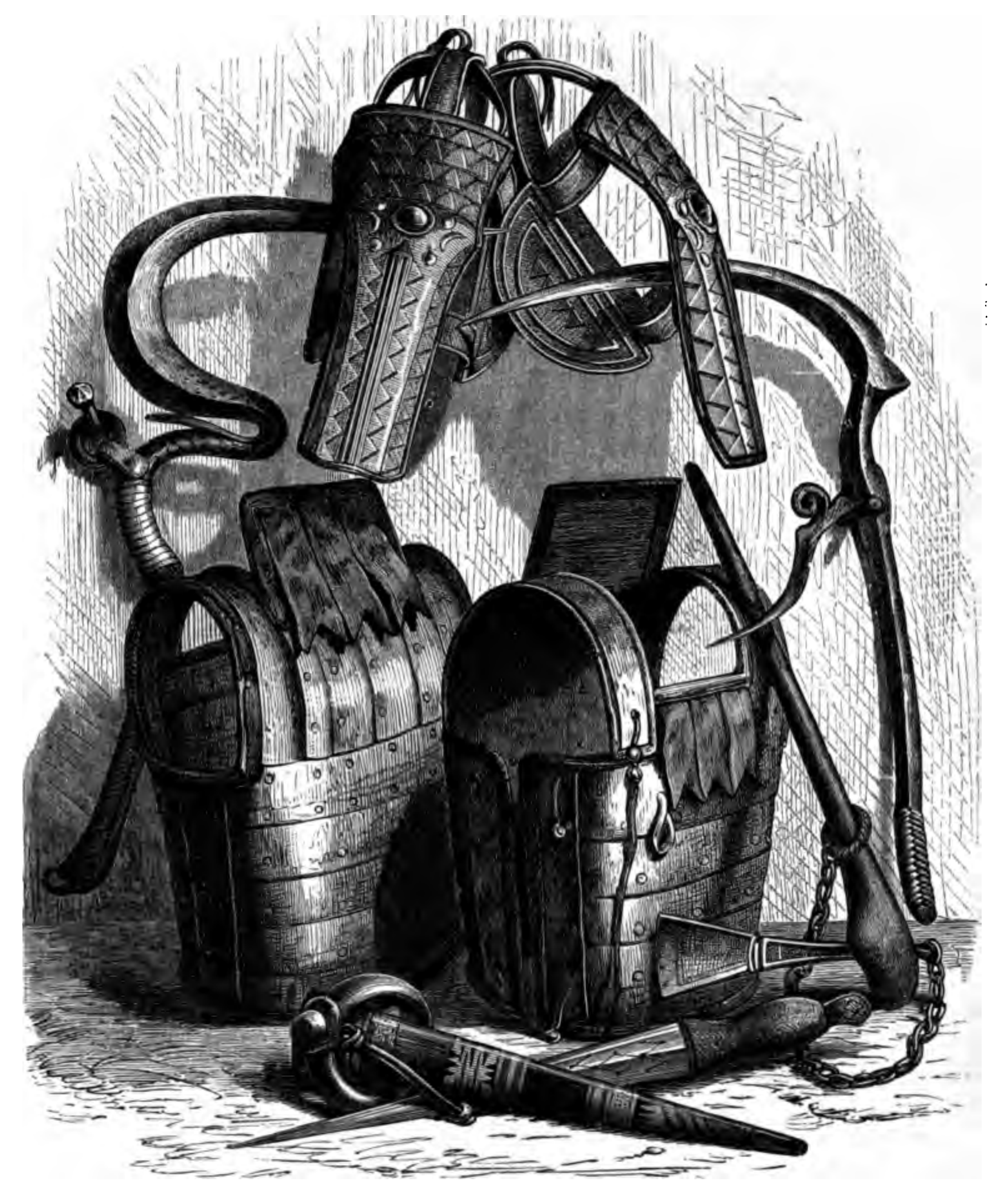
Für die eigentümlichen politischen Formen, die diese Staaten, einander wie im Ursprung auch darin sehr ähnlich, entwickelt haben, bietet das Bornureich das beste Beispiel. Die heutige Verfassung des Bornureiches ist ein Erzeugnis der Zersetzung der alten aristokratischen Einrichtung der von Norden gekommenen Staatengründer durch den Islam und die Sklaverei. Die täglich um den Fürsten sich versammelnde Ratsversammlung (Nokena) bewahrt die Formen einer Zeit, wo die Herrscher die Vertreter der hervorragendsten Stämme oder Familien als berechtigte Ratgeber um sich duldeten, wie es die Sitten der Wüstenbewohner mit sich brachten; aber ihr Wesen ist geschwunden. Die Freien haben das Bewußtsein ihrer freien Herkunft den Sklaven des Scheichs gegenüber nicht verloren, aber die Herrscher hegen zu den Sklaven mehr Vertrauen als zu ihren eignen Verwandten und freien Stammesgenossen und rechnen auf ihre Ergebenheit. Nicht nur Hofämter, sondern auch die Verteidigung des Landes wurde von alters her vorzugsweise Sklaven anvertraut. Die Brüder des Fürsten, wie auch die ehrgeizigeren oder thatkräftigeren Söhne werden mit Argwohn betrachtet; während man die wichtigsten Hofämter in den Händen von Sklaven findet, sind die Posten fern vom Regierungssitz in denen der Prinzen. Die Einkünfte der Ämter und Provinzen müssen für die Gehälter aufkommen. Nur „nichtoffiziell“ erfreuen sich einzelne Glieder berühmter Familien, Abkömmlinge verdienter Kriegs- und Staatsmänner, einigen Gewichts, weil man gewisse traditionelle Größen einfach zu ignorieren nicht wagt: Die Ratsversammlung setzt sich zusammen aus Gliedern der königlichen Familie und aus den Ratsherren, Kriegshauptleute von Sklavenursprung (zwei sind Kanuri, je drei Kanembu und Tibbu, fünf Araber).

Der mächtigste Beamte des alten Bornureiches war der höchste Kriegsanführer (Kaigamma), der stets von Sklavenursprung war. Da die kriegerischen Bestrebungen naturgemäß nach Süden, gegen die Heidenländer, gerichtet waren, so lag seine Hauptthätigkeit und sein Verwaltungsgebiet in den südlichen Grenzbezirken, vom Sokotoreich bis nach Logon. Jetzt ist fast selbst der Titel des Kaigamma in Vergessenheit geraten, und der Würdenträger, der ihm am meisten entspricht, der Kaschella Bilal, hat seine Verwaltungsbezirke im Osten und Südosten des Landes. Auf diesen Hauptwürdenträger folgte der Jerima, freigeborener Sohn einer Prinzessin und Haupt der die Königsgeschlechter umfassenden Magomi. Dem Jerima war der ganze Nordwesten des Reiches unterstellt, und er hatte besonders auf die südöstlichen Tuareg ein wachsames Auge zu halten. Heute ist der Träger dieses Titels einer der unbedeutendsten Beamten geworden. Als Dritter in der alten Bornuhierarchie dürfte der Thronfolger, Sohn oder Bruder des Königs, zu betrachten sein. Noch stehen einige Grenzlandschaften unter der Aufsicht des Kronprinzen. Der mit der Bewachung der persönlichen Sicherheit des Herrschers betraute Sklave führt den Titel Tscherma und hat gleichzeitig die Aufsicht über den Marstall. Eine eigentümliche Stellung nimmt der Galadima ein, dem wir übrigens auch in anderen westsudanischen Ländern begegnen (vgl. unten, S. 517). Er ist mehr Vasall als Beamter, muß sich von Zeit zu Zeit mehrere Monate am Hof aufhalten, befehligt aber halb unabhängig die Bezirke im Westen des eigentlichen Bornu. Das Amt des Digma, eines Sklaven, einst einfachen Geheimschreibers des Fürsten, auch Vermittler des Verkehrs der Fremden mit seinem Herrn, war einst das einflußreichste Staatsamt, da der Inhaber



Bornuanische Ledertaschen. (H. Barths Sammlung im Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/4 wirkl. Größe.

dieses Amtes die Verwaltung großer Bezirke hatte, deren Einkünfte er bezog. An Sklaven sind wichtige Ämter in den Grenzprovinzen des Nordwestens übergegangen, das des Fahnenträgers, des königlichen Boten, und so sind auch Sklaven die einflußreichen Beamten, die über die Vor-



Rüstungsstücke, Wurfeisen, Streitäxte, Dolche aus Baghirmi und Bornu. (Nach Denham.)

räte des Königs an Getreide, Holz, Kohlen, Butter, Honig und anderen Lebensbedürfnissen zu wachen haben. In noch höherem Ansehen als die meisten von diesen standen stets die Eunuchen, als Haremsaufseher und Aufseher des Palastes. Sie haben den Glanz ihrer einstigen Stellung am vollständigsten bewahrt. An ihren Einfluß knüpft sich häufig der der Frauen, der in mohammedanischen Negerstaaten nicht gering ist. Gewöhnlich fällt die größte Macht der Magira,

Königin-Mutter, zu, wenn sie auch in Bornu niemals eine so hervorragende politische Rolle gespielt hat wie in Baghirmi, Wadaï, Dar For. Mehr von der Persönlichkeit als der Stellung geht die Bedeutung der Gumzo aus, der obersten Frau des Herrschers, und einzelne Prinzessinnen gewinnen wohl Einfluß durch ihre Liebeleien, denen sie sich mit unhöfischer Offenheit hingeben.



Sattel, Sattel- und Speerspitzentasche eines Fürsten von Baghirmi. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) Vgl. Text, S. 474.

Man sieht aus dieser Ordnung der Hierarchie, daß einst die Kriegsmacht in Bornu wie in allen diesen erobernden Sudanstaaten die erste Stelle im Lande einnahm, daß sie aber zurückging, als der Staat zur Ruhe kam und die Herrschenden der Erschlaffung anheimfielen. Doch legt Bornu noch immer als Großmacht des Sudan einiges Gewicht auf das Heer, an das sich die Zuzüge der Stämme des Landes im Kriegsfall anschließen. Die Armee repräsentieren die Kaschellawa (Singular Kaschella), die Kriegshauptleute, von denen die bedeutendsten die Grenze

bewachen und einige Sitz und Stimme im Rate haben. Außerdem hat fast jeder Landesteil seine Kaschellawa, denen jeweils Trupps des stehenden Heeres von gepanzerten oder gewöhnlichen Lanzenreitern und von geringeren Zahlen flintentragender Reiter und Fußgänger untergeben sind, sowie eine geringe Zahl, die über heidnische Bogenschützen und Lanzenträger gesetzt sind. Dazu kommt eine berittene Leibgarde (s. Abbildung, S. 475) und kleine Fußtruppe in der nächsten Umgebung des Scheichs. Im ganzen dürfte das stehende Heer Bornus 3000 Mann stark sein. Von diesen allen fällt nur die Leibgarde der Sorge des Scheichs anheim, während alle anderen Truppen von den Kriegshauptleuten geworben werden; alter Ruhm und alte Verbindungen sichern dabei einzelnen starken Zuzug. H. Barth schildert, wie die Armee in der Landschaft Wolodje eine von hohen Dumpalmen beherrschte Lichtung durchzog: „Die schwere Kavallerie in ihren dick wattierten Röcken oder Panzerhemden und Kettenpanzern mit in der Sonne glitzernden Helmen, unter ihrer eignen Last fast erliegend; der leicht gekleidete Schoa auf hagerem, aber abgehärtetem Rappen und nur mit einer Handvoll Wurfspieße bewaffnet; der eingebildete, selbstgefällige fürstliche Sklave in seinen seidenen Toben; die halbnackten Kanembu-Speerleute mit Schild und Speer, ihrem halbzerrissenen Schurze und ihrer berberischen Kopftracht, in der Ferne der Zug der Kamele und Lastochsen — alles voll Mut und in der Erwartung reicher Beute den Landschaften im Südosten zustrebend.“

Dies ist indessen nicht die ganze Macht Bornus. Jeder Prinz, Beamter, Höfling hält, um sein Ansehen bei Fürst und Volk zu heben, Regimenter oder Kompanien, die zur Verfügung des Herrschers stehen. Besonders die schwere Reiterei zeichnet sich aus in ihrem langen, dick wattierten Rock (s. Abbildung, S. 497), darüber mehrere Toben (s. Abbildung, S. 481) von verschiedener Farbe und mit allerlei Zierat, und ihrem Helme aus leichtem Metall und mit den prahlendsten Federn geschmückt, die Streitrosse in die Libbedi gekleidet, dicke Decken aus verschiedenartig gestreiftem Zeuge. Der Kopf der Pferde ist vorn mit einer Metallplatte geschützt. Zu Rohlfs' Zeit (1866) hatte man in Kuka begonnen, kleine Geschütze zu gießen.

Diese Macht hätte zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Lande und zur Sicherung der Grenzen genügt, wenn der kriegerische Sinn nicht seine Kraft verloren hätte. Aber Genußsucht und weibische Schwäche haben in diesem Jahrhundert immer weiter um sich gegriffen, und das junge Reich Wadaï ist ein gefürchteter Rival Bornus geworden, während von den halb unterworfenen tributären Heidenstämmen der Westgrenze immer mehrere den Tribut verweigerten, oder gar, wie der Vasallenfürst von Sinder im Nordwesten des Reiches, unabhängige Herrschaften zu gründen suchten. Die Prophezeiungen vom nahen Falle der durch Sultan Omar so unkriegerisch vertretenen Dynastie des Bornureiches haben sich vielleicht schon heute erfüllt. Bornu war gegenüber dem Ausgreifen der mahdistischen Bewegung nach Westen durch seine Lage geschützt und hat in den letzten Jahren ein innigeres Verhältnis zu den Türken abgelehnt. Aber seitdem Wadaï Baghirmi besiegt hat, ist Bornu als politische Macht hinter dieses zurückgetreten, durch innere Streitigkeiten geschwächt und büßt wirtschaftlich jeden Tag mehr durch die Ablenkung des west- und innersudanischen Handels nach dem Niger und Benuë ein. Neuerdings soll Bornu von Rabah, einem aus Dar For stammenden Bandenführer, erobert und verheert sein.

In wirtschaftlicher Beziehung ist Hauptmerkmal dieser Länder der Übergang von der Steppe des Ostsudan und seinem Nomadentum zu dem im Westsudan bei besserer Bewässerung immer mehr in den Vordergrund tretenden Ackerbau, von niedrigerer und zersplitterter zu höherer, intensiverer Leistung auch in Gewerbe und Handel, von geringem zu entwickeltem Verkehr, von dünner zu dichter Bevölkerung. Unbeschadet der Urwaldvegetation an den Ufern des Sees und in den Tiefthälern ist Bornu noch wesentlich Steppenland. Die Senke von 270 m mit dem großen See ist eine amphibische Landschaft. Im Zentrum und im Süden des Landes läßt der

Sumpf weder Gartenfrüchte, noch Erdnüsse, noch Baumwolle nach Wunsch gedeihen; im Norden verleihen nur vorübergehend die sommerlichen Regenfälle dem grauen, einförmigen Bilde der durchsichtigen Akazienhaine und des Dumpalmengestrüppes frühlingshafte Anmut. Hier kommen natronreiche Stellen vor, hier gedeiht noch die Dattelpalme; und mit ihnen verkündet der lockere Sand des Bodens die Nähe der Wüste. Die Dumpalme bildet ganze Wälder im Westen des Reiches. Erst im „Kernland" Bornu wird der Steppencharakter nicht unwesentlich bereichert. Von Palmen hat hier die Deleb ihre Nordgrenze, und im Westen des Reiches tritt der Affenbrotbaum imposant hervor. Im Süden tritt vereinzelt die Ölpalme auf; es erscheinen der sagenreiche Baumwollenbaum (Eriodendron) und der Melonenbaum. Die Sudannatur erreicht ihre reichste Entfaltung. Der Ackerbau, der sich weder des Pfluges noch der Egge, ja selbst der Hacke nicht überall bedient, richtet seine Aufmerksamkeit zunächst auf den Bau des Getreides, der Penicillaria, des Sorghum und Mais. Baumwolle (Kalkutton) und Indigo (Alin oder Nila), die bereits in ihren Namen die Einführung durch die Araber bezeugen, zwei Arten Erdnüsse, Sesam, Bohnen, Melonen sind die wichtigsten unter den übrigen Kulturgewächsen. Selten werden als bevorzugte Früchte Weizen und Gerste gebaut, deren künstliche Bewässerung viel Arbeit macht. Gedroschen wird durch Rinder oder mit der Hand. Die Bestellung des Feldes ist gleichzeitig Arbeit des Mannes und Weibes; aber dem Weibe liegt die Mehrzahl der schweren Arbeiten ob, die nach der Erntezeit im Hause gethan werden müssen: die Ölbereitung aus Sesam und Erdnüssen, die Verarbeitung der Fruchtkerne von Hedschlidsch und der Kurno- und Dumpalmenfrüchte, das Reinigen und Spinnen der Baumwolle, die Anfertigung von Flechtarbeiten (wasserdichten Schüsseln und Körben), dann Melken, Mahlen, Kochen, die Butterbereitung. Die Männer hingegen verfertigen die Ackerwerkzeuge und andere Geräte, machen Gefäße aus Holz und Thon, weben, nähen, bereiten Holzkohlen und Salz. Bei so viel Arbeit (nur das Schmieden ist auch hier eignen Handwerkern übertragen) wird selbst minder Wohlhabenden die Hilfe einiger Sklaven und Sklavinnen unentbehrlich. Sobald Feld und Flur nach der Regenzeit wieder hinlänglich trocken geworden, beginnt die Zeit des Reisens, wo größere und kleinere Kaufleute das Land durchstreifen, die Landeserzeugnisse nach den Märkten Kukas und anderer größerer Orte ausgeführt werden, während von ihnen aus Erzeugnisse der Gewerbe, auch europäische, den Weg in das Land finden.

Der Handel des zentralen Sudan konzentrierte sich bis vor wenigen Jahren in Kuka. Daß der Markt von Kuka mit dem des viel gewerbfleißigeren Kano rivalisieren konnte, während doch Bornu überhaupt in wirtschaftlicher Beziehung weit hinter den westsudanischen Ländern zurückbleibt, hatte seinen Grund einmal in der vortrefflichen Lage dieser Hauptstadt am Endpunkte der von Tripolis über Mursuk und Bilma hereinführenden Karawanenstraße, die vor der Erschließung des Sudan vom Meerbusen von Guinea her eine der verkehrsreichsten in Afrika war, und außerdem in der großen Freiheit des Handels. „Kein Gewerbe unterliegt einer Steuer; alle Waren gehen zollfrei ein. Selbst die großen Karawanen aus dem Sudan, aus Tripolis und den übrigen Berberstaaten haben keinen anderen Zoll zu entrichten als eine kleine Abgabe an die Thorwächter der Stadt.... Sogar die Geschenke an den Sultan und seine Beamten kommen hier in Wegfall." Rohlfs, dessen Bericht wir diese Angaben entnehmen, wurde in Kuka von Kaufleuten aus Tripolis, Mursuk, Massar, Mekka, Kano besucht und schildert den Reichtum fremder, auch europäischer Waren auf dem Markt von Kuka als sehr bedeutend.

11. Die Fulbe (Fulen) oder Fellata[1] und die dunkeln Völker des Westsudan.

„Die Ful sind ein Volksstamm rätselhaften Ursprunges, der in seinem reinen ursprünglichen Typus dem Neger ganz fern steht." H. Barth.

„Die Bevölkerung der Haussaländer ist aus den verschiedensten Stämmen zusammengesetzt. Meistens sind die einzelnen Völkerschaften schon so ineinander aufgegangen, daß es unmöglich scheint, die Fäden des verwirrten Knäuels zu lösen." Staudinger.

Inhalt: Stellung und Verbreitung der Fulbe im Sudan. — Ein Blick auf ihre Geschichte. — Ihre Vermischung mit Negern. Haussa. Mandingo. Djoloffen. Serer. Zerstreute Stämme Senegambiens. — Schwarze und rote Fulbe. — Körperliche und geistige Anlagen. — Wahrscheinlicher Ursprung. — Sprache. — Staatengründung. — Das Reich Sokoto. Kriegswesen. Bewaffnung. Verwaltung. — Gründung des Reiches Bautschi oder Yakoba. Wirtschaftsleben. Gesellschaft. Tracht. Wohnplätze. Kunststil. — Hirtenleben. — Geldwesen. Handel. Gewerbskasten. — Die großen Städte.

Die Stelle des von Negern wie Arabern körperlich und geistig verschiedenen Bevölkerungselementes, die im Mittel- und Ostsudan den Kanuri und Nubiern zufällt, wird im Westsudan heute von dem Volk eingenommen, das zwischen Senegal und Benuë und zwischen dem Atlantischen Ozean und der Nachbarschaft des Nils über ein Gebiet von weit mehr als der Hälfte der Oberfläche Europas verbreitet ist, in keinem Teil allein wohnt, aber in den meisten herrscht und sich an manchen Stellen mit rein kaukasischen Rassenmerkmalen abhebt. In Senegambien und in den Ländern südlich davon, wo sie den Atlantischen Ozean erreichen, sind die Fulbe am weitesten gegen Westen vorgeschoben; hier liegen auch die Länder ihrer kompaktesten Verbreitung. Im Lande Futa Djallon bilden sie den Hauptbestandteil der Bevölkerung. Weiter östlich besitzen sie an beiden Ufern des oberen Niger, südwestlich von Timbuktu, das Reich Massina, und seit etwa zwei Jahrzehnten haben sie sich des Bamanareiches von Segu bemächtigt. Auch die Landschaften zwischen Massina und dem Mittellauf des Niger beherbergen eine fulische Bevölkerung. Einzelne Fulbe gehen bis nach Tuat, und Ful-Mädchen werden nach Marokko in die Harems verkauft. Östlich und westlich vom Niger sind die Reiche von Gando und Sokoto von den Fulbe beherrscht. In Bornu, Baghirmi, Wadaï und Dar For sind auch Fulbe ansässig; doch haben sie in diesen Ländern noch keinen vorwiegenden politischen und religiösen Einfluß gewinnen können. In Adamáua (Fumbina) dagegen, zu beiden Seiten des Benuë, sind sie am weitesten gegen Süden hin vorgedrungen und erweitern von Jahr zu Jahr ihr von Sokoto halb abhängiges Reich in unbarmherzigen und ununterbrochenen Kriegen gegen die heidnischen Negervölker jener Striche. Ohne die europäische Kolonisation würden wir sie in wenigen Jahrzehnten sowohl am Mittellauf des Kongo als am Meerbusen von Guinea haben anlangen sehen. In dieser ausgedehnten Verbreitungszone wohnen die Fulbe am dichtesten nach Norden und Westen zu, am zerstreutesten nach Osten und Süden: hier als friedliebende Hüter ihrer Herden und dort als Herren der durch ihre Waffen unterjochten Stämme, dort zugleich in Ländern von vorwaltend dichter Bevölkerung, und Städte mit großen Volkszahlen liegen in ihrem Gebiet.

[1] Fulbe oder Fula (Singular Pullo, Peul) ist der Name bei den Mandingo, Féllani bei den Haussa, Felláta bei den Kanuri, Fullan bei den Arabern, Fulbe bei den Benuë-Völkern. Diese Namen scheinen gleich der Benennung „Abate", Weiße, die man ihnen in Kororofa beilegt, den Unterschied ihrer helleren Hautfarbe von der der Neger zu bezeichnen. Die dunkeln, gemischten Fulbe werden von den Franzosen Toucouleurs genannt, die hellen von den Portugiesen Futa-Fula.

Ihrem körperlichen Wesen nach sind die Fulbe nicht einheitlich; als erobernder Stamm, der sich über einen weiten Länderstrich ausgebreitet hat, haben sie gänzlich verschiedene Volkselemente in sich aufgenommen. Als auffallende Beispiele nennt Barth eine Abteilung des Stammes der Wakore, die, im Haussaland ansässig geworden, ihre ursprüngliche Sprache mit der der Fulbe vertauscht haben; heute bezeichnet man im senegambischen Gebiet mit Djolof einen schwarzen, mit Pullo einen roten Mann. Aber noch zur Zeit, als Ahmed Baba seine Geschichte des Sudan schrieb, wurden die Djoloffen als ein Teil des großen Fulbevolkes angesehen. Der Mischung dieses Elements mit dem echten Fulbeblut entsprang wohl jener wichtige Volks-



Ein Djolof. (Nach einer Gesichtsmaske im Jardin des plantes, Paris.) Vgl. Text, S. 515.

bestandteil der Torode (Plural Torobe), der in den von Fulbe gegründeten sudanesischen Reichen die Stelle der Edelsten einnimmt, sich aber durch schweren, großen Bau und ganz dunkle Hautfarbe wesentlich unterscheidet. Andere von den Fulbe absorbierte Völkerschaften sind unter ihre Unterwerfer gesunken. Heute findet man in den Fulbeprovinzen von Haussa und Sebbi eine als Dschanambe bezeichnete Zunft von Maklern; im 16. Jahrhundert waren sie ein besonderer Stamm auf der Südostseite des oberen Dscholiba. Dieser Stamm, der heute so zurückgegangen ist, trug am meisten dazu bei, das mächtige Reich von Sonrhay zu stürzen. Wenn also die Fulbe in den Gebieten, wo der ursprüngliche Typus besser erhalten ist, dem Neger ganz fern stehen, so haben sie doch jetzt in ihrer außerordentlichen Ausbreitung, die sich seit dem 15. Jahrhundert vom Senegal her ostwärts nachweisen läßt, durch Aufnahme fremder Elemente besonders in den östlichen Gegenden einen negerähnlichen Typus ausgebildet. Daher hat man helle und dunkle oder

rote und schwarze Fulbe einander entgegengesetzt und läßt jene mit denen des Westens, diese mit denen des Ostens und Südens ihrer Wohngebiete sich decken; das trifft aber durchaus nicht zu. Auch in Futa Djallon herrscht eine helle Minderheit über eine dunkle Masse, und beide sind Fulbe. Aber die dunkeln tragen die Merkmale der schwer zu definierenden Mischrasse, während die hellen noch eine wohlumschriebene Rasse sind. Die roten oder braunen Fulbe sind jene schmächtigen, hellen Leute, die von Rohlfs als die schönsten aller Zentralafrikaner bezeichnet, von anderen mit Berbern und Abessiniern verglichen werden. Lebhafter Verstand, ernstes Wesen werden ihnen nachgerühmt. Die schwarzen Fulbe sind die fleischigen Leute, die Rohlfs, als er mit ihnen nach der Überschreitung der bornuanischen Grenze zusammentrifft, kaum von den Negern zu unterscheiden vermag. Andere haben drei Abwandlungen unterschieden: Urbewohner, Fulbe und Mischlinge, so z. B. selbst in Futa Toro, dem angeblichen Stammgebiet der Fulbe. Und da sich die Mischung mit ihren dunkleren Umwohnern rasch vollzieht, so bilden die dunkeln Fulbe nicht nur schon heute die Mehrzahl in diesen Gebieten Westafrikas, sondern sind vor allem das Volk der Zukunft.

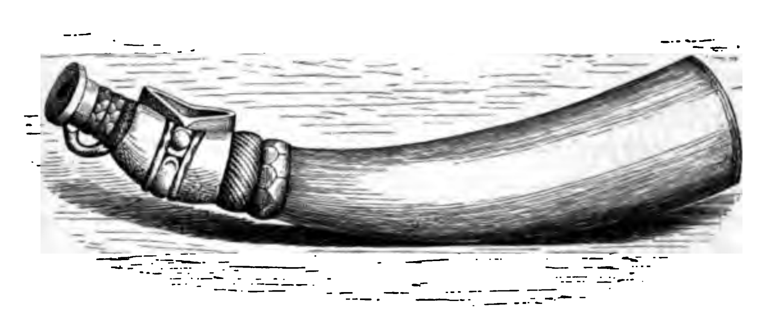


Helm eines Bobinga-Kriegers. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/5 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 521.

Auch die geistigen Eigenschaften der echten Fulbe sind von denen der Neger verschieden. Allen Europäern ist am meisten Lebendigkeit und Scharfsinn aufgefallen. Kein Volk Afrikas thut es den Fulbe an religiöser Neigung und Begabung gleich. Sie liefern die „Heiligen“ bis hinüber nach Dar For. Bemerkenswert ist, daß sich die Fulbe den Negern gegenüber als Weiße brüsten oder gar sich über den Weißen stehend erachten. „In körperlicher Entwickelung mögen ihnen allerdings die Djoloffen vorangehen; aber es ist eben der größere Verstand, der dem Pullo bei weitem mehr Ausdruck gibt und seinen Gesichtszügen nicht erlaubt, jene Regelmäßigkeit anzunehmen, die wir bei anderen Stämmen finden.“ (Barth.)

Um das 13. und 14. Jahrhundert treten Fulbe als ein Hirtenvolk auf, das also ein für den Ackerbau ungeeignetes Land in Steppen- oder Wüstengebieten bewohnt haben mußte. Wie die Heimat der Kanuri in Tibesti, dürften wir die der Fulbe in den großen Gebirgsoasen des Tuareglandes suchen. Ihre Sprache ist in ihrer ersten Anlage mit den hamito-semitischen verwandt. In Melle bekannten sie den mohammedanischen Glauben; von den Sonrhay-Herrschern wurden sie niedergehalten, solange diese mächtig waren; aus ihren (für uns) ersten Sitzen am unteren Senegal waren sie schon im 16. Jahrhundert weit und zahlreich genug ostwärts gewandert und traten als Volk von geschichtlicher Bedeutung östlich vom Niger auf; schon im Anfang des 17. Jahrhunderts kommen Fulbestämme in Baghirmi vor. Es ist merkwürdig zu sehen,

wie im Anfang dieses Volk unter den Dienenden statt unter den Herrschenden seine Stelle suchen mußte. Aber es muß wohl an manchen Stellen des weiten Gebietes, über das hin es zersplittert wohnte, in aller Stille herangewachsen sein; denn sein erstes mächtigeres Hervortreten im Anfang dieses Jahrhunderts ist von einer sieghaften Stärke getragen. Es muß vor allem in der langen Zeit der für die Fulbe noch geschichtslosen Jahrhunderte der Islam tiefe Wurzeln geschlagen haben; denn der religiöse Fanatismus ist sogleich beim ersten Hervortreten ein mächtiges Motiv der Eroberung und Unterwerfung. Als im Jahre 1802 die Fulbe durch die Erhebung gegen den Fürsten von Gober das Signal zu den großen Bewegungen gaben, die den Westsudan durch Jahrzehnte erschütterten, trieb sie die Beleidigung eines ihrer Imams, des Scheichs Othman, zum Aufstand, im Geiste dieses Scheichs aber, ihres ersten erfolgreichen Führers, war Glaubenseifer die mächtigste Triebfeder. Durch seine religiösen Gesänge begeisterte er nach jeder Niederlage, deren ihre Kämpfe viele aufzuweisen hatten, seine Anhänger zu frischer Energie. Othman ging als Gründer eines großen Reiches aus dem Kampfe mit den Heiden hervor und endete sein Leben in religiösem Wahnsinn. Nicht seine Helden- oder Herrschertugenden, sondern seine religiöse Begeisterung brachten ihm blinde Verehrung. Von seinen Nachfolgern erweiterte der kriegerische Mohammed Bello noch die Grenzen des Reiches, während es dessen Bruder Atika wenigstens auf der Höhe erhielt, die es unter dem Begründer eingenommen. Aber schon unter Alin, Bellos Sohn, begann es zu sinken, indem sich der Zusammenhang der einzelnen Provinzen lockerte, während gleichzeitig die Staatseinnahmen und die Militärmacht zurückgingen. Dennoch hält das Reich bis heute als eine Art Bundesstaat großer und kleiner Fürstentümer zusammen.



Ein Kriegshorn aus einem Elefantenzahn, Westsudan. (Sammlung der Church Missionary Society, London.) 1/5 wirkl. Größe.

Die geschichtliche Stellung der Fulbe ruht auf ihren Eroberungen und Staatengründungen. An ihrem kriegerischen Charakter hat man nicht gezweifelt, und ihre Fürsten zeigten, daß sie zu herrschen verstehen. Die Fulbe sind nicht als fertiges Kulturvolk auf die Bühne getreten, sondern als einfache Hirten, mit deren Aufsteigen und Ausbreitung auch zugleich ein körperlicher Rückbildungsprozeß durch Vermischung mit den voransässigen dunkleren Völkern Hand in Hand ging: es gibt keine reinen Fulbe mehr. Im ersten Auftreten Nomaden ohne Zusammenhang mit halbbarbarischen Sitten, auf dem Gipfel ihrer Macht eine Minderheit inmitten unterworfener Stämme, die mit ihnen in engste Verwandtschaftsbeziehungen getreten sind, im Niedergang von dieser Mehrheit fast aufgesogen, sind die Fulbe nicht nach dem Vorbilde der Römer zu beurteilen, die sich unter Gleichen zur Beherrschung von Gleichen aufschwangen, sondern viel eher den Spaniern Süd- und Mittelamerikas zu vergleichen, die erst die Indianer unterwarfen und sie zu einer gewissen Höhe der Kultur hoben, um dann ihrerseits langsam von jenen aufgesogen und einigermaßen herabgezogen zu werden. Nicht ihre Staatengründungen sind ihr letztes Ziel, sondern ihr Aufgehen in den unterworfenen Völkern, in denen sie zum Ferment werden, das langsam eine höhere körperliche wie geistige Entwickelung emportreibt. Nicht umsonst nennt Barth die Fulbe den intelligentesten aller afrikanischen Stämme.

Wie vielleicht einst die Vorfahren der Fulbe, so wandern heute arabische Hirtenstämme in der Westsahara, aber die Tuareg schieben sich wie eine Mauer zwischen sie und das Niger-Benuëland. Nie sind sie darin eine politische Macht gewesen, während auch heute den Tuareg nur die Menschenzahl fehlt, um der einzige gefährliche Feind der Fulbe zu werden. In Kano halten sich mehr Araber auf als in einer anderen Stadt des westlichen Sudan, zu ihnen gesellen sich Mauren aus den Küstenstädten Nordafrikas; man darf diese Stadt als das Hauptquartier des Arabertums im Westen des Sudan mit der Hauptstadt Wadaïs im Osten vergleichen. Die schwache Vertretung des arabischen Elements gehört sonst zu den ethnischen Merkmalen des Westsudan und schafft der Wirksamkeit der Fulbe andere Bedingungen. In dem Einfluß der nomadisierenden Araberstämme auf den zentralen liegt einer der größten Unterschiede von dem westlichen Sudan.

Wer in Westafrika landeinwärts wandert, stößt nicht zunächst auf diese hellen Menschen, die in der Minderheit sind, sondern auf Negervölker von großer Vergangenheit. Haussa, Mandingo, Djoloffen sind hier Träger großer, wenn auch rasch vergangener geschichtlicher Entwickelungen. Wir fühlen uns an die Wahumaländer im Nilquellengebiet erinnert. Diese negerhaften Völker in kulturlich vorherrschender Stellung unterscheidet heidnischer Brauch und Glaube doppelt scharf von ihren Herren an oder jenseits der Grenzen der sudanesischen Mohammedanerstaaten. Wo diese Neger am rücksichtslosesten zurückgedrängt und unterjocht worden sind, wie in Futa Djallon, da sind die festesten und auch gegen die Europäer widerstandskräftigsten Staaten entstanden. Die große Anzahl von inneren Unterschieden kann nicht verkannt werden. Müßig wäre es aber auch, nach einem einheitlichen Begriff zu suchen, wo man Völkerwoge auf Völkerwoge mächtig seit Jahrhunderten sich wälzen sieht. Hier ist nur der Schluß berechtigt: je bunter das ethnographische Bild, desto jünger ist die Geschichte dieser Bewegungen; je einheitlicher der Charakter der Bevölkerung, desto länger sind ihre Elemente sich selbst überlassen gewesen. Anerkannte Thatsache ist die bunteste und rascheste Mischung in den Städten. Saria, zu Clappertons Zeit eine junge Fulbestadt, macht auf Staudinger den Eindruck einer reinen Haussastadt. Es sind Neger, die wir hier vor uns haben, aber Neger, die bald durch ihre vorwaltend edleren Züge, bald durch ihre geschichtliche und kulturliche Bethätigung die Wirkungen fremder Einflüsse bezeugen. Und diese Einflüsse können wir uns nicht ohne körperliche Mischung thätig denken. Die hochbegabten Mandingo gehören zu den häßlichsten Negern. Eine langsame Rassenzersetzung und Entwickelung vollzog sich, wie der Saum rückständigerer Neger an der Küste beweist, vom Binnenland her; also müssen die Völker der Wüste, ähnlich wie im Zentralsudan, die Anstöße erteilt haben. Vorzüglich sind die wirtschaftlichen Talente und Entwickelungen der dunkeln Völker dieses Gebiets hoch über die der hellen Eindringlinge, seien es Araber oder Fulbe, zu stellen. Mandingo und Verwandte sind die Karthager, Fulbe die Römer des Westsudan (Dölter). Daß einige auf niederer Stufe stehen und die Kulturhöhe überhaupt nach Westen noch sinkt, ist gewiß. Aber vor den geschichtlich durchgearbeiteten und wirtschaftlich hochstehenden Haussa und Mandingo haben die Fulbe und Araber wesentlich nur die staatenbildende und -erhaltende Kraft voraus, die in dem Meere von negerhafter Zersplitterung und Furchtsamkeit rasch versinkt. Sowohl die Haussa wie die Mandingo gelten heute für feig; und wenn sich Provinzen des Fulbereiches oft vor den Aufständen schwacher Völkchen ducken mußten, die selbst die Verbindungen zwischen den Hauptstädten Sokoto, Gandu, Saria unterbrachen, wird dies wesentlich auf die Unfähigkeit der dunkeln Masse, sich zu schützen, zurückgeführt. Die „Haussa“, die die europäischen Kolonien in Westafrika als Polizeitruppen verwenden, meist in Lagos angeworben, sind großenteils keine echten Haussa, sondern haussasprechende Bergneger und dergleichen; die Haussa des Inneren sind ein unkriegerischer Stamm.

Die Haussa als einst herrschendes, noch immer wirtschaftlich und kulturlich einflußreiches Volk nehmen die von außen eingedrungenen Fulbe ebenso in sich auf wie einst ihre den Negern noch näher stehende Vorfahren frühere Völkerwogen vom Norden oder Osten. Die Beziehungen zu den Tuareg sind eine alte, festbegründete Thatsache, und schon Barth hat die berberische Verwandtschaft der edlen Familien in Gobirri, dem Haussa-Stammland, hervorgehoben. Soweit sich der Islam verbreitet hat, erstreckt sich auch die neuere Zumischung hellerer Elemente. Die Heidenvölker, meist in die Berge oder nach Westen gedrängt, haben sich roher und reiner erhalten; wir kennen aber zu wenig von ihnen. Sicher ist, daß sie keineswegs alle sehr dunkel und negerhaft sind; die Akpolo stehen sogar den Fulbe in der Hautfarbe nahe. Diesen schließen sich westlich die ebenfalls der Mehrzahl nach heidnischen engverwandten Völker von Yoruba und Nupe an, die räumlich den Übergang zu den Küstenstämmen, den negerhaftesten von allen, bilden und vielleicht etwas dunkler, dabei geschickter und betriebsamer sind als die Haussa. Weder Kano noch Saria liefern so feine Gewebe wie die Yorubastadt Ilorin. An der Küste, am Rand, endlich hat sich mit dem alten Heidentum anderes Alte in Sitte und auch Rasse mehr als im Inneren des Westsudan erhalten.


Algerischer Neger, aus dem Westsudan stammend. (Nach Photographie in der Sammlung von Dr. Pruner Bey.)

Die Mandingo sind das verbreitetste und kulturlich höchst entwickelte der westsudanischen Völker. Ihr bei hoher Gestalt negerhaftes Äußere darf nicht über ihre Begabung täuschen; mehr als jedes andere Volk dieser Gebiete haben sie sich an die Europäer angeschlossen und in europäischen Kolonien niedergelassen. Sie nehmen das Gebiet zwischen Senegal, Niger, Sierra Leone, Gambia ein und reichen im Hinterlande der Goldküste bis an den Küstenabfall des Mandingo-Hochlandes. Vom Kern aus, dem Lande Manding auf der Niger-Senegal-Wasserscheide, hatte sich vor den Eroberungszügen der Fulbe ein großes Reich ausgebreitet, ostwärts bis über den Niger hinaus. Es war zerklüftet, noch ehe sich die Fulbe wie Keile in die Lücken schoben; und der Prozeß der Auflösung und Neubildung ist derselbe gewesen wie bei den Haussa.

Nirgends ist das Völkerbild so voller Kontraste wie im westlichen und mittleren Sudan. Neben den fast nackten Bissagos und Flups die kunstreichen Mandingo und herrschgewaltigen Fulbe, neben den in Trägheit versunkenen Papel die thätigen Haussa. Im Ostsudan ist die Abgleichung viel weiter vorgeschritten; da macht das Völkerbild einen älteren Eindruck. Jenseits der

Sierra Leone treten die Völker des Hinterlandes, die nach den Küstenplätzen Guineas gleichsam nur durchsickern, in Masse an die Küste heran: der Sudan erreicht das Meer. Es vereinigen sich dabei nördliche und östliche Einflüsse. Die arabisierten Berberstämme der Tzarza und ihrer Verwandten, die von Norden her an den unteren Senegal herantreten und über ihn hinausdrängen, sind zu 19/20 vernegert; aber sie sind stolz auf ihre nördliche Abkunft, wie sie sich auch für Unterthanen des Sultans von Marokko halten, und sind fanatische Muselmänner. Die Djoloffen, die zu den dunkelsten der Neger gehören (s. Abb., S. 510), zugleich aber sehr viel kräftige, wohlgebaute Leute mit intelligenten Gesichtern umschließen (die meist zu ihnen gehörigen Laptots, angeblich aus Matelot zerquetscht, gelten für ausgezeichnete Soldaten und ebenso eifrige Muselmanen), ragten einst über den Senegal hinaus; aber die Mauren haben sie zurückgedrängt. In ihrem weiten Gebiet zwischen Senegal, Falemeh und Gambia sind die Djoloffen fast ausnahmslos Muselmänner. Das Christentum hat nur wenig Erfolge unter ihnen aufzuweisen. Ihre Vermischung mit den Mauren hat auch auf dem linken Ufer des Senegal zur Bildung kleiner Mischlingsvölkchen Anlaß gegeben: in ihre Sprache sind arabische Worte ebenso wie solche des Mandingo und Fulbe übergegangen. Ihre südlichen Nachbarn, die hochgewachsenen Serer, die Barbacin der Portugiesen, sind ihre nächsten Sprachverwandten, haben aber in höherem Maße den Einfluß der Mandingo und Fulbe erfahren, die sie im 15. Jahrhundert aus dem oberen Casamancagebiet hierher gedrängt haben sollen. Sie werden auch heute von einem Fulbepriester beherrscht; trotzdem ist in der Masse das Heidentum unter der Hülle des Islam erhalten. Die Beschneidung scheint bei ihnen eine ältere Sitte zu sein. Die hellfarbigeren Sarakoleh oder Soninkeh gehören zur Mandingo-Familie; ihr Hauptsitz ist am mittleren Senegal, doch sind sie über ganz Senegambien zerstreut. Ihnen stehen wiederum die Kassonkeh nahe, die das zweifelhafte Vorrecht haben, die „Griots“ (vgl. unten, S. 519) für das ganze Land zu liefern. Auch in Senegambien sind die niedrigeren Stämme gegen die Küste gedrängt, nach der sich vom Inneren her die höher entwickelten langsam ausbreiten. Die Papel und Flup sind fast nackte, teilweise ärmliche, jene mehr dem Handel, diese dem Ackerbau und der Viehzucht ergebene Stämme. An die Flup schließen sich die Balanta an. Die Flup wohnen südlich vom Casamanca- bis zum Domingofluß, die



Algerischer Neger, aus dem Westsudan stammend. (Nach Photographie in der Sammlung von Dr. Pruner Bey.)

Papel weiter südlich, und östlich von diesen die Balanta. Es gehören zu diesen echten Negern, die man gewöhnlich den Mandingo', Haussa, Djoloffen als Autochthonen gegenüberstellt, die Biafaden am Rio Gleba, die Nalu am Rio Nuñez und die Bissagos auf den gleichnamigen Inseln und dem gegenüberliegenden Festland, endlich die wenig zahlreichen Mandjag auf den Inseln Bolama und Galinha und am Ausfluß des Rio Grande, die durch engeren Anschluß an die Europäer eine höhere Stufe als die anderen erstiegen und eine gewisse Nützlichkeit erlangt haben.

Politisch ist das Merkmal der Negervölker dieser Region die Zersplitterung und Schwäche, während die helleren um sich greifend erobern und herrschen; auch deren Auswürflinge suchen sich Material für ehrgeizige Pläne aus den leicht zu unterwerfenden Schwarzen zu schaffen. Der erste Zweck eines maurischen oder fulbischen Strebers ist, eine Sklavenherde von Unterworfenen in seine und seiner Parteigänger Dienste zu stellen. Dies ist der Anfang großer Staaten, aber auch großer Wüsten gewesen. Bayol durchschritt zwischen Koreh und Bafulabeh eine Öde von 85 km Breite. Seit 200 Jahren herrscht in den Fulbeländern der Kriegszustand. Man hat gesagt, im Westsudan sei jeder einzeln einwandernde Fulbe der Keim künftiger Herrschaft über seine dunklere Umgebung. Anfangs demütig, ja verachtet, hebt er das Haupt, sobald er sich einiger Genossen sicher weiß, und ihre Vermehrung ist an jedem Orte ebenso sicher wie ihr Zusammenhalt. Nur die kleinen Bruchteile, die sich in die unzugänglichen Naturfesten zurückziehen, bleiben von Auflösung verschont; nur in Resten lassen die kleinen Negerstaaten des Westens kräftigere politische Gliederungen erkennen. Bei den Djoloffen ist die Regierung, an deren Spitze in Cayor ein Damel, in Ualo ein Brak steht, schwach. Die Macht ist bei den Häuptlingen, die oft mehrere, öfters nur ein Dorf beherrschen, und der „König“ übt seine Oberherrschaft nur in Ausnahmefällen aus.

Beim Eindringen der Fulbe haben sich hier Verhältnisse entwickelt, die der Europäer schwer durchschaut, eine Leibeigenschaft, die hart an Sklaverei grenzt. Die Leibeignen wohnen in besonderen Dörfern, bebauen neben dem Feld ihres Herrn ihr eignes, können sich frei verheiraten, sind aber an die Scholle gebunden. Man findet dieses System neben echter Sklaverei in Futa Djallon. Ehe die Vermischung und Sprachübertragung um sich griff, waren wohl nicht bloß Ackerbau, sondern auch Gewerbe und Handel ganz dieser misera plebs zugewiesen. Eine hervorragende Stellung wie nirgends sonst in Negerländern nehmen sowohl wirtschaftlich als politisch die Städte in den Fulbereichen ein, die Zentren der Macht, an deren Spitze Prinzen der herrschenden Familie oder gewählte Bürgermeister von fürstlicher Haltung stehen, und von denen aus der politische und wirtschaftliche Einfluß auf die umliegenden Gebiete langsam seinen Weg sucht.

Diesen Gang der Entwickelung zeigt sehr gut das kleine Reich Bautschi, dessen Hauptstadt Garo-n-Bautschi besser unter ihrem arabischen Namen Yakoba bekannt ist. Yakoba entstammte einer fürstlichen Familie im Yoligebirge, die dort eins der kleinsten Negerreiche innehatte, kam früh nach Sokoto und bekehrte sich zum Islam. Da er in Sokoto Beweise eines großen Eifers für den Islam abgelegt hatte, belehnte ihn der Sultan mit dem Gebiet südlich von Kano bis zum Benuë, wo die neubegründete Hauptstadt, begünstigt durch Zollfreiheiten, rasch ein Lieblingsmarkt der Ghadamesen ward. Yakoba unterwarf sich die kleinen Herrschaften der Umgebung, und schloß selbst mit den heidnischen Fulbe und anderen Ungläubigen Verträge, worin er ihnen gegen Unterwerfung die Sicherheit gegen Sklaverei gewährleistete. „Wir haben also hier im Inneren Afrikas das Beispiel einer förmlichen Habeas-Corpus-Akte.“ (G. Rohlfs.) Scheint nun diese ganze Entwickelungsgeschichte die staatenbildende Kraft der Eingeborenen des Landes zu beweisen, so ist es doppelt interessant, zu sehen, wie das einheimische Element rasch in den Hintergrund trat und aus Yakoba ruhig einen Fulbestaat werden ließ, der sich neben Adamaua, Segseg rc. unter die Tributärstaaten von Sokoto stellte. Unvermeidlich war der Gegensatz zwischen roten Herrschern und schwarzen Unterthanen wie überall in den Fulbereichen. War die

Dynastie auch einheimisch, so wurde sie doch durch ihre Unterwerfung unter Sokoto, durch ihre mit den Fulbe eingegangenen Verbindungen, durch die den Fulbe entlehnte Art der Regierung im Lande ganz als eine Fulberegierung betrachtet. Überhaupt fingen, als Yakoba sich kaum festgesetzt hatte, Fulbe an, das neue Reich zu überschwemmen, und erhielten, begünstigt von Sokoto, die besten Stellen, während zugleich die wirtschaftlich höherstehenden Haussa ihre Sprache selbst am Hofe Yakobas zur Herrschaft brachten.

Bis heute sind die Fulbe die Herrscher des westlichen Sudan, und der oft totgesagte Zusammenhalt dieser Staaten ruft doch immer von neuem wieder das Erstaunen der Europäer wach. Der leitende und herrschende Staat Sokoto wird an Größe und Machtmitteln von Adamaua, Segseg und Yakoba übertroffen, und in Sokoto sind die Fulbe ebenso in der Minderheit wie in diesen, mit einziger Ausnahme von Adamaua. So wie, äußerlich betrachtet, das bewegende Moment in der Geschichte der Fulbe der Islam ist, den sie fanatisch bekennen und von götzendienerischen Zuthaten der Haussa befreien, den sie in unserer Zeit noch in bluttriefenden Zügen in die Heidenländer getragen haben, so daß Mohammed et Tunisi die ganze Erhebung der Fulbe in unserem Jahrhundert als eine religiöse Reformthat auffassen konnte, so suchten Rohlfs, Flegel und Staudinger im religiösen Zusammenhang den letzten Halt dieser Staaten. Auch ist es sicher, daß in den verhältnismäßig reinsten Fulbeländern, wie Futa Djallon und Futa Toro, eine theokratische Regierung herrscht. Bei allen Kriegsthaten und aller Grausamkeit der Kriegführung ist doch von Anfang an in diesen Gründungen mehr Überzeugung gewesen. Bei den religiösen Neigungen der Fulbe war nicht die vergängliche Kraft des Schwertes die einzige staatenbildende Gewalt. Die Fulbestaaten verloren gleich anderen in der Ruhe des Friedens den Kriegergeist und halten sich dennoch aufrecht. Ist doch mit der wirtschaftlichen Entwickelung in diesen Ländern auch zu rechnen. Die arbeitenden Menschen von Kano oder Bidda wissen besser als zentral-afrikanische Völker das Glück des Friedens zu schätzen. Kriegerisch im Sinne der Sulu oder Waganda sind übrigens die Fulbe ohnehin nicht. Darauf deutet schon die ursprüngliche Einfachheit und Armut ihrer Bewaffnung: Bogen und Pfeil sind auch bis heute vielfach ihre einzigen, aber trefflich gebrauchten Waffen. Die Staatengründer empfanden natürlich bald das Bedürfnis einer stärkeren Armada, und so finden wir in Sokoto ganz wie in Bornu Scharen von Panzerreitern, die mit Schwert, Speer und Schild die Hauptmacht bilden. Das kurze, dolchartige Schwert der Westafrikaner tritt auch außerhalb der Reihen der Krieger in mannigfaltigen, hübsch verzierten Formen auf. Verderblicherweise halten sich die Freien vom Kriegsdienst fern, während die stehenden Heere, die Panzerreiter und Bogenschützen, bis zu den Führern aus Sklaven zusammengesetzt werden. Dies mildert zwar deren Los, aber die Kriegführung wird schlaff. Im Kriegsfall wird jeder Waffenfähige aufgeboten.

In vielen Beziehungen unterscheiden sich die Fulberegierungen von denen der anderen Mohammedaner im Sudan, wobei denn doch die verschiedene Grundlage deutlich hervortritt. Die Stellung des Herrschers ist freier, verantwortungsvoller und eben darum einflußreicher. Bei den Fulbe steht es auch dem Geringsten frei, dem Sultan (Haussa: Sseriki) seine Angelegenheiten vorzutragen. Auch nach den jüngsten Zeugnissen ist der Herrscher von Sokoto immer noch ein einfacher, sein Gut verschenkender Mann. Im Gegensatz zu dieser Einfachheit des Verkehrs steht der Pomp, der mit Stellen und Titeln getrieben wird, und in dem Yakoba oder Adamaua ganz ebenso Großes leistet wie das zeremoniöse Bornu. Zuerst kommt der Thronfolger, dann der Galadima, der aber an allen diesen Höfen wiederkehrt; in der Regel ist ihm der Verkehr mit den untergebenen Sultanen übertragen. Der Schatzmeister folgt als dritter. Dann kommen der Oberbefehlshaber des Heeres, der Geheimrat des Sultans, der Palastverwalter und das Haupt der Verschnittenen. Ein Malam, der Briefe vorliest und schreibt, und ein Richter gehören dazu.

Am Hofe von Yakoba führt Rohlfs den Meister der Eisenarbeiterzunft in vierter Stelle auf. Diese hervorragende Stellung liegt in dem gesellschaftlichen System der Fulbe begründet, das auch Marktfürsten, Schneiderfürsten, Schlächterfürsten kennt. Eine besondere Stellung nehmen auch die Häupter und Vertreter gewisser nationaler Gruppen der entlegeneren Provinzen ein. So findet sich am Hofe von Yakoba ein Würdenträger mit dem Namen Sennoa, der über alle Nicht-Fulbe im Lande gesetzt ist, an den sich auch alle später Eingewanderten in ihren Angelegenheiten zu wenden haben. Eunuchen sind viel seltener an den Höfen zu finden als in den östlicheren Sudanländern.

Die übrige Verwaltung des Landes besteht wesentlich im Einsammeln des Tributs und in der Rechtsprechung, deren oberste Instanzen der höchste Richter und der König sind. In diesen Dingen zeigt sich der Unterschied zwischen der hierarchischen Ordnung der freien Fulbestaaten mit ihrer Abstufung vom Dorfhäuptling, Imam und Herrscher (dieser ist zugleich Marabut) und der reinen Despotie eines auf Eroberung gegründeten Reiches wie Sokoto; hier ist übrigens auch Stellenkauf allgemein üblich, was natürlich zur möglichsten Ausbeutung des Volkes durch seine Statthalter führt. Die Abgabe Yakobas an Sokoto besteht in jährlichen Sendungen von Sklaven, Antimon, Salz, Muscheln. Außerdem macht aber der Oberherr willkürliche Auflagen von oft sonderbarer Art. Schuldet er irgend einem, oder will er jemand beschenken, so sendet er an seinen Tributären die Aufforderung, die Summe zu zahlen. Zu den Staatseinnahmen gehören auch die Grenzzölle, die entweder in Natura oder in Muscheln entrichtet werden. Vieh und Salz sind Haupteinfuhrgegenstände; denn in der Viehzucht haben die westlichen Fulbe in ihrer neuen südlichen Heimat sehr nachgelassen, und das Salz, das sie aus der Asche des Runobaumes gewinnen, steht dem aus der Wüste und Nordbornu weit nach.

Die Gesellschaft teilt sich bei allen diesen Völkern in Fürsten, Häuptlinge, Gemeine und Sklaven. Eine große Rolle spielen die Sklaven der Könige, die Soldaten und Beamte sind und auf die höchsten Stellen im Staate Anspruch erheben dürfen. Ist die Sklaverei mild, so ist der verwerfliche Sklavenfang und -Handel um so grausamer. Wie in Bornu oder Baghirmi werden große Sklavenraubzüge unternommen. Allerdings ist im Norden wenig Raum mehr dafür, und manche Heidenvölker werden vertragsmäßig ausgenommen; aber von Nupe, Bautschi, Muri und besonders von Adamaua aus wird der Menschenfang in großem Maßstabe betrieben. Die Stellung der Frauen ist auch hier, besonders wegen ihrer regen Thätigkeit, nicht ganz niedrig. Die Sittlichkeit ist höher bei den hellen Fulbe als bei ihren dunkeln Unterthanen; aber nicht immer stehen hierin die mohammedanischen Djoloffen, Mandingo und Gerr über den Heiden. Spuren des Mutterrechts sind besonders in der Erbfolge regierender Häuser zu bemerken.

Von Nord nach Süd nimmt der Islam zu. Ausgesprochene Mohammedaner sind aber in der Regel nur die Bewohner der Städte und die aus Norden herwandernden Fulbe und Mandingo; bei ihnen ist auch Kenntnis des Arabischen häufig. Die Neger, besonders die Haussa, sind lauer im Glauben als ihre helleren Herrscher. A. Raffenel teilt die senegambischen Völker ein in a) religiöse: Mauren, Fulbe von Futa, Bondu und Futa Djallon, Serrakollet; b) indifferente: Mandingo von Bambuk, Woolli und Tenda, Fulbe von Kasson; c) irreligiöse: Bambarra und einige Mandingostämme östlich von Falemeh. Rohlfs schätzt in dem Lande zwischen Benuë und Niger die Mohammedaner auf ein Drittel der Bevölkerung; die Mandingo sind nur im Malinke-Reiche jenseits der Niger-Gambia-Wasserscheide alle Mohammedaner. In erster Linie ist der Islam Motiv und Mittel der Invasionen und Kriege gegen die Heiden; Bekehrung gleich Unterwerfung. Auch den Unterworfenen erscheint er bald als Mittel, Macht zu gewinnen. Die asketischen und intolerantesten Neger sind immer auch die herrschsüchtigsten. Aber daß der Islam sittigend wirkt, ist unzweifelhaft. Der Islam hat manches Unkraut auf diesem Völkerfelde zerstört. Es gilt dies vor allem von der Ausrottung des oft so unsinnigen Fetischglaubens mit

seinen Menschenopfern und sonstigen Ausschreitungen. Bezeichnend ist, daß der Fetischör der Goldküste in Senegambien zum Griot, d. h. Spaßmacher, Bänkelsänger, Taschenspieler und Kurpfuscher wird. Freilich wächst dafür der Einfluß der mohammedanischen Heiligen um so höher. Schwer ist es daher auch, in den Sitten und Gebräuchen dieser Völker das mohammedanische Element in Sagen und Sprichwörtern auszuscheiden, leichter, die negerhaften Züge hervorzuheben: das Opfer eines Rindes auf dem Grabe der Djoloffen, die Erlaubnis, die bei diesem Volke jeder hat, vor der Leiche jede Wahrheit über den Verstorbenen auszusprechen, der trotz der gesunkenen Stellung der Griots fortdauernde, tief wurzelnde Zauberglaube gehören dazu. Der Islam verändert das Leben der Neger in Äußerlichkeiten, die oft am wenigsten angebracht sind, wie in der Tracht. Man findet den widerlichsten Schmutz bei den Negern Senegambiens, die sich mit schweren Kaftanen beladen und damit oft ihr ganzes Eigentum auf dem Leibe tragen. Groß ist der politische Einfluß islamitischer Priester an den Höfen, denen sie als Koranausleger und Schriftgelehrte unentbehrlich sind. In den Schulen, wohin die Jugend mit ihren Holztafeln wandert, entfalten sie eine nützliche, wenn auch beschränkte Thätigkeit. Wandernde Marabuts tragen eine kräftige Propaganda tief in die Heidenländer; leicht gelingt ihnen das, da sie fast immer, den Handel zum Vorwand nehmend, als Träger materieller Fortschritte erscheinen.

An einzelnen Stellen findet man eine große Einfachheit der Tracht und Lebenshaltung. Sehr weit verbreitet ist die bis über das Knie reichende Tobe (Haussa „Riga"; s. Abb., S. 481), wie sie auch im inneren Sudan üblich ist, und dazu weite Beinkleider; aber in nächster Nähe von Bautschi tritt noch dieselbe Schamhülle von Baumblättern wie am Uëlle auf. Eingeborene am oberen Benuë, in der Gegend von Djen und Dulti, die noch unter der Verwaltung eines Fulbe-Gouverneurs in Muri stehen, schildert Flegel als fast unberührte Wilde. Sie tragen um die Lenden ein Stück Fell oder Zeug, sind bewaffnet mit Speer, tragen Dolchmesser in Scheide und an Lederriemen um den Unterarm und führen zwei- bis dreigeißelige Peitschen aus der Haut des Aju (Manati), deren Stil mit Krokodilhaut überzogen ist. Frauen und Kinder gehen oft völlig nackt. Ein fingerbreites Strohgeflecht, gelb und rot, tragen sie um die Lenden oder den Oberarm. Von anderen Schmucksachen bemerkt man Haarnadeln und Armringe aus Eisen oder Elfenbein, Lederschnüre mit Pantherklauen, als Amulette Antilopenhörnchen, kleine Beutelchen mit Moschus, Ledertäschchen mit Koransprüchen, die sie einträchtig mit den Zauberhörnchen um den Hals tragen. Aber diese Ärmlichkeit ist auf Oasen im verkehrsreichen Gebiete beschränkt. Die Erzeugnisse der Gewerbe von Kano sind bis an die Küste verbreitet. Je mehr Handel, desto mehr Baumwollstoffe, desto reichlichere Kleidung. Bei harter Arbeit wird sie allerdings abgelegt oder aufgestreift, so daß nur das dreieckige Schamtuch übrig bleibt. Diese Tracht ist schon weit südwärts gewandert. Selbst den Gesandten des Häuptlings von Bassama am Benuë schildert Flegel als halb mohammedanisch. Ihm fiel das kurze, rund endende Schwert auf, das, durch Lederwerk oder Quasten verziert, am Ledergürtel um die Hüfte getragen ward (s. Abbild., S. 427); das eiserne Zängelchen im Lederfutteral, Tschabde genannt (zum Dornausziehen), fehlte nie daran. Die Kleidungsstoffe, vorwaltend ungebleichte, dunkelblaue oder blauweiß gegitterte, sind fast durchaus einheimische Erzeugnisse, und die Haussa geben durch Ablehnung der bunten Kattune europäischer Herkunft ihrem Geschmack ein gutes Zeugnis. Als Kopfbedeckung ist weitverbreitet der Turban aus weißem Musselin, von dem auf Reisen einige Streifen, in Nachahmung der Tuareg, um das Gesicht gewunden werden. Im Norden, besonders in der Gegend von Kano, dann in Nupe werden schwarze und gelbe Strohhüte von eigentümlich bauchigen Formen getragen.

Die Sklaven mit kurzem Wollhaar scheren oder rasieren alle möglichen Muster aus; die Fulbe mit lockigem Haar rasieren oft nach Araberart den ganzen Kopf und lassen nur „die Locke

des Propheten" stehen. Die nördlichen Fulbe flechten gern zahlreiche kleine Zöpfe, an die Muscheln oder Metallplättchen gehängt werden. Ebenfalls bei ihnen kommen Spuren von Zahnfeilung vor, die sie vielleicht von den Mandingo haben; Knochenplättchen oder Perlen werden in der Ober- und Unterlippe von einigen Heidenstämmen getragen. Narbentättowierung an den Schläfen findet sich bei den verschiedensten Stämmen. Glasperlen werden gering geschätzt; aber nachgeahmte Bernsteinperlen sind bei den nördlichen Fulbe Mode. Fuß- und Armringe aus Kupfer und Bronze von spangenartiger, an die prähistorischen Formen Europas erinnernder Gestalt lieben besonders die Mandingo.



Köcher und Pfeil eines Bambarra-Häuptlings. (Britisches Museum, London.) 1/7 wirkl. Größe. S. auch Abbildung, S. 482.

Die Wohnstätten der wandernden Fulbe und teilweise auch der Mandingo und Bambarra tragen den Stempel des Nomadischen; dagegen bieten die besseren Negerdörfer ein erfreuliches Bild von Behagen und selbst von einem gewissen Grade von Industrie. Größere Hütten und Mauern sind in dem Eroberungsgebiete der Mandingo nur den Herren gestattet; die anderen müssen in offenen Dörfern wohnen. Die übliche Form sowohl der Lehm- als der Rohrhütten ist in den Haussaländern die kreisrunde mit Kegeldach; aus Rohr ist es sorgfältig geflochten und dauerhafter als das aus Lehm. Der Eingang genügt zur Not für einen gebückten Mann. Ins untere Nigergebiet greifen von Süden her die rechteckigen Bauten über. Große Sorgfalt wird auf die Herstellung eines sehr dichten und glatten Bodens gelegt. Es gibt in den Haussaländern einige Baumeister, die Paläste und Moscheen samt Türmen aus Stein bauen; aber die großen Bauten, die die Fulbe auf dem Gipfel ihrer Macht in Saria und anderen Orten herstellen ließen, sind zerfallen. Die Vereinigung der Menschen in großen Städten ist eins der hervorragendsten Merkmale der Haussa- und Fulbe-Länder. Städte wie Kano, im kleineren Kong oder Salaga, machen ganz den Eindruck, nur durch den Verkehr geschaffen zu sein; auf den Marktplatz strahlen alle die engen, gewundenen Straßen zu. Sie sind ein Bestandteil im Können und Streben der herrschenden Völker, von denen sich die Anregung zum Städtebau tief in die

Negergebiete verbreitet hat. Maurischer, mittelbar von Mandingo und Haussa geübter Einfluß hat im nördlichen Westafrika das Städtewesen ohne europäische Anregung zu solcher Blüte gebracht. Diese Anhäufungen von nur einstöckigen Bauten in ausgedehnten Mauern gehören zu dem Merkwürdigsten, was Afrika bietet: in endloser Ausdehnung ziehen sich die roten und grauen Lehmmauern der Höfe und Häuser hin, gekrönt von spitzen Strohdächern. Mächtige Sykomoren, unterbrochen von graziösen Dattelpalmen, gewähren Schatten auf den zahllosen öffentlichen Plätzen und in den geräumigen Höfen. Ein Flüßchen durchströmt die Stadt, die breiten Straßen sind sauber gehalten, das ganze Weichbild ist eingefriedigt von einer massiven Lehmmauer, elf Thore gewähren Einlaß. So schildert von Puttkamer Bidda, die von 50,000 Menschen bewohnte Stadt im Nupe-Land.

Die vornehmste Waffe ist das gerade, 60—100 cm lange Schwert, das sich nach der rundlichen Spitze zu verjüngt. Das Schwert von Ilorin ist ebenso wie das der Kelowi kürzer. Der Dolch ist bei den Haussa unbekannt. Die Heidenstämme tragen Messer, in deren durchlöcherten ovalen Griff die Finger eingeschoben werden. Der Wurfspeer ist selten, die Lanze von 2½—3 m Länge mit einfacher Klinge dagegen häufig; mit Widerhaken verzierte Speerspitzen sind bei den Heidenvölkern des Sudan weit verbreitet. Die Streitaxt gilt als Fulbewaffe. Das Wurfeisen scheint sich nur von Baghirmi nach Adamaua verbreitet zu haben. Als Hauptwaffe benutzen aber noch immer die Fulbehirten, Landleute, kleine Reisende und die Heidenstämme Pfeil und Bogen; bei diesen sind die Pfeile häufig vergiftet. Die Bogenformen zeigen deutlich den Einfluß des arabischen Zweischenkelbogens sowohl in der Gestalt als in der Sehneneinhängung (s. Abbild., Bd. I, S. 670); mehr als 2 m hohe Bogen sollen von den Bogenschützen königlicher Leibwachen benutzt werden. Speere und Schwerter weisen dagegen Ähnlichkeit mit Tuaregwaffen auf. Die Kelowi bringen ihre eisernen Speere in den Handel. Gewehre dringen von der Küste und vom Niger rasch vor; besonders sollen die Nupe-Leute viele davon besitzen. Schilde aus Rindsleder, tartschenförmige geflochtene Schilde und die schwerfälligen Wattenrüstungen für Mann und Pferd bilden auch hier die Schutzwaffen.

Unbedingt herrscht maurischer Stil vor, und die Anklänge an marokkanische Arbeiten sind in der Töpferei, in den Leder-, Messing- und Eisenwaren nicht zu verkennen. Wir finden die schwarzen, schweren Henkelkrüge für die Gebetswaschungen, die bunten, glänzenden Glasuren, denen vielleicht Glimmer zugesetzt ist, die Gerberei und Färberei des Leders und seine Verzierung durch Pressung, Aufnähen, Wegschneiden der gefärbten Oberseite (s. Fig. 9 der Tafel bei S. 52). Kano liefert der Hälfte der Sahara und des Sudan Sandalen (s. Abb., S. 485 u. 493). Die eigne Kunstfertigkeit der diesen Einflüssen ferner stehenden Neger ist besonders in der Holzschnitzerei bei den Nupe und Yoruba hervorragend, und gerade davon verstehen die Haussa weniger. Selbst in den Lederarbeiten (s. Abb., S. 484) sollen die Nupe mehr leisten als die Haussa. Bei den Afo und Bassa im unteren Nigergebiet fand Rohlfs die schönsten Matten, Trink- und Eßgeschirre. Wasserkrüge, Eßtöpfe, Matten und sonstige Geräte der Fulbe zeugen von der Geschicklichkeit und dem Farbensinn der Verfertiger. Rohlfs sah in Südbornu Matten in Mannshöhe von zierlichem Geflecht und geschmackvoller Zusammenstellung der Farben, die mit 4—5000 Muscheln oder einem Mariatheresienthaler bezahlt werden. Wo jene ihre nomadische Armut und Roheit abgelegt haben, zeugen ihre Fortschritte unter dem Einfluß der Haussa, Mandingo &c. mindestens für ihre Gelehrigkeit. Ein Teil des Verdienstes für die Fortschritte des Westsudan gerade in wirtschaftlicher Beziehung ist jedenfalls von den Haussa, Mandingo auf die Fulbe übergegangen. Unter ihrem Schutze besonders blüht dieses in Innerafrika in solcher Entfaltung nicht mehr zu findende industrielle Leben. Die groben Baumwollwaren der Futa-Länder sind weit bekannt. Die Färbereien der Fulbe in Kano sind durch ganz Zentralafrika berühmt. Auch

die Gerbereien von Katsena sind in fulischen Händen. Die Schmiede von Futa Djallon machen treffliche Waren, selbst Flintenschlösser. In Bornu gehören die Fulbe zu den besten Webern, Färbern und Gerbern. Rohlfs fand, von Bornu kommend, im ersten Dorfe der Fulbe zwar nicht die Gastfreundschaft der Kanuri, um so angenehmer aber empfand er den Handelsgeist, der Waren aller Art und von allen Enden zu billigen Preisen herbeibringen ließ, um sie dem Fremden anzubieten. Die rätselhafte Stellung gewisser Gewerbskasten spricht für das Gewicht der Arbeit bei diesem Volke. Holzarbeiter, Weber, Schuster, Schneider, Sänger treten bei einigen der nördlichen Fulbe scharf gesondert in kastenartigen Verbänden auf. Verachtet, von der Sage mit dem Fluche ungetreuer Brüder beladen, sind unter diesen die Labe oder Laobe, die zigeunergleich umherziehen, alle fulisch sprechen und immer Holzarbeiter sind. Die Schmiede sind bei den Fulbe sehr geachtet. Eisen und Gold wird im Lande erzeugt, Kupfer scheint ebenso wie Zinn zur Bronzebereitung von außen gebracht zu werden. Antimon wird als Augenschminke verwendet (s. Abb., S. 490). Die Eisenindustrie der Soninkeh, wie man sie nicht bei den Mandingo, Haussa, auch nicht bei den nördlichen Fulbe findet, mit 3 m hohen Schmelzöfen, die gleichzeitig von einer Anzahl von Schmieden zu bestimmten Zeiten in Thätigkeit gesetzt werden, mit verschiedenartigen Zangen, Feilen, selbst Blechscheren, die durchaus nicht an europäische Muster erinnern, steht über dem Niveau der Neger.

Der Ackerbau nimmt keine so hohe Stufe ein. Der Pflug geht nicht über Agades hinaus (s. die Karte bei S. 68); die Haussa zerkleinern sorgsam die Erdschollen der Felder und häufeln sie in Furchen mit denselben schwachen Hacken und Spaten auf, die man auch im übrigen Afrika findet. Vorrichtungen zu künstlicher Bewässerung sind selten. Der Boden liefert immer nur einen kleinen Teil dessen, was er bieten könnte. Verbreitet ist der Anbau des Maises, im Norden auch der des Reises und der Erdnuß, eines wichtigen Ausfuhrgegenstandes der nördlichen Fulbeländer, wo sich die Männer mehr mit dem Ackerbau abgeben als im Süden.

Die Viehzucht ist Sache der umherziehenden Hirtenstämme, der im Norden noch stark steppenhafte Charakter des Landes kommt ihr entgegen. Als leidenschaftliche Reiter treiben besonders die nördlichen Fulbe die Zucht gedrungener, kleiner, aber ausdauernder Pferde mit Vorliebe. Daneben gibt es große sogenannte Kriegspferde. Haussafürsten erteilen Audienzen im Pferdestall, der oft mit dem Wohnraum überhaupt zusammenfällt. „Nyam-Nyam" gibt es auch im Benuë-Gebiet, und ihren übeln Ruf fand Bary selbst bis zu den Tuareg von Aïr gedrungen. Am Benuë fand auch Robert Flegel die Hube der Muriberge als Kannibalen verschrieen. Aber gleichzeitig begegnete er hier einer Volksdichte, die auf höhere Kultur deutete, als daß sie von den Fulbe, ihren Unterwerfern, hätte stammen können. Im ersten Auftreten und unter Verhältnissen, die ein Verharren bei alten Gebräuchen begünstigen, findet man die Fulbe stets als Hirten, die alles Gewerbe den Sklaven oder Unterthanen zuweisen und mit Vorliebe nur dem Kriegshandwerk obliegen. Sie sind am oberen Niger, am Gambia, in Adamaua, in Dar For hauptsächlich Viehzüchter. In Bornu, Baghirmi und Dar For teilen sie sich mit den Arabern in die Weidegründe. Wir haben uns also alle Fulbe ursprünglich als ein viehzüchtendes Nomadenvolk nach Art der Wahuma oder Galla zu denken, das vielleicht erst in seinen heutigen Sitzen Getreide bauen lernte. Vielfach haben sie nun darin wie in anderen Arbeiten ihre Lehrmeister übertroffen und bauen selbst Weizen. Daneben treiben sie aber auch in ihrem südlichsten Gebiet noch etwas Rindviehzucht; in Adamaua trägt das Vieh Fulbenamen. Sie bereiten gute Butter, haben es aber nicht bis zur Käsebereitung gebracht. Wo sie reine Nomaden geblieben sind, wohnen sie in runden Reisighütten; sonst haben sie sich der festeren Bauart der Neger angeschlossen (s. Abb., S. 494), und ihre Hütten bestehen wie die der Haussa aus Thonwänden und einem bienenkorbförmigen Dache.

Die große Entwickelung des Muschelgeldsystems, das jetzt erst im Mittelsudan die weniger praktischen Baumwollstreifen verdrängt, zeigt, daß man sich hier im Westen in einem Lande

regeren Handels und Lebens befindet. Geld, nämlich Muscheln, ist verbreitet, geschätzt. Man kann kaufen, nicht nur tauschen. Wir hören den charakteristischen Ausruf Massaris: „In welchem Lande der Erde würde man für ein paar Muscheln auf den Landstraßen alles finden, was man braucht, um sich zu nähren?" Der Kaurizähler, eine Merkwürdigkeit westsudanischer Handelsplätze, zählt 250—300,000 dieser kleinen Scheidemünzen in einem Tage. Die Muscheln werden zu 50,000 in Säcke gelegt, und mit diesen Säcken wird im großen gezahlt und gehandelt. Doch erschwert die geringe Menge dieses Geldes beständig die Handelsgeschäfte, um so mehr, als von obenher, z. B. in Kano vom Könige selbst, streng darauf gehalten wird, daß alles bar abgemacht wird. Als große Zahlungsmittel gelten daneben Sklaven und Elfenbein.

Die Ausfuhr von gefärbten und einfachen Baumwollwaren aus Kano nach Timbuktu veranschlagte Barth allein auf einen Wert von 350 Millionen Kauri (nach dem Preise in Kano); da Baumwolle und Indigo im Lande selbst erzeugt werden, nimmt die ganze Bevölkerung an dem Gewinne teil. Lederwaren, besonders Sandalen, werden von arabischen Schustern in Kano verfertigt und selbst nach Nordafrika ausgeführt; in Thongefäßen maurischen Musters sowie in gegerbten Häuten wird starker Ausfuhrhandel bis nach Tripolis getrieben. So wichtige Handelsartikel des Sudan, wie Sklaven, Elfenbein und Gurunuß, beleben die Märkte in den Fulbeländern; Natron und Salz wird von Bornu über Kano eingeführt. Großkapitalisten sind die Händler mit Sklaven, Elfenbein und Kolanüssen, die Expeditionen von vielen Jahren unternehmen. Weniger angesehen sind die Pataki, kleinere Zwischenhändler. Europäer heben besonders hervor, daß die blühenden Gewerbe nicht, wie in Europa, in ungeheuern Fabriken betrieben werden, sondern daß jede Familie dazu beiträgt, ohne ihr Privatleben aufzuopfern.

Wie kam es, daß gerade Kano einen so bedeutenden Aufschwung im Gewerbe und Handel genommen hat? Kano ist nicht alt, und die Blüte seiner Wirtschaft reicht nicht weit zurück. Während das Sonrhay-Reich selbst dem Reiche von Katsena so lange voranging, müssen sich seine Bewohner von Kano aus, das selbst erst seit einer zählbaren Reihe von Jahrzehnten an Katsenas Stelle trat, mit ihren Bedürfnissen versehen. Zu Leo des Afrikaners Zeit waren die Kanaua und Katsenaua halbnackte Barbaren, der Markt von Garoh oder Gogo voll Gold und Handelsleben; jetzt ist Kano eine ungeheure Stadt voll Leben und Industrie, einen großen Teil Afrikas mit Manufakturen versorgend. So wie Kano zu Katsena, steht das weiter westlich in der Nähe des Nigers gelegene Bidda (vgl. S. 521) zu der Nigerstadt Rabba. Beide gehören dem Lande Nupe (Nyfe) an. Als der Sklavenhandel noch an der Guineaküste blühte, war Rabba ein Hauptshandelsplatz; aber als Rohlfs sie 1867 besuchte, lag ihre einst schön angebaute Umgebung brach. Dagegen wetteiferte mit Kano nun Bidda, die Hauptstadt von Nupe. „Die Bevölkerung ist in Bidda noch geschickter und fleißiger als in Kano. Baumwolle wird erstaunlich schön gesponnen und gewebt, in ungefähr 5 cm breiten Streifen, entweder ganz weiß oder blau und weiß gestreift oder gewürfelt, oder rote Seide zwischen blau und weißen Baumwollstreifen. Aus vielen solcher aneinander gereihter Streifen werden Toben (s. Abb., S. 481) mit dazu passenden Hosen gefertigt, die von hier bis nach dem fernen Abuschehr hin verkauft werden. Die Kunst, das Kupfer zu verarbeiten, ist sehr entwickelt. Es gibt viele Märkte in der Stadt." (Massari.) Man wird mit Interesse die steigende Wettbewerbung zwischen diesem und dem europäischen Handel verfolgen; einstweilen vermag dieser auf dem Hauptmarkt Kano selbst die europäischen Artikel noch nicht so billig anzubieten wie die Mauren, die sie von der Nordküste und durch die Wüste bringen. In der Billigkeit des Lebens und der Niedrigkeit der Ansprüche, aber auch in der Dauerhaftigkeit ihrer Erzeugnisse liegt der Vorsprung dieser afrikanischen Industrie.

C. Die asiatischen Kulturvölker.

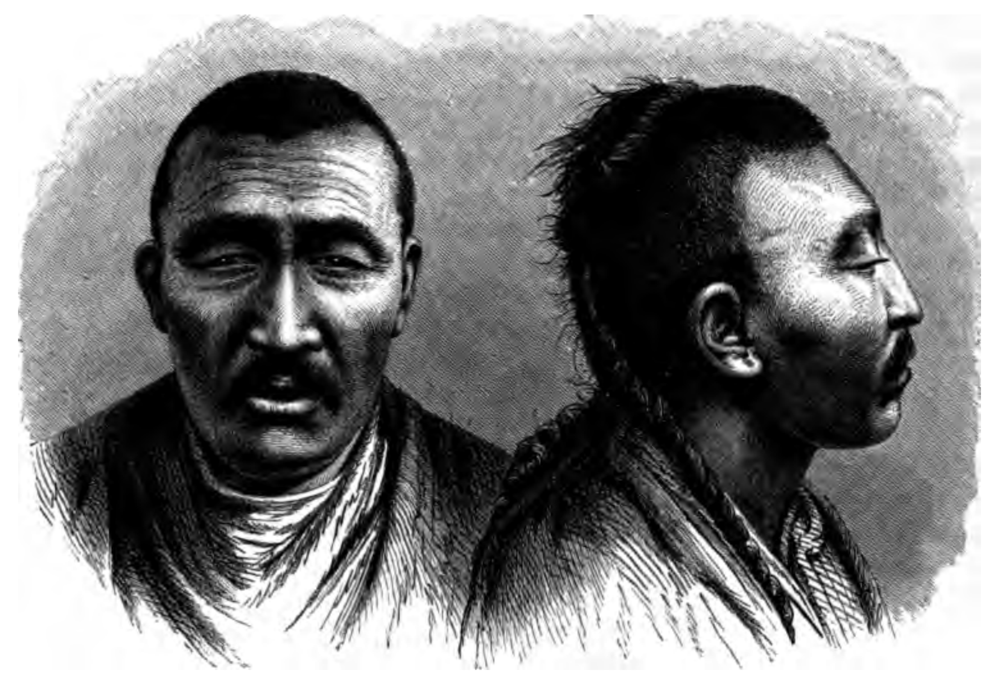
12. Allgemeines über die Mongolen, Tibetaner und Turkvölker.

„Man kann die Türken und Yusbeken mit gutem Rechte eine Scheibung und Trennung vieler Nationen, eine Mutter tapferer Helden, einen Stammbaum großer Monarchen nennen." Engelbert Kämpfer.

Inhalt: Die mongolische Rasse. — Mongolen. — Tibetaner. — Türken. — Isolierte Stämme. — Charaktermerkmale der drei Völkergruppen. — Die Frage der Herkunft. Ungenügender Stand der einheimischen Geschichtschreibung. — Die heutige geographische Verbreitung. Türkisches, mongolisches, tibetanisches Gebiet. Kreuzungspunkte. — Neuere Verschiebungen. — Stammsagen. Andeutungen in der Sprache über die Urheimat. — Gräber verschollener Völker in Sibirien. Die Kupferzeit des Irtyschgebietes. Der tschudische Bergbau.

Die mongolische Rasse, deren Merkmale wir schon bei Polynesiern, Malayen, Madagassen, Amerikanern, Hyperboreern gefunden haben, herrscht im größten Teil Innerasiens. Nur sind diese Merkmale reiner im Osten und Norden als im Süden und Südwesten: am mongolischsten sind die Mongolen, weniger sind es die Turkvölker und Tibetaner. Im allgemeinen sind auch in Zentralasien die Nomaden reiner erhalten als die unglaublich durcheinander gewürfelten Städtebewohner. Die eigentlichen Mongolen hat man seit Blumenbachs Zeit als die echtesten Typen der mongoloiden Rasse aufgefaßt. Die mittlere Größe der Männer von 1,635 m, das lichte Ledergelb der Haut, das an den unbedeckten Teilen in tiefes Rotbraun übergehen kann, die dunkelbraunen Augen, die groben, geraden, pechschwarzen Haare von fast kreisrundem Querschnitt (Fälle von Blondheit sind bei Buräten und häufiger bei den Meschtscherjaken von Orenburg und Ufa bekannt, und die Haare kalmückischer Kinder wurden öfters braun gefunden), die schwache Behaarung des übrigen Körpers, besonders des Gesichts, die kurzen und sehr oft krummen Beine, der große, in zwei Dritteilen aller Fälle kurze Kopf, das breite Gesicht mit den flach nach vorn tretenden Backenknochen, dem breiten und eingedrückten Nasenbein, der wenig gewölbten Stirn, der schräg geschlitzten, schmalen Augenlidspalte, dem vortretenden Oberkiefer, der kräftigen Bezahnung: das sind die Merkmale, die Blumenbach veranlaßten, gerade den Mongolen zum Typus seiner gelben Rasse zu erheben (s. Abbildungen, S. 525 und 529). Durch eine Körperkraft, die der der Europäer wenig nachsteht, durch geringe Empfindlichkeit gegen klimatische Einflüsse und körperlichen Schmerz, durch wohlgeschärfte Sinne reiht sich diese Rasse den leistungsfähigsten an. Die Bewegung im Freien und die kräftig-einfache Milch- oder Kumysnahrung gibt diesen wandernden Hirten eine breite Brust und entwickelt ihre Muskeln. Größere Abweichungen finden wir zunächst im Süden. Tibetaner und echte Mongolen sind nun in Nordtibet geographisch kaum auseinander zu halten. Die südlich von der Tanla-Kette nomadisierenden Tibetaner, die für „echter" als die nördlicheren, den Tanguten näherstehenden gelten, sind

schwächer gebaut, von Hautfarbe dunkler. Die Nase ist oft gerade und fein, die Backenknochen treten weniger hervor. Die Augen sind groß und schwarz. Die Tanguten Nordtibets sind mongolenähnlicher, ihr Antlitz ist eckig und unschön, lange, schlichte, schwarze und ungeordnete Haare hängen ihnen bis auf die Schultern herab, ein spärlicher Bart sproßt auf den Lippen und Wangen, und die Farbe der Haut ist ein dunkles, schmutziges Braun. Die Physiognomie der Dalden weicht nach der chinesischen Seite ab. Auch in den Beschreibungen der Himalayavölker finden wir überall das unschön Eckige des Gesichts und häufig auch die dunkle Färbung betont, kurz abgemilderte mongolische Züge; die auch als rein mongolisch bezeichneten Ladaki und Balti sind zwar in manchen Punkten mit den Kaschmirern zu vergleichen, jedoch nicht in dem der Schön-



Junger Mongole. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 524.

heit: „So gewöhnlich Frauenschönheit in Kaschmir angetroffen wird, ebenso selten ist sie in Balti.“ (Vigne.) Die Grenze zwischen hinduähnlichen und mongolischen Bewohnern sucht man in einer Linie, die Kulu von Lahul und Spiti scheidet: dort Hinduähnlichkeit, hier mongolischer Typus. Das gelbe Soldatenvolk der Ghurka ist durch kräftigen Wuchs und durch eine gewisse Massigkeit und Roheit in Bildung und Ausdruck des Kopfes berühmt. Die angeblich den Tibetanern ähnlicheren Limbu des südlichen Nepal und Sikkim zeichnen sich durch dunklere Färbung vor den Nachbarn der nahen Ebene aus. Von ihren Verwandten, den Leptscha, wird dagegen hervorgehoben, daß sie eine kleine Rasse, kräftig, sehnig seien und der „abstoßenden Formen“ der Tibeter entbehren. Nicht bloß sprachlich, sondern auch rassenhaft ähnlich den Tibetanern sind die Bewohner der Hochregionen in Sikkim, Nepal und Bhutan, dann die entsprechend hoch in Thälern bis 3000 m Höhe wohnenden Gebirgler von Lhoba-Daphla, die bereits östlich von der großen Religions- und Kulturgrenze des 92. Grades östlicher Länge von Greenwich sitzen. In den Balti scheinen arische Bestandteile zahlreich zu sein. Kolonien von Tibetanern sitzen im eigentlichen Kaschmir, und Spuren einer vorarischen Bevölkerung tibetanischer Verwandtschaft verfolgt man bis an die Vorberge des Westhimalaya, ja bis zu den Waldgebirgen am Südwestrande Bengalens.

Unter dem Ausdruck „tibetanische Rasse" versteht man nur einen Zweig der „großen mongolischen Rasse". Für Przewalskij bilden ihre Physiognomien, die an die der Zigeuner erinnern, ein Gemisch von mongolischen und indischen Zügen. Und wenn man von den Kara-Tanguten der nordwestlichen Oase Guidui liest, daß sie sich von den Tibetanern durch ein breiteres Gesicht, durch abstehende Ohren und durch schräg liegende Augen unterscheiden, so möchte man bestimmt annehmen, daß im Süden Tibets mehr indische, im Norden mehr mongolische Züge hervorträten. Einiges in den körperlichen Eigentümlichkeiten führt auf äußere Umstände zurück. Die Bewohner der im Verhältnis zu den Hilfsmitteln übervölkerten Landschaften Ladak und Baltistan sind eine kleine Rasse, die Balti werden geradezu als schwächlich bezeichnet. Hindert in den Höhen von 4300 m, wo die höchsten Dörfer Ladaks liegen, die Armut der Natur ein kräftiges Aufstreben, so schädigen schon von 3000 m abwärts Fieberdünste das Wohlbefinden. Selbst in Sikkim ist aus den Thalgründen des Himalaya jeder menschliche Wohnsitz wegen der Miasmen verbannt. Die wenigen Hütten liegen meist an den Berghängen bis zu 2200 m hinab. Viele Wochen reist man hier, ohne einem menschlichen Wesen zu begegnen. Nur auf weit schauenden Höhen der Bergkämme haben sich buddhistische Klöster angesiedelt, aus deren Hallen man herrliche Blicke auf die Schneekette genießt.


Ein türkischer Offizier. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 527.

Das körperliche Wesen der Turkvölker ist vollends nicht zu deuten, ohne daß man an Veränderung eines früher reineren Typus durch Beimischung denkt. Jener reinere Typus aber gehörte offenbar der mongolischen Rasse im engeren Sinne an, während die Beimischungen fast ebenso allgemein auf westasiatische und oft europäische Einflüsse zurückführen. Die bei westsibirischen Tataren, Baschkiren und anderen Völkern des asiatischen Nordwestens nicht seltenen finnischen Beimischungen bleiben teilweise innerhalb des Kreises der mongolischen Rassenmerkmale,

wirken also nicht sehr verändernd. Selbst in der Gegend von Aksu und Kutscha, wo Potanin den reinsten türkischen Typus, „reiner als in Kaschgar oder Jarkand“, zu finden glaubte, ist an so ausgesprochene Merkmale wie bei den Mongolen nicht zu denken. Die Kirgisen, die wenigstens im Festhalten am Wohngebiet und an der Lebensweise die standhaftesten und altertümlichsten Türken sind, werden als kurz, gedrungen, starkknochig, mit großem, kurzem Kopf, kleinen schrägen Augen, niederer Stirn, platter Nase und spärlichem Bartwuchs beschrieben. Ähnlich die Süd-Altaier: „Mittelgroß, hager, flaches Gesicht, kleine Stirn, vortretende Backenknochen, Haare und Augenbrauen schwarz und straff, die Augen tief, der Zwischenraum zwischen beiden Augen beträchtlich, Bart fehlt.“ Große Teile der Turkvölker von den Kasaken an west- und nordwärts haben sich weit von diesem mongolischen Typus entfernt. In der uralaltaischen Gruppe steht der türkische Typus ohne Zweifel dem mongolischen am nächsten, der finnische am fernsten; die Richtung aber, in der sich die Turkvölker vom Mongolentum entfernen, ist wesentlich bezeichnet durch höheren Wuchs, längeres Gesicht (die „Pferdegesichter“ der chinesischen Annalisten gehören wohl hierher), stärkeren Bart, weniger eingedrückte Nase, minder breiten und dicklippigen Mund. So entsteht der Typus der Usbeken mit ovalem Gesicht, langen Augen, dicker Nase, rundem Kinn und heller Hautfarbe. Die Türken des Westens, die Krimtataren und die Tataren von Baku haben überhaupt nichts von den mongoloiden Merkmalen; sie sprechen türkisch, sind aber von Rasse eher Arier. Die Osmanli (s. Abbildung, S. 526) sind ein Mischvolk im vollsten Sinne des Wortes; und wenn Vambéry die Turkmenen, die mindestens seit Jahrhunderten den Menschenraub in Persien treiben, für die reinsten Vertreter des türkischen Stammes hält, so bezieht sich dies auch mehr auf die Sitten als auf das Blut. Von den Karakirgisen ist ein Drittel durch starken Bartwuchs ausgezeichnet, und an Tataren des europäischen Rußland sind braune Haare häufig, graue und braune Augen oft so vorwiegend, daß bei 30 Tataren von Kasimow kein schwarzes Auge zu beobachten war. Die Hautfarbe des Türken kann zwar tief ins Bronzefarbene gehen; aber auch die weißen Gesichter der Türkenfrauen sind sprichwörtlich. Wenn die Augen nicht entschieden schief stehen, erscheinen die Pupillen größer, die Augenfarbe geht in ein freundlicheres Braun über, die fast fehlenden Augenbrauen stellen sich oft schon buschig ein, der Bart wird voller, und die starken weißen Zähne sind weniger prognath. So entsteht der schöne Türke vom Pontus, in Kleinasien und Persien, und selbst unter den Tataren von Tomsk. Das ist der Türke, von dem Heyfelder den Eindruck eines „tapferen Juden“ gewann; bei der mehr ins Mongolische schlagenden viel gemischten baschkirischen Abart überrascht die Ähnlichkeit mit Szeklern in Siebenbürgen. Die weibliche Hälfte macht dieselben Schritte nicht so rasch mit: in ihrem Gesicht stört noch nach längerer Mischung die Stärke der Backenknochen, in ihrer Gestalt die unzierliche, stämmige Untersetztheit. Für sie selbst liegt nun freilich darin kein Mangel; denn wo Turkvölker in der Nachbarschaft von Mongolen wohnen, scheint sich eine merkwürdige Neigung zum Urtypus in der Vorliebe für Ehen mit Mongolinnen zu bekunden.

Am weitesten vom Mongolen entfernt steht der Usbeke, der iranische Bildungselemente und iranisches Blut aufgenommen hat, so daß er stark an die Tadschik erinnert. Der Karakalpak ist noch höher von Wuchs, bärtig, offenäugig: gewiß die Folge günstiger Lebens- und Mischungsverhältnisse. Unter den Jomuten und Tekke-Turkmenen sieht man vollständig europäische Gesichter, nach Süden, der Grenze Irans zu, häufiger. Den an den Tarim vom Lob-Nor Übergesiedelten gesellen sich beständig Flüchtlinge zu, auch Verbannte aus Ostturkistan. Daraus entstanden die heutigen Tarimer, die sich durch die äußerste Verschiedenartigkeit ihrer Physiognomien auszeichnen. Man findet unter ihnen die Typen der Sarten, Kirgisen, sogar Tanguten; mitunter zeigt sich ein völlig europäisches Gesicht, selten ein mongolisches. Przewalskij schrieb Blonde, die er hier fand, dem Aufenthalt altgläubiger Russen zu. Als aberrante Formen erscheinen Stämme

und Völkchen einseitig und arm ausgestatteter Regionen. Die Karakurtschiner vom Lob=Nor und Tarim, Leute von mittlerem oder kleinem Wuchs, schwacher Konstitution mit eingefallener Brust, kleinem Kopf, vorstehenden Backenknochen und spitzem Kinn, spärlichem Bart, aufgeworfenen Lippen, herrlich weißen Zähnen, aber dunkler, kränklicher Hautfarbe, sind ein heruntergekommener und im Aussterben begriffener Stamm.

Der unverfälschte Charakter der innerasiatischen Hirten ist schwerfällige Redlichkeit, Offenheit, rauhe Gutmütigkeit, Stolz, aber auch Trägheit bei leichter Erregbarkeit und Neigung zur Rachsucht. Schon in der Physiognomie liegt oft ein gutes Teil Offenheit, gepaart mit anmutender Naivität. Erst der häufige Verkehr mit Chinesen auf der einen, Indern und Persern auf der anderen Seite hat Verschmitztheit, Lüge und Eitelkeit großgezogen. Wo der Ackerbau den Nomadismus ersetzte, ist Fleiß und Reinlichkeit gewachsen, Ehrlichkeit zurückgegangen. Der Mut ist mehr aufflammende Kampflust als kalte Kühnheit. Der religiöse Fanatismus ist ursprünglich nicht groß. Gastfreundschaft, bei den unverdorbenen Kirgisen eine heilige Pflicht, wird allgemein geübt. Die ruhige, zurückhaltende Art des Verkehrs sticht in Turkistan von dem lauten Wesen der arischen Nachbarn, deren Unterhaltung wie Zank klingt, stark ab. Auch die Russen haben im allgemeinen eher ungünstig auf den Charakter der Kirgisen gewirkt, die im Orenburger Gebiet heute ihre Lehrmeister durch Aufgewecktheit und Fleiß übertreffen. Die eigentlichen Mongolen sind allen immer sympathischer und einfacher als die Chinesen erschienen. Sie haben unter russischer und chinesischer Herrschaft kriegerisches, rohes, räuberisches Wesen in höherem Maße abgelegt als die Türken, die in einem großen Teil ihres Gebietes keine so starken Nachbarn besaßen. Nicht Mongolen=, sondern Dunganen= und Panthay=Aufstände haben das alte Reich neuerlich am ernsthaftesten bedroht.

Der Charakter der Tibetaner kann nicht einheitlich sein. Man wird an Nachtigals klassische Schilderung der räuberischen Hungerleider des Tibestigebirges (vgl. oben, S. 478) erinnert, wenn Przewalskij die Tanguten als Leute finsteren und mürrischen Charakters hinstellt, die zwar feig, aber dennoch von allen Nachbarn gefürchtet sind, die nie lachen oder lächeln, deren Kinder nie spielten oder mutwillig waren. „Keine Spur von Gewissen, sie sind die schändlichsten Lügner und Betrüger." Er glaubte den Mongolen, die versicherten, in ganz Tibet seien Menschen nicht besser: „Ihre Seelen sind schwarz wie der Ruß." Wir wollen dem Urteil des Reisenden, der nur einen Teil des Landes kennen lernte, und der von den Tanguten bedrohten Mongolen nicht allzu großes Gewicht beilegen, sondern an Abbé Desgodins erinnern, der von den Tibetanern in Tatsianlu an der chinesischen Westgrenze sagt: „Nicht allein durch ihre imposante Erscheinung, sondern durch ihre ernste Ruhe, die Einhaltung einer musterhaften Ordnung mitten in dem Schwarme der schreienden und lärmenden chinesischen Stadtbevölkerung wurde der Kontrast zur schärfsten Abgrenzung erhoben. Diese robusten, muskulösen Gestalten mit den wettergebräunten, durchfurchten, mageren, ernsten Gesichtern — das also waren die ‚Wilden' der Chinesen!" Wieder eine andere Seite bieten die ansässigen Stämme im Süden und Südwesten dar. Die Ladaki gelten als friedsame, hart arbeitende Menschen, bei denen Mord, Raub und Gewaltthaten fast unbekannt sind; und die Balti werden als heiter und gutartig gerühmt.

Es gibt bei den Nomaden Innerasiens keine Geschichtswerke, die älter als drei Jahrhunderte sind, und ihre Nachrichten fangen schon kurz hinter ihrer Entstehung an, unzuverlässig zu werden. Kein Türkenstamm hat eine Tradition, die mit Sicherheit über wenige Jahrhunderte hinaus verfolgt werden könnte. Ihr hervorragendster Geschichtschreiber, der Mongole Sanang Setschen aus dem Stamme Dschengis=Chans, der im 17. Jahrhundert lebte, läßt seinen Ahnen Dschengis=Chan einen Phönix, den König der Tanguten einen Löwen werden. Abel Rémusat urteilt von diesem Geschichtschreiber, er sei ein Zusammensetzer von Legenden und Genealogien,

KULTURKARTE VON ASIEN UND EUROPA.

Nach Ratzel.

östlich v. Greenwich

CHRISTENTUM

ISLAM

BUDDHISMUS

ISLAM

Gürtel neuerer (nördl.) Kultur

Gürtel älterer (südl.) Kultur

Zone des Nomadismus

Gebiete größerer Kulturoasen sind durch intensives Gelb ausgezeichnet

Gebiete der Naturvölker

Die roten Linien begrenzen die Gebiete des vorwaltenden Einflusses der 3 Weltreligionen (Christentum, Islam und Buddhismus)

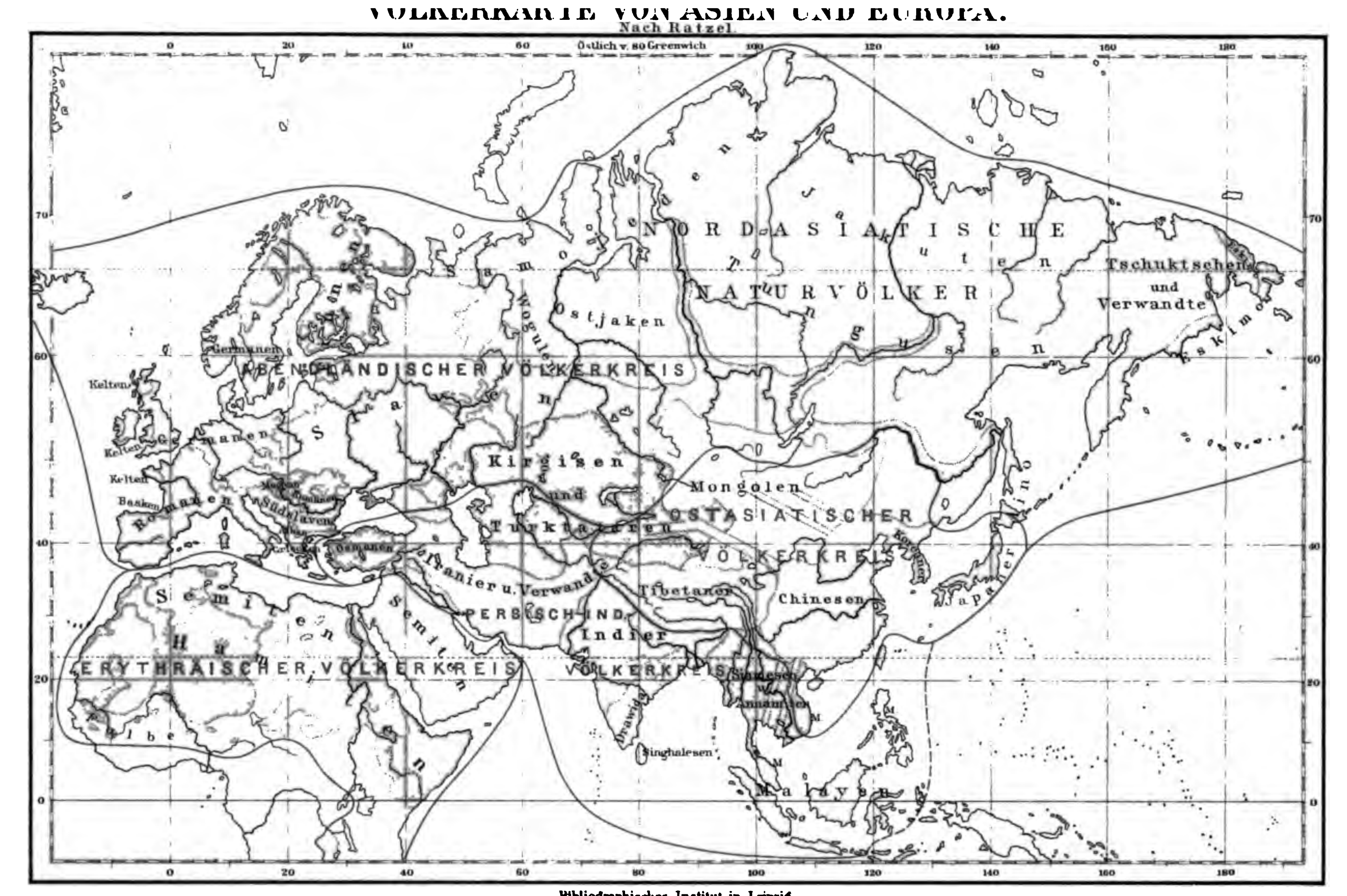
0 20 40 60 80 100 120 140 160 180

70 60 40 20 0

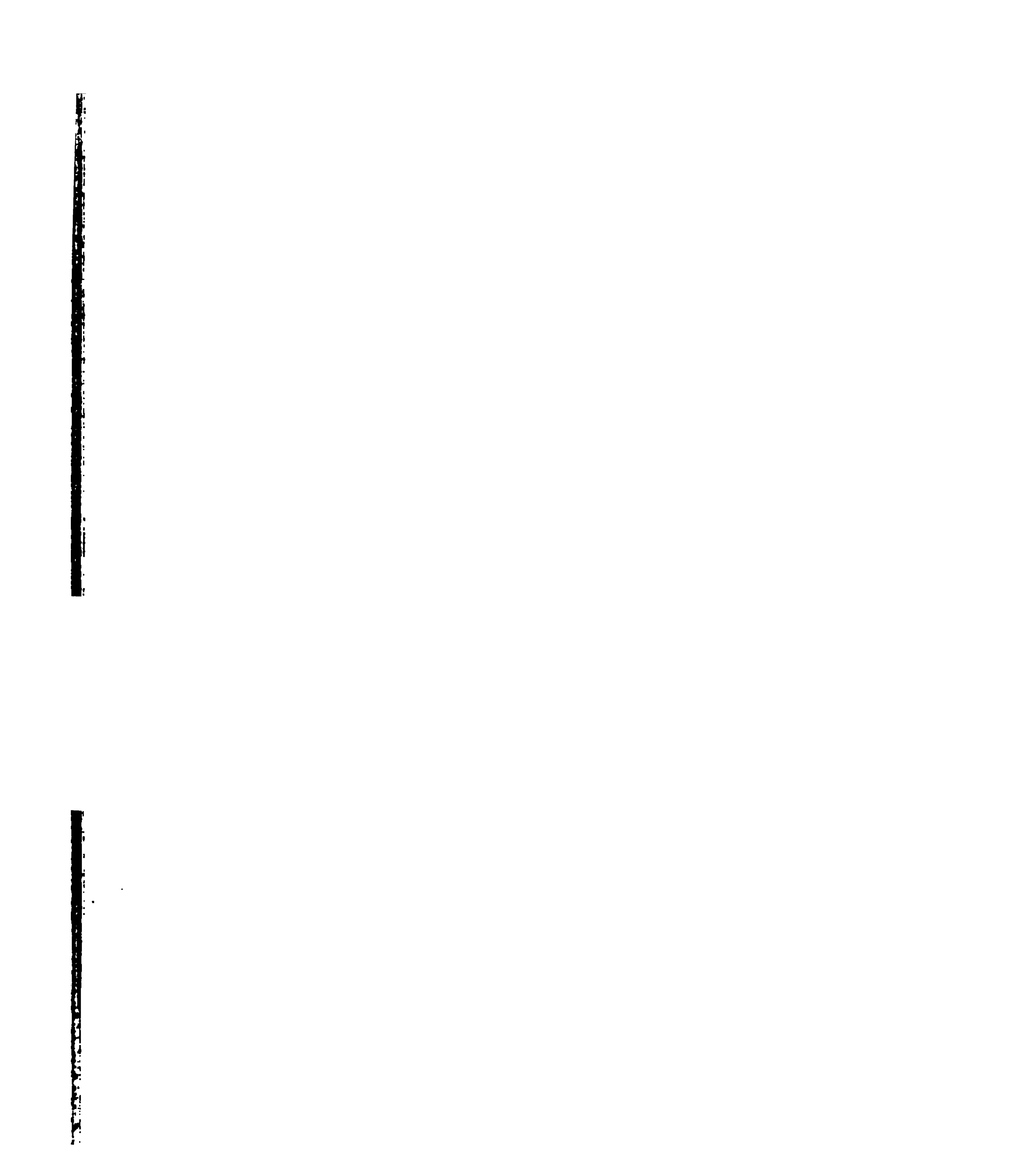
Bibliographisches Institut in Leipzig.

VÖLKERKARTE VON ASIEN UND EUROPA.

Nach Ratzel.



Bibliographisches Institut in Leipzig.



dessen Ideen durch indischen Einfluß noch unbestimmter und unklarer geworden seien. Die Mongolen empfingen übrigens nicht früher als 20 Jahre nach Dschengis-Chans Tode, also 1247, aus dem Uigurischen die Schrift; nach Tibet war sie wahrscheinlich im Anfang des 7. Jahrhunderts n. Chr. gekommen, angeblich zugleich mit dem Buddhismus. So jung ist also der Ursprung der tibetanischen Kultur, der phantasievolle Geschichtsphilosophen ein Alter bis zum Turmbau von Babel hinauf zugewiesen haben. Allein mit der Schrift kam zu den Mongolen keineswegs eine höhere Auffassung der Geschichtschreibung. Denn von nun an galt die Zurückführung jeder Regentenreihe auf indischen oder tibetanischen Ursprung für notwendig. Darum sind von da an ihre Werke mehr Sammlungen buddhistischer Legenden als Aufzählungen geschichtlicher Thatsachen. Ähnliches gilt von den Turkvölkern, nur daß dort die Ansprüche des Buddhismus an den Islam übergegangen sind.



Alter Mongole. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 524 und 531.

Sehen wir also von unsicheren Quellen ab, schauen wir uns lieber die heutigen Verbreitungsverhältnisse an. Außer vielfachem Ineinandergreifen der beiden großen Gruppen, dessen Ursachen teilweise in der politischen Geschichte der letzten Jahrhunderte klar erkenntlich sind, lassen sich folgende Grundzüge der Verbreitung feststellen (s. die beigeheftete „Völkerkarte von Asien"). Mongolen und Türken haben in Zentralasien ihre nördliche Grenze ungefähr beim 55. Grad nördlicher Breite; ihre Masse liegt im Steppengürtel zwischen dem 35. und 50. Grade. Im Süden füllen die Tibetaner den Rest des Hochlandes von Innerasien bis zum Himalaya aus. Im Westen grenzen der Kaspisee und der Uralfluß ab, im Osten das chinesische Grenzgebirge und jene interessante geologische Scheide zwischen Ackerbau und Hirtenviehzucht in der Gobi. Die Türken sind durch die Kisejer am Tal-Nor (drei bis vier Tagereisen westlich von Kobdo) vertreten, einen Kirgisenstamm, der vor 18 Jahren nach dem Ostabhang des Altai hinüberwanderte und sich im Thale des Kobdo und seiner Zuflüsse ostwärts ausbreitete. Am Südabhang des Altai weiden die Altai-Kalmücken, die Dwojedanzen genannt werden, weil sie China und Rußland zugleich zinspflichtig waren. Am Nordabhang des Altai sitzen wiederum Turkvölker, die in den zum Tschulym vorgeschobenen einen ihrer nördlichsten Vorposten stellen. Ihre Sprache ist ein Türkisch mit finnischen

Beimischungen: offenbar sind es Tataren, die stark mit finnischen und samojedischen Elementen versetzt sind; jetzt unterliegen sie allmählich dem russischen Einfluß. Ob die an der Bija wohnenden Teleuten oder Kumandinzen des Altai dem finnischen oder türkischen Stamme zugehören, ist zweifelhaft. Sie bauen das Land und mischen sich mit den Russen. Einen interessanten Berührungspunkt bilden die Pamir, das Dach der Welt, die große Wasserscheide des westlichen Innerasien. An seinem Nordfuß lebt ein wahres Völkerferment in dem Karakirgisenstamm der Kiptschaken, dessen Ruf außerordentlicher Tapferkeit durch ganz Mittelasien geht. Er hat sich in Chokand niedergelassen, aber auch nach seiner Festsetzung blieb er voll kriegerischer Neigungen und hat den größten Anteil an allen neueren Revolutionen Mittelasiens gehabt. Im Winkel zwischen Persien, den Chanaten und dem Kaspisee, der von Natur ärmsten Gegend Innerasiens, führen die Turkmenen ein bewegtes Leben. Große Teile von ihnen sah man auf persischem Boden ansässig werden; die unabhängigen aber kommen aus Konflikten mit ihren Grenznachbarn nicht heraus. Die Tekinzen ließen sich in Achal Anfang des vorigen Jahrhunderts nieder und machten von da Züge nach Nordpersien. Ein Teil zog wegen Raummangels an den Heri Rud und beunruhigte von da aus Chorasan, wurde zurückgetrieben und zog nach Achal, wo die zu geringe Fläche wieder zur Auswanderung nach Sarachs nötigte. Von hier aus machten sie Züge nach Chiwa, Bochara, Merw und Chorasan, bis ihnen Rußland Zügel anlegte, die sie nicht so leicht abschütteln werden.

Das sind Kreuzungspunkte der Völkerströmungen, wo Strudel und Brandungen entstehen, die die widerwilligsten Elemente zusammenzwingen. Abbé Desgodins vernahm in seinem Hause, in der Gegend um Atenze, oft gleichzeitig sechs Idiome, deren Träger alle nicht weit von den Ufern des Lantsang-Kiang beheimatet sind: Chinesen, Tibetaner, Laos, Mosso, Lissu, Minkia; dazu kommen auch noch Flüchtlinge aus Jünnan, deren Ursprung bis nach Bhamo und Kiangtung reicht. Nördlich davon haben eindringende Mongolen im alten Lande der Tanguten (s. Abbild., S. 532) die einstigen Besitzer teilweise aufgerieben, teilweise zersprengt. Ohne die Würde, die dem Tangutischen die Abfassung buddhistischer Grundschriften in seinen Lauten bei den Innerasiaten erteilt, wären diese einst mächtigen Nordtibetaner fast verschollen. Mit den Dunganen zusammen bilden sie die Hefe in dem Völkergemisch. Die Dunganen waren einst kräftig und energisch, haben sich oft gegen die Chinesen erhoben und zwangen sie endlich zum Rückzug aus dem Ililand. Sie selbst sind aber dann von Jakub Beg, dem Herrscher Kaschgars, besiegt, dezimiert und von den Chinesen zurückunterworfen worden. Außer ihnen sind in dem Oasenstrich noch Mongolen und Tibetaner in erheblicher Zahl vorhanden, zum Teil von Zwangsansiedelungen her, die die chinesischen Kaiser hier zur Grenzhut anlegten (die Dalden gehören dazu); ferner gegen den Kuku-Nor zu wieder Tanguten. Vom vierten bis zum zehnten Jahrhundert sind beständig Ströme türkischer Wandervölker vom Altai ausgeflossen, bis in das Herz Europas vorgedrungen und haben durch die Eroberungszüge von Dschengis-Chan und Timur, die militärische Ansiedelungen längs ihrer Marschlinien hinterließen, noch später Ausbreitung und Halt gefunden. Die Ersetzung der griechisch-barbarischen Bevölkerung Kleinasiens durch Türken, die türkischen Mischungen in Syrien und Mesopotamien, die Verdrängung eines großen Teiles der arischen Bevölkerung Irans sind einige der großen Ergebnisse dieser Bewegung.

Unter den nach der europäischen Grenze hin und darüber hinaus Vorgeschobenen wohnen die Baschkiren bis etwa 3 Meilen südlich von Werchne Uralsk. Sie erscheinen schon 925 im Bericht des Glaubensboten Ibn Foslan in der Steppe östlich von der Wolga. Tatarisiert, dem Islam gewonnen, unter dem Schutz von Rußland, dann im Kampf mit ihm, als kosakenartiges Baschkirenheer ein Bestandteil der russischen Armee, jetzt ein Bestandteil der russischen Bauernschaft, hat sich der etwa 755,000 Köpfe zählende Stamm seit einem Jahrtausend auf demselben Boden, am Ostabhang und in den Thälern des südlichen Urals, zäh erhalten und ist erst

jetzt im Übergang vom Nomadentum zur Ansässigkeit in den Prozeß der Assimilierung mit der russischen Nation eingetreten. Die Meschtscherjaken, 137,000 an Zahl, werden in russische und tatarische geteilt, je nachdem sie sich mit den einen oder den anderen gemischt haben, und bezeichnen sich selbst als Baschkiren, von denen sie Sprache, Religion und Sitte angenommen haben. Die noch weit über die Baschkiren hinaus wie ein Keil am Nordrande des Schwarzen Meeres vorgeschobenen Nogaier sind nicht sobald zur Ruhe gekommen, ebensowenig die noch weiter in Europa vorgedrungenen und seit langem ansässigen Osmanen. Noch in den letzten Jahrzehnten verließen Nogaier, die sich im Krimkriege den Truppen der Alliierten allzu freundlich erwiesen hatten, die Krim und siedelten in die Dobrudscha über; Tscherkessen zogen nach Bulgarien, Türken Bulgariens und Rumeliens ziehen noch immer nach Kleinasien, Bulgaren nahmen dafür Sitze der Nogaier in der Krim ein.

Blicken wir zu den Mongolen (s. Abbild., S. 525 u. 529) hinüber, dem östlichen Bruderstamm, so will es scheinen, als hätten auch diese ihre heutigen Sitze nicht immer innegehabt. Ihr Name tritt erst mit dem 13. Jahrhundert auf. Daß die am Baikalsee wohnenden, schon früher vorkommenden Biba ihre Vorfahren seien, ist nur Mutmaßung. In den chinesischen Chroniken treten uns Völker entgegen mit roten Haaren, grünen Augen, weißem Gesicht: von einigen werden sie für Türken, von anderen für Indogermanen gehalten. Wenigstens scheint klar zu sein, daß ein Stamm von ihnen ursprünglich am oberen Jenissei und am Baikal wohnte, daß sich ein anderer, die Hiungnu, im Ordoslande heimisch gemacht hatte, und daß der Handel der Chinesen nach den Ländern westlich von der Wüste durch sie vielfach beunruhigt wurde, bis eine Kette von Militärkolonien bis zu den Pamir, dem großen Wendepunkt des alten chinesischen Westhandels, angelegt war. Der Turkstamm Schato bewachte unter den Tang die Grenze im Norden von Schensi und Schansi. Nach der Zertrümmerung des Tanguten-Reiches im 9. Jahrhundert ist er nach Tibet südwärts bis zu unbekannter Entfernung eingebrochen.

Die Mongolen wohnen heute im allgemeinen östlich von den Turkvölkern in den drei großen Gruppen der Mongol oder Ostmongolen in der eigentlichen Mongolei, der Buräten in Transbaikalien und im südlichen Teil des Bezirkes Irkutsk, der Kalmücken (Kalmyk) oder Westmongolen. Untergruppen der Kalmücken sind die Wolga-Mongolen oder Kalmücken im engeren Sinne, die Dsungaren in Ostturkistan und Kuldscha, endlich die Mongolen von Tsaidam und Alaschan. Als größere, selbständigere und unvermischtere Gruppen der Ostmongolen lassen sich die Nordmongolen oder Chalchas, die vom Altai bis zum Amur und südlich bis zu den Skumid in der Wüste Gobi reichen, dann die am Südrande der Gobi wohnenden Zachar-Mongolen unterscheiden, in deren südlichstem Gebiet man schon eine ziemlich dichte, ackerbautreibende Chinesenbevölkerung findet. Jenseits der Zacharen wohnen die Oiroten, vom Ostabhang des Sumachada-Gebirges an; sie haben den mongolischen Charakter mit am reinsten bewahrt, während die bei Kukuchoto wohnenden Tsunit sogar schon in Dörfern mit Chinesen zusammenleben. Die Grenze der chinesischen Kultur ist langsam vorgeschritten, niemals zurückgegangen und steht heute an den meisten Punkten schon nahe an den Schranken, die ihr Boden und Klima ziehen. Von Richthofen, der Ende der sechziger Jahre diese Teile der Mongolei zuerst geologisch untersuchte, machte darauf aufmerksam, wie die Grenze der chinesischen Kultur überall mit der Wasserscheide und der geologischen Formationsgrenze zusammenfalle. Überall, wo der Gneis beginnt, laufen die Bäche den Flüssen Chinas zu; dagegen sammeln sich die Gewässer der Hochebene in den Einsenkungen der vulkanischen Decke zu abflußlosen Tümpeln, Salzseen oder Sümpfen und bilden einen Boden, der dem Graswuchs ebenso günstig wie dem Ackerbau ungünstig, daher ebenso natürlich das Land der Mongolen, wie der andere das Land der Chinesen ist. Weit jenseits der Großen Mauer, die vor 2000 Jahren die Völkergrenze bildete, liegt diese

Kulturgrenze; und so ist dies berühmte Bauwerk heutzutage praktisch unnütz und bedeutungslos geworden. Mehrere Millionen Chinesen wohnen bereits vor den Thoren der Mauer. Die chinesische Politik hat seitdem ja noch andere Mittel gefunden, die Mongolen, einst Chinas schrecklichste Feinde, unschädlich zu machen (vgl. unten, S. 557). Noch weiter sind die Mongolen von Westen her zurückgedrängt: Sie hatten sich nach dem Tode Dschengis-Chans bis fast an das europäische Mittelmeer verbreitet. Heute sind außerhalb der Mongolei nur die Kalmücken und ein kleiner Stamm in den Bergen von Ghur (südlich von Herat) zu finden. Die Seltenheit mongolischer Spuren in den Ortsnamen westlich vom Orus deutet auf die geringe Dauer ihres Aufenthaltes in Westasien.



Eine Tangutin. (Nach Photographie von Potanin.) Vgl. Text, S. 530.

Die **tibetanischen Völker** wohnen an der Grenze gegen Inder und Turkvölker so, daß die am weitesten nach Westen vorgeschobenen **Balti** die südlichen Seitenthäler des Indus, das untere Suru-Thal, das Indus-Hauptthal selbst an der Mündung des Suru und von oberhalb Kartakscho bis Tulu, im Norden die unteren Thäler des Schayok und des Schigar bis herab zu 1800 m bevölkern. Sie wohnen mitten unter arischen **Darden** mit **Ladaki** zusammen am Indus von Sandschak bis Marol. Spiti gilt als ein Gebiet rein tibetanischer Bevölkerung. Südlich davon beherbergt dagegen Lahol ein Volk, das als indisch-tibetanische Mischung aufgefaßt wird, die **Kanet**, die auch in Kischtwar zerstreuter vorkommen. In Ruptschu wohnen **Tschampa**, wiederum Tibetaner. Zahlreiche Kolonien dieser Völker sind weit über die ursprünglicheren Gebiete hinausgegangen, und wenn auch im Anfang zwischen Altansässigen und Neueingewanderten strenge Sonderung stattfindet, wie zwischen Balti und Darden in Bondu, Dras und

an anderen Orten, so entstehen doch zuletzt Mischrassen, die durch die Verhältnisse in dem mehr hinduisierten Gebiet der Himalayavorberge und Kaschmirs leichter verständlich werden. Weil der westliche Himalaya dichter bevölkert ist als der östliche, gingen auch die Einwanderer leichter in den Ansässigen auf. Weiter östlich lebt unter einer neueren und neuesten tibetanischen Einwanderung, in den öden Zentralregionen von Bhutan, Sikkim, Nepal, von Viehzucht und ärmlichem Trägerdienst das Produkt einer viel älteren tibetanischen Einwanderung in Gestalt der Leptscha und Limbu, wenig mit Indern gemischt, in verschiedenen Thälern sehr verschiedene Dialekte sprechend, die großenteils tibetanischer Wurzel entsprossen sind. Was von tibetanischen Anklängen in den Bergvölkern, der sogenannten Urbevölkerung Indiens, berichtet wird, ist einstweilen noch Hypothese. Wohl aber sind Tibetanerverwandte noch über den Osthimalaya hinaus nachzuweisen (vgl. S. 558 u. 642). Der Mischung der Völker entspricht die Mannigfaltigkeit der Sprachen. In Lahol gibt es nicht weniger als vier verschiedene Sprachen nebeneinander: Tibetanisch, Bunang (Halbtibetanisch mit eigner Grammatik), Manchat (eine Mischung aus Tibetanisch, Hindostanisch und einem Lokaldialekt) und endlich Sinane, in dem tibetanische, Manchat, Bunang und selbst einige hindostanische und persische Wörter vorkommen. In Spiti wird nur tibetanisch geredet, in Ladak und Tsanskhar das Ladaki, in Balti das Balti, arisch in Astor (nebst Gilgit) und einigen Teilen von Balti (das Dardi), in Padar und Kischtwar (das Pahari) und in Kaschmir (das Kaschmiri und Tschibali). Die tibetanische Schrift stammt aus indischer Quelle; die arabische ist bis nach Kaschmir hin üblich.

Die türkische Stammsage weist Noah acht Söhne zu, denen die Stammväter der Türken, Chinesen, Russen, Khasaren unter dem Namen Türk, Tschin, Rus, Khasar zugehören. Von Türks vier Söhnen zeugt der erste, Tütek, ein Zwillingspaar: Tatar und Mogul; diesen entspringen die Tataren und Mongolen. Seltsamerweise werden nun die beiden Gruppen nicht genealogisch auseinander gehalten, sondern bunt gekreuzt. Diese Andeutungen führen aber nur auf jene politischen und sozialen Beziehungen zurück, worin Türken und Mongolen zur Zeit der Dschengisiden standen, als diese Überlieferungen durch Niederschrift festgeformt wurden. Die Mongolen hatten große Horden der Türken mit sich gerissen, die auch später unter ihrer Herrschaft blieben; aber die Natur der Wohnsitze und die Verschiedenheit der geschichtlichen Einflüsse hielten immerdar die großen Massen der Völker Mittelasiens auch mitten in der engsten politischen Vereinigung auseinander. Und diese Sonderung besteht bis auf unsere Tage: Die Türken sind der russischen, die Mongolen der chinesischen Herrschaft verfallen. Schon früher hat der Buddhismus diese, der Islam jene gewonnen, so daß nun auch eine Religionsgrenze größtenteils mit der Völkergrenze zusammenfällt (s. die „Kulturkarte von Asien" bei S. 529). In diesem Grenzgebiet fand der Entscheidungskampf über die Herrschaft des Buddhismus und Islam in Asien bei Jangihissar statt. Außerdem verknüpften die Mongolen von Anfang an ihr Geschick eng mit dem Tibets; dort ist die Völkergrenze nur mit der größten Schwierigkeit auch nur andeutungsweise zu ziehen, seitdem sie von dem nördlichsten Punkt, dem Holangschan (westlich von Ninghia), zurückgewichen ist, bis wohin sich die Macht der Tanguten zur Zeit ihrer Blüte im 8. und 9. Jahrhundert erstreckte. Die Stammessage der Tibetaner kennt die Türken nicht: Im Anfang zog ein Mann mit drei Söhnen auf dem Hochplateau ruhelos umher. Das Land war damals nicht wüst, nicht arm, nicht kalt. Bäume trugen die herrlichsten Früchte, der Reis gedieh freiwillig, und die Theepflanze wucherte auf jenen Gefilden, die Buddha späterhin in steinige Flächen verwandelt hat. Da starb der Vater. Jeder Sohn wollte den Leichnam für sich haben, um ihn nach seiner Weise zu bestatten: der erste Streit. Der Älteste bekam das Haupt, zog nach Osten und wurde der Urvater der verschlagenen Chinesen. Der zweite Sohn war mit den Gliedmaßen des Verstorbenen zufrieden, verließ seine Heimat und ließ sich dort nieder, wo die

ungeheuern Wüsten seinen Nachkommen, den Mongolen, Gelegenheit genug bieten für die Bewegung. Der jüngste Sohn erhielt die Brust und den Magen; von ihm stammt das tibetanische Volk ab, das sich im gewöhnlichen Verkehr durch Gutmütigkeit, Offenheit und herzliches Fühlen, im Kampf aber durch Mut und Tapferkeit auszeichnet.

Nach der Methode, die für die arischen Völker wertvolle Ergebnisse gezeitigt hat, sucht Vambéry die Turksprachen für die Erkenntnis eines früheren Kulturzustandes zu verwerten. Wenn das türkische Wort für Winter von Schneegestöber abgeleitet ist, wenn Kälte und Wind der gleichen Stammsilbe entsprungen sind und ursprüngliche Wörter für Schneeschuhe und Elentier vorhanden sind, so können wir die Urheimat der Turkvölker nicht südwärts verlegen; er sucht sie in der Nachbarschaft der Quellgebiete der Angara und des Jenissei, des Irtysch und des Ob. Für Meer und Strom gibt es kein türkisches Wort. Fleisch war die Hauptnahrung, Hirse das Hauptgetreide; Reis und Sorghum werden durch Lehnwörter ausgedrückt. Wahrscheinlich ist die Bearbeitung der Metalle den alten Türken nicht vertraut gewesen; vielleicht haben sie davon erst durch die finnisch-ugrischen Altaier Kunde gewonnen, auf die die zahlreichen sogenannten tschudischen Bergwerke (vgl. S. 535, und Band I, S. 638) zurückgeführt werden. Die Namen für Blei und Bronze sind mongolische Lehnwörter.

Der Grundstamm der Turkvölker steht, wo wir ihn zuerst erblicken, zwischen finnisch-ugrischen Stämmen im Norden und persischem Einfluß im Süden, aber weiter im Norden als später. Der Name der Kirgisen tritt uns in mehr als 1000jährigen chinesischen Berichten aus einem Winkel des südlichen Sibirien am Jenissei entgegen, von dort sind sie im 17. Jahrhundert zum Issi-kul und Balkasch gewandert. Durch Verschmelzung mit Burjäten, Kasaken und Trümmern anderer Stämme, durch eignes Wachstum sind sie ein Volk von drei Millionen geworden, das die Steppen von der Pamir- bis zur sibirischen Linie und vom Ural bis zur Grenze der Mongolei bedeckt. Es ist wahrscheinlich, daß der im 1. Jahrtausend von Perm aus den Irtysch hinauf in die Steppe gehende Verkehr (neben dem Handelsweg durch die kaspische Völkerpforte und das Zweistromland führt ein anderer über den mittleren Ural am permischen Paß und bog sich jenseits über den Altai südwärts) ugrische Kulturelemente brachte, während sich iranische Einflüsse bis hinauf zu den Namen für Gott, Heiliger, Geist, Zauber wirksam zeigen. Spätere Einwirkungen der Turkvölker auf die Perser bezeugt deren Sprache in Viehzucht, Kriegs- und Ritterwesen. Beide Beziehungen fallen nicht erst in die nachmoslemische Zeit persisch-türkischer Berührungen. Iranische Spuren kommen in der Sprache der früher abgetrennten Magyaren wie vereinzelte türkische Worte im Altiranischen vor. Den Byzantinern traten die Türken genau so entgegen, wie wir heute die Kirgisen oder Turkmenen kennen: ein kriegerisches Nomaden- und Reitervolk, in Geschlechter und Stämme geteilt, abgehärtet und einfach. Fügt man die Zeugnisse aus dem heutigen Leben und geschichtlichen Wirken der Turkvölker hinzu, so sieht man vor sich ein durch und durch nomadisches Volk, dessen überwiegende Mehrzahl seit undenklichen Zeiten auf den weiten, mit Gras und Schilf bedeckten Niederungen Westasiens vom Altai bis zur Wolga mit seinen Pferde-, Schaf- und Kamelherden umherirrte, sich nur von Milch, Fleisch und Fett der Tiere nährte und mit den Häuten der Tiere kleidete. Von seiner Wanderlust hauptsächlich südlich getrieben, suchte dieses ruhelose Volk in beständigen Stößen gegen die ansässigen Iranier den Steppengürtel zu durchbrechen. Die Frage ist berechtigt, ob nicht dieser westliche Zweig des uralaltaischen Stammes zuerst mächtig auf die Völkerbewegungen bis tief nach Europa hinein gewirkt habe. Ähnlich denken wir uns die Mongolen im Nordosten des gleichen Erdstriches: früher inniger mit den Turkvölkern verbunden, entweder mit ihnen gemeinsam aus den vorhin erwähnten oder aus den ebenso nördlich, nur weiter östlich gelegenen Ursitzen vordringend, nach langer Gemeinschaft sich teilend, drängen auch sie nach Süden.

Zwei Thatsachen tragen zur Charakterisierung der Völker bei, die hier einst saßen: die Begräbnisweise und die Metallarbeiten der sogenannten tschudischen Gräber. Schon Pallas fiel die Ähnlichkeit der Steingräber am Jenissei mit den Heidenbetten Deutschlands auf. Es sind Dolmen und Steinkreise, am Irtysch nur Steinhaufen. Darin hat man Gegenstände aus Kupfer in großer Menge gefunden: Speereisen, Pfeilspitzen, Dolche, Äxte, Messer und Hausgeräte aus Kupfer, Goldschmuck, besonders am Irtysch, in gewaltiger Masse. Auch am Jenissei kommen Waffen und Geräte aus Kupfer vor, die denen vom Irtysch sehr ähnlich sind. Aber ihnen ist durchaus ein kunstvollerer Charakter eigen. Übrigens liegt auch eine Hauptwurzel dieser Industrie mehr gegen Westen: der „tschudische“ Bergbau unbekannter Völker im und am Altaigebirge. Er deutet auf eine primitive, aber ausgedehnte und rege Bergarbeit. Das Gold und Kupfer der tschudischen Gräber am Irtysch konnte am leichtesten hier gewonnen werden. Das Eisen war unbekannt. Ihre Keilhauen bestanden aus Kupfer, ihre Fäustel aus länglichen, runden, sehr harten Steinen, mit einer Rinne, in der wohl ein Lederriemen den Stein am Holzgriff festhielt. Man hat das Skelett eines Bergarbeiters gefunden, neben ihm einen Ledersack voll goldhaltigen Ockers. Im lockeren Gestein aber haben sie Schächte von 5 und 6 Lachter abgeteuft.

In den Kurganen des südwestlichen Sibirien findet man keine Steinsetzung, wohl aber einen Schutz der Leichen durch roh oder nicht bearbeitete Birkenstämme an den Seiten und oben. Die Skelette sind mit dem Haupt nach Osten gerichtet. Ihre Grabmitgaben sind stets Teile des Opferschafes, bei Erwachsenen das Schwanzstück, bei Kindern ein Schulterblatt; sie liegen am Kopfe, auf der Brust, auf der rechten oder linken Seite des Leichnams. Waffen und Schmuck, die man gelegentlich findet, sind ärmlich, die Waffen aus Knochen oder Eisen, die Schmucksachen aus Knochen, geschliffenem Quarz, Glasfluß oder Kupfer. Selten sind Reste thönerner Gefäße; einmal wurde ein Topf aus Birkenholz gefunden. Reste von Geweben kommen vor. Das Kupfer ist geschmolzen; Bronze fehlt durchaus. Die Hügel sind kreisrund, haben auf 6—10 m Durchmesser in der Regel nur ½—1 m Höhe und sind ganz aus Erde aufgeworfen. Manche sind von Steinfiguren (Babas) überragt, deren Gewandung mongolisch zu sein scheint. Schon Pallas hat die Verbreitung der Steinbilder von mongolischem Gesichtsschnitt, die ein Töpfchen mit beiden Händen vor dem Bauche halten, vom Dnjepr und Donetz bis zum Kuban und Terek verfolgt; sie sind selten im Wolgagebiet, werden häufiger am Irtysch und treten zahlreich wieder am Jenissei auf. Bei Smeinogorsk hat man einen achteckigen Tumulus mit einer Pferdeleiche neben einem rechteckigen mit der Leiche eines Menschen, beide in Steinkreisen, gefunden.

---

13. Die Mongolen und die Turkvölker.

„Völker von größter geographischer Verbreitung, deren unbändige Wanderlust und kriegerischer Sinn in der Geschichte Asiens und Europas die bedeutendsten Änderungen hervorgerufen und im Völkerrahmen der Alten Welt so manches interessante ethnologische Rätsel geschaffen haben.“ Vambéry.

Der Mongole und Türke hat den Stoff zu seinen Kleidungsstücken ursprünglich der Herde entnommen; später hat der Handel immer mehr gewebte Stoffe herbeigebracht, die eigne Industrie lernte sie nachahmen, und die chinesische Mode von der einen, die persische von der anderen Seite haben mächtig verändert. Nur bei so konservativen Stämmen wie den Kasak-

Kirgisen wird noch die glänzende Haut eines Füllens, woran der Schweif gelassen ist, als Oberrock benutzt, und fast ebenso einfach ist der Talar aus Filztuch, den bei den Tsaidam-Mongolen Männer und Weiber auf dem bloßen Leibe, nur im Winter durch ein Fell ergänzt, tragen; lederne Hosen sind hier allgemein, bei den Turkmenen schon selten. Ursprünglich zeigte die Tracht der Nomaden wenig Abstufungen: reich und arm trugen das gleiche Gewand aus gleichem Stoff. Die gleiche Kleidung, die Uniform eines ganzen Stammes, wie der Kara-Kirgisen, schafft eine gewisse Geschlossenheit und imponiert nach außen. So ähnlich der Usbeke in manchen Beziehungen seinem arischen Nachbar geworden ist, so hält er doch an rauheren, festeren Stoffen fest, hat sich aber vielfach zu grellen Farben verführen lassen, wo sich der Kara-Kalpak in uniformes Braun hüllt. So hält sich der Pferdenomade immer an straffere Kleider, während die des Ansässigen zum Bauschigen und Fliegenden neigen, das die mohammedanische Sitte begünstigt.

Durch ganz Zentralasien ist der Chalat und die hohe, kegelförmige Schafpelzmütze verbreitet. Der Chalat ist ein schlafrockartiger Kaftan, für den Sommer aus Leinwand, für den Winter aus Pelz, wattiertem Stoff oder Filz hergestellt; die Winterchalats der Reichen sind gewöhnlich von weißem Filz und mit kostbarem Pelzwerk gefüttert und verbrämt. Auch die Frauen tragen, wenn sie aus dem Hause gehen, einen Chalat, aber nicht, wie die Männer, gegürtet; mit dem Zipfel verhüllen sie ihr Gesicht. Trauer bedeutet es, wenn die Innenseite auswärts getragen wird. Der rechte Arm und die rechte Brust wird von Tibetanern, Tanguten und Tsaidam-Mongolen trotz des rauhen Klimas unbedeckt gelassen; man will in dieser Äußerlichkeit Buddha gleichen. Arme tragen statt des Chalats im Winter einen Ärmelpelz auf bloßem Leibe und im Sommer eine weite Jacke, die an das Überhemd der Chinesen erinnert, zumal da überall, wohin der Handel der Chinesen gedrungen ist, ihre blauen Baumwollgewebe verbreitet sind. Dem Chalat ist der Tschapan der Turkmenen ähnlich, meist aus dünn gestreiften Stoffen Chiwas und Bocharas angefertigt. Im Kriege wird er nur bis zum Knie, im Winter zwei- und dreimal übereinander getragen, und so finden wir ihn bis zu den Baschkiren hin. In der warmen Jahreszeit sieht man die Frauen einfach in langen Hemden und barfuß gehen. Eigentümlich ist ein Tschegedek genanntes Weibergewand der Südaltaier, das im Sommer statt eines Hemdes, im Winter über dem Pelz getragen wird. Es ist meist aus blaufarbigem Stoff gemacht und hat in seinem Schnitt Ähnlichkeit mit einem Frack. Unter den Ärmeln, die nur zum Staate da sind, werden zwei Öffnungen angebracht, um die Arme durchzustecken. Das Gewand ist ringsum mit rotem Band besetzt und wird am Halse durch zwei rote Glasknöpfe zusammengehalten. Altaisch sind auch lederne Regenmäntel. Filzstrümpfe gehören zur Winterkleidung, und darüber werden Lappen um die Unterschenkel gewunden. Filzhüte, meist randlos, werden an Stelle der wegen ihrer Größe auch als Kopfkissen benutzten Lammfellmütze im Sommer getragen. Bei halb oder ganz ansässigen Stämmen der Krim ist die Tracht der Männer bald kleinrussisch, bald tscherkessisch. Nur die hohe, oben mit Baumwolle ausgestopfte Mütze unterscheidet sie dann. Die Weiber tragen über dem vorn offenen, bis auf die Knöchel reichenden Hemde die weiten Beinkleider, den vorn offenen langen Rock und eine türkische kurzärmelige Jacke. Ein Gürtel mit schwerem Buckelschloß vervollständigt die Tracht, die im ganzen ähnlich weithin in Kleinasien und Syrien beim türkischen Volke gefunden wird. Als Stoff für die Oberkleider wird gern der heimische gestreifte Seidenstoff gewählt, und schwere golddurchwirkte Stoffe sind besonders beliebt. Die mohammedanischen Völker Zentralasiens tragen ihre Obergewänder von rechts nach links, die buddhistischen dagegen von links nach rechts geknöpft.

Wo sich die Männer den ganzen Kopf rasieren (dem Mohammedaner gelten lange Haare als ein Zeichen religiöser Laxheit), sind die Haartrachten natürlich einfach. Die grüne Kopfbinde des Emirs und den weißen Turban des Hadschi sieht man auch bei Nomaden, besonders

in Kleinasien und den Ländern am Nordrande des Schwarzen Meeres. In der Haartracht liegt oft das einzige Unterscheidende, was die Weiber im Winterkleide neben den Männern noch erkennen läßt. Bei manchen Stämmen unterscheidet sich die Frau durch zwei Zöpfe vom Mädchen, das nur einen trägt. Die Weiber ansässiger Tataren prangen gern in einer Last zahlreicher in den Nacken hängender Zöpfe, und da das Brautkaufgeld häufig zu Schmuck verwendet wird, ist überhaupt die Frau mehr geschmückt als das Mädchen. Die Kirgisinnen verzieren die Zöpfe mit Perlen, Muscheln und kupfernen Knöpfen. Die Enden der Zöpfe müssen über den Gürtel herabhängen; daher werden Pferdehaare rc. angebunden und schließlich Schlüssel darangehängt. Auch Ohrgehänge werden getragen, bei reichen Turkmeninnen größer als Armspangen. Mongolen tragen ihre silbernen Theetassen auf der Brust ebenso wie silberne Gefäße mit Amuletten. Zum Haarschmuck gehören rote Samtkäppchen, die mit glitzerndem Metall oder Perlen besetzt sind und durch höcker- oder flügelartige Auswüchse phantastische Formen annehmen, bei Turkmeninnen auch silberne Kämme mit roten Achatknöpfen. Auch arme Frauen besitzen ihren Kopfschmuck und oft noch dazu einen mit Perlen oder Messingknöpfen verzierten Brustlatz. Besonders gern werden Münzen von den Männern in langen Ketten unter dem Chalat getragen; Ärmere ersetzen sie durch aufgenähte Messingknöpfe. Der „Ehrenhut“, eine zuckerhutförmige, perlenbesetzte Kopfbedeckung, hat sich bei den Turkmeninnen als Brautschmuck erhalten. Ungemein reich sind oft die Brautanzüge aus gold- und silberdurchwirkten Seidenstoffen der kostbarsten Art. Schminke, mit Vorliebe weiße, aus Blei gebrannte Henna zum Färben der Nägel der Hände und Füße, Galläpfelschminke für die Augenbrauen haben ihren Weg aus den Harems zu den Hürden gefunden. Die Verschleierung des Gesichts ist auch bei den Mohammedanerinnen keineswegs allgemein; in Turkistan liebt man grobe Roßhaarschleier. Eigentümlich ist die Sitte der Mongolen, neugeborenen Kindern zum Schutz gegen Unheil die Nasenscheidewand und die Ohrläppchen zu durchstechen. Von einigen Dorfschaften der Bergtataren der Krim wird berichtet, daß sie ihren Kindern die Schädel von beiden Seiten her zusammendrücken, wodurch ihre Gesichter unmäßig verlängert, ihre Köpfe erhöht und ihre Nasen vergrößert werden.



Brustlatz und Haube der Baschkirenfrauen. (Nach Ujfalvy.)

Als **bewaffneter Reiter** wandert der Nomade, so führt er Krieg, so macht er seine Raubzüge. So wie sein Pferd liebt er seine Waffen. Waffen werden als Erb- und Beutestücke

hochgehalten. In der Beute von Gök-Tepe waren alte Waffen zahlreich vertreten: Hellebarden, persische Eisenhelme und Rüstungen, alte Arkebusen neben Kanonen persischen Gusses und neuesten Magazingewehren. Bis auf unsere Zeit ist der **Bogen** (s. Abbild., S. 539) als echteste Nomadenwaffe im Gebrauch. Die Partherpfeile gehören ebenso hierher wie die baschkirischen Bogenträger in der Leipziger Völkerschlacht. Seit etwa 40 Jahren weicht nun selbst bei ferner wohnenden Stämmen, wie den Kara-Kirgisen, allmählich der Bogen den Luntengewehren, Modell 15. und 16. Jahrhundert. Der Wert des Bogens lag aber stets in der tückischen Lautlosigkeit seines Geschosses, der zuliebe die Nomaden, auch als sie Gewehre besaßen, den Bogen als Jagdwaffe noch beibehielten. Noch um 1770 verbot die russische Regierung den Baschkiren Flinten. Der Speer



Eine tibetanische Hakenflinte. (Nach Rockhill.) Vgl. Text, S. 561.

kann kaum weniger als Nomadenwaffe gelten. Firdusi kennt die Kasaken als ein speertragendes Räubervolk. Die Turkmenen veranstalten festliche Zweikämpfe, unseren mittelalterlichen Turnieren ähnlich, wobei die Gegner zu Pferde mit stumpfen Speeren gegeneinander rennen; mehrere Anzüge übereinander und dazu noch Panzerhemden machen sie stichfest. Die Ulanen und Kosaken sind Sprossen echter Steppentruppen. Eiserne Streitärte in Beil- und Pickelform zu Schlag und Wurf werden im südöstlichen Rußland häufig in der Erde gefunden, worüber zahllose Anstürme der Tataren hingebraust sind. Neben dem Bogen wird als Fernwaffe die **Schleuder** mit Vorliebe von den Jograi Nordtibets benutzt. Die Flinte der Mongolen und Tibetaner (s. obenstehende Abbildung) ist eine aus chinesischer Hand gekommene Waffe. Das Feuer wird durch Lunte, seltener durch Steine, ans Pulver gebracht, und zum Gewehr gehört eine Gabel zum Auflegen, häufig aus dem Gabelgehörn einer Antilope. Indem die **Viehzucht** zum Wandern treibt, hat sie für die im Nomadismus seit Jahrhunderten groß Gewordenen einen Reiz gewonnen, dem im Ackerbau nichts gleichkommt. Auch im friedlichsten Dasein steht der Ackerbau hinter der Viehzucht der Steppe weit zurück. Die russischen Ansiedler in Transbaikalien sind Viehzüchter gleich ihren burätischen Nachbarn geworden, auch wo die Natur des Bodens den Ackerbau gestattet; denn gleich jenen lieben sie zu wandern. In anderer Richtung begünstigt die Viehzucht die Unruhe: Viehdiebstahl ist die größte Ursache der Stammesfehden. Der Hauptgegenstand aller

Mühen und Sorgen des Nomaden ist das Vieh. Deshalb wird bei jeder Zusammenkunft zunächst nach der Gesundheit des Viehes und dann erst nach dem Befinden des Eigentümers gefragt; in kirgisischer Form: „Wie befindet sich Vieh und Leben?“ Die Haustiere stellen eben das flüssige Kapital dar. Der rinderreiche Kirgise des oberen Irtysch verleiht, d. h. verwuchert seine Tiere zu 100 Prozent. Herrenlose und selbst verwilderte Herden sind die natürliche Kehrseite. Als Przewalskij Anfang der siebziger Jahre südlich vom Gelben Flusse weilte, gab es dort zahlreiche Herden verwilderter Kamele, Rinder und Schafe, deren Herren zwei Jahre früher im Dunganenaufstande gefallen waren. Das Aufgeben der Viehzucht besiegelte den Untergang sibirischer Stämme. Auch die Gebirge Innerasiens sind bevorzugte Weidegebiete, die selbst von Ackerbauern in der dürren Zeit mit ihren Herden aufgesucht werden. Die Reisbauer von Masenderan ziehen im Sommer an den Fuß des Demawend, die Ackerbauer von Laar auf die Hochfläche von Udschan. Die Schneearmut gestattet den Hirten, hoch hinaufzugehen, und die Tiere finden selbst auf den Pamir im Winter noch Nahrung. Wo aber der Rückweg in die wärmeren Tiefregionen durch



Pfeile und Bogen von Baschkiren; angeblich auf dem Leipziger Schlachtfeld gesammelt. (Museum für Völkerkunde, Leipzig.) 1/8 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 538.

andere Stämme abgeschnitten ist, da herrscht unter den Kirgisen der Pamir oft bittere Armut. Ihre Herden von Yaks und Schafen genügen eben nur zur Ernährung und Bekleidung dieser armen, daher zum Teil auch räuberischen Kirgisenbevölkerung.

Die kräftigen, langhalsigen Pferde sind in den Steppengebieten in ungeheurer Zahl vorhanden. Berittensein ist für Mongolen und Turkmenen kein Luxus; selbst die Schafhirten der Mongolen hüten zu Pferde. Ans Reiten wird das Kind in früher Jugend schon gewöhnt; auf einem Kindersattel, der ihn schützt, macht der Dreijährige seine ersten, rasch fortschreitenden Reitstudien. Bei den Teke sind weite wollene Schabracken mit besonderer Kopfbedeckung aus Wolle oder Seide üblich. In russischen Regierungsnachrichten wird ein Viehstand von 15 Pferden, 3 Kühen und 28 Schafen als Minimum für die Erhaltung einer Kirgisenfamilie von fünf Köpfen bezeichnet. Es gibt ja ärmere Nomaden, gerade auch im semipalatinskischen Gebiet; aber die Zahl der Pferde kann nicht gut weiter herabgesetzt werden. Der Gebrauch, daß Ärmere von Reicheren Vieh mieten, erstreckt sich am weitesten und häufigsten auf Pferde. In Ostturkistan tritt das Kamel in den Hintergrund, das Pferd fehlt ganz nur im Tarymgebiet. Die Kalmücken des südlichen Wolgagebietes ziehen im Frühling mit Herden von 1000 Pferden zu Markte. Herden von Stuten mit ihren Füllen sind wegen der Kumysbereitung jeder Kirgisenfamilie so notwendig wie dem Mongolen sein Reitpferd; daher werden die mit dem Verschwinden der Schneedecke zuerst ans Licht kommenden Weiden und so später immer nur die besten den Pferden

vorbehalten. Gräser und Kräuter, die den Pferden anstehen, nehmen in den langen Aufzählungen der von den Nomaden hochgeschätzten Wiesenpflanzen nur einen kleinen Raum ein, umschließen aber die gewähltesten. Manches Viehsterben hat seinen ersten Grund darin, daß die Hufe der Pferde die besten Weiden auftraten. Diese Vorliebe hat ihre tieferen Gründe: das Leben in der Steppe wäre ohne Pferd unmöglich. Zur Überwindung weiter Wüstenstrecken ohne Wasser ist das schnelle und ausdauernde Pferd geschickter als das schwerfällige, öfter der Ruhe bedürftige Kamel. Ein anderer Vorzug des Pferdes in der Steppe ist seine leichte Gewöhnung an bitter-salziges Wasser. Die an Persien grenzenden Turkmenen züchten Rassepferde, die durch fortdauernde Zucht schmal, langbeinig, kleinköpfig, ausdauernd und schnell geworden sind. In der Sage lebt Dschengis-Chans schnelles Pferd, auf dem der Held in 24 Stunden von Ordos bis zum Kuku-Nor ritt. Das Pferd gewährt dem Nomaden einige leidenschaftlich geübte Vergnügungen. Schon der Fang mit dem Lasso ist ein Sport, wozu sich die unternehmendsten Leute drängen. Soll ein bestimmtes Pferd aus der Herde herausgeholt werden, so drängt sich auf frischem Renner, die Fangschlinge in der Hand, der Fänger in die Herde hinein, die 200—500, ja 1000 Stück enthalten kann; die Pferde weichen aus, nur das Tier, auf das es abgesehen ist, sucht sich in der Herde zu verbergen, sobald es die Absicht merkt, bricht aber endlich aus. Der Kalmück nähert sich möglichst seiner Beute. Die Jagd geht querfeldein, über Hügel und Fläche, durch Gebüsch und Gestrüpp. Endlich wird der Flüchtling eingeholt, die Schlinge fliegt ihm um den Hals; aber er ist noch fern davon, sich gefangen zu geben. Oft entreißt er den Fangstrick dem Kalmücken, und dieser muß sich im vollen Jagen seitwärts bis auf die Erde herabbeugen, wenn er das schleifende Seil wieder fangen will. Ist schließlich das gejagte Tier so ermattet, daß es stehen bleibt, so springt der Kalmück vom Pferde, setzt sich auf die Erde und sucht das sich sträubende Tier heranzuziehen. Während dessen sind andere Reiter herangekommen, nähern sich von beiden Seiten vorsichtig zu Fuß und suchen das Pferd gleichzeitig bei den Ohren zu fassen. Ist das gelungen, so wird ohne große Schwierigkeit die Halfter umgelegt. Pferderennen sind sehr beliebt. Die Teke-Turkmenen veranstalteten solche von Gök-Tepe bis Kisil-Arwat, also über mehr als 150 km, in Einem Ritte. Der zuerst Kommende erhielt 12, der zweite 8 Kamele u. s. f.

Nach der Natur des Bodens und nach dem Klima, auch nach Stamm und Herkommen sind die Zweige der Viehzucht ungleich verteilt. Wir finden, daß bei den Kara-Kalpaken nördlich vom Kungrat die Pferdezucht, am Jaxartes und im Amu-Delta die Rinderzucht bevorzugt ist, bei den kirgisischen Nachbarn die Schafzucht. Die Kirgisen sind herdenreicher als die Turkmenen im Verhältnis wie 50, ja in einzelnen Fällen wie 100 zu 1. 25 Schafe auf ein Zelt sind bei jenen Regel, dazu 2—3 Pferde, 1 Rind, 1 Kamel auf das Zelt. Gering ist die Zahl der Pferde bei den tibetanischen Hirten, wo auch Kamel und Rind gegen Yak und Schaf zurücktreten.

Die Rinder halten sich überall, wo der Winter mit Härte auftritt, nicht so gut wie die anderen Weidetiere der Steppe, weil sie es am schwersten haben, ihre Nahrung aus dem Schnee herauszuscharren. Auch stehen sie in der Fähigkeit, Wasser zu entbehren, hinter Kamel, Pferd und Schaf zurück. Ihr Hauptnutzen besteht außer dem Fleisch darin, daß sie gleich den Kamelen Lasten tragen. Ochsenkarawanen sind ein Beförderungsmittel, das sich in den Wolgasteppen selbst neben dem Dampfroß erhalten hat. Kuhmilch ist nicht beliebt, da der echte Kumys nicht daraus bereitet werden kann. Besserem Stande der Rindviehzucht begegnet man in jenen Strichen, wo die Herden im Sommer ins Gebirge getrieben werden können, wie in Kohistan, im Altai, im baschkirischen Ural. Die Butter wird von Mongolen wie Tibetanern in einer Weise bereitet, die das Produkt für Europäer ungenießbar macht. Die Butter vieler Tage wird mit allen Verunreinigungen angesammelt und zusammengeballt, so daß sie recht schön ranzig wird. Daß sie Handelsartikel, bei den Tibetanern sogar Tauschmittel wie der Ziegelthee ist, kommt

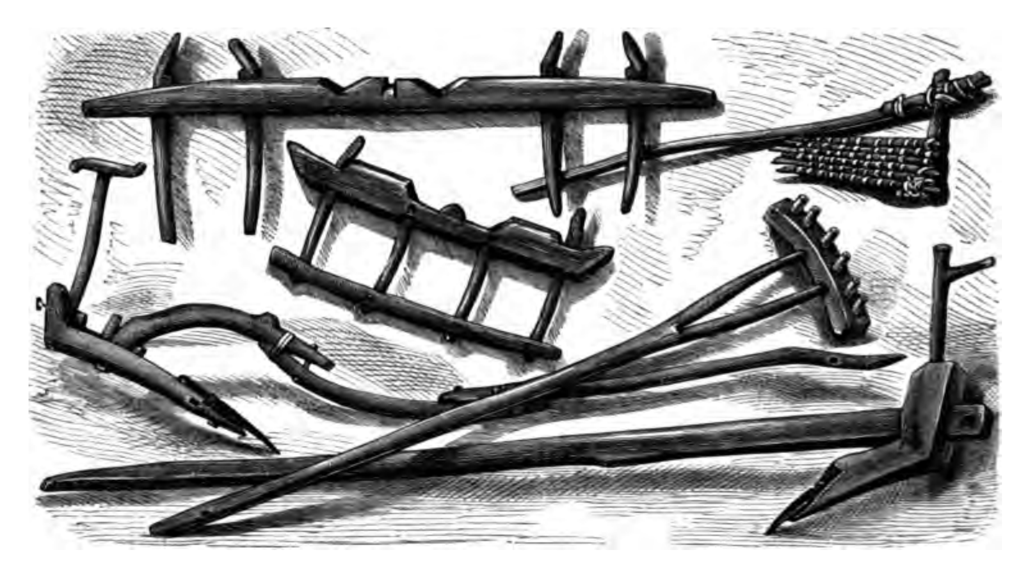
ihr kaum zu gute; denn dann ist sie oft schon durch manche Hand gegangen, ehe sie genossen wird. Der Genuß entspricht dem. „Unsere tibetanischen Maultiertreiber trugen nicht selten ihren Butterproviant in den haarigen Taschen der Reisepelze mit sich. Wurde bei einem Wirtshause Halt gemacht, dann griffen sie einfach in die Tasche und warfen eine Handvoll klebriger Butter in den dampfenden Thee." (Kreitner.) Käse, in kleinen Kugeln getrocknet aufbewahrt, ist besonders bei den Turkvölkern beliebt.

Das Schaf liefert die wichtigsten Kleidungsstücke und einen guten Teil der Nahrung und übertrifft an Kopfzahl alle anderen Haustiere des Nomaden. Schafherden von 2000 Stück im Besitz eines Einzelnen sind in der südlichen Turkmenensteppe keine Seltenheit. In Tibet und der Mongolei weiden in manchen Gegenden überhaupt nur Schafherden; und eine Herde von Schlachtschafen gehört zum Notwendigsten einer Kirgisengemeinde. Auf üppigen Weiden entwickelt das Schaf seinen starken Fettschwanz, die Delikatesse jedes kirgisischen Mahles; in mageren Gegenden wird das Tier klein, das Vlies eher besser. Das tibetanische Schaf ist groß, gehörnt und grobwollig. Mit 12 kg beladen, legt es weite Wege zurück. Der Pandit Nain Sing transportierte von Ladak nach Lassa 1873 sein sämtliches Gepäck auf 25 Schafen.

Das eigentliche Lasttier der asiatischen Steppen aber ist das zweihöckerige oder baktrische Kamel, das wertvollste Tier des echten Nomaden, dessen häufigeres Vorkommen immer Wohlstand anzeigt. Im Osten, besonders in Daurien, ist bei längeren Wintern und schlechterer Weide das Kamel kleiner als im Westen. Man findet es nicht in Tibet und seltener in der Ost- als in der Westmongolei; auch in Ostturkistan ist es schwach vertreten. Es trägt nicht bloß Lasten, sondern zieht auch Wagen. Kamelwagen befördern die Reisenden von Urga nach Kalgan und Uliassutai. Verwendet wird das Kamelhaar zu Stricken, womit die Zelte umwunden und die Traglasten befestigt werden. In das Winterhaar der Kamele, einen ungemein zarten natürlichen Filz, wickeln die Kirgisinnen ihre kleinen Kinder. In China bedienen sich innerhalb der Großen Mauer nur die Mongolen des Kamels als Last- oder Reittier. Bienenzucht ist ein Haupterwerb der Baschkiren im südlichen Uralgebiet und der Kalmücken an der unteren Wolga; Castrén hat darauf den Namen Baschkiren zurückgeführt.

Bedingen auch Ackerbau und Viehzucht in der Steppe eine ganz verschiedene Art und Weise zu leben, so hat doch selbst bei den Turkmenen allein schon der Wunsch nach Brot zu einer Arbeitsteilung unter den Gliedern der Familie geführt, so daß die Sonderung in Tschomru (Ansässige) und Tschorwa (Wanderer) mitten hindurchgeht. Verlust der Viehherden macht Turkmenen zu Ackerbauern, selten der Erwerb reicher Vieh- und Kamelherden die Ackerbauer zu Viehzüchtern. Dabei gehören oft die Glieder eines Geschlechts, ja sogar leibliche Brüder verschiedenen Lebensberufen an. Die Viehzucht steht in ärmeren Bezirken auf unsicherem Grunde, und die Not zwingt den Nomaden, nach der anderen Stütze, dem Ackerbau, zu greifen. Die tiefe Abneigung des Kirgisen gegen Ackerbau und Ansässigkeit kennt der Turkmene längst nicht mehr. Ihm ist im eignen Volke die Scheidung in Viehzüchter und Ackerbauer ganz geläufig. Der Arme treibt Ackerbau, der Reiche Viehzucht. Wo das Vieh nur noch Schilfrohr und Dornsträucher findet, wie am Tarym, stellt sich von selbst der Ackerbau ein, dessen Keime vorhanden waren, und überwindet selbst schwierige Verhältnisse. So bauen die Lob-Norer, die nicht von ihren kleinen Schafen leben können, ihr bißchen Weizen bei Tscharchalyk, mehr als eine Tagereise entfernt vom Lob-Nor. Der Pflug hat sich von Rußland und China, vielleicht auch von Persien aus, verbreitet. Die übrigen Ackergeräte bestehen aus Holz und sind sehr einfach (s. Abbildung, S. 542). Eine einzige kleine Pflugschar aus Eisen fand Heyfelder in den Trümmern von Dingil-Tepe. Die Umgebungen von Gök-Tepe setzten die Russen in Erstaunen durch ihre sorgfältige Terrassierung und Bewässerungsanlagen. Weit und breit war das Land um die Turkmenen-Niederlassungen

besäet, von gut gehaltenen Wein- und Obstgärten und Maulbeerpflanzungen umgeben. Der Usbeke geht mit demselben Ernst, womit er seine Herrschaft in Chiwa begründete, und trotz der Menge der persischen Sklaven, die er für sich arbeiten läßt, hinter dem Pfluge her und verkauft sein überflüssiges Getreide. Die Kirgisen von Kuldscha sind in der Schule der Chinesen tüchtige Baumwollbauer geworden. In Ostturkistan gilt die vorwiegend türkische Landbevölkerung für geschickt im Ackerbau. Die Dschatak, d. h. die armen Kirgisen, haben sich mit dem Ackerbau befreundet und sind folgsame Tagelöhner der russischen Bauern geworden. Auch in der Mongolei ist der Ackerbau doch nicht erst seit dem Eindringen der jede wirtschaftliche Möglichkeit mit sorgsamer Emsigkeit ausnutzenden Chinesen in den Grenzstrichen und Oasen aufgeblüht. Die den Mongolen stets ungünstigen chinesischen Annalen sprechen schon früh von gesitteten oder zahmen Mongolen, die Hirse bauen. Die altübliche Dsambabereitung (vgl. S. 544) setzt Getreide voraus, das von



Ackergeräte aus Nordindien und Kleintibet. (Aus der Schlagintweitschen Sammlung im Ethnographischen Museum, München.) Vgl. Text, S. 541.

Sklaven oder Verarmten gerade dazu auf dem Boden mongolischer Fürsten gebaut wird, sogar bei künstlicher Bewässerung. Müßte man nicht die Früchte mühsamer Arbeit vor Räubern schützen, die auch die kunstvollst verdeckten Erdgruben zu finden wissen, so wäre dieser kleine Ackerbau wohl noch häufiger. Der Dunganenaufstand hat viele Tsaidam-Mongolen zum Ackerbau gezwungen, indem er die Getreidezufuhr längere Zeit abschnitt. Einen mächtigen und dauerhaften Aufschwung erteilte allerdings erst die chinesische Einwanderung. Hauptsächlich werden Weizen, Hafer und Hirse gebaut, in großer Ausdehnung auch Mohn. Wiewohl der Ackerbau in der Nordmongolei schon schwer wird, da wegen der späten Frühlingsfröste die Aussaat erst Ende Mai oder selbst Anfang Juni beginnen kann, und wiewohl die Ernte nicht selten durch Herbstfröste geschädigt wird, hat er sich doch bereits westwärts von der Straße Kiachta-Kalgan ausgebreitet. In dem kümmerlich bewässerten Lande sind Brunnen, die einst die Mongolen für ihre Herden gebaut hatten, in die Benutzung der Ackerbauer übergegangen.

Die fruchtbaren Bezirke sind außerhalb der Gebirge in ganz Zentralasien nur immer da gelegen, wo die künstliche Bewässerung möglich ist. So haben menschlicher Fleiß und Erfindungskraft ganze Länder, wie die Ebenen des mittleren Serafschan, in einen blühenden Garten verwandelt. Zwischen Pendschkend und dem See Karakul zählt man 85 Hauptkanäle von mehr

als 2500 km Gesamtlänge, ungerechnet die zahllosen Seitengräben. Wohin die befruchtende Feuchtigkeit geleitet ist, da ist der Boden höchst ergiebig. Im ganzen Turkmenengebiet gibt es Ackerbau nur, soweit die Feuchtigkeit des Atrek und Gurgeni reicht; wo er außerhalb dieser begünstigten Striche versucht wird, bringt er nur schwankende Ernten. Mit ängstlicher Spannung wird die Tiefe der Schneefälle im Winter und die Ergiebigkeit der Frühjahrsregen im „Regenlande" verfolgt. Davon hängt es ab, ob Überfluß herrschen oder Hungersnot eintreten wird. Ziemlich in jedem Menschenalter treten Hungersnöte der verheerendsten Art auf, die Tausende wegraffen. Von Natur ausgiebig bewässert sind nur die Gebirgsländer, und so ist am oberen Seraffschan das Thal von Waschan mit Äckern und Wiesen reich kultiviert. Einzelne Teile des Altai sind ebenfalls gut angebaut. Gegrabene **Brunnen**, um die sich oft unabsehbare Herden drängen, gibt es schon im Inneren des Ordoslandes, dann zwischen diesem und dem Dalai-Nor. Die Nomaden besuchen sie zu bestimmten Zeiten auf ihren Zügen zwischen den Winterquartieren und den Sommerweideplätzen in geregelter Folge. Manche Einrichtungen dieser Art, die aus besserer Zeit stammen, zeigen sorgfältige Anlage und Erhaltung: Sardoba Tschil-gumbez auf dem Wege von Karschi und Burdalyk nach Merw, aus der Zeit des Höhepunktes der bocharischen Herrschaft im 16. Jahrhundert, ist ein kuppelartiger Bau, worin die Zisterne aus gebrannten Ziegeln erbaut und mit einer Lehmwand umgeben ist, damit nicht Tiere hineinfallen. Jeden Winter füllen die in der Steppe nomadisierenden Illibai-Turkmenen die Sardoba bis obenhin mit Schnee, und das Schneewasser erhält sich den ganzen Sommer und Herbst über frisch.

Waldverwüstung ist eine notwendige Folge des Steppenlebens. Die Steppe hat wohl nicht immer die völlig ungebrochenen Wiesenflächen geboten wie heute. Nun ist auf weite Strecken hin der Argal, der Mist der Kamele und besonders des Hornviehes, das einzige Brennmaterial; Ältere russische Generalstabskarten zeigten in den Steppen des Orenburger Gouvernements noch meilenweite Waldflächen. Der Nomade läßt dem Hain, wo er gerastet, wenigstens Ruhe zum Nachwuchs. Der Ackerbauer leistet bei ständiger Anwesenheit hierin noch mehr; und der Chinese, der mit der Asche düngt, mit dem Holze baut und heizt und dies alles mit seinem rücksichtslosen, rührigen Eifer, ist der denkbar größte Feind des Steppenwaldes.

Der **Jagd** wird auch da, wo nach den Vorschriften des Islam die Jagdbeute nicht zur Nahrung dient, als aufregendes Vergnügen betrieben, mannigfaltig besonders im Norden der zentralasiatischen Chanate nach Art der Perser; in der Hand des kräftigeren Türken hat sie den Charakter der stählenden Vorübung für den Krieg angenommen. Die Turkmenen halten sich eine Menge langhaariger, persischer Windspiele, und vor vielen Häusern sitzt der Falke auf der Stange. In Dingil-Tepe hielten sie auch Eulen bei ihren Wohnstätten am Stricke. Die schwierige Abrichtung der Jagdvögel ist eine gewinnbringende Beschäftigung der Ärmeren; ein gut geschulter Adler oder Falke ist den Turkmenen oft zwei Pferde oder sechs Kamele wert. Berühmt sind die Baschkiren als Abrichter von Jagdfalken, Sperbern, ja Königsadlern, die sie den Kirgisen zu hohen Preisen verkaufen. Daß die Jagd das Lieblingsvergnügen der Mongolen-Fürsten ist, erfuhr **Przewalskij** im Alaschangebirge, wo der mongolische Amban sich jede Hirschjagd in dem weiten Gebiet vorbehielt. Die Jagd liefert auch einige Handelsartikel von Belang: Moschus und junge Hirschgeweihe, die aus der nördlichen und der westlichen Mongolei in Menge nach Kalgan kommen, spielen im chinesischen Arzneischatz eine große Rolle. Arme graben auch Rhabarber, Süßholz, das selbst in der sandigen Salzwüste Kusuptschi nicht fehlt, und andere Wurzeln, die im geräumigen Arzneischatz ihrer Zauberärzte und der Chinesen unterkommen.

Die Anwohner des Lob-Nor sind von ihrem Fischfang so abhängig wie manche Hyperboreer. Alles steht gut, wenn der Fischfang im Sommer reichlich ausfiel und ein genügender Wintervorrat gesammelt werden konnte; war das nicht der Fall, dann sterben die Leute im Winter

Hungers. Dabei sind ihre Vorrichtungen für diesen notwendigen Erwerb äußerst einfach, oft unzureichend. Am Saissansee liegen die Kirgisen mit erheblichem Erfolg dem Fischfang mit Netzen ob. Die Kara-Kalpaken am unteren Oxus und Aral nähren sich hauptsächlich vom Fischfang in ihren großen, bis 200 Zentner tragenden Booten. In größerem Stil wird der Fischfang von einzelnen Turkmenenstämmen der kaspischen Küsten, besonders am Kinderlinbusen und an der Alexanderbai, betrieben. Hier wird mit Angeln und Harpunen gearbeitet. Auch Kaviar von geringer Güte wird hier bereitet. Diese Küstenturkmenen decken ihren Winterbedarf, indem sie Fische einsalzen, trocknen, in Fischthran kochen oder, mit Fischblasen umgeben, in die Erde vergraben. Bezeichnend ist die Wechselwirtschaft der Tarym-Anwohner: sie fischen ihre Tümpel aus, trocknen sie dann aus oder lassen sie ab und treiben in das rasch aufschießende Schilffeld die Schafherde. Reine Nomaden haben im Ural- und Embagebiete die fischreichen Flüsse kaum benutzt, so daß die Kosaken friedlich die Gewässer und vom Lande soviel, daß man den Fluß noch sehen konnte, in Besitz nehmen konnten. Schiffen begegnet man natürlich nur in ganz beschränkten Gebieten; am Lob-Nor und Tarym werden schmale Einbäume aus Pappelstämmen ausgehöhlt. Die doppelt so großen, durch Bretter erhöhten „Lodkas" der Kirgisen des Saissansees dürften russischer Anregung zu verdanken sein; nach persischen Mustern sind die Fahrzeuge der Fischerturkmenen am Kaspisee gebaut.

In der Nahrung spielt das Fleisch bei weitem nicht die Rolle, die man bei dem vielfach übermäßigen Herdenbesitz erwarten sollte. Der kirgisische Sokum, eine im Spätjahr beim Viehschlachten für den Wintervorrat gefeierte Schmauserei, wobei große Mengen Fleisch genossen werden, kann nicht den Maßstab für das Alltagsleben der Nomaden abgeben, die sich am liebsten mit gefallenem — und geraubtem Vieh begnügen, um die Herde nicht zu verringern. Fleisch wird gekocht und gedünstet, selten gebraten. Auch das Räuchern ist bekannt. Bei den Turkmenen wird meist nur an Feiertagen Fleisch gegessen. Nach Vambérys Schätzung verdient der Araber mehr den Namen eines Fleischessers als der Türke, wiewohl dieser den Ruf der Unmäßigkeit im Essen, den er bei all seinen Nachbarn besitzt, verdient hat. Er hat nicht so konzentrierte Nahrungsmittel, wie die Dattel des Arabers. Außerdem ist das Leben in der Steppe an sich hungererzeugend. Mehr als das Fleisch werden Erzeugnisse der Milchwirtschaft, doch weniger die Milch selbst als Schotten, Käse und (besonders bei Mongolen und Tibetanern) Butter gegessen. Jogurt und Airan oder Arag: verschiedene Arten stark gesäuerter Milch und Buttermilch samt den Fettbestandteilen, Kurut: kleine Kügelchen eingetrockneter Milch, oft das einzige Mittel, um bittersalziges Wasser schmackhaft zu machen, und mit Fleischstücken zusammen das bis zu den Wolga-Tataren hin noch übliche Bulamik liefernd, gehen vom Himalaya bis nach Kleinasien. Dazu kommt der auch in Tibet bekannte, von den Turkmenen und Kara-Kalpaken verschmähte Kumys, der Tschigan der Mongolen. Einige hielten mit Unrecht den Kumys für so charakteristisch türkisch, daß ihnen seine Erwähnung bei den Hunnen genügt hat, deren türkischen Ursprung über allen Zweifel zu erheben. Aus dem Pflanzenreich wird am meisten Hirse, die auch mit armem Boden vorlieb nimmt, genossen; dazu hat der Handel im Süden den Reis, im Norden den Weizen herbeigebracht. Besonders die in der Nähe Persiens wohnenden Turkmenen haben sich längst an Mehl gewöhnt und backen matzenartige, ungesäuerte Brote sowie harte, zur Aufbewahrung bestimmte Schmalzkuchen. Die nationale Dsamba der Mongolen ist ein steifer Teig aus geröstetem und grob zermahlenem Getreide. Im chinesischen Kulturgebiet, also besonders bei Mongolen und Tibetanern, ist der Thee eine Notwendigkeit geworden, hier in der Form des sogar als Geld zirkulierenden Ziegelthees, dessen Preis, solange er aus China bis Balti und Ladak ging, vielen nicht erschwinglich war. Mit Butter und Salz abgekocht, ist er oft der Suppe näher als dem Getränk. Indien macht erfolgreiche Versuche, seinen Thee in der gleichen Gestalt auf

den zentralasiatischen Markt zu bringen. Vielen Speisen werden wild wachsende Wurzeln und Früchte beigemengt, die massenweise von Weibern und Kindern eingesammelt werden. Die Beeren des Kharmik (Nitraria *Schoberi*) gehören fast zur täglichen Nahrung der Tsaidam-Mongolen.

Das Opiumrauchen hat sich in der Mongolei um so weiter verbreitet, je mehr chinesische Ansiedler hierher auswanderten, um sich dem Verbot des Mohnbaues und der Opiumbereitung zu entziehen. Den Tabak kauen die Mongolen und rauchen ihn aus kleinen chinesischen Pfeifen, die Wolga-Kalmücken aus europäischen, deren Deckel das Feuer auch im Steppensturm erhält.

*

Das Haus des Nomaden ist das Zelt. In den Turkdialekten ist das Wort für Zelt dasselbe wie das für Haus. Der Ort wechselt, Gestalt, Stoff, Einrichtung sind beständig. Man geht wohl nicht zu weit, wenn man zu den disziplinierenden Kräften im Leben des Nomaden die seit Urzeiten gleiche Zeltordnung rechnet. Jeder und alles hat hier seine feste, altbestimmte Stelle; daher die Raschheit und Ordnung in Auf- und Abbruch, Neu-Aufstellung und -Einrichtung. Daher auch die auffallende Geräumigkeit, die besonders an den sinnreichen Turkzelten die Europäer in Erstaunen setzt. In einem mäßigen Kirgisenzelt haben bei Tag 40, nachts 20 Menschen Platz, wobei Gerät, Waffen und Vorräte rings an den Wänden und Stangen hängen und liegen. Unter der Zeltöffnung, wo Herd, Vorräte und Waffen zu schirmen sind, lagern die Männer, links vom Eingang die Weiber und Kinder, diesen gegenüber die männlichen Diener. Unerhört, daß jemand ohne Befehl oder dringendsten Grund seinen Platz verändert. Nur dieser festen Ordnung ist es zu verdanken, daß das Zelt mit seinem ganzen Inhalt in Zeit von einer Stunde verpackt und verladen werden kann.

Den festen Körper des Zeltes bildet, wo Holz zu haben ist, ein Holzgerüst, das in mehrere Teile auseinander genommen werden kann. Auf dem offenen Geländerring steht eine Anzahl Stangen, die wie Radspeichen zusammentreffen. Weil diese Dachsparren beim Mongolenzelt gerade, beim kirgisischen aber parabolisch sind, gilt jenes für windfester. Das ganze Gerüst wird mit einem gewebten, oft schön gezeichneten Band umgeben, das die Teile fest zusammenhält, dann mit einem Mantel von mehreren Stücken Filz bedeckt, der an seinen Enden übereinander gezogen und mit Seilen aus Kamelhaaren zusammengebunden wird. Diesen Mantel muß Armen eine Decke aus gekochter Birkenrinde ersetzen; und dazu kommt noch eine äußere Hülle von Schilfmatten, die wieder mit einem gewebten Band umschlungen und befestigt ist. Als Thür dient ein hölzerner Rahmen, worin hölzerne Thürflügel aufgehängt sind. Häufig vertritt ein Teppich die Thür oder bildet einen zweiten Verschluß. Durch Verschiebung der Zeltdecke schafft man Luft und Licht und gewährt dem Rauch Abzug. Die Zeltdecke ist bei den Turkmenen meist rot, bei den Tibetanern schwarz. Dieser Unterschied der Farbe der Zeltdecken hat mit den mit Kara (schwarz) zusammengesetzten Völkernamen: Kara-Tanguten, Kara-Kirgisen 2c., nichts zu thun. Bei den echten Nomaden zeigt sich der größere Wohlstand nicht in der besseren Ausstattung, sondern in der größeren Zahl der Zelte. Aber bei den vieharmen Tataren des oberen Jiusgebietes nähert sich das Zelt der Rindenjurte und im Winter der Erdhütte nordasiatischer Völker. Bei sehr armen Völkern, wie den Kalmücken des Altai, fällt das untere Gerüst des Zeltes ganz weg: die Bewohner leben nur noch unter dem Dach, das sie notdürftig schützt, gleichsam dem Keim des großen Zeltes. Bei den armen Anwohnern des Tarym behält die Schilfhütte doch insofern etwas Zeltartiges, als die Schilfausfüllung der vier Eckpfosten locker wie eine Zeltdecke und von Mauerwerk oder dichterem Schluß an der ganzen Hütte keine Rede ist. So sind auch die hölzernen Winterjurten der im Sommer nomadisierenden Kisil-Tataren am oberen Tschulym. Die nomadisierenden Tibetaner wohnen in einer viereckigen, schwarzen Filzjurte aus den Haaren des Yak. Zum

Schlafen legt man sich auf Felle. Je unsicherer die Existenz, desto elender die Wohnstätten: bei jenen Tanguten, die ihre Habseligkeiten und Vorräte alle unter der Erde verbergen, enthalten sie fast nur noch Felle und Mist.

Im Wechsel der Zeltbekleidung spiegeln sich die Unterschiede der Jahreszeiten. Die Freude des Frühlings wird vielleicht nur von den Menschen unter dem Polarkreis in ähnlichem Maße empfunden wie von den Steppenbewohnern. Bei einer Temperatur, die monatelang unter Null verharrt, sind Jurten mit ihrer Filzbekleidung doch sehr luftig, und selbst beim lodernden Feuer, in Pelz gehüllt, wird man kaum warm. Die Teke-Turkmenen haben daher neben den Zelten Erdhöhlen, die im Winter durch Auskleidung mit Filz und Teppichen und durch kleine Feuer warm gehalten werden und im Sommer kühl sind. Bei den Winterstürmen muß das Feuer auf dem Herde inmitten des Zeltes gelöscht werden, und dann vermögen oft Sturmpflöcke und doppelte Umwindung mit Kamelseilen das Zelt kaum noch festzuhalten. In der Zeit von Mitte März bis Mitte April, die vom Lammen der Schafe und Fohlen der Stuten ihren Namen hat, werden allmählich die äußeren Zeltdecken abgenommen. Es folgt bald darauf das Abbrechen und Aufladen des Zeltes, wesentlich eine Arbeit der Weiber. Gegen Ende des Oktobers wird das Winterzelt durch Umwindung mit starken Kamelseilen und durch Verdoppelung der Filzdecken hergestellt.

So groß die Ordnung in den Jurten, so gering die Sauberkeit. Nomaden sind in der Regel nicht reinlich, besonders nicht in den kalten und wasserarmen Gegenden, wo in allem Ernst das Sprichwort sagt, daß Gott dem Menschen, der kein Ungeziefer habe, ungnädig sei.

Der Übergang vom Zelt zum Hause vollzieht sich durch das Mittelglied der ärmlichen Erdhütte, die sich der Mongole, der zum Hirten zu arm ist, in der Nähe seiner paar Ackerfelder erbaut, und weiter durch die feste Vorrats- und Winterhütte des Halbnomaden. Denn wenn sich reiche Mongolen- oder Kirgisenfürsten ein Haus nach russischem oder chinesischem Vorbild neben ihre Zelte bauen lassen, so ist das etwas ganz Unorganisches, Äußerliches. In der Mongolei und in Tibet bauen die dauernd ansässigen Stämme schon viereckige Häuser aus getrockneten Lehmziegeln mit kleinen, höhlenartigen Wohnräumen in abgestuften Stockwerken; die Dächer sind flach. Erst von der bewaldeten Region des südlichen Ladak und Baltistan an begegnet man Holzhäusern mit schrägen Dächern. Merkwürdig ist die Festhaltung der Rotunde des Zeltes im hexagonalen Hüttenbau der ansässig gewordenen altaischen Kalmücken. Die flachen tibetanischen Häuser mit ihren unregelmäßig über die Wände hin verteilten Fensteröffnungen, einförmig grau, in den ackerbauenden Gegenden von Düngerwällen umgeben, passen trefflich in die kahle Landschaft; ein Dorf ist oft schwer von einem Haufen zerklüfteter Felsen zu unterscheiden. Ortschaften sind hier natürlich seltener als vereinzelte Gehöfte. Auf dem flachen Dach breiten die Tibetaner ihre Ernte zum Trocknen aus und erflehen bei einer kleinen Buddhastatue Segen und Gedeihen für ihre Familie und ihre Habe. Und in der Winterzeit wärmt man sich darauf in den Sonnenstrahlen. Die Feuerstelle ist in die Mitte der nackten Erde des Fußbodens versenkt. Nur Vermögende besitzen niedere Tischchen und in der Nähe des Herdes zwei bis drei kleine Ledermatratzen, die Sitze der Frauen. Stühle und Schemel sind unbekannt. Bei kleineren, beständig Angriffe ihrer Feinde fürchtenden Nomadenstämmen ist der bessere Teil der Habe nebst einem eisernen Bestand an Proviant in der Erde verborgen, weshalb sie noch ärmer scheinen, als sie sind.

Die Alten wußten von wagenbewohnenden Nomaden der skythischen Ebenen, Agathyrsen und Sauromaten zu sagen, die sie Hamaxabioten nannten. Pallas fand gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, die kunduroffskischen Tataren, einen östlichen Zweig der Nogaier, eben im Begriff, die zusammengesetzten Zelte der Kirgisen und Kalmücken gegen ihre korbähnlichen Filzzelte einzutauschen, die beim Wandern auf zweiräderige Karren (Araba) geladen und dann von kleinen, leichten, schnellen Rindern (auch im Trabe) gezogen wurden.

Die Mongolenjurten stehen häufig vereinzelt oder in zerstreuten Gruppen, während sich die Kirgisen nicht niederlassen, ohne ihren Aul zu gründen; ähnlich wandern und wohnen selbst die dünn gesäeten Nordtibetaner jeweils in kleinen Horden von etwa zehn Zelten. Größere ständige Ortschaften und Städte sind natürlich nur bei halb ansässigen Nomaden zu finden. So wohnen die Kara-Kalpaken zeitweilig in Tschimbai im Oxusdelta, dessen ständige Bevölkerung aus Kaufleuten, Priestern und Handwerkern besteht. Die altberühmten Städtenamen des Oxusgebietes sind iranisch; aber es gibt auch alte türkische Namen für kleinere Orte dieser Region, und die deuten an, daß früher schon Türken mitten in der iranischen Bevölkerung saßen. Derartige Benennungen führen zum Teil auf alte Residenzen von Stammeshäuptern zurück, wie wir solchen auch bei den Mongolen bis heute begegnen. Plätze wie Urga sind wenigstens für längere Zeit stabil. Sie sind allerdings nicht Städte in unserem Sinne, sondern, wie Regel von Schicho im Ili-Gebiet sagt, Ansammlungen von Ansiedelungen, Niederlagen, Bazaren, Forts.

Zu den Merkmalen der Steppe gehören die zahllosen Städteruinen von zum Teil bedeutender Ausdehnung. In der Mitte der sandigen Kusuptschi liegen die Ruinen einer Stadt in einem Mauerquadrat von über 8 km Seitenlänge und 10 m Höhe. Am ganzen mittleren Laufe des Tschertschen-Darja findet man in einer Entfernung von 5—15 km westlich von seinem jetzigen Bett Spuren alter Städte und Ansiedelungen. Es kam noch in unserer Zeit vor, daß die in Städten Ansässigen, nachdem sie den vordrängenden Nomaden Äcker, Weiden, Holzschläge überlassen hatten, endlich selbst ihre Städte räumten; so die Karakaliner vor den Turkmenen von Achalteke, die natürlich keinen Gebrauch von der verlassenen Stadt zu machen wußten. Heyfelder fand unmittelbar nach dem Fall von Achalteke Karakali wie ein modernes Pompeji. „Festung, Wälle, Mauern, Türme, Kanäle, Brücken, Wohnungen (aus Lehmwänden), Villen mit Gärten, Scheunen, Höfe, Stallungen, Brunnen, Kirchen, Keller, Krippen, Futtertröge, ausgedehnte Wasserleitungen und Berieselungen sind wohl erhalten, aber menschenleer. Kein Wächter, kein Haustier." Die Auswanderung der Tataren und der Juden ließ in der Krim nach der russischen Besitzergreifung ganze Städte leer; Mankup war 1800 noch entvölkert.

Mauern und Wälle schlossen einst wichtige Durchgänge und Übergänge ab, wie bei Perekop. Kleine Forts aus Faschinen und Erdwall liegen in der Nähe jedes Mongolenlagers in Tsaidam, um bei Einfällen der Kara-Tanguten die Herden aufzunehmen. Verlassene Befestigungen dieser Art erinnern an unsere Ringwälle, so eine Festung der Bergkalmücken auf einem einzelnen Hügel an der Tschelamündung. Langgestreckte Erdwälle erzählen in allen Steppengebieten von den Kämpfen der Nomaden unter sich und mit den Ansässigen. Eine der nördlichsten Linien ist von Simbirsk über Kursk nach Atemar geführt, eine zweite von Pensa nach Tambow fortgesetzt worden; beide waren zum Schutz Moskaus gegen die Tatareneinfälle bestimmt. Die berühmteste Anlage dieser Art ist die Chinesische Mauer, die vom oberen Hoangho bis zum Meer das alte China schützend umfaßte; heute ist an ihre Stelle ein breiter Gürtel ackerbauender Emigranten aus China getreten, der die chinesischen Nordprovinzen viel wirksamer schützt, weil er die Mongolen aus den fruchtbarsten Wohnsitzen verdrängt, ihre Zahl vermindert, ihre Organisation und vor allem ihren Unternehmungsgeist gebrochen hat.

Den heutigen Bewohnern liegen so mühselige Steinbauten fern. Der in den Fels gehauene Steinweg des Thales von Waschansai gehört vergangenen Geschlechtern an. Heißt doch ein Ort Taschkuprink am Serafschan „Steinbrücke", wo man heute nur eine Brücke von Holz passiert! Die aus alter Zeit stammenden Steinbrücken sind oft noch besser erhalten als die modernen Holzbrücken. Die Iskander- (Alexander-) Sagen, die so manches Werk des Altertums umspinnen, das über Leistung und Absicht der heutigen Menschen hinausgeht, knüpfen auch an Reste von steinernen Brücken bei heute unbedeutenden Orten an, z. B. bei Termez am Amu.

Neben der Viehzucht ist der Handel die wichtigste wirtschaftliche Thätigkeit in der Steppe. Viehzucht, Jagd, Stein- und Wurzelsucherei und auch die schwache Industrie der teppichwebenden Weiber der Turkmenen liefern Erzeugnisse zum Absatz. Schon das Altertum kannte den Pelzhandel der Skythen als seit undenklicher Zeit betrieben. Der Nomade hat dafür seine Bedürfnisse. Dahin gehört in erster Linie der Ziegelthee, dann vielfach schon Tabak und Opium, Getreide oder Mehl, Kleidungsstoffe, Waffen und Munition. Daher findet man auf den vorgeschobensten Posten die Handelsleute, zunächst Chinesen, die teils hausierend, teils von festen Niederlassungen (den Sloboden der Russen) aus bis hinüber nach Turkistan, wo ihnen Inder und Araber die Hand reichen, das Land durchziehen. Einzelne Stämme stehen in Handelsbeziehungen zu bestimmten Plätzen, woraus mit der Zeit engere Verbindungen geworden sind. So versorgen die Tataren von Schugnan die Kara-Kirgisen der Pamir zur Weidezeit, und diese erscheinen dann im Herbst in Schugnan, um Salz gegen Getreide auszutauschen.

Immerhin bleibt noch der ganzen Mongolei der koloniale Charakter gewahrt, indem sich die großen, echt chinesischen Emporien, die zugleich Festungen sind, hart an der Grenze halten, wo sie ebensosehr dem Schutze des Hinterlandes wie dessen Verkehr dienen. Die anderen erscheinen mehr als vorgeschobene Posten, die leicht aufgegeben werden, um an günstigeren Stellen ebenso leicht wieder aufzuschießen. Fünf Grenzemporien bilden eine Art von Festungsgürtel um die Nord- und Westgrenze Chinas und können als die Operationsbasis des Handels in die Steppe und über sie hinaus betrachtet werden. Davon ist Kalgan rein chinesisch, Khukhukoto aber ausgesprochen mittelasiatisch in Bauweise und Bevölkerung. Schehol ist, schon durch den häufigen Aufenthalt des chinesischen Hofes, wieder mehr chinesisch. Von Kalgan führt der Verkehr nach Urga in der Nordmongolei und von Khukhukoto nach Kobdo in der Nordwestmongolei. An der alten Westgrenze des Reiches nach Süden treffen wir in Ninghia, am oberen Hoangho, in geschützter Lage auf den Ausgangspunkt einer lebhaften Kolonisation, die das „Land der Eingänge", jenen merkwürdigen Oasenstreifen zwischen Himalaya und Altai, den natürlichsten Weg quer durch Asien und daher seit den ältesten Zeiten das Bett wichtiger Völkerwanderungs- und Verkehrsströme, schon 200 Jahre vor Christi Geburt mit Militärkolonien besetzte. Aus diesen waren schon zu Marco Polos Zeit chinesische Handelsstädte im großen Stile hervorgegangen, die chinesische Kultur bis an den Altai und den Pamir ausbreiteten. Was Ninghia gegen Westen, ist Siningfu gegen Süden. Es vermittelt den Verkehr mit Tibet und Indien, und sein Handel war einst sogar größer als der von Ninghia. Im vorigen Jahrhundert fanden die Jesuiten katholische Armenier hier; der Ruhm dieser Stadt wird in den Bazaren Ostturkistans verkündet. In diesen Kolonialstädten sind die allermannigfaltigsten Industrien aufgewachsen.

Natürlich sind mit den Wegen auch die daran liegenden Orte unberechenbaren Schwankungen des Handels ausgesetzt. Der für die friedlichen Berührungen der Mongolen mit Europäern und für den chinesisch-europäischen Verkehr wichtige und bis in die Mitte des Jahrhunderts belebte Karawanenweg von Kalgan nach Kiachta durch die Wüste Gobi hat an Verkehr verloren, seitdem die Russen immer mehr Thee zur See nach Odessa oder von Hankhau nach Tientsin und von da zu Lande nach Irkutsk bringen, wohin das Zollhaus von Kiachta verlegt worden ist. Das chinesische Maimatschin und das russische Kiachta werden jedoch als Durchgangspunkte eines beträchtlichen Verkehrs immer von Wichtigkeit bleiben, auch wenn eine neue kürzere Karawanenstraße durch die Mongolei von Tschindant in Transbaikalien direkt nach Dola-Nor in Aufnahme gekommen sein wird. Übrigens hat der Gobiweg oft durch die hohe Lage und das rauhe Klima zu leiden. In manchem Winter wird die Reise durch die Wüste Gobi dadurch erschwert, daß die eine Postverbindung unterhaltenden Mongolen wegen Futtermangels weit vom gewöhnlichen Wege abseits mit allen ihren Tieren wandern müssen.

Man findet bei den abgelegeneren Stämmen noch immer eine kräftige, vielseitige Hausindustrie. Selbst die armen Anwohner des Tarym spinnen und weben Schafwolle und erzeugen sich sogar eine eigne Webfaser aus den Stengeln der Kondyrpflanze, die wie Flachs behandelt wird; die Weiber spinnen sie auf einem eigentümlichen Rocken und weben aus dem Garn auf einem einfachen Webstuhl eine feste Leinwand. So einfach Spindel (ein Stäbchen mit daran befestigtem Steinchen) und Webstuhl, so mannigfaltig bei fortgeschritteneren Stämmen die Erzeugnisse. Etwas locker gewebte, aber schön gebleichte Leinwand, Handtücher mit rot verzierten Enden, Wollenstoffe und schöne, seidengestickte Festkleider geben uns eine hohe Meinung vom Fleiße und der Geschicklichkeit der Teke-Weiber, deren bunte Teppiche und Kameltaschen, worin nur Blau und Violett fehlen, heute einen beträchtlichen Handelsartikel bilden. Die Turkmeninnen weben auch den seidenartigen Agaristoff aus den äußerst weichen Haaren der Kamelfüllen, der in Persien mit Gold aufgewogen wird. Das Stricken von Handschuhen ist ihnen ebenso bekannt wie die Verfertigung von Steppdecken. Darin stehen die Mongolinnen weit hinter ihren westlichen Stammverwandten zurück. Die Art, wie sie ohne Schiffchen bunte Bänder aus Seidenfäden herstellen, verdient mehr Flecht- als Webarbeit genannt zu werden. Dem Nomaden eigentümlich ist die ausgedehnte Verwendung des Filzes aus Kamel- und Schafwolle, die geschichtet, befeuchtet, mit den Händen gerollt und dann mit den Füßen gewalkt wird. Man stellt weißen, naturfarbigen und geblümten Filz her, der in Masse zur Zeltbedeckung, zu Mützen, Strümpfen und bei den Ärmeren zu Kleidungsstücken verwendet wird. Leder bildet bei den herdenreichen Kirgisenstämmen einen Gegenstand starker Ausfuhr nach Rußland und den Chanaten; seine Zubereitung ist mangels kräftiger Lohe unvollkommen. Erweicht werden die Häute in einer mit getrocknetem Käse versetzten Flüssigkeit, der Mehl und Salz zugemischt werden.



Ein mongolischer Musikant. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 550.

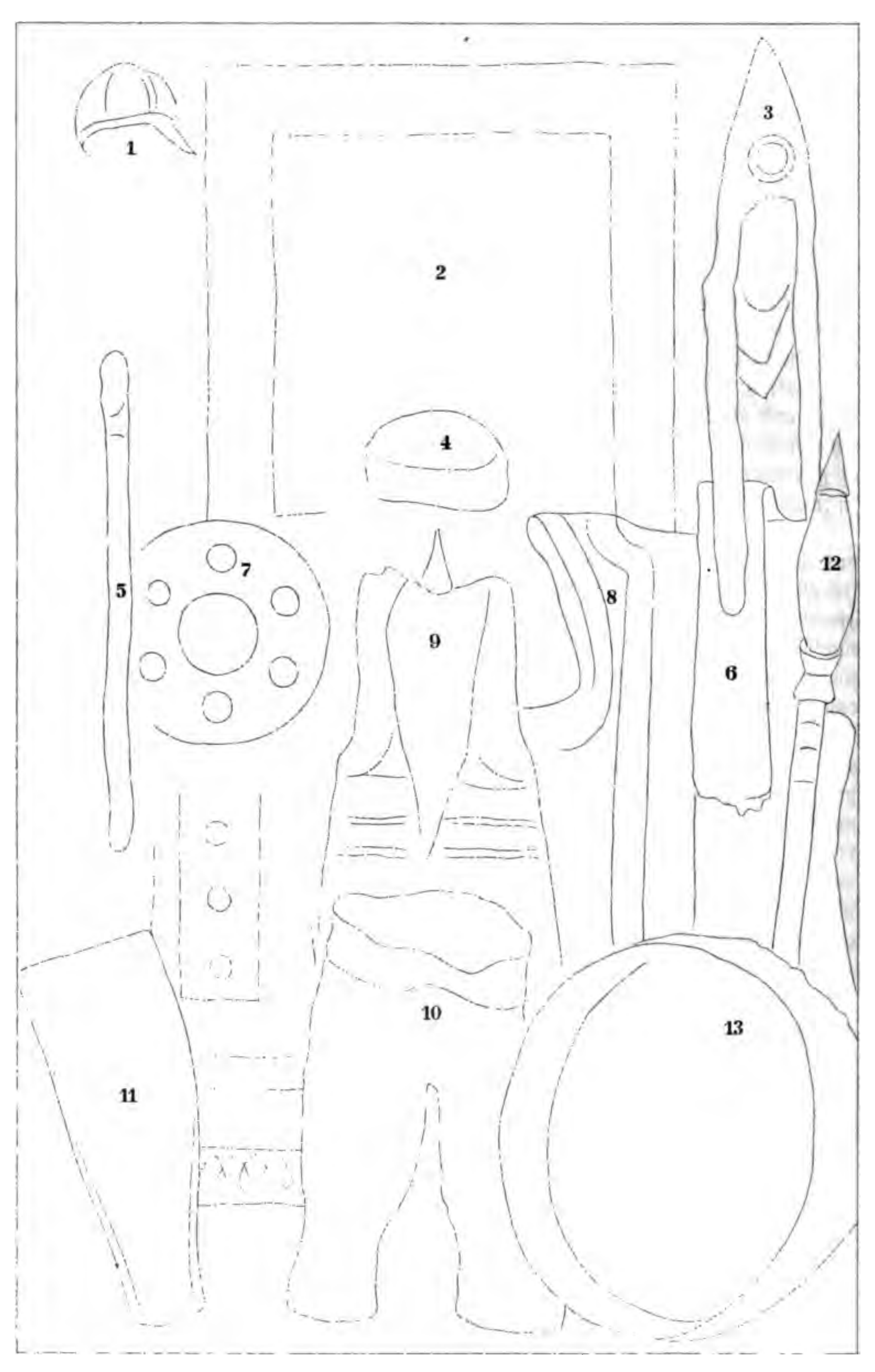
Jede Art Fell und Haut hat bestimmte Verwendungen. Wasserschläuche sind aus Ziegen-, Kumysschläuche aus Pferdeleder, Jargak (glattes Schafleder) dient Kleidungszwecken, ebenso Häute von Pferde- oder Kamelfüllen mit ihrer weichen Behaarung. Zu ihren großen Kumysgärbottichen, die mit Fett gedichtet werden, benutzen die Kirgisen je vier Pferdehäute. Wo er Holz findet, schneidet der Hirt zahlreiche Gegenstände des Gebrauches daraus. Am liebsten wird Elaeagnus, der sogenannte wilde Ölbaum, verwendet. Zwei notwendige Dinge aus Holz: Zeltstäbe und Sattelgestelle, bilden zusammen mit größeren hölzernen Schüsseln und Truhen Gegenstände des Handels, während die Löffel, Kumysbecher und selbst Schaumlöffel, bei den Kirgisen vor 100 Jahren noch vorwiegend aus Holz, heute fast überall aus Eisen bestehen, in dessen Einfuhr Russen und Chinesen wetteifern. Längst vergessen sind ältere Verbote chinesischer Regenten, die Mongolen mit Eisen zu versehen. Besonders gesucht sind große gußeiserne Töpfe, worin über dem Dreifuß die Nahrung einer Zeltgemeinschaft bereitet wird; mit ihrer Herstellung beschäftigt sich eine große chinesische Gießerei in Bantu (Ostmongolei). Die Zahl der Schmiede ist gering. Der Schmied nimmt mit dem Musiker (s. Abbild., S. 549 u. 552) die tiefste Stellung unter den Ständen der Ladaki ein. Bei den Kirgisen ist er dagegen der Gehilfe des Bakschi bei Schamanen; und dazu paßt es, wenn die Kirgisen um einen mit Bleierz und Kohlen gefüllten Tiegel herum beten, daß das Metall erscheinen möge. Die Esse ein mit einer Lehmlage bedecktes Brett, der Amboß oft nur ein Stein, Hämmer und Zangen entsprechend einfach: das sind die Hilfsmittel des kirgisischen und mongolischen Schmiedes; damit sind natürlich nur einfache Werke zu schaffen. Auch hierin ist der Westen weiter. Turkmenen ahmen feine Schmucksachen persischer Arbeit nach, fertigen Luntenflinten und sollen sogar die scharf geschnittenen Stempel ihres Silbergeldes selbst gefertigt haben. So sind auch die kaspischen Turkmenen in Hantierungen geschickt. Bei Krasnowodsk gewinnen sie Salz, auf der Insel Tscheleken Naphtha. Sie, von allen Türken dem Handel am meisten zugeneigt, bringen diese Produkte auf die Reede von Asterabad. Man kann hier auch an den tschudischen Bergbau erinnern (vgl. oben, S. 535). Während den buddhistischen Mongolen alle Götterbilder und künstlerischen Kultusgegenstände aus Tibet zukommen, verbietet der Islam den mohammedanischen Turkvölkern die Herstellung derartiger Dinge; dafür sind diese in der Ausschmückung der Weiberkleider mit farbigen Fäden, Tressen und Perlen, in der Herstellung der Waffen, dann besonders in der Buntweberei den östlichen Innerasiaten, offenbar durch die persische und indische Schule, überlegen. Die nomadisierenden Türken Persiens liefern viele der in den Handel kommenden einfacheren Teppiche (s. die beigeheftete Tafel „Türkische und mongolische Gewebe und Schmucke").

Die Arbeit des Hauses oder Zeltes lastet auf der Mehrzahl der Mongolinnen und Kirgisinnen so drückend wie Sklavenarbeit. Man kann bei der großen Trägheit der Männer selbst bei den Turkmenen nicht von einer gerechten Teilung der Arbeit sprechen. Alle Arbeiten innerhalb des Zeltes sind dem Weib aufgebürdet; aber auch beim Aufschlagen des Zeltes hat es zu thun, Filz und Stricke für die Zelte herzustellen, für Heizmaterial zu sorgen. Wo Ackerbau betrieben wird, ackert, sät und mäht die Frau; ja sie hat nicht selten selbst die Pferde zu satteln und zu zäumen, auf Sattel und Waffen ein aufmerksames Auge zu halten, und sogar den Branntwein zu bereiten, worin sich ihr Herr und Gebieter berauscht. Mannesarbeit ist das Hüten der Herden, der Krieg und der Raub. Kirgisische Mädchen hüten zwar die Schafherde des Nachts, wo es für leicht gilt, aber nicht am Tage; wenn eine Frau über ihren Mann klagt, so sagt sie: „Er hält mich schlecht: er läßt mich des Tags die Schafe hüten." Den Weibern liegt auch die Sorge für kranke Tiere, besonders Kälber, ob. Zu dieser materiellen Belastung kommt die moralische Tieferstellung. „Der Rat eines Weibes paßt nur für ein Weib", sagt ein kirgisisches Sprichwort.

TÜRKISCHE UND MONGOLISCHE GEWEBE UND SCHMUCKE.



[Zur Tafel: »*Türkische und mongolische Gewebe und Schmucke*«.]



1. *Schamanenmütze der Buräten, aus Eisenreifen, Fellen und Bändern.*
2. *Filzteppich der Kirgisen.*
3. *Mütze für verheiratete Frauen (Kirgisen.)*
4. *Mütze von Ziegenfell (Kirgisen.)*
5. *Messerkoppel der Ostjaken.*
6. *Halsschmuck e. vornehm. Frau d. Ostjaken.*
7. *„Kalat“ gesticktes Gewand der Turkmenen von Taschkent.*
8. *Samtpaletot, über dem Pelze von Frauen und Mädchen der Kalmücken getragen.*
9. *Frauenüberkleid der Burätcn, mit Silberplatten.*
10. *Beinkleid der Burätcn.*
11. *Bogenbehälter der Burätcn.*
12. *Stoßer zur Bereitung des Kumis (Kirgisen.)*
13. *Trommel des Schamanen bei den Kalmucken. Die Figur darin stellt „den Teufelsgeneral“ vor.*

Sämtliche Gegenstände aus dem Museum für Völkerkunde zu Berlin.

Der neugeborene Knabe wird mit Stolz und Freude begrüßt, die Ankunft eines Mädchens als Last, wenn nicht als Unglück empfunden. Die uigurischen Verse:

> Besser, wenn eine Tochter nicht geboren oder nicht am Leben bleibt;
> Wird sie geboren, so ist es besser, wenn unter der Erde,
> Wenn das Totenmahl mit der Geburt vereint.

sind von harter Wahrheit, aber in der Auffassung der meisten Asiaten tiefberechtigt.

Wenige Stämme der Nomaden sind so konsequente Bekenner des Islam, daß sie die Absonderung der Weiber von der Gesellschaft der Männer durchführen. Unverhüllte Gesichter sind die Regel, Schleier die Ausnahme. Unter der Decke gewisser Formen und Förmlichkeiten bewegen sich die unverheirateten Weiber sogar häufig mit einer Freiheit, die weit gehen kann, solange keine Folgen des Verkehrs mit den jungen Männern des Stammes sichtbar werden, oder solange, was für viel schlimmer gilt, dieser Verkehr nicht über die Grenzen des Auls hinausgeht. Der Gebrauch von fruchttötenden Tränklein ist weit verbreitet und geduldet. Diese Unsitte hat ohne Zweifel neben der Ehelosigkeit der Lamas ihren Teil an der geringen Vermehrung so manchen mittelasiatischen Volkes. Die Exogamie wird von den Kirgisen streng festgehalten; sie holen sich die Braut aus einer anderen Gemeinde, oft 700 Werst und weiter.

Die Verlobung findet lange vor dem Alter der Mannbarkeit statt, und der Kalym, das Brautgeschenk, wird zwar als Geschenk behandelt, ist aber in Wirklichkeit der Kaufpreis der Braut, was am klarsten daraus erhellt, daß sich bei den Mongolen Arme, die ihn nicht erschwingen können, in Jakobs Weise die Braut zu erarbeiten haben. Verlobungen, bei denen Bräutigam und Braut noch in der Wiege liegen, kommen auch heute bei den Kirgisen vor, und die Förmlichkeiten, womit der Vater des Bräutigams bei dem der Braut anhält, sind ganz so wie bei der Werbung für und um Erwachsene. Auch hier begibt sich der Vater des Bräutigams mit seinen nächsten Verwandten in den Uluß der Braut und spricht mit deren Vater Gleichgültiges, bis er endlich mit einer Schale Branntwein und einer zum Anzünden bereiten Pfeife Tabak an ihn herantritt und seine Werbung vorbringt. Bei dem Stamm Kisyl der Kirgisen von Tomsk, der mit hervorragender Zähigkeit an alten Sitten hängt, sprach dabei der Vater des Bräutigams noch vor zwei Jahrzehnten folgende Worte: „Wenn das Wasser deine Wohnung überflutet, so werde ich ein fester Damm sein; wenn der Wind in deine Wohnung bläst, so werde ich eine schützende Wand sein; wenn du mich rufst, werde ich herzulaufen wie ein Hund; wenn du mich auf den Kopf schlägst, so werde ich in dein Haus treten und dein Verwandter werden." Annahme und Genuß des Branntweins und der Pfeife bedeuten Zustimmung. Die ganze Gesellschaft verhandelt nun über den Kalym und, wie minderjährig auch dieses zusammenzukettende Paar Menschenkinder sein möge, mit Eifer schon über die Zeit der Verehelichung. Der Kaufpreis wird natürlich in Stücken Vieh festgesetzt und zwar vorwiegend in Pferden, wobei ein Kamel fünf Stuten, ein bis drei Kamele einen Renner rc. aufwiegen und Flinten, Jagdadler dazugegeben werden. 100 Stuten sind ein beträchtlicher Kalym; weniger als 27 pflegt keiner zu betragen. Strenger Sitte gemäß hat aber außerdem der jugendliche Bräutigam seine Braut bei jedem Besuch mit zahlreichen Geschenken zu bedenken. 1868 gab die russische Regierung den kirgisischen Bräuten das Recht, sich der ehelichen Verbindung mit dem ihnen in frühester Jugend verlobten Bräutigam zu entziehen. Die Eltern müssen dann den Kalym dem Bräutigam zurückzahlen und außerdem noch neun Stück Vieh als Strafe. Die Kirgisen verheimlichten dieses Gesetz lange Zeit vor den Frauen; als es aber endlich publiziert wurde, erschienen gleich bei der ersten Zusammenkunft des Wolostgerichtes im Kreis Ust-Kamenogorsk (Semipalatinsk) elf Jungfrauen vor dem Richter mit der Anzeige, daß sie mit ihrem Verlobten keine Ehe einzugehen wünschten. Wollte früher eine Frau von ihrem Mann loskommen, so mußte sie ihm dreimal entlaufen. Wenn dann durch eine Untersuchung festgestellt war, daß der Mann die

Frau schlecht behandelt hatte, so wurde die Ehe getrennt. Am lockersten sind die Ehen der in entwürdigendem Elend lebenden Tarymer.

Wo die Mittel dazu vorhanden sind, dehnen sich bei der Werbung um erwachsene Bräute die Festlichkeiten noch weiter aus. Die werbenden Verwandten des Bräutigams werden Tage hindurch bewirtet und genießen am letzten Tage das Bruststück eines Hammels aus einer besonderen



Ein Schamane mit Trommel. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 550.

Schale zum Zeichen der Unverletzbarkeit des Vertrages. Bei diesen Schmausereien wird alle Art Schabernack an den Werbenden verübt, selbst die Abreise wird erschwert, indem die Frauen des Auls das Pferdegeschirr in Unordnung bringen, Knochen unter die Sättel stecken oder in den Schweif der Pferde binden. Manches, selbst der Gebrauch, daß der jüngste der Werber eine Tasse stehlen und mit nach Hause bringen muß, klingt an den Brautraub an. Dieselben Schmausereien mit ähnlichen Spielen und Scherzen wiederholen sich bei einem Gegenbesuch der Verwandten im Dorfe des Bräutigams. Und ebenso wie dort die Braut, bleibt hier der Bräutigam unsichtbar. Diese Besuche wiederholen sich unter allmählicher Abzahlung des Kalym, bis die Verehelichung erkauft ist. Dann erfolgt der letzte Zug der Werbenden nach dem Aul der Braut, wobei sie der Bräutigam

zwar begleitet, jedoch in einiger Entfernung im Freien, oft unter einem Zelt bleibt, bis die Braut versteckt ist. Nun folgen die ganze Nacht Wechselgesänge der männlichen und weiblichen Jugend des Auls; die männliche weilt außerhalb der Jurte des Brautvaters, die andere innerhalb. Erst nachdem sich zwei Parteien gebildet haben, wovon eine die Braut aus ihrem Versteck zu befreien, die andere sie zurückzuhalten sucht, jene aber im Scheinkampf gesiegt und die Braut auf einem Teppich in die Jurte ihres Vaters zurückgebracht hat, laden einige Frauen den Bräutigam ein, seine Braut zu besuchen. Unter Entrichtung eines reichlichen Tributs von Geschenken an die Frauen des Auls tritt der Bräutigam in die Jurte der Braut und bleibt nun mit ihr, die er bei dieser Gelegenheit vielleicht zum erstenmal sieht, einige Tage allein. Heimlich zu den Seinen zurückgekehrt, findet er Geschenke des Brautvaters, die er an die Werber verteilen muß; endlich kommt er in feierlichem Zug, Vieh vor sich hertreibend, um die Braut in seinen Heimatsaul abzuholen. Beim Mahl, wofür das von ihm gespendete Vieh geschlachtet wird, erscheinen Frauen in den Prachtgewändern der Braut, worunter die mit Steinen, Perlen und Münzen geschmückte hohe Pelzmütze oft einen Wert von 4—5000 Mark erreicht. Den Zug der Braut zur Jurte des Bräutigams umgeben wieder mancherlei Förmlichkeiten; die Tataren von Tomsk tragen sinnig zwischen zwei jungen Birken einen Vorhang vor, der die Jurte des Bräutigams den Blicken der Braut bis zuletzt verbirgt.

Die verheirateten Mitglieder einer großen Familiengemeinschaft leben jeder für sich in seiner eignen Jurte, jeder bestellt seinen Acker zu eigner Nahrung; alle anderen Einkünfte müssen dem Familienoberhaupt abgeliefert werden. Eine Witwe hat nur den Acker und wird dadurch zur Sklavin ihres Schwiegervaters, der sie gekauft hat, und der dem etwaigen neuen Käufer keinen Pfennig abläßt. Wie wenig der Kalym nur Geschenk ist, wie sehr er die Frau bindet, geht am besten daraus hervor, daß sie als Erbteil auf den nächstältesten Verwandten des Verstorbenen übergeht, einerlei ob er jung oder alt. Ein Jahr nach dem Tode ihres Mannes mußte die Witwe zum „Nachfolger". War der Amenger noch ein Kind, so mußte die Witwe die Volljährigkeit abwarten. Die russischen Gesetze haben dieser Art von Sklaverei ein Ende gemacht, aber die Sitte hält doch immer an der gebundenen Stellung des gekauften Weibes fest.

Polygamie ist bei den Mongolen als Buddhisten selten, aber auch bei den Turkvölkern nicht häufig; denn die Zahl der Weiber ist bei den wandernden, in vielen Fällen an Volkszahl eher abnehmenden Stämmen nicht übermäßig groß. Die Regel, daß bei Völkern, die an Zahl zurückgehen, die weibliche Hälfte rascher als die männliche hinschmilzt, bewährt sich auch hier. Das System des Kalym schreckt von der Heirat ab, und man liebt keine große Kinderschar. Der Mord weiblicher Kinder ist selbst bei den russischen Kalmücken zu vermuten, deren Gesamtzahl sinkt; die Zahl der weiblichen Individuen ging von 1862—69 um 3,4 Prozent zurück.

Polyandrie herrscht in Tibet ausgedehnt zunächst in der Form, daß des ältesten Bruders Frau die Ehegattin der übrigen Brüder ist. Auch zwei, drei, bisweilen vier blutsverwandte Männer besitzen gemeinschaftlich eine Frau. In diesen Ehen sollen Streitigkeiten nur selten vorkommen, und dann hauptsächlich wegen der Angehörigkeit der Kinder. In solchen Fällen entscheidet entweder die Gesichtsähnlichkeit oder das Machtwort der Großmutter. Die Sitte findet sich im Norden bis zu den Tanguten; auch in Kleintibet kommt es nicht selten vor, daß vier Brüder mit einer einzigen Frau leben, wobei die jüngeren aber in untergeordneter Stelle bleiben, was die Sitte eher verstehen läßt. Dem ältesten Bruder fällt dabei die Sorge für die Kinder zu. Diese sprechen von dem „älteren" und den „jüngeren" Vätern. Schon früh ist für diese Verhältnisse die Armut des Landes an fruchtbarem Boden verantwortlich gemacht worden, und die Polyandrie wäre daher auf die gleiche Ursache wie das weitverbreitete Zölibat zurückzuführen. Es stimmt damit überein, wenn bei den Kara-Tanguten die Nomaden monogam, die Ansässigen

polyandrisch sind. Möglich, daß die Sitte auch vom Staat gefördert wird, der im nahen China die Gefahren der Übervölkerung vor sich sieht. Aus Tibet wird von einer Steuer berichtet, die für jede Frau gezahlt werden müsse. Bei den Tibetanern paßt sie sicherlich zu den politischen Maßregeln der chinesischen Regierung. So jung wie die chinesische Oberherrschaft über Tibet ist indessen die Sitte nicht, die ja Cäsar schon bei den alten Britanniern und die ersten Spanier, die nach den Kanarischen Inseln kamen, bei den Guanchen fanden; schon in der chinesischen Geographie des Weitsang heißt es: „In Tibet sind die Weiber stärker als die schwachen Männer, daher nehmen oft drei oder vier Brüder eine einzige Frau." Die Balti, die mit der Aufnahme des Mohammedanismus die Polyandrie abgelegt haben, geben einen Beleg für die wirtschaftlichen Absichten und Folgen dieses Systems, da sie bei stärkerer Vermehrung zur beständigen Auswanderung gezwungen sind: nach Jarkand, Kaschmir, Dschemu, sogar bis in die indischen Vorberge hinab; der Maharadscha von Dschemu war im stande, ein eignes Baltiregiment zu formieren. Jedenfalls kann die tibetanische Politik der Abschließung, die das Eindringen der Fremden ebenso wie das Verlassen des eigenen Landes verpönt, in der Polyandrie wie im Zölibat starke Bundesgenossen erblicken. Eine Minderzahl von Weibern ist nicht überall der Grund dieser Sitte; es soll sogar mehr Weiber als Männer in Lhassa geben. Auch sind in den Grenzgebieten genug Tibetanerinnen bereit, sich mit Chinesen zu verbinden, während das Umgekehrte selten vorzukommen scheint. Daß die Tötung neugeborener Mädchen für diese Sitte vorbereiten mag, ist mehr als möglich. Die Masse der im Zölibat lebenden Lamas trägt viel Sittenverderbnis in das Volk.

Die Geburt findet unter Zusammenlauf der älteren Frauen des Stammes oder Auls statt, die mit Zaubermitteln feindlichen Mächten entgegentreten. Bei einigen fehlt es nicht am Können in geburtshilflichen Dingen; das hindert aber nicht, das Weib auch selbst in dieser Lage oft heroisch zu behandeln, das sich doch willig dem Gebrauch fügt, bis zum Eintritt der Wehen in der Hausarbeit zu verharren. Von den Kirgisen von Semipalatinsk wird erzählt, daß sie im äußersten Fall die Wöchnerin zu einem Reiter aufs Pferd setzen, um sie in einem wilden Ritt in jene Bewegung zu bringen, die die Natur verweigert. „Mitunter hilft es, mitunter stirbt die Frau." Ein frisch geschlachtetes Lamm oder Schaf spielt bei den Kirgisen in der ganzen Zeit der Geburt die größte Rolle. Ein Teil seines Fleisches wird zur Besänftigung böser Geister in das Feuer geworfen und verbrannt, aus einem anderen wird das einzige Nahrungsmittel der Wöchnerin, eine Brühe, gekocht, in deren Schaum das Neugeborene gebadet wird. In das warme Fell des eben geschlachteten Tieres gewickelt, wird ein Knabe am oberen, ein Mädchen am unteren Teil des Zeltes niedergelegt. Die Halswirbel des Tieres werden über dem Kind aufgehängt, damit sein Hals stark werde. Drei Tage bleibt das Kind in der Nähe seiner Mutter, nachdem man es in einem Wasser gewaschen hat, worein man glückverheißende Gold- oder Silbermünzen gelegt hatte. Die Mutter darf es aber in dieser Frist nicht stillen. Nach den drei Tagen wird es in die Wiege eingelagert: entweder ein auf vier Pfählen ruhendes Tuch, worin es auf Wolle der Frühlingsschur oder auf dichtem, filzartigem Winterhaar der Kamele ruht, oder ein aus Weidenruten geflochtenes, einem Bettchen ähnliches Gestell, das an einem Stock wie ein Korb am Henkel getragen und auf dem Pferd vor die Reiterin gestellt wird. Bei den Mongolen wird möglichst bald danach unter Gebeten die „Taufe" des Neugeborenen durch dreimaliges Eintauchen in ein Becken voll Salzwasser vollzogen. Darauf findet die Namengebung statt. Und nach jedem Bad wird es wieder in dasselbe seit der Geburt ihm angehörende Tuch gewickelt, das zuletzt, mit Fett durchtränkt, entweder den Hunden vorgeworfen wird, die damit alle Krankheitskeime verzehren sollen, oder als Heilmittel dient, das Leidende am Körper tragen.

Man findet Namen wie „Hengst", „junger Hund" und dergleichen. Wo bei Mongolen ein buddhistischer Priester zugezogen wird, werden Namen mit Rücksicht auf die Konstellationen,

das Jahr, den Monat, den Tag gewählt. Da gibt es Namen wie Dorbji, Macht, oder Otchir, ein Gerät der buddhistischen Messe. Im Alter von 3—4 Jahren empfängt das Mongolenkind die Seidenschnur mit dem ledernen Amulettäschchen, das geschriebene Gebetsformeln birgt. Es wird nun zeit seines Lebens dies Anhängsel tragen und durch Ankauf weiterer Amulette vermehren. Bei den Türken wird früh schon dem Knaben ein Hengst geschenkt, der von der Lieblingsstute in demselben Jahr wie das Kind geboren ist.

Grundbesitz im scharf begrenzten Sinne der Ansässigen kennen natürlich nur solche Stämme, bei denen, wie den Karakalpaken, hinter dem Ackerbau die nomadische Lebensweise zurücktritt. Bei diesem Volk, das seine Heimat nur dem Zwang gehorchend gewechselt hat, ist der urbare Boden unter die Geschlechter verteilt; Neuankommende haben sich einzukaufen. Die Weideländer sind Gemeinbesitz des Auls, bei den Mongolen des Khoton. Der friedlich Zuwandernde kann nur in Abhängigkeit von den Besitzern des Bodens Fuß fassen. So sind die Tepteren des Baschkirengebietes kein ursprünglich gesondertes Volk, sondern eine niedere Schicht Eingedrungener, ein Gemisch von Tataren und Baschkiren, das sich in der Folge fest angesiedelt hat. Das Wort „Tepterja“ bedeutet eigentlich der Zuletztgekommene, der Neueingewanderte; und die nomadisierenden Baschkiren behandeln sie verächtlich. Sieht man von den Herden ab, so ist auch die fahrende Habe der Nomaden, die in einfachen Verhältnissen leben, wie die südöstlichen und nördlichsten Mongolen, so gleich verteilt, daß die sozialen Auswüchse ungleicher Besitzverteilung wegfallen. Darum durfte Przewalskij ausrufen: „Sie entbehren dreier Attribute der modernen Zivilisation: des Proletariats, der Bettler, der Prostitution!“ Wo Krieg geführt und Beute gemacht wird, gibt es größere Unterschiede, die im Besitz von Sklaven, Weibern, Waffen, edleren Reittieren zum Ausdruck gelangt. Aber je friedlicher, ursprünglicher, echter der Nomade ist, um so weniger gibt es fühlbaren Unterschied des Besitzes. Die Freude ist rührend, womit ein alter Fürst der Tsaidam-Mongolen sein Tributgeschenk: eine Handvoll Tabak, ein Stück Zucker und 25 Kopeken, empfängt.

Der Adel ist bei den Turkmenen und Karakalpaken gesunken, nur bei den Kirgisenstämmen blieb ihm eine hervorragende Stellung gewahrt. Als die Wolgakalmücken an Rußland kamen, stand die Sonderung in die herrschende Klasse der „Weißbeine“ und die Unterthanen oder „Schwarzbeine“ noch fest. Jene hatten in ihrer Mitte den Ban (oder türkisch Wan), der die Unterabteilungen der Ulus durch seine Freunde und Verwandten regieren ließ. Die „weißbeinigen“ Kasak-Kirgisen halten sich noch immer für weit besser als ihre „schwarzbeinigen“ Volksgenossen, weil sie sich der unmittelbaren Abstammung von irgend einem Sultan, Bei oder berühmten Helden rühmen. Dahinter tritt selbst die Hochachtung zurück, die dem Chodscha, dem von dem Propheten abstammenden Schriftkundigen, gezollt wird. Diese Chodschas waren zu häufig Abenteurer, die weiter nichts als einen grünen Turban aufzuweisen hatten, als daß sie in den Augen des familienstolzen Kirgisen, der auch nichtadlig mindestens „sieben Väter“ zählt, mit jenen verglichen werden könnten.

Die politische Gliederung reicht tief in die patriarchalischen Einrichtungen des Hirtenlebens hinab. Die Familien, deren genealogischen Zusammenhang auch der gemeine Mann auf eine längere Reihe von Generationen zurückverfolgen kann, vereinigen sich zu Geschlechtern (Sjok bei den Türken, Aimak bei den Mongolen), die festen Kerne aller politischen Gebilde höheren Grades, die aus der Zeltgemeinschaft der fünf- oder sechsköpfigen Familie erwachsen, die sich ihrerseits unter dem Großvater oder Ältesten zum Khoton oder Aul vereinigt. Mehrere Khotons, die nahe bei einander weiden, hält Blutsverwandtschaft zusammen, doch wenn sie einmal bis zu 18 Familien umfassen, ist die Erinnerung daran verblaßt. Solche größere Komplexe tragen bei den Mongolen den besonderen Namen Anghi, den die Russen mit „Rotte“ übersetzen; die eigentliche

Bedeutung ist Stamm. Die Verpflichtung des im Kriege oder bei Seuchen übrigbleibenden Teiles eines Geschlechts, für die Hinterlassenen und die Herden der Untergegangenen zu sorgen, zeigt, daß ein engerer Zusammenhang als ein durch bloß politische Rücksichten geschaffener noch vorhanden ist. Und daß ein Ursprung aus gleichem Samen angenommen wird, beweist die mehrfache Vermeidung der Wahl des Weibes im Rahmen des Geschlechts. Vor allem verwerfen dies die altertümlichen Karakirgisen als Blutschande und haben solche Ehe nur ausnahmsweise ihren Fürsten gestattet (vgl. oben, S. 551). Von dem Alter der Geschlechter zeugt auch die Thatsache, daß ihre Namen so häufig wiederkehren. Aber sie erreichen ein so hohes Alter nur, wo sie sich mitten in dem ganzen Komplex alter Sitten und Gebräuche erhalten durften. Sobald der Nomadismus aufgegeben wird, ist auch das Geschlechtersystem nicht mehr so rein wie früher. Die Ersari-Turkmenen legen als Halbnomaden schon kein so großes Gewicht auf diese Geschlechter wie ihre ganz nomadischen Brüder in der Steppe. So haben die Krimtataren, die Aserbeidschaner und Osmanen ihre Geschlechtsnamen ganz vergessen. Daß dabei die ohnehin schon schwierige Auseinanderhaltung der Familien und Geschlechter oft unmöglich wird und große Differenzen in den Angaben über die Zahl der Geschlechter vorkommen, ist leicht einzusehen. Aus den Geschlechtern und Stämmen erwächst der Volksstamm: Ulus der Mongolen, Urük der Türken. Eigentümliche Unterthänigkeitsverhältnisse ordnen Stämme einander unter, die vielleicht früher einen einzigen ausmachten. So bilden die Jograi und Golyk Nordtibets eine einzige Unterabteilung der Tanguten, leben aber in getrennten Gebieten; und jene erkennen keinen Herrn aus eignem Blute, wohl aber das Haupt der Golyk an. Die armen Dschatak-Kirgisen werden von ihren noch in der Steppe wohnenden Volksgenossen nach alten Gesetzen wie Leibeigne behandelt; der Raub von Dschatakmädchen durch Steppenkirgisen war früher gewöhnlich.

So wichtig die Geschlechtsgliederung für den gesellschaftlichen Zusammenhang, so gering ihre Bedeutung in politischer Beziehung. Abfälle vom Stammesfürsten und Aufnahme Fremder in diese hohe Stelle sind nicht selten, während der Herr des Geschlechts unerschütterlich fest steht. Die Geschlechterfürsten dienten wohl einst dem Stammesfürsten als dem Ersten unter Gleichen. Die Karakirgisen, das patriarchalischste und monarchischste aller Turkvölker, kennen einen Aga-Manap, d. h. Oberfürsten, der die Geschlechterfürsten oder Manap in Fragen des Gesamtvolkes zur Beratung versammelt. Ihm ähnlich ist der Sultan der Kasaken, nur minder einflußreich. Von dem kalmückischen Stamme der Wolgasteppe zweigte sich am Ende des vorigen Jahrhunderts, weil die Hauptlinie seiner Erbfürsten erloschen war, das Volk der Derbeten mit 4900 Kibitken ab und schloß sich den Donischen Kosaken zwischen Don und Jeï an. Unter fremder Herrschaft ist natürlich die Macht der Stammesfürsten zu gunsten der Geschlechter wieder geschwächt worden; und besonders haben es die Chinesen verstanden, indem sie sich der Geschlechter bedienten, die Mongolen immer weiter zu zerspalten: An der Spitze des Stammes steht in Kriegszeiten ein Führer (Serdar, Beg). Turkmenen und Kasaken geben im Frieden wenig auf die Autorität dieser Fürsten; die Kirgisen dagegen treiben die Unterthänigkeit so weit, daß sie sich die Sklaven ihres Manap nennen, ihm ihr Hab und Gut anheimgeben, ihn zum unumschränkten Richter machen. Freilich verlangen sie dafür auch ihrerseits von ihm Aufopferung. Die Graubärte des Geschlechts konsultiert er in wichtigen Angelegenheiten. Aus der Zahl der Ältesten werden, wo nötig, Aufseher der Bewässerung, der Benutzung des Bodens und überhaupt Vertreter der Interessen der Allgemeinheit im Sinne der hergebrachten Sitte (Adat) gewählt.

Die Ausdrücke Horde, Flügel, Haufe, sprachlich oft mit den Worten für Hundert, Zehntausend &c. zusammenfallend, sind jedem geläufig, der mit der Geschichte der Mongolen oder Türken bekannt ist. Sie sind Reste der großen militärischen Organisationen, die einst diese Völker in kompakten Massen gegen die großen Mächte ihrer Zeit führten. So zerfallen die Kasak-

Kirgisen in eine Kleine, Mittlere und Große Horde, von denen die erste 3, die zweite 4, die letzte 2 Geschlechter in sich faßt. Zu gemeinsamem Kriegszuge verbinden sich natürlich auch Stämme, die einander ferner stehen, und deren Allianzen sind ebenso veränderlich wie sie selbst beweglich. Die südlich vom Amu-Darja wohnenden Ersari-Turkmenen, die nominell zu Bochara gehören und früher gemeinsam mit den Teke-Turkmenen von Merw Streifzüge in das persische Gebiet gemacht hatten, konnten 1879 von dem bocharischen Beg von Tschardschui leicht zu einem Zuge gegen ihre alten Bundesgenossen veranlaßt werden.

Die Menge der Völkernamen ist eine Last für den Ethnographen, der sich mit der Geschichte innerasiatischer Nomaden beschäftigt. Führen sie doch bei den kleineren Abteilungen eines Stammes und oft dem Stamme selbst nur auf die Namen von Häuptlingen zurück. Weltbekannte Namen, wie Osmanen, Seldschukken, Tschagataier, sind solchen Ursprungs. Darum wechseln sie mit den Führern. Namen größerer Gruppen, wie der Kirgisen, Kasaken, sind weiter verbreitet, daher dauerhafter. Dafür ist in der Regel ihre Bedeutung so verschwommen, daß eine bestimmte geschichtliche Beziehung damit nicht zu verbinden ist: Kirgis bedeutet Feldwanderer, Kasak Landstreicher, Usbek echter Fürst. Kirgis ist im Munde der Russen ein Sammelname geworden, der viel mehr umschließt, als er eigentlich sollte, und Tatar faßt sogar Mongolen und Türken unterschiedslos in sich. Bezeichnend ist dabei die Verschiedenheit des Ursprungs dieser Namen. Rein türkischen Ursprungs sind die Geschlechternamen, während sich aus der Zeit des mongolischen Einflusses im 13. Jahrhundert bei Kirgisen, Karakalpaken, Karakirgisen und Usbeken mongolische Stammesnamen erhalten haben. Auch persische Namen gibt es. Die Teilung oder Zersplitterung ist oft ziemlich neu, und man findet eingehende Überlieferungen über frühere Zusammenhänge in Stämmen, die heute in weit auseinander sich haltende Horden zerfallen sind. Historische Geschicke hoben wohl eine kleine Abteilung aus der Masse heraus und legten ihr einen höheren Rang bei. Die Kiptschaken sind nur ein einzelnes Geschlecht der Karakirgisen, dem wegen seines Eingreifens in die Geschichte Chokands die Ehre zu teil ward, als eignes Volk zu gelten.

Zum Schluß einige Worte über die politische Verfassung der abhängigen Nomadenstämme (vgl. S. 372). Politisch zerfällt die Mongolei für die chinesischen Regierungsmänner in zwei ganz ungleiche Hälften. Die eine umfaßt die „inneren Mongolen“, die wieder in 49 Banner geteilt werden, in den Grenzstrichen längs der Mandschurei und China bis gegen Tibet. Die Ordosmongolen gehören dazu. Dagegen wird zu der Abteilung „wandernde Hirten“ gerechnet, was im Gebiete der „inneren Mongolen“ nomadisiert. Die „äußeren Mongolen“ umfassen die Chalkas- und die Westmongolen oder Kalmücken. Die Chalkas zerfallen in 83 Banner. Die östliche Hauptstadt ist Urga, die westliche Uliassutai; hier residieren die chinesischen Statthalter, unter ihnen 4 Chans. Jeder Chan hat jährlich 8 weiße Pferde und 1 weißes Kamel dem Kaiser als Tribut zu verehren. Die Kalmücken oder Ölöt wohnen südlich und westlich von den Chalkas bis in die Iligegend und zum Kuku-Nor. Zu ihnen gehören die von Sining aus regierten Mongolen des Tangutengebiets und die von Alaschan in 29 Choschunaten. Die gesamte mongolische Bevölkerung wird ferner in Gruppen von 10 Familien geteilt, die unter Dekurionen stehen; und diese bilden ihrerseits wieder Glieder einer militärischen Hierarchie. An ihrer Spitze stehen die 3 militärischen Generalstatthalter in Schehol, Kalgan und Urumtsi. Außerdem residieren höhere Militärs, die über einheimische Regenten gesetzt sind, in Urga, Uliassutai, Tarbagatai, Turfan, Kuldscha, Jarkand. Vereinzelte Spuren der Stammesverbindungen aus den Zeiten der Unabhängigkeit findet man hier und da. So wird das Ordosland von den Chinesen in die drei Fürstentümer Tung Kung, Tschung Kung und Si Kung (Ost-, Mittel- und Westreich) geteilt, und jedes dieser Ländchen wird unter chinesischer Oberherrschaft von eingebornen Fürsten regiert, die sich jährlich mit den ähnlich abhängigen Fürsten der Grenzländer von Mao Min Ngan und Targam

Pei Li zur Beratung gemeinsamer Angelegenheiten vereinigen. Auch haben sie alle drei Jahre in Peking dem Kaiser zu huldigen.

Bis heute haben die Chinesen die einheimischen Fürsten der Mongolei, die sich ihrem Einfluß fügen wollten, ruhig fortregieren lassen. Ein chinesischer Beamter, in der Regel ein Mandschu, steht an der Spitze, unter ihm die angestammten Mongolenfürsten chinesisiert und in chinesischem Solde. Größere Mongolenfürsten sind mit Chinesinnen aus kaiserlichem Blute verheiratet. Schon Kanghi hatte über diese Fürsten ein eignes mongolisches Tribunal in Peking gesetzt, das ihnen das Recht über Leben und Tod nahm. Außerdem ist in der Hauptstadt ein eignes Reichsamt der mongolischen Angelegenheiten errichtet, bezeichnenderweise auch Kolonialamt genannt; dies hat sich mit allen Fragen zu befassen, die über den enormen chinesischen Besitz zwischen Rußland und Indien an die zentrale Stelle gelangen. Dann endlich ziehen die Chinesen die Fürsten der Nomaden noch in der Weise in ihr Interesse, daß sie bei ihren Ansiedelungen nach derselben Methode, die ihnen in der Mandschurei so gute Früchte getragen hat, den mongolischen Großen das Land abpachten und Kapital- oder Warendarlehen machen, mit deren Hilfe sie bald die Eigentümer des Landes werden. Die Erwägung, daß die rührige, wachsende chinesische Bevölkerung ihnen reichlichere Steuern zahlt als ihre spärlichen und trägen mongolischen Unterthanen, macht jene noch mehr geneigt. Wo die Chinesen als friedliche Ansiedler nicht vertreten sind, wie in der Steppe südlich von Alaschan oder im Tangutenlande, ist auch ihre politische Geltung gering. In der Nordmongolei haben es einige Fürsten verstanden, der Ausbreitung der Chinesen durch das Verbot der Familiengründung einen Damm zu setzen, der nicht ganz dadurch durchbrochen werden konnte, daß sich die Chinesen mit Mongolinnen regellos verbanden. Selbst in Urga, wo sie politisch entschieden dominieren, sind die Kaufleute in eine besondere Chinesenstadt zusammengedrängt.

Ähnlich waren die Verhältnisse der Turkmenen zu Persien und den zentralasiatischen Chanaten, solange darin politische Kraft war. Es war gelungen, einen großen Teil der Wanderer ansässig und damit friedlich zu machen. Dieselbe Aufgabe hat Rußland mit größerer Energie gegenüber allen Turkvölkern nördlich vom Atrek und vom oberen Amu Darja durchgeführt und dadurch am meisten zur Einschränkung der einst ganz Europa und Westasien bedrohenden innerasiatischen Nomaden beigetragen. Klug benützte es die herkömmliche Feindschaft zwischen Mongolen und Türken, indem es die Kalmücken aufnahm und gegen Tataren verwendete.

---

14. Die Tibetaner.[1]

„Das Land Buddhas. Das Reich des Schnees."
Einheimische Bezeichnungen Tibets.

Inhalt: Tracht. Schmuck. Waffen. — Nahrung. Viehzucht. Ackerbau. — Tibets Kulturfähigkeit. — Verkehrsstraßen. — Verschiedene Stämme: Tanguten (Golyk, Jograi), Dalden. — Regierung. Die chinesische Oberaufsicht in Tibet.

Beide Geschlechter der Tibetaner gürten um die Lenden einen langen, kaftanartigen Ärmelrock, im Sommer aus Wolle, im Winter aus Schafpelz, der mit einem farbigen Zeug überzogen ist. Der Pelz hängt über den Gürtel wie ein Sack herab. Den rechten Ärmel lassen die Männer häufig herabfallen, so daß der Arm und ein Teil der Brust selbst bei strengem Froste unbedeckt bleiben (vgl. S. 536). Statt der Hosen werden die Schenkelstücke von Schaffellen getragen. Die nomadi-

---

[1] Den Namen Tibet für das Land zwischen Himalaya, Kuenlün und Kuku-Nor gebrauchen wir seit Marco Polo. Die Einwohner nennen es Bodjul, die Chinesen, die es zu ihrem eignen Reiche rechnen, Tsang.

sierenden Tibetaner kennen kein Hemd, sie schlafen in ihren Zelten nackt auf einer Filzunterlage, indem sie sich mit ihrem Ärmelrock zudecken. Die Fußbekleidung sind hohe Stiefel aus grobem Wollengewebe mit Sohlen aus Leder: ein vortrefflicher Schutz gegen Kälte. Beide Geschlechter tragen Mützen aus Schaf- oder Fuchsfell, bisweilen aber auch eine Kopfbinde aus rotem wollenen Tuch. Am Gürtel hängen verschiedene kleine Gerätschaften und bei den Männern der Säbel. Ein mit Korallen oder Türkisen geschmückter Lappen auf der rechten Schulter ist ein Amulett, das sich die Tibetaner bei ihren Lama kaufen. Die gelben Kleider der Lama sind wegen der Schwierigkeit, gelbe Stoffe zu beschaffen, immer mehr durch rote verdrängt worden. Bei den südlicheren Völkern wird das Leibgewand gesponnene Wolle, während der Pelz nur noch als Umschlag hervortritt. So tragen die Männer der Ladaki vorn weit übereinander geschlagen ein langes Wolltuch mit Gürtel, die Weiber ein ähnliches von lichterer blauer oder roter Farbe, dazu wollene Beinkleider und die tibetanischen Woll- oder Filzstiefel. In Spiti werden dunkle Farben vorgezogen. Die Balti tragen sich ebenso, doch sind ihre Wollröcke kürzer. Die gleiche Kleidung, durchaus lichtgrau, tragen die indisch angehauchten Pahari, die der Mischrasse der Kanet angehörigen Bergler von Lahol; und der gekürzte tibetanische Wollrock kommt auch den Mon von Tawan zu. In Bhutan und Nepal findet man ihn nur bei den Nomaden des Hochgebirges; im Mittelgebirge sind die Wämser und Hosen von Baumwolle, bei den Leptscha selbst von Seide aus dem Gespinste des Rizinus-Seidenwurmes. Hier findet sich dann schon der komische Gegensatz zwischen Hindus, die die Jacke rechts, zu Mohammedanern, die sie links knöpfen. Mit der Wolldecke gürtet sich der kraftvolle, wilde Lhoba-Daphla, indem ihm der Gürtel zugleich als Pfeilköcher dient. Wohin indischer Einfluß reicht, gelten Wollkleider als die Tracht der Masse, während sich die Reicheren durch Gewänder aus Baumwolle auszuzeichnen streben, die in Dardistan, wo man diesen sozialen Unterschied scharf ausgesprochen findet, nur zu hohem Preise aus dem Tieflande zu erlangen sind. Die Tracht der Daldenweiber: kurzer Ärmelrock, darüber ein zweiter, ärmelloser Rock, das Ganze durch den Gürtel festgehalten, ist wie der Kopfputz eher tibetanisch als chinesisch. Nach chinesischer Sitte kleiden sich die hohen Würdenträger Tibets in reiche Zobelpelze und lieben Besatz der Kleider mit Leopardenfell. An der chinesischen Grenze trägt auch das Volk die chinesischen weiten, blauen Beinkleider und aufgebogene Schuhe. Aber anderseits hat sich die tibetanische Tracht bis zu den Mongolen von Tsaidam verbreitet, die sich wie die Tanguten tragen: sie wünschen ja mit diesen Buschkleppern verwechselt zu werden.

Bei den Männern dominiert der chinesische Zopf bis nach Indien hinein. Mehrere Zöpfe am Hinterkopfe in einen gebunden tragen nordtibetanische Stämme. Da die Mohammedaner ihr Haar kurz halten und das Haupt mit dem Turban bedecken, wird dort der Zopf ein Merkmal der Bekenner des Buddhismus. In Kansu heißen die Leute von Jarkand: Beturbante. Wir finden den Zopf bei vorn kurz geschnittenem Haar als Haarbeutel bei den Ladaki, während die zum Islam übergegangenen Balti, bereits von Westen her beeinflußt, den Kopf bis auf zwei lange Seitenlocken kahl scheren. Ähnlich tragen die mit Muselmanen zusammenwohnenden Kanet von Lahol ihr Haar, lassen aber eine Stirnlocke unter dem kleinen Turban hervorlugen. Die Ghorka scheren ihr Haar im Nacken kurz und rasieren vorn eine Platte. Das Haar der Weiber der Tibetaner ist bald nur in zwei, bald in unzählige kleine Zöpfe geflochten, die sich nach rückwärts in einen einzigen vereinigen und, durch Bänder verbreitert, wie ein kleiner Mantel über den Rücken hängen oder einen ganzen Juwelierladen von Ringen tragen. Den Weibern der Dalden hängt dafür ein Tuch, an einem hörnerartigen Kopfputz aufgespannt, breit bis tief über den Rücken herab und drückt die Gestalt unter der schweren Kopflast. Dann sieht man wieder Frauen, die ein kolossales Geflecht von Yakhaaren auf den Kopf setzen, um ihren Haarreichtum größer erscheinen zu lassen, und wieder andere, die als Kopfschmuck kleine Schalen aus

iem Silber, in Lahol ein edelsteinbesetztes silbernes Näpfchen, im Haare befestigt haben. ehlen im Haar oder auf der Brust Ketten aus Silbermünzen, meist Rupien. Die Über-)es Kopfes mit Schmuck findet sich auch in Kulu und Spiti. Die Weiber der Ladaki infach Seitenzöpfe; ihr Haarschmuck ist ein breit von der Stirn nach dem Hinterkopfe mit Muscheln, rohen Türkisen oder Perlen besetztes Band. Häufig findet man das runde Scheitelkäppchen, das sich als Kopfbedeckung der Chinesen und Mongolen verbreiten mußte. Es wird gegen die Kälte mit Ohrklappen versehen, die im Sommer aufrecht gestellt werden. Die Dorfältesten der Balti tragen schon Turbane darüber. Cylinderförmige, randlose Strohmützen, wie bei den Lhoba-Daphla, weisen nach Birma und den Schan hinüber. In den breiten Wollkappen der Ladaki kündigte sich schon die eigentümliche, breitkrempige Kappe der Darden an: ein Stück Tuch von etwa einer halben Elle so aufgerollt, daß in der Mitte eine Vertiefung und rings ein breiter Rand entsteht. Wo immer Darden leben, tragen sie, wenn sie nicht Buddhisten sind, diese charakteristische Kopfbedeckung. In Spiti herrscht eine sackartige Mütze vor. Merkwürdig ist das **Brandmal**, das die meisten Balti in der Größe eines Fünfzigpfennigstückes **auf dem Scheitel** tragen. Indische Bemalung des Gesichts ist bei den Ladaki-Weibern üblich.



ima aus Lhassa. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 563.

Auf der Brust trägt zunächst jeder Tibetaner eine Kapsel aus Gold, Silber oder Kupfer als Amulett gegen die bösen Dämonen mit verschiedenen Beschwörungsformeln darin; oft reich mit Türkisen, dem chen Schmuckstein, besetzt. An der tibetanischen Ostgrenze schlagen die Tibetanerinnen t **Schmucksachen**, aus Gold, Silber, Korallen und Türkisen zusammengefügten Ohr-, nd Armringen, das schwächere chinesische Geschlecht sofort aus dem Felde. Auch in der ng von Schmucksachen begegnen sich in Tibet indischer und chinesischer Geschmack; und ser in neuerer Zeit immer mehr vorzuherrschen beginnt, so war dies in früheren Jahr- n anders, wo offenbar auch der Reichtum viel gediegener war. Kleintibet scheint einst :niger als das vielgerühmte Kaschmir in künstlichen Metallarbeiten geglänzt zu haben.

Heute ist mit dem Wohlstande der größte Teil dieser Künste verloren; und was dem Besucher in Ladak und Baltistan auffällt, sind meist nur noch die rohen Türkise, die in bedeutender Menge und Größe im Schmuck erscheinen. Nach Baltistan hat indische Prachtliebe hinübergegriffen, Werke indischer und persischer Gold- und Silberschmiedekunst sind hier häufiger.

Die Männer der nomadisierenden Stämme sind stets bewaffnet. Jeder trägt mindestens ein Schwert in seinem Gürtel und einen Speer, womöglich aber auch ein Gewehr: die chinesischen Luntenflinten (s. Abb., S. 538) sind bis an die indische Grenze verbreitet. Nach chinesischem Muster trägt die Flinte wohl als Pfropfen die Stützgabel. Die Schwerter sind oft von schöner chinesischer Arbeit, der Griff in eine rote Koralle oder einen Türkis auslaufend. Während frühere Beobachter und besonders die Missionare die Tibetaner neben den Chinesen als überlegen stark, abgehärtet und kriegsgewohnt beschrieben, fanden die russischen Reisenden, daß sie sich als ebenso große Feiglinge wie andere Asiaten zeigten, ihre Waffen nachlässig behandelten und in Ermangelung von Blei mit Kieselsteinen schossen. Das erinnert an die Gewohnheit der tibetanischen Hirten, das Vieh mit der Schleuder anzutreiben; und mit der Schleuder greifen sie auch an, wo ihnen die Flinten noch fehlen. Leicht schrecken sie natürlich die schlecht bewaffneten und demütigen mongolischen Karawanenführer, die, bei jedem Überschreiten der tibetanischen Grenze von Tanguten ausgeraubt oder doch ausgepreßt, wohl am meisten den kriegerischen Ruf der Tibetaner verbreitet haben.

So weit der Yak als Herden- und Lasttier reicht, so weit gehen auch Völker tibetanischer Arbeitsweise, Sitte und Tracht. Das Element des Yak ist die dünne, klare Luft hoher Thäler, seine Nahrung wächst auf den kurzrasigen Almen des Himalaya und Kuenlün, mit ihm sind die Hirtenvölker der tibetanischen Hochebene tief im Gebirge südwärts gewandert und haben den Kamm überstiegen, den die aus dem Süden kommenden, an subtropische Wärme gewöhnten Indier nicht von fern erreichen. Gewöhnlich sind die Besitzer der Yakherden nur Hirten; aber in Ladak zieht der Yak den Pflug, sogar in Gemeinschaft mit Kühen, und die teilweise vom Fuhrwesen lebenden Ladaki spannen ihn auch vor ihre Lastwagen. Yak- und Schaffleisch bilden die Hauptnahrung, häufig roh. Nach dem Fleische folgt der im Steinmörser gestoßene und im Kupferkessel gekochte Thee, mit Zusatz von Milch und viel Butter. Ein Lieblingsessen ist ferner geschälte Gerste und Taryk, gekochte, gesäuerte Milch. Der Pandit Nain Sing sah in Chorsan (bei 4400 m) große Steinschüsseln, worin die Tschampa eine Mehlsuppe bereiten, die mit Milch, Käse und Butter die Hauptnahrung darstellt. Geistige Getränke werden aus gegorner Milch und Gerstensaft hergestellt. Auf Weidegründen nicht fern von Lhassa hält man 300 Zuchtstuten, aus deren Milch ein zum Gebrauch des Dalai Lama bestimmter Branntwein bereitet wird. Bei den Ladaki ist ein Gesetz gegen Branntweingenuß notwendig geworden. Tschang heißt ihr säuerliches, hopfenloses Bier.

Nur im südlichen Tibet gibt es trotz der hohen Lage noch Ackerbau. Nach Nain Sing steigt der Gerstenbau in Tibet bis 4560 m. Sobald man Tschangtang (die „nördliche Fläche") betreten hat, ist man von Nomaden umgeben; und weiter nördlich ist ein großer Teil des Landes unbewohnt. Erst im Kuku-Nor-Gebiete tritt der Ackerbau wieder auf. Ein Pandit, der von Lhassa nach der Tanlakette reiste, kam auf der ersten Hälfte des Weges an etwa 7000 Zelten vorüber, während der zweiten auf dem Tschangtang war die Gegend unbewohnt; fünf Reiter, wahrscheinlich Räuber, und eine Karawane aus der Mongolei nach Lhassa waren die einzigen Menschen, denen er begegnete. Auch Przewalskij betont die vollkommene Menschenleere eines Striches von 800 km Breite in 4200—5000 m. Die Gesamtbevölkerung des Landes ist jedenfalls sehr dünn und wird 2 Millionen kaum erreichen.

Die Tibetaner gerben vorzüglich, wobei sie die Häute mit Steinen schaben. Aus eingeführtem Kupfer machten sie die zahlreichen Theekessel und Theetassen. Zu den von Chinesen gelieferten Metallteilen der Gewehre machen sie die Schäfte. Die Edelsteinlager, nebst den Herden

der Reichtum Tibets, werden selbst im äußersten Südwesten an den ostturkistanischen Grenzen von Chinesen ausgebeutet, auch die im Karakaschthale gelegenen Jadeïtwerke. Bei der Abgeschlossenheit des Landes ist der Handel fast ganz in den Händen der Chinesen, die vor allem den bedeutenden Theebedarf befriedigen und japanische Kleinigkeiten bis auf die Klostermärkte des inneren Tibet bringen. Der feste Halt der Chinesen in Tibet wird wesentlich durch das Verlangen der Tibetaner nach Ziegelthee mit bewirkt. Außerdem sind sie als Bankiers und Wucherer unentbehrlich. Gill nennt die Chinesen die „einzigen im Lande, die Geld haben"; das ist übertrieben: die Lama in Nordtibet leihen ihr Geld zu 2 Prozent im Monat aus. Die Ausfuhren Tibets gehen in neuester Zeit teilweise durch die westliche Mongolei nach Russisch-Turkistan; man will bereits den Handel an der chinesisch-tibetanischen Grenze in Abnahme sehen. Wenig ist trotz der Bemühungen der Engländer der indisch-tibetanische Handel vorgeschritten, und selbst vom indischen Thee geht nur wenig nach Tibet. Nepalesische Kaufleute treiben dagegen Handel mit Tuch- und Metallwaren nach Lhassa, von wo sie früher Ziegelthee bis nach Kaschmir mit zurücknahmen. Die Karawanen ziehen selbst in der Nachbarschaft von Lhassa mit Bedeckung; an der Nordgrenze aber hemmen die Räubereien der Tanguten und Jograi oft jahrelang den Verkehr. Tibet benutzt chinesische Scheidemünze, aus China eingeführte Silberpesos sowie Rupien aus Nepal bis Batang hin und schmelzt sie mit einem Drittel Kupfer zu den tibetanischen Scissisilber-Rupien; seit Ende der siebziger Jahre kursieren auch Rubel im Lande. Eine alte Ladakisilbermünze, den Dschad oder Dschao, findet man in den Bazaren von Ladak und Baltistan neben Rupien und chinesischem Kupfergelde. Von Tibets Hauptstadt führt ein leichterer Weg nach Peking, der zu allen Jahreszeiten offen sein soll, über Tsiamdo und Batang nach Setschuan, ein anderer, schwieriger, der im Sommer begangen wird, nach Tsaidam und dem Kuku-Nor. Man reist mit Yaks, die als Reittiere 30 km im Tage, beladen nur die Hälfte zurücklegen. Nach Nepal führen Straßen, deren Mittelpunkt der Bazarplatz Schigatze bei Teschilumbo ist; den Sangpo überschreitet man auf schmaler Eisenkettenbrücke.



Eine Tangutin. (Nach Photographie von Potanin.) Vgl. Text, S. 563.

Die **nomadisierenden Tibetaner** zerfallen in eine große Anzahl von Stämmen. Eine nordöstliche Gruppe heißt im Lande „Sokpa", eine nordwestliche „Drokpa". Ihr gehören die Bewohner der Tanlakette, die von Lhassa halb unabhängigen Jograi und Golyk, an. Das durch **Przewalskij** eingeführte Wort **Tangut** (s. die Abbildung einer Tangutin, S. 562) ist mongolisch und bezeichnet im Munde der westlichen Chinesen alle Tibetaner. Die Tibetaner am Kuku-Nor werden von den Chinesen Fan-Tza genannt; sie sind dem chinesischen Statthalter von Kansu untergeordnet und werden gleich den Mongolen, mit denen sie sich gemischt haben, von einheimischen Häuptlingen regiert. Den Dalai Lama bezeichnen sie als ihren angestammten Herrscher. Tibetaner gibt es auch in der Provinz Tsaidam. In der Nähe des Lamaklosters von Scheibsen treiben Chinesen mit Tanguten vermischt Ackerbau, westlich davon liegen rein chinesische Dörfer am Südrande der Wüste Gobi. In der Provinz Kansu finden wir die ähnlich wie die Dunganen chinesisierte Völkerschaft der **Dalden**, eine Mischung von Tibetanern, Mongolen und Türken, Ackerbauer, die sich zum größten Teil chinesische Tracht und chinesische Sprache angeeignet haben. Im Gegensatz zu diesen haben die echten Tibetaner Westchinas, trotzdem sie in enger Berührung mit Chinesen und unter ihrer Herrschaft leben, wenig von den chinesischen Gebräuchen angenommen. Wirtschaftlich sind sie freilich ganz von den Chinesen abhängig; diese beuten ihre Steinkohlen und Salzseen aus, verweben die von den nomadisierenden Tibetanern gesponnene Yakwolle zu dem Tuche, woraus sie alle ihre Kleider fertigen, und betreiben außerdem den gewinnreichen Handel mit Rhabarber.

Die **Regierung** Tibets ruht formell in den Händen der zwei obersten Lamas, des Dalai Lama und des Panschen Lama, denen vier Minister zur Seite stehen. Die Oberleitung aber liegt bei den zwei chinesischen Residenten in Lhassa, hohen Offizieren der Mandschubanner. Die Verwaltung Tibets ist eng mit der von Setschuan verbunden, das Soldaten und Geld für die chinesische Herrschaft in Tibet liefert. Welche kleinere Halbsouveränitäten das weite Land noch umschließen mag, ist unklar; und wir wissen nicht, welches Gewicht Notizen beizulegen ist wie: „Das Kloster von Tawan ist unabhängig von Lhassa, und seine 600 Lamas (s. Abbildung, S. 560) sind mit Flinten und Bogen wohl bewaffnet" und ähnlichen Aufzeichnungen der Panditen. Ausdehnung, dünne Bevölkerung und politische Schwäche dieses buddhistischen Kirchenstaates machen einen sehr lockeren Zusammenhang der kleineren politischen Existenzen wahrscheinlich. Von dem Reiche der Weiber (Nü Kuo), das nach chinesischen Annalen das nördliche Tibet umfaßte und von der großen und kleinen Königin regiert wurde, dessen Krieger aber Männer waren, obwohl die Söhne den Namen der Mutter trugen, scheinen alle Spuren verschwunden.

Tibet ist also politisch als **ein Teil des chinesischen Reiches zu betrachten**. Der Dalai Lama kann nur unter Zustimmung des chinesischen Kaisers eingesetzt werden, und alle zwei Jahre gehen als milder Tribut Geschenke von Lhassa nach Peking. Noch im vorigen Jahrhundert standen chinesische Soldaten an den Grenzen der bengalischen Besitzungen der Ostindischen Kompanie, um Tibet gegen die Invasion der Nepalesen zu schützen. China besitzt auch das wirtschaftliche Übergewicht neben der politischen Herrschaft. Trotz des schwierigen Verkehrs (drei Monate von Sining bis Lhassa) verstand es alle anderen Mächte vom tibetanischen Markte auszuschließen. Im Grenzstrich von Setschuan finden sich zahlreiche chinesisch-tibetanische Mischlinge, die den reinen Tibetaner verachten. Tibetanische Frauen vermählen sich gern mit den chinesischen Handelsleuten und Soldaten. Die tibetanischen Mandarinen in Batang sind chinesisch gekleidet und sprechen flüssig chinesisch; wie denn auch das Chinesische als Kultur- und Handelssprache im ganzen Grenzgebiete herrscht, trotz des numerischen Übergewichts der Tibetaner in größeren Grenzstädten, wie Tatsianlu. Dagegen hat die eigentliche Einwanderung von chinesischer Seite bisher in Tibet nicht ebenso freies Spiel gehabt wie in der Mongolei: es scheinen die chinesischen Behörden dem

Übertritt größerer Massen Schwierigkeiten zu bereiten. Den Tibetanern selbst fehlt es offenbar nicht an Selbstgefühl, zu dessen Nährung der Besitz der heiligen Stadt des Buddhismus beiträgt. Daher sind sie, wiewohl gegenüber China mehr Unterthanen als Alliierte, doch eifersüchtig auf den Einfluß dieser Macht und sehen selbst auf die Chinesen wie auf Unreine herab, mehr natürlich noch auf Abendländer, die eben jetzt die Wege nach Tibet ihrem Handel und damit ihrer Forschung öffnen wollen. Das Verständnis der Völkerverhältnisse Innerasiens, Indiens und Hinterindiens kann nicht als abgeschlossen gelten, solange weite Gebiete, wo sich so viele Fäden asiatischen Völkerursprungs und so viele Wege asiatischer Völkerzüge kreuzen, im Dunkel der Unerforschtheit ruhen.

---

15. Allgemeines über indische Völker.

„Die Ethnographie der Indier kann zunächst nur in den allgemeinsten Zügen gezeichnet werden." Mantegazza.

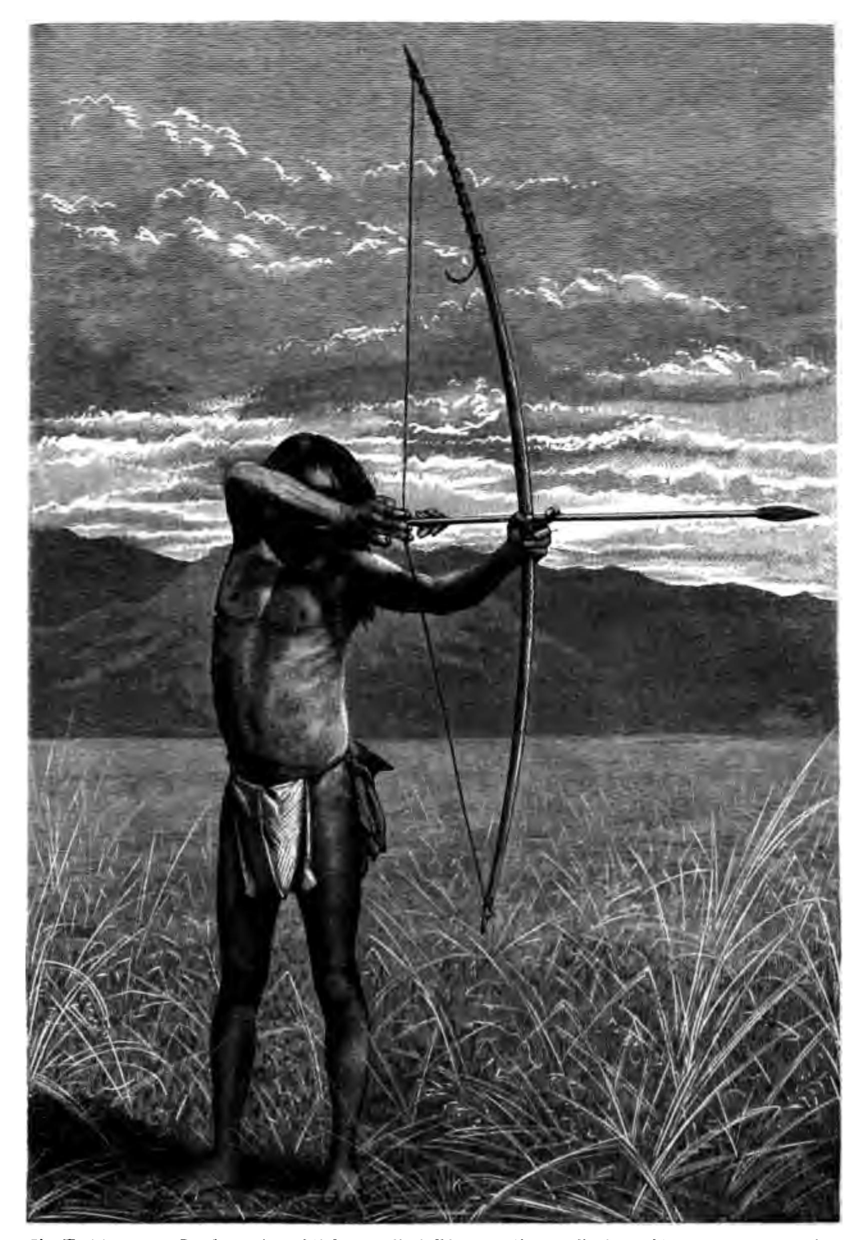
Inhalt: Es gibt keine indische Rasse. — Vordrawidische Elemente. — Drawidier. — Mongolen. — Hindu. — Mischlinge. — Ethnographische und religiöse Bedeutung der Rassenunterschiede. — Die alten Südasiaten. — Vorgeschichtliche Denkmäler. — Beziehungen zu Innerasien und zum Malayischen Archipel. — Der indische Volkscharakter. — Weichheit und Härte. — Die Sanskritlitteratur. — Bildnerei. Architektur. Malerei. Kleinkunst.

Als bei der 1871er Volkszählung Indiens auch der Versuch gemacht wurde, die Rassen der Halbinsel nach ihrem Zahlengewicht zu gruppieren, unterschied man 110 Millionen Mischlinge, 41 Millionen Mohammedaner, 18 Millionen Urstämme und nichtarische Völker und 16 Millionen reine Arier, in Summa 185 Millionen.[1] Diese bunte Klassifikation zeigt, wie schwer es ist, die Rassen in einem Lande auseinander zu halten, wo seit Jahrtausenden die Völker von den verschiedensten Seiten zusammengeflossen sind, sich gemischt und unter neuen Einflüssen verändert haben. Indem man die Mohammedaner als große Völkergruppe mit Rassen zusammenstellt, bekennt man die Unmöglichkeit, ihre Rassenelemente zu trennen. Dasselbe beweist die große Zahl für die Mischlinge. Die einfache Hypothese, daß in die ursprünglichen dunkeln, negroiden Stämme erst eine arische, dann eine zum Teil mongolisch-mohammedanische Invasion einbrach, die die Urbewohner teils nach Süden und Westen vor sich her schoben, teils Mischrassen bildeten, läßt allerdings keine solchen Schwierigkeiten voraussehen. Aber jeder Versuch, darüber hinauszugehen, führt auf die Aufgabe, die Unterschiede sorgfältiger auseinander zu legen, so wie Mantegazza Hindu mit arischem (kaukasischem), malayischem und semitischem Typus, Mongolen, Juden, Parsen, Muselmanen, unter denen sich Turanier verbergen, und endlich Urstämme unterschieden hat.

Der „vordrawidische" Typus der sogenannten Urstämme, Bergstämme oder Wilden hat negroide Elemente (vgl. Bd. I, S. 201) in der platten Nase, dem wulstigen Munde, dem prognathen Oberkiefer, dem dünnen, nur am Kinn etwas reichlicheren Barte, während eine Mulatteneigenschaft in dem halbseidigen, welligen, starken Haarwuchse liegt. Der Wuchs ist in der Regel niedrig; die „Zwerge" Indiens gehören hierher. In den Westghats und in Ceylon gibt es braune und gelbe Leute von 1½ m Höhe, waldbewohnende Stämme aus wenigen Familien bestehend, die nur gelegentlich Honig, Wachs und Sandelholz nach den Ansiedelungen bringen. Niemand wird daraus den niedersten Grad von Menschentum erschließen. Hört man abschreckende Schilderungen der Wedda des Inneren von Ceylon (s. Abbild., S. 565), so muß man fragen, ob nicht die elende Lebensweise mit daran schuld sei, daß der Wuchs etwas kleiner, der Gesichtsausdruck

[1] Der 1881er Zensus bringt eine Zählung nach Religionen, die 188 Millionen Hindu, 50 Millionen Mohammedaner, 6,4 Millionen Ureinwohner, 3,4 Millionen Buddhisten, 1,8 Christen und ebensoviel Sikh verzeichnet.

geistloser oder wilder, die Neigungen gemeiner sind? Beachtenswert ist in dieser Richtung der alttamulische Begriff Kuraver, der alle Gebirgler mit folgenden Beschäftigungen umfaßt: Honigsammeln, Hirsehüten, Wurzelgraben, Bereitung berauschender Getränke, Verkauf der Hennapflanze.



Ein Wedda von Ceylon, bogenschießend. (Nach Photographie von Prof. Emil Schmidt in Leipzig.)

In den Mahar des nördlichen Konkan sieht man „den untersten Typus der menschlichen Rasse an der Westküste Indiens“; aber das ist eine Gesellschaft Ausgestoßener, denen die unreinen Arbeiten der Abdecker und Kotwegschaffer überlassen werden. Mit am tiefsten sollen ferner die Khund westlich von Gondwana stehen, die angeblich den Negern am nächsten kommen, weil sie „schwärzer

und kleiner" sind. Es ist bezeichnend, daß alle diese Stämme auch immer wegen ihrer schrecklichen Magerkeit und schmutzigen, nicht selten aussätzigen Haut beklagt werden. Aber es gehören auch sedentäre kräftigere Stämme hierher, wie die Bhil Zentralindiens, die Pulaya oder Puläar von Travankor, die Mhair der Arawaliberge, die Koluschen im Narbadathale und im südlichen Berar, die Dhang der nördlichen Westghats, die Kur, die unter den Gond auf den Hochebenen des mittleren Narbadagebietes sitzen.



Ein tamulischer Kuli. (Nach Photographie.)

Nicht jede Eigentümlichkeit der großen Zahl der Aboriginerstämme Indiens, die man auch als **kolarische Stämme** zusammenfaßt, ist dem Rassenunterschiede, einiges ist der Wirkung sozialer und religiöser Gliederungen zuzuschreiben, die gerade in Indien so tief einschneiden. Vor allem sind bunte Mischung und verschiedengradige Verkommenheit mit schuld an der angestaunten Mannigfaltigkeit der „Ur-Rassen".

Von den **Drawida**, mit denen man früher diese Völker kurzweg alle zusammenwarf, müssen sie getrennt gehalten werden. Der Name „drawidische Völker" paßt nur für die Tamil, Telugu, Kanaresen des südlichen Indien, entferntere Verwandte der dunkeln Urbevölkerung, denen arische Ansiedler den Brahmaglauben, eine höhere bürgerliche Ordnung und selbstverständlich zugleich Anlaß zu ausgedehnter Vermischung brachten. Die Wahl dieses Wortes schließt sich an seinen Gebrauch in den heiligen Schriften der alten Indier an: da gilt es für zu Sudra herabgesunkene Kshatriya an der Küste im Osten des Dekhan. In der Regel wird aber drawidisch alles genannt, was nicht arisch und nicht semitisch ist und agglutinierend (tamulisch oder drawidisch) spricht. Als Rasse definiert man wohl auch den Drawidier: dunkelfarbig, mongolische Züge, glattes Haar. Der Kern des alten Tamulenvolkes ist zwar nach Graul „dem Nomadenleben, der Grundrichtung turanischen Wesens, ergeben"; doch ist auch die Hypothese des engen Zusammenhanges mit der tibetanischen Bevölkerung nicht zum Rang einer wissenschaftlichen Wahrheit emporgestiegen. Nur gewisse indische Himalayastämme, die auch geographisch den weiten Nachbargebieten der Tibetaner genähert sind, dürften entschieden der mongolischen Rasse zugezählt werden, entfernen sich aber in Sprache und Sitten weit von ihr. (Vgl. S. 559.)

Mongolische Elemente können zwar auch im übrigen Indien nicht fehlen, das öfters in geschichtlicher Zeit von Mongolenhorden überschwemmt ward; allein sie sind verbreiteter, als die geschichtlichen Einflüsse rechtfertigen, und so kommen wir auf die Turanier der indischen Prähistorie. In den Marathen tritt uns ein zweifellos stark mongoloides Volk in Herrscherstellung entgegen. Der Marathe ist von mittlerem, eher kleinem als großem Wuchse; sein Gesicht ist platt, die Backenknochen mäßig hervorragend, die Augen klein, dunkel, die Nase kurz, oft aufgeworfen, mit breit geöffneten Nasenlöchern, der Bart lang, aber dünn, die Haut bronzefarben. Mongoloid ist auch an den Marathenweibern, daß sie klein, zart und ungleich heller als ihre Männer sind. Die den Marathen sprachlich verwandten Dhang stehen körperlich den Bhil nahe, bei denen die Geschichte turanische Einflüsse kaum minder nahelegt als bei den verwandten Mhair, Mina und Ramusi, die schon stark mongoloid sind. Eine starke mongolische Zumischung wird auch der historisch so aktiv auftretenden Gruppe der Dschat nicht abzustreiten sein, sowie den Sontal, die aber von anderen als Rest einer gegen das Windhyagebirge gedrängten drawidischen Urbevölkerung Niederbengalens angesehen werden. Gorkha und Sikh, die hierher gehören, liefern die indischen Elitetruppen: einst waren sie die zähesten Gegner; seitdem man erkannte, daß jene in der Armee bessere Dienste leisten als die Sprossen der höheren Kasten, ist ihnen zuliebe das Militärmaß bis auf das recht mongolische Niveau von 1,525 m herabgesetzt worden.

Der Hindu von arischem Typus ist dunkel- bis kaffeebraun, in der Regel dunkler in den unteren als den oberen Kasten, mittelgroß, hat glattes, schwarzes Haar, hübsches, ovales Gesicht, schmale, oft leicht gebogene Nase, Bart und Haar minder dicht als der Europäer. Die Augen sind groß, mandelförmig, der Mund starklippig, das Kinn schwach. Die Körperformen sind, besonders bei den Weibern, oft sehr schön; aber durch das andauernde kauernde Sitzen sind die Beine schwach. Der Schädel ist hübsch oval, die Schädelgröße gering oder mittel, die Stirn wenig ausgeprägt. Hindu höherer Kasten erinnern in europäischem Gewand am ehesten an Griechen und Süditaliener. Schwer ist es, diesen Typus scharf auszusondern; denn unmerklich, durch unbekannte Mischungen bestimmt, schwankt er nach der semitischen, mulattischen und malayisch-mongoloiden Seite. Die Darden, das Volk des obersten Indusgebiets bis zu der Oxuswasserscheide und dem Gilgitflusse hin, zeigen vielleicht eine der reinsten Ausprägungen der Stämme, die herabwandernd den Hindu Ursprung gaben. Sie sind stämmig und wohlproportioniert, gute Berggänger, starke Lastträger, freiheitsliebend, offenherzig, rotwangig, braunäugig, schwarz- oder braunhaarig. Ihr Kastenwesen und die dem Dogri nahestehende Sprache bezeugen neuindische Einflüsse.

Für Europäer ist der Zigeuner, wenn er nicht allzusehr gemischt ist, der beste Repräsentant des durchschnittlichen, die Masse des Volkes bildenden gemischten Indiers. Es gibt hellere Elemente in der indischen Bevölkerung (Albinos sind in Indien nicht selten und werden von den Hindu verabscheut), aber nichts, was an die europäischen „xanthochroen“ Völker anklingt. Man hat sich, durch die indogermanische Sprachverwandschaft verleitet, die alten Arier, die ins Tiefland des Indus und Ganges herabstiegen, viel zu germanisch vorgestellt. Sie selbst betonten ja ohne Zweifel ihren Gegensatz zu den dunkleren Eingebornen; und wer aus dem Indusbecken ins Dekhan oder nach Bengalen kommt, der nimmt auch heute ein Wachsen dunklerer Schattierungen wahr. Die hellsten und stolzesten Indier wohnen im Nordwesten. Dort sind die Kinder und Weiber der Radschputen, wenn sie sich gegen die Einwirkung der Sonne zu schützen vermögen, von so heller Haut, daß sie die mancher Süditaliener beschämt; man trifft bei diesen imponierenden adlernasigen Gestalten hellbraune und graue Augen, starken, seidenweichen Bart und kastanienbraune Haare. Viele weichen nach der Seite der bei den Sikh vorwiegenden Physiognomie mit dickerer Nase, kleineren Augen und etwas vorstehenderen Backenknochen ab, eine ins Mongolische schlagende Bildung, die man als „dschatische Rasse“ festzuhalten suchte. Daß turanisches Blut in ihren

Adern fließt, kann gerade in Nordwestindien am wenigsten erstaunen. In den hervorragenden Charaktereigenschaften, die besonders dem Volke der Sikh eine so große Bedeutung in der Geschichte Indiens verliehen haben und vielleicht noch verleihen werden, in seiner Tapferkeit und Redlichkeit vor allem, auch in der Stattlichkeit seiner Frauen erinnert der Nordwest-Indier an die edleren Zweige des Turkstammes. Die Stellung des Sikh über dem Bengalesen gleicht der Höhe, wovon der Turkmene auf den Tadschik und selbst den Perser herabschaut.

Inmitten der zahlreichen **Mischungen** kann man mit Sicherheit nur die eine Linie ziehen, die die in sich noch verschiedenen Völker von den kräftiger durcheinander gerüttelten, inniger zusammengemengten, schon seit länger zusammengeflossenen scheidet. Im äußersten Norden sind selbst die Nepalesen kein einheitlicher Stamm, sondern durch große Verschiedenheit der Physiognomie und des Charakters ausgezeichnet; auch der zurückgedrängte Hirtenstamm der Toda umschließt hellere Gestalten, als man in der Regel unter den Hindu findet, mit dichtem Barte und mächtigem Haarwuchs des unbedeckten Kopfes. Im allgemeinen walten die geschlossenen Typen mehr im Indus- und Gangesgebiets und im Osten, die weiter auseinander gehenden im Himalaya, in den Gebirgen des Westens und im Süden (s. nebenstehende Abbild.) vor. Größerer Verkehr — beschleunigte Verschmelzung. Keines der großen Völker Asiens ward so wie das indische von Eroberern zerklüftet, zertrümmert, umgeknetet; bei keinem ist das Lebensmark der Selbständigkeit so verzehrt. Bei diesem Schieben und Drängen entwickelte Indien keine vorherrschende Nationalität. Nur weil die 300 Millionen des anglo-indischen Reiches in Tausende von ethnischen, sozialen und religiösen Bruchstücken zersplittert sind, konnte sich die britische Herrschaft so rasch ausbreiten und behaupten.



Ein malediviſches Weib. (Nach Photographie.)

Daß die **soziale Gliederung** und die **Rassenbildung** in Beziehung stehen, zeigen die geschichtlichen Beispiele für die Mitwirkung ethnographischer Elemente in der Kastensonderung. Als die Radschputen im 4. oder 5. Jahrhundert die Dschat in der heutigen Radschputana unterwarfen, fand ihre geringe Zahl seitens der ackerbauenden Bevölkerungen nur schwachen Widerstand. Diese übergaben ihnen den Boden und ließen dafür ihre Oberherrschaft bestätigen. Die Kasten der Kshatriya und Vaiçya sowie die Kaste der gemischten Bevölkerung, Baran Sankar, öffneten sich mit der Zeit den Unterworfenen, keineswegs aber fanden sie auch den Weg in die Brahmanenkaste. Auch die Arier der älteren Einfälle mußten durch Energie und höhere Intelligenz ihre Schwäche ergänzen. Da sie die mächtigen Völkerschaften nicht auszurotten vermochten,

verschmolzen sie sich mit ihnen, indem sie deren Krieger in ihre zweite Kaste und den Rest des Volkes in die nächstniederen Kasten aufnahmen. Es heißt aber Ursache und Wirkung verwechseln, wenn man meint, sie hätten eigens zwei Kasten gebildet, die Vaiçya und die Sudra, „für die Turanier und für die Drawidier". Als Beispiel ähnlicher Entwickelung auf engem Raume ist die Rasse, das Volk oder gar nur der Stand der Banjari merkwürdig, eine in Zentralindien zahlreiche Gruppe, die sich selbst „Gohur" nennt, und deren einzige Beschäftigung darin besteht, mit Ochsen Getreidevorräte zu transportieren. Diese Banjari ernähren so alle Provinzen Zentralindiens und sind deswegen in Hungers- und Kriegszeiten seit langem gegen jede Behinderung ihrer Thätigkeit durch die Teilnahme geschützt, die ihnen das öffentliche Interesse gewährt. Ihrer Arbeit entsprechend sind sie reine Nomaden: im Sommer lagern sie im Freien, im Winter in Hütten aus Astwerk. Gleichwohl betrachten sie Radschestan, besonders das östliche Mewar, als ihr Vaterland und besitzen dort einige Dörfer, wohin sich ihre Greise und ihre Invaliden zurückziehen. Nach ihren Überlieferungen wären sie durch den Einfall der Radschputen gegen das 6. Jahrhundert aus diesem Lande verjagt worden. Körperlich gleichen die Banjari den Zigeunern, als deren Urstamm man sie auch angesehen hat. Sie sind aber tapfer, stolz und in ihren Geschäften redlich.

Auch ohne die geschichtlichen Belege für das Eindringen hellfarbiger Menschen von Nordwesten her in das Innere der vorderindischen Halbinsel würden wir bei der Lage Vorderindiens zum innerasiatischen Steppengürtel eine häufigere Überflutung wenigstens des nordwestlichen Indien durch türkische oder mongolische Hirtenvölker voraussetzen (vgl. oben, S. 369 u. 567). Die Arier kamen, nach Andeutungen ihrer Sprache, aus einem Klima, wo nicht nach Regenzeiten, sondern nach Wintern gerechnet wurde: das Wort haimantik (Winterfrucht), womit in Bengalen heute der Novemberreis bezeichnet wird, ist von derselben Wurzel wie hiems abgeleitet. Diese Völker waren Fleisch- und Milchesser, sie ließen große Herden auf weiten Grasebenen weiden. Sie scheinen durch Afghanistan den Weg an den Indus gefunden und sich langsam am Fuße des Gebirges hin bis zum oberen Ganges ausgebreitet zu haben. Diese Einwanderung ist nicht eine einmalige Thatsache, sondern wiederholte sich. Im 7. Jahrhundert v. Chr. fand ein Einbruch von Nomaden in Indien statt, den man als skythisch bezeichnet. Es ist möglich, daß diese Indoskythen, denselben Weg verfolgend wie einst die arischen Einwanderer, bis ins Gangesgebiet hinüber gelangten; und man hat die Meinung ausgesprochen, die Dynastie Buddhas in Kapilavastu sei ein skythischer Sproß gewesen. Ein steigender Einfluß des skythischen Elements in Indien geht parallel mit dem Fortschreiten des Buddhismus und macht es erklärlich, wenn jenseits der indischen Grenzen Buddha als Skythe erscheint, wie denn vom Beginn unserer Zeitrechnung etwa die von Innerasien wieder herabsteigende nordische Form des Buddhismus mit der ursprünglicheren indischen in Indien selbst um den Einfluß kämpft. Die skythischen Einwanderungen scheinen sich nun immer wiederholt und bis nach Zentralindien ihre Reiche gegründet zu haben. Es ist auch bekannt, daß die griechisch-baktrischen Niederlassungen im 2. Jahrhundert v. Chr. mit skythischen Invasionen zu kämpfen hatten, die sich im Pandschab festsetzten. In den ersten sechs Jahrhunderten unserer Zeitrechnung sah man im nördlichen Indien skythische und indische Mächte neben- und nacheinander sich erheben und fallen. Die Saken, Hunnen, Gupta treten staatengründend hervor. In einigen Fällen sind kleinere Gruppen dieser Eindringlinge auf beschränktem Boden, auf dem sie sich zäh behaupteten, viele Jahrhunderte zu verfolgen. Nach den ersten arabischen Einbruchsversuchen an der Küste von Bombay und der Grenze von Sind finden wir am Ende des 10. Jahrhunderts die türkischen Herrscher Afghanistans, die Ghasnawiden, im Pandschab, wohin Mahmud der Ghasnawide angeblich nicht weniger als 17 Expeditionen führte. Die „Sklavendynastie", die im 13. Jahrhundert in Delhi herrschte, war türkischen Ursprungs.

Sie hatte von den ersten Mongoleneinfällen zu leiden, die angeblich mit einem Einbruche dieser Nomaden von Tibet aus im nordöstlichen Bengalen (1245) anhuben. Um die Wende des 13. und 14. Jahrhunderts zählt man die mongolischen Invasionen nach Dutzenden, und die mohammedanischen Könige von Delhi hatten Brigaden mongolischer Söldner in ihren Diensten. Timur war aus Afghanistan gekommen und zwischen Haufen von Leichen und verwüsteten Städten nach Innerasien zurückgekehrt. 1526 kam es durch Baber aus Ferghana endgültig zur Aufrichtung einer mongolischen Dynastie in Indien; dazwischen hatten die Reste des Reiches von Delhi unter afghanischer Herrschaft gestanden. Akbar, der 1556 zur Regierung kam, machte aus Indien bis zum Windhyagebirge einen einzigen Staat. Bezeichnend ist, daß Türken als Freunde und Gegner dabei eine große Rolle spielten, und daß der zäheste Widerstand dort seinen Sitz hatte, wo sich die aus Innerasien eingewanderten Scharen am dichtesten festgesetzt hatten. Als Dschat und Radschputen sind diese mit ihren kriegerischen und staatenbildenden Fähigkeiten bis auf den heutigen Tag die stärksten Träger des Islam. Die zwei einzigen großen Militärmächte, mit denen es England zu thun hatte, die Marathen in Zentralindien und die Sikh im Pandschab, sind beide diesem fremden Stamme entsprossen, der im neuen Boden seine Kraft lange bewahrte.

In dem Gegensatz zwischen Nord und Süd und West und Ost, der die Geschichte und Völkerverbreitung in Indien beherrscht, liegen besonders die starken Unterschiede der Bodengestalt und des Klimas. Als die von Nordwesten aus trockeneren und höher gelegenen Gegenden in das östliche indische Tiefland einwandernden Arier unter dem Einfluß des erschlaffenden Tropen- und Tieflandklimas bald aufhörten, die „Würdigen“ oder „Beherrschenden“ zu sein, war dies zum Teil die Wirkung klimatischer Einflüsse, die sich nach einigen Generationen auch im körperlichen Wesen zeigte. Das Tieflandklima beförderte aber auch die starke Vermischung der Vaiçya oder eingewanderten Stammesgenossen mit den ansässigen Sudra, die in dem weiten Gangestiefland durch keine natürlichen Grenzen gehemmt, durch keine noch so strenge Auseinanderhaltung der Kasten oder „Farben“ zu hindern war; dagegen erhielt sich in den Gebirgsthälern, wo die Vorberge des völkertrennenden Himalaya natürliche kleine Völkergebiete absondern, das arische Blut und ebenso in einigen Gebirgslandschaften der Halbinsel das dunkle Blut der zurückgedrängten Eingebornen reiner als ringsumher. Beispiele der einen sind die Khascha und Dasu des Himalaya, der anderen die Paharia des Radschmahalzuges. Endlich beobachten wir aber auch eine tiefgreifende Umänderung der Sitten und Anschauungen der Völker, bei dem Tausch hoch gelegener, kühler, armer Sitze gegen tiefe, heiße, reiche Thallandschaften der großen Ströme. Aus dem Hirten wird ein Ackerbauer, aus den gleichmäßig bedürfnislosen Stämmen ein Volk von einigen schwelgenden Herrschern über zahllose arme Unterthanen, aus an Zahl geringem ein übermäßig rasch wachsendes Volk von einer ganz neuen gesellschaftlichen Gliederung. Die Entstehung der großen religiösen, sozialen, politischen, selbst ethnischen Unterschiede der indischen Bevölkerung, die besonders den Nordwesten, den Nordosten und den Süden als drei geschichtliche und ethnographische Provinzen einander entgegensetzen, ist großenteils den Zuwanderungen von außen zu danken; daß sie sich erhielten, daran hat die Natur des Landes ihren großen Anteil. Wie lange die Verschiebungen dauerten, ist nicht abzusehen; denn sie vollzogen sich in kleinen Bewegungen, wovon die Geschichte wenig Kunde gibt. Einzelne Fälle müssen die Bedeutung des Ganzen ahnen lassen. Die Wanderung der Dschat im Anfang des vorigen Jahrhunderts von Multan nach dem nördlichen Hindostan und ihre Bildung neuer Ansiedelungen an der Dschumna und am Ganges, im Duab zeigt, wie neu die Verschiebungen von Norden nach Süden und von Westen nach Osten teilweise sind. Das sogenannte nomadische Ackerbausystem, das die Briten in Bengalen noch neben dem sedentären in Betrieb fanden, gibt einen weiteren Hinweis; es hielt einen Teil der Bevölkerung beständig in Bewegung.

So ist das nördliche Indien das Indien der von Nordwesten kommenden Einwanderungen und der arisch-mongolischen Zumischungen. Eine große tibetanische Invasion ist in der indischen Geschichte nicht bekannt; über die Verbreitung der tibetanischen Sprachverwandtschaft vgl. oben, S. 533. Die geschichtliche Stellung Nepals, das von Tibet und China beeinflußt wird und beständig nach Indien ausgreift, gibt den Schlüssel für das Verständnis der Teilnahme der nördlichen Grenzvölker überhaupt an der Geschichte Indiens. (Vgl. oben, S. 525 u. 569.) Dieses Eindringen wirkte nur mittelbar auf die indische Bevölkerung, wirkte aber nichtsdestoweniger kräftig; und es ist verfehlt, zu sagen, Tibet und Indien seien niemals in ethnographische Wechselbeziehungen getreten. Die große Naturschranke verzögerte den Austausch, verhinderte ihn aber nicht. Die Rasse ist entschieden mongoloid bei den klein gewachsenen Newar und den größeren Gorkha Nepals; doch der indische Einfluß ist bei diesen schon stärker fühlbar als bei jenen. Er überwiegt in den höheren Kasten von Kaschmir, unter denen Reste von tibetanischen Völkern in den hörigen Kasten der Batal, Dum, Bem und anderer liegen. Mischlinge der beiden Schichten will man in den Kremin Kaschmirs sehen, die meist Handwerke betreiben. Man erinnert sich dabei an die ethnographische Besonderheit Kaschmirs. Kaschmir ist ein Trümmerfeld großartiger griechisch-baktrischer und mongolischer Bauten, wo sich in der Verarbeitung der Metalle persisch-arabische, indische und chinesische Kunst die Hand gereicht und eine nationale Kunstrichtung und mit entlehnten Formen neue Meisterwerke geschaffen haben. Kaschmir ist aber auch der Ausgangspunkt der Umgestaltung des Buddhismus in ein theologisch-philosophisches System: hier standen die Universitäten von Takschacila und Nalanda. Über Kaschmir wanderte der in Indien heimatlos gewordene Buddhismus nach Tibet aus und gewann dort neue Ausstrahlungspunkte.

Die Wellen der von Westen hereinbrechenden Bewegungen schlugen sehr oft nach Osten hinüber und verliefen erst im Gangestiefland; sie erreichten aber nie den Süden in voller Kraft und erschütterten selbst das Dekhan nicht so, wie sie Bengalen öfters aufgewühlt hatten. Südindien ist lange eine Welt für sich gewesen. Die keilförmige Gestalt erschwerte das Vordringen im Binnenland. Die Züge der Arier haben wohl Zentralindiens Bevölkerungen tief beeinflußt; aber so wie sie machten auch ihre Nachfolger in der Windhya-Kette Halt. Im Westen finden wir hier die Ebenen von einer Minderheit von Hindu, Radschputen und den turanischen Dschat besetzt, die ihnen vorangegangen sind, und die Berge von den Bhil und anderen Völkern desselben Stammes, wahrscheinlich alten Bewohnern der Ebene und Mischlingsprodukten der Turanier mit einer primitiven Rasse, deren reinster Typus uns in den Varali des Konkan entgegentritt. Im mittleren Zentralindien und im Osten finden wir auf den Höhen die Gund, die Khond, die Sontal und andere, die aus der Mischung des gelben Menschen mit dunkleren, früher hier ansässigen Bewohnern hervorgegangen sein dürften. Südlich von dieser großen zentralindischen Völkerschranke dominieren nun die Drawidavölker, die vor der arischen Invasion Reiche gegründet und allem Anschein nach eine hohe Kultur gepflegt hatten. Davon sprechen nicht nur die tamilischen Ausdrücke für alle Metalle (außer Blei, Zinn, Zink), für größere Seeschiffe, Ackerbau, Spinnen, Weben, für einige Planeten und vieles andere. Hohe Kultur wird auch belegt durch die Gräberfunde, besonders die zahlreichen Thongefäße in Steinsetzungen Südindiens. In den Bezirken von Koimbatur und Kurg (Madras) hat man sowohl in Feinheit des Stoffes als der Verzierung ausgezeichnete Thongefäße aus fein geschlämmtem, rotem Thon gefunden, dem durch Reibung ein hoher Grad von Politur, die an Glasur erinnert, beigebracht worden war. In meterhohen, engen Urnen, die auf drei oder vier Füßen ruhen, liegen verbrannte Menschenknochen. Nichts dergleichen ist gegenwärtig bei dem Volke im Gebrauch. Selbst der einfache Kunstgriff, die Gefäße mit Füßen zu versehen, ist gleich anderen Erfindungen verloren. Die Eisenreste in diesen Gräbern zeigen von den heute üblichen abweichende Formen. Im wohlbewässerten Tiefland

des Ostens haben die Drawida stärkere Einflüsse von Norden her erfahren als im ärmlichen Westen; besonders ist aber Malabar ein Paradies der Brahmanen geworden.

Steindenkmäler, die den megalithischen Resten prähistorischer Völker Europas gleichen, sind in verschiedenen Teilen Indiens nachgewiesen. Einige sind verwittert, während andere so neu aussehen, als ob sie erst vor einigen Jahren errichtet worden wären. Keine bestimmte Überlieferung knüpft sich an sie. Den Bewohnern von Gebieten, die heute von derartigen Denkmälern wimmeln, den Garro, Taintia, Naga, ist das Errichten solcher Säulen und Opfertische ganz unbekannt. Nur eine unbestimmte Scheu hält von ihrer Zerstörung zurück und erklärt die große Zahl der Reste. Nie dürfen solche Steine zu einem neueren Monument oder gar zu Bauzwecken verwendet werden. Auch der Glaube an ihren Einfluß auf das Fortbestehen der über ihnen geschlossenen Verträge hat sich unerschüttert erhalten. Menhir, Cromlech und Dolmen kommt alles auch in den Khassiabergen und in Koimbatur vor. Am häufigsten ist die Verbindung von Dolmen und Steinkreisen. Auch das Verbrennen der Leichen wird stets fern davon vorgenommen. Wohl mochten Dolmen als Opfertische dienen, während die zahlreichen einzelnen Steinpfeiler an Steinkultus denken lassen. Schlagintweit beschreibt aus dem Granitgebiet der Khassiaberge eine Säule mit quadratischer Platte von nahezu 1 m Seitenlänge, die in der Mitte durchlöchert und so auf die höchste der 4 m hohen Steinsäulen aufgelegt war, daß diese noch 1 m über die Platte ragte. Angeblich soll noch 1873 einem englischen Beamten zu Ehren ein Steinpfeiler errichtet worden sein. Für ihre Aufstellung hat man mit Vorliebe freie, hohe Punkte und womöglich Scheidewege gewählt. Die Mehrzahl der südindischen Steindenkmäler erhebt sich über Grabstätten. Man besitzt eingehende Berichte über die des Bezirkes von Koimbatur in der Provinz Madras, wo man sie zu tausenden vereinzelt oder in Gruppen von zweien, dreien, auch zu hunderten antrifft. Steinkreise und Steinpfeiler sind hier mit Gräbern vergesellschaftet. Die meisten dolmenartigen Steinsetzungen enthielten Thongefäße von feiner Arbeit und Eisenreste.

Aus diesen Arbeiten spricht keine Bevölkerung von primitiven Sitten. Ohne Zweifel war Verkehr mit den außerindischen Ländern zur See möglich. Das begünstigt aber noch nicht die Versuche, die kastenlosen Südindier ohne weiteres mit den Australiern zusammenzubringen. (Vgl. Band I, S. 202.) Am wenigsten Einwürfe wird die Annahme malayischer Beziehungen der südindischen Völker finden. Malayische und indische Wohn-, Herrsch- und Verkehrsgebiete berühren sich so eng, daß von einer scharfen Sonderung bei ihnen nicht die Rede sein kann. Freilich sehen wir zunächst nur Spuren indischer Rückwirkung auf Malayen (vgl. Bd. I, S. 362). Was wir heute Malayen und Indier nennen, das sind Entwickelungen der jüngeren Jahrhunderte und Jahrtausende auch in körperlicher Beziehung. So gut aber historisch nachweisbar Indier nachchristlicher Jahrhunderte nach Sumatra, Java, Bali einwanderten, so gut konnten sich auch ältere Bevölkerungen des großen Archipels westwärts nach Indien wenden; mußten doch neuere Malayen Indien berühren, um ihr großes Kolonialland Madagaskar zu erreichen! Die Bevölkerung der Inseln im Bengalischen Meerbusen zeigt übrigens auch noch andere Wege an, auf die wir früher hindeuteten (vgl. Band I, S. 417).

Das europäische Element ist in Indien immer schwach gewesen; seine Zahl stand außer Verhältnis zu seinen Kulturwirkungen. Die griechisch-baktrischen Einflüsse und die der Javana waren noch wirksam, als von ihren Trägern jede Spur verloren gegangen war. Auch heute ist die europäisch-indische Bevölkerung fast unbegreiflich klein: die Volkszählung von 1881 ergab für Britisch-Indien eine Bevölkerung europäischer Herkunft von gegen 84,000 Köpfen. Dies ist eine im Vergleich zu ihrem Einfluß verschwindende Zahl. Sie erscheint um so geringer, wenn man sich erinnert, daß die Zahl der Europäermischlinge klein ist und ihr Einfluß nichts zu dem der Europäer beiträgt. Man hält sie systematisch im Hintergrund. Als sich Anfang der achtziger

Jahre die Eurasier um Vertretung in der Kommission zur Ausarbeitung eines neuen Unterrichtsgesetzes verwendeten, wurden sie abschlägig beschieden. Auch die Zahl der Christen betrug 1891 nur 2,2 Millionen. Juden und syrische Christen bilden große Gemeinden an der Malabarküste, wo jene mit Einheimischen die merkwürdige Mischrasse der „schwarzen Juden" erzeugt haben.

Die geschichtlichen Schicksale Indiens zeigen Trägheit, die sich beugt und fügt und alle Energie auslöscht, im Charakter der Mehrheit seiner Völker. Welcher Gegensatz gerade hierin zu den Chinesen, die in Asien den Vorzug alter Bildung mit den Indiern teilen! Als Crawfurd die Chinesen Singapurs sah, urteilte er: „Es war ein angenehmes Schauspiel für uns, die wir in Indien an das Gegenteil gewöhnt waren, nun eine zahlreiche, muskulöse und offenbar abgehärtete Menschenart zu sehen, die mit einem Grade von Kraft und Scharfsinn arbeitete, der auch ihrem physischen Charakter ein ganz eigentümliches Gepräge gab und sie im Vergleich mit dem Zustand der benachbarten Nationen in einem höchst günstigen Lichte zeigte. Die Art, wie sie ihre Werkzeuge brauchen, weit entfernt von den kindischen Gewohnheiten der indischen Handwerker, hat schon mehr von europäischer Geschicklichkeit an sich." Der Zug von Trägheit und Lässigkeit steigert sich nach Osten und Süden bis zur Apathie. Der Indier hat mehr negative als positive Tugenden. Seine Vorzüge liegen auf der Seite des Ertragen- und Entbehrenkönnens, der Weichheit, die freilich Ausbrüche von Grausamkeit nicht ausschließt; wie sich denn die raffinierte Grausamkeit und despotische Härte gegen Menschen in scharfen Gegensatz zu der von der Religion gebotenen Barmherzigkeit gegen Tiere stellt. Sehr ähnlich ist der nördliche Bruder, doch härter und kriegerischer. Es gibt kriegerische Völker allenthalben im nördlichen Indien, besonders im Westen. Auch Südindien hatte einst die kriegerische und ritterliche Kaste der drawidischen Naïr, die heute zu Polizeidienern degeneriert sind. Die Kaller des Karnatik vererbten die Eigenschaften kühner Räuber und Krieger; ein Teil von ihnen zeichnete sich als „Burgwächter" durch Treue aus. Sie sind es, die das Eheversprechen über das Schwert hin geben. Auch die „Urstämme" sind nicht alle auf der untersten Stufe der Entäußerung des Selbstgefühls und der Widerstandskraft angelangt. Die größte waffen- und kampffreudige Kriegstüchtigkeit ist aber den Gebirgsvölkern im Norden und den turanisch gemischten des Nordwestens und der Mitte eigen. Radschputen, Sikh, Marathen, Ghorka sind zuerst die gefährlichsten Feinde, dann die wertvollsten Soldaten der Briten gewesen. Das Übergewicht der Mohammedaner in der britisch-indischen Armee, das sich 1857 so gefährlich erwies, hatte also auch seinen triftigen Grund. Man sagt: „Wenn dir ein Mohammedaner begegnet, schaut er nach deinen Waffen, begegnet dir ein Hindu, so fragt er nach den Preisen der Lebensmittel." Noch schärfer scheiden sich in Persien und Afghanistan die Türken (Kisilbaschen, Usbeken, Turkmenen) von den Persern; jene sind die geborenen Soldaten, diese gelten für so feig, daß fast alle Soldaten der persischen Armee Türken sind. Bezeichnenderweise zwingt von allen unabhängigen Staaten Nepal mit seiner halbtibetanischen Bevölkerung den Briten durch seine Heeresmacht die größte Achtung ab.

Die ältesten Gesänge der Veda sind auch die ältesten Litteraturzeugnisse arischer Völker und Indiens. Bezeichnend genug stehen sie erst auf der Grenze Indiens im Nordwesten, von wo sich das Vorrücken nach Südosten langsam vollzog. Noch sind darin erst Spuren des Kastenwesens, des Dogmas, des Rituals zu erkennen; alle Dinge und Gedanken sind noch jung, nichts hat sich in feste Schalen gehüllt. Als sich mit der Ausbreitung in die sonnigen, fruchtbaren Tiefländer der Priesterstand immer mehr absonderte, stolzer und mächtiger wurde, wuchs auch die geistige Arbeit. Es entstand eine reiche Litteratur, die der außerindischen Welt fremd war, als sie ihr hätte nutzen können. Erst als sie tot war, hat man sie entdeckt. Von vielleicht 10,000 Sanskritwerken sind Handschriften vorhanden. Wie wenig ahnten die Griechen, daß es in Indien eine alte Litteratur, reicher denn irgend etwas, das sie in Griechenland besaßen, gebe! Die alten

Litteraturüberreste, die Sagen, die religiösen und bürgerlichen Satzungen und die reiche Sprache zeigen, wie hochbegabt dies Volk war. Es ist eine Begabung, die schöne Anlagen des Geistes und des Charakters zeigt. In den Veda, jener Sammlung von Gebeten, Liedern und religiösen Satzungen, zeigt es sich als ein Volk von reiner Sitte und kräftigem Geist. Es ist dasselbe noch in manchen Abschnitten der zwei großen epischen Gedichte, worin aber schon Einflüsse des alt- und echt indischen Geistes der dunkeln Eingeborenen in überquellender Phantastik Ebenmaß und Einfachheit erstickten. Auch die poetische Litteratur Indiens ist reich und tief; auch sie hat fast nur für Indien geblüht. Vielleicht hat sie jedoch im Aufwachsen Nahrung aus der Fremde gezogen, die vor allen dem Drama zu gute kommen konnte.

Im zweiten Bande des „Kosmos“ lesen wir: „Die überreiche dichterische Litteratur der Indier lehrt, daß zwischen und nahe den Wendekreisen südlich von der Himalayakette immer grüne und immer blütenreiche Wälder die Einbildungskraft der ost-arischen Völker von jeher lebhaft anregten, daß sich diese Völker zur naturbeschreibenden Poesie mehr noch hingeneigt fühlten als die im unwirtschaftlichen Norden bis Island verbreiteten, echt germanischen Stämme.“ Ein tiefes Naturgefühl ist allerdings den großen Dichtungen der Indier nicht abzusprechen. Aber keineswegs ist der Bilderreichtum größer als in den Werken nordischer Dichter. Die kontemplative Richtung schon der ältesten indischen Poesien mag einige Wurzeln in der beständigen Anschauung dieser neuen, reichen Natur haben; aber die sorgenlose Leichtigkeit des Daseins wird noch mächtiger die Neigung zu brütender Betrachtung entfalten als der Anblick einer reichen Natur, die auch verwirrt und abstumpft. Als das Sanskrit zu den toten Sprachen herabsank, wurde natürlich auch die alte gute Litteratur dem Volke entrückt und zur Domäne der „klassisch“ gebildeten Minderheit. Eine Anzahl von Tochtersprachen des alten Indischen (in Bengalen das Bengali, weiter westlich das Urija, im Osten Assamesisch, in den Nordwestprovinzen Hindi und das mit persischen und arabischen Elementen versetzte Urdu oder Hindustani, weiterhin Pandschabi, Sindhi, Gudscherati, Marathi) haben sich abgezweigt und sind eigne Schriftsprachen geworden, ohne in der Litteratur irgend etwas zu entwickeln, was den Sanskritwerken an Wert ähnlich wäre. Auch die Drawidasprachen, wie das Kanaresische, Tamil, Telugu, Malayalam, Toda, Gonda, die als Schriftsprachen vom Sanskrit entlehnt haben, haben keine große eigenartige Litteratur entwickelt, auch nicht in den bewunderten Weisheitssprüchen der Tamilen.



Ein bronzenes Buddhabild. (Ethnographisches Museum, München.) Vgl. Text, S. 575.

Bei gewaltigem Reichtum der Gestalten und der Erfindung und nicht wenig Geschmack und Geschicklichkeit fehlt der bildenden Kunst der Indier in allen ihren Abzweigungen zur Vollendung das Eine, was die ägyptische groß, noch größer die griechische gemacht hat: das eindringende Studium der Natur, des menschlichen Körpers. Die südindische steht auch darin noch unter der nordindischen. Es ist in ihren Gestalten etwas Schematisches; der Fortschritt ermüdet frühzeitig, ohne eine gewisse allgemeine Vervollkommnung auszuschließen. In den Gesichtern begnügt man

sich damit, die Wirkung des Gesamtausdruckes hervorzubringen, ohne nach dem Spiele ihrer Muskeln zu fragen. In den Gliedmaßen fehlt die Durchbildung der Hauptmuskelpartien. Eine schematische Weichheit und Fülle entspricht dem indischen Typus, besonders in weiblichen Gestalten; aber ihre Wiederholung führt zu flachen, inhaltlosen Formen. Viel sorgfältiger ist der Schmuck des Körpers als dieser selbst nachgebildet. Wir haben diese merkwürdige Neigung bei den altamerikanischen Bildwerken gefunden (vgl. Band I, S. 622). Diese Art der Skulptur fand ihre höchste Aufgabe in der Bildung bunt gruppierter Massen und phantastischer Ungeheuer; die ist ihr denn auch vortrefflich gelungen, wenn auch vor allem die Stellungen der einzelnen Menschen unnatürlich erscheinen. Man muß sich dabei erinnern, daß die Schauspieler, die übrigens heute dieselben Trachten tragen wie auf diesen Bildwerken, das Erstaunlichste in Verrenkungen leisten. In der Darstellung so unplastischer Gedanken wie der Vielarmigkeit Ramayanas oder des Blitze verschießenden dritten Auges Siwas erkennt man wohl ein Streben der Zurückdrängung des Phantastischen durch dekorative Behandlung des Gehäuften, Unnatürlichen; aber ein Durchringen zur reinen Menschengestalt gelang natürlich nicht. Der 5 m lange, aus einem einzigen schwarzen Granitblock gearbeitete Stier Siwas in der Pagode zu Tandschur steht den guten ägyptischen Bildnereien viel näher als alle Menschenbilder indischer Tempel.

Die Fülle der Bilder, der Motive, die Unermüdlichkeit der Ausarbeitung setzen uns auch in der südasiatischen **Architektur** in Erstaunen, während uns doch bei all diesem Reichtum die Darstellung der schönen Menschengestalt fehlt, weil sie wie in tropischem Schlingwerk vergraben und erstickt wird. In diesen Bauten drängen sich kleine Höfe, Galerien, Treppen, Türme und Erker. Die eingeengten Perspektiven sind ein Grundzug. Von Anbeginn an symbolisch, ist der Skulpturenschmuck bald, vorzüglich am Äußeren der Bauwerke, auf die künstlerische Wirkung ausgegangen. Der viergesichtige Kopf Brahmas mit den weiten Augen oder das cylindrische Symbol Siwas blieben im Allerheiligsten, wo sie noch heute die indischen und hinterindischen Epigonen in uralt gewohnter Form darstellen. Ganz anders wurde aber der äußere Schmuck der Bauten umgestaltet. Der Elefant erschien hier, aus der Basis der massigen Bauten halb heraustretend, als Stütze der Mauern. Die Schlange Ananta, die Endlose, liefert ein prächtiges Motiv für die Rampen endloser Balustraden. Greife mit ausgebreiteten Flügeln erscheinen als Karyatiden. Löwen und keulenbewaffnete Riesen stehen Wache an den Thoreingängen und auf Pyramidenstufen. An den Hauptthoren gesellte sich zu ihnen bogenbewaffnet das Heldenpaar Rama und Lakschmana, oder Wischnu mit dem Schwert. An den Pfeilern der Klostergewölbe ließ man die Steinbilder der betenden Heiligen lehnen. Alle Holz- und viele Steinskulpturen tragen Farbe. Den Übergang von der strengeren Symbolik zur leichteren künstlerischen Behandlung förderte der Buddhismus, der die Aufmerksamkeit der frommen Beter auf die Eine Menschengestalt mit Einem Antlitz statt auf vielartige und vielköpfige Götter richtete. Von den vier Thoren des Preasat wurden nun drei geschlossen; nur in das östliche durften die Sonnenstrahlen und die Menschen eingehen, um das milde, glänzende Antlitz Buddhas zu schauen (s. Abbildung, S. 574).

Zu den Verehrungsstätten kamen immer Priesterwohnungen, Schulen, Pilgerherbergen. Der Tempel von Angkor-Vaht bedeckt eine größere Fläche als der von Karnak; der von Madura bedeckt nahezu 1/10 qkm, und das ist noch nicht der größte. Große Ansammlungen von Ruinen hat man bis heute mehr als fünfzig, in Kambodscha zu hunderten gefunden; und wenn man alle Bau- und Bildwerke des engeren Kulturkreises der Khmer mappiert haben wird, werden Quadratmeilen mit den Ruinen bedeckt erscheinen. Das Material ist trotz der ungenügenden mechanischen Hilfsmittel mit erstaunlicher Kraft behandelt. **Delaporte** hat in der Pyramide von Ka-Keo Blöcke von 4 m Länge bei 1 1/2 m Höhe und 1 m Breite gefunden. Noch größere Blöcke sind in den Bauwerken von Angkor in der Höhe verwendet. Man hatte auch große, feste Ziegel

von reinem Thon. Später wurden sie kleiner und gröber. Von Metallen wurde in großer Ausdehnung Blei zur Dachdeckung verwendet; Gerhard von Wüsthof sah 1641 in Niederlaos einen Glockentempel mit ganz vergoldeten Bleiplatten gedeckt. Eiserne Klammern und Bolzen wurden in Blei eingesetzt. Es soll Pagoden gegeben haben, die ganz mit Kupfer verkleidet waren. Bauhölzer, an denen Indien und Hinterindien, die Länder des Teakholzes, reich sind, fanden gleichfalls ausgedehnte Verwendung. In manche Palastanlagen sind Tempel eingefügt, und oft dominiert ein Tempel eine große Zentralanlage von Palästen und anderen bürgerlichen Gebäuden. Es gibt auch Tempel, die als Festungen dienten. Beide Arten von Anlagen sind mit Wällen oder Mauern umgeben, deren Kämme kreneliert oder in Lanzenform ausgeschnitten oder von Türmchen flankiert sind. Innen führen gedeckte Gänge zur Sicherung der Verteidiger, außen sind breite Gräben zur Verstärkung angebracht. Brücken führten darüber hinweg zu reichgeschmückten, dreithürigen Thoren. Auf den Brückenpfeilern waren Bildwerke aller Art aufgestellt, und manche Brücke führte wie ein Triumphalweg zum Thore aufwärts. Aus schmalen Wölbungen wurden die Brücken so fest aneinander gereiht, daß sie sich bis heute gegen die Hochwasser gehalten haben. Die größte ist 145 m lang und 34 m breit, und die zu den Festungen führenden Brücken haben oft mehr als 40 m Breite. Die reich ausgeschmückten Terrassen, worauf sich Tempel und Paläste erhoben, wurden mit Vorliebe ans Wasser vorgeschoben; ja, es gab völlig im Wasser stehende Bauten, die an die Pfahlbaustädte Hinterindiens erinnern. Säulenhallen steigen wie im Palast von Schalimar bei Gupikar fast unmittelbar aus Seen auf. „Hängende Gärten" aus der Zeit der Mongolenkaiser gehören mit ihren nun mehrhundertjährigen Platanen zu den anziehendsten Resten Mittelindiens. Gedeckte Säulengänge, oft dreischiffig und mit gewölbter Überdachung, erscheinen unter den Lieblingsmotiven der indischen Architekten. Darin bewegen sich die heiligen Umgänge, die an den Knotenpunkten ihrer Verehrung harrende Götterbilder und Kapellen finden. Mit Vorliebe läßt man solche Gänge sich schneiden und erbaut über dem Schneidepunkt einen Tempel. Dann sind sie streng nach den Himmelsgegenden orientiert. Wasserbecken (heilige Teiche) zu beiden Seiten des Haupteinganges geben Anlaß, die Zugangsgalerie oder -Straße in Brücken- oder Terrassenform anzulegen. Türme erheben sich an den Ecken der Galerien. Regelmäßig gehört dazu der Park, dessen Alleen verlängerte Hauptzugänge der Tempelanlage sind. Klöster und prächtige Wohnungen der Fürsten lagen darin zerstreut. Ihn umgab oft noch eine Mauer mit Graben, in deren Ecken sich nicht selten weitere Tempel erhoben, und das Ganze war dann der Kern einer Stadt. Außerhalb der Mauer drängten sich die aus Holz flüchtig aufgebauten Hütten des Volkes, die Kaufhäuser und dergleichen zusammen. Eine besondere Gruppe von Bauten bilden die Stufenpyramiden, vom einfachen Hügel bis zum mächtigen Steinbau. Ihren Urtypus zeigen die künstlichen Hügel, die noch heute bei religiösen Festen aufgeworfen werden, um auf ihrer Spitze Fahnen aufzupflanzen und Feuer abzubrennen. Die Plattform war das Piedestal einer Statue oder diente sonst religiösen Zwecken. Auf den vier Seiten führen Treppen zur Plattform, und diese Treppen springen öfters in der Weise vor, daß der Grundriß nahezu ein achtstrahliger Stern wird. Delaporte maß die Seite einer solchen quadratischen Anlage in Kambodscha zu 130 m. Aus der Kombination der in der Fläche angelegten Tempel mit den Stufenpyramiden entstehen die erstaunlichsten Werke der indischen Tempelbaukunst, die stufenweise emporsteigenden Stockwerke, deren Ecken und Treppen durch Türme flankiert sind und deren Spitze das Prachtgebäude des Allerheiligsten krönt. Man kann die zahlreichen Türme der indischen Baumeister häufig als langsam ansteigende Pyramiden bezeichnen. Eigentliche Kuppeltürme kommen nicht vor, selten die Wölbung, die in den Grundzügen bekannt ist.

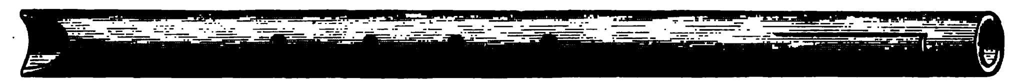
Feinheiten der Perspektive waren diesen Künstlern nicht ganz versagt. So verschmälerten sie die großen Aufgänge ihrer Pyramiden nach oben zu und verkleinerten die Löwenwächter auf den

Stufen in aufsteigender Linie. Die Mannigfaltigkeit der Durchblicke ist oft wunderbar. Geschmack zeigt sich in der Anlage des Wandschmuckes nach Lage und Beleuchtung. In den gewaltigsten Bauten, deren Gesamtbild man nur auf gewissen Punkten gewinnen kann, fühlt man den Blick für die Gesamtwirkung. Aber merkwürdigerweise widerstrebt die indische Architektur in der Tiefe ihres Wesens der klaren, regelmäßigen Anlage. Wie um zu beweisen, daß nichts Vollkommenes aus menschlicher Hand hervorgehen könne, verlegt sie die Achsen ihrer Bauwerke aus der Mittellinie des Grundplans. Einige Architekten thaten dies so maßvoll, daß erst genaue Messungen diese Unregelmäßigkeit nachwiesen; aber man ist sicher, keine absolute Symmetrie zu finden. Sind doch auch die herrlichen indisch-maurischen Bauten ohne Plan und Meßinstrumente ausgeführt, und berühmte indische Baumeister bauen noch heute so (Hübner). Kern aller indischen Tempelbauten ist das Allerheiligste (Preasat): eine kubische Cella mit vier Eingängen und einem einfachen oder stufenförmigen Dach von gebogenem Umriß. Dieses dunkele Innerste erinnert mit der Dunkelheit und Enge der umgebenden Gänge an die Grottentempel Indiens. Aber daran klingen auch ganze Anlagen, großartige, dichte Massenbauten an, wo alle Teile gleichsam hinkriechen und zusammendrängen, als wollten sie sich verschmelzen.

Mit dem Vordringen des Buddhismus in Indien ist das Wachstum fremder Einflüsse, besonders turanischer und griechisch-baktrischer, und der Rückgang heimischer Mächte deutlich verbunden. Der Gebrauch von Stein im Tempelbau soll im Reiche Asokas angefangen haben. Man hat keine Spuren von Steingebäuden in Indien aus früherer Zeit, und die ersten Ruinen aus Asokas Regierungszeit sind Nachahmungen bestehender Holzbauten. Aus den Einsiedeleien buddhistischer Mönche sind die großartigen Höhlentempel Indiens hervorgegangen. Die ersten Höhlentempel der Brahmanen waren treue Nachbildungen der buddhistischen „Vihara“ oder Klöster; später wurden die Zellen der Mönche durch Nischen ersetzt, die ein Bild des Gottes oder die Reliefdarstellungen einer der vielen brahmanischen Mythen enthielten. Ganz selbständig steht der Höhlentempel von Ellora da, der Höhepunkt brahmanischer Baukunst in Indien. Nach Fergussons Bericht gibt es in Indien gegen 1000 Höhlen von größerer oder geringerer architektonischer Bedeutung, die meisten im Westen, manche in der größten Verödung und Vergessenheit. Wo die herrlichsten Werke der buddhistischen Kunstpflege liegen, z. B. die Felsentempel von Ajanta mit ihren Wandmalereien, da machen Tiger und Räuber das Land unsicher wie nirgends.

In der Malerei stehen in Ägypten und Ostasien sowohl der Farbensinn als die Treue der Naturnachahmung und die Feinheit der Ausführung unvergleichlich höher als in Indien. Die indische Malerei ist in ihren ersten großen Werken, den Wandmalereien auf Stuck der buddhistischen Felsentempel, auf ihrer höchsten Höhe; vielleicht sind ebenso wie in der Architektur griechische Einflüsse hier nicht ausgeschlossen. Äußere Anstöße haben neue Entwickelungen bewirkt, so die Miniaturmalerei nach persischem Muster, aus der als Seitenzweig die Elfenbeinmalerei hervorging. Die Inder sind trotz des Islam ein bilderfreudiges Volk geblieben, ihre Häuser sind innen und außen reich bemalt, aber fast ohne Kunst. Die religiöse Malerei hat in Indien unter dem Buddhismus ebenso gelitten, wie er Baukunst und Bildnerei gefördert hat. Die zahlreichen Bilder buddhistischer Heiligen, die in Tempeln zur Erbauung oder bei Eidesleistungen als Vergegenwärtigung übersinnlicher Mächte dienen, sind nach festen Schematen gefertigt. Die Zeichnungen werden unter heiligen Formeln mit chinesischer Tusche in Kontur ausgeführt und dann einfach die Zwischenräume flach mit Farbe ausgefüllt. Bestimmte Gesetze schreiben die Körperproportionen, Farben von Körpern und Kleidern vor. Unter demselben Banne liegt auch die Herstellung der Gebetsfahnen und anderer Kultuswerkzeuge des Buddhismus. Der Islam hat gelehrt, Buchstaben und ganze Sprüche ornamental zu verwenden; hauptsächlich arabische und persische Sentenzen treten als Schmuck von Gebäuden, Waffen und Gefäßen sinnvoll verschlungen auf.

Die Motive der indischen Kleinkunst sind mit Vorliebe dem Pflanzenreich entnommen, aber streng stilisiert, so daß der Eindruck des einzelnen hinter dem der bunten Zusammenfassung verschlungener und verästelter Linien zurücktritt (s. Abbild., S. 585). Charakteristisch sind ganze Sträucher, in geometrischer Regelmäßigkeit Blätter und Blumen tragend. In der Symmetrie, die immer aus der Fülle hervortritt, liegt überhaupt ein Merkmal der indischen Ornamentik. Die persisch-arabischen Schriftornamente, mit Pflanzenranken reich durchschlungen, kennzeichnen nordindische Sachen. Das chinesische Drachenmotiv hat sich in den Werken Kaschmirs entfaltet. Tibetanisch sind figurale Motive buddhistischen Ursprungs. Und oft begegnet man sogar einem Anklang an jene Mischung feiner persischer Ornamentformen mit mongolischer Steifheit in Ostturkistan; ihre schönsten Erzeugnisse bringt sie in Chodshent zu Markte. Kupfergefäße, besonders Kaffee- und Theekannen (vgl. unten, S. 591), getrieben, nielliert, verzinnt, durchbrochen, gehen von Khotan, Kaschgar und Jarkand bis ins nordwestliche Indien. Anderseits greifen aus Kaschmir indische Einflüsse bis nach Kaschgar und Jarkand über. Ein Gang durch ein großes Museum, das, wie etwa das von Kensington, die schönsten Erzeugnisse der Kunstwerkstätten Indiens und Persiens vereinigt, hinterläßt nicht das befriedigte Gefühl, so viel Eigentümliches und zugleich höchst Vollendetes gesehen zu haben, wie in den japanischen und chinesischen Sälen. Dort fehlt von vornherein ganz



Eine Flöte der Kha in Hinterindien. (Nach Harmand.) Vgl. Text, S. 579.

das Porzellan. Wir sehen aber das persische durchbrochene, blau glasierte Steingut, das in den Ornamenten fast immer reizend ist. Teppiche mit kleinsten, bunten, meist streifigen Mustern zeugen von Sinn für Farben und geometrische Ornamente. Die indischen Metallwaren suchen mehr in der Feinheit der gravierten und eingelegten Muster als in vollendeter Naturnachahmung oder in der höchsten Vollendung der Ausführung ihren Ruhm. Elfenbein und andere feine Mosaik, sogenannte Schirazarbeit, durchbrochene Holzschnitzerei, Lackwaren gehen auf dasselbe hinaus: klein und fein. In der Miniaturausführung liegt der Hauptreiz. Gegenüber der Vollendung der chinesischen und japanischen Sachen ist ein Zug von Barbarei in den indischen und persischen Kunstgegenständen oft nicht zu leugnen; ein Teil davon ist auf den die Naturnachahmung hemmenden Einfluß des Islam, ein anderer auf die minder geübten Hände und das geringere Maß schöpferischen Geistes und Schönheitsgefühls zu schieben.

In Kleintibet, wo die Fürsten früher an ihren Höfen arabische Künstler hielten, arbeitet man gegenwärtig keinen Schmuck mehr, weil man zu arm ist und auch nicht mehr das Verfahren kennt. Bei dem erfinderischen Volke des Thales von Kaschmir hat sich der Nachahmungstrieb überraschend ausgebildet, namentlich auf dem künstlerischen Gebiet. Im Grenzgebiet indischer, persischer und chinesischer Kunst liefert es Werke, die sich durch Geschicklichkeit und technische Sorgfalt in der Ausführung auszeichnen. Srinagar, die Hauptstadt von Kaschmir, hat geschmackvolle Kupfer- und Bronzesachen aus dem 15., 16. und 17. Jahrhundert. „Ein Volk, das in Geschirren kocht, die mit einer seltenen Verschwendung der verschiedensten Muster verziert und mit den schönsten persischen Inschriften versehen sind, dessen Thee- und Kaffeekannen mit prachtvollen Ziselierungen bedeckt, mit Sorgfalt eingelegt und von gefälliger Form sind, das sich emaillierter und gravierter Schüsseln, Teller, Tassen, Löffel und selbst Spucknäpfe bedient, hat, wenn irgend eins, wohl das Recht, sich ein künstlerisch beanlagtes Volk zu nennen.“ (Ujfalvy.) Die Henkel der in Kaschmir verfertigten Geschirre (s. Abbild., S. 591) bringen sogar auch den chinesischen Salamander in einer Anzahl von Variationen. Die Kupfersachen von Kleintibet sind schwerer als die von Kaschmir; was nicht

ausschließt, daß man auch dort dem Auge wohlgefällige Formen von nicht gewöhnlicher Vollendung findet. Dasselbe gilt auch von den Ausgußgefäßen von Jarkand und Turkistan; wenn auch schlanker als die von Tibet, können sie sich nicht mit denen von Kaschmir messen. Auch Südindien fehlt es nicht an einer eigentümlichen Metallindustrie, wie die mit Silber oder Zinn in Kupfer inkrustierten figürlichen Darstellungen bezeugen, durch die Tandschur berühmt ist.

Während die **Musikinstrumente** der einfachen Völker Indiens und Hinterindiens an malayische erinnern und aus Innerasien sackpfeifenartige Instrumente und Trommeln in das Himalayagebiet herüberreichen, ist die indische Musik ungemein reich an Klanginstrumenten jeder Art. Die Musik der Barmanen und Siamesen ist indischen Ursprungs. Manche Instrumente, die mit dem Buddhadienst gekommen sind, erinnern an ceylonische. Auch das chinesische Gong wird in Barma massenhaft nachgeahmt. Indem aus der Musik der Eingeborenen eine Art Bambuspansflöte von riesigen Dimensionen und anderes (s. Abbildung, S. 578) hinzukommt, gewinnt ein indisches oder hinterindisches Orchester mit seinen vielartigen Pauken, Trommeln, Gongs, Oboen, Harmoniken mit Klangbrettchen aus trockenem Holz, Flöten, Guitarren sehr mannigfaltige Ausdrucksmittel, die indessen immer nur einen Wirrwarr von schrillen Tönen hervorbringen. Viele echte Indier sind gleich den Zigeunern musikalisch hervorragend begabt; die Indier mongolischen Ursprungs entbehren gleich ihren ostasiatischen Stammesgenossen dieser Gabe. Missionar **Jäschke** hat anziehende Schilderungen seiner vergeblichen Bemühungen entworfen, den Kindern von Ladak und Tschenab die einfachsten Kirchenmelodien beizubringen.

---

16. Die Indier.

„Kein Volk übertrifft dies an geduldiger Ruhe und sanfter Folgsamkeit der Seele. Daß der Indier trotzdem in Lehren und Gebräuchen nicht jedem Fremden folget, kommt offenbar daher, daß die Einrichtung der Brahmanen so ganz schon seine Seele, so ganz sein Leben eingenommen hat, um keiner andern mehr Platz zu geben.“ **Herder.**

Das einfachste **Kleid** ist ein Streifen Zeug als Lendenbinde, also die notdürftige Schambedeckung. Sie allein ohne jede andere Hülle außer einer schmalen Kopfbinde oder sogar nur einer Schnur, dem letzten Reste des Turbans, tragen tiefstehende Stämme, wie die Gond, Mahar, Khund, auch die Bhil und der größte Teil der in heißen Tiefländern wohnenden gemeinen Leute der Bengalesen und Assamesen. Von Fußbekleidung ist dabei nicht die Rede. Die entsprechende Frauentracht besteht in einem kurzen Tuch, das, um die Schenkel gerollt und an der Schulter zusammengelegt, die eine Brust bloß läßt. Viele tragen außerdem an den Armen und Beinen eherne Ringe, oft vom Handgelenk bis zum Ellbogen und vom Knöchel bis zum Knie hinauf. Diese schwere Belastung der Gliedmaßen mutet afrikanisch an. Noch einfacher und roher ist die Tracht der Ostpulaya, die ihre Blöße mit Laub, und der Thunda-Pulaya, deren Frauen sie mit einem Geflecht von langem Gras verhüllen. Viel höher steht schon die einfache Tracht der Toda: bei den Männern ein togaartiger Mantel aus ungebleichter Baumwolle, bei den Weibern derselbe Mantel aus gleichem Stoff, der beide Schultern bedeckt. Die Männer tragen silberne Knöchelringe, die Weiber silberne oder kupferne Armringe. Auch die Weiber der tiefstehenden

Kader hüllen sich, ähnlich den Tamilweibern und Singhalesinnen, in ein baumwollenes, togaartig umgeschlagenes Tuch, das einfarbig weiß, braun oder karminrot ist, und selten sind Füße oder Arme ohne Ring. In den mittleren Gangesländern, im Mittelpunkt des Brahmanentums, stößt man auf einen kräftigeren und wohlhabenderen Menschenschlag, der sich besser kleidet, schon weil er sich wärmer kleiden muß. Der Turban bedeckt den Kopf, die anschließende Jacke den Oberkörper, ein weites, künstlich geschlungenes Tuch den oberen Teil der Beine. Hier wie überall, wo überhaupt Kleiderstoffe gebraucht werden, herrscht Baumwolle vor; nur in Assam und Barma ist auch Seide im Gebrauch.



Hindu-Kaufleute. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 581.

Die Tracht der zivilisierteren Indier ist von hier an wesentlich verschieden zwischen Westen und Osten. Wo Mohammedaner vorwalten, tragen beide Geschlechter weite Hosen, im Osten und Süden wiegt bei den Frauen der faltenreiche Unterrock vor, der bis unter das Knie geht. Der zierliche Sarri, um Kopf und Schultern, ist durch ganz Indien verbreitet; die indischen Frauen sind Künstlerinnen in seiner malerischen Drapierung. In Zentralindien, in der Gegend von Delhi und besonders gegen Kaschmir zu, sieht man die bekannten Shawls auch bei Frauen der mittleren Stände. Die Hindufrauen lieben wie die Parsinnen, im Gegensatz zu den Mohammedanerinnen, farbige Gewänder. Mohammedanische Männer tragen ihre Jacke links, Hindu rechts geknöpft. Männer tragen sich mit Vorliebe weiß, besonders im Nordwesten, am ausgesprochensten die Brahmanen; diese erkennt man außerdem an der von der linken Schulter über die Brust laufenden baumwollenen Schnur. Weiß tragen sich auch die Seiedanen, Bettelnonnen des mohammedanischen Indien, die sich für Nachkommen des Propheten ausgeben. Die Tracht der Radschputen, zugleich die der Khol und der Banjari, ist weiß mit bunter Schärpe, die die Waffe hält. Die Hindu und Parsen tragen einen weißbaumwollenen Überrock und ein

Bein- und Lendentuch gleicher Farbe. Der Schnitt bleibt immer derselbe, wenn sich auch der Stoff zum feinsten golddurchwirkten Musselin erhebt. Der farbige Leibgürtel ist oft mit Quasten und Zotteln bunt behangen. Seide wird am meisten im Nordwesten getragen; besonders werden in Multan altberühmte farbige und golddurchwirkte Gewebe zu Turbanen und Oberkleidern erzeugt. Die einfachen blauen Gewänder machen die Sikh kenntlich, nach der Vorschrift ihres Stifters. Aber die Prinzen von Lahor tragen über ihren Panzerhemden mit Vorliebe gelb- und blauseidene Wämser, und ihre Truppen waren in der letzten Zeit des selbständigen Sikhstaates rot und blau uniformiert.

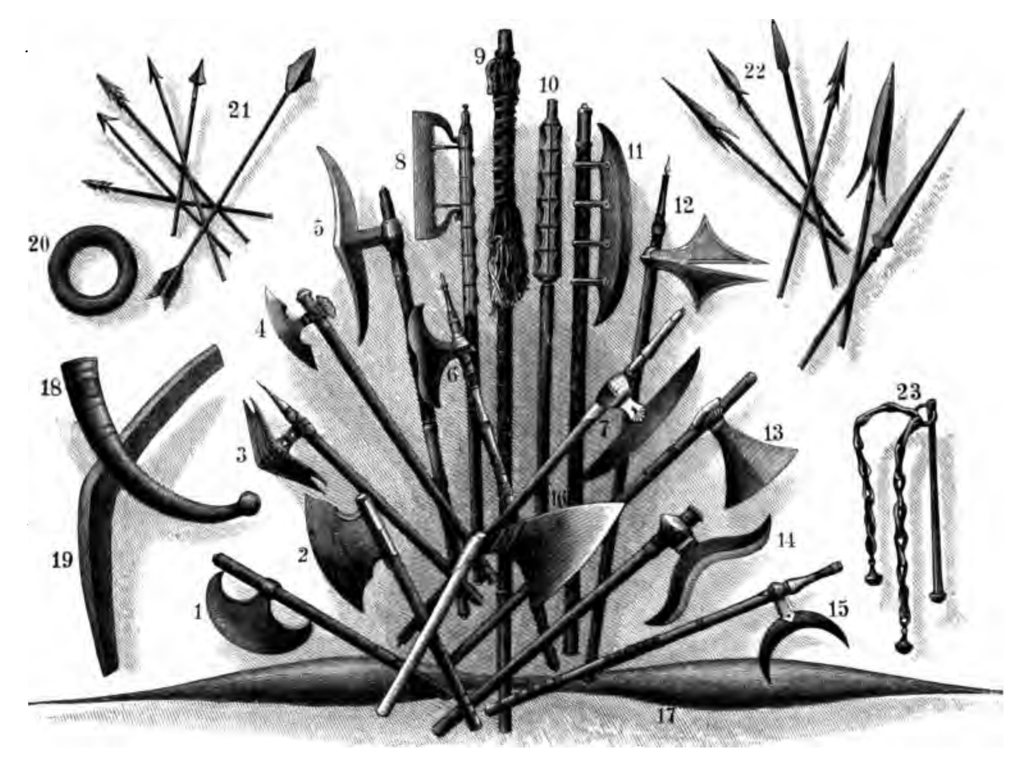
Der hohe Turban gehört wesentlich den Mohammedanern und Parsen (s. Abbildung, S. 594). Er erfährt eine monumentale Entwickelung als mächtige Krönung des Hauptes bei den reichen Parsi-Kaufleuten Bombays und den stolzen Fürsten afghanischen und türkischen Blutes im Nordwesten. Einige Gruppen von Geschäftsleuten tragen in Form und Farbe ihrer Tracht gleichsam das Aushängeschild, so die Getreidehändler von Bombay im roten Turban. Die zylindrische, randlose, oben sich ausbiegende Kopfbedeckung der Belutschen hat sich in Sind auch bei Bauern verbreitet. Rosenrote und himmelblaue Turbane mit Diamantagraffen und Federbüschen zieren die Häupter der Fürsten. Ohne Kopfbedeckung pflegen merkwürdigerweise nur die Schuster zu arbeiten. Unter einem spitz über dem Kopf zulaufenden, von den Schultern breit abfallenden Regendach aus Palmblättern sieht man die Bauern im Nordwesten ins Feld gehen. Wo Schuhe getragen werden, kommt das chinesische Muster vor. Hindu und Parsen tragen in der Regel nur den Schnurrbart, Mohammedaner lassen sich auch den Kinnbart wachsen und kämmen ihn gern von der Mitte nach außen. Haar und Bart wachsen zu lassen, gebot Nanik, der Stifter der Sikh, seinen Anhängern, da er unter Muselmanen auftrat, die sich das Haupt schoren. Die Singhalesen machen durch ihr kunstvoll aufgestecktes und durch einen Kamm zusammengehaltenes Haar einen weibischen Eindruck. Die stolzen Nair der südindischen Kriegerkaste tragen kokett eine in eine Schleife geschlungene Haarlocke auf der linken Seite.

Beide Geschlechter tragen **Ringe** in den Ohren, die Weiber regelmäßig, die Männer häufig. An einem kleinen Ringe im Ohrläppchen hängt ein großer, der über das obere Ohr gelegt wird. Palmblattrollen, Holzblöcke, Bleiringe erweitern den Schlitz im Ohrläppchen bis zu Handgröße, besonders in Südindien. Hier kommt auch die Durchbohrung des Randes des Ohres mit vielen Löchern vor. Halsbänder mit ungewöhnlich großen Diamanten anzulegen, verachteten auch kriegerische Fürsten nicht, und für seltene Edelsteine zahlten indische Große riesenhafte Summen. Nirgends auf der Erde findet man reichere Vorräte edler Steine als bei den Juwelieren der indischen Großstädte. Nasenringe, Korallenstücke in einem Nasenflügel, auch Ringe in der Oberlippe sind in Fülle bei Mädchen und Frauen, besonders bei Bayaderen, zu finden. Dem Indier aller Klassen ist eine **große Putzliebe** eigen, was die britische Regierung sogar bei den Auszeichnungen ihrer Truppen berücksichtigt. Goldene Halsketten legen eingeborene Offiziere selten ab, Denkmünzen auf der Brust sind vom Träger unzertrennlich. Nach dem Tode ihrer Träger schmücken Schmuckringe und -Ketten die Reliquienschreine der Tempel.

Tättowierung der Brust und Gliedmaßen kommt bei Weibern in Südindien häufig vor. Die Mohammedaner tättowieren sich nicht. Um so bunter ist die **Bemalung** beim weiblichen Geschlecht zum Schmuck; beim männlichen wollen die rot angestrichenen Gesichter der Brahmanen und die in vielerlei Farben gräßlich leuchtenden der Fakir Andacht und Ehrfurcht erwecken. Bemalen der Lippen, Schwärzen der Augenbrauen und Augenlider mit Antimon, Glänzendmachen der Augen durch Einträufelung von Belladonna sind alte Künste. Das „Nama" (unser „Name"), die auf Stirn, Brust oder Arme aufgemalte Sektenmarke, ist das Erkennungszeichen der Hindu. Einige tragen einen Punkt über der Nasenwurzel (s. Abbildung, S. 580), die Wischnuverehrer

Zentralindiens einen grellroten Strich, der von Augenbraue zu Augenbraue zieht und die senkrecht von den Haarwurzeln herabziehenden Linien kreuzt. Die Siva-Anbeter tragen horizontale Stirnlinien. An den Wegen stehen oft Leute, die Thon auf Tellern darbieten, damit sich Vorübergehende die heiligen Zeichen erneuern können.

Bei den einfachen Völkern Indiens begegnen wir auch einfachen Waffenformen, vor allen einem Bogen von afrikanischem Typus, d. h. ohne mediane Einbiegung oder Verstärkung (s. Abbildung, S. 565). Egerton nennt ihn den altindischen; der zusammengesetzte Bogen sei aus Persien oder der Tatarei eingeführt worden. So scheint in älterer Zeit auch die Hauptwaffe



Indische Waffen: 1, 2, 4—8, 11—13, 15) Schlachtbeile von Chota Nagpur; 3) von Kattak; 9) Morgenstern von Indor; 10) Schlagstock von Tinnevelli; 14) Schlachtbeil von Vizianagram; 16) Schlachtbeil von Ganjam; 17) Bogen von den Andamanen; 18, 19) Wurfhölzer von Gutscherat; 20) Wurfwaffe aus Stahl („Quoit“); 21) Pfeile von Bergstämmen; 22) aus Kandesch; 23) Schlagketten von Vizianagram. (Nach Egerton.)

der indischen Infanterie ein Bogen in Form eines geraden Bambusstabes gewesen zu sein. Das erste Auftreten der Indier im Kriege mit Europäern zeigt in Baumwolle gekleidete Bogenschützen mit eisenbewehrten Bambuspfeilen. Die Bhil sieht man kaum jemals ohne den Bogen ausgehen, der sinnreich aus zwei biegsamen Bambusstücken gefertigt ist, wovon das dünne die Stelle der Schnur vertritt; die Pfeile sind aus leichtem Rohr und befiedert. Sie schießen auf 60 m; ja, sie verfolgen sogar den Tiger damit, aber nur nach Vergiftung der Spitze. Da die vornehmsten Waffen einer altindischen Armee Streitwagen und Elefanten waren, mag der Bogen mit der Zeit der Masse des Fußvolkes anheimgefallen sein. Bei den immer häufigeren Einfällen der Nomaden des Nordwestens erscheinen die Bogenschützen auf der Seite der Feinde in überwältigenden Zahlen. Neben Truppen mit Luntenflinten findet man aber in den Eingeborenen-Armeen Indiens auch heute noch Bogenschützen; noch immer gehört die Überreichung von Bogen, Pfeil und Schwert zur unterthänigen Begrüßung indischer Fürsten. Feuerpfeile waren in ältester Zeit bekannt, auch solche

größeren Formats, die von festen Gestellen abgeschleudert wurden. Die oft besprochene Frage, ob die alten Indier das Pulver in seiner Verwendung für Feuerwaffen gekannt haben, wird mit dem Hinweis auf diese Feuergeschosse verneinend beantwortet.

Speerformen, die an afrikanische erinnern, besaßen des Porus Truppen. Sie zeichnen sich durch seitliche Widerhaken oder Spitzen aus, die rund zurückgebogen sind, und deren Zahl bei den Naga den Rang des Trägers anzeigen soll (s. Abb., S. 582, Fig. 22). Unterscheidende Merkmale sind rote, bürstenartige Haarbüschel unter der Speerklinge, rote Bemalung des Schaftes, Rasseln unter der Klinge. Die zahlreiche Reiterei war zur Zeit der englischen Eroberungen im vorigen Jahrhundert hauptsächlich mit langen Speeren bewaffnet, deren stählerne, mit Silber und Gold eingelegte Speerklingen bis zu $^2/_3$ m lang auf 4 m hohen Bambusschäften sitzen. Die Streitaxt erscheint unter den ältesten Waffen der Indier. Mit diesem Beil und dem Speer stürzen sie sich auch auf die fürchterlichen Gäste ihrer Dschungeln, die Tiger. Auch die Banjari



Indische Waffen: 1) Säbel aus Peschawar; 2) Schlachtbeil aus Kolapur; 3) Morgenstern aus Haiderabad. (Nach Egerton.) Vgl. auch Text, S. 592.

tragen als Hauptwaffen Lanze mit Schild, ein langes Schwert über die Schulter und wohl auch Streitkolben. Anstatt des Beiles, das den des Bogens unkundigen Gond Wald- und Weidmesser und Waffe zugleich ist, haben manche Völker ein kurzes Schwert, so die Naga; dies große Messer, das nach vorn etwas breiter wird und geradlinig abgeschnitten endet, ist in Feld und Haus fast ihr einziges Werkzeug. Die charakteristische Bewaffnung der Belutschen mit kreisrundem Lederschild, Säbel, Dolch und Flinte ist im Nordwesten Indiens weit verbreitet.

Eine ganze Reihe grausam phantastischer Waffen hat Indien geboren. Indische Schriftsteller zählen 32 verschiedene wichtigere Waffen auf. Den Bumerang gebrauchen einige Bergstämme; er wurde in Gudscherat noch vor nicht langer Zeit bei der Vogeljagd gebraucht (s. Abbildung, S. 582, Fig. 18 und 19). Holzkeulen sind morgensternartig mit Eisenstücken bewehrt. Die Fakirgarde der Akali, der potenzierten Sikh, trug flache Wurfringe von $^1/_4$—$^1/_3$ m Durchmesser, die am Außenrande so scharf geschliffen sind, daß sie, vom Finger oder einem Stabe wirbelnd entsandt, im sausenden Fluge dem Gegner tiefe Wunden schlagen. Derartige Scheiben wurden auch paarweise durch Ketten verbunden. Ein halbes Dutzend solcher Waffen sitzt auf dem spitz gewickelten Turban; daneben hängen Tigerklauen, scharfe, gebogene Messer, die, eingeschlagen in der Hand geführt, beim Öffnen wie ebenso viele Klauen zum Schlage bereit klaffen; eine merkwürdig treue Naturnachahmung. Neben der echt indischen Dolchform, der geraden, rasch zulaufenden Klinge mit doppeltem Griff und Querbügel; kommen geschweifte Messer jeder Art und kurze Schwerter vor, die an die Römerform erinnern. Unter den zahlreichen Schutzwaffen sind Schilde aus Haut in Suluform, Helme mit tief herabhängendem Panzerschutz und wattierte

Panzer der Sikh mit Nackenschutz zu nennen (s. untenstehende Abbildung und die beigeheftete Tafel „Indische und persische Waffen und Rüstungen“).

Waffenluxus lieben vorzüglich die mohammedanischen Großen des Nordwestens und des Marattenlandes. Einen prächtigen damaszierten Säbel, dessen Scheide mit Edelsteinen und Perlen überladen ist, trägt der Kriegsmann in der Hand, im Gürtel, wenn er zu Pferde sitzt. Befehlshaber nehmen dann ihren herrlich geschmückten langen Kommandostab zur Hand. Man vergegenwärtige sich das Bild, das von Orlich bei Ferospur vor 50 Jahren an sich vorüberziehen sah: „Ein Edelmann im Panzerhemd zu Pferde, sein Sohn mit Schild und Säbel gerüstet ihm zur Seite auf einem Pony, vor und neben ihm mehrere Diener mit Falken und Flinten, seine Frau tief verschleiert mit einem Kind auf einem Kamel, und auf einigen anderen Kamelen seine Zelte



Ein vollständiges, aus Helm, Hemd, Schiene und Schuh bestehendes Panzerkleid der Indier aus Bhuj, Katsch. (Nach Egerton.) Vgl. Text, S. 583 und 592.

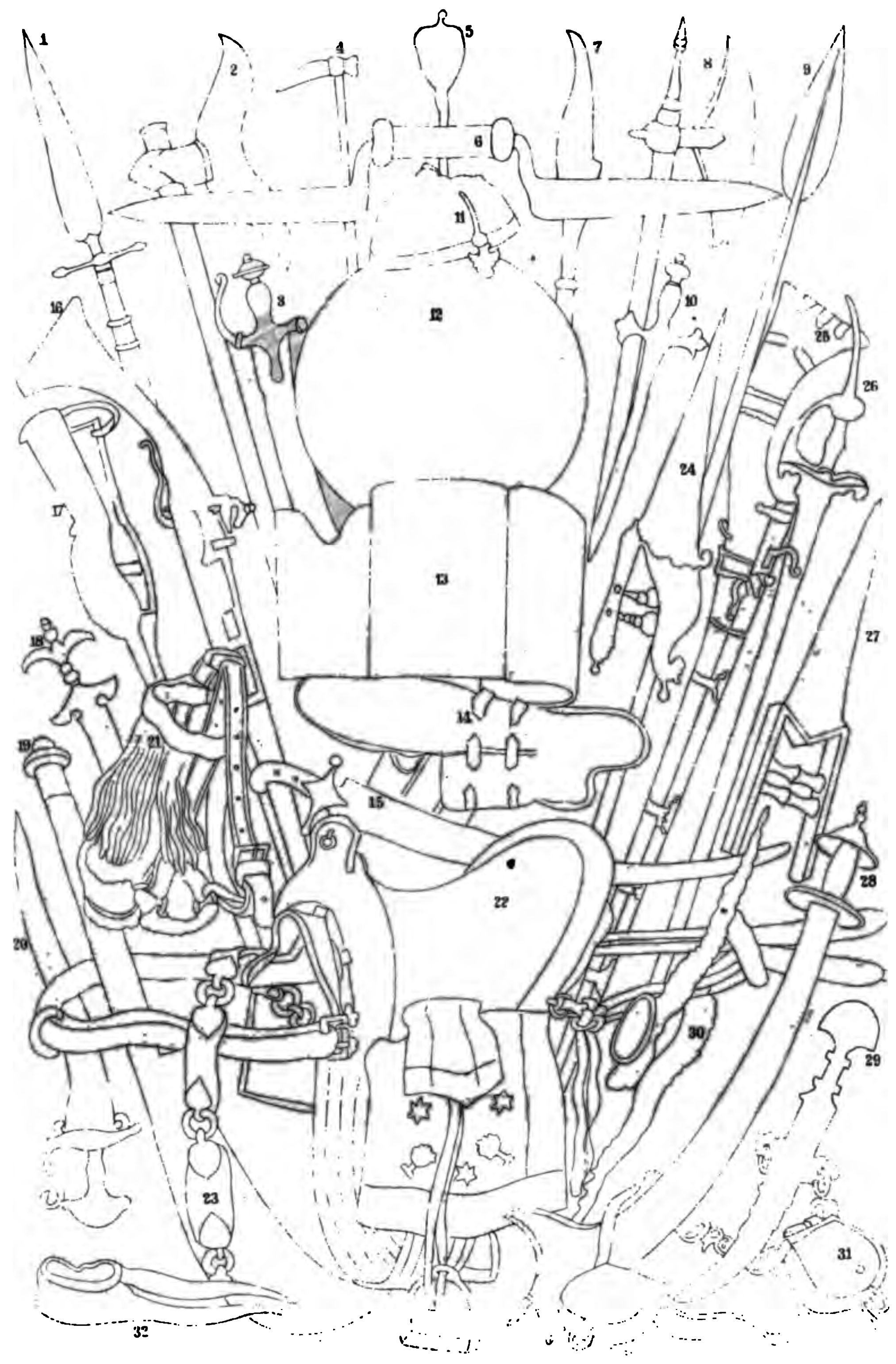
und die Bagage“: eine Szene aus dem Mittelalter. Die Prachtwaffen Persiens und Arabiens sind von den indischen Waffenschmieden, die von arabischen und persischen Meistern gelernt haben, noch übertroffen. Altertümliche Formen haben sich mit neuen Zieraten umgeben. Zum silbernen Harnisch mochte die silberne Sturmhaube kommen, die mit seidenen Shawls und Perlenschnüren umwunden ward. Die ganze Leibwache des Maharadscha von Lahor war noch in den fünfziger Jahren in Panzerhemden und eiserne Sturmhauben gekleidet (s. obenstehende Abbildung).

Seitdem sich große Staaten in Indien entwickelt hatten, konnte es bei den Kriegerkasten nicht bleiben. Die Fürsten sammelten kriegerische Gefolge um sich, und große stehende Heere wurden gebildet. Die Kshatriya zogen sie in Festungen zusammen, deren Indien besonders im Norden so viele und große zählte wie kein anderes Land. Über ihre Verbindung mit den Palästen und Tempeln vgl. oben, S. 576. Indisch-großstaatlichen Ursprungs ist die Verwendung des Elefanten zum Kriege. Die Perser hatten den Elefanten den Indiern entlehnt, er war zu den Seleukiden und Puniern gekommen, überschätzt, unberechenbar. In den Kämpfen mit der zahlreichen Reiterei der Araber und Mongolen stellte sich die Schwäche der massigen Elefantentaktik heraus, und es folgte nun die Zeit der Kamele und Pferde.



INDISCH-PERSISCHE WAFFEN UND RÜSTUNGEN.

[Zur Tafel: *Indisch-persische Waffen und Rüstungen.*]



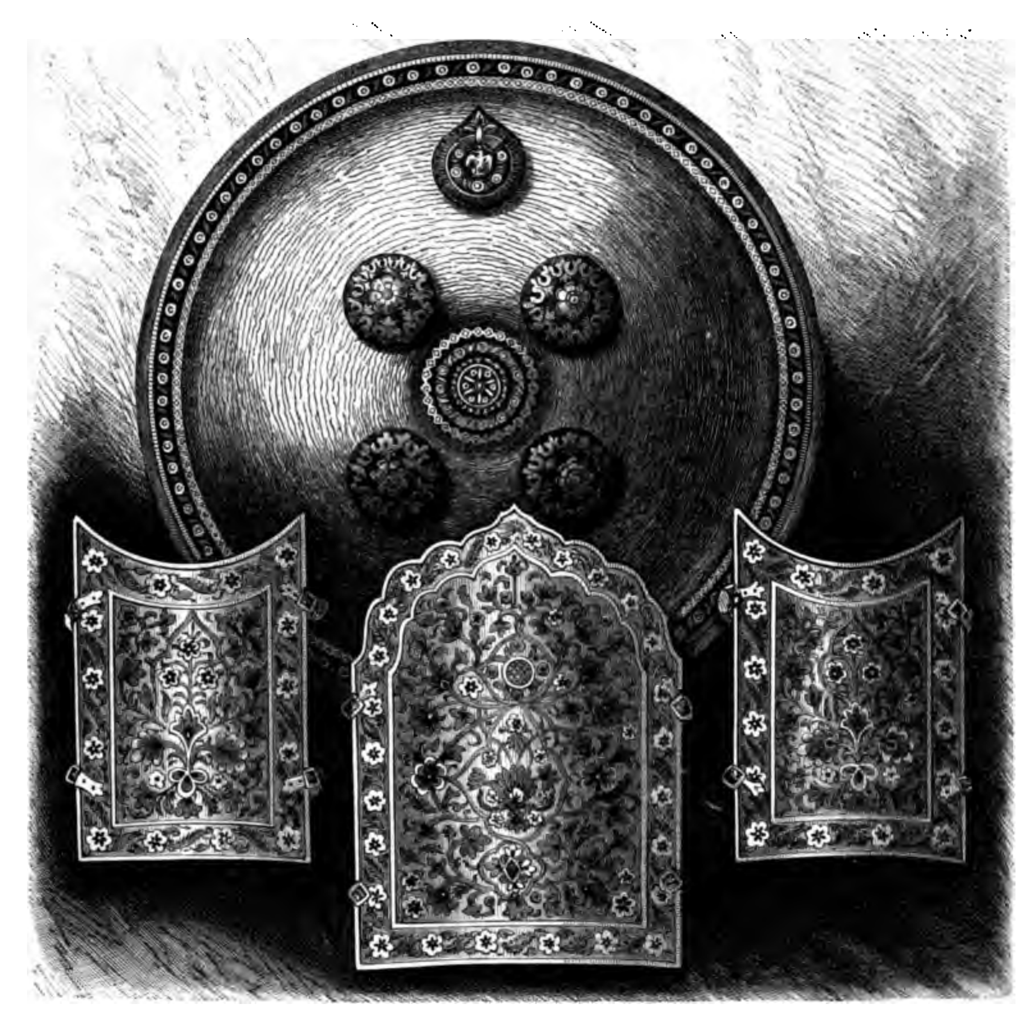
1. *Lanze aus Hindostan.*
2. *Doppelaxt, Eingeb. v. Zentr.-Indien (Kol).*
3. *Schlachtschwert, Radschputana.*
4. ***Axt, Kautak. Gönd (ursprünglich persisch?)***
5. *Zierkeule, Persien.*
6. *Alter Doppeldolch.*
7. *Haumesser, Eingeborne Zentral-Indiens.*
8. ***Axt, Khond. Zentral-Indien.***
9. *Spiess, Radschputana.*
10. ***Mogulsäbel.***
11. *Helm der Sikhs.*
12. ***Rhinoceroschild, Sikhs.***
13. *Brustpanzer, Sikhs.*
14. *Vorderarmschiene, Sikhs, linke Hand.*
15. *Säbel, Peschawar.*
16. *Luntenflinte, Sikhs.*
17. ***Stossdegen, Sikhs.***
18. *Flammendolch.*
19. ***Opfermesser für den Dienst d. blut. Göttin Durga. Nepal.***
20. ***Dolch, Lahore.***
21. *Kopfgeschirr.*
22. *Sattel.*
23. ***Pferdebrustzier. Lahore.***
24. *Stossdolch, Lahore.*
25. ***Feuersteinflinte, Hindostan.***
26. ***Hiebwaffe, Persisch-Indisch.***
27. *Stossdolch, Lahore.*
28. ***Opferschwert von Nepal.***
29. *Dolch, Lahore.*
30. ***Stosswaffe der Sikhs, aus Antilopenhörnern.***
31. ***Patronentaschen.***
32. ***Doppelflammendolch, Hindostan.***

1/10 der wirklichen Grösse.

Sämtliche Gegenstände aus dem ethnographischen Museum zu München.



Das wichtigste **Nahrungsmittel** der Indier ist der Reis. Die reisessende Bevölkerung wird auf 67 Millionen geschätzt. Reisnahrung herrscht vor in Assam, Bengalen, Britisch-Barma; doch wenn man von Bengalen westwärts geht, kommt man in den Zentralstaaten bereits zu Völkern, die von Hirse, ungesäuertem Weizenbrot in Fladenform (Schipato) und Gemüse leben. Es gibt Viehzüchter, wie die büffelreichen Toda, deren Nahrung: flüssige und geronnene



Schild mit Panzerplatten aus Bhuj, Katsch. Persische Arbeit. (Nach Egerton.) Vgl. Text, S. 578.

Milch, wild wachsende Früchte, etwas Mehl, alle drei oder vier Tage Salz, an die der Hirtenvölker Afrikas erinnert, und es gibt Bewohner armer Gegenden, die eine besondere Kunst besitzen, Rinden mit dem Mehle ihres Brotes zu mischen. Natürlich beeinflussen die launenhaften Speisegesetze die tägliche Nahrung sehr bedeutend. Man ißt Eier, aber nicht die Hühner. Lagern indische Truppen, so zieht der Hindu einen Kreis um sein Feuer und läutet mit einem Glöckchen, um Annäherung der Unreinen zu verhüten. Weit verbreitet ist das Betelkauen.

Der **Ackerbau** ist in einer Ausdehnung, die mit europäischem Maßstabe gar nicht zu messen ist, Grundlage des wirtschaftlichen und sozialen Lebens der Indier. 1881 waren nicht weniger als 72 Prozent der erwachsenen Männer mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigt. Nur 9 Millionen

gehören dem Handwerk und der Hausindustrie an. Der Landmann ist das ausschlaggebende Element, die Grundsteuer die wichtigste Einnahme des Staates. Indien ist im weitesten Sinne ein Bauernland und bleibt das auch bei zunehmender Industrie und raschem Anwachsen einer landlosen Tagelöhner- und Bettlerbevölkerung (1881: 7¼ Millionen). Unablässige Arbeit mit dem leichten Pfluge, den der indische Bauer auf der Schulter nach dem Acker trägt, und der nur leichte Furchen zieht, Düngung der wertvolleren Saaten, Bewässerung in großartigem Maßstabe, endlich ein durch die Erfahrung empfohlener Fruchtwechsel: das sind die Mittel, wodurch bei natürlicher Fruchtbarkeit des Bodens und einer in manchen Gegenden fast übermäßigen Niederschlagsmenge gewaltige Massen von Nahrungsmitteln und Handelsprodukten erzeugt werden. Nicht überall werden sie gleich energisch und ausgedehnt angewandt; die Bergstämme arbeiten oft nur mit dem Grabstock. Aber die Mehrzahl der indischen Bauern betreibt eine den Verhältnissen des Bodens, des Klimas und ihrer eignen wirtschaftlichen Lage angemessene Kultur, die freilich als Ergebnis der Erfahrung zahlreicher Generationen mit der kurzsichtigen Schwerfälligkeit des reinen Empirismus behaftet ist. Die Bedeutung der Bewässerung prägt sich in der Klassifikation der Feldfrüchte in trockene und nasse aus. Von Nepal mit seinem ausgedehnten terrassenartigen Anbau der Bergabhänge an der Grenze des Ackerbaues bis zu den südlichsten Hügelstämmen hinunter wird künstlich bewässert in immer noch steigendem, vielleicht sogar durch allmähliche Durchsalzung den Boden schädigendem Maße. Uralt sind die Kanäle von Sind, die tiefen Brunnen im Pandschab und Dekhan, die vielen Zehntausende von Teichen im Karnatik, die allverbreiteten Bewässerungsterrassen endlich, in deren Herstellung die verachteten Hügelstämme nicht am ungeschicktesten sind. Die Neuzeit hat sie alle verbessert und erweitert; besonders hat die auch für Europa folgenreiche Ausdehnung des Weizenbaues darauf hingewirkt. Die **Landwirtschaft** Indiens ist besonders im Nordwesten und in Dekhan in dürren Jahren nicht im stande, dem Volke die nötigste Nahrung zu bieten. Verwüstende Hungersnöte, die mit einer gewissen Regelmäßigkeit auftreten, sind die Folge (vgl. S. 589).

Das Altertum kannte den **Reis** als indische Frucht; sein Name stammt aus Indien. Nach Örtlichkeiten und Ursprung unterscheidet man Hunderte von Varietäten. Im Gangesgebiet sind seit alten Zeiten die kostbarsten und ausgedehntesten Irrigationssysteme angelegt worden, die die Winterernten ermöglichen. Groß ist der Reisbau noch in Assam, Britisch-Barma, den Zentralprovinzen, Maissur, Madras. Bergvölker bauen Reis wandernd auf bewässerten Terrassen oder in regenreichen Strichen einfach auf Lichtungen. **Weizen** wird hauptsächlich im Pandschab, den Nordwest- und Zentralprovinzen, erzeugt. Der Weizenbau nimmt zu und trägt einen wachsenden Anteil der indischen Ausfuhr. Nimmt man Indien als ein Ganzes, so steht **Hirse** als Volksnahrungsmittel neben dem Reise. In den drei Gattungen Sorghum, Eleusine, Pennisetum (s. Abbildung, Band I, S. 658) wird Hirse von Madras im Süden bis zur Radschputana im Norden gebaut und nimmt weit über die Hälfte des Getreidebodens in Berar, Bombay und Maissur ein. **Gerste** ist in den Himalayathälern verbreitet; auch **Kartoffeln**. Mannigfaltig sind die Arten der **Hülsenfrüchte**, der **Ölsamen**, unter denen Sesam und Rizinus hervorragen, und der **Gemüse**. Indien war einst das Land des **Zuckers**, und noch immer wird er aus Zuckerrohr und Dattelsaft gewonnen und aus den zuckerreichen Blüten des Mahuabaumes, einer Bassia-Art, Branntwein destilliert. In Südindien bilden die Palmweinbauern eine besondere, niedere Kaste. Für Ceylon sind Pisang, Kokospalme und Papaya besonders wertvoll (s. die beigeheftete Tafel „Die wichtigsten Fruchtbäume auf Ceylon"). Zu den altberühmten Erzeugnissen indischen Ackerbaues gehören die **Gewürze**. Der schwarze Pfeffer ist auf die Malabarküste von Kanara bis Travankor beschränkt, wo zugleich das Kardamom erzeugt wird. Der Betelpfeffer fordert Sorgfalt und wird von einer besonderen Kaste in vielen Bezirken gebaut. Aber weit über

Die wichtigsten Fruchtbäume auf Ceylon: Pisang, Kokospalme und Papaya.



alle „Gewürze Indiens" erhebt sich heute an wirtschaftlicher Bedeutung für das Land und an tiefgreifender Wirkung auf Nachbarvölker das Opium, eine fruchtbare und furchtbare Einnahmequelle (1890/91: 157 Millionen Mk.) der britisch-indischen Regierung, die den Opiumbau nur in Bengalen und auf dem Tafellande von Malwa im großen gestattet und außerdem in wenigen Gegenden der Radschputana, des Pandschab und der Zentralprovinzen geduldet hat. Auch Baumwolle und Indigo gehören zu den von alters her angestaunten Erzeugnissen Indiens. Jene wurde allerdings bis zur Baumwollenkrisis der ersten sechziger Jahre vorwiegend im Lande selbst verwendet; 1890/91 aber belief sich die Baumwollausfuhr auf 330 Millionen Mark. Die indischen Baumwollenländer sind die Ebenen von Gudscherat und Kathiawar, von denen die historischen Namen „Surate" und „Dholera" stammen, die Dekhan-Hochländer, die tief eingeschnittenen Thäler der Zentralprovinzen und Berars. Indigo wurde früher in großem Maße von europäischen Pflanzern angebaut. Indessen ist an seine Stelle der Thee getreten, dessen Pflanze in Assam und Katschar wild wächst. Hier und auch sonst am südlichen Himalaya-Abhange sind seit Anfang der fünfziger Jahre zahlreiche Theegärten gegründet worden, die sich heute schon bis über die Nilgiri fast zur Südspitze und bis ins Pandschab verbreitet und Indien zum zweiten Theelande der Welt gemacht haben. Auf der Malabarküste ist durch die Araber der Kaffeebaum einheimisch gemacht worden. Die Cinchona-Arten, die Chinarinden liefern, sind an den Abhängen der Nilgiriberge aus Samen, der 1860 aus Peru gebracht wurde, in Regierungspflanzungen gezogen und in hohen Teilen Indiens vollständig akklimatisiert worden.

Der durch das Wachstum der Bevölkerung gegebene Fortschritt des Ackerbaues beschränkt die Weideflächen immer mehr. Die Rinder sind großenteils in schlechter Verfassung. Einige Rassen sind ausgezeichnet, wie jene von Maissur, die Haider Ali zu militärischen Zwecken herangezogen haben soll, die Trabochsen der Zentralprovinzen, die die Reisewagen ziehen, die schweren Rinder von Gudscherat, die mit ihren spitzen Köpfen an Antilopen erinnern: alles Zweige der Zeburasse. Vorwiegend mit Rinderzucht beschäftigt sind nur wenige Völker, wie die Dschat, die das Rind aus ihrer turanischen Heimat eingeführt haben sollen. Vorher sollte nur der Büffel gezüchtet worden sein. Welche Rasse die alten Indier mitbrachten, weiß niemand. Nur das wissen wir, daß sie herdenliebend waren: in den Vedas werden die Götter beständig um Schutz, Segnung und Mehrung der Herden angefleht. Sie zeichneten ihre Rinder durch Einschnitte in den Ohren: das Zeichen 卐 (im Sanskrit svastika) scheint diesem Zwecke mit entsprungen zu sein. In den Deltaländern und sonstigen tiefen, feuchten Gegenden treten an deren Stelle die Büffel. In Britisch-Barma sind die Büffel fast ebenso zahlreich wie die Rinder, und die tägliche Nahrung des südindischen Hirtenvolkes der Toda bildet die Milch einer besonderer Büffelherdenrasse, die fast heilig gehalten wird. Die Pferde sind nur im Nordwesten ziemlich zahlreich; Bengalen und Madras hatten ursprünglich keine. Kamele sind nur in den Steppen des Nordwestens zahlreich. Die paar Tausend Elefanten verteilen sich hauptsächlich auf Bengalen und Britisch-Barma; Fang (300 bis 500 im Jahre) und Zähmung ist Staatsmonopol. Von der Regierung werden sie als Transporttiere benutzt, weil sie fünfmal soviel leisten als die Kamele, und von den einheimischen Großen zur Repräsentation. Schon gibt es Elefantenbahnen. Ziegen und Schafe übertreffen an Zahl weit die Rinder in ganz Südindien. Große Schweine von abstoßendem Äußeren, in geringer Zahl weit verbreitet, werden nur von den niedrigsten Kastenlosen gegessen. Der Indier behandelt die Tiere mit Schonung, und manche Tiere sind sanfter als bei uns. Ochsen bemalt und vergoldet man die Hörner, Elefanten die Stoßzähne und den Kopf. Zahlreiche Hunde vegetieren im Schatten dieser Vorliebe und Sanftmut. Die Ansammlung zahlreicher Tiere gehört zum Stolze indischer Herrscher: Akbar soll 5—6000 Elefanten, 12,000 Pferde, 1000 Kamele und 1000 Jagdleoparden hinterlassen haben, und die Griechen schrieben dem König Magadhas

9000 Elefanten zu. Indien kennt als Land großer Fürsten und großer Tiere die aufregendsten Jagden. Vor der Zeit dichterer Bevölkerung nährte es sogar eigne Jägervölker. Die Jagdmethoden mit Falken, Leoparden und Elefanten sind hier heimisch, vielleicht hier entstanden. Jetzt kommt der Elefant in größerer Zahl nur noch im Nordosten, in Assam und Britisch-Barma vor. Die Ausfuhr von rohem Elfenbein und Rhinozeroshorn, einst bedeutend, hat nahezu aufgehört.

Bei indischen Völkern kommt jede Wohnweise, jede Hüttenform der Erde vor. Selbst die Höhle vermutet man in dem Sanskritworte „Gund" für eins der Bergvölker. Die Baumwohnungen (s. Abbildung, Band I, S. 101) der Kader, Kanikar und anderer, die allerdings nirgends ständig benutzt werden, sind den Urwaldnomaden als Schutz gegen wilde Tiere, vielleicht auch gegen Fieber unentbehrlich. Hart daneben stehen die bienenkorbförmigen Strauch- und Strohhütten, die an afrikanische Negerwohnungen erinnern; sie sind am vollkommensten bei den Toda ausgebildet, deren im Umrisse nahezu spitzbogenförmige Hütten länger als breit und aus Bambus mit Rotangzweigen und Stroh sauber hergestellt sind. Der niedrige Eingang erreicht nicht halbe Manneshöhe. Während man in Bengalen ein schwaches Holzgerüst mit Mattenwänden ausfüllt, baut man in den trockneren zentralen und nordwestlichen Provinzen mit ungebrannten Erdziegeln und deckt mit gebrannten Ziegeln. In Palästen mauert man auch mit Backsteinen, deren Festigkeit die Volkssage auf einen Zusatz von Gazellenmilch zurückführt. Auf den Reliefs erkennen wir das alte zentralindische und wohl auch südindische Wohnhaus als einen Holzbau aus einem Stockwerk, das gewöhnlich etwa 2 m über der Erde liegt; darüber erheben sich die Säulen mit dem weit vorspringenden Dache, dessen Giebel sich in einer Flamme zuspitzte oder zickzackförmig ausgeschnitten war. Zwischen den Säulen waren Matten aufgehängt oder geschnitzte Holzwände mit Gitterfenstern angebracht. Die rückwärtigen Zimmer waren von den Frauen bewohnt. Einst wurden große Bauwerke aus Holz aufgeführt; der Holzreichtum der nördlicheren Länder legte dieses nahe. Die Holzschnitzerei schuf herrliche Werke, wie den mit reichskulptierten, rot bemalten Holzplatten getäfelten und mit Holzbildern ausgestatteten Tempel zu Buribun oder Majang-Bobo. In Erdbebengegenden, wie um Peschawar, wird nur in Fachwerk aus Holz und Lehmziegeln gebaut. Im ganzen sind aber alle Bauten nicht dauerhaft; selbst das uralte Benares umschließt nur wenige alte Quartiere. Das moderne Hinduhaus erinnert in seiner Anlage um den Hof und seiner mit Götterbildern geschmückten Halle an das altrömische. Das intime Leben der Familie zieht sich gern aus dem ersten in einen zweiten Hof zurück. Bei mehrstöckigen Häusern treten die oberen Stockwerke über die unteren vor, so daß in einer gedrängten Stadt tiefer Schatten in den engen Gassen herrscht. Kleine Brücken verbinden oft die oberen Stockwerke zweier Fronten. Häuser stoßen aneinander oder sind durch hohe Mauern verbunden, die grell getüncht und in Hindustädten mit mythologischen Szenen, Blumen und Arabesken bemalt sind. In solchen Straßen ist ein Gedränge und ein Lärm wie kaum in südchinesischen Städten. An Westasien erinnern reich geschnitzte oder gemeißelte Fensterblendungen. Indisch sind stützenlose Schirmdächer über den Fenstern gegen die Sonnenstrahlen.

Die innere Einrichtung der indischen Häuser beherrscht im Nordwesten der arabisch-persische Geschmack. In den Todahütten ist das Lager eine mit Matte oder Fell bedeckte Erhöhung aus Erde, der Mörser zum Zerstampfen des Kornes ein rundes Loch im Lehmboden.

Die kleinen Weiler der Bergvölker liegen auf Bergspitzen oder in Falten des Bodens verborgen. Hinter der Steinmauer der Todahütten verschwinden selbst die Firste; in diesem Raume von etwa 30 m im Geviert stehen außer der Wohnhütte zwei kleinere Hütten: eine für den Varshali oder Familienpriester und eine für die Büffelkälber, und ein runder Zaun nimmt nachts die Büffelherde auf. Da die Städte ursprünglich umwallt waren, sind die Häuser dicht zusammengedrängt und mit Vorliebe auf Bergen oder an Hängen angelegt. Indien liefert das Beispiel

eines bei dichter Bevölkerung städtearmen Landes. Bei uns entspricht dichter Bevölkerung die Zahl großer Städte, und in unseren Industriestaaten halten sich mehr als 50 Prozent in den Städten auf. Dagegen gehören im mittleren Hindostan nur 7, in Niederbengalen nur 5 1/2 Prozent der städtischen Bevölkerung an. Seine Dörfer aber liegen so nahe beisammen und sind so groß (es gab 1881 fast 9000 Dörfer mit 2000—5000 Einwohnern), daß die Gemarkungen zur Fristung des Lebens nicht mehr ausreichen. Kalkutta ist aus solchen Dörfern entstanden, die „in der Stadt" ihre Herden zur Weide trieben. Große Veränderlichkeit der Anhäufung entspricht dem Charakter altindischer Kultur. Der erste mongolische Sultan Indiens, Baber, sagt von Hindostan: „Binnen 24 oder 36 Stunden sind große, seit Jahren bewohnte Städte, wenn irgend eine Furcht die Einwohner zur Flucht veranlaßt, so vollständig ausgeleert, daß man kaum noch eine Spur von menschlichen Wesen entdeckt. Wenn sich umgekehrt eine Bevölkerung eine Stelle zur Niederlassung auswählt, so strömt alsbald von allen Seiten eine Masse Volkes herzu, da Hindostan eine unendliche Bevölkerung besitzt." Dschaipur, die entwickeltste vielleicht unter den rein hinduischen Städten, soll an die Stelle des nahen, verlassenen Amber nur darum getreten sein, weil sich ein Maharadscha der Überlieferung erinnert habe, daß kein Fürst seines Geschlechts über eine bestimmte Zeit in derselben Stadt leben dürfe. In der Veränderlichkeit der Städtenamen prägt sich die geringe Festigkeit der Zustände Indiens aus. Die Stadt nimmt den Namen des Gründers, der Staat den der Stadt an; der Adlige gibt hier dem Grunde ebenso den Namen, wie er ihn in Europa vom Grunde nimmt.

Wo in Hindostan 90 Prozent des Bodens in Ackerland angelegt sind, muß bei einem Mißwachs die Hungersnot über die in weiten Gebieten zum vierfachen Betrag der mittleren Dichtigkeit Deutschlands wohnende Bevölkerung hereinbrechen. Bevölkerungsabnahmen, wie im Staate Maissur (von 1872—81 um 17 Prozent), sprechen die beredteste Sprache für die Verwüstungen der Trocken- und Hungerjahre 1876—79, wo die Bevölkerung 5 Millionen durch Übermaß der Todesfälle und 2 Millionen durch Rückgang der Geburtsziffer verlor. Wenig nur vermag die Auswanderung diese Elend schaffende Zusammendrängung der Indier zu mindern. Abgesehen von den höheren Klassen, die als Kaufleute auswandern, entsandten die Arbeiterklassen Indiens in den 10 Jahren 1878—87 über 160,000 Kulis, die der Mehrzahl nach Britisch-Südamerika, Mauritius, Natal, Fidschi aufsuchten. Die Theedistrikte von Assam, Katschar und Silet zogen in der gleichen Zeit 56,000 Auswanderer an. Mit Staatshilfe wanderten ferner einige Tausend aus Bengalen nach Britisch-Barma aus. Aus der Präsidentschaft Madras wanderten 100,000 nach Ceylon, wo ihre Arbeit auf den Kaffeeplantagen sehr gesucht ist. Über die jedenfalls beträchtliche Rückwanderung liegen keine Zahlen vor. Die in Indien selbst verfügbaren Räume werden zusehends kleiner. Selbst Strecken in jenen Tarais des Sumpfgürtels am Südrande des Himalaya, die bisher nur als Brutstätten von Fiebern und Tigern galten, werden entwässert, angebaut und besiedelt.

Die Lage fast aller alten Hauptstädte Indiens zeigt, wie geringen Wert ihre Gründer dem Verkehr beilegten. Eingeborene Herrscher haben auch Straßen gebaut; sie ließen sie aber oft wieder verfallen, damit nicht zu viel Fremde ins Land kämen. Im 16. Jahrhundert begann der afghanische Eroberer Schir Schah die große Heerstraße von Kalkutta bis in den Winkel der Nordwestprovinzen; vollenden ließ sie die Ostindische Kompanie. Jetzt überzieht ein Eisenbahn- und Straßennetz ganz Indien. Die Verkehrsmittel sind mit den Verkehrswegen umgewandelt worden. Lastwagen ersetzen vielfach den Packochsen der älteren Zeit und Postwagen den nackten, mit Schweiß und Staub bedeckten Läufer. Verdrängt werden aber wohl die dem Klima angepaßten Mittel nicht so leicht. Im Nordwesten wird man stets die mit Matten bedeckten, schweren Ochsenwagen sehen, deren Räder an einer Stange laufen, die außen an der Achse und an dem Wagen selbst befestigt ist.

Stets werden unbegreifliche Mengen von Kamelen den Staub auf den trockenen Straßen des Pandschab aufwirbeln. Die Pferdewagen mit dem hohen, malerisch behängten Schutzgestell und mit einer am Sattel des den Kutscher tragenden Pferdes befestigten Gabeldeichsel werden nach wie vor von den ausdauernden, seidenmähnigen Afghanenpferden gezogen werden, die alljährlich die Märkte von Attok, Peschawar und Rawalpindi erfüllen. Selbst die stellwagenartige, vierräderige Postkutsche (Dakh-gari) Bengalens wird noch immer von Kulis geschoben und gezogen, von denen bis zu 12 dazu nötig sind.

Von Flüssen kommen nur Ganges, Indus, Irawaddi und Brahmaputra für den Verkehr in Betracht. Godaweri und Narbada haben schwierige Stromschnellen. Die größeren Frachtboote erinnern durch plumpe Gestalt und auffallend hohes Hinterteil an die chinesischen Dschonken. Die Seeschiffahrt wurde in einem Lande, das sich so sehr selbst genügte und von allen Völkern aufgesucht wurde, wenig angeregt. Begünstigt wurde durch die Lagunen an der Küste von Malabar und Koromandel die Anlage von Kanälen, die mit der Küste lange Strecken parallel laufen. An den brandungsreichen Südküsten benutzen die Fischer Flöße aus dem korkartig leichten Holz einer Erythrina (Catamarans), in Ceylon Boote (s. Abbild., S. 591). Der Fischfang, auch mit Harpunenpfeilen, die von der Armbrust geschossen werden, betrieben, ist bedeutend im Nordwesten: die den Dschat nahestehenden Miani des Sind verbringen ihr ganzes Leben in Booten auf Flüssen oder Seen. Unvollkommen an der Sonne getrocknete und gesalzene Fische bilden einen Handelsartikel. In den letzten Jahren wurde bereits über Verteurung der Fische durch die voraussichtslose Ausbeutung geklagt.

Indien besitzt vorzüglich geschulte Kaufleute: die Parsen, die Banyanen und die Bewohner der Malabarküste. Zahllose Karawansereien, nicht selten von monumentalem Charakter, und Bazare sind die großen Brennpunkte und Schulen des indischen Verkehrslebens. Einen weiten Hof mit einem Brunnen in der Mitte umgeben Bogengänge und Thüren, die in Gemächer führen, die in buntem Durcheinander von Reisenden, Pferden, Eseln und Maultieren bewohnt werden; ringsherum liegen zahlreiche Kamele und Pferde. In den Bazaren oder Kaufmannsstraßen, wo sich rechts und links endlose Reihen von Läden, oft nach Einem Muster gebaut und nur durch Scheidewände geschieden, hinziehen, findet der Indier alles, was er braucht, von den einfachen Lebensmitteln bis zur kostbaren Zierwaffe. Einzelne Bazare konzentrieren den Handel im Umkreis von vielen Meilen. So tragen nach Rawalpindi die Kamelkarawanen nebst vielem anderen Kleidungsstoffe und Metallarbeiten aus Kaschmir, Lederwaren aus Peschawar, Früchte von Kabul, zwiebackartiges Reisebrot aus Attok.

Die indische Industrie geht seit dem Absterben der Blüte einheimischer Mächte zurück. Die fremde Pflanze Großindustrie schafft etwas Neues ohne wertvolle Eigenschaften, aber keinen Ersatz für das Verfallene. Hinduhandwerker arbeiten bis heute mit einfacheren Werkzeugen und anderen Vorrichtungen als ihre abendländischen Genossen. Um zu gerben, formen sie aus der Haut einen Sack, füllen darein die zerschrotene Rinde des Babulbaumes und lassen Wasser durchsickern, bis der Prozeß beendet ist. Der Schreiner arbeitet mit rechtwinkelig gebogener Hacke statt des Hobels. Der Schmied kauert vor einem kleinen Amboß, setzt mit dem Fächer das Feuer in Glut und bearbeitet mit kurzstieligem Hammer und grober Zange das Eisen europäischen Ursprungs. Alle Gewerbe werden in Hockstellung betrieben, also nicht mit voller Kraftausnutzung. Der Weber, der Schmied, der Töpfer, der Ölmüller fehlen in keinem indischen Dorfe. Der Verbrauch irdener Töpfe ist gewaltig, da jede angebliche Verunreinigung ein Gefäß unbrauchbar macht. Die Kasten, worin sich ein Handwerk von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, erleichtern die Übertragung der Fertigkeiten. Baumwollweberei ist im Mahabharata schon wohlbekannt. Das griechische Wort Sindon für Baumwollenzeug und ebenso Kaliko erinnern an Indien.

Beim Beginn des direkten indisch-europäischen Handels im 16. Jahrhundert blühten große Bezirke in und um Surate, Kalikut, Masulipatam, Hugli hauptsächlich durch Weberei. Trotz der fiskalischen Erschwerungen ist die Handweberei in Indien noch weit verbreitet, findet aber bei zunehmender Überschwemmung des Landes mit Manchesterlappen die Wettbewerbung immer schwieriger, wiewohl die größere Dauerhaftigkeit ihrer Erzeugnisse anerkannt ist. Die kostbaren Stoffe früherer Zeiten, wie die Dacca-Musseline, zu deren Herstellung die feinen Hände der Hindu 126 Werkzeuge in Bewegung setzten, sind so sehr außer Gebrauch gekommen, daß Tausende von Webern, die diese Industrie einst ernährte, zum Ackerbau übergehen. Die Seidenweberei ist



Auslegerboote von Ceylon. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 590.

mehr Stadtindustrie. Assam und Bengalen ziehen Seide von verschiedenen Würmern; dazu wird Rohseide aus China eingeführt. Das Tragen von seidenen oder halbseidenen Stoffen bedeutet Wohlstand. Auch Luxuswaren, wie Samt, Brokat, Goldstoff, die feinen Shawls aus dem Haare der Kaschmirziege, werden seit langem in großer Vollkommenheit in Indien hergestellt. Könnten sich doch diese originalen und schönen Industrien gegen die rohe Übermacht der Maschinen behaupten!

Nirgends, auch in Europa nicht, ist die Zahl der täglich gebrauchten Metallgefäße so groß. Die Kochgefäße, aber auch die unendlich zahlreichen Götterbilder sind aus Metall getrieben oder gegossen. Jedes nicht ganz elende Dorf hat seinen Schmied, der in erster Linie Pflugscharen und Hacken erzeugt und ausbessert. Aber in den Städten leisten Schmiede Großes in kunstreicher Stahlarbeit. Stahl zu Waffen verstehen selbst abgelegene Völker, wie die Khassia, darzustellen, die aus dem Inneren eines größeren Stückes einen Kern herauslösen und solche Kerne zum zweitenmal zusammenschmelzen. Magneteisenstein und Eisensand liefern mit Holzkohle eine der besten Stahlsorten. Schwerter aus gewässertem Stahl mit kunstvollen Inschriften oder Bildern,

Panzerhemden, Waffen aller Art werden noch immer vortrefflich gearbeitet (s. Abb., S. 583 u. 584). Die Damaszenerklingen stammen aus Indien und Persien. Über kunstgewerbliche Arbeiten haben wir oben (S. 578) gesprochen und auf ihren engen Zusammenhang mit persisch-arabischen hingewiesen. Persisch-indisch sind nun auch die reiche Gold- und Silbereinlage und Besetzung mit Edelsteinen. Die damaszierten Klingen, einst Ispahans größter Ruhm, werden nicht mehr in der alten Güte verfertigt. In sehr großer Ausdehnung wird Kupfer, besonders in den mohammedanischen Gebieten verarbeitet; Ziselierung, Einlagen von Schmelz und Zinn geben ein anziehendes Äußere. In Kaschmir wie in Persien ist der Kupferschmied ebenso notwendig wie der Eisenschmied. „Zwei Familien und ein kupferner Kessel" ist ein sprichwörtlicher Ausdruck für schmarotzende Ausbeutung. Die kugelförmige Kota, ein Ausgußgefäß für zeremonielle Waschungen, wurde vor anderthalbtausend Jahren genau so gefertigt wie heute. Hauptorte für dieses Gewerbe sind Benares, Madura und Tandschur. Auch Ahmedabad und Puna erzeugen manches Schöne. Getriebene und ziselierte Arbeiten werden neben den einfacheren noch immer in großer Zahl gefertigt; denn Kunst und Gewerbe sind in Indien niemals so weit auseinander gegangen wie im Abendlande. Die Hindu gebrauchen gewöhnlich statt der Kupfergefäße gelbe Legierungen mit getriebenen und ziselierten Verzierungen. In Grabstichelornamenten feinen, gedrängten Charakters auf Messing und Kupfer erreicht die indische Industrie vielleicht nicht die persische, aber es werden auch einfache, billige Gegenstände damit geschmückt. Zu einer besonderen Art tauschierter Arbeiten persischen Ursprungs werden in Bidar und Purniah von den Silberschmieden besondere Metalle aus Kupfer, Blei und Zinn bereitet, die an der Oberfläche dunkelschwarz färben und mit Zeichnungen aus silbernen und goldenen Fädchen und Plättchen einlegen. Die Zellenschmelzarbeiten erfreuen sich in ganz Indien eines hohen Rufes. Indien, Persien und die Grenzländer übertreffen vielleicht noch China und Japan in der Mannigfaltigkeit der Legierungen. Kupfer werden Gold, Silber, Eisen, Stahl, Zinn, Blei, Quecksilber, Antimon, Zink zugesetzt und außerdem nach verschiedenen Methoden mechanisch eingefügt. Ein messingähnliches Metall ist durch eine Beimischung von Zinn und Blei weniger dehnbar und schwerer als unser Messing. Hinter Eisen und Kupfer bleiben Gold und Silber zurück. Goldwäscherei, die in Indien stets betrieben wurde, ist heute eins der elendesten Geschäfte. Silber, als Währungs- und Schmuckmetall wichtig in der ganzen geschichtlichen Zeit Indiens, wird in Indien selbst nicht gewonnen.



Eine Bronzekanne aus Kaschmir. (Nach Ujfalvy.) Vgl. Text, S. 578.

Die Stellung der Frau ist dieselbe im heutigen Indien wie überall im Orient: das Weib ist nur eine natürliche, der Mann eine religiöse Notwendigkeit; am niedrigsten im Süden, am besten im Nordwesten, wo die Radschputen vor den Frauen eine ritterliche Achtung hegen. Ihre Gedichte sind voll romantischer Abenteuer, die unternommen wurden, eine gefangene Schönheit zu befreien oder die Ehre einer Dame zu rächen. Auch bei den alten Ariern war eine bessere Stellung des Weibes dort geographisch lokalisiert, wo sich die Einflüsse der Mischung mit den sinnlicheren

dunkeln Rassen des heißeren Klimas noch nicht zur Geltung gebracht hatten. Das Weib wurde bei den Ariern als Helferin und Gefährtin des Mannes gepriesen und nahm an seinen Rechten in den religiösen Gebräuchen teil. Frauen sind unter den Dichtern der schönsten Vedahymnen. Der Satz der Veda, worauf später die Witwenverbrennung zurückgeführt wurde, hatte ursprünglich den Sinn: „Du Weib, erhebe dich in die Welt des Lebens. Komme zu uns. Du hast als Weib deines Gatten deine Pflicht gethan.“ Noch lange ging durch die Poesie eine Erinnerung an diese höhere Stellung: die freie Gattenwahl der Fürstentöchter. In den Gesetzen Manus wird die freie Wahl gestattet, wenn der Vater drei Jahre über die Mannbarkeit hingehen ließ, ohne seine Tochter zu verheiraten. In einzelnen Fällen machte sich der Einfluß hochgestellter Frauen auch später noch an den Höfen geltend. Des Mongolenkaisers Jehangir Gattin beherrschte durch Schönheit, Klugheit und Tugendhaftigkeit den Kaiser und seine Räte. Im Rechte der Brahmanen wurde das Weib theoretisch günstig gestellt. Die Gesetzbücher nennen sie die Erquickung in der Wüste des Lebens und fordern Männer, Gatten, Brüder auf, sie zu ehren, damit sie selbst glücklich seien.

Die Eheschließung zeigt viele Abstufungen. Bei den Bhil, die keine Kaste anerkennen, wählen an einem bestimmten Tage alle jungen Leute, die das gebotene Alter erreicht haben, unter den jungen heiratsfähigen Töchtern, ein jeder zieht mit dem Gegenstande seiner Wahl in den Wald und kehrt daraus gesetzlich verheiratet einige Tage später zurück. Diese einfache Art der Ehelichung und eine andere durch Raub oder Eroberung des Weibes gesteht das brahmanische Gesetz den Männern der Kriegerkaste zu. In anderer Richtung steht fern von indischer Norm, die des Oheims Tochter als die wünschenswerteste Gattin erscheinen läßt, die Ehe der Khassia, die den Mann in die Familie des Weibes eintreten läßt und die Kinder der Mutter zuweist. Die Familiengründung hemmen bei den Hindu die Standesvorurteile, die für ein Mädchen von bestimmter Klasse große Mitgift und Hochzeitspomp verlangen. Der dadurch hervorgerufene Konflikt ist um so schärfer, als das religiöse Gesetz den Hindu gebietet, für die Verheiratung ihrer Töchter Sorge zu tragen; so scheut sich bei der tamulischen Kaufmannskaste der Vanicher der Vater nicht, dem gewünschten Bräutigam seine Tochter anzubieten. Die Nichtverehelichung mannbarer Töchter wird schon wegen der Gefahr sittenlosen Wandels gefürchtet, die noch verstärkt wird durch die Hindusitte der Kinderehe, die das angetraute Mädchen, das von frühe das eiserne Brautarmband trägt, oft Witwe werden läßt, noch ehe sie ihren Gatten gesehen. Ehe aber die Tochter unter ihrem Stande heiratet und der Familie Schande bringt oder gar unverheiratet bleibt, zieht es der Vater vor, die drohende Schande beizeiten abzuwenden. Ihm ist für sein Heil im Grunde nur der Sohn nötig. Und so sind denn diese unvernünftigen Satzungen eine Hauptursache der in furchtbarem Maße verbreiteten Ermordung weiblicher Kinder. Besonders bei den Kshatriya ist dies Verbrechen ungemein häufig. Daß das Gesetz die Tötung der Kinder verbietet, vermindert die Macht des grausamen Herkommens um so weniger, als es eine leichte Sühnung erzeugt hat, die darin besteht, daß am 13. Tage der Dorf- oder Familienpriester, nachdem der Boden des Zimmers, wo das Kind getötet und oft auch begraben ist, mit Kuhmist überzogen worden war, hier die ihm von der Familie gegebenen Nahrungsmittel kocht und verzehrt und damit die Sünde auf sich nimmt und die Familie reinigt. Der hohe Preis läßt die jungen Gond Bräute aus den Nachbarstämmen nehmen, und der Mädchenmord ist auch hier stark. Aber im ganzen ist der Wert der Töchter dadurch gestiegen. Geht doch die Auffassung des Weibes als Wertgegenstand bei den südindischen Kuraver so in die Ehe über, daß der Gatte die Gattin verpfänden kann. Die Verfeinerung, aber auch die physische Degradation der Hindurasse ist wohl nicht mit Unrecht auch den Ehebeschränkungen zugeschrieben worden, die die Brautwahl auf einen Bruchteil einer Kaste einengen; ebenso wie man in exogamischen Vorschriften, denen die Radschputen nachleben, eine Förderung ihrer ausgezeichneten Körpereigenschaften erblickt.

Hand in Hand mit der allgemeinen Üppigkeit des Lebens nahm die **Polygamie** schon in der älteren Zeit große Dimensionen an. Auch wo Polygamie nicht gestattet war, hat die Haremswirtschaft zum Verfall indischer Reiche beigetragen. Den waffenstolzen Maravern des Tamulenlandes dienten die Kinder ihrer Kebsweiber als Gefolge. Selbst die kriegerischen Fürsten der Sikh zogen auf Wagen in den Krieg, die für 20 Bajaderen Raum hatten. In Kaschmir hält man die Frauen im Lande zurück. Ihre Ausfuhr und die der Pferde werden ängstlich überwacht. Seltenheit der Polygamie und strenge Bestrafung des Ehebruches lassen bei vielen Bergstämmen einen höheren Stand des Familienlebens erkennen; den bezeugen auch die Feste bei der Geburt eines Kindes. Daß die Stellung der Frau nicht ebendarum hoch ist, erhellt besonders aus den Schilderungen des Lebens der kriegerischen Siahposch. Selten hemmen hier Kastensonderungen die freie Wahl der Gatten. Bei demselben Volke ist von Tibet her die Polyandrie eingedrungen. Trotz des vorherrschenden Islam gehen hier die Frauen unverschleiert, bewegen sich frei und unbefangen. Bei den Wakhanern liegt alle Feldarbeit den Männern ob. An die Stelle des Weiberkaufes, der auch bei Afghanen und Pathan erscheint, finden wir die Ausstattung der Tochter durch den Vater bei den Schirani. Auch die **Polyandrie** wirkte natürlich durch die Verminderung des Bedarfes an weiblichen Wesen begünstigend auf den Kindesmord ein. In manchen Gebieten ist die Zahl des weiblichen Geschlechtes bis auf die Hälfte des männlichen herabgedrückt, und nur die Distrikte mit mohammedanischen Bewohnern weisen am häufigsten die Gleichzahl der beiden Geschlechter auf. Die Polyandrie ist nicht nur bei „wilden" Bergstämmen zu finden. Sie kommt in milder Form, die Hunter als „permissive polyandry" bezeichnet, sogar bei den Dschat vor; daran erinnern sogar gewisse Hindugesetze, die den Ehebruch mit des Gatten Bruder leichter beurteilen, und die starke Betonung der Leviratsehe. Polyandrie dürfte, wenigstens in vielen Fällen, rein wirtschaftliche Motive haben. Es ist auffallend, daß sie in Südindien zwar bei den Paria häufig ist, nicht aber bei den tiefstehenden Pulaya gefunden wird.



Tarya Topan, ein reicher Kaufmann aus Hindostan, vormals in Sansibar lebend. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 581.

Wenn das Leben der Völker Indiens nicht ohne die Religion und die sozialen Organisationen, die sie umschlingt, ja oftmals fesselt, verstanden werden kann, so ist in beiden die **Kaste** sicherlich die mächtigste Kraft und das unerschütterlichste Gesetz. Ob sie einen ethnischen Ursprung habe, der sich in dem Gegensatze der „zweimal geborenen" arischen Einwanderer

(der späteren drei Kasten der Priester, Krieger und Landbauer) zu den Unterworfenen, den nichtarischen Sudra ausspricht, immer sind Elemente älterer sozialer Organisationen darin verwoben, und wirtschaftliche Zwecke, die heute zweifellos einen großen Anteil an ihrer Weiterentwickelung und Aufrechthaltung haben, sind auch bei ihrer Entstehung oder Fortbildung wirksam gewesen. Es ist eine Einrichtung, die, so wie sie alle Lebensverhältnisse bestimmt, auch von allen Wandlungen bestimmt wird, die das Leben der indischen Völker erfahren hat. Trotz der dogmatischen Formulierung in Manus Gesetzen, die sagen, der oberste Herr habe dem Sudra nur die Pflicht des Dienstes gegenüber den drei höheren Kasten zugewiesen, ist auch in der Gegenwart ihre Entwickelung nicht abgeschlossen. Die vier alten Kasten der Priester (Brahmanen), Krieger (Kshatriya), Landbauer (Vaiçya) und Ausgeschlossenen (Sudra) bedeuten für sich heute praktisch sehr wenig, wenn man sieht, wie die geographische Lage ihrer Gebiete und endlich die Beschäftigungen und Berufe Abwandlungen hervorgerufen haben, wodurch die 14 Millionen Brahmanen allein in mehrere hundert Unterkasten zerfallen, die sich nicht ehelich miteinander verbinden können, von denen eine nicht im stande ist, der anderen Speise zu reichen. Welcher Weg von den brahmanischen Panditen Bihars in ihren fleckenlosen Gewändern und den stolzen Priestern von Benares bis zu den kartoffelbauenden Brahmanen von Orissa, halbnackten Bauern, die niemand ihrer Kaste würdigte, wenn sie nicht das schmutzige Stückchen Brahmanenfaden um den Hals kennzeichnete! Man sieht Brahmanen, die als Lastträger, Schäfer, Fischer, Töpfer ihren Lebensunterhalt gewinnen, neben solchen, die für sich und ihre Familie den Tod jeder Handarbeit vorziehen und lieber sterben, als daß sie die von einem Menschen tieferer Kaste bereitete Nahrung nähmen. Auch wo man weit zurückgekommen ist von der Annahme der „atmosphärischen Verunreinigung“, wie im Tamulenlande, bleibt die Scheu vor dem Zusammenessen und -Trinken. Nur die Mischheirat gilt als eine noch schlimmere Verunreinigung. In den Gefängnissen Unterbengalens wählt man verurteilte Brahmanen aus Bihar oder den Nordwestprovinzen mit Vorliebe zur Bereitung der Nahrung für ihre Mitgefangenen, da sie im stande sind, den Kastenansprüchen so ziemlich aller gefangenen Brahmanen zu genügen. Sind es auch gewöhnlich der größeren Abteilungen der Brahmanen nur zehn (fünf nördlich und fünf südlich der Windhyakette), so geht doch die landschaftliche Sonderung noch viel weiter. Sherring hat in seinem gelehrten Werke über Stämme und Kasten der Hindu 1886 Brahmanenklassen unterschieden. Die Kshatriya sind in 590 Abteilungen zersplittert. Dazu haben Vermischungen viel beigetragen. Das Verbot der Heirat zwischen Angehörigen derselben Verwandtschaftsgruppe und Angehörigen verschiedener Kasten ist nicht immer streng befolgt worden. Die ältere Geschichte zeigt, daß Ehen von Männern höherer Kaste mit Weibern aus irgend einer niederen als erlaubt galten, und daß die Nachkommenschaft solcher Verbindungen eine ganz andere Stellung einnahm als die Kinder aus unerlaubter Vermischung. Aus politischen Gründen wurden ganze Völker nichtarischen Stammes in eine der höheren Kasten aufgenommen; und so begreift man, daß trotz der scheinbar hohen Schranken des Kastensystems die Mischrassen heute auch in Indien dominieren. Die Kaste übt immerhin als streng geschlossene Gesellschaft einen Zwang auf ihre Mitglieder, wie ein geschriebenes Gesetz nicht vermöchte. In den letzten Jahren noch kamen Ausstoßungen und Wiederaufnahmen vor, die die Tyrannei der Kasten in helles Licht setzten. Bei Wiederaufnahme in die Kaste wird der Büßende bis ans Knie in die Erde gegraben, das Haar ihm rasiert, Gebete und Beschwörungsformeln über ihn gesprochen. Dann muß er zur Reinigung eine Mischung der fünf heiligen Substanzen: ausgelassene Butter, geronnene Milch, Honig, zwei Arten von Kuhmist schlucken, endlich je nach seinem Vermögen Buße zahlen.

Ganze Völker seufzen unter der Last unreiner, entehrender Arbeiten, zu deren Verrichtung sie von ihren sich für besser haltenden Nachbarn gezwungen werden. So wohnen die Mahar

des nördlichen Konkan in niedrigen Reisighütten nahe bei den Dörfern der Hindu und werden von den Dorfbewohnern, die ihnen jedes andere Gewerbe untersagen, gezwungen, Aas und Kehricht zu beseitigen. Wirtschaftliche Erwägungen sind allein im stande, diese Vorurteile zu umgehen. In Travankor gelten die Pulaya als unterste Klasse und müssen dennoch das Land bearbeiten und dessen Erzeugnisse ernten, so daß die menschlichen Nahrungsmittel und Opfergaben für die Tempel durch die Hände solcher gehen, deren Nähe schon entweiht. In viel größerem Maße haben in der Vergangenheit die wirtschaftlichen Bedürfnisse kastenbildend und -umbildend gewirkt. Die Vaiçya des alten Systems umfaßten die Landbauer und damit in der ackerbauenden Gemeinschaft die Masse des Volkes. Aber im Fortgange der Kultur stiegen Vaiçya teils zu den höheren Kasten auf, teils gingen sie zu leichteren und gewinnbringenden Beschäftigungen über. Heute nun sind sie die Kaufleute und Bankiers Indiens. „Hell von Farbe, mit feinen Zügen, scharfem Blick und intelligentem Ausdrucke des Gesichtes, von höflichem Betragen" schildert sie der Kenner der Hindukasten, Rev. Sherring, der vergeblich in den Vaiçya eine Erinnerung an die pflügenden, säenden, erntenden Vorfahren suchte. Es fehlt nicht an Fällen bewußten Anstrebens höherer Stellung. Die Goldschmiede von Madras widersetzten sich standhaft der Oberherrschaft der Brahmanen und legten aus eigner Macht den Brahmanenfaden an. Der Streit führte zum Auseinandergehen der Kaste in Madras in die „Rechte" und „Linke Hand", je nach der Anerkennung oder Verwerfung dieses Anspruches. Ähnlich suchten sich in Bengalen die Datta, ein Teil der Schreiberkaste, zunächst hinter die Brahmanen einzuschieben, in Dakka erhob sich der Stand der „Ölpresser" unter Beibehaltung des Namens zur Stufe der Wechsler und Kaufleute. Solche Fälle beweisen, daß die indische Gesellschaft doch nicht so widernatürlich fest gegliedert ist, wie die Starrheit ihrer äußeren Schale vermuten läßt, und daß überall, wo die Begriffe Kaste und Zunft ineinanderfließen, wirtschaftlichen Einflüssen der Weg zu umgestaltender Wirksamkeit geöffnet ist, wenn auch wieder ein bindendes Element in der Erblichkeit des Berufes, der gemeinsamen Sicherung gegen Not und Unfälle, der Aufstellung von Ordnungen für die Heranbildung des Nachwuchses, der Belohnung durch Aufsteigen, der Strafe durch Ausstoßung gegeben ist. Die Ähnlichkeit einer solchen Kaste mit einer europäischen Zunft wird durch Versuche zu Lohnfestsetzungen, durch Ausstände bei Unterstützung aus gemeinsamer Kasse erhöht. Niemand sagt, wo in den tamulischen Erbgruppen der Töpfer, Weber, der am Tempelbau teilnehmenden „Fünfgewerke", die teilweise sogar der heiligen Schnur würdig erachtet werden, die Grenzen der Zunft und Kaste beginnen und aufhören. In Surate bilden die verwandten Gewerbe Zünfte mit Rat, Obmann und Kasse, die über Rassen- und Kastenunterschiede hinweggehen. In den Dorfgemeinschaften nimmt zwar die höhere Kaste theoretisch die höhere Stellung ein; aber praktisch kommt es vor, daß die Würde des Dorfhauptes bei einem Mann so niederer Kaste ist, daß er im Rate nicht unter einem Dache mit denen sitzen kann, die ihm untergeben sind.

In keinem Lande der Welt ist die Tiefstellung der unteren Schichten der Gesellschaft mit so grausamem Scharfsinn und so konsequent durchgeführt und durchgebildet wie in Indien. Für die Zeit vor der Aufhebung der Sklaverei kann man ohne Redeblume sagen, sie seien nicht als Menschen, sondern als Tiere behandelt worden. Von den Pulaya von Travankor sagte ein Bericht 1850: „Ihre Berührung und sogar ihre Nähe wird als unrein und entweihend angesehen. Sie stehen mit Leib und Leben zur Verfügung ihres Herrn, der sie wie Vieh kauft und bezahlt, sie züchtigen, verstümmeln und selbst töten darf. Wenn diese Grausamkeiten auch nicht gerade durch das Gesetz gebilligt werden, so fehlt doch jedes Mittel zur Verbesserung ihrer Lage. Unglaubliche Vorschriften wurden immerfort mit eiserner Folgerichtigkeit angewandt. In manchen Gegenden dürfen die Pulaya noch heute nicht die öffentlichen Wege benutzen, in anderen müssen sie sich bei Annäherung eines Mannes einer höheren Kaste im Dickicht verbergen, so daß es

ihnen oft schwer fällt, von einem Orte zum anderen zu wandern. Sind sie bei Wegearbeiten angestellt, so müssen sie Zeichen anbringen, um die anderen Kasten vor ihrer Gegenwart zu warnen. Näher als 96 Schritt sollen sie einem Brahmanen nicht kommen. Der Besuch der Märkte ist ihnen verboten, ihre Hütten dürfen sie nicht nahe an öffentlichen Straßen bauen. Wollen sie etwas kaufen, so legen sie das Geld in einiger Entfernung hin und rufen dann laut, was sie wünschen. Auch die Mission hat nicht vermocht, eine weite Bresche in diese Satzungen zu legen; ihre hervorragendste Wirkung besteht in dem allerdings wertvollen Nachweise, daß durch sorgfältige Schulung aus diesen in Schmutz und Unwissenheit verkommenen Menschen so tüchtige Leute heranzubilden sind, wie sie nur irgend eine Kaste Indiens liefern mag. Es war viel, daß solche Ausgestoßene die Regierung von Travankor 1875 nicht bloß wegen ihrer Tüchtigkeit und Arbeitsamkeit beloben, sondern ihre Treue und Ehrlichkeit anderen zur Nacheiferung empfehlen durfte. Christliche Pulayasklaven sind zu Tode gepeitscht, ihre christlichen Schulen niedergebrannt worden. Zu den grausamsten Konsequenzen dieser Zusammendrängung der für minder berechtigt gehaltenen Glieder eines Volkes gehört die Zumischung aller aus guten Gründen Ausgestoßenen zum sozialen Bodensatz. In Südindien kennt man nicht die Diebeskasten; die Verbrecher vergesellschaften sich dort mit den Kastenlosen. Im Norden dagegen stellen jene oft vollkommene Organisationen dar, deren sich die britische Verwaltung bedienen konnte, um die öffentliche Sicherheit zu heben, indem sie die bekannten Häupter einer Diebes- und Verbrecherkaste verantwortlich machte für alles, was an Eigentums- und anderen Verbrechen in dem betreffenden Gebiete vorkam.

Manchem Volke Indiens tritt der Ethnograph mit dem Gefühl des Zweifels gegenüber, ob er Rasse oder Klasse vor sich habe. Beide Begriffe vermischen sich schon in den einfachen Beschreibungen. Wir lesen in Painters Arbeit über die Pulaya, daß die „Rasse" der Pulaya als die unterste „Klasse" in Travankor gelte, und finden den Unterschied zwischen ihnen und den Paria in folgenden Merkmalen ausgesprochen: Die Paria essen Aas, tragen den Kudumi, sprechen eine vom Malayalam verschiedene Sprache und sind Nachkommen von Brahmanen, die von ihren Feinden zum Fleischessen verführt und deshalb ausgestoßen wurden. Die Pulaya dagegen verzehren selten oder niemals Aas, tragen nicht den Kudumi, sprechen Malayalam und haben die Überlieferung, daß sie von Sklaven stammen. Warum wird unter den Motiven dieser Sonderstellung neben den Hypothesen der drawidischen, der turanischen, der negroiden Abstammung nicht auch die durch gesellschaftliche Schranken bewirkte Absonderung einer sozialen Rasse genannt? Die amtliche Statistik in Britisch-Indien rechnet den Bergstämmen, Aboriginern, Waldbewohnern, jeden Stamm zu, bei dem keine Verschmelzung mit der höheren arischen Rasse nachzuweisen ist. So wäre es ein anthropologischer Begriff. Allein wenn ein Bergstamm sein Jägerleben, seinen halbnomadischen, von Neuland zu Neuland wandernden Ackerbau, die Unstetigkeit seiner Existenz aufgibt, wird er den Hindu zugezählt. Missionare und tüchtige Beamte haben so die Zahl der Angehörigen der Bergstämme, die noch vor 30 Jahren zwischen 10 und 9 Millionen schwankte, beständig reduziert. So wäre es also doch ein sozialer oder Kulturbegriff. Endlich kann man ihm aber auch eine gewisse natürliche, geographische Begründung nicht absprechen, denn diese Bergvölker führen nicht umsonst ihren Namen; bevölkern sie doch alle Berg- und Hügellandschaften Indiens von der Gegend von Delhi bis zur Godaweri und zur Südspitze. Es kommt vor, daß ein Teil eines Stammes in die Knechtschaft der höheren Klassen oder Kasten umwohnender Völker geriet, während sich ein anderer in den Bergen frei erhielt. Die Varali gehören der nämlichen Gruppe an wie die Mahar, sind nur nicht gesellschaftlich so herabgewürdigt. Statt die Sklaverei anzunehmen, haben sie es vorgezogen, in den Bergen umherzuschweifen, wo früher die Hindu des Konkan in regelrechten Jagdzügen Menschenfängerei trieben. Es gibt zwei Hauptabteilungen der Pulaya, die Ost- und West-Pulaya, die sich merkwürdigerweise

selbst so streng auseinander halten, daß sie nicht miteinander essen. Die einen sind Sklaven ihrer Nachbarn, die anderen sind verhältnismäßig frei. Verschieden hoch halten sich auch die Stämme der Nilgiri, an deren Spitze der das Plateau bewohnende Stamm der Toda steht, während vier andere, niedrigere die Abhänge bewohnen. Jener betrachtet sich als Urbewohner der Nilgiri, als Herr alles Bodens und läßt sich von Ackerbauern ein Sechstel der Ernte reichen. In den Namen der indischen Völker liegen Andeutungen ihrer wechselseitigen Stellung. Bhil oder Nischada bedeutet verbannt, geächtet, und eigentümlich ist auch die Stellung der Bhil gegenüber den Radschputen. Ein unbekannter Einfluß hat hier den Kastengeist zu beugen vermocht. Denn wenngleich außerhalb der Kaste, werden sie von den Radschputen nicht als unrein betrachtet: bei der Krönung der radschputischen Könige übergab ein Bhil dem Herrscher die Zeichen seiner neuen Würde.

In der Kastenlosigkeit mancher indischer Völker sehen wir nichts Ursprüngliches, sondern einen Rückschlag der übertriebenen Sonderungen, und in einigen Fällen den Ausdruck der Unmöglichkeit, bei geringerer Zahl und allgemein niedriger Lebensstellung eine Sonderung durchzuführen. Es ist natürlich, daß die Paria-Völker keine Kastensonderung kennen. Auffallender ist es, daß große Völker, wie die Gond, Bhil, Mhair Zentralindiens, ebenfalls kastenlos sind. Es sind das alles Völker, die in zahlreiche Stämme unter selbstgewählten Anführern zerfallen oder von einem gewählten Rate regiert werden; in manchen Fällen mögen sie als Krieger eingewandert sein und es vermieden haben, sich mit den Völkern, die sie unterworfen hatten, zu einer Organisation zu vereinigen. Bei den Khol von Nagpur herrscht die ausgesprochenste Exogamie, die man ein Totemsystem nennen könnte.

Die Entstehung der indischen Kasteneinteilung reicht in der Geschichte der Völker, die Indien bewohnen, weit zurück. Ähnliche Einteilungen fehlen nirgends bei Völkern auf niedrigerer Kulturstufe. Man denke an die altamerikanische und an die polynesische Gesellschaft mit ihrer streng durchgeführten Schichtung! In den Veda erscheint bereits die Trennung der Priester und Krieger (mit den Fürsten) von dem eigentlichen Volke. Wenn die herabsteigenden Arier auf organisierte Staaten und Gesellschaften stießen, so läßt das hohe Alter der Kasten schließen, daß diese Völker bei denen, die sie sich unterwarfen, ähnliche Einrichtungen vorfanden und um so rascher auf sie eingingen, je mehr das Verhältnis von Siegern und Besiegten der energischen Hervorkehrung gesellschaftlicher Unterschiede entgegenkam. Mit Unrecht hält man das Wandervolk der alten Zeit für zu energisch und urwüchsig, als daß es sich in die Schranken eines Kastensystems einschließen ließe. Der turkmenische Hirte Mittelasiens verbindet noch heute mit der Vorstellung des Ackerbauers die der niedrigeren Lebensstellung: sich selbst mag er nur als Krieger klassifizieren. Die als so mächtige Eroberer und Staatengründer in Indien aufgetretenen Radschputen, deren erstes Erscheinen als pferdeverehrende Lanzenträger unter Heerkönigen skythisch anmutet, brüsten sich mit dem Namen Kshatriya und haben sich bis auf den heutigen Tag den Charakter des trotzigen Kriegeradels bewahrt. Wenn auch ihr Anspruch auf hohes Alter nicht gerechtfertigt ist, weil die Radschputen den Indus erst im 4. oder 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung überschritten haben, so zeigt er doch, wie leicht sich ein Volk von Eroberern inmitten der Besiegten eine übertriebene Bedeutung beilegt. Haben doch selbst die Europäer erst nach vielen Proben die Klippe umschifft, selbst zu einer Kaste zu werden. Die europäischen Indigopflanzer, die bis zur Mitte dieses Jahrhunderts eine mächtige Kaste besonders in Bengalen bildeten, hatten es schon recht gut verstanden, den einheimischen Bauer herabzudrücken und durch Vorschüsse in eine leibeigne Stellung zu zwingen.

Die Gesetze der Indier sind zwar nicht rein, wie man wohl zu sagen pflegt, brahmanischen Ursprungs, sie enthalten viel zu viel der Menschheit angehörende Vorstellungen und Satzungen, ja diese sind ihr wesentlicher Kern; wohl aber haben sie ihre Feststellung durch priesterliche Autorität und

im Geiste des Brahmaglaubens gefunden. Das gibt ihnen einen äußerlich stark hervortretenden theologisch-theokratischen Charakter. Sowenig selbst der Buddhismus, der die Kasten aufhob, im stande gewesen ist, ihr Wiederaufleben unmöglich zu machen, sowenig hat er die im brahmanischen Gewande überlieferten Rechtssatzungen wesentlich ändern können. Aber dieses Widerstandskräftige in den Gesetzen Indiens ist nicht das von den Priestern Hineingebrachte, sondern vielmehr der Besitz der Menschheit, den sie umschließen. Es gilt das selbst von Bestimmungen und Herkommen, die wie grobe Mißbräuche der Hierarchie erscheinen. Graul erzählt von einem Asyl für Diebe und Ehebrecherinnen der Brahmanen in Malabar im Kunitscheri-Tempel südöstlich von Kalikut, wo sie keine Macht antasten darf, es sei denn, sie verließen den Platz. Freilich zähle dies unter die 64 Anatscharams oder Mißbräuche, die dort von den Brahmanen eingeführt seien. Im Jagdrecht der Indier verbergen sich alte Anschauungen, so, wenn das Dorfoberhaupt bei den Male Bengalens die Hälfte des erlegten Wildes beansprucht, oder wenn die Tötung einer Katze mit der Gabe von Salz an ein Kind des Dorfes gesühnt werden muß, dem die Katze zugehörte. Auch bei den Wedda Ceylons finden wir Jagdgebiete der Dörfer streng gegeneinander abgegrenzt; wer ein Tier auf fremdem Boden erlegt, schuldet dessen Gebieter ein Hinterviertel. Auf die barbarischen Gesetze der Bergstämme und anderer zersplitterter Gesellschaften paßt die Schilderung ähnlicher Gebilde aus der malayischen Welt; Stammesfehden und Blutrache fehlen nicht. Um sich den Namen und die von Stamm zu Stamm verschiedene Tättowierung des Mannes zu erringen, muß ein Naga Kopf, Hände oder Füße eines Menschen vorzeigen können. S. E. Peal sah in dem „Morrang“, wo diese Trophäen aufbewahrt werden, nicht weniger als 350 Schädel an Schnüren aufgehangen oder in den Winkeln auf Haufen geworfen.

Der Zerfall großer Völker in zahlreiche kleine Stämme ist eine weitverbreitete Erscheinung von verschiedenem Ursprung. Im westlichen Zentralindien sind die Varali, die frei lebenden Stammesgenossen der Mahar, in eine große Anzahl kleiner Stämme geteilt, von denen jeder einen alten Namen hat. Ganze wohl bestimmbare Stämme werden nur von einigen Familien vorgestellt. Wir haben hier wahrscheinlich Familienstämme oder Clans vor uns. So wurden die Gond, Bhil, Mhair und vor allem auch die Dschat in Familienstämme geteilt, an deren Spitze im Kriege ein Anführer steht; im Frieden aber wird jeder Stamm von einem Rat der Familienhäupter regiert. Bei den Gond ist dieser gleichwohl die meiste Zeit den Befehlen eines Oberhauptes, Thakur, von radschputischer Abstammung unterworfen. Jedenfalls liegt nichts Rassenhaftes in dieser Gliederung. Zur Zeit des Gorkhakrieges gab es 12 größere und 18 kleinere Gorkhastaaten, von denen einige nicht einmal einen nominellen Herrscher hatten. Fraser konnte daher in dem Zustande Nepals eine Erinnerung an die Verhältnisse der schottischen Hochlande auf dem Höhepunkt des Feudalsystems finden. Mehr davon boten zu seiner Zeit die 19 Radschputenstaaten in dem noch dem Reiche der geographischen Begriffe angehörenden Radschistan. Denn jeder stellte in der Gesamtheit seiner Besitzenden und Herrschenden eine Familie dar, in der der Fürst nur der Erste unter seinesgleichen ist. Und doch liegt ein tieferer Unterschied zwischen dem, was bei uns Adel heißt, und diesen Thakurs oder Nabobs darin, daß sich hier alles auf die Blutsverwandtschaft bezieht, was bei uns an den Boden gebunden erscheint. Besitz, Dorf, Stadt, Staat, Grenzen sind beweglich, sie wandern mit dem Clan, der nicht vom Boden, den er besitzt und beherrscht, den Namen empfängt, sondern ihn dem Boden verleiht. Auch außerhalb Radschistans erfreuen sich die Adligen oft eines großen Maßes von Unabhängigkeit, so daß selbst in Haiderabad, nachdem sich der Nizam die Alleinherrschaft angeeignet hatte, die Umara oder Nabobs eigne Truppen unabhängig von der Armee des Nizam hielten. Den in neuerer Zeit höher gesteigerten Anforderungen an die Verwaltung indischer Staaten sind seltener noch als die großen Fürsten diese kleineren nachgekommen.

Mächtige **Großstaaten** sind im dicht bevölkerten Indien in der Regel durch Invasionen fremder herrschfähiger Rassen gebildet worden. Wir haben davon früher gesprochen (vgl. S. 369 u. 569). In ihnen treibt dann, wenn der Geist kriegerischer Einfachheit erloschen ist, der orientalische Despotismus phantastische Blüten. Das indische Volk will durch Prachtentfaltung geblendet sein: selbst die Engländer müssen sich mit einem ihrem eignen Wesen nicht verwandten Luxus umgeben. Die indischen Fürsten stützen sich auf glänzende Armeen, die freilich selten den kleinen Scharen der Europäer nachhaltigen Widerstand leisteten, und suchen durch eine willkürliche, unsinnige Erhebung ihrer Person über die Masse an beherrschender Höhe zu gewinnen. In ihrer Nähe hält sich jeder den Mund zu, damit kein befleckender Hauch ausgehe, und der fürstliche Kutscher lenkt die Pferde stehend, da sich niemand in der Nähe des Herrn niederlassen darf. „Goldener Gott" nennt ihn der Unterthan, der sich selbst als „Sklave" bezeichnet; seine Speise ist göttlich und seine Geburt eine Inkarnation. Eine pflichtmäßige Fürsorge des Regenten für das Wohl des Staates, wie sie China und Japan in vielen Fällen erkennen lassen, ist in den indischen Großstaaten immer selten gewesen. Die Radscha und Maharadscha sehen einen großen Teil ihrer Pflichten erfüllt, wenn sie sich wöchentlich einige Stunden unbeweglich auf einer Terrasse von der Unterthanenschaft aus der Ferne bewundern lassen. Übermäßig zahlreich waren noch in der Zeit der britischen Oberherrschaft die Fälle, wo eingeborene Herrscher zu besserer Verwaltung ihrer Staaten durch europäische Residenten angehalten werden mußten. 1831 wurde Maissur seinem Herrscher wegen Mißregierung genommen und erst 1882 seinem Nachkommen wieder zurückerstattet. Der indische Verwaltungsapparat ist auch nie so gründlich durchgebildet worden wie in Ostasien durch das System der Prüfungen und der aufsteigenden Rangordnung der Beamten. Die Pflege des Wohlstandes des Volkes war nicht Aufgabe des Staates. Darum hat auch kein indischer Staat dauernd seine Grenzen so erfüllt wie China und planmäßig kolonisierend über sie hinausgegriffen.

Unter den Despoten grünte die Freiheit immer nur im Kreise kleiner Gemeinschaften, Staaten im Staate. Die Afghanen, die sich in den Gebirgen frei erhalten, beraten ihre staatlichen Angelegenheiten auf „Things", wo jeder Ältere sprechen mag. Bei jenen ochsentreibenden Banjari Zentralindiens (vgl. oben, S. 569) bildet jeder Zug oder jede Karawane einen Stamm, geleitet von einem frei von den Männern gewählten Anführer. Die Macht des Naik ist unumschränkt, aber Eine Stimme seiner Unterthanen kann sie ihm nehmen. Die Gesetze und die ganze gesellschaftliche Einrichtung der Banjari atmen dieselbe patriarchalische Einfachheit. Ein gewähltes Gericht urteilt über und bestraft die Vergehen gegen das gemeinschaftliche Interesse.

Gegenwärtig gibt es in Indien keine im vollen Sinne unabhängige Staaten mehr. Sikkim, Nepal und Bhutan liegen schon im Gebiete tibetanischer Völker. Was die Engländer Eingeborenenstaaten (Native States) nennen, sind Staaten und Stätchen, 300 an der Zahl, deren Gesamtbevölkerung mit 50 Millionen immerhin noch einen starken Bruchteil der Gesamtbevölkerung Indiens darstellt. Ob sie Schutzstaaten sind, die weder Tribut zahlen noch britische Garnisonen haben, ob sie für das Versprechen des Schutzes gegen fremde Angriffe Tribut geben, oder ob sie endlich als Alliierte britische Truppen zu beherbergen und zu erhalten haben: alle sind sie abhängig. Sie haben alle das Recht der Selbstverteidigung aufgegeben, sie verzichten auf selbständige Vertretung, und ihre eignen Truppen sind an Zahl beschränkt und dürfen nur im inneren Dienste Verwendung finden. Die Fürsten dieser Staaten sind dem Tadel der fremden Oberherren und schärferen Maßregeln ausgesetzt, wenn sie Grund zur Unzufriedenheit geben sollten, und haben sich von Zeit zu Zeit bei den Durbars des Vizekönigs als Vasallen einzufinden. Einige von ihnen haben ihren Ländern vorzügliche Bildungsanstalten und Wohlfahrtseinrichtungen nach europäischem Muster gegeben, doch eine größere Zahl begnügt sich mit der Nachäffung der Äußerlichkeit ihrer europäischen Muster.

17. Die Iranier und verwandte Völkerschaften.

„Der konstante Durchgang der atmosphärischen Elemente, der Produkte, der Waren, der Kriegszüge und Horden der Völker stempelt das Land und das Volk mit einem eigentümlichen Charakter." Karl Ritter.

Inhalt: Die alt-arische Bevölkerung Irans. — Alter des turanischen (türkischen) Elements in Iran. — Die Tadschik. — Afghanistan. — Die Galtschen. — Ostturkistan. — Perser. — Persien und der Islam. — Tracht, Bewaffnung, Wohnstätten der Perser und anderer iranischer Stämme. — Ackerbau und Nomadismus. Bewässerung. Viehzucht. — Persische Industrien. — Politische Verhältnisse. — Stämme des Solimangebirges und des Hindukusch. — Wakhaner. — Kafir. — Tarimbewohner.

Nicht ohne Grund haben die Griechen in das östliche Iran ein großes mittelasiatisches Reich verlegt. In Baktrien trat Zoroaster auf, von hier aus verbreitete sich der Feuerdienst nach Westen und Süden, die Quellen der Dichtungen Firdusis fließen hier, wo man noch nach der Eroberung durch die Araber reinere Zendformen als im Persischen findet. Die Perser des heutigen Zentralasien haben mehr Reste von der alten, durch den semitisch-turanischen Einfluß nicht entstellten persischen Zunge erhalten als die Perser Persiens. Keiner von den Kennern des heutigen Iran sucht die iranischen Züge im Volke Persiens; Khanikoff erblickt in den Tadschik, Rawlinson in den Wakhanern, Vambéry findet in beiden sowie in den Galtschen, Dschemschidi und Parsewan mehr Spuren davon als selbst auf den Reliefen der Sassaniden. In Zentralasien selbst werden die Galtschen für die ältesten der Iranier angesehen. So weit wie seßhafte Kultur über dem Oxus den Chinesen entgegenreicht, sind die iranischen Elemente zu suchen: bis Turfan und Choten. Nach Norden reichten sie über Chodschent bis Dschadsch und Binaket (Penaket). Nur insofern, als jenseits des Oxus stets neben ihnen die Nomaden wohnten, die nicht immer nur Turanier gewesen zu sein brauchen, ist der Oxus Grenze zwischen Iran und Turan.

In dem großen Steppengürtel, der vom Nordwestufer Afrikas bis zum Nordostrande Asiens, vom Atlantischen bis zum Stillen Meere reicht, wohnen zahlreiche ansässige Völker als Ackerbauer, Gewerb- und Handeltreibende. Ethnographisch und geschichtlich sind sie von den Nomaden geschieden, von denen sie politisch beherrscht werden oder ihre politische Geschichte tief beeinflussen ließen. Die als Eroberer eingedrungenen Herrscher sind vorwiegend Nomaden türkischen Stammes, die unterworfenen Ackerbauer, Handel- und Gewerbtreibenden ebenso vorwiegend Abkömmlinge der alten Perser und Meder. Gewöhnlich nimmt man an, daß die ganze persische Bevölkerung in alter Zeit den Acker baute, und daß erst die turanischen Einbrüche den Nomadismus ins Land gebracht hätten. Dem steht die Natur des Landes entgegen, die nomadische Viehzucht gebieterisch in weiten Strecken immer heischte. Entwaldung und sorglose Behandlung mögen die Fruchtbarkeit des Landes vermindert haben; doch konnten sie nie Persien aus dem Gürtel trockenen Klimas herausheben, dem es nach Gesetzen angehört, die sich nicht in ein paar Jahrtausenden ändern. Historische Zeugnisse weisen die alten Meder den turanischen Nomadenstämmen zu; iranische Nomaden verstecken sich unter dem Sammelnamen der Skythen und saßen einst vom Schwarzen Meer bis östlich vom Jaxartes, von den Sokoloten bis zu den Massageten. Iranische Stämme waren lange vor dem Beginn unserer Zeitrechnung in Turkistan, wo Ackerbau ohne nomadische Viehzucht zu dieser Zeit gar nicht denkbar war. Das Kudatku-Bilik, die älteste einheimische Urkunde zur türkischen Geschichte, spricht bereits von Tadschik und Sarten als selbständigen Nationen. Vambéry meint, es seien wohl damals schon tiefe Spuren des Türkischen der Sprache der Tadschik eingeprägt und die Sarten am mittleren Jaxartes sprachlich vielleicht schon damals vertürkt gewesen.

Wie haben wir uns den arisch-iranischen Urstamm Vorderasiens nach seinen **körperlichen Merkmalen** vorzustellen? Wir kennen den einen großen Ast, den indischen. Diesem ganz ähnlich ist der des Iraniers, wie er unter den Parsen Indiens, den Gebern von Jezd und Kirman und unter den Bewohnern von Schiraz, dann unter den Luren und Legs heute zu finden ist. Ausdrücklich wird die Verschiedenheit auch in der Körperfarbe von den helleren Armeniern und Juden



Ein vornehmer Perser. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 604 f.

betont. Die Beimischung blonder und brauner, helläugiger Individuen ist bei den Tadschik Turkistans, aber auch bei den Usbeken von Ferghana stärker als bei den iranischen Pamirstämmen. Im Kerija-Gebirge sitzen die blonden und blauäugigen Matschin, angeblich gemischt aus Ariern und Mongolen. Dunkel wie Südindier sind viele Belutschen und ganze Gemeinden im nordwestlichen Persien. Die Farbe der Haut erinnert mit ihrem geringen Inkarnat an dünnen Milchkaffee; das reichliche Haar, der starke Bart sind dunkelbraun. Reine iranische Perser dürften indessen noch seltener sein als reine arische Indier. Alles in ihrer Lage und ihrem Leben begünstigt die

Vermischung. Sie sind exogam und polygam; und ihre Mischungselemente kommen aus den Stämmen der Kirgisen und Usbeken, mit denen sie in Beziehungen stehen, die aus politischen und sozialen Gründen vielfach die Mischung begünstigen. Wo sie in der geschütztesten Lage wohnen: in Badachschan, dem gebirgigen oberen Kunduzgebiet am Nordabhang des Hindukusch, sind bei der Nachbarschaft des Pamirgebirges Einfälle türkischer Horden so häufig, daß die persisch redende Mehrheit der auf 100—150,000 Köpfe bezifferten Bevölkerung lange Zeit unter usbekischer Herrschaft stand und mit Turkmenenblut gemischt ward. Sogar in Seistan walten die „skythischen Physiognomien" vor (Rawlinson). Im heutigen Persien sind neben dem, was Abkömmling der Meder und Perser genannt wird, und neben Türken (s. Abb., S. 608) zu finden: Kurden, Araber, Armenier, Kaukasier, Chaldäer (Nestorianer), Juden, Zigeuner, Afghanen, Belutschen, Hindu; es kamen als Kriegsgefangene hinzu Mongolen, als Sklaven Abessinier und Neger, als Deserteure Russen und Polen. Nachzuweisen sind aber als Mischlinge besonders häufig die mit türkischem, dann kaukasischem und armenischem Blut. Die ältere Schicht persischer Bevölkerung in Afghanistan sind die Tadschik, eine halbe Million fleißiger Ackerbauer, Handwerker und Händler, Glieder jener zersplitterten Iranier, die wir vom Indus bis zum Jaxartes finden. Von den Afghanen trennt sie die Sprache, nicht das sunnitische Glaubensbekenntnis. Über ihnen breiten sich die an Zahl drei- bis viermal stärkeren Afghanen aus, die Puschtu reden und in ihrer körperlichen Erscheinung an starke Zumischung türkischen Blutes erinnern. In der turanischen Schicht sind zunächst die Kisilbaschen, angeblich Abkömmlinge der von Nadir Schah zurückgelassenen soldatischen Ansiedler, Leute von gemischt persischer und türkischer Abkunft, durch ihren Mut, ihren Wohlstand und ihren Unternehmungsgeist von Bedeutung. Sie sprechen einen jüngeren persischen Dialekt als die Tadschik. Aber als Schiiten wähnen sie sich durch eine tiefe Kluft von ihnen getrennt. Auch im englischen Heeresdienst in Indien finden sich bei der Reiterei und im Kundschafterwesen viele Kisilbaschen. Ähnlich sind die Usbeken im afghanischen Turkistan, türkische Herren der Tadschik, aber im Zaume gehalten durch afghanische Truppenabteilungen. Endlich sind noch die gleichfalls dem Türkenstamm angehörigen Hasara zu nennen, ein reines Hirtenvolk, arm, schlecht bewaffnet. Sie sollen mit Dschengis-Chan ins Land gekommen sein. Den herrschenden Stämmen gegenüber haben sie sich in halber Unabhängigkeit erhalten, was diese den Hasara mit Verachtung vergelten.

Anlage und Naturumgebung haben kleinere Gruppen von Bergvölkern durch ursprüngliche Merkmale rein und unverfälscht bewahrt. Die Galtschen sind kräftiger, mutiger, ehrlicher als die Tadschik. Jene sind Viehzüchter, diese Ackerbauer, Gewerb- und Handeltreibende; jene sind gering an Zahl, diese zählen nach Millionen. Den Kafir oder Siahposch und Darden wird das Lob gezollt, daß Völker wie sie, ohne Schmeichelei und Furcht auf der einen und impertinente Selbstüberschätzung auf der anderen Seite, im Orient selten seien. Shaw bringt mit den Darden sprachlich die Völkchen von Tschitral, Kunar, vielleicht auch die Siahposch zusammen. Eine entferntere Ähnlichkeit verbindet mit ihnen die Bewohner des Solimangebirges. Reste einer älteren Verbreitung über den Pamir nach Osten, wo iranische Spuren bis über Khoten hinausreichen, sind die Galtschen von Kohistan, Darwas, Roschan, Wakhan, Badachschan, Schignan: hellfarbige Völker von starkem Haar- und Bartwuchs. Die schwarze Haarfarbe wandelt hier und da in Braun und Rot ab. Es kommen braune, graue und blaue Augen vor. Gerade Augen, gebogene, schmale Nase, schmale Lippen, kleine Zähne, ovales Gesicht, doch auch mit vorspringenden Backenknochen, kleine, anliegende Ohren, starke Glieder und hoher Wuchs unterscheiden die reineren Stämme dieser Völker leicht von ihrer mongoloiden Umgebung. Ausgenommen sind nur die oberen Gebirgsthäler des Oxusgebietes, wo der Kretinismus massenhaft wird. Kleinere Gruppen der Galtschen erinnern an europäische Bergbewohner. Auch ihr freier, edlerer Charakter entfernt sie von den Asiaten ringsum. So auch jene armen Gebirgler, wie sie am Fuße

des Serafschan=Gletschers ohne Spur von Ackerbau in Häusern aus mörtellosen Steinmauern wohnen, als einziges Haustier den Jschak, einen halbgezähmten Esel, benutzend. Gastfreundschaft, patriarchalisches Familien= und Gemeindeleben, monogamische Ehen erinnern hier an die vedischen Ahnen der Jndier.

Daß die heute kaum eine Million betragende Gesamtbevölkerung Ostturkistans einst von arischem Stamme gewesen sei, haben schon Klaproth und Ritter angenommen. Die Gräberfunde von Tschertschen und anderen Oasenplätzen lassen nur ersehen, daß hier einst ein goldreiches Volk gewohnt hat, das Goldplatten auch auf die Augen seiner Toten legte. Schon früh wurde das Land von Mongolen überschwemmt; bald darauf begannen die Chinesen hier zu kolonisieren, brachten auch Dunganen mit, während von Westturkistan her die Kokans oder Andschani einwanderten. Auch Hindu, Kaschmirer und Badachschaner sind der städtischen Bevölkerung beigemischt. Öfters wüteten Kriege, die ganze Oasengruppen entvölkerten; dann brachte freiwillige oder gezwungene Kolonisation neue Elemente, deren Mischung tatarisierte Arier schuf. Den letzten Rest der „transpamirischen Arier", einen Stamm von 1000—1500 Jndividuen, verpflanzte Jakub Beg und setzte an ihre Stelle Chinesen. Jakub Beg war selber ein Khokander und füllte alle wichtigen Posten mit seinen Landsleuten, die in Sprache und Sitte den Eingeborenen von Jarkand und Kaschgar kaum als Fremde erscheinen. Jn den abgelegeneren Steppengebieten, wie am Lob=Nor, herrscht mehr eine türkisch=mongolische Mischung. Araber und Afghanen sind auch nicht zu vergessen. Jm Lande selbst unterscheidet man heute zwei Hauptstämme: die Matschin, die ursprünglich einen großen Teil des Landes bewohnt haben sollen, nun aber vorwiegend im Südosten südlich von der Linie Tschertschen=Khotan sitzen, und die Ardbül im Norden, hauptsächlich nördlich von der Linie Aksu=Kaschgar. Przewalskij hebt an den Ardbül einen semitischen, an den Matschin einen mongolischen Zug hervor. Das chinesische Element hat natürlich am kräftigsten in den Städten durchgeschlagen, wo chinesische Beamte, Kaufleute und Soldaten nie ganz verschwunden sind und in den letzten Jahren nur immer an Bedeutung gewonnen haben.

Der Perser (s. Abb., S. 602 u. 608) besitzt die Feinheit des Kindes einer alten Kultur, Witz, Poesie, Eleganz, aber auch Schlauheit des Auftretens lassen ihn unter vielen heraus erkennen. Er zeichnet sich durch Geschmack der Tracht, selbst des Schuhwerks, bei fast weibischer Gefallsucht und überhaupt wohlgepflegtem Äußeren vor seinen Glaubensgenossen aus. Und wie er seinen Körper schmückt, ziert er gern seine Rede mit Bildern und Witzen. Der Charakter, den er selbst als „Fuzul" bezeichnet: ein fein auftretender, durchtriebener, gewinnsüchtiger, nach oben kriechender, nach unten herrischer, oberflächlich gebildeter Mensch, ist in Persien und besonders in Jspahan häufig. Die Perser haben den Ruf vorzüglicher Diplomaten, Unterhändler und Makler. Die Parsi stehen selbst in Jndien von allen Rassen den Engländern am nächsten und steigen allein zu Stellungen auf, die anderen Eingeborenen unerreichbar sind. Ein oft zitierter Vers des Sadi lautet: „Lüge zu gutem Zweck ist besser als Wahrheit, die Hader erregt." Man lobt die Kunst des Persers, den Ausdruck seiner Leidenschaft zu beherrschen, seine Resignation im Unglück, sein angeborenes Nil admirari, seine Mäßigkeit im Essen und Trinken, seine Neigung, andere zu bewirten, seine Unfähigkeit, einem Bittsteller die Verheißung der Erfüllung seiner Wünsche abzuschlagen. Jn Zentralasien gilt das Sprichwort: „Seine Augen sind offen wie die eines Wechslers von Bochara." Viel gepriesen wird die persische Höflichkeit; jedoch ist zu viel Lüge darin; sie glaubt sich verpflichtet, alles, auch das Größte und Kostbarste, was einem Fremden gefällt, anzubieten. Höflichkeit ist auch den Belutschen eigen, die sich selbst in den unteren Ständen mit Handkuß und langen Wechselfragen nach dem Befinden begrüßen. Niedrigerstehende machen vor Höheren eine Bewegung mit der Hand vom Kniee zum Knöchel. Die Titelsucht ist in Persien außerordentlich verbreitet: Mirza (Schriftkundiger) wird dem Namen vorgesetzt, wenn nicht Chan oder Beg angehängt

wird. Fromme Leute schmücken sich mit dem Titel der Mekkawallfahrer, Hadschi, oder von anderen Wallfahrten her mit dem Namen Kerbelai, Meschhedi und dergleichen.

Durch ihre geographische Lage ist den Persern eine große Rolle in der Verbreitung des Islam zugefallen, der sich zwischen Ostrom und Iran aufzuringen hatte. Iran fiel zuerst und bot den Fanatikern Arabiens reiche Kultur und große Machtmittel für eine weitere Propaganda. Mekka war längst dem persischen Handel bekannt gewesen, und Perser dienten in der Armee, die Mohammed zum Siege führte. Auch nach anderen Seiten greift der persische Einfluß über die Grenzen Irans hinüber. Das Persische ist amtliche Sprache in Kaschmir und Dschemu; das Hindostani des Pandschab wird in persischer Schrift und mit Zumischung zahlreicher persischer Worte geschrieben und dient dem Handelsverkehr von Afghanistan bis Ostturkistan und an der indischen Westküste. Wenn auch zurückgedrängt, spielen die Perser auch noch immer eine Rolle auf den Märkten des inneren und südlichen Rußland.

Das Kleid ist bei den Gebirgsstämmen wollen und dunkel. Die Siahposch heißen so wegen der düsteren Farbe ihrer Gewänder. Braune Wollenröcke und Hosen, hohe Strümpfe aus Filz mit schweren Ledersohlen, baumwollener Turban in Weiß oder Blau machen die Männer- wie die Weibertracht aus. Die Weiber tragen lange Flechten. Schmuck ist selten, und alles außer dem Turban ist Erzeugnis der Hausindustrie. In der Tracht der heutigen Perser erinnert manches an die ursprünglicheren Züge der Gebirgstracht. Der Perser hält durch seine hohe Pelzmütze den Kopf warm, während er Brust und Füße der Kälte aussetzt. Man erklärt die Pelzmütze, die nur bei Kurden, Afghanen, Belutschen den Turban noch nicht verdrängt hat, für eine kadscharische, also türkische Erbschaft; aber sie mag den im Hirtenstand in kühlen Höhen lebenden Vorfahren der Iranier von jeher eigen gewesen sein. Am einfachsten kleidet sich heute der Belutsche in Hüftentuch, Grassandalen und Käppchen, so daß der Waffenreichtum: Schild, Schwert, Flinte, Messer, Kugeltasche u. s. f., den Körper bedecken hilft. In voller Ausrüstung sind aber die Gewänder des Belutschen feste baumwollene Hosen, die schon unterhalb des Kniees fest anliegen und hübsch rot gestickt sind; darüber ein langes baumwollenes Hemd, gleichfalls gestickt; ein großer Turban und ein dicker wollener Plaid. Die Tracht des Persers bilden das bis zum Nabel reichende, seitlich geknöpfte Hemd, deren der Begüterte zwei besitzt, das Wams, meist aus Baumwollenzeug, die weiten Beinkleider, der kaftanartige Rock aus Seide oder Baumwolle um die Hüften. Dazu kommt ein kurzer, oft reich mit Pelz verbrämter Mantel bei kühlem Wetter und ein langes, bis zu den Fersen reichendes, die Arme ganz verbergendes Gewand bei Aufwartungen. An den Füßen werden kurze, nur bis zu den Knöcheln reichende Socken und weit ausgeschnittene Pantoffeln oder Schuhe getragen. Der Perser spricht gern von Kleidern und opfert große Summen dafür.

Die Wohnstätten sind im Gebirge aus Bruchsteinen und Lehm, im höheren Gebirge oft nur aus Holz, im Hindukusch von der weißen Pappel gebaut. Größere Siedelungen sind mit Türmen und Mauern umgeben. Betritt man im Hochgebirge Wakhans ein Haus, so gelangt man zuerst in den Stall zu den Pferden und Kühen und durch einen schmalen, langen Gang in die Wohnstube, ein kleines und schmutziges Gemach. In der Mitte steht ein Herdofen aus Lehm, darüber läßt ein Loch den Rauch abziehen. Das kuppelförmige Dach wird getragen von Holzpfeilern, die rund um den Herd stehen. Nach allen Seiten öffnen sich kleine Gemächer für die Familienmitglieder. Die Kharoti, Hirten des Solimangebirges, die von ihren Ziegenherden, im Winter auch von Fichtensamen sich nähren, leben fast ganz in Zelten. Beleuchtet werden die Hütten mit Spänen. In Persien baut man großenteils mit lufttrockenen Ziegeln, die rasch verfallen, wenn sie aus Erde oder Straßenkot geformt werden, wie es oft geschieht. Man benutzt die Ziegel alter Bauwerke, in Teheran die von Ray. Da man zu oft baut, und da niemand das von

anderen Angefangene fortsetzt, baut man flüchtig. Häuser, Paläste und ganze Dörfer werden aufgegeben aus Laune, um übler Vorbedeutungen willen, nach Todesfällen. Die Einrichtung der Wohnräume in besseren Häusern folgt dem allgemeinen orientalischen Gebrauch (vgl. oben, S. 423 und 588). Dekoration profaner Räume mit Teppichen ist nicht ursprünglich persisch, sondern der Nachahmung Europas und vielleicht auch dem Einfluß der zentralasiatischen Theehäuser zuzuschreiben. Nur in Tempeln und Grabkapellen ist Wandverhüllung altüblich. Das Einzelwohnen in Gehöften findet man nicht bloß im Gebirge; es ist in der Oase Tschertschen üblich.

Die Herrschaft der Nomaden hat ihre Spuren selbst dem **Bauernleben** Persiens aufgedrückt. Die Bauern verlassen oft ihre Dörfer und suchen mit ihren geringen Habseligkeiten einen neuen Boden auf, wo ihnen der Grundeigentümer, öfter türkischer als persischer Abstammung, einen geringeren Steuersatz verhieß. Es gehört zu den häufigsten Klagen des persischen Grundbesitzers, daß ihm ein Nachbar ein Dorf abspenstig gemacht habe.

Daß seine Urahnen ein Kulturvolk waren, bezeugt der Perser am allermeisten durch die Beständigkeit, womit er am **Anbau des Bodens**, dieser Grundlage aller Kultur, inmitten von Stürmen und Verheerungen festgehalten hat. Das türkische Sprichwort: Wo Erde und Wasser ist, ist auch der Perser, zeichnet sein Genügen am Boden. Persien ist reich an kulturfähigem Boden, der aber in weitaus den meisten Ackerbaugebieten des Landes durch künstliche Bewässerung aufgeschlossen werden muß. Alle Flüsse werden in unendlich viele Kanäle zerteilt. Soweit das Wasser reicht, ist Leben, wo es aufhört — Wüste. Selbst Salzboden gibt bei anhaltender Bewässerung vorzügliches Ackerland. Die dünne Bevölkerung ist, zusammen mit der Apathie der Regierung gegenüber jeder Verbesserung des Loses und der Arbeit des Landbauers, Ursache der mangelhaften Kulturentwickelung des Landes. Moderne Verkehrseinrichtungen kennt man nicht. Dazu halten die Hörigkeit der Bauern und der Steuerdruck Persien zurück. Quellen aufzusuchen, Brunnen auszugraben, Leitungen anzulegen ist die Arbeit eines eignen Gewerbes, der Mukanni; sie wird gut bezahlt, da die Gefahr des Verschüttetwerdens bei Schachttiefen bis zu 60 m groß ist. Wasseraufseher (Mirab, türkisch Subaschi) ist ein gesuchter Ehrenposten. Unterirdische Wasserleitungen gibt es reichlich; früher wurden sie sogar ausgemauert, und einige dieser Wasserstollen sind mehrere Meilen lang. Man hat ganze Flußsysteme umgebaut: in Kurdistan leitete man einen der oberen Quellflüsse des Euphrat in einen oberen Quellfluß des Tigris. Man berechnet die Menge des Wassers nach seiner Kraft, einen Mühlstein zu drehen, und sagt: eine Quelle von zwei, drei Mühlsteinen. Einst wurden uralte Rechtsbestimmungen über Verwendung des geleiteten Wassers fast heilig gehalten; jetzt kommt es vor, daß Gewaltthätige einem ganzen Dorfe das Wasser abgraben. Mächtige Städte liegen heute nach Zerstörung ihrer Kanäle wasserarm; Ispahan verdankte die Blüte seiner Umgebung den Wasserbauten am Zajende; mit dem Rückgang der Stadt sind auch die Bewässerungsanlagen in Verfall geraten. Das Dammsystem zur Stauung des Schneewassers, das in der Umgegend von Persepolis Fruchtbarkeit weckte, ist zerfallen, das Land mit Öde und Dürre geschlagen. Den unvollkommenen, räderlosen Pflug ersetzt leicht die die Hacke; denn dieser Pflug vermag die Erde auch nur aufzukratzen. In seltsamem Gegensatz steht die Nichtverwendung von Dünger in weitaus dem größten Teile Persiens zu seiner kunstvollen Bereitung nach alten Rezepten aus Abfällen aller Art in Ispahan und anderen Orten, wo sich hohe Türme zur Aufhäufung des Taubenmistes finden. Mit einem schlittenartigen Instrument mit eisen-, früher steinbesetzten Kufen wird gedroschen. Hauptbrotfrucht ist Weizen, Reis die Grundlage der Ernährung der Wohlhabenderen, Hirse und Linsen der Ärmeren, Gerste Pferdefutter. Am ausgedehntesten wird neben dem Getreidebau die Kultur des Weines und der Melone betrieben. Der Alpenviehwirtschaft in den höheren Teilen des Gebirges schließt sich in den tieferen wärmeren Geländen ein Terrassenackerbau an, der sich in Kafiristan bis zur Maulbeer- und

Seidenraupenzucht erhebt. In Wakhan findet man noch in 2700 m Höhe Melonen und Aprikosen. Hauptfrüchte sind in den Höhen allenthalben Gerste, Erbsen und Bohnen. Handel mit Holzkohlen nährt einige Gruppen der Afridi und Momand im Solimangebirge. Sicherlich war früher der Waldreichtum größer als heute und damit auch der Wasserreichtum.

Das Schaf ist fast das einzige Schlachtvieh des Persers neben den Hühnern, ihm reiht sich als unentbehrliches Lasttier das zweibuckelige oder baktrische Kamel an. Die Perser sind schon im Altertum als Pferdezüchter berühmt: Schwert und Pferd gelten für die Attribute des freien Mannes; doch ist die arabische und die turkmenische Pferderasse heute weit geschätzter als die persische. Badachschans Reichtum bilden ausdauernde, unansehnliche Pferde und Schafe. Die Bewohner von Astor sind sozusagen alle beritten. Auch in Wakhan sind die Pferde der Hauptreichtum, daneben Kühe und Schafe. Von den Schirwari des Solimangebirges werden die Büffel mit einer Art von Verehrung behandelt. Das büffelreichste Gebiet ist das heiße und ungesunde Masenderan. Rinder gedeihen im allgemeinen wenig bei dem kurzen, harten, salzreichen Futter, das ihnen in den meisten Teilen Persiens allein geboten werden kann.

Die **Hauptnahrung** des genügsamen Persers ist Tschillau, ein gesottener, wenig fetter Reis; es folgt der fette pudding-ähnliche Reis-Pillau. Der berühmte afghanische Pillau besteht aus einem mit der Haut gebratenen und mit einem Reisberg bedeckten Lamm. Eine dick eingekochte Reissuppe mit Gemüse- oder Fruchtzusatz bildet als „Asch" die dritte Nationalspeise. Gerstenbrot ist das Sinnbild des genügsamen Derwischlebens. Aus grobem Mehl wird gegorner oder ungegorner Teig bereitet und das Brot in Fladen auf einer heißen Platte oder in der Asche gebacken oder an heiße Thonzylinder geklebt.

Aus Eiswasser werden mit Fruchtsäften und Essenzen die mannigfaltigsten Scherbette bereitet. Bekanntlich ließen sich die persischen Könige im Altertum das Wasser gewisser Flüsse, besonders des Zab, zum Trunke nachführen. Die Abstammung der herrschenden Klasse in Persien von den Nomaden macht ihre Vorliebe für Butter- und Sauermilch erklärlich. Die Rolle des Weines im Leben persischer Männer kennt man aus Hafis. Weingelage mit Musik, Tänzerinnen und Würfeln werden bis zur sinnlosen Betrunkenheit fortgesetzt. Dem Tabaksgenuß, mit Vorliebe durch das Nargileh, wird in einer Ausdehnung gefrönt, die selbst im Orient beispiellos ist. In Ostturkistan begegnen sich der Genuß des Bang oder Tschers (Hanfextrakt mit Tabak gemischt oder geraucht oder in Zuckergebäck gegessen) mit dem des Opium, das auch in Persien bereitet und genossen wird. Beiden Genüssen ist eine viel zu große Zahl elender Spelunken gewidmet. Bis an den Fuß der Pamir reicht von Osten auch die Sitte des Theegenusses, während der Kaffee am diesseitigen Rande Halt macht.

Über die persische **Industrie**, die eng mit der indischen und arabischen verwandt ist, haben wir, wie auch über den Handel, oben (S. 578 und 590) gesprochen. Daß sie seit **Chardins** und **Kämpfers** Zeiten zurückgegangen ist, hat dieselben Gründe wie in Indien. Die Bodenständigkeit trägt ihren Teil der Schuld; mit der Zerstörung fast jeder Stadt verfiel eine Industrie. Baumwolle hat ihren Sitz in einigen Plätzen der Umgegend von Schiraz, der Wollshawl in Kirman und Meschhed, der Teppich in dem Bezirk Ferahan, Filz in Jezd, Kamelhaartuch in Ispahan, Seidenstoffe in Kaschan, Jezd, Tebriz, Ispahan und Meschhed, Lederwaren in Hamadan, Kupfergeräte in Sendschan, Stahlklingen in Meschhed und Schiraz. Die Maurer, die bei aller Arbeit singen, kommen aus Kaschan. Porzellan wird wenig und geringes erzeugt, chinesisches dafür in Menge eingeführt; die Glasfabrikation soll sich erst vor 250 Jahren eingebürgert haben. Viel Teppiche und Filze fertigen die Nomaden. Handwebstühle waren früher in jedem Hause zu finden, und das Spinnen mit der Spindel ist die Hausarbeit des Weibes. Noch heute schafft Hausindustrie fast alles, was an Kleidung und Hauseinrichtung notwendig ist.

Trotzdem Persien reich ist an Kupfer- und Eisenerzen, findet eine starke Einfuhr von Metallen statt. Chorasan erzeugt einen kleinen Teil der großen Menge Kupfers, die Persien verbraucht. In Badachschan gewinnt man Silber, Türkisen in den berühmten Minen des obersten Koktschathales und etwas Eisen. Die Goldgewinnung Ostturkistans ist alt, wie reiche Goldfunde in Gräbern bezeugen. (Vgl. S. 604.)



Nasr Eddin, Schah von Persien; aus türkischem Blut. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 603.

Der Kaufmannsstand ist angesehen. Der persische Kaufmann ist durchschnittlich mäßig und einfach, auch wenn er reich ist; er hält pünktlich Wort. Dem türkischen Nachbar scheint seine Sparsamkeit erstaunlich: Wird der Sarte reich, baut er ein Haus, wird der Kirghise reich, kauft er ein Weib. Man findet persische Kaufleute von China bis Ägypten, von Nowgorod bis Colombo; neben ihnen sind zahlreiche Indier thätig. Hier ist Tebris für den türkischen und europäischen, Meschhed für den afghanischen und turkistanischen Handel Hauptplatz. Den geringen Seehandel besorgen arabische Barken und europäische Dampfer.

Die **politische Herrschaft** fiel in Persien in den letzten Jahrhunderten bald persischen, bald türkischen Familien zu. Heute herrscht ein türkischer Kadschare in Teheran. Fast jeder Thronwechsel erschüttert das Land; oft sind diese politischen Erdbeben anhaltend und verderblich. Die Herrscherfamilie Afghanistans stammt von einem persischen Heerführer Nadir, ist aber besonders mit den bocharischen Fürsten seit langem verschwägert. In Persien ist nur der dichtbevölkerte, städtereiche, stark mit Turkmenen durchsetzte Norden fest in den Händen des Schah, und in Afghanistan haben auch starke Herrscher immer nur zeitweilig die zahlreichen Stämme vereinigt. Iran ist wie Indien das Ziel von Invasionen und Einwanderungen gewesen, und die großen Stammesgliederungen, die aus diesen Strömen entstanden, fanden besonders in Afghanistan

eine Verteilung von Berg und Thal vor, die ihre Existenz besonders begünstigte. Der topographische Grundzug der scharf ausgesprochenen Felskämme, die vorzügliche Verteidigungslinien abgeben und weite bebaubare, nur durch die natürlichen Wasserabflüsse (Tangis) zugängliche Flächen einschließen, trägt viel bei zur Gliederung des Volkes in provinzielle Massen, deren Elemente aus zwei oder drei Nachbarstämmen gezogen sind, die ihre Hauptquartiere in den Naturfestungen der benachbarten Berge haben. So bestehen die Logari, die Bewohner des Logarthales, aus Ghilzai und Tadschik; jene reden puschtu, diese persisch. So wohnen im Lughmanthal zusammen unter dem gemeinsamen Namen Lughmani Ghilzai, Tadschik und Hindu, vereinigt durch die Gemeinsamkeit des Ackerbaues und der Stammeskämpfe, wenn auch der Ghilzaikrieger den Tadschik nicht minder geringschätzt als dieser den verachteten Hasara. Gerade diese provinzielle Zusammenfügung des Volkes ist die Stärke wie die Schwäche des afghanischen Staates. Auf die politischen Verhältnisse der einzelnen Völker wirft ihre Stellung an den geschichtlich bedeutsamen Gebirgspässen ein interessantes Licht. Die Afridi an Afghanistans Südostgrenze haben sich seit undenklichen Zeiten das Passagerecht über den Chaiber- und Kuhatpaß gewahrt. Wer sich weigerte, die Abgabe zu zahlen, der wurde angegriffen, ausgeraubt oder niedergemacht. Niemals die Abhängigkeit von Afghanistan anerkennend, ein wildes, gesetzloses Volk, sind die Afridi als Hüter und Wärter jenes wichtigsten Induspasses von den Machthabern Indiens anerkannt und sogar von den Briten subventioniert worden. Aber die weit auseinander gehenden Bestrebungen der acht Familienstämme, die wieder in Unterstämme und Geschlechter („Chel") zerfallen, lassen diesen gedeihlichen Zustand nicht andauern. Stamm kämpft gegen Stamm, jede Familie hat ihre Blutfehde, das Räuberleben ist bei einzelnen eingewurzelt. An kriegerischem Sinn ihnen ähnlich sind die etwas nördlicheren, gleichfalls unabhängigen Momand, ihre Nachbarn im Westen sind die nach Afghanistan neigenden Schirwari, im Süden folgen die gleichfalls unabhängigen Orakzai und dann die friedlichen Bangasch, die den Engländern Gehorsam leisten. Gleichfalls den Engländern unterworfen sind die östlich von den Afridi wohnenden Chattak und Chalil. Die Bajauri im oberen Kunarthal, Bewohner eines unabhängigen Ländchens, sind als Kaufleute und Träger für den Verkehr über den Kalikpaß unentbehrlich, so wie weiter westlich die Pohwandi für den afghanisch-bocharischen Handel. Sind auch die Wohnsitze dieser Stämme im allgemeinen festzustellen, so gilt dies doch nicht von ihren Grenzen. Besonders ihre Weidegebiete durchkreuzen sich vielfach, um so mehr, als einige Stämme im Winter in wärmere Thäler herabsteigen, wie die Aka-Chel.

Die patriarchalische Regierung der Galtschen und Siahposch, die nur Dorfhäupter kennen, schlägt dort in Despotismus um, wo, wie in Tschitral, die Anlehnung an eine orientalische Monarchie möglich ist, oder wo, wie in Badachschan, vielleicht gar Türken herrschen. Die Fürsten dieser Kleinstaaten machten sich lange Unterthanen und Nachbarn durch Sklavenjagd gefürchtet. Noch kürzlich hat man die Zahl der jährlich aus Tschitral nach Badachschan gehenden Sklaven auf 500 geschätzt: kaum eine Familie soll unberaubt bleiben. Übrigens sind auch die demokratischen Siahposch und der Dardenstamm der Tschilasi rücksichtslose Sklavenjäger. Mit Badachschan ist trotz der hohen Hindukuschpässe Tschitral durch Handel verbunden, manchmal war es dies auch durch Abhängigkeit.

Wir schließen hier einige Worte über Völker auf der iranisch-indischen Grenze an, die sprachlich teilweise den Indiern, räumlich und ethnographisch aber iranischen Gebirgsstämmen verwandt sind. Die südlicheren Gebirgsstämme, die schon länger einem großen Staatsganzen angegliedert sind, leben und wohnen nicht üppiger als ihre nordiranischen Genossen, wie reichen Raub auch ihre Einfälle in das Indusland ergeben mögen. Die ungenähten Fellkleider, die groben

Büffelsandalen der Männer, die sackartigen Wollengewänder der Frauen, das niedere Haus aus Bruchsteinen, das auf drei Seiten in den Berg eingeschnitten ist, und an dem nur das angelehnte Thürbrett aus Holz besteht, wetteifern im Solimangebirge mit der Einfachheit der Anwohner des Hindukusch. Durch die ganze Gebirgsregion verbreitet ist der weiße Turban. Die Mauer mit Türmchen, die die Dörfer umfriedigt, weist auf die nie endenden Stammesfehden hin. Zu den Schafen, der Grundlage des Haustierstandes, kommen Büffel und Kamele. Große Kamelherden findet man bei den an begangenen Pässen wohnenden Stämmen, z. B. den Afridi des Chaiber. Von den Wakhanern nomadisieren die meisten auf den Höhen, in die ihr 3350 m hoch gelegener Weiler Sarhad schon hineinragt; Kirgisen dehnten früher bis hierher ihre Weidezüge aus, bleiben aber, seitdem ihnen die Wakhaner mit den Alaikirgisen, Schigni und Kundschut feindlich entgegentraten, jenseits. Zahlreiche Wohnplätze in den Thälern beherbergen nur im Winter Menschen; der Sommer lockt die Bewohner und ihre Herden auf die Höhen. Die Sprache ist der dardischen ähnlich und hat besonders viele archaische Formen. Der Flecken Kilapandscha, wo der Fürst von Wakhan residiert, der größte ständig bewohnte Ort des Landes, gibt mit seinen 150 Einwohnern einen Maßstab für die Verhältnisse des Landes. Bei einer so kleinen ständigen Bevölkerung ist die Frage der Rasse kaum zu beantworten. Trotter spricht von Judenphysiognomien und griechischen Nasen in Einem Atem. Im Winkel zwischen Indien und Afghanistan wohnen am Südabhang des Hindukusch die Kafir oder Siahposch[1], mittelgroße, wohlgebildete Menschen, hellfarbig, braunhaarig und braunäugig, weder mit Afghanen noch mit Kaschmirern zu vergleichen. Ihre Sprache ist neuindisch, und sie sind, geschoben vielleicht durch süd- und ostwärts drängende islamitische Völker, erst im 8. oder 9. Jahrhundert in ihre jetzigen Sitze eingerückt, wo sie sich bis heute unabhängig erhalten haben. Der Tapferste, Wohlhabendste und Gastfreundlichste ist bei ihnen Führer. Sklavenjagd, Krieg und Blutrache sind die Hauptanliegen ihrer Männer; eine Stange mit plumper Menschenfigur verzeichnet in eingesteckten Pflöcken die Zahl der Getöteten. Die Kleidung aus Ziegenfellen, wollenen Hosen und Strümpfen mit angenähten Ledersohlen entspricht dem rauhen Gebirgsklima. Auffallend ist Potagos' Angabe, daß sie nicht kauernd, sondern auf Stühlen an Tischen sitzend speisen.

Am tiefsten von allen Steppenbewohnern Innerasiens stehen vielleicht die Anwohner des Tarim und Lob-Nor. Beide sprechen einen iranischen Dialekt, der dem von Khotan nahesteht. Wenn am Tarim arische und am Lob-Nor mongolische Züge vorwiegen, so ist das bei ihrer bunten Mischung nicht erstaunlich. Gemeinsam ist indessen beiden eine durch die sumpfige Umgebung, zugige Schilfhütten und schlechte Ernährung erzeugte Verkommenheit der äußeren Erscheinung. „Wenn man auf dem schmalen, gewundenen und von hohem Rohr eingefaßten Tarim hinabfährt, sieht man am Ufer drei, vier Boote und dahinter einen kleinen Platz, wo sich ein paar quadratische Hütten aus Schilfrohr zusammendrängen. Das ist ein Dorf. Sehen die Einwohner einen unbekannten Mann, so verstecken sie sich und lugen verstohlen durch die Schilfwände ihrer Hütten. Man steigt ans Land: überall Sumpf, Rohr und weiter nichts, nirgends ein trockner Fleck. Unmittelbar neben den Wohnstätten jagt man wilde Enten und Gänse auf, und in einem dieser Dörfer wühlte, fast zwischen den Hütten selbst, ein altes Wildschwein im Sumpfe." (Przewalskij.) Rohr, auf die Erde gestreut, dient als dürftige Bedeckung des Sumpfbodens. Man findet oft noch Mitte März unter dieser Rohrdecke Wintereis. Rohrdach und -Wände schützen nicht vor Sonne, Staub und Stechfliegen, geschweige denn vor Ungewittern.

[1] Kafiristan wird das Gebiet von den mohammedanischen Nachbarn genannt, weil die Bewohner keiner der Glaubenslehren anhängen, die in der Umgebung herrschen. Siahposch bezieht sich auf ihr dunkles Gewand.

Bei 20° Kälte ist eine solche Wohnung kaum besser als ein Lager unter freiem Himmel. Mitten in der Hütte glimmt Rohr in einer kleinen Vertiefung, die als Feuerstelle dient. Man verzehrt im Frühjahr die jungen Sprossen und sammelt im Herbst die Rispen des Rohrs, um davon Lagerstätten zu machen; manche kochen aus diesen Rispen im Sommer eine dunkle, zähe Masse von süßem Geschmack. Die Nahrung der Leute besteht hauptsächlich aus Fischen, die in künstlichen Tümpeln gefangen werden. Im Frühjahr fängt man auch Enten in Zwirnschlingen. Statt Brot verzehren sie geröstetes Mehl.

Die Kleidung aus Kendyrgewebe, der Faser einer massenhaft wachsenden Sumpf-Asklepiadee, besteht bei den Karakurtschinen aus Armjacke und Hosen; dazu kommt im Winter eine Schaffell-, im Sommer eine Filzmütze. Als Fußbekleidung tragen sie im Winter elende Schuhe aus ungegerbten Fellen. Für die Kälte füttern sie den Sommerkittel mit Entenfellen, die mit Salz gar gemacht sind. Flaum und Federn der Enten dienen nebst den Schilfrispen zum Lager. Diese armen Menschen leben zwar in der Eisenzeit; allein ihre Beile aus Tscharchalyk sind insofern den Beilen der Steinzeit sehr nahe, als die Klingen kein Loch für den Stiel haben, sondern nur an einer Kante seitwärts umgebogen und so an dem Stiele befestigt sind. Zwei Boote und einige kleine Netze vor dem Hause, drinnen eine aus Korla bezogene gußeiserne Schüssel, ein Beil; zwei hölzerne Schalen, eine hölzerne Schüssel, eine Kelle und ein Eimer, aus Togrukholz; Messer und Rasiermesser im Besitz des Hausherrn; einige Nähnadeln, ein Webstuhl und eine Spindel, die der Hausfrau gehören: das ist die ganze Habe.

---

18. Die Hinterindier und die südostasiatischen Bergstämme.

„Nenne man diese Völker Hinterindier, Indochinesen oder Malayochinesen, in jeder Benennung spricht sich der Mangel an Eigentümlichkeit aus, der das Land der Mischungen und Verdrängungen neben China und Indien nicht reifen und nicht selbständig werden ließ." * * *

Inhalt: Die transgangetische Völkergruppe. — Der Begriff Indochina. — Indische Einflüsse im Westen, chinesische im Osten der Halbinsel. — Staatenbildungen. — Malayische und chinesische Zuwanderung. — Die alte khmerische Kultur. — Rasse und Charakter der Hinterindier. — Überlegene Stellung der Chinesen. — Chinesische Sprache. — Indische Kunsteinflüsse. — Tracht und Schmuck. Bewaffnung. — Städte. — Ackerbau. Viehzucht. Der Elefant. — Gewerbe. Die chinesischen Monopole. Einfluß Chinas in Handel und Industrie. Die hinterindische Kleinkunst. Handel. Schiffahrt. — Die Gesellschaft. Stellung der Frau. Chinesische Anklänge. Volksvermehrung. — Sklaverei. — Verwaltung. — Pracht hinterindischer Höfe. — Staatengebilde und Unbestimmtheit der Grenzen. — Politisches Schicksal der sogenannten Wilden.

Die vergleichende Sprachforschung zeigt uns die hinterindischen Sprachen als Glieder einer großen transgangetischen Sprachfamilie. Die geschichtlichen Überlieferungen und die geographische Verbreitung lassen darin ältere und jüngere Schichten erkennen: jene an die Küstenränder und in die Gebirge gedrängt, diese im Inneren und an den Strömen bis in die Deltas hinab ausgebreitet. In Annam, Kambodscha und Pegu, den östlichen und südlichen Rändern von Hinterindien, sitzen die verdrängten Völker, deren Sprachen ebenso eng miteinander verwandt sind, wie auf der anderen Seite die der Tai (Siamesen), Barmanen, Tibetaner und Chinesen. Eine ganze Anzahl von Überlieferungen deutet auf nördlichen Ursprung der heutigen Hinterindier. Die Barmanen verlegen ihre älteste Geschichte in das obere Becken des Irawaddi, die Karen noch weiter nördlich bis Jünnan, die Siamesen nach Laos, die Annamiten nach Tongking. Die Flüsse aus dem gebirgigen Norden bilden an den Rändern Hinterindiens eigentümliche Deltaländer; Tongking, Niederkotschinchina und Kambodscha, Siam und Pegu sind

entweder ganz oder in ihren volk- und städtereichsten, ergiebigsten und politisch wichtigsten Abschnitten tiefgelegene Anschwemmungsgebiete. Sie sind durch Fruchtbarkeit, leichten Verkehr und Volksreichtum ebenso ausgezeichnet wie das übrige Hinterindien durch gebirgigen Boden, Waldreichtum, dünne Bevölkerung. Diese Schwemmländer stehen dem ganzen übrigen Hinterindien als geographische, geschichtliche und politische Individualitäten gegenüber. Nur von ihnen ist im größten Teil der Geschichte Hinterindiens die Rede; der Rest der Halbinsel ist besonders im Osten und in der Mitte fast überall dasselbe unwegsame, von „Wilden" dünn bewohnte Wald- und Bergland.



Ein Mok, aus den Bergen des südwestlichen Annam. (Nach Photographie von Rosset.) Vgl. Text, S. 615 und 621.

In der geschichtlichen und halbgeschichtlichen Zeit erscheint Hinterindien halb unter chinesischem, halb unter indischem Einfluß. Der Name Indochina ist aus dieser Annahme geschaffen. Die Halbinsel kann jedoch nicht so einfach halbiert werden; denn der indische und der chinesische Einfluß haben sich in Hinterindien abgelöst. Indien hat früh angesetzt und dann nachgelassen, China immer fortgearbeitet und sich besonders durch wirtschaftliche Thätigkeit eine weite Wirkung verschafft. Sonst hat Hinterindien Ähnlichkeit mit Indien in dem Charakter seiner Geschichte, in der sich die Invasionen fremder Völker mit inneren Kämpfen unaufhörlich ablösen. Vor den Beginn unserer Zeitrechnung fallen indische Versuche der Niederlassung, Eroberung und Kolonisation in Hinterindien, die im Westen und Süden (Ortsnamen wie Manipur, Ajuthia, Vaiçali kehren auf beiden Seiten des Bengalischen Meerbusens wieder) von mächtigem, aber vergänglichem Erfolge gekrönt waren. Dem folgte ein Überwiegen chinesischen Einflusses, der langsam im Osten nach Süden rückte, Tongking ganz, Annam zu einem guten Teil eroberte und allmählich das Übergewicht in Kambodscha, Siam und im nördlichen Barma gewann. Durchkreuzten sich auch die einzelnen Kulturwirkungen in manchen Gebieten, so bleibt doch die Thatsache bestehen, daß Tongking und Annam die chinesische, Barma und Siam eine indische Schrift samt der Palisprache

benutzen. Aber die chinesische Sprache ist auch in Siam verbreitet. China griff schon machtvoll in hinterindische Verhältnisse ein, als sich erst mit der Übertragung der heiligen Schriften des Buddha aus Ceylon durch Singhalesen und der Einwanderung zahlreicher von Brahmanen verfolgter Buddhisten die Dämmerung über der Westhälfte der Halbinsel zu lichten begann. China sandte schon im 3. Jahrhundert vor Christo seine Kolonien nach Tongking und Kotschinchina, wie später der Kaiser von Annam einer großen Zahl von Chinesen, die sich vor den Mandschu geflüchtet hatten, Land im Süden seines Reiches anwies. So ist Kotschinchina entstanden, so andere Niederlassungen in den Küstenstrichen und auf Inseln; sie haben sich vermehrt und sind in einer Weise aufgeblüht, daß das gesamte wirtschaftliche Leben des östlichen Hinterindien in seinen wichtigsten Teilen auf der Thätigkeit der Chinesen beruht, die auch im Geistigen einen mächtigen Einfluß üben, so daß der Kenner Chinas in Tongking nur „eine blasse Kopie Chinas“ (Colquhoun) findet. Jeder Aufstand, jedes Mißjahr warf Tausende von Chinesen in das dünner bevölkerte Land, das zudem Chinas Grenzprovinzen, besonders Kuangsi, an Fruchtbarkeit weit übertrifft. Die im reichsten Tongking am Thai-Binh sitzenden zahlreichen Chinesen sind von den tongkinesischen Mandarinen gerufen worden, um Rebellen aus Kuangsi zu bekämpfen. Aus beiden rekrutiert sich die den Franzosen so unangenehme „Schwarzflagge“ und „Gelbflagge“ am Songka und Tsinho. Während des Panthay-Aufstandes in Jünnan verfügten chinesische Generale über tongkinesische Beamte. Ähnlich wirkte Jahre hindurch die Herrschaft chinesischer Seeräuber über annamitische Küstenstriche.



Ein Ahong-Mädchen. (Nach Photographie von Rosset.) Vgl. Text, S. 615.

Das südliche **Kotschinchina** war einst ein Teil von **Kambodscha**, das seinerseits nach dem Falle der Khmerdynastie, die die herrlichen Werke von Angkor Vaht (vgl. oben, S. 575) geschaffen hatte, zwischen den Mächten des Ostens und Westens hin und her schwankte.

Laos, einst ein Reich des Inneren, am großen Strom Hinterindiens bis Luang Praban hinaufreichend, vorwiegend von Völkern des Taistammes, d. h. Siamesen, bewohnt, war politisch ein Vorgänger Siams. Es wurde von Tongking, Siam und Barma zerteilt. Zuerst tritt Siam mit der Gründung der Hauptstadt Ajuthia in das geschichtliche Licht: 1350 nach Christo. In Kämpfen mit Kambodscha, Pegu und Barma wird Siam ein mächtiges Reich; im 17. Jahrhundert erhebt sich Barma und vernichtet im 18. Siam, das schon zur höchsten Blüte gelangt war. In der mythischen Geschichte Siams nimmt sich der uralte Held Phraruang die Tochter des Kaisers von China zum Weibe und eröffnet den chinesischen Dschonkenverkehr mit Siam. Das siamesische Staatssiegel zeigt chinesische Buchstaben. Jedenfalls empfingen und erwiderten schon die Mongolenkaiser der Yuendynastie Siams Geschenke. Später gingen siamesische Gesandte alle drei Jahre nach China, und der König von Siam bat sich aus Peking Kupfer, Ginseng, langhaarige Ochsen und zeremonienkundige Eunuchen aus. Er nennt den Kaiser von China seinen älteren Bruder. Weiter nimmt er von China den Staatskalender entgegen, ohne indessen in seinem Lande danach rechnen zu lassen. Siam ist der letzte von abendländischen Mächten noch nicht ganz abhängige Staat Hinterindiens, von dem Verbesserungen im europäischen Sinne eingeführt worden sind; dadurch ist indessen weder die Macht des Landes gewachsen, noch die Lage des Volkes gebessert worden.



Ein Ahong-Mädchen. (Nach Photographie von Rosset.) Vgl. Text, S. 615.

Barma berührt sich mit China in dem breiten Gürtel der Schanstaaten, die weder nach der einen noch der anderen Seite hin vollständig abhängig waren. Politisch hatte es also direktere Beziehungen zu China als Siam; weniger im Handel. Die chinesische Grenze wurde langsam im Schangebiet vorgeschoben: Momien wurde z. B. durch die Mongolen der Yuendynastie für China erobert. Später hören wir von chinesischen Invasionen, und dann war wieder China eng mit Barma verbunden. Ende des vorigen Jahrhunderts hatten chinesische Kaufleute einen festen Markt bei Ava und verstanden gegen die Versuche anderer Fremden und besonders der Europäer, hier Fuß zu fassen, mit Glück beim barmanischen Hofe zu wirken, bei dem sie sich durch ihr Kapital und ihre Geschicklichkeit beliebt gemacht hatten.

Von den Spuren auf der Halbinsel Malakka und den Andamanen abgesehen, können ein paar zerstreute Individuen kein Recht geben, Hinterindiens Urbevölkerung negroid zu nennen

Dagegen waren offenbar die Malayen in Hinterindien auch schon vor der Einwanderung mohammedanischer Sumatraner in Kambodscha im 13. Jahrhundert ansässig. Malayische Typen sind bei den sogenannten Wilden weit verbreitet (s. Abbildungen, S. 613 und 614). Die Sprache der Tschampa ist malayisch. Wenn wirklich das alte Tschampa oder Tsiampa ein Küstenreich war, vom Donnaï bis Tongking, dann läge die Erinnerung an ähnliche malayische Küstenreiche im Archipel und auf Malakka nahe. Man behauptet Ähnlichkeiten mit Battak, Dajak und echten Malayen, auch mit Drawidavölkern bei den Bewohnern Tschampas, ebenso wie Crawfurd selbst in den Barmanen Anklänge an Javanen finden wollte. Die sogenannten Wilden Hinterindiens gehören ebenso wie die Völker, von denen sie in die Gebirge zurückgedrängt worden sind, großenteils der mongolischen Rasse an. Wenn sie auch ärmer sind und politisch beherrscht und ausgebeutet werden, stehen sie doch nicht so tief unter den übrigen Hinterindiern, wie der hier ganz unpassende Name „Wilde“ vermuten lassen könnte. Für Stieng, Laos und andere sind sogar kaukasische Rassenzüge in Anspruch genommen worden. Sicher ist, daß Angehörige des Laos-Volkes in den Berg- und Waldgebieten von Tongking von höherem Wuchs, hellerer Haut und entschieden angenehmerem, freierem und einfacherem Charakter sind als die Tieflandbewohner, auf die sie auch im moralischen Sinne herabschauen. So die Bolowen des oberen Mekong nach der Schilderung Harmands. Andere lassen sich von ihren Nachbarn nicht unterscheiden und verleugnen gern ihre Abstammung von den Kha, Penom u. dgl., so daß die Laos am linken Ufer des Mekong selbst sagen: „Einen Kha kann man von einem Laos nur am weit durchbohrten Ohr unterscheiden.“ Ihre ethnographischen Merkmale deuten malayischen Einfluß, vielleicht malayischen Ursprung an. Das Fischervolk der Naga am Tale Sap, dem Buddha sein Evangelium mit so mächtigem Erfolge gepredigt hat, gehörte hierzu. Die Wahrscheinlichkeit, daß die kräftigeren Nordvölker auch früher schon südwärts drängten, wird sehr groß, wenn man sieht, wie Vorderindien das gleiche Geschick hatte, und wie selbst nach China wieder und wieder von Norden und Westen her Nomaden einbrachen. Geschichtlich ist bis in die neueste Zeit die massenhafte Zumischung chinesischer Elemente im ganzen östlichen und nördlichen Hinterindien. Die Bevölkerung von Tongking macht fast ganz den Eindruck einer chinesischen; die Küstenstrecken und Inseln bis zum kambodschanischen Vorgebirge sind von Chinesen besetzt, und die Bevölkerung Siams soll zu einem Sechstel aus Chinesen bestehen. Auch wenn man dahingestellt läßt, daß die chinesischen Mischungen, wie auch von Formosa berichtet wird, gleich den jüdischen das Eigentümliche haben sollen, daß das chinesische Blut immer durchschlägt und nicht leicht abgeschwächt wird, bedeutet diese Verbreitung immer einen mächtigen Einfluß auf die Rasse. Als thätiger, von den Lasten des Staates freier, wohlhabender und oft auch zivilisierter werden die Chinesen von den einheimischen Frauen vorgezogen; ihre Sprößlinge (Minhuong) schließen sich in Thätigkeit und Einfluß den Chinesen dann nahe an. Jede regsame Stadt Hinterindiens, selbst kleinere, wie Pnompenh, trägt den chinesischen Stempel.

Hinterindiens Ruinenstätten lassen uns nicht in eine so ferne Vergangenheit blicken wie die Ägyptens oder Babyloniens, aber sie führen unsere Kenntnis etwas hinter die Epoche der wenigen Jahrhunderte zurück, die hier historische Zeit bedeuten. Wir haben Dolmen im Lande der Kha. In mächtigen Kjökkenmöddinger der kambodschanischen Küste, die 2500 m lang und 800—900 m im Mittel breit sind, wurden Bronze- und Steingeräte gefunden. Wo jetzt die meist ärmlichen kleinen Stämme der Moï und Genossen, die Banam, Sehdan, Bahnar hausen, beweisen Reste von Städten an den Flüssen von Annam und Laos, daß hier ein oder mehrere Staaten existierten, deren Bürger einen entwickelten Kunstgeschmack besaßen. Ob die Moï, deren Name einfach „Menschen“ bedeutet (s. Abb., S. 612), ihre Nachkommen sind, ist eine offene Frage. Auch die Gegend von Bassak hat ihre Ruinen. Die Trümmer von Ajuthia gehören schon der historischen

Zeit an. Der Gang der Entwickelung der khmerischen Architektur in Kambodscha zeigt indische Einflüsse bis ins einzelne. Der Tempel, in den ersten Anfängen Gotteshaus und Festung zugleich, entwickelte sich ornamental, bis er in ein großes, dekoratives Ganze auslief. Die massigen Formen wurden immer schlanker, die Stufentürme mit ihren ausgeschnittenen Zinnen und den Lotoskrönungen immer leichter und reicher: eine Entwickelung vom Einfacheren und Schwereren zum Reicheren und Leichteren. Man erkennt diesen Weg auch in der Weiterbildung der Pyramiden, die aus stufenförmigen Übereinandertürmungen hügelförmige Ansammlungen der üppigsten Schmuckmotive der khmerischen Kunst geworden waren.


Ein Ahong-Weib. (Nach Photographie von Mosset.) Vgl. Text, S. 621.

Das gleichzeitige Vorkommen buddhistischer und brahmanischer Symbole zeigt, wie fremd der Boden war, in den diese indischen Pflanzen versetzt wurden. Während das Innere der Tempel Buddhabilder umschließt, findet man auf den verkleidenden Basreliefs brahmanische. Am Haupteingang des Tempels von Angkor Vaht ruht auf einem Deckbalken Wischnu auf einer Schlange. In tausend Ornamenten kehrt derselbe Gott wieder, in Gesellschaft des auf dem Stier reitenden Siwa. Tritt man aber nun in das Innere: welche Menge von Buddhastatuen, ein großes Abbild seines Fußes, ein Grab, worin Buddha ausgestreckt ist, im Begriff ins Nirwana überzugehen! Die Thatsache allein, daß diese Bauwerke trotz ihrer Größe und Pracht fast vergessen werden konnten, wirft ein scharfes Licht auf das Schwankende des Kulturbodens, dem sie entsprossen. Je größer diese Prachtentfaltung, desto näher der Vergleich mit der großen, herrlichen Blüte, die, dem Wasser entsteigend, so viel Wachstumskraft verbraucht, daß sie mit ihrem Welken wie eine Traumerscheinung verschwindet. Die schönsten dieser Werke dürften zwischen dem 8. und 14. Jahrhundert entstanden sein. Das stimmt mit dem, was uns chinesische Zeugnisse von der Entwickelung des südlichen Hinterindien berichten. Danach war seit der Mitte des 6. Jahrhunderts das Land groß und mächtig geworden. Die Hauptstadt zählte 20,000 Häuser; im ganzen Königreich gab es 30 Städte mit mehreren tausend Häusern. Der Fürst gürtete um die Lenden einen bis auf die Kniee herabfallenden Gürtel, er trug eine mit Perlen besetzte Tiara auf dem Kopfe und goldene Gehänge in den Ohren ... Vor den Thüren seiner Residenz wachten tausend in Harnische gekleidete und mit Lanzen bewaffnete Krieger ... Die Einwohner trugen ihre Haare in Knoten geschlungen und hatten ebenfalls goldene Ohrgehänge. Auf einem nahen Berge war ein Tempel immer von 5000 Mann bewacht. Auf den Reliefs dieser Bauten bemerkt man neben dem wilden Eingeborenen die Annamiten und Laos, indische Brahmanen, einen jüdischen und einen untersetzten, kräftigen mongolischen Typus, endlich einen edlen, feinen, sanften, beinahe klassischen: die Idealisierung des alten Kambodschaners.

Wenn auch bei der Bevölkerung Hinterindiens mongoloide Rassenmerkmale (Breitschädel und wenig über 1,6 m sich erhebende Körpergröße der Männer) vorwiegen, so kann doch im ganzen eine sogar auffallende Abschwächung nach Süden und Westen hin behauptet werden. Sehr nahe stehen natürlich die Tongkinesen ihren chinesischen Nachbarn; durch vierschrötige Gestalt, kleinen Wuchs, olivenbraune Gesichtsfarbe erinnern sie am meisten an die Punti der Provinz Kuangtung. Doch schon bei ihnen ist die Nase weniger platt, der Backenknochen weniger vorspringend. In den Annamiten zeigen sich bereits stärkere Abweichungen, wiewohl die chinesische Mischung in den Thos, den Grenzbewohnern, die den Sternanis bauen, noch klar hervortritt; und in der Bevölkerung von Nieder-Kotschinchina sieht man schon ein Gemisch chinesischer, malayischer und indischer Elemente; indisch sind ja auch die Pali-Elemente der kambodschanischen Sprache. An die niederen Hindukasten sollen häufig Khmer von Kambodscha erinnern; Garnier begegnete sogar arabischen Zügen bei den Kuy des Laoslandes. Die Siamesen schildert man als ungeschlacht, untersetzt, malayenähnlicher, die Laos und Schan als chinesenähnlicher und kleiner von Wuchs als die Barmanen, deren kräftigere Gestalten und schärfere, edlere Linien am meisten an die indischen Bergstämme des Nordostens anklingen.

Der dunkle Ton der Hautfarbe der Hinterindier steht nicht im Einklang mit den vorwiegend mongoloiden Gesichtszügen. Die Farbe vieler Hinterindier gleicht alter glänzender Bronze. Man hört sagen, sie werde nach Süden zu dunkler; doch entspricht dies nicht ganz der Wirklichkeit. Allerdings gehören die Khmer, die „schwarzen Einwohner“ Kambodschas alter chinesischer Berichte, die Phuong, Stieng und die Cham zu den dunkelsten. Die Annamiten sind aber heller als die Siamesen und die Laos, die Moï wieder heller als ihre annamitischen Nachbarn, und die in Hinterindien angesiedelten Chinesen heben sich als besonders helle Leute ab. Am hellsten sollen die Rodeh Kambodschas sein, die deswegen und um ihrer Körperkraft willen als Sklaven gesucht sind. Manche von den „wilden“ Stämmen sind heller als die Siamesen, Annamiten und Genossen. Wir haben also auch nicht eine einfache Schichtung älterer dunklerer und neuerer hellerer Elemente anzunehmen. In einer einheimischen Klassifikation aus Kambodscha sind am dunkelsten die Khmer, dann folgen die Wilden des Ostens, die Malayen und Cham und endlich die Siamesen. Es sind hier fremde Einflüsse in Rechnung zu ziehen, wovon die Geschichte nichts weiß; und das können nur malayische und indische sein. Zahlreich nachweisbar sind Vermischungen. Die inneren Wanderungen aus Kotschinchina nach Kambodscha und Siam sind besonders unter der französischen Verwaltung sehr beträchtlich, und an den kambodschanischen Seen hat sich eine größere annamitische Kolonie niedergelassen. Eine kleine Zahl von dunkeln Nachkommen von Portugiesen soll es in Kambodscha geben. Solange noch Hinterindien kriegerisch war, brachte das Kriegssklaventum eine Masse fremder Elemente ins Land. Nach Yule bestand in den fünfziger Jahren die Bevölkerung von Ava und Amarapura zu einem großen Teil aus kriegsgefangenen Kassai, Kaschar und Assamesen.

Charakter, geistige und moralische Anlage und Ausbildung lassen drei verschiedene Ausprägungen erkennen, die wohl ebensosehr von Rassenunterschieden wie von der Verschiedenheit des Kulturstandes bedingt sind. Die wenigen unverfälschten Naturkinder, wie sie in den gebirgigen Teilen von Tongking bis Barma als Moï, Stieng und Schan wohnen, werden als gerecht, arbeitsam, freiheitsliebend geschildert. Sie wohnen dünn, aber auf weiten Flächen, in deren Größe sich die geringe Macht der hinterindischen Staaten ausspricht. Das den Kotschinchinesen ganz unbekannte Gebiet der Moï beginnt schon 50 geographische Meilen oberhalb der Mekongmündung. Ihr sittlicher Abstand von der Tieflandbevölkerung und den Städtebewohnern ist jedenfalls groß. „Während sich in der Kolonie, man mag sagen, was man will, nur ein, allerdings in Stämme gegliederter Haufe Ausgestoßener, weggelaufener Sklaven und dergleichen findet,

trifft man in den Wäldern eine ruhige, mutige, anständige und fleißige Bevölkerung." (Gautier von den Moi.) Tongkinesen, Annamiten, Siamesen, Barmanen sind im Vergleich zu ihnen zersetzt und angefressen, ohne daß die Kultur in ihnen so viel von ihrer guten Seite zeigte wie bei den Chinesen. Schon an der größeren Abhängigkeit und Unterwürfigkeit wissen sie Kenner zu unterscheiden. Trotzdem stehen sie an eigentlicher Feinheit des Benehmens, die Würde voraussetzt, hinter den Chinesen zurück, erreichen sie jedoch mindestens in Verschlagenheit. Den Barmanen, hoch und niedrig leidenschaftlichen Freunden des Schauspiels, sagt man nach, daß sie auch im Leben Komödie spielen. „In Barma wird jede Thätigkeit, vom Regieren bis zum Kohlbau, in einer gewissen nebenläufigen, zufälligen, spielenden Weise betrieben und mit einer Lässigkeit, als ob ‚tempus inexorabile' eine nicht existierende Einbildung sei.... Der Handel scheint von denen, die ihn betreiben, als ein gelegentlicher Scherz betrachtet zu werden." (Archibald Forbes.) „Leicht kommen, leicht gehen", lautet ein beliebtes Sprichwort der Barmanen. Auch die Siamesen werden als ein mildes, neugieriges, schwatzhaftes Volk geschildert, das sich darum am frühesten dem Verkehr mit Europäern erschloß. Man rühmt aber auch ihre Mildthätigkeit, ihre strengere Religiosität. Durch die Mischung dieser Leichtlebigkeit mit chinesischem Verstand und Ernst sind die Tongkinesen vielleicht das beste von den hinterindischen Völkern geworden. „Die Bewohner von Tongking haben einen weit entwickelteren Sinn für das Geschäft als die Kotschinchinesen, sind auch thätiger und handeln mit allem. Sie lieben den Geldgewinn, sind aber ebenso eifrig dabei, ihn durchzubringen, wie ihn zu erwerben. Der Tongkinese ist verschwenderisch, ist ein großes, sorgloses Kind und ein Freund von Lustbarkeiten und Festen; für prunkhafte Zeremonien und Leichenbegängnisse ist ihm keine Summe zu hoch. Sonst ist sein Charakter dem des Chinesen ähnlich, der freilich mehr an die Zukunft denkt und seinen Verdienst nicht so unsinnig von sich wirft. Die Tongkinesen verhandeln gewöhnlich ihre Angelegenheiten bei Tafel." (Dupuis.) Die Chinesen finden sich in rein praktischen Fragen rascher zurecht, sowohl als Geschäftsleute wie als Beamte. Dem Kambodschaner wird schwerfällige Ehrlichkeit zugeschrieben. Oft ist das Wort wiederholt worden, die Annamiten seien die Franzosen des Ostens, die lustigsten unter allen Orientalen. „Die Annamiten sind wie die Franzosen immer lustig und geschwätzig, während die Chinesen immer würdevoll auftreten und sich wenigstens den Anschein geben, zu denken. Vielleicht sind die Siamesen die weichst geartete dieser Nationen." (Barrow.) Die Annamiten sind rücksichtslose Spieler. Weder sie noch die Tongkinesen sind kriegerisch beanlagt. Die Franzosen begegneten einem entschlossenen Widerstand erst, als sie mit den Schwarzflaggen, chinesischer Abstammung, zusammentrafen.



Ein Benong-Weib mit Kind. (Nach Photographie von Rosset.) Vgl. Text, S. 621.

Die Überlegenheit der Chinesen über alle Hinterindier wird allgemein anerkannt. Bowring fand zwar den malayischen Grundzug bei den Siamesen verfeinert; aber mit dem

Mangel jener höheren Vollendung, der in China erreicht wird. Es liegt das nicht bloß in dem Reichtum und der kaufmännischen Thätigkeit (die ersten europäischen Gesandtschaften, die den Hof von Amarapura besuchten, wurden nur in Gegenwart chinesischer Kaufleute empfangen). Alle diese Länder blicken zu China auf als dem Lande des Geldes, der Macht, des Wissens und Könnens. Ihre Regierung ist drückender und willkürlicher, die öffentliche Sicherheit geringer, das Nationalgefühl schwächer. Den Tongkinesen zeichnet die Vorliebe für alte europäische Uniformen aus — der an seine altererbte praktische Tracht gewöhnte Chinese will nichts davon wissen. Der Unterschied geht bis ins Kleine. Wir nennen den Chinesen schmutzig; aber in Reinlichkeit steht der Annamit von allen Völkern fast zu unterst. Aus China stammt alles, was im östlichen und südlichen Hinterindien Wissenschaft genannt wird. Noch in Annam setzt sich der ganze Bücherschatz eines Gelehrten aus Schriften des Konfuzius und chinesischen Werken über Medizin, Astrologie und dergleichen zusammen, und die Litteratursprache Annams ist mit chinesischen Worten durchsetzt wie die türkische mit arabischen. Die siamesische Belletristik hat Übersetzungen aus dem Chinesischen aufgenommen, manche mehrfach; auch ihr Stil zeigt solche Einflüsse. Die chinesische Sprache, in Hinterindien Kultursprache, wird weithin gesprochen, noch weiter verstanden und geschrieben. Bei den Khmer betreten wir bereits das indische Litteraturgebiet; ihre Litteratur besteht aus philosophischen und religiösen Werken in der Pali-Sprache. Auch Barma, dessen Sprache vielen nichtbarmanischen Völkern des westlichen Hinterindien als Verkehrssprache dient, benutzt indische Schrift, und seine Litteratur nährt sich aus indischen Quellen.

Die hinterindische Baukunst und Bildnerei waren einst unter indischem Einfluß auf einer ganz anderen Höhe als heute. „Seit der Aufdeckung der assyrischen Ruinen ist die Entdeckung der verfallenen Städte Kambodschas die wichtigste Thatsache in der Kunstgeschichte des Orients.“ (Fergusson; über diese Bauwerke vgl. S. 575 u. 616.) Auch Barma und Siam weisen großartige Reste auf. Sie haben Anregungen durch die indische Kolonie in Kambodscha empfangen, aber wenigstens in der Baukunst herrscht doch das Scharfe, Harte, Phantastische vor. Die älteren barmanischen Bauten zeigen eine merkwürdige Vorliebe für den Spitzbogen. Eine wilde, ungezähmte Phantasie drängt sich überall vor, wo nicht die Veräußerlichung die Gedanken ertötet. Die von Ceylon herübergebrachten Gedanken sind auch in den Bauwerken erstorben. Neben dem Tempel von Kandi, der durch geschickte Verteilung von Licht und Schatten oder durch die zweckmäßige Aufstellung einiger guter Bilder eine feierliche, majestätische und eindrucksvolle Wirkung hervorbringt, erinnert der siamesische Tempel mit seinem Reichtum an Tändelei und Flittergold aus chinesischen Buden, mit seinen Hunderten von Bildern mehr an Kinderspielzeug als an einen Ort der Andacht. Nach Siam hatte sich beim Sinken der Macht Kambodschas der Schwerpunkt der Kulturentwickelung im südlichen Hinterindien verlegt. Die in der Ausführung keineswegs feinen, aber im Gesamteindruck ebenso großartigen wie graziösen Glockenpyramidentürme von Ajuthia, der alten siamesischen Hauptstadt, knüpfen an die späteren Entwickelungen der khmerischen Architektur an. Wenn die indische Verwandtschaft der khmerischen Kunst über allem Zweifel feststeht, so ist dagegen ihre Entfaltung in diesem Süden Hinterindiens und nicht minder der Weg dunkel, auf dem sie von Indien hierher wanderte. Was an der khmerischen Kunst originell ist: die großartige Anlage, das von den Thürsims tragenden Säulen umgebene Eingangsthor und die pilastergetragenen Giebel, die Vollendung der Skulpturen tritt uns ohne Tasten und Versuchen entgegen. Der Kern und Vorwurf der khmerischen Kunst behält indischen Charakter, die Form aber ist umgestaltet worden. Ostasiatische Einflüsse haben nicht vermocht, den Farbensinn der Hinterindier zu entwickeln. Die Barmanen malen zwar Blumen, bleiben aber weit hinter ihren chinesischen Mustern zurück. In Siam malen hauptsächlich Chinesen die buddhistischen Tempel mit oft lasziven Darstellungen der Strafen und Belohnungen im Jenseits aus.

Annamiten der besseren Stände tragen eine turbanartige Mütze, von schwarzem Krepp bei Männern, weißem bei Frauen, und eine lange Tunika mit sehr weiten Ärmeln. Dieses Gewand tragen beide Geschlechter; ebenso weite Beinkleider. Zur Staatstracht der Männer gehört noch eine enge Weste mit stehendem Kragen. In die den Mandarinenklassen vorgeschriebenen Kleider aus chinesischen Stoffen sind nach chinesischem Muster symbolische Tierbilder eingestickt. Die Kopfbedeckung annamitischer höherer Mandarinen besteht aus einer schwarzen Kappe mit vergoldeten Ornamenten, die die geknoteten langen Haare bedeckt und hinten an jeder Seite ein schmales, 1/3 m langes, mit Goldfäden gesticktes und horizontal abstehendes Libellen-Flügelchen aus Gaze. Die vier niederen Rangklassen tragen ein ähnliches Käppchen ohne Flügel. Chinesische Schuhe mit dicken weißen Sohlen werden allgemein getragen. Eine dicke Elfenbeintafel, die vor der Brust gehalten wird, oder eine kleinere um den Hals gehängte gilt als Abzeichen der Stellung. Zu hohem Rang gehören Begleiter, die unentbehrliche Dinge tragen, wie Pfeife, Betelbüchse, Papier, Schreibzeug und Theeservice. Ein Militärmandarin läßt sich außerdem seinen Säbel in einer hölzernen oder schwarzkupfernen, mit Perlmutter eingelegten Scheide vorantragen. Auf der indischen Seite der Halbinsel findet man bei den Siamesen die weiten Beinkleider der Südindier und Malayen mit Schärpe, dazu ein um die Brust geschlagenes Tuch (Sari der Hindu), goldgestickte Brokatjacken und kleine helmartige Kappen von schwarzem Samt oder Seide mit vergoldeten Zieraten. Auch die großen Turbane der Schan aus 15 m langen Tüchern, wie alle Gewänder dieses Volkes dunkel indigoblau, erinnern an Indien. Eine Handbreit Baumwollenzeug um die Hüften der Männer, ein kümmerliches Unterröckchen bei den Weibern, bei harter Arbeit und heißem Wetter gar bloß ein hinten herabhängender Lappen, sind die Kleidung tiefer



Eine junge Siamesin. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 621.

stehender Stämme, wie der Moï, Kha, Stieng und anderer (s. Abb., S. 612, 616 u. 618). Als Schmuck dienen Halsbänder von Glasperlen und Muscheln, dünne kupferne oder messingene Ringe, nach Negerweise dicht übereinander geschoben an den Vorderarmen, und ein Ohrpflock von Holz oder Metall, den auch die tiefer stehenden Laos der östlichsten Gebiete nicht verschmähen. Eine kleine Weste in der Art der malayischen bei den Weibern der Kha ist mehr Schmuck als Kleidung. Zu manchen von diesen Stämmen, wie den Moï, ist Gold nicht gedrungen und Silber kaum mehr geschätzt als das weitverbreitete, auch zum Schmuck allgemein verwendete Kupfer. Der Mißbrauch europäischer Uniformen ist im Süden und Westen durchgedrungen, nicht aber im Osten, weil sich da die chinesische Kultur aufrecht hält. Ein europäisches Hemd über dem seidenen Staatskleide kann man aber wohl im Inneren die Laoshäuptlinge tragen sehen.

Zum Zopf haben sich die Tongkinesen nicht bequemt (er ist ja selbst bei den Südchinesen nicht national), sondern sie fassen das frei wachsende Haar am Wirbel in eine Spange zusammen. Die Siamesen scheren es zu einer Krone zusammen (s. Abb., S. 620), die den Wirbel bedeckt und bei den Weibern in Flammenform mit einer Metallnadel getragen wird. Die Annamiten vergrößern diesen Schopf durch künstliche Wülste, die man auf den Märkten feilbieten sieht. Der Bartwuchs ist zwar bei Annamiten nicht stärker als bei Siamesen; aber wenn man über die laotische Grenze nach Annam kommt, begegnet man den kärglichen, doch gepflegten Kinn- und Schnurrbärtchen der Chinesen, die in Siam und Laos fehlen.

Die weitverbreitete, besonders bei den Schan hoch entwickelte Flechtindustrie liefert mannigfaltige Stroh- und Basthüte, die vor Sonne und Regen schützen, meist aus den Blättern der Fächerpalme. Der kegelförmige Hut annamitischer Männer bedeckt wie ein Lichtlöscher den Kopf bis zu den Schultern herab, der breite und flache der Frauen gleicht dem Deckel einer großen, runden Schachtel. Vom Rande reichen zwei Seidenbänder mit Quasten bis unter die Kniee hinab; und im Boden steckt ein kleiner Spiegel, worin der Stutzer seine schmalen Augen, seine kleine Nase und die vom Betelkauen geschwärzten Zähne bewundern kann.

Der Schmuck ist niemals übermäßig. Auch wohlhabende Annamitinnen kennt man oft nur an zwei Bernsteinkugeln in den Ohren oder an Ketten von Silber und Bernstein, denen eine heilsame Kraft zugeschrieben wird; darum werden diese auch von Männern während der Schwangerschaft ihrer Weiber getragen. Mandarinen tragen Ringe; und wo Luxusgesetze keine Geltung haben, da stolzieren auch die Töchter der Armen mit großen silbernen Fingerringen. Lange Nägel, besonders an der linken Hand, sind ein Kennzeichen des Ranges und der Gelehrsamkeit. Die zahllosen kupfernen Knöpfe der Tuniken im nördlichen Laos sind auch Schmuck. Die Tättowierung war einst weit verbreitet. Die Annamiten behaupten, sie hätten sie auf Befehl eines Königs vor langer Zeit angewandt, um die Seeungeheuer beim Fischfang zu täuschen. Heute wird sie, abgesehen von kleineren Völkern, nur noch bei den Laos polynesisch durch verbundene Nadeln bewirkt. Früher teilte man wohl die Bewohner des Laoslandes in Untättowierte und Tättowierte und diese wieder in solche mit grüner und solche mit schwarzer Tättowierung. Die Sitte ist nun im Verschwinden. In Nordlaos findet man aber Leute, deren Körper mit Tättowierung bedeckt ist wie der der Markesaner. Bei den Kayen sind nur die Frauen tättowiert, die Tahoy tättowieren nur die Oberlippen. Fußverkleinerung kommt in Tongking nicht oder nur selten vor. Beschneidung wird selbstverständlich bei Mohammedanern, außerdem aber bei Cham und einigen benachbarten Stämmen geübt. Zahnfeilung mit Steinen wird von den Bahnar und anderen „wilden Stämmen" Hinterindiens berichtet.

Die Bewaffnung trägt in den Ostreichen chinesischen Charakter; sind doch oft genug chinesische Heere über die Grenzen gedrungen (vgl. oben, S. 613). Die Annamiten sind chinesisch uniformiert; Luntengewehr und Speere sind wie in China ihre Hauptwaffen. Die Speere mit

seltsamen Klingen, Hellebarden und Dreizacke sind häufiger. Die Masse der annamitischen Armee war damit noch in dem 1883er Kriege bewaffnet. Bogen und Pfeil sind in Abnahme. Bis vor kurzem begegnete man auch Truppen mit ovalen Lederschilden von zwei Drittel Körperhöhe: einem Rest alter Kriegführung. An Wichtigkeit übertrifft oft alle Waffen das unvermeidliche Bambusröhrchen, womit die Soldaten angefeuert und bestraft werden. Überhaupt spielt es eine große Rolle: Es gibt kein lebendes Wesen in Annam, dem nicht das Pfeifen des Bambusröhrchens ein vertrauter Ton wäre. Sowenig wie in China gibt es hier ursprünglich eine geschlossene, bewaffnete Macht. Die unzertrennliche Begleiterin der Krieger des Kha- und Moïstammes und auch sonst beliebt ist die Armbrust; in wohlausgestatteten Häusern gibt es große für Elefanten, kleinere für Hirsche und Rehe. Miniatur-Armbrüste dienen als Kinderspielzeug und vielleicht auch den Zauberärzten. Die Pfeile tragen Eisenspitzen, die manchmal vergiftet sein sollen. Den Köcher aus Bambusrohr schmücken oft schöne Schnitzereien, bei den Stieng indischen Charakters. Harmand sah bei den Kha auf 15—20 Schritt einen Bambuspfeil ohne Eisen ein Brett von 1 cm Dicke durchbohren; doch gelang es ihm nicht, was die Kha in der kürzesten Zeit fertig brachten, die Armbrust zu spannen. Ein säbelartiges, schwach gebogenes Messer gebraucht man zum Durchhauen des Gestrüppes sowie als Speerklinge im Kampfe. Ein starker Spieß wird bei der Jagd auf große Tiere, ein kleineres, dolchartiges Messer mit krummem Griffe im Gürtel getragen.

Das Schutzmotiv ist in Dorf- und Hausanlage, besonders im Pfahlbau, weit verbreitet, wo man aber Piraten fürchtet, wie am unteren Songka, ziehen sich die Siedelungen vom Wasser zurück. Der Annamit lebt entweder auf dem Wasser oder auf dem Schlamme (Morice). Palissaden und Dornzäune schließen die Dörfer ein. Im Grase versteckte Bambusstacheln machen jeden Zugang unsicher und liegen selbst um die Häuser herum. Im Mittelpunkt des kleinen, von den Hütten umschlossenen Platzes erhebt sich auf einem abgeschnittenen Baumstamme für die Nachtwache eine kleine Plattform. Gegen unheilvolle Geister hängen Amulette an Bäumen und Stangen, und feine Baumwollfäden, die geisterabwehrend ums Dach gespannt sind, leiten in kleine Sandhäufchen. Aus Furcht, Übles ins Dorf zu bringen, lehnen die Leute selbst Geschenke ab. Die Wohnorte der Wilden verdienen nur Weiler genannt zu werden. Ein elendes, wenn auch verpalissadiertes Kha-Dorf sieht neben einem Laos-Dorfe mit seinen Kokospalmen und Mangobäumen und seiner unvermeidlichen Pagode inmitten eines glatt geschlagenen Dorfplatzes wie eine Zigeuneransiedelung aus. Nur die Befestigungen geben ihnen einen nicht allzu lockeren Charakter. Die Moï und Kha wohnen manchmal haushoch auf schwanken Pfählen oder der Krone beraubten Baumstämmen. Ihre Hütten bestehen aus einem lockeren Gerüste, das mit Blättern und Rohr verschalt ist. Die Wände stehen nicht gerade, sondern sind einwärts geneigt, und ihre Balken sind bei besseren Häusern geschnitzt. Bei Völkern, die in Sicherheit und Wohlstand leben, wie den Kha Duon, erweitert sich die Hausanlage zu einer großen Familienhütte, wo in einem hinteren Quergemach ein Altar steht: es ist das „Zimmer der Vorfahren". Bei den Laos und den Moï ist ein solches Haus 30—40 m lang, 15 m breit, und der Fußboden liegt 2—3 m über der Erde. Ringsherum stehen Vorratshütten, oft mehrere erhöht auf Pfählen. Und im dichtesten, abgelegensten Walde begegnet man wohl unversehens kleinen Hütten auf schwanken Pfählen: sie bewahren das Kostbarste des Besitzes einer Familie oder eines Clans. Die zahllosen Chinesenniederlassungen erkennt man sogleich an dem solideren Bau aus Stein und Mörtel.

In Stadt und Städtchen erhebt sich ein Miung, eine Stadt im Dorfe, die in einem 3 m hohen Brettervierecк von etwa 80 m Seitenlänge bessere Häuser auf schönen geschnitzten Balken und mit spitzen Dächern umschließt, die mit ziegelförmig übereinander liegenden Brettern gedeckt

sind. So steht in Annam das Viereck der Stadt der Priester, Beamten und Soldaten inmitten der wirren Vorstädte, in diesem Viereck das Viereck der Palaststadt, in deren Mitte eine Turmspitze gleichsam die Achse des Reiches oder der Provinz anzeigt. Dieser chinesische Stil spricht sich auch in der Verzierung der Thore bis Huë und Saigon aus. Das Bild der Citadelle von Huë mit 3 km langen Quadratseiten, über deren Zinnen keine Pagode, kein Monument, nur hier und da der First eines farbigen Ziegeldaches, ein grüner Baum hervorragt, ist ganz chinesisch. Auch in Siam ist die chinesische Unterabteilung in Provinz- oder Bezirkshauptstädte durchgeführt: Bassak ist Miung als Provinzialhauptort. Die häufige Verlegung der Hauptstädte, die Barma allein im Laufe dieses Jahrhunderts von drei verschiedenen Mittelpunkten aus (Amarapura, Ava und Mandalay) regieren ließ, gehört der Kulturstufe an. Begreiflich, daß Mandalay oder Pattaniapura zwar „eine Residenz mit Purpur und Gold verziert ist, aber trotz alles ihres Glanzes nur das Ansehen einer Kollektion von Zelten trägt, die morgen wieder abgebrochen und neu versetzt werden mögen" (Bastian). Städte von der Größe und Dauerhaftigkeit der chinesischen Millionenstädte hat Hinterindien nicht aufzuweisen. In Bangkok, mit 400,000 Einwohnern die größte Stadt Hinterindiens, liegen die größten Handelshäuser und Kaufläden auf Flößen oder stehen auf Pfählen im Menam, dessen Nebenwasser die belebtesten Straßen bilden. Aber noch zur Zeit, als Kämpfer sein Tagebuch der siamesischen Reise führte, war dieses Bangkok nur ein kleiner Komplex von Faktoreien und Warenhäusern und Ajuthia die Hauptstadt. Im annamitischen Zimmer finden wir eine Seite von einer Erhöhung eingenommen, die der Platz der Inwohner ist und von Sklaven nicht betreten werden darf, an einem Ende steht ein Opfertisch neben einem Hausaltar, am anderen ein Tischchen für Thee und Betel und der kupferne Spucknapf.

Dem Ackerbau liegen fast alle Völker Hinterindiens gleich eifrig ob. Den Schan glücken künstliche Bewässerung und Theebau besser als ihren Herren, den Barmanen, so daß sie sogar Thee nach China ausführen. Die Laos haben ihren Wilden die Pflicht auferlegt, für sie den Reis zu bauen; und sie steigen zur gebotenen Zeit hinab in die Ebene und holen die Ernte. Ähnlich benutzen die annamitischen Emigranten zum Reisbau und zur Anlage von Obstpflanzungen auf Neuland die sklavenhaft untergebenen Moi. Der Reisbau herrscht vor. Im ganzen Osten ist chinesische Kulturweise unverkennbar. Von der Ausfuhr sind selbst dem Werte nach oft drei Vierteile Reis. Auch Siam, wo die Kultur viel weniger intensiv ist (kaum ein Viertel des Landes soll sich in Siam unter Kultur befinden, vom fruchtbaren Menamthale nur die Hälfte), führte einst beträchtliche Mengen nach China aus. 1890 bestanden hier fünf Sechstel der Ausfuhr aus Reis. Die Bodenverhältnisse begünstigen den Reisbau so sehr, daß nur in den nördlichen Laosländern der Mais einigermaßen ins Gewicht fällt. Reis ist Hauptnahrungsmittel, dem man, wohl nicht mit Recht, die Schlaffheit der Siamesen hat zuschreiben wollen. Im tongkinesischen Tiefland verheeren die Überschwemmungen des Songka oft die Reisernte, trotz 7—8 m hoher Deiche, wodurch sich Gruppen von Dörfern gemeinsam geschützt haben. Eine eigne Art von Reis, der „klebrige Reis", wird für Opferzwecke gebaut. Der Ackerbau ist auch in Annam in hoher Blüte. Ein französischer Reisender nennt es „ein sonnenbeschienenes Land voller Reisfelder, Batatenpflanzungen, Maulbeerbäume, Rizinus und Mais, wo überall Menschen graben, hacken, Wasser tragen". Der Reichtum an Dörfern im Schatten von Areka- und Kokospalmen schafft eine echte Kulturlandschaft. Hier bildet auch die ölreiche Bankulnuß (Aleurites triloba) einen Hauptgegenstand des Anbaues. Thee wird im nördlichen Annam und in Tongking gebaut; aber wohlhabende Leute trinken nur importierten. Ebenso ist die tongkinesische Seide weniger geschätzt als die chinesische, wird aber für bestimmte Zwecke nach China und Japan ausgeführt. Ganz wie in China werden die Dämme der Reisfelder mit Maulbeeren bepflanzt. Zuckerrohr-

pflanzungen sind meistenteils in den Händen von Chinesen, die jährlich in großer Zahl von Amoy einwandern und für geringen Jahreslohn Land pachten. Das Zuckerrohr, das sie selbst erzeugen, verkaufen sie wieder an chinesische Besitzer von Zuckermühlen. Auch der Bau des Pfeffers und der Kardamome, der Zimtkassie in Siam und des Indigo in Tongking sind wesentlich in chinesischen Händen. Alle diese Erträgnisse, ebenso wie die kostbaren Hölzer, gingen nach China bis zur Eröffnung Siams für den europäischen Handel. Leider ist durch das Pacht- und Monopolunwesen, das in Siam nicht bloß die einzelne Kokospalme, sondern die Zahl der Kokosnüsse, die Menge des Öles, sogar die Besen aus Palmenrippen besteuert, der Ackerbau schwer gedrückt. Wilden Reis gibt man den Pferden und sammelt man für die Menschen in Zeiten der Not, wo auch Lotosfrüchte zur Nahrung dienen.

Wichtig in der Wirtschaft dieser Völker ist ihre Teilnahme an den großartigen Holzschlägen in den Quellgebieten und an den Oberläufen besonders des Salwen und Menam. Teakholz in erster Linie, Eben- und Sandelholz, Agila (Aguillaria Agallocha) sind Gegenstand dieser Industrie. Bastian erzählt drastisch von den Teakholzschlägern, Schan und Laos, seltener Siamesen und Barmanen, im einsamen Urwald zwischen Salwen und Menam, denen die Chinesen Branntwein, Tabak und andere Luxusartikel bringen, um als Bankhalter bei ihren nächtlichen Spielgelagen das im Kreise befindliche Geld wieder abzunehmen. Der Pflug ist fast allgemein bekannt. Die schwerere chinesische, der europäischen ähnliche Hacke ist durch die Chinesen im nördlichen Hinterindien verbreitet worden; denn das einheimische Werkzeug ist für gründliche Arbeit zu leicht. Die Kha benutzen als Ackerwerkzeug zum Einschlagen von Saatlöchern und zum Aufbrechen und Zerkleinern des Bodens eine Spitzkeule aus hartem, schwerem Holze, die geschickt in dem aufgespaltenen Ende eines Bambusrohres mit Querbändern befestigt ist.

Der Büffel ist das wichtigste Haustier Hinterindiens; denn außer dem Wert als Lasttier kommt dem sumpfliebenden Tiere auch die wichtige Funktion zu, die Reisfelder mit seinem wuchtigen Körper durchzuarbeiten. Er ist am häufigsten in Laos. Büffelkarren sieht man im oberen Annam; sonst wird außer dem Elefanten der Mensch zum Transport von Lasten in Anspruch genommen. Nach dem Büffel kommt das indische Buckelrind und eine kleine magere indische Rinderrasse. Zu den charakteristischen Tönen in einer laotischen Dorfszene gehören der Klang der hölzernen Glocken heimkehrender Büffel und Ochsen und der schrille Ruf der in die Schwemme geführten zahmen Elefanten. Ochsenwettrennen sind ein großer Sport in Kambodscha. Die kleinen laotischen Pferde werden als Lastträger und Kletterer geschätzt. Hinterindien ist das Land der zahmen Elefanten; besonders verstehen sich die Laos und ihre wilden Nachbarn auf die Zähmung. Die gewaltige Tragkraft dieses Tieres verhilft dem Besitzer zu einem großen wirtschaftlichen Vorteil; darum ist es kein Wunder, daß die annamitischen Könige nicht bloß das Elfenbein, sondern auch die gezähmten Elefanten monopolisierten. Der König von Kambodscha besaß ihrer 300. Der ausgedehnte Gebrauch, den die Hinterindier vom Elefanten machen, erklärt etwas die Unvollkommenheit ihrer Verkehrswege. „Um den Weg brauchen die Laos sich nicht zu kümmern: im Nu entwurzelt der Elefant die hinderlichen Bäume, zerreißt die Schlingpflanzen, durchbricht die Bambusdickichte und nimmt dabei stets Rücksicht auf Breite und Höhe seiner Last. Hat man einen Elefanten, so braucht man weder Wege noch Brücken; er klettert bergauf und bergab, wo eine Ziege in Verlegenheit käme.“ (Harmand.)

Die Nahrung der hinterindischen Völker besteht großenteils aus Reis, dazu aus Fischen und tropischen Früchten. Bei größerer Armut der Menschen und schwächerer Arbeitsleistung ist sie vielfach geringer als in China. Barrow meinte, ein Chinese gebe in einer Woche mehr aus für seine Nahrung als ein Siamese in zwei oder drei Monaten. Das Betelkauen reicht bis in das südliche Jünnan. In Tongking läßt sich kein Beamter, Notabler oder Bürger auf der

Straße sehen ohne den Diener mit einem zierlichen Behälter, der Betel, Tabak, Arekanuß ꝛc. und bei Gelehrten auch Pinsel und Tinte enthält. Daneben hat sich das Opium durch den Einfluß der Chinesen in Tongking und Siam trotz hoher Besteuerung ein großes Gebiet erobert. Der Thee wird in Tongking, Annam und den Schanstaaten gebaut und getrunken; in Barma lieben ihn die besseren Klassen. Hier werden auch Blätter einer großblätterigen Thea wie Salat gegessen. Von geistigen Getränken gibt es leichten Reisbranntwein, dann den gegornen Saft des Zuckerrohrs und der Ananasfrucht.

Die Küstenfischerei ist bis nach Siam hinunter zu einem großen Teil in den Händen von Chinesen, die daneben eine kleine Küstenschiffahrt, unausrottbare Piraterie und an der chinesischen Grenze einen kolossalen Schmuggel betreiben. Die Küsteninseln im Meerbusen von Tongking sind ausschließlich von Chinesen bewohnt. Die Seegurke (Trepang) und die Alge „Agar-Agar“ wird hier von ihnen gesammelt und nach China gesandt. Auf einigen Inseln haben sie sich in geringer Zahl niedergelassen, an anderen landen ihre Dschonken beim Vorbeifahren, um Lebensmittel einzunehmen und irgend einem heiligen Bilde Gebete und Opfer darzubringen. Im Binnenlande sind die Laos geschickte und eifrige Fischer an den Altwassern des Mekhong, und die Kambodschaner besitzen in ihren tief gelegenen, alljährlich überschwemmten und leicht abdämmbaren Ländereien vortreffliche Fischgründe, so daß sie in Menge gesalzene und dann getrocknete Fische mit Hilfe der Chinesen ausführen können. Alljährlich im Spätjahr wandern bis zu 20,000 Menschen aus Kambodscha und Kotschinchina an die Ufer des hoch angeschwollenen Sees und betreiben von Pfahlhütten aus den Fischfang.

Im Handel mit Hinterindien führt China wichtige Rohstoffe aus (Rohbaumwolle, Salz, Zucker, Metalle, edle Steine) gegen Seide, Opium und Kupfer- und Eisenwaren, getrocknete Früchte, Webwaren und zahllose Kleinigkeiten, sogar Porzellan. Das läßt schon erkennen, daß die Industrie nicht auf der Stufe von China oder Japan steht. Von dem Geschmack der Baumeister und Bildhauer der Khmer, deren Dekorationen die Franzosen im Gesamteindruck an heimische Werke aus der Spätgotik erinnerten, ist höchstens bei den Goldschmieden etwas übriggeblieben. Geleistet wird heute allen Zeugnissen nach am meisten in Tongking, am wenigsten in Siam. Dort ist die feine Tischlerei und Holzschnitzerei hoch entwickelt, tongkinesische Lackwaren und Perlmutterinkrustationen sind berühmt; dagegen werden Metallwaren fast durchaus aus China eingeführt. Rohmetalle sollen nach alten Gesetzen die Chinesen nicht ausführen. Eingelegte Arbeiten werden besonders schön in Hanoi mit den Schalen einer Flußmuschel gemacht. Man hat dort eine eigne „Rue des Incrustateurs“. Porzellan bildet einen wichtigen Teil der chinesischen Einfuhren, selbst über Rangun nach Barma; blaues nach japanischem Muster wird in Annam angeblich von japanischen Einwanderern erzeugt. Die zahlreichen Edelsteine Hinterindiens, besonders Rubine, der berühmte Jadeït von Mogung und der Bernstein von Hukung werden von Schan und Kakyen gegraben und gesucht und roh an die Chinesen, die die Werke pachten, zur weiteren Verarbeitung abgeführt. Den Barmanen und Schan führen die Chinesen und Laos eiserne Pflugscharen zu. Die Sedang sind Hinterindiens Schmiedevolk, das in 70 Dörfern die Eisenerze schmelzt und schmiedet. Zu Crawfurds Zeit bearbeiteten zahlreiche Chinesen die barmanischen Silberbergwerke. Auch die vielbesprochenen tongkinesischen Gold-, Silber- und Eisenbergwerke sind von Chinesen angelegt. Die Siamesen bringen das Erz zu den Öfen, wo chinesische Arbeiter beschäftigt sind, verkaufen es unglaublich billig, und das Eisen wird nach Bangkok verschifft. Auch die Zinnbergwerke werden meist von chinesischen Gesellschaften bearbeitet. In Bangkok sind die besten Künstler und Handwerker Chinesen, alle Zinngießer, Grobschmiede und Gerber. Die Barmanen bezogen von der Koromandelküste und aus China immer einen großen Teil ihrer Baumwollstoffe; denn Spinnen und Weben wird bei ihnen wenig

betrieben. Schwere Seidenstoffe wie die chinesischen versteht die hinterindische Weberei nicht herzustellen. Die Siamesen wissen Papier weder so gut noch so billig wie die Chinesen zu bereiten und müssen diesen auch die Schuhmacherei überlassen. In Lackwaren leisten die Schan mehr als ihre barmanischen Nachbarn. Berühmt sind die chinesisch lackierten Bambusflechtwaren von Nyungu bei Pagán. Chinesische Glasbläser arbeiten in Barma. Die Löhne sind vielfach niedriger als in China, aber auch das Leben ist noch billiger. „Man arbeitet für nichts und lebt für noch weniger als nichts.“ Auch Felle werden nach China ausgeführt. Und dies alles geht durch chinesische Hände. „Nur ihre religiösen Pflichten erfüllen die Siamesen selbst.“ (Crawfurd.)

Siams Kunst ist Nachahmung chinesischer, seltener indischer Muster. Steinbildwerke, selbst riesige Granitstatuen, sind aus China eingeführt. Die Siamesen zeigen weniger selbständigen Geschmack als die Chinesen: ihre jüngeren Tempel sind mit Vergoldung überladen. Chinesische Theater spielen beständig in Bangkok. Das siamesische und annamitische Theater steht hinter dem chinesischen zurück. Selbständiger steht die barmanische Kleinkunst da, die ihre Ornamentformen nach indischem Muster vorwiegend geometrisch gestaltet. Im Glockenguß leistet sie Kolossales und Kunstvolles. In Filigran und bossierten Waren bleibt Barma kaum hinter China zurück.

Den Bewohnern von Tongking und Annam war es, gerade wie den Japanern, früher verboten, auf Schiffen außer Landes zu gehen. Daher wandern sie nur zu Lande in größerer Zahl, z. B. aus Kotschinchina nach Siam und Kambodscha. Außerdem fehlte ihnen für größere Unternehmungen das Kapital. Chinesische Dschonken besorgten den größten Teil des Handels der Häfen von Annam und Tongking. In dem zukunftreichen Haiphong liefen in der ersten Zeit nach seiner Erschließung sechsmal mehr chinesische Dschonken als europäische Schiffe ein, und der Wert der chinesischen Einfuhren (europäische und heimische Gewebe, Opium, Seide, Porzellan, Thee 2c.) wurde auf die Hälfte des Betrages der Gesamteinfuhr geschätzt. Bis vor wenigen Jahren waren die Chinesen, Reeder von Hongkong, in Tongking die alleinigen Küstenfahrer, selbst auf den wichtigsten Strecken. Sie fuhren hauptsächlich für Rechnung des Königs und sammelten Tribut in den Provinzen ein. Der Rückgang dieser Schiffahrt, der die Franzosen unter dem Vorwand, die Piraten zu bekämpfen, hart zusetzten, ist natürlich nicht den Tongkinesen, sondern wesentlich europäischen Reedern, besonders auch deutschen, d. h. Fahrzeugen europäischer Bauart und Flaggen und gemischter europäisch-chinesischer Bemannung zugefallen. Für die Geschichte der süd- und ostasiatischen Beziehungen ist es wichtig, daß an diesen Küsten auch die Japaner einst in der Hafenstadt Faifo eine Handelskolonie hatten, aus der sie Ende des vorigen Jahrhunderts durch die Chinesen verdrängt oder, wie andere berichten, durch ein Edikt ihres Herrschers zurückgerufen wurden. Noch 1889 besorgten in Kotschinchina die Chinesen drei Viertel der Ausfuhr. Auch der wichtigste Teil des Außenhandels Siams geschah einst mit China, besonders Kanton, Amoy und Ningpo, und ward ganz in schwerfälligen Dschonken geführt, die von chinesischer Form und von Chinesen geleitet, aber in Siam gebaut waren. Neuerdings haben der Dampferverkehr und die direkten Anknüpfungen der europäischen Kaufleute die chinesische Schiffahrt zurückgedrängt. Da jeder Mann an Bord Handel treibt, wo immer das Schiff anlegen mag, und eine Dschonke von 600 Tonnen 90 Mann erheischt, begreift man die Masse handeltreibender Chinesen, aber auch die Unfähigkeit dieses Handels, der wachsenden, nach Ausfuhr drängenden Rohproduktion dieser Länder an Reis, Zucker 2c. gerecht zu werden.

Für ihre Flüsse bauen die Hinterindier lange Einbäume. Hartholzige Bäume, in erster Linie Teak, gibt es ja hier mehr als irgendwo auf der Erde. Lang und schmal, an beiden Enden mit meißelförmigem Vorsprung, erinnern die weitverbreiteten „laotischen“ Kähne an malayische Fahrzeuge. Mit wenig Erfolg hat man in Annam und Siam Schiffbau in großem Stile nach europäischen Mustern getrieben.

Der Landhandel ist wiederum hauptsächlich Handel mit China. Chinesen sitzen in Masse in den kleinen Binnenplätzen und an der Grenze. Zwischen Barma und China handeln sie von Bhamo am oberen Irawaddi aus, das noch von Dampfern aus Rangun erreicht wird. Als Hauptgegenstand geht von Barma Baumwolle nach Südchina. Die Chinesen kauften alle Baumwolle außer der geringen Menge auf, die im Lande verbraucht wird, bis 1854 der König selbst den Baumwollhandel nebst einigen anderen Handelszweigen in die Hand nahm und Vorschüsse gab, ganz wie die Chinesen. Von Bhamo werden die Waren durch große Karawanen von 500—1000 Mann nach China gebracht. Jeder Mann hat mehrere, einige haben sogar 15—20 Packtiere. Schon Marco Polo erwähnt ihre großen Hunde, die übertrieben mit Mauleseln verglichen wurden. Der Hauptweg führt im Irawaddithal hinauf bis Bhamo und von hier nach Jungtschang in Jünnan. Von Mogung, im Lande der Schan und Singpho, gehen Wege nach Assam, Jünnan und Bhamo. Weiter liegen einige Grenzhandelsstädte in Nordsiam. Besonders nach dem vorzüglich gelegenen Zimme oder Chiengmai kommen jährlich mehrere tausend chinesische Händler, die monatelang durchs Gebirge zu reisen haben, um auf Lasttieren ihre Wollstoffe und Metallwaren auf die Märkte Nordsiams zu bringen. Daneben geben sie sich aber mit jeder Art von Kleinhandel ab und spielen auch als Makler und Wucherer, als Spielhöllenbesitzer und Bergwerksspekulanten eine Rolle in den siamesischen Provinzialstädten. In Bangkok haben sie die größten Bazare. „Hunderte ihrer Boote schießen auf dem Flusse hin und her, dringen in jeden Kanal ein, legen an jedem Hause an, bringen alle Arten von Nahrungsmitteln und was der tägliche Bedarf sein mag. Sie finden alles heraus, was einen Gewinn in ihren Händen lassen könnte, sie sind Meister in der Kunst des Forderns und des Ausbeutens, um nicht zu sagen des Aussaugens." (Bowring.) Auch in Kambodscha beherrschen Chinesen durch ihre Verzweigung in allen Dörfern den ganzen Handel. Sie führen Baumwolle, deren ganze Ernte sie im voraus kaufen, Reis, Elfenbein, Pfeffer, getrocknete Fische aus und Erzeugnisse des chinesischen Gewerbfleißes ein. In Tongking hatten, solange es unabhängig war, von allen Nachbarn allein die Chinesen das Recht, Handel zu treiben, kraft der Vorherrschaft Chinas über Annam. Sie nutzten es auf Messen und Jahrmärkten, im Bergbau und in der Industrie und halfen daneben dem König sein einträgliches Monopol des Reishandels ausbeuten. Nach chinesischem Muster sind in Tongking und in geringerem Maße in Annam Verkehrswege angelegt: im Songkadelta ein reiches Netz von Kanälen, deren Dämme als Straßen dienen, im übrigen Lande schlechte Straßen mit Rasthäusern in bestimmten Entfernungen. Eine Hauptstraße führt von Huë nach Saigon 500 km weit. Alle Hauptstraßen führen von Tongking nach China. In Kambodscha findet man Reste alter granitgepflasterter Straßen.

Monopole von jeder Art und jeder Ausdehnung sind in verschiedenen Zeiten von den Regierungen der hinterindischen Länder begründet worden und haben den Arbeitssinn und Unternehmungsgeist immer mehr gelähmt. Das herkömmliche Recht der Herrscher, das Können geschickter Handwerker für sich zu monopolisieren, ohne sie entsprechend zu lohnen, hat stets nur kleine Mittelpunkte höherer Entwickelung geschaffen. In Huë wurden außer den gewöhnlichen Gebrauchsgegenständen nichts als einige eingelegte Arbeiten erzeugt, während bei den Missionaren, die gegen das königliche Monopol geschützt waren, wahre Meisterstücke dieser Kleinkunst hergestellt wurden. Bei ihnen machte die Industrie Fortschritte, weil sie, je nachdem der Bedarf wuchs, auch besser bezahlt wurde. In Siam bringen mehrere Dutzend Steuern und Monopole den größten Teil der Staatseinnahmen. Fast alle sind an Chinesen verpachtet, und diese haben das Recht, in die Wohnung der Schuldner zu dringen und zu nehmen, was sie finden. Schützend steht hinter ihnen ein „Edler des Reiches", der ihnen das Monopol gegen gutes Entgelt verschaffte. Monopolisierung des Reishandels und Baumwollhandels sind in Annam und Barma

üblich gewesen; in Siam durften zeitweilig nur der König und die Edlen Handel treiben. Das hat dann die Wirtschaft des Volkes gelähmt.

Die Münzen und Gewichte Hinterindiens tragen bis nach Siam chinesische Aufschriften, weshalb auch die Einfuhr gefälschter Stücke aus China häufig ist. Von Tongking und Annam aus haben sich weithin Geldstücke aus Zink verbreitet. Eine Schnur im Werte von 80 Pfennig wiegt fast 1 kg; und da man zu einem Thaler von 4 und 5 Mark 3000 solcher Münzen braucht, ist dies schon eine ungefüge Last. Die Quan der Laos sind 600 Zinkmünzen an einem Strohband: 80 Pfennig. Außerdem gibt es in Annam noch große Kupferstücke, die den sechsfachen Wert der anderen haben. Gewöhnlich liegen sie im Staatsschatz und werden nur zu Geschenken verwendet. In Barma hat man für kleine Zahlungen Münzen aus Blei, das hier zu Silber wie 1 : 500 steht. Silber und Gold werden bei großen Zahlungen benutzt, wobei nach dem chinesischen Tael (6,80 Mark) gerechnet, d. h. gewogen wird. In Siam kursieren kugelförmige Tikalstücke mit dem Namenszug des Königs. Seit der Erwerbung Barmas durch England ist die Rupie in den Verkehr eingedrungen. Bezeichnend ist, daß auch Spielpfennige aus Porzellan und Lack im Umlauf sind, deren Ausgabe ein Privilegium chinesischer Spielpachter ist.

Die Stellung der Frau ist annähernd dieselbe wie in China; bei den „Wilden", besonders bei den durchaus monogamischen Kuvi, nicht selten besser als bei ihren zivilisierten Herren. Den Annamitinnen wird eine Sittenlosigkeit vorgeworfen, die angeblich in Tongking und China nicht vorkommt. Die Arbeitsamkeit der Tongkinesinnen wird hoch gepriesen: Sie gehen mit schweren Lasten zu Markte, rudern mehr als die Männer, wobei sie das Steuerruder mit den Füßen regieren und zugleich ihren am Boden liegenden Säugling und den über dem Feuer brodelnden Topf mit Reis im Auge haben. Polygamie ist bei Vornehmen allgemein. Wo chinesische Verwaltung herrscht, werden die Ehen amtlich aufgezeichnet. Wo der Buddhismus in voller Strenge herrscht, wie in Siam oder Kambodscha, treten Witwer und Witwen sehr häufig in die Ehe vermeidende Bonzengesellschaften ein. In Kambodscha gehen die Witwen regelmäßig drei Jahre ins Kloster und können sich erst nach dieser Frist verheiraten. In den von chinesischer Kultur getränkten Ländern Hinterindiens hängt mit der Ahnenverehrung auch hier die Innigkeit des Wunsches der Eltern zusammen, Kinder zu besitzen. Auf Elternmord stehen die schwersten Strafen, die Tötung eines ungehorsamen Kindes bleibt straflos. Särge sind betagten Eltern willkommene Geschenke der Kinder. Daß das Wachstum der Bevölkerung der Ruhm des Herrschers und der Gewinn des Staates sei, gilt nicht bloß im chinesischen Hinterindien, sondern auch in Barma, wo es aber durch Einverleibung von vielen tausend Kriegsgefangenen praktisch bethätigt wurde. In der That ist die Bevölkerung in den Tiefländern überall dicht, wenn auch China nicht erreicht wird; dagegen außerordentlich dünn in allen Gebirgen, die von Tongking bis Kambodscha von halb unabhängigen Bergstämmen eingenommen werden. Die Kinderaussetzung ist hier weniger in Übung als in China; an ihre Stelle tritt bei Armen der Kinderverkauf.

Bei den Waldvölkern Hinterindiens trägt die Ehe malayischen Charakter. Der Kauf tritt deutlich in der Sitte hervor, daß bei den Moï eine Tochter nur dann ihre Eltern verläßt, wenn sie ihr künftiger Mann mit dem Geschenk eines Sklaven entschädigen kann. Kann er das nicht erschwingen, so muß er im Hause seines Schwiegervaters bleiben und arbeiten. Ähnliches kommt aber auch bei Annamiten vor. Der Sklave darf aber niemals verkauft werden. Gautier bezeichnet als den eigentlichen Herrn im Hause der Moï das Kind, das außerordentlich sorgsam gehegt und gepflegt und mildest erzogen wird.

Die gesellschaftliche Gliederung Hinterindiens ist nicht so büreaukratisch ausgearbeitet wie die Chinas. Die große Bedeutung des Adels erinnert mehr an Japan; und in Kambodscha

und Barma haben wir indische Einrichtungen, die auch in Siam durchschimmern. In Kambodscha stehen in einer ersten kastenartigen Klasse die königliche Familie, in der zweiten die Nachkommen der alten Könige des Landes. Als dritte erscheinen die Preams (die indischen Brahmanen), als vierte die Diener Buddhas. Die unterste Stelle nimmt die arbeitende Bevölkerung ein: Ackerbauer, Fischer, Handwerker, Kaufleute, die dem Namen nach frei ist, aber einem Herrn und ausgiebigst dem Staate zu fronen hat. Dazu kommen aber dann noch die besonders in Siam und Kambodscha zahlreichen Sklaven, in deren Reihe viele der besten Arbeitskräfte des Landes stehen. Der Gläubiger nimmt einige der Schuldner in sein Haus, gibt ihnen Kleidung und Nahrung, meist ungenügende, bringt ihnen jeden Schaden, den sie anrichten, gegen hohen Preis in Rechnung und betrachtet ihre Arbeit als Zins der Schuld. Kambodscha und Bangkok gehören zu den größten Sklavenmärkten des Ostens. Es gibt außer den Schuldsklaven Staatssklaven und lebenslängliche Sklaven, die meist aus den wilden Stämmen genommen sind. Der Menschenfang ist allgemein verbreitet. Bei den Moi bezeichnet coman Sklavenjäger, Pirat und zugleich auch Rächer: die Vendetta läuft in vielen Fällen auf das Einfangen eines Angehörigen der verfemten Familie hinaus. Erreichen die Steuern in einer von Mißwachs oder Seuchen heimgesuchten Provinz Siams, besonders im Laoslande, nicht die erwartete Höhe, dann machen die Beamten Razzias in die angrenzenden Gebiete der „Wilden" und decken das Defizit damit. Bei den Moi nimmt die Sklaverei einen menschlicheren Charakter an. Ein Wohlhabender erwirbt sich Sklaven, indem er Kinder von 3—8 Jahren kauft und fast ohne einen Unterschied mit den seinigen zusammen erzieht; ihnen droht entfernt die Möglichkeit, verkauft zu werden. Der Sklave kann sich mit der Tochter seines Herrn verheiraten; aber die Drohung bleibt über ihm. Nur die Kinder, die einem Sklaven im Hause seines Herrn geboren werden, darf dieser nicht verkaufen. Die öffentliche Meinung würde sich gegen unbegründete Mißhandlung eines Sklaven ebenso bestimmt aussprechen, wie sie die Flucht eines Sklaven als ein Verbrechen ansieht, an dessen Ahndung jeder Freie tief interessiert ist, und wie sie die Aufnahme eines solchen in einen Nachbarstamm als triftigen Grund für Blutrache ansieht.

Die Verwaltung entspricht in den verschiedenen Königreichen dem tiefen Unterschied ostasiatischer und indischer Auffassungen vom Wesen des Staates. In den Staaten von chinesisch-japanischem Typus erfreut sich der Unterthan ausgiebigeren Schutzes, größerer Ruhe und freierer Bewegung; seine Fähigkeiten ersticken nicht unter einer Unterdrückung, die ihn zum Sklaven macht und alles auspreßt, was begehrenswert erscheint. In diesen Ländern besteht das Volk aus Individuen, die in verhältnismäßiger Freiheit und Selbständigkeit für sich und den Staat arbeiten und erwerben. Die streng geregelte Heranbildung des Beamtentums verbürgt doch etwas höheren Stand der Geistes- und Charaktereigenschaften als der barmanisch-siamesische Gebrauch, die Provinzen und Kreise nach dem „Eßsystem" auszuteilen, wo die Ämter an die Würdenträger provinz- und bezirksweise verkauft werden. Der Besitzer nährt sich davon und gibt den Rest dem Fürsten. Der unterste „aß" zuletzt einen Teil eines Dorfes oder ein paar Familien und würzte sein Mahl mit dem Ertrag aus dem Verkauf der Gerechtigkeit. Denn es gab kein Verbrechen, so schwer es sein mochte, wofür die Strafe nicht abgekauft werden könnte. Ein Versuch barmanischer Würdenträger, mit europäischer Hilfe eine Mäßigung der Ausschreitungen dieses Systems zu schaffen, trug den Urhebern nur blutigen, dem Lande keinen Lohn ein. In Annam bezieht der Beamte einen niedrigen Gehalt mit bestimmten Rationen Reis, der gemeine Soldat erhält außer etwas Ackerland monatlich einen Frank! Das Beamtentum in Annam besaß nach unten hin eine sichere Basis, da unter dem Huyen (s. unten, S. 631) die einzelnen Gemeindevorsteher stehen und für manche Angelegenheiten eine Anzahl von Dörfern einen Bezirk bilden. Im allgemeinen behielten die Franzosen dieses System bei; nur die höchsten Beamten ersetzten

sie durch Administrateurs. Der Gemeindevorsteher wird durch den Rat der Ältesten auf ein Jahr gewählt und durch den Gouverneur bestätigt. Ihm zur Seite, eigentlich über ihm, steht der aus erblichen Mitgliedern bestehende Dorfrat, dessen Beschlüsse er auszuführen hat. Der Gemeindevorsteher hat zwei Register zu führen. Das eine enthält die Namen aller Grundeigentümer mit Angaben über Art, Wert und Ertragsfähigkeit ihres Besitzes, das zweite die Namen derer, die irgend ein anderes Eigentum besitzen. Nach den Angaben dieser Bücher wird die Kopfsteuer festgestellt. Die nicht aufgeführten bilden großenteils eine herumziehende Bevölkerung, die zwar gedrückt und verfolgt wird, aber auch nichts zu verlieren und besonders auch keine Frondienste zu leisten hat. Seltsam ist oft die altherkömmliche Verwendung bestimmter Gattungen von Einnahmen: in Siam werden 10 Prozent vom Ertrag der öffentlichen Häuser auf die Erhaltung der öffentlichen Straßen verwendet.

Die direkten Steuern bestehen ausschließlich aus Arbeitsleistungen. So sehr auch das System der verpachteten Monopole ausgebildet ist, fordert doch bis heute die siamesische Regierung von allen Einwohnern, mit Ausnahme der Indier, Chinesen und Europäer, außer den Steuern auch eine persönliche Arbeitsleistung von einigen Monaten im Jahre, von Mann und Weib vom 16.—60. Jahre. Wer dazu unfähig ist, muß zahlen, die Quittung dafür ist eine Schnur um das Handgelenk mit dem Wachssiegel des Beamten. Die Chinesen zahlen außer den gewöhnlichen Steuern alle drei Jahre eine Kopfsteuer. Der Tättowierung sind sie nicht unterworfen. Aber alle Siamesen werden mit einer Tättowierung, gewöhnlich auf dem Arme, versehen, je nach ihrer Zugehörigkeit zu einer oder der anderen Provinz; wenn sie Sklaven sind, bekundet sie auch ihre Hörigkeit gegenüber einem bestimmten Herrn. Die vorige Regierung brachte ihre Tättowierung auf dem hinteren Teile des Armes an, die jetzige tättowiert auf dem vorderen.

Die Gesetze sind den chinesischen nachgebildet, haben aber etwas von der Grausamkeit der Blutrache an sich. In Huë wurden früher am Hofe Knaben aus der Provinz, deren Eltern sich eines Staatsverbrechens schuldig gemacht hatten, als Rest der bereits unter dem Henkerbeil gefallenen Familie bis zur Großjährigkeit aufbewahrt, um sie dann erst bei vollem Verständnis für das Verbrechen ihrer Verwandten hinzurichten. Die asiatische Unempfindlichkeit ist nicht zu übersehen; die annamitischen Verbrecher würden der Mehrzahl nach die Todesstrafe dem jahrelangen Eingesperrtsein in dem Bagno von Pulo Kondor vorziehen, das die französische Humanität an die Stelle der Todesstrafe gesetzt hat. Witwen und Waisen hingerichteter Verbrecher hatten den Rest ihres Lebens in elenden Verbannungsorten zuzubringen, wo sie nur mit ihresgleichen zusammenkommen durften. Die Spionage ist als Mittel zur Regulierung der Verwaltungsmaschine offiziell anerkannt und organisiert. Während ihrer Besuche und Konferenzen in Annam sahen die Franzosen Leute ohne Mandarinentäfelchen sich überall eindrängen und nach und von allen Seiten gehen und kommen: das waren Leute, die die Mandarinen auszuspionieren haben und selbst wieder von anderen überwacht werden. Der vorletzte barmanische König, der sogenannte Mendunkönig, der aus der trägheitatmenden Stille eines Klosters auf den Thron geholt war und innige Beziehungen zu Geistlichen und Mönchen immerfort pflegte, stiftete eine Gesellschaft von halb mönchischen Laienbrüdern, die sich die „Sabbatheiliger“ nannten und im Lande umher als Spione des Königs über die steuererhebenden Beamten wachten; durch diese eigentümliche Kontrolle soll sich die Lage des Volkes wesentlich gebessert haben.

Im Vergleich zu der Despotie Barmas und der durch Adelsherrschaft beschränkten Autokratie Siams ist die Monarchie in Annam und Tongking mehr demokratisch: eine Büreaukratie mit einem Fürsten an der Spitze. Dem asiatischen Despotismus bleibt natürlich in der Praxis ein weites Feld; trotzdem herrscht ein bestimmter Grad von Autonomie der Gemeinden, von persönlicher Freiheit und von Bevorzugung des Verdienstes. Die Beamten müssen einen Rang in der

Armee eingenommen, eine Stufe der Gelehrsamkeit erreicht, ein Examen abgelegt haben, ehe sie zu ihrem Amt ernannt werden können: die Kunst der Pinselführung öffnet (wie in China) den Weg zu den höchsten Würden. Chinesisch ist die Abstufung der Kreise und ihrer Hauptorte mit den Benennungen Fu, Huyên, Tong und Thôn (Miung bedeutet Provinz oder Bezirk überhaupt). Harmand schrieb von dem letzten Herrscher von Annam: „Tüdüc ist ein König in einer festen Burg, auf dessen Wink Köpfe fallen und Bambushiebe auf die Schultern der gelehrtesten Leute niederhageln, der noch unlängst einen seiner Minister zum gemeinen Soldaten degradiert hat; und doch ist er nur der oberste Sklave in seinem Lande durch die Abgeschlossenheit, worin er gehalten wird.“ Die Zeremonienvorschriften und die herkömmliche Umgebung des Herrschers mit Verschnittenen und Weibern, die sein Staatsboot zu rudern haben, schaffen eine Einöde um den Herrscher. Europäer haben vergebens mit dem Mangel an Kenntnis der Wirklichkeit gekämpft, den die Entschlüsse dieser Herrscher bekunden. Eitel Dunst sind Vorrechte des Königs von Annam, der allein die gelbe Farbe in seinen Flaggen, Kleidern, seinem Schreibpapier, den Kleidern seiner Diener und — seinen Elefanten benutzen, allein den Mittelbau der Thore passieren, in der Provinz Huê jagen, kleine Vögel erlegen, zweistöckige Häuser bauen, dabei Eisenholz verwenden und gewisse heilige Worte aussprechen und schreiben darf. König Hialong (1796—1820) hinterließ bei seinem Tode ein goldenes Kästchen mit einzelnen Fächern, die der Reihe nach von seinen Nachfolgern bei ihrer Thronbesteigung zu öffnen waren und die geheiligten Worte enthielten.



Mongkut, vormaliger König von Siam. (Nach Photographie.)

Im Westen tritt mehr Anklang an den indischen Absolutismus hervor, dem das Versöhnende der in China dem Herrscher und seinen Beamten gebotenen Sorge um das Wohl des Volkes abgeht. Auch in der äußeren Politik herrscht dieser Zug. Diese war die reine Räuberpolitik, die den kleinen Staaten unerschwingliche Tribute und Militärlasten auflegte; China gilt auf demselben Gebiet für intelligenter und maßvoller. Die barmanischen Könige betrachteten sich nach indischem Muster als unbeschränkte Herren ihres Landes und Volkes und nahmen von Ernte und Einkommen, was ihnen frommte. Sie leiteten zwar ihre Abstammung von den Sakya-Königen von Kapilavastu her, aber mit einer einzigen Ausnahme waren alle Barmanenkönige dieses Jahrhunderts grausame Despoten. Auch in Kambodscha herrschte der König absolut und despotisch, strich beinahe alle öffentlichen Einkünfte ein und verfügte darüber nach seinem Gutdünken.

Huë hat sein Großzeremonienamt wie Peking. Dort wird vor allem darauf geachtet, daß alle die Abzeichen der verschiedenen Klassen, besonders die Schirme der Mandarinen streng auseinander gehalten bleiben. Die Hängematte besteht bei den höheren Beamten aus roter Baumwolle oder Seide, bei Gelehrten niederen Ranges aus blauer und wird an einem großen roten, mit Vergoldungen versehenen Balken getragen. Staatsbesuche dürfen nicht anders als in der Hängematte, mit Sonnenschirmträger und stockbewaffnetem Läufer gemacht werden. Die Franzosen behaupten, daß, ehe ihre Gesandten 1873 nach Huë kamen, die Mandarinen einen vollen Monat gebraucht hätten, die Art und Reihenfolge der notwendigen Besuche auszustudieren. Auch Siam nannte ja unter den Geschenken, die es in Erwiderung seiner Tribute vom Pekinger Hof erbat, zeremonienkundige Eunuchen.

Was an diesen Höfen angestrebt wurde, als die Mittel größer waren als heute, zeigen die Reste der khmerischen Palastbauten in Kambodscha. Freilich war das auch ein anderes Kambodscha: es war bevölkerter, reicher und zum Teil auch gebildeter. Der Anbau des Reises war die Grundlage des Ackerbaues. Auf Dämmen, die die Überschwemmungsgebiete des Mekhong überragten, waren Straßen angelegt; auf steinernen Brücken aus vielen engen Bogen überschritt man die Flüsse. Die Städte bildeten umwallte Rechtecke, in deren Mittelpunkt sich die Stätten der Gottesverehrung erhoben, in denen Bibliotheken, aus Stein oder der Termiten wegen auf Pfählen ins Wasser gebaut, nicht fehlten. Neben den Pagoden erhoben sich Klöster und Schulen für Novizen und in ihrer nächsten Nähe der Palast des Fürsten, eine kleine Stadt für sich, in der sich auch das astrologische Observatorium befand. Diese Paläste hatten Dächer mit Schmuck aus Gold und farbigen Gläsern und Wände mit vielfarbigen Ziegeln. Auf den Basreliefs von Baion und Angkor Vath sehen wir die Könige unter Vortritt kriegerischer Musik und speertragender Reiter, helmgeschmückter Bogenträger, gepanzerter, mit Speer, Axt und Doppelschwert bewaffneter Fußgänger einherziehen. Den Kriegern folgen einige hundert Weiber, wahrscheinlich die Wache des inneren Palastes. Dann kamen die Würdenträger in vergoldeten Palankinen. Die metallenen Betelbüchsen, die ihre Diener trugen, und die scharlachroten Sonnenschirme über ihren Häuptern waren nach dem Range verziert. Die Königin und ihr Gefolge erschienen dann auf kostbaren Tragbetten, und zuletzt kam eine Schar Palastdiener mit kostbaren Gefäßen, kleinen Pagoden, Götterbildern und Nachahmungen der Riesentempel. Und nun der König selbst auf einem geschmückten Elefanten. Hinter ihm Krieger auf Elefanten, deren Zähne vergoldet, die am Halse mit Ringen und Ketten geziert waren. Der König hielt in der Hand das Prea-Khan oder heilige Glawe der Khmerkönige, Schirmträger umgaben ihn auf allen Seiten. Zahlreiche Berittene schlossen den Zug. Vor den Königen wurden Kämpfe der Athleten, Wettfahrten auf Einbäumen, die wie Drachen aussahen, Tierkämpfe, Pferde- und Ochsenrennen aufgeführt. Sie wohnten den Darstellungen brahmanischer Mysterien bei. Bajaderentänze gehörten zu ihren Lieblingsergötzungen. Mit großem Pomp fuhren sie auf dem Wasser, Lotosblumen zu pflücken

und samt anderen Opfergaben in Tempeln darzubringen, die sich mitten aus dem Wasser erhoben. Die eigentümliche Verbindung religiöser und politischer Zeremonien zeigt sich noch heute in Siam. Beim „Wasserfest" ziehen die Männer in die Pagode, trinken „Eidwasser" und erneuern dem siamesischen König den Treueschwur. Bei der Rückkehr bespritzen sie sich gegenseitig mit Wasser, wie sonst nur beim „Feste der Linie" und bei der Weihe des Kindes üblich ist. Die Astrologen sind noch heute in Kambodscha eine besondere Kaste.

Es ist hier nirgends die Rede von national geschlossenen Staatswesen, wie China und Japan in dem größten Teil ihrer Gebiete durch unablässige Kulturarbeit geschaffen haben. Die Bevölkerung von Siam setzt sich aus Chinesen, Malayen, Siamesen, Laos, Kambodschanern zusammen. Daneben die „Wilden", die sich in Nordsiam allerdings großenteils zum Buddhismus bekehrt und bei den Dörfern der Laos niedergelassen haben. In Barma hat man die Zahl der Schan auf die Hälfte der Gesamtbevölkerung geschätzt; jedenfalls nehmen sie den ganzen Norden ein. Die herrschenden Rassen sind in allen diesen Reichen immer nur Bruchteile, die mit dem Rest ihrer Staatsgenossen entweder Krieg führen, ihn ausbeuten oder endlich ihn gewähren lassen. Daher die unbestimmten Grenzzonen der hinterindischen Reiche, z. B. im Mekhonggebiet zwischen Annam und Siam, wo Reste von Städten und Festen zeigen, daß sich die Annamiten festgesetzt, drei Provinzen abgegrenzt, seit Jahrzehnten aber wieder verlassen oder vielmehr als neutrale Grenzzone zwischen sich und den Siamesen konstituiert hatten. Diese mehr von der Zeit als von der Gewalt erwartende Behandlung unterworfener Völker stammt von chinesischer Staatskunst. Nur theoretischen Wert haben die scharfen Grenzlinien der Staaten Hinterindiens auf unseren Karten und in unseren Büchern. Daß der Tamuok die Grenze zwischen Kha und Laos bilde, und daß östlich davon die annamitische Tributpflichtigkeit beginne, sind nur Fiktionen. Wenn Bock den Mekhong und seinen Nebenfluß Mekok südlich vom 20. Grad nördlicher Breite als Grenzen der Schanstaaten angibt, ist er ebensogut und ebensowenig im Recht wie andere Geographen, wenn sie diese Linie weiter nördlich ziehen.

„Das Huhn verrät sein Nest durch Gackern, der Vogel verbirgt es in den dichtesten Zweigen" ist ein siamesisches Sprichwort, das das Glück des verborgen lebenden Volkes preist. Damit hängt eng das System der Einschaltung kleiner, halb unabhängiger Fürstentümer zwischen die großen Staaten zusammen. Besonders stand in der chinesisch-barmanischen Grenzzone eine Masse kleiner Gebirgsstämme, jeder mit seinem eignen Fürsten, in äußerst unklaren Verhältnissen zu einander, zu Barma, zu China und zu Siam: sie sind in einzelnen Fällen diesen drei, sonst aber wenigstens den beiden ersteren Staaten tributär. Zu welchen Irrungen und Wirrungen das führt, zeigte noch neuerlich die Schwierigkeit der Abgrenzung des französischen Einflußgebietes in Siam.

Die unterworfenen Völker Hinterindiens sind in einer Weise atomisiert, die der Staatskunst der hinterindischen Großmächte alle Ehre macht. Jedes Dorf (und ihre Dörfer sind wohl nie 100 Seelen stark) bildet einen Mittelpunkt für sich. Ihre übergroße Zahl verringert sich sofort, wenn man sich erinnert, wie oft politische Namen für ethnographische genommen werden. Verwechselungen von Namen kommen hinzu: Kuy, Kha, Muong, die alle nur „Mensch" bedeuten, werden irrtümlich wie ethnographische oder politische Signaturen gebraucht.

---

19. Südostasiatische Bergstämme.

„Ursprüngliche Rassen, die den Vorstellungen entsprechen, die man sich von ‚Wilden' zu machen pflegt." H. v. Schlagintweit.

Inhalt: Allgemeiner Überblick. — Reste früherer Bevölkerungen in China. — Die Schan im nördlichen Barma. — Rassen. — Tracht. Schmuck. Verbreitung der Tättowierung. — Waffen. — Wirtschaftliche Thätigkeit. — Familie. Politische Zersplitterung.

Vom Osthimalaya bis zum Ostrande Hinterindiens und von den Bergen, die den mittleren Lauf des Irawaddi, Salwen und Menam einfassen, bis tief hinein in die chinesischen Provinzen Kuangtung, Kueitschau, Kuangsi, Setschuan und Jünnan wohnen Völker von mongolen- oder malayenähnlichem Äußeren, die sich vielfach, wo man sie genauer untersucht hat, als Angehörige des großen, von Manipur bis ins Herz von Jünnan und von Assam bis Kambodscha reichenden Tai- oder Schanstammes ausweisen, dessen einziges politisch selbständiges Glied heute die Siamesen sind, während Traditionen auf einen ehemaligen großen Taistaat im nördlichen Hinterindien und südlichen China hindeuten. Mit Ausnahme der Khassia und Palung in Assam und Barma sind die sogenannten wilden Gebirgsstämme Hinterindiens immer nächstverwandte der benachbarten Thal- und Ebenenbewohner, deren Kulturfortschritten sie fremd geblieben, oder von deren Höhe sie herabgesunken sind. Von Westen nach Osten erscheinen als Glieder dieser zerstreuten Gruppe im nordöstlichen Assam die Aka, Daphla, Miri, Bor-Abor, Midschi und Mischmi, im indisch-barmanischen Grenzgebiet die Garo, Khassia und Naga, in Barma vom Irawaddi bis zum Mekhong und von der chinesischen Grenze bis zu den Sitzen der Karén, die eigentlichen Schan, die einst auch in Jünnan neun Staaten bildeten, und ihre Verwandten, die Salung, in Jünnan ferner die Lolo und Miao und kleinere Stämme, die aus dieser Provinz die unchinesischste des Reiches gemacht haben. Die Miaotse von Kueitschau und Setschuan und zahlreiche kleine Völkertrümmer in anderen Südprovinzen Chinas gehören hierher, vielleicht auch die Li oder Laos von Hainan, kaum aber noch die von den Chinesen ebenfalls als Ureinwohner angesprochenen, Flußboote bewohnenden Tanka von Kuangtung.

Viele von diesen Völkern waren einst weiter ausgebreitet. Die Schan haben sicherlich einst weiter nach Norden gereicht, wie Ortsnamen ihrer Sprache in den Sitzen der Kakyen am oberen Irawaddi und Saluen bezeugen. In China wurden durch das einwandernde Volk, das den anderen Völkern allmählich einen einheitlichen Stempel aufdrückte und so das Volk der Chinesen schuf, diese tibetanische, barmanische und siamesische Völker teils zurückgedrängt, teils unterjocht und an chinesische Sprache und Sitten gewöhnt. Nur in den unzugänglichsten Grenzgebirgen findet man noch wirklich unabhängige Völker. Man teilt sie in drei Hauptgruppen: Si-fan oder Tanguten (vgl. oben, S. 563), ein tibetanisches Volk an der Grenze von Kansu; Miaotse, ein Taivolk zwischen den Provinzen Setschuan, Jünnan und Tibet, ferner in geringer Zahl in den unzugänglichsten Teilen anderer Provinzen des Südens; die Lolo, ein barmanisches Volk in den Gebirgen von Jünnan. Die Chinesen nennen Laos und Lawa kleine Völker an der Südostgrenze von Jünnan und legen auch den Barmanen den Namen Lawa-min bei; auch Lolo scheint hierher zu gehören. Miaotse und Lolo sind wohl die Mutsa und Lan-lans in der Nähe von Kiangtung. Ganz in der chinesischen Bevölkerung aufgegangen sind die Linkuinlong von Hupe, die im 4. Jahrhundert nach Christo unterworfen worden sein sollen. Natürlich ist es unmöglich, die Zahl der Völker, die von den Chinesen nicht zu den ihren gezählt und darum nie in den Zensus aufgenommen wurden, zu bestimmen. Sie haben aufgehört, eine politische Rolle zu spielen.

Freilich hemmen ihre Wohnsitze noch jetzt den Verkehr, wo weder die Soldaten noch die Kaufleute Wege durch ihr Gebiet zu bahnen wagen. Es ist wohl kein Zufall, daß sich gerade die Südprovinzen so häufig gegen die Mandschu erhoben haben. Aber die meisten zahlen nun den Chinesen Tribut, die geben ihnen dafür machtlose Könige, begnügen sich statt der formellen mit der thatsächlichen Abhängigkeit und sind zufrieden, wenn sie sie durch Handel und Wucher weiter aussaugen können.

Die Bergstämme in einem großen Teile des westlichen Setschuan befinden sich auf dem besten Wege, echte Chinesen zu werden. Den Zopf haben viele als Zeichen der Unterwerfung schon angenommen, chinesische Sprache und Tracht breiten sich immer weiter aus, und nur die Frauen behalten bezeichnenderweise auch hier Eigentümliches länger bei. Von vollständig unabhängigen Stämmen nennt man die Zandi bei Tatsianlu und die Lutsu (mit 1200 Waffenfähigen) bei Atenze; von abhängigen die Yatsu, Leisu und Moso. Die chinesisierten Stämme sind weiter verbreitet, ihre Grenze verliert aber immer mehr an Schärfe, da chinesische Sprache und Kultur auf allen Seiten vordringt und eine Besonderheit nach der anderen fällt. Daß Schreiben und Lesen nur chinesisch gelehrt wird, läßt die alte barmanische Lolosprache rascher aussterben. Mischsprachen von Chinesisch und den verschiedenen Lolodialekten sind weit verbreitet. Bei der mohammedanischen Rebellion im nahen Jünnan zogen einige Stämme auf Ansuchen der Chinesen gegen die Mohammedaner, und diese wichen vor ihnen früher als vor den Chinesen zurück. Indem die Chinesen einen Stamm gegen den anderen auszuspielen wußten, ist es ihnen gelungen, die einst so mächtigen Leisu vollständig zu unterwerfen.

Am meisten Zusammenhang und selbständige Bedeutung haben diese Völker noch im nördlichen Hinterindien bewahrt. Dort sitzen die vielgestaltigen Schanvölker vom Thal von Assam bis nach Kambodscha und von Manipur bis nach Jünnan, im Grenzgebiet von China, Barma und Siam in zahlreichen kleinen Stämmen unter Fürsten (Tsaubwas), die in einer mehr oder weniger formellen Abhängigkeit von einem Nachbarstaat stehen. Ein großer Teil, der vom oberen Mekhong im Osten und von den drei genannten Reichen im Norden, Westen und Süden begrenzt wird, steht nominell unter barmanischer Herrschaft: das ist die „Provinz Laos" der älteren Geographen. Im südwestlichen Jünnan sind Stämme China unterthan, und ein anderer Teil wird zu Siam gerechnet. Die Kulturhöhe dieser zersplitterten, in unwegsame Gebirge geworfenen Völkertrümmer ist nicht gering und war einst noch größer. Ein Teil der Industrie und des Handels von Hinterindien ruht in ihren Händen. Die Schan bauen Baumwolle, die nach Barma hinab geliefert wird, und die Palung Thee. Kianghung führt große Mengen Thee nach China aus; und das Land der roten Karén (nicht zu verwechseln mit den Karénvölkern von Tenasserim) ist auf weite Strecken vom Thalboden bis zu den Berggipfeln bebaut, die Thalgehänge sind ganz wie in China terrassiert, und Wege durchkreuzen es in allen Richtungen. Eine merkwürdige Sage erzählt, die roten Karén stammten von einer chinesischen Heeresabteilung, die sich an diesem Orte verschlafen habe und so im Gebirge zurückgeblieben sei. Chinesischer Einfluß, der schon in der Kultur dieser Gebirgsvölker, wenn auch nur durch den Handel und Verkehr, wirksam gewesen ist, zeigt sich bei einigen ebenso stark wie nur irgendwo bei den halb unabhängigen Völkern von Jünnan und Setschuan. Kianghung zahlt zwar Tribut an Barma, steht aber unmittelbarer unter China: chinesische Sprache, Tracht und Sitte wiegen bei den Edlen vor. Hier halten die Chinesen eine Schar von Beamten und erheben außer einem Tribut von Silber und angeblich 560 Maultierladungen Thee noch eine Steuer, die nach dem Saatkorn verteilt wird. Der vielbegangene chinesische Handelsweg nach Nordsiam führt durch dieses Gebiet. In der Stadt Kianghung ist der Palast des Tsaubwa chinesisch gebaut und geschmückt.

Nicht alle diese Bergstämme sind einfach zurückgedrängte frühere Bewohner, jedenfalls ist es keiner ausschließlich. So wie in China, hat sich auch in Hinterindien mancher politische und

soziale Auswurf beigemengt. In China bestimmt ein Gesetz Belohnungen für die „Wilden“, die zu ihnen geflüchtete Chinesen ausliefern. Die Tradition einzelner hinterindischer Stämme, daß sie ein zurückgebliebener Teil einer chinesischen Heeresmacht seien, oder aus Südchina stammen, ist manchmal vielleicht nicht unbegründet: nach den Schan-Kleinstaaten Kianghung und Kiangtung hat der Panthay-Aufstand in Jünnan viele Tausende von Bewohnern Jünnans getrieben. Die Payi an der Südostgrenze von Jünnan gegen Bhamo zu werden als Mischlinge der eingeborenen Schan oder Laos mit den vor etwa 500 Jahren hier kolonisierenden Chinesen bezeichnet. Sie sind weniger chinesisiert als die reineren Schan von Bhamo, die den Jünnandialekt sprechen, und bilden heute drei kleine Fürstentümer unter chinesischer Oberherrschaft. Endlich haben diese Völker zahlreiche Verschiebungen untereinander erfahren. Der Mikirstamm der Khassia soll aus südlicheren Wohnsitzen bei Katschar nach Assam gewandert sein. Die Akka faßt Missionar Hesselmeyer als ein Schanvolk auf, das aus Hinterindien in der Nähe der Patkoikette geschoben von den Aham in das Gebiet der Khassia und Garo, von da in die Ebene und endlich in den Winkel zwischen Bhutan und dem Barolisflusse gekommen sei. In der Garosprache deuten arische Beimischungen auf engere Beziehungen der Garo zu den Völkern der Ebene. Es ist behauptet worden, daß die Mon von Pegu in ihrer Sprache auffallend an die Khol der Windhyaberge erinnern, und Phayre meint, daß „fast alle“ ihre Ortsnamen drawidischen Charakter hätten.

Über einen allgemein mongoloiden Charakter gehen die meisten Beobachter bei ihren Schilderungen des Körperbaues dieser Völker nicht hinaus. Kaukasische Züge bei den barmanischen Karén (graue Augen bei den Palung), negroide Züge bei den Akka Assams und dergleichen werden bloß nach vereinzelten Beobachtungen angeführt. Den Luschai wird Malayenähnlichkeit zugeschrieben. Die bewegte Geschichte und die zerstreute Wohnweise bedingen starke Mischung. Politisch und geographisch ungeschlossen, den mannigfaltigsten Einflüssen offen, waren diese Völker nicht in der Lage, einen festen, einzigen Typus auszubilden. Im allgemeinen ist eine hellere, bei den Miaotse zum Lichtgelb abgetönte Körperfarbe, stämmiger, kräftiger Bau, straffes Haar, im Charakter Ehrlichkeit und Offenheit hervorzuheben. Die Männer sind männlicher, freier als die Chinesen und Siamesen, die Weiber schon wegen ihrer unverkrüppelten Füße beweglicher und thätiger als die Chinesinnen. In wirtschaftlicher Beziehung zeichnen sie sich aus durch blühenden Ackerbau und rege Industrie, in gesellschaftlicher durch primitive Eheschließung und malayische Wohnweise, in politischer durch Zersplitterung, in geistiger durch Vorstellungen, die dem ursprünglichen Seelenglauben und der Ahnenverehrung nahe geblieben sind.

In der Tracht sondern sich die am heißfeuchten Osthimalaya wohnenden Stämme weit von den Nachbarn der bekleideten Chinesen und Hinterindier. Sie tragen ein Schamtuch, oft mit Muscheln besetzt, und die Weiber eine an zwei Schnüren hängende längliche Messingplatte, die einer Vorrichtung der Alfuren entspricht (vgl. Bd. I, S. 373 u. 405); in Assam verrät die größere Zahl dieser Platten mit ihrem Klappern das Nahen eines Weibes schon von weitem. Mädchen tragen dieses notdürftige Gehänge offen, Frauen unter einem kleinen Rocke. Der Name Syntea eines Garostammes wird vielleicht mit Recht auf „nackt“ zurückgeführt. In der kühlen Jahreszeit und im höheren Alter wird der Oberkörper mit einer Wolldecke oder einem engen, ärmellosen Wamse bedeckt, aus rot gestreiftem, an beiden Enden aufgefranstem Baumwollstoff bei den khassiaähnlichen Mikir. Die Akka Ostassams tragen langgefranste Tücher um Leib und Schenkel. Die Nagafrauen, von denen einige auch das Messingplättchen tragen und dazu den unteren Teil des Körpers in ein von der Hüfte bis über die Kniee reichendes Tuch hüllen, hängen außerdem noch ein Tuch über die Brust. Die Schan des nördlichen Barma haben die vollständige barmanische Tracht, wie die Miao und Genossen in China die chinesische. Doch wird auch hier noch eine Abteilung der Palung als „hosentragend“ unterschieden; ebenso teilt man die Naga in Nackte

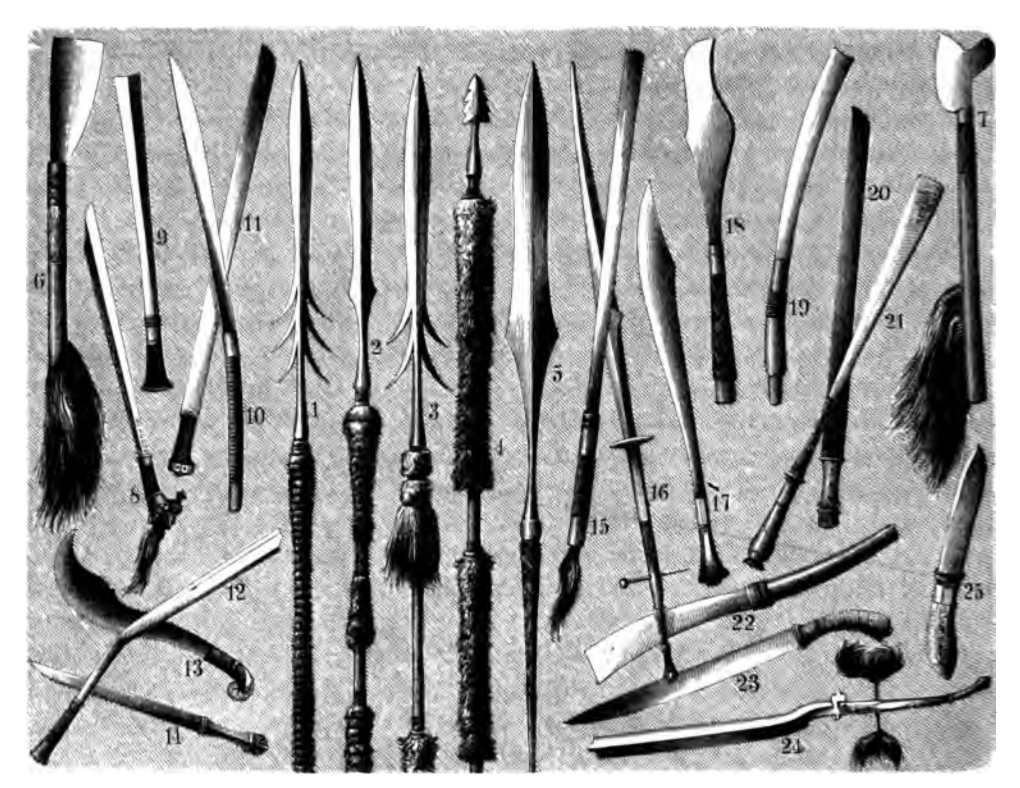
und Bekleidete. Jenseits der chinesischen Grenze tragen sich die weitverbreiteten Miao entweder schon völlig chinesisch oder chinesenähnlich: kurze Jacke mit engen Ärmeln und weite Beinkleider. Sie ziehen Dunkelblau und Schwarz vor, die Schan grelle Farben. Nur in den großen Städten Jünnans findet man die chinesische Einförmigkeit des Äußeren, während auf dem Lande bunte Mannigfaltigkeit herrscht. Originell ist die Tracht ihrer Weiber, deren Röcke in viele Falten gelegt sind, so daß sie viele Ellen Stoff erfordern; sie reichen schwer und steif bis an das Knie. Die Beine sind mit rot und weiß gemustertem Stoff umwickelt, oft bis zu unverhältnismäßigem Umfang. Sie tragen eine Jacke mit engen Ärmeln und eine seltsame Schürze mit Achselstücken. Der Anzug der „schwarzen" Miaofrauen gefällt dem europäischen Auge besser. Die Röcke sind eng gefältelt und reichen bis auf die Knöchel; am Saum befindet sich ein gestickter Streifen. Den Kopf umgibt eine Binde von schwarzem Wollstoff. Die Jacken sind kurz und mit schöner Seidenstickerei um die Handgelenke und an der Ärmelnaht verziert. Die drei Gruppen der Luschai: Luschai, Sukte und Poi, unterscheiden sich durch die Art der Knotung des Haares auf dem Scheitel oder im Nacken. Basthüte gehen im Gegensatz zur tibetanischen Mütze und zum Turban der Indier und Westhimalayavölker durch alle diese Stämme.

Die Menge des Schmuckes unterscheidet sie von ihren an Silber und Gold oft viel reicheren Nachbarn. Nicht bloß die Osthimalayastämme tragen Halsketten aus Zähnen und klappernden Früchten und messingene Arm- und Fußringe, deren Reihen oft die Hälfte der Gliedmaßen bedecken. Die Weiber tragen um Arme und Beine oft noch massivere Ringe als die Männer. Die Nagamänner tragen Bündel und Rosetten gebleichter Baumwolle an den Ohren, von denen Baumwollfäden zum Halse herabhängen, und im Kriege Federschmuck, nicht selten auch einen phantastischen Helm. Bei den Singpho erreichen die mit Ebenholz eingelegten Ohrscheiben starke Dimensionen und ziehen das Ohr auf die Schulter herab. An einem Baumwollband tragen sie eine große Muschel um den Hals. Die Miao tragen in beiden Geschlechtern Ohrringe von Silber fast bis auf die Schultern, manche auch Armbänder und viele außerdem drei oder vier silberne Ringe um den Hals.

Tättowierung ist bei den meisten dieser Völker üblich; sie gibt bei den Naga jedem Stamm sein eignes Zeichen. Besonders stark ist sie entwickelt in Jünnan und am Nordrande von Barma und Siam. Nagakrieger tättowieren sich das Gesicht wie die Maori, und die Khaïen von Arakan begründen die Tättowierung der Weiber damit, daß man die Mongolen habe abschrecken wollen, als sie junge Mädchen des Stammes als Tribut forderten. Die Schürzung des Haares in einen Knoten am Hinterkopf gilt als gemeinsames Merkmal der Osthimalayastämme. Verzierung dieses Knotens durch Bänder und Federn gehört zum Feiertagsschmuck; daraus wird bei den Khassia bereits der Zopf, der bei den Bergstämmen Chinas politischen und kulturlichen Anschluß an das herrschende Volk bezeugt.

Bei den Akka dominieren große Bogen mit vergifteten Pfeilen, ebenso bei den Tschin auf der barmanisch-chinesischen Grenze, berühmten Tigerjägern; die Schan von Tongsan, östlich von Saluen, benutzen auch Bogen mit Giftpfeilen, und dasselbe wird von den angeblich kannibalischen Wa am oberen Mekhong berichtet. Schild, Schwert, Speer und Axt ist die Bewaffnung der Naga. Der Speer hat eine lange eiserne Spitze; man darf ihn nie anlehnen, sondern er muß stets frei und senkrecht stehen, weshalb das untere Ende mit einem spitzen Eisen bewehrt ist. Den Dao, Streitaxt und Holzbeil zugleich, steckt der Naga rückwärts in den Gurt. Singpho und Kakyen tragen ein langes Schwert an kurzem Riemen unter der Achsel. Die Scheide bedeckt nur Rücken, Schneide und eine Breitseite. Der Schild ist fast von Manneshöhe und 50—60 cm breit; das Gestell ist von Bambus, den Überzug bildet außen die Haut eines wilden Tieres mit den Haaren, die oberen Enden sind mit Federn und dergleichen geziert. Die Schan fabrizieren Luntenflinten, und die Kakyen, die sie kaufen, verstehen sogar Pulver zu bereiten.

Während die Khassia ihr fruchtbares Reisland nur ungenügend ausnutzen, während die Garo alle drei Jahre ein neues Stück Land mit einfacher Hacke aufreißen, um Reis, Baumwolle, Hirse zu bauen, bauen die Schan in Nordbarma Thee und Baumwolle und die Lilun von Kuangtung Opium für den Handel. Auffallend gering ist im Vergleich zum Westhimalaya und Hindukusch die Viehzucht entwickelt. Das hängt wohl teils mit dem chinesischen Kleinwirtschaftssystem, teils mit buddhistischen Einflüssen zusammen. Die Eier werden zum Wahrsagen benutzt, indem man sie auf den Boden wirft; dann will man aus den „Farbenkreisen" die Zukunft erkennen. Betelkauen ist bei den Osthimalayastämmen üblich. Beliebt ist Reisbranntwein und bei



Waffen aus dem Osthimalaya: 1—4) Speere aus Assam, 5) Speer aus Katschar, 6, 7) Schlachtäxte der Naga. 8, 9, 11, 12, 17, 22) Schwerter aus Assam, 15) Schwert aus Ober-Assam, 24) Schwert der Agami Naga (Assam). 13 u. 18) Schwert aus Katschar, 16) Schwert von den Khassiabergen, 21) Schwert von Darbschilling, 14) Dolch und 20) Schwert aus Bhutan, 10, 19, 23, 25) Schwerter aus Barma. (Nach Egerton.)

den Tschinbon und verwandten Stämme der chinesisch-barmanischen Grenze selbstgebrautes Bier. Die Miao von Jünnan trinken ungleich den Chinesen sehr viel davon. Ein Mann am Tisch füllt beständig einen Becher und reicht ihn der Reihe nach jedem Gaste. Beim Wein singen sie Lieder, je zwei immer zusammen. Das Opiumrauchen hat sich unter den Bergstämmen Chinas rasch ausgebreitet. Margary nennt die Miaotse von Kueitschou „hoffnungslos in Opiumrauchen versunken".

Die barmanischen Schan sind nicht umsonst die nächsten Nachbarn und die Unterthanen der geschicktesten Arbeiter Hinterindiens. Von den Chinesen haben sie Lackarbeit und Glasbläserei gelernt; deren Einfluß macht sich auch in der Architektur von Schanstädten, wie Labong und Chiengmai oder Zimme, geltend. Die Eisenarbeiten der Schan gehen bis nach China. Die am oberen Mekhong wohnenden Lawa liefern große Mengen Baumwolle, Eisen und Zinn an die Chinesen. Vorzüglich soll der Magneteisenstahl der Khassia sein. Die Miao und Schan weben auf aufrecht

hängenden Webstühlen ihren ganzen Hausbedarf. Die theebauenden Palung von Nordbarma sollen geschickte Weber und Schmiede sein. Die Abor bringen Moschus und ein starkes Pfeilgift nach Sudhya. Einen großen Teil des Jünnanhandels besorgen chinesische und barmanische Schan, die mit Pferdekarawanen durch das Gebirge ziehen (vgl. S. 627). Im Osthimalaya wiegt Tauschhandel vor, während die Schan tüchtige Kaufleute nach chinesischem Muster sind: die Chopstick-Schan, wegen ihrer Chinesensitten so genannt, sind bis nach Rangun hinunter wohl bekannt.

Ein großer Teil dieser Völker wohnt in Pfahlbauten. Auf Pfählen oder Rosten stehen die Hütten bei den meisten Osthimalayavölkern; und derselbe Stil kehrt im nördlichen Hinterindien wieder, wenn auch nicht so allgemein. Er dominiert im Irawaddithal. Jene haben auch das Junggesellenhaus, wo die männliche Jugend des Dorfes schläft, und das 20 m und darüber lange, aber nicht halb so breite Familienhaus, eine einzige Wohnhalle mit Schlafzellen. Die Fürstenhäuser der Garo sind bis 80 m lang, und ihr Dach ruht auf geschnitzten Säulen. Baumaterial ist vorwiegend Bambus. Schutz suchen sie in Höhenlage, Verpalissadierung, Verbergung der Zugänge.

Der Prozeß der Zurückdrängung ist zu verfolgen. Die in der Nähe von Ngan-Schun in Setschuan lebenden Mantse sind erst seit reichlich 20 Jahren aus manchen Thälern in die höheren Teile des Gebirges gedrängt, wo ihre Dörfer oft wie Adlernester zwischen Felsen kleben. Tiefer unten findet man zahlreiche Ruinen neueren Datums und oft hart daneben ein Chinesendorf: ein sprechendes Zeugnis der Verdrängung. Als aber in Südchina durch die Aufstände der 50er und 60er Jahre die Städte zu Dörfern herabgesunken waren, stiegen die Miaotse aus ihren Bergen herab und lebten friedlich unter den Ruinen auf ihrem alten Boden. Die Mischung mit Chinesen ist gleichsam die stillschweigende Bedingung des Verbleibens der Einheimischen in den alten Sitzen, geht aber nur langsam vor sich. Die Kongkiatse bei Ngan-Schun sind eine solche Mischung, halten sich aber nun von Chinesen wie Mantse fern. Trotzdem haben selbstverständlich im Laufe der Zeit Vermischungen genug stattgefunden; denn die bewegte Geschichte Chinas hat diese Völker und ihre Besieger nach allen Richtungen durcheinander geworfen. Man erkennt noch heute in der Mandschurei die Abkömmlinge der aus Jünnan verpflanzten Empörer: daher die „mohammedanischen Mandschuren“. Vieles, das im einzelnen nicht viel bedeutet: der wilde Blick der Kueitschou-Leute, der Margary formosanisch vorkam, die demokratische Gesinnung von Setschuan, die Unbotmäßigkeit der in zahlreiche Clans zerspaltenen Jünnanleute, sogar die grellen Farben in den Trachten von Jünnan, zeigt doch die Beeinflussung an, die das sonst einförmige chinesische Element erfahren hat. Hat doch auch dort, wo die fremden Elemente längst aufgesogen sind, die Sage Erinnerungen an die wilden Völker erhalten, die einst die Wälder und Gebirge bewohnten.

Ein Komplex primitiver Sitten ist das Familienleben der Osthimalayastämme. Vor der Ehe ist der Umgang beider Geschlechter frei. Freie Wahl, die bei den Garo angeblich vom Mädchen ausgeht, bestimmt die Ehe, deren Schließung das Opfer eines Huhnes durch den Priester und ein Fest verherrlicht. Wohlhabende leben in Polygamie. Geschenke an die Eltern der Braut werden bei den Akka erwähnt. Ehebruch wird schwer bestraft. Bei den Akka erben die Söhne, sie haben die weiblichen Familienglieder zu erhalten; bei den Garo herrscht dagegen das weibliche Erbrecht ausgesprochen. Auch der Khassia tritt als neues Glied in Haus und Sippe seines Weibes ein, dem die Kinder ausnahmslos folgen. Ist die Ehe mit Kindern gesegnet, so wird das erstgeborene formell den Eltern des Mannes, das zweite denen der Frau zum Geschenk gemacht. Der Gatte muß sieben bis zehn Jahre lang bei seinen Schwiegereltern wohnen; nach Ablauf dieser Zeit steht es in seinem Belieben, in sein Vaterhaus zurückzukehren. Die Stellung der Frauen ist die fleißiger Haus- und Ackerarbeiterinnen. Auch bei den „Wilden“ von Kuangtung lernen sich die Jünglinge und Mädchen ohne Vermittelung kennen, besonders auf den zur Neujahrszeit, wie in Tibet, in den Tempelhöfen abgehaltenen Märkten.

Die Naga, deren kleine Stämme nach Hunderten zählen, sind typisch für die politische Zersplitterung. Der kleine Stamm der Midschi zerfällt in zehn Abteilungen mit ebenso vielen Häuptlingen: Krieg, besonders aus Blutrache, ist an der Tagesordnung. Die Naga erklären ihn durch eine Flintenkugel (früher eine Speerspitze), verkohltes Holz, spanischen Pfeffer: das soll bedeuten die Hauptwaffe, den Brand, Schmerz und Reue, und wird nicht unmittelbar übersandt, sondern von Dorf zu Dorf weitergegeben (vgl. Bd. I, S. 410). In Setschuan zählt man 18 Miaotse- und 18 Mantse-Stämme von Jünnan bis in den äußersten Norden von Setschuan, alle unter eignen Fürsten oder Fürstinnen, die Abgaben in Arbeit und Feldfrüchten erhalten. Mit dem von China und Barma abhängigen Miniaturfürsten von Kianghung sind allein noch 12 andere Schanstätchen konföderiert. Solche Zersplitterung läßt eine politische Wirkung nur ganz lokal ausüben, etwa durch Schließung eines Gebirgspasses und dergleichen. Sie wird einmal durch das fressende Übel des Sklavenfanges, bei den Naga durch Menschenopfer nötig geworden, der kein Vertrauen aufkommen läßt, ferner durch die Begünstigung durch die Nachbarmächte, besonders China, aufrecht erhalten und sogar gefördert. Die noch immer zahlreiche Urbevölkerung des Bezirkes Linschan in der Provinz Kuangtung hatte früher sogar eine republikanische Regierung. Je hundert Mann bildeten eine Zenturie unter gewähltem Oberbefehl, und sämtliche Zenturionen unterstanden dem Stammespräsidenten. Andere Kuangtungstämme standen immer unter einheimischen Beamten, die vom Kaiser bestätigt wurden.

---

20. Geschichtliches über die ostasiatische Kultur.

„Daß China eher als die meisten europäischen Völker, selbst die Griechen nicht ausgenommen, bis auf einen gewissen Grad gesittet war, läßt sich schlechterdings nicht bezweifeln; daß es aber in seiner Veredelung fortgefahren sei, läßt sich keineswegs ebenso deutlich darthun."

J. Barrow.

Inhalt: Die ostasiatische Steinzeit. — Die Ausbreitung und Auswanderung der Chinesen. — Übertragung chinesischer Kulturelemente nach Japan. — Geschichte der chinesisch-japanischen Wechselbeziehungen und der Abschließung beider Mächte. — Korea. — Die Mandschurei und ihre Gewinnung für China. — Die Aino. — Verbreitung, Beziehungen zu den Japanern. — Einige der merkwürdigsten Sitten und Gebräuche der Aino.

Süd- und Ostasien waren bewohnt, ehe ihre Bewohner ihre geschichtliche, höhere Kulturstufe erreichten. Geräte und Waffen aus Stein haben sich an manchen Stellen gefunden. Steingeräte, darunter kreisrunde mit Durchbohrung, die Beschwersteine (s. Abb., Bd. I, S. 82) oder Netzsenker sein konnten, im allgemeinen von mäßiger Arbeit, rohe Töpferarbeiten, zerschlagene Knochen, Muschelschalenhaufen liegen in der Nähe des großen Sees in Kambodscha. Unter ähnlichen Gegenständen aus Kambodscha liegen im Museum zu Toulouse auch bearbeitete Muscheln. Was Indien liefert, davon sprachen wir an anderer Stelle (vgl. S. 571). Japan ist reich an Resten der Steinzeit. Steinerne Pfeilspitzen gebrauchen die Aino und verehrt man in japanischen Tempeln noch heute. Das ist kein Rest von Ainogebräuchen, sondern die Ehrfurcht vor Funden aus alter Zeit. In denselben Tempeln wird ja noch heute das reinste Feuer für Opfer und als Schutz gegen böse Geister durch Reibung des Holzes von Retinospora obtusa erzeugt. Morse entdeckte 1879 bei Omori Muschelschalenhaufen ähnlich unseren Kjökkenmöddinger oder Küchenabfällen; dabei liegen Stein-, Thon-, Hirschhorn- und Knochengeräte von teilweise altertümlichem, rohem Charakter. Auf anthropophagische Spuren, die Morse gefunden haben will, legen wir kein großes Gewicht: die Täuschung liegt hier sehr nahe. Dolmen aus ganz unbehauenen Steinen hat man auf Kiusiu und im südlichen Jeso gefunden, wo sie Begräbnisstätten

gewesen zu sein scheinen. Die ein- und zweikammerigen Dolmen mit Steingängen und steinbelegtem Boden kommen neben künstlichen Felsenhöhlen vor und bergen Urnen, die auf der Drehscheibe geformt sind, steinerne Pfeilspitzen, Obsidiansplitter; Reste eiserner Schwerter dürften später dazu gekommen sein. Auch in Korea sind Dolmen entdeckt worden. Die Steinsachen Japans kommen häufig mit Gegenständen aus einer jüngeren Zeit zusammen vor, wo Eisen bereits in Verwendung war; und die prähistorischen Thonwaren unterscheiden sich von den einfacheren heutigen nur durch den Mangel der Glasur. Man hat indessen Steinwaffen und -Geräte in Höhlen für sich gefunden. Etwas jünger meint man die Maga-tama (Stäbchenperlen) aus Cornaline und die nicht geschlossenen Goldringe (s. nebenstehende Abbild.) ansetzen zu dürfen, die von den Japanern selbst für sehr alt gehalten werden. Aus den chinesischen Annalen ist der Schluß gezogen worden, daß noch nach 3000 vor Christi Geburt nur Bronze im Gebrauch gewesen und Eisen erst ein paar Jahrhunderte später zur Einführung gelangt sei. Allein die volle Glaubwürdigkeit dieser Annalen geht nicht so hoch hinauf. Fragen wir die Dinge, die nahe zum Menschen gehören, also auch nur mit dem Menschen wandern, so gewinnen wir den Eindruck, daß China ursprünglich vieles mit den anderen asiatischen Kulturgebieten gemein hatte, und daß sein Kulturschatz hauptsächlich Bereicherungen von Südasien her erfahren haben dürfte. Wir erblicken das China der frühesten aufgezeichneten Geschichte im nördlichen und nordwestlichen Teile des späteren Großreiches. Von da rückt es langsam vor. Die Begründer Chinas wohnten auf den Höhen, stiegen in die Niederungen hinab, und dann ging „der Pflug seinen ruhigen Gang fort“. Das Hervortreten der mythischen Kulturheroen, die Sümpfe austrocknen, Kanäle bauen, den Ackerbau ausbreiten, versinnlicht die Schwierigkeit der Kultivierung des vorgeschichtlichen China und die Freude über die gelungene, vollbrachte Arbeit. In den tiefen Schwemmgebieten des Hoangho und Jangtsekiang, wo die Kanäle Netzwerke bilden, haben die Menschen ihre beckenförmigen Reisfelder ausgegraben, die ausgehobene Erde teils zu Dämmen und Wällen, teils zu größeren Plätzen, wo gegenwärtig die Wohnhäuser stehen, aufgeworfen und so das bewohnbare und bebaubare, das heißt ein ganz neues Land geschaffen.



Altertümliche Ohrgehänge und Halsschmuck der Japaner. (Aus der Sammlung des † Herrn v. Siebold in Wien.) Vgl. Text, S. 652.

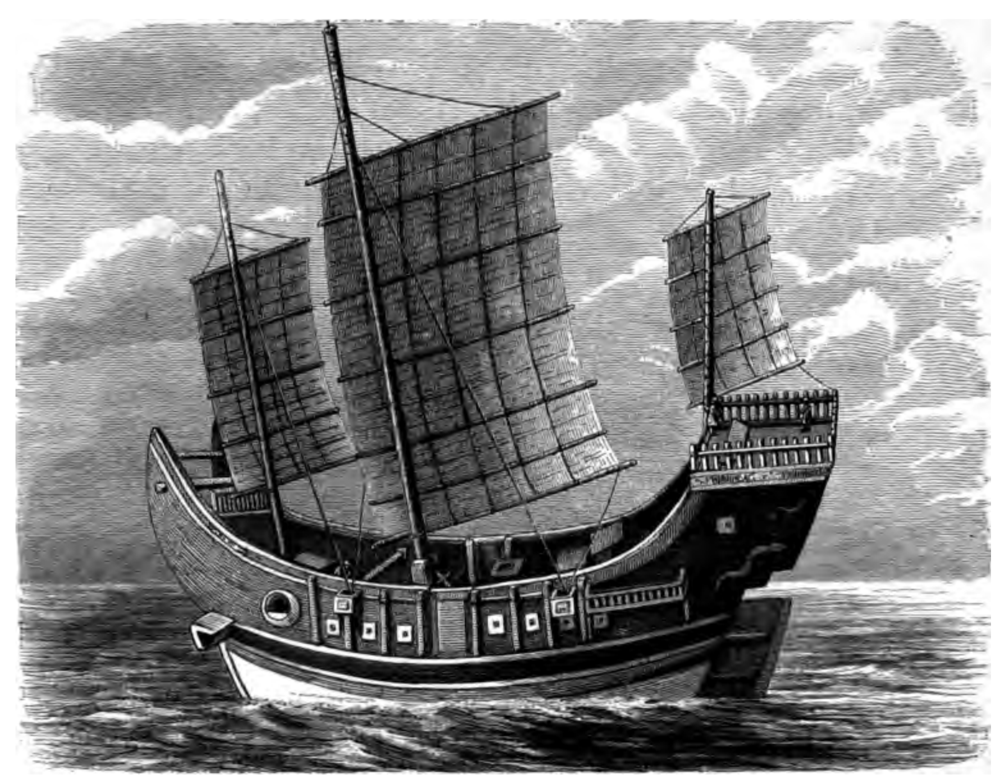
Das Leitmotiv der chinesischen Geschichte ist die langsame, weil auf Massendruck und Kulturüberlegenheit beruhende, siegreiche Ausbreitung des Volkes, seiner Sitten und Einrichtungen nach allen Seiten hin. Kein anderes asiatisches Reich hat seine Macht und, wo diese nicht hinreichte, seine Kultur und Sprache so ausgebreitet wie China. Erinnert man sich der Stellung Japans und Koreas, die man Tochtervölker der chinesischen Kultur nennen kann, zu China, so erscheint das Wort „China, das Rom des äußersten Ostens,“ berechtigt. Der Fortschritt

aus Nordwesten nach Süden und Westen läßt sich verfolgen: Völker werden ausgerottet oder in Massen nach dem Norden versetzt, zum größeren Teil aber durch den Einfluß der schon hoch entwickelten Kultur und der geordneten Regierung allmählich dem Chinesentum gewonnen. Mit Ausnahme Jünnans, der südlichen Mandschurei, eines Grenzstriches in der Mongolei und der Westhälfte von Setschuan umfaßte China bereits vor 2000 Jahren dasselbe Gebiet, das noch heute unter dem „eigentlichen China" verstanden wird. Die tibetanischen, barmanischen und siamesischen Völker, die sich in allen diesen Ländern (vgl. oben, S. 563 u. 634) bis auf den heutigen Tag erhalten haben, haben niemals vermocht, das Wachsen und schließliche Überwiegen des chinesischen Elements zu hindern, das in dem Kampf als ein echtes Kulturelement hervortritt. Straßen, Brücken, Schulen, Handel und Wandel sind seine Waffen, und blutigen Kämpfen weicht es soviel wie möglich aus, um durch Geduld und Schlauheit zu siegen.

Diese Methode hängt eng mit dem Wesen der Ostasiaten (auch Japan ist langsam von Kiusiu bis nach Jeso gewachsen) und den Naturbedingungen ihrer Existenz zusammen. Chinas Lage führte naturgemäß auf immer weiter greifende Kolonienbildung hin. Die schützende Grenzumwallung, die Fruchtbarkeit des Bodens und die günstigen Bedingungen des Verkehrs förderten das Anwachsen der Bevölkerung, deren Masse trotz vieler Rückschläge China früh die Möglichkeit gab, die ungestümen Wandervölker in ihrer Heimat aufzusuchen, zur Kultur zu erziehen und klug auseinander zu halten. Alle kräftigen und einsichtigen Regierungen stellten sich die Ausdehnung der Herrschaft über die jenseits wohnenden Nomaden durch Kriegszüge und ununterbrochene Koloniengründungen zur Aufgabe. Dabei wurden sie, wie jedes Volk, das eine Kulturgrenze gegen wilde Völker zu schützen hat, zu immer ausgreifenderen Schritten gezwungen, die der grübelnde Chinese bald in ein System von Militär- und Zivilkolonien brachte. Die Mongolen selbst waren, als sie zur Herrschaft gelangten, keine geringeren Koloniengründer als die früheren Kaiser und versetzten Tausende von Familien von einer Provinz in die andere. Ja, zur Expedition nach Japan verproviantierte Kublai-Chan seine Truppen durch eine Reihe von Kolonien, die er in Korea durch koreanische Familien anlegen ließ. Diese unter den Mingherrschern fortgesetzte innere Kolonisation trug zur Abschleifung innerer Verschiedenheiten des Chinesenvolkes wesentlich bei. Verdienten Koloniengründern wurden Denksteine gesetzt. Der Prozeß ging langsam, aber sicher. In dem bevorzugten Südwesten ist doch nur die östliche Hälfte, die zu den fruchtbarsten Ländern Asiens gehört, das eigentliche Setschuan (Vierstromland), schon seit 316 nach Christi Geburt, die westliche, hochgebirgige Hälfte erst allmählich seit Kanghis Zeit gewonnen. Die chinesische Volkssage erzählt von einem Kaiser, der Setschuan erobern wollte, als es noch von einem Mantse-Fürsten beherrscht war. Er ließ das Gerücht verbreiten, daß er zwei Kühe habe, die alles, was sie fräßen, in Gold verwandelten. Er ließ dem Mantse-Fürsten sagen, daß er sie ihm schenken wolle; sie seien aber zu zart, um auf ungebahnten Wegen zu gehen. Der Fürst ließ darauf die herrliche und schwierige Straße anlegen, die noch heute existiert, der chinesische Kaiser aber rückte ihm ins Land und unterjochte ihn: das ist die chinesische Eroberung der Grenzländer durch Handel, Wegebau und List.

Die chinesische Geschichte hat einen ausgesprochen binnenländischen Charakter. Nur die Mongolen und Tibetaner sind noch binnenländischer, so sehr, daß sie auf ihren eignen Flüssen die Chinesen zu Fährmännern haben. China hat immer mehr nach Asien hinein gestrebt, als auf die See und nach fernen Gestaden. Ob wohl immer der Spruch des Schi-King galt: Wenn ein König weise ist und die Tugend liebt, werden alle Fremden kommen und sich ihm unterwerfen? Sind in dem chinesischen Völkermeere, das sich immer einförmiger gestaltete, die Spuren meerliebenderer Völker, sei es indischer, sei es malayischer, untergegangen, denen wir in Japan und Hinterindien begegnen? Sicher ist, daß die südchinesischen Küstenvölker, die noch

heute fast allein die seewärts gerichtete Auswanderung Chinas speisen, deren Schiffe Marco Polo als die der Mangi (Mantse?) neben denen von Zaitun besonders aufführt, erst von Nordchina zur Abschließung gezwungen worden sind. Die Abschließung gegen die Fremdmächte ist ein Grundsatz, der zu irgend einer Zeit in Geltung kam und dann seinen Weg durch ganz Ostasien mit der weltgeschichtlichen Wirkung zurücklegte, daß er den Blick Asiens auf und über den Stillen Ozean erstarren machte und eine buddhistische Selbstversenkung ins Politische übertrug. Die Chinesen sind aber Vorgänger der Europäer im Handel und Verkehr Südostasiens gewesen. Magalhães fand chinesische Waren auf den Philippinen. Auch auf den

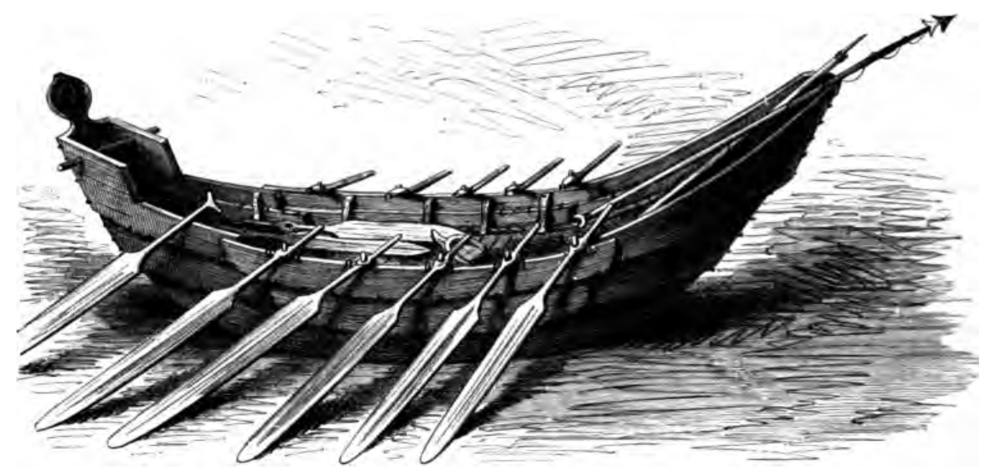


Eine chinesische Dschonke. (Nach einem Modell im Museum für Völkerkunde, Leipzig.) Vgl. Text, S. 674.

Marianen gab es Spuren älteren chinesischen Verkehrs. Zuñiga ist geneigt, wie die Igorroten von Luzon, auch gewisse Teile der Bevölkerung der Marianen auf Mischung mit Chinesen oder Japanern, wahrscheinlich schiffbrüchigen, zurückzuführen. Auf den Sunda-Inseln fanden die Europäer Chinesen, ja bis zur Küste Nordaustraliens reichen ihre Spuren. Makrisi wußte schon 1429 von chinesischen Schiffen in Aden und Dschidda, und Ibn Batuta sah chinesische Schiffe vor Kalikut. Anderseits scheinen Araber und Perser im 8. Jahrhundert in Kanton ansässig gewesen zu sein. Als die Portugiesen vor Malakka erschienen, fanden sie in den Chinesen Freunde und Helfer, wie Oliver van Noort 90 Jahre später an der Küste von Borneo. Noch 1712 kauften die Chinesen den Holländern selbst in Bandjermassing die ganze Pfefferernte weg.

Die Chinesen fahren mit schlechten Fahrzeugen die hinterindische Küste entlang in die Sundasee und nach den gold- und gewürzreichen Inseln. Mit der Hilfe der Monsune pflegen sie ja heute noch ihre Jahresreisen zwischen Hinterindien und China auszuführen. Sie haben starke Kolonien nach Hinterindien und den indischen Inseln ausgesandt und beherrschen zusammen

mit den Europäern und Arabern den Handel dieser Länder. An diese Auswanderung schloß sich seit den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts die nach Amerika und später, seit der Entdeckung der Goldfelder und dem Aufblühen des Kulihandels, die nach Australien. Man kann die Zahl der Chinesen außerhalb der Grenzen ihres Vaterlandes auf 3—4 Millionen schätzen, und sie ist überall, ausgenommen Australien und Nordamerika, wo sie gesetzlich beschränkt wird, in Zunahme begriffen. Singapur und Bangkok sind halbchinesische Städte, Manila chinesiert sich mit jedem Jahre mehr, und wandernde Chinesen als Handwerker und Hausierer gibt es in jedem Winkel des Archipels. Da sich die Gründe, die die chinesische Auswanderung befördert haben, ebenso wie die Verkehrserleichterungen nur verstärken werden, da die Nachfrage nach chinesischen Arbeitern, deren geringe Lohn-, Nahrungs- und Wohnungsansprüche bekannt sind, immer größer wird, so wird sich die Zahl der Auswanderer künftig immer erhöhen. Ritter hat die Meinung ausgesprochen, die Chinesen seien nicht kolonienbildend, weil das Gesetz den Auswanderern das



Ein Jagdboot der Aino. (Nach v. Siebold.) Vgl. Text, S. 648 und 653.

Mitnehmen von Weibern und Kindern verbiete. Aber abgesehen davon, daß bei den Kindern von Chinesen mit malayischen, mongolischen, mandschurischen Weibern die körperlichen und geistigen Merkmale des Vaters in der Regel stärker vorwalten als die der Mutter, scheint auch die Auswanderung von chinesischen Weibern thatsächlich zuzunehmen. Nach der Mongolei und Mandschurei ist die Familienauswanderung geradezu häufig geworden.

Bis zum Beginn unserer Zeitrechnung kannte man nur zwei bedeutendere Handelsstraßen aus China nach Westen: die südliche durch Tibet nach Indien, die andere über den Kuku-Nor und Kaschgar nach den Pamir und Baktrien. Seit dem Aufblühen der innerasiatischen Kolonien Chinas geht eine dritte Straße, mehr Heerstraße als Handelsweg, über Hami und das Himmelsgebirge und nördlich davon über Kuldscha zum Ili. Von Indien und Baktrien aus verbreitete sich die Seide nach Westen. Wir finden sie in Babylon (Jesaias scheint Chinesen zu erwähnen, die Seide brachten) und selbst in Jerusalem. Zwar erzeugt auch Indien Seide, aber im Mahâbhârata ist auch schon von fremder Seide die Rede.

Der unmittelbare Verkehr Chinas mit dem Abendland ist niemals mit dem nach Süden und Osten zu vergleichen gewesen; es liegt darin die weltgeschichtliche Thatsache der Sonderentwickelung der zwei größten Kulturgebiete der Erde. Ritter hat sich vielfach mit dem Gedanken beschäftigt, wie der Gang der Kulturgeschichte anders geworden wäre, wenn sich das chinesische und das römische Kaiserreich inniger hätten berühren können. Hätten

nicht die Magnetnadel, das Papier, der Plattendruck, das Pulver (von Porzellan und anderem zu schweigen) früher nach Westen wandern können? China hatte einst mehr zu bieten als im Beginn der Erschließung im 16. Jahrhundert. Das Christentum in der nestorianischen Form, der Islam, das Judentum (über Persien), die ganze Summe der Ergebnisse der abendländischen Kulturentwickelung sind von Westen her nach China gebracht worden. China hat dafür Thee, Seide, einige Gewerbserzeugnisse und seltsame Kunstgegenstände, die weniger als die japanischen auf die abendländischen Kunstanschauungen gewirkt haben, geboten. Ein innigerer Verkehr als je vorher ist aber nun angebahnt; und man ahnt bereits, daß sich kein Kontakt zweier großer Kulturgebiete einst wirksamer erweisen wird als der des Abendlandes mit diesem äußersten Morgenlande, mit Ostasien, „diesem gewaltigen Herde von Thätigkeit, diesem unerschöpflichen Strome fleißiger Menschen, diesem großen, sparsamen, nüchternen, geduldigen, unermüdlichen Volke". (Michel Chevalier.) Und wir setzen hinzu: mit der Kultur, die unter allen asiatischen Entwickelungen der unsrigen immer noch am nächsten steht.

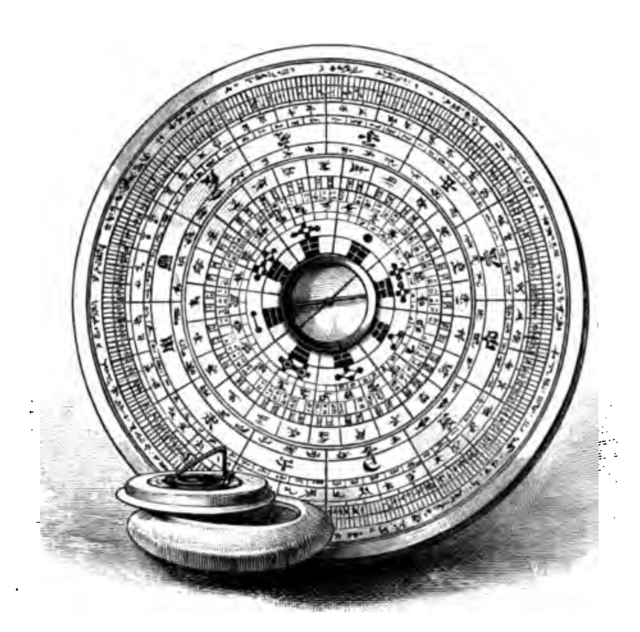


Ein Tributboot der Aino. (Nach v. Siebold.) Vgl. Text, S. 648 und 653.

China bedarf der Erneuerung, denn es befindet sich gegenwärtig in einer Periode des Verfalles. Jeder Schritt bietet Gelegenheit, die jetzige Armut und Trägheit des Volkes mit seiner früheren besseren Lage zu vergleichen. Die Zeiten sind vorbei, wo — es sind kaum 100 Jahre — Staunton die Größe und die Dauer des chinesischen Reiches als den erhabensten Gegenstand für menschliches Nachdenken bezeichnete. Die Überreste öffentlicher Prachtbauten von Städten und Dörfern zeugen von einem glücklicheren Zeitalter. Ende der sechziger Jahre war unter der unmittelbaren Nachwirkung verheerender Bürgerkriege das herrliche Nanking fast menschenleer. Peking ist fast nur noch der Schauplatz eines fortdauernden Verfalles. Als innere Ursachen mögen die erstarrten Formen der Regierung und Religion gelten; aber die Aussaugung des Bodens, die Verschlechterung des Klimas (die Regen werden heftiger und weniger häufig), die Entwaldung, die schlechten Verkehrswege, die Übervölkerung besonders einiger nördlicher Provinzen sind auch nicht außer acht zu lassen. Dem Opiumrauchen sind in manchen Teilen 90 Prozent der erwachsenen Bevölkerung verfallen. Dem allen setzt China seine Volksmasse entgegen, deren Größe, in die Grenzen eines einzigen Reiches gefaßt und von derselben Kultur durchdrungen, beispiellos in der Geschichte dasteht. Auf ihr beruht zunächst die Hoffnung Chinas, des zählebigen.

Japan ist nach seiner Kultur eine echte Kolonie von China, hat sich aber dabei politisch und wirtschaftlich immer so selbständig erhalten, daß die Chinesen bei aller Grundverwandtschaft niemals in dem Inselreich irgend ein politisches oder Handelsübergewicht erlangten. So bietet

Japan ein Bild zwiespaltigen Verhaltens: gegen die Fremden abgeschlossen, dabei aber eindrucks- und aufnahmefähiger als irgend ein anderer mongolischer Stamm. Das Ideal des Staates für alle Ostasiaten, die insulare Abgeschlossenheit und ruhige Entwickelung, hat Japan von Natur. Die frühesten Einflüsse Chinas auf Japan liegen in demselben Dunkel wie die ganze ältere japanische Geschichte. Japan schickte im 3. Jahrhundert nach Christi Geburt Gesandte nach Korea, um unterrichtete Männer zu suchen, und diese brachten mit sich den Onin oder Vonin, einen weisen Mann aus chinesisch-kaiserlichem Stamm, der die Schrift und Kultur seines Landes lehrte. Die dankbaren Japaner zollten dem Vonin späterhin göttliche Verehrung. Dieser plötzlich wirkende chinesische Einfluß ist sicherlich mythisch. War Japan das fabelhafte Fusan, dann war es in China frühe bekannt. Aber der Kulturzustand der Japaner war überhaupt, ehe sie in die chinesische Schule kamen, durchaus nicht so niedrig, wie ihre mythische Geschichtschreibung will. Wir finden in dem japanischen Kulturbesitz Dinge, die nicht auf China zurückführen. Es ist sogar fraglich, ob der chinesische Einfluß überall einen Fortschritt bedeutete. So scheint der chinesischen Schrift in Korea und Japan eine ältere vorangegangen zu sein, ähnlich der heutigen Buchstabenschrift Koreas; die Japaner nennen sie „Göttliche Zeichen". In der Überlieferung erscheint sogar am ersten Anfang eine Knotenschrift. Der Buddhismus wurde wahrscheinlich 543 n. Chr. eingeführt; die Lehre des Konfuzius soll viel früher nach Japan gekommen sein. Ausleger des Konfuzius waren als „Hofchargen" am Hofe des Schogun zu finden. Auch enthält die japanische Sprache chinesische Wörter, aber nicht mehr als der Koran arabische verbreitet hat. Die meisten chinesischen Kultureinflüsse kamen nach der Überlieferung über Korea nach Japan. Die Einrichtung der inneren Verwaltung, die selbst in den Namen der verschiedenen Beamten chinesische Spuren nicht verleugnet, ebenso wie die medizinischen Begriffe und Arzneimittel sowie eine größere Anzahl von gewerblichen Kenntnissen weisen auf China hin. Später wuchs allmählich die Abschließung nach so langer fruchtbringender Verbindung. Seitdem der große Schogun Taikosama 1592 mit Korea und China einen ergebnislosen Krieg führte, waren die beiden ostasiatischen Kulturreiche nicht mehr in thatsächlichen Konflikt gekommen, hatten sich aber immer weiter gesondert, wiewohl sich ihre Wege an manchen Punkten, von Sachalin bis nach Formosa herab, kreuzten, bis das überquellende Kraftgefühl des europäisch-nordamerikanisch verjüngten Japan den jüngsten Zusammenstoß herbeiführte, der die Morschheit Chinas so plötzlich enthüllte.



Chinesische Kompasse, nach europäischen Mustern. (Ethnographisches Museum in München.) Vgl. Text, S. 674.

Dieses Japan griff einst ganz anders aus als in den Jahrhunderten seiner Abschließung; ihm scheint früher sogar ein regerer Trieb in die Ferne eigen gewesen zu sein als China. Die Japaner haben mit China, Kotschinchina, Java, Kambodscha gehandelt. Auf den Philippinen

erschienen sie noch am Ende des 16. Jahrhunderts; und die Niederländer fanden eine japanische Niederlassung in Kescho (Annam). Japaner sollen im 17. Jahrhundert in siamesischen Diensten gefochten haben. Als unter den Mongolen und den Ming China seinen Unterthanen verbot, zu Handelszwecken weite Seereisen zu machen, schmuggelten und raubten die Japaner bis hoch in die schiffbaren Flüsse hinauf und bildeten eine Landplage, wie im frühmittelalterlichen Deutschland die Normannen. Hing damit oder mit dem Wunsche, sich politisch abzuschließen, das Verbot des Baues anderer Schiffe als für den Küstenhandel zusammen, das im 17. Jahrhundert die größeren Expeditionen lahm legte, selbst die Liukiu-Inseln verlieren und Formosa in die Hände

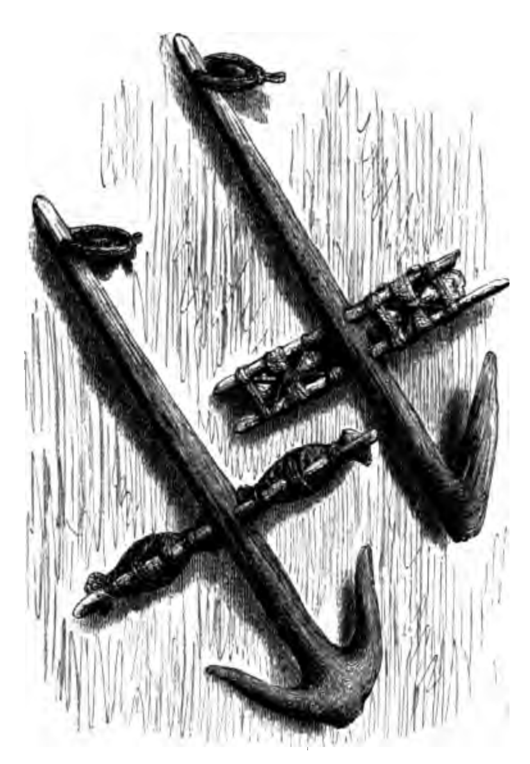


Zugang zu den Kaisergräbern bei Schehol. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 548 und 674.

der Chinesen übergehen ließ? Die Japaner haben auf amerikanische Beziehungen hingewiesen, da oft ihre Schiffe an die nordwestamerikanische Küste verschlagen wurden. Über die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit solcher Beziehungen vgl. Bd. I, S. 143 und 152.

Grundzug der japanischen Außengeschichte ist bis zum Kriegsjahr 1894 herab die nahe Verbindung mit Korea. Japans Geschichte in älteren Zeiten ist überhaupt gar nicht auf die Inseln zu beschränken, sondern begreift Teile von Korea in sich. Korea hat immer in irgend einer engeren, wenn auch nicht immer friedlichen Beziehung zu Japan gestanden. Wiederum hat sich, wie vor 300 Jahren, eine beträchtliche Handelskolonie auf koreanischem Boden niedergelassen, diesmal ausgerüstet mit europäischen Kulturmitteln, so daß Japan als Träger abendländischer Verbesserungen erschien. Politische Beziehungen innigerer Art konnte es bei dem eigentümlichen Verhältnis Koreas zu China nicht geben; Koreas Geschenke an Japan waren seit dem erfolglosen Kriege Taikosamas (1592) nur noch Freundschaftsbezeigungen und beruhen auf Gegenseitigkeit. Energischer hat China auf das kleine Halbinselreich gedrückt. Korea ist seit

zwei Jahrtausenden ein China unterworfener, tributzahlender, aber innerhalb dieser Grenzen selbständiger Staat. In den letzten Jahren hatten sich die Chinesen ihres alten, formellen Zusammenhanges mit Korea erinnert und eine vermittelnde Stellung zwischen Korea und den europäischen Mächten eingenommen. Zuerst mit Erfolg. Einst trennte ein neutraler Grenzstrich von 7—12 deutschen Meilen Breite die beiden Gebiete voneinander. Am chinesischen Eingang, wo bei Todesstrafe die Besiedelung versagt war, lag das Thor Kaolimön, ein kleines Wachthäuschen mit einer Durchfahrt für einen chinesischen Karren. Der Verkehr war hier nur im 3., 5., 9. Monat (April, Juni, Oktober) gestattet. Die Hungersnot von 1877 trieb eine Menge armer Chinesen aus Petschili und Schansi nach der Mandschurei und hat die Auffüllung dieses Grenzstriches befördert.



Hölzerne, steinbeschwerte Anker der Aino. (Nach v. Siebold.) 1/4 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 653.

Tiefer scheinen in neuerer Zeit die nichtpolitischen chinesischen Einflüsse nicht gedrungen zu sein. Und doch ist die Kenntnis der chinesischen Sprache in der koreanischen Bevölkerung nicht selten und die der chinesischen Schriftzeichen sogar allgemein. Den ersten Unterricht bietet der koreanischen Jugend das chinesische „Buch der tausend Charaktere“. Korea ist gleich China und Japan ein vorwiegend reisbauendes, wegen des gebirgigen Bodens aber nicht sehr fruchtbares Land. Korea führt nach China Häute, Felle, Ginseng, Seide von wilden Würmern, Seidenzeug, Papier, Metalle aus und empfängt hauptsächlich Erzeugnisse der chinesischen Industrie und des chinesischen Ackerbaues. Korea beweist seine geistige Abhängigkeit von China, indem es alljährlich den Pekinger Kalender feierlich abholen läßt. Als die Franzosen den Hanjang rekognoszierten, fanden sie auf der Insel Kanghao neben einer Masse von Waffen eine Bibliothek chinesischer Werke und eine Karte von China. In Korea ist die Lehre des Konfuzius tief eingewurzelt, während sich die des Buddha freier in Japan entfaltet hat.

Auch Korea erblühte also wie Japan als Kulturkolonie Chinas, ist aber politisch und ethnographisch, wiewohl dem großen kontinentalen Reiche näher, weit hinter ihm geblieben. Nachdem Korea seine Kriege mit Japan und China geführt hatte, schloß es sich wie Japan nach außen so ab, daß, als der Verkehr mit Japan wieder aufgenommen ward, nur elende Fischerkähne wie die der Aino (s. Abb., S. 644 u. 645) in ganz Korea zu finden waren. Konsequenter als in Japan wurde die Absperrung hier durchgeführt. Darum hieß Korea das unter allen Barbarenländern mit Anstand und Tugend gesegnetste. Der japanische Gesandte Kaidzu erzählt, es ständen im Lande herum Steine, worauf ein Erlaß eingehauen sei, mit den Fremden nicht zu streiten. „Wenn die Enkel auch solches halten, so wird Korea immer dem koreanischen Volke gehören.“ Unser Interesse an Korea und den Koreanern beruht zu einem großen Teil darauf, daß nur durch solche versteinernde Abschließung das alte China, wie es vor der mandschurischen Herrschaft war, in Korea erhalten ist; auch das Chinesisch der Koreaner steht dem altertümlichen Südchinesischen näher.

Im Norden der ostasiatischen Kulturgebiete haben sich zwei Völkerreste erhalten, die in verschiedener Weise am Aufbau der Nationen und Reiche von China und Japan beteiligt sind. Ihre zurückgeschobenen und eingeengten Wohnsitze liegen im Amurgebiet und den vorgelagerten Inseln. Als die Russen um 1650 an den Amur kamen, fanden sie eine Waldeinöde, wo tungusische Jäger streiften. Erst Kanghi gründete eine Ansiedelung von mandschurischen und chinesischen Soldaten an der Mündung der Seja. Die Russen hatten unterdessen eine energischere Kolonisation ins Werk gesetzt, die die 20,000 Tungusen rasch zurückzudrängen schien. Doch sind Klima und Bodenverhältnisse ihren Unternehmungen ungünstiger, als man glaubte. So sind bis heute die Jägervölker wesentlich im Besitz geblieben. Ihr zivilisierter Ast sind die heutigen Herrscher Chinas, die Mandschu, die ursprünglich am Songari und seinen Nebenflüssen saßen. Den äußersten Nordosten des Landes bewohnen die Giljaken (s. Abbildung, Bd. I, S. 637) im Delta des Amur und den angrenzenden Küsten des Ochotskischen Meeres; ihnen scheint auch die Nordhälfte von Sachalin gehört zu haben. Die Aino haben die Südhälfte dieser Insel und zugleich den südöstlichsten Teil des Amurlandes, Jeso und die Kurilen inne. Daß sich die Bevölkerung dieses Gebietes einst in anderen Kulturverhältnissen befand als zur Zeit ihres ersten Zusammentreffens mit den Europäern, wo offenbar China und Japan bereits eingewirkt hatten, beweisen zahlreiche prähistorische Spuren am unteren Amur und auf Sachalin, Geräte aus gewöhnlichem Stein und aus Feuerstein, von ähnlichen Formen wie die europäischen. Der Feuerstein muß von außen gekommen sein; auch die Werkzeuge aus Obsidian geben Zeugnis von Beziehungen zu den Bewohnern Kamtschatkas oder der Kurilen. Man findet auch eine Menge Scherben von einfachen Thongefäßen, Reste menschlicher Wohnungen: rund in die Erde gegrabene Höhlen, ähnlich den Wohnungen der Kamtschadalen, und in der Nähe Knochen von Bären, Hunden und anderen Tieren, wie heute in der Nähe von Ainohütten.

Die in der heutigen Mandschurei einst bis an das Gelbe Meer ansässigen älteren Mandschu treten in den chinesischen Annalen als bewegliche Völker auf, die Methoden und Mittel des Nomadismus von den Mongolen erworben, vielfach wohl auch Mischungen mit diesen erfahren hatten, deren Ausläufer bis in das Amurbecken reichen. Mongolen sind sie darum nicht geworden. Der Fortschritt und Erfolg der chinesischen Kolonisation in der Mandschurei ist vielmehr dem Umstand zuzuschreiben, daß die Mandschu roh, aber einfach und gutmütig sind. Man hat ihre Gelehrigkeit und Anpassungsfähigkeit der der Japaner verglichen. Das Volk der Jutschi, dessen Fürsten auf den Trümmern des Khitanreiches ihr Reich errichteten, scheint schon Nachgiebigkeit gegen chinesische Kultur gezeigt zu haben. Als mit der mandschurischen Eroberung Chinas ein wahrhafter Austausch von Völkern einsetzte, da sanken die weitherrschenden Völker so rasch in das Dunkel eines geschichtslosen Jäger- und Nomadenlebens zurück, daß man nicht einmal den Zusammenhang der späteren Mandschu mit dem gefallenen Volke der Jutschi kennt. Man sieht, daß sich vorher schon chinesische Elemente in die Völker jenseits des Liaoho verpflanzt hatten; dies mag den raschen Gang der Verchinesung mit erklären. Wurden doch schon im 10. Jahrhundert, als in der südlichen Mandschurei das Khitanreich entstand, das späterhin einen großen Teil von China in sich aufnahm (Kathai), zahlreiche Chinesen, meist Kriegsgefangene, als Kolonisten nach der Mandschurei verpflanzt.

Als sich die tungusisch-mongolischen Erobererhorden als Mandschu um 1644 in China festgesetzt hatten, begann sogleich ein zweifacher Auswanderungsstrom: der Mandschu nach China und der Chinesen nach der Mandschurei. Er hat die Wirkung gehabt, daß die Mandschu als Sondervolk in raschem Verschwinden begriffen sind, die Mandschurei dagegen mit 10—11 Millionen Chinesen erfüllt ist. Das Land, in seiner südlichen Hälfte an Fruchtbarkeit noch dem nördlichsten China gleich, hatte einen großen Teil seiner Bevölkerung verloren, der

der Sonne der neuen Dynastie in China nachzog. Die Regierung half nun der Kolonisation durch große Strafkolonien nach. Noch jetzt unterscheidet man die Nachkömmlinge von Leuten aus Jünnan, die nach dem Scheitern des Aufstandes verbannt wurden und Land erhielten, zum Teil unter der Belastung, Poststationen mit Pferden für den kaiserlichen Kurierdienst zu unterhalten. Die Mandschu wurden immer weiter nach Norden gedrängt, soweit sie nicht Mischungen mit den Kolonisten eingingen, denen seit 1887 das Land ganz geöffnet ist. Schon vor 30 Jahren waren in der Gegend von Mukden rein mandschurische Orte selten geworden. Die Chinesen haben sich in die einflußreichsten Stellen zu drängen gewußt. Nur die Aristokratie hat sich Vorteile im



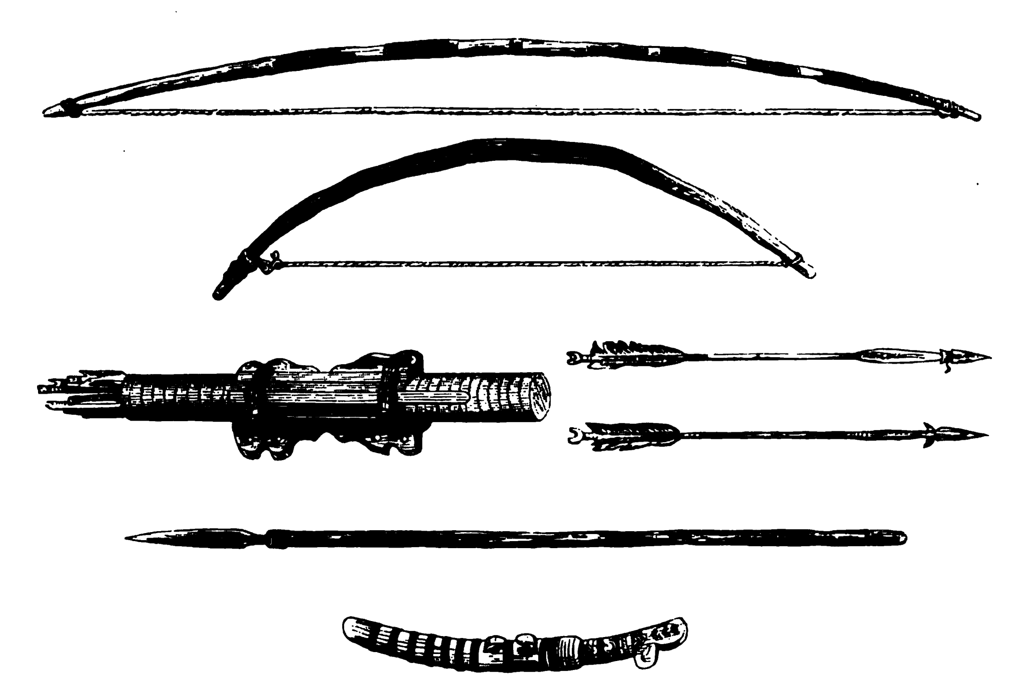
Ainohütte mit Gestellen zum Fischetrocknen. (Nach Photographie des † Herrn v. Siebold in Wien.) Vgl. Text, S. 653.

Grundbesitz und in der Verwaltung gewahrt, so daß die Ausdehnung der von Mandschu steuerfrei besessenen Ländereien den Unwillen der Chinesen erregt. Aber diese Aristokraten haben Chinesisch gelernt und schicken ihre Kinder in die chinesischen Schulen, die von den Einwanderern gegründet und mit Lehrern gut versorgt werden. Die Mandschu denken an dergleichen nicht. Es ist bezeichnend für alle mandschurischen Städte im Norden von Mukden, daß die eigentliche Stadt mehr ein Kastell ist, das fast nur von Soldaten und Beamten bewohnt wird, während die Vorstädte aus Holzhütten bestehen. Die Dörfer sind durchschnittlich kleiner als die Chinas.

In der Freiheit von den Fesseln der patriarchalischen Regierungen auf beiden Seiten haben sich in der russisch-chinesischen Grenzzone Völkerverhältnisse ganz eigner Art herausgebildet, die in ostasiatischer Abwandlung die Unabhängigkeit und Gesetzlosigkeit des Far West Nordamerikas wiederholen. Ja, neuerdings hat sich aus den Arbeitern der ungesetzlichen Goldwäschereien und anderen Desperados ein ganzes Räubervölkchen, die Chunchusen, gebildet, das,

verwegen und vorzüglich bewaffnet, mit den ansässigen Chinesen (Mantzen) in einer bedenklichen Verbindung steht, indem diese die Hehler und Verberger, die Spione, Proviantzuführer und Kaufleute machen. Bis heute sind die Russen diesem Übel nicht an die Wurzel gekommen, weil es jenseits der Grenze, wo es nicht mit gleicher Energie verfolgt wird, immer wieder Schlupfwinkel und Rekruten findet. Sie haben nur die Einwanderung der Chinesen nach Ostsibirien erschwert, die bedrohliche Dimensionen annahm.

Die Grenzen der chinesischen Expansion nach Norden liegen am Meer und am Rande der Urwaldwüsteneien, die vom unteren Ussuri und Songari an das Amurland bedecken. Wenn sie je in jene düsteren Regionen vordrangen, so war es nicht die abenteuerlich reizende Jagd auf Pelztiere, die die Russen durch ganz Nordasien geführt hat, sondern ein so jämmer-



Bogen, Pfeile, Köcher und Jagdmesser der Aino. (Nach v. Siebold.) Vgl. Text, S. 653.

liches Geschäft wie die Wurzelgräberei. Und wo sie am Meere siedelten, fesselte sie die Einsammlung von Holothurien und Algen. Dabei haben sie nie ihre Hand auf Sachalin gelegt, solange sie den Amur beherrschten. Unmittelbar vor dessen Mündung hätte Sachalin den Chinesen schon lange als sein Zubehör wünschenswert und als sein Schutz notwendig erscheinen müssen, wenn ihre Kolonialpolitik so energisch und weitblickend wäre, wie sie klug und zäh ist. Wohl versuchten sie eine Oberherrschaft über die Aino von Sachalin zu üben: doch besaßen sie keine ständige Niederlassung auf der Insel. Die Japaner unterhielten dagegen, als die eigentlichen Herren der Aino, seit langem eine feste Ansiedelung auf dem südlichen Teil der Insel.

Die ersten Europäer fanden japanische Waren bei den Aino auf Jeso, Sachalin und den Kurilen. Japanische Erzeugnisse kamen über Jeso Ende des vorigen Jahrhunderts nach St. Petersburg. Wir wissen auch aus japanischen Quellen, daß die Kurilen, von denen 1875 nur noch fünf bewohnt waren (auch Sachalin hat höchstens noch 2000 Aino), früher Biber- und Fuchsfelle, Riemen aus Seehundsfell, Federn zu Pfeilen und anderes mit Japan für Manufakturwaren,

Seidenzeug, Porzellan- und Eisengeschirr tauschten. Auch Jeso, das eigentliche Aino-Land der Japaner, ist durch die klimatischen Verhältnisse zu dichter Bevölkerung nicht geeignet. Die Zahl der Aino wurde hier von Kreitner 1881 auf 27,000 angegeben; die Gesamtzahl der Bevölkerung der Insel betrug aber 1891: 294,000! Die Aino, die in den siebziger Jahren in Saporo noch die Küste berührten, sind jetzt von einem Kranze japanischer Siedelungen umgeben. Geschichte, Dichtung, Malerei und Bildhauerkunst, selbst der Roman sind sich in Japan ganz klar über die Bevölkerung, die der heutigen voranging. Der starke, muskulöse, haarige Körper des Aino, sein langer, tiefschwarzer Bart, sein wildes Haar, seine rohen Sitten sind ein Lieblingsgegenstand der Darstellung. Er steht in der Phantasie der Japaner als der Vertreter eines früheren, roheren Zustandes der Menschheit.[1] Das Bewußtsein, ganz anders zu sein, läßt diese Vorfahren mit einem gewissen spielenden Humor betrachten, der nicht ganz frei von Selbstgefälligkeit ist. Ihre Verbreitung in Nordjapan, wo sie noch in geschichtlicher Zeit (vom 2.—11. Jahrhundert n. Chr.) zurückgedrängt wurden, deutet an, daß sie einst weiter nach Süden reichten. Selbst die Oso Kiusius werden auf Aino gedeutet. Die steinzeitlichen Reste haben allerdings bisher nichts charakteristisch Ainohaftes geboten: sie könnten ebensogut polynesisch sein, wie man es in Japan selbst schon ausgesprochen hat.

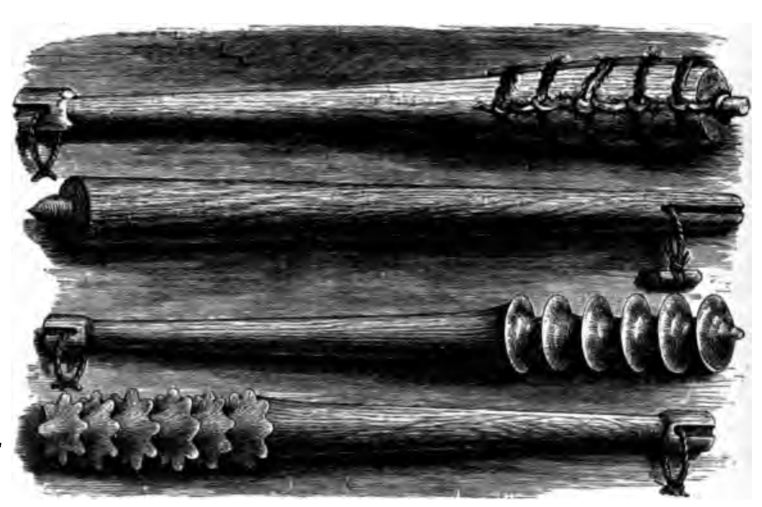
Ohne Zweifel unterscheiden sich die Aino körperlich von den Japanern, scheinen aber in sich selbst nicht vollkommen einheitlich gestaltet zu sein. Ein Typus soll kleiner gewachsen und wesentlich mongoloid sein, ein anderer, höher gewachsener (bis 1,72 m) den kaukasischen Rassenmerkmalen sich nähern. L. von Schrenk u. a. sehen in dieser Verschiedenheit die Mischung von Mongolen mit langschädeligen „Paläasiaten“. Die Körperfarbe ist dieselbe wie bei hellen Japanern. Man trifft echt mongolische Physiognomien neben vollkommen kaukasischen. Die so viel besprochene starke Behaarung ist kein durchgreifendes Rassenmerkmal. Sie ist stärker als bei Europäern, deshalb noch viel stärker als bei Japanern, wurde aber gerade deshalb von Japanern stark übertrieben. Spanberg nannte die Aino „über und über behaart“ und spricht von ihrer „haarigen Haut“, durch die sie sich von den Kurileninsulanern unterscheiden sollten. Man kann Aino-Ähnlichkeiten, außer auf den Kurilen und Sachalin, am unteren Amur und auf der Südspitze von Kamtschatka verfolgen. Sprachlich hängen die Aino am engsten mit den Golden und Giljaken am unteren Amur zusammen, an deren den altjapanischen verwandte Ornamentmotive die der Aino deutlich anklingen. Die hervortretenden Charakterzüge der Aino sind Gutmütigkeit und Ehrlichkeit. Es fehlt an Fleiß, nicht aber an geistiger Begabung. Der Schmutz ist außerordentlich.

Bei den Ainofrauen ist Tättowierung allgemein. Ein Querstreif über den Nasenrücken, der die Augenbrauen verbindet, entstellt viele Gesichter. Ausnahmslos werden Hände und Arme tättowiert, die Arme jährlich ein Stück, bei den Mädchen bis zur Verheiratung. Als Tättowierungswerkzeuge dienen japanische Rasiermesser. Männer rasieren von der Zeit der Mannbarkeit an den Vorderkopf; beide Geschlechter tragen Ohrenlocken. Die japanische Sitte, die Augenbrauen zu rasieren und die Zähne zu schwärzen, kennen die Aino nicht. Weiber tragen Kopfbinden, Männer bei festlichen Gelegenheiten eigentümliche Kronen aus Rinde mit angehängten, geschnitzten Bären- und Eulenköpfen, Bärenklauen 2c. Große silberne oder zinnene Ohrringe, silberne Halsgehänge (s. Abbildung, S. 641) und manchmal auch um den Arm gelötete Messingspangen bilden den Schmuck der Frauen. Die Kleider bestehen in der warmen Jahreszeit aus selbstgewobenem Ulmenbastzeug, im Winter aus Fellen: ein langer Rock, dar-

[1] Den Namen Aino deutete Pfizmaier als Bogenmänner, Satow volksethymologisch als eine Verachtung ausdrückende Korruption von Hund (inu). Früher hießen sie bei den Japanern Ebisu und Emishu (Barbaren), auch einfach Jeso.

unter eine Jacke, enge Beinkleider und Schuhe aus Fell oder Lachshaut. Die Männer gürten beim Ausgehen einen Fellriemen um, worin beständig ein Dolchmesser mit Holzgriff und in Holzscheide steckt. Während die Kinder in den Hütten ganz nackt gehen, hegen die Erwachsenen große Furcht, vom Himmel nackt gesehen zu werden. Die Festgewänder, besonders die der Männer, sind eigentümlich mit gestickten Mustern verziert, in deren Ausführung die Frauen Geschicklichkeit und Geschmack beweisen. Zu der Festkleidung der Männer gehört ein mit Figuren aus blauem Baumwollenzeug und mit roten und weißen Fäden benähter, länglicher Schurz, der am Gürtel befestigt wird. Der Bräutigam schenkt der Braut ein Festgewand und große silberne Ohrringe. Abgelegte japanische Prachtkleider werden nach Jeso verkauft.

Die Aino schießen vergiftete Pfeile von kleinen knorrigen Eibenbogen, wobei sie eine andere Art von Bogenspannung anwenden als die Japaner, und bewehren damit ihre armbrustähnlichen Pfeilfallen. Das Gift war von der Wurzel des japanischen Eisenhutes genommen und sollte angeblich einen angeschossenen Bären in 10 Minuten töten; die japanische Regierung wirkt seiner Verwendung entgegen. Die Pfeilspitzen bestehen in der Regel aus Bambus, werden aber auch aus den Messingköpfen japanischer Tabakspfeifen gehämmert. Die Köcher sind hölzern, mit Rinde überzogen und gleichen Federrohren (s. Abb., S. 651). Schwerter, öfter aus Holz als aus Eisen, scheinen aus Japan zu den Aino gebracht worden zu sein.



Keulen der Aino. (Nach v. Siebold.)

Die Hütten der Aino (s. Abbildung, S. 650) sind in der Regel auf kurze Pfähle gestellt, geräumiger und bequemer als viele Hütten japanischer Bauern. Das Fachwerk der niederen Wände ist innen und außen mit Binsen verkleidet, ebenso das hohe, steile Dach. An den Wänden befinden sich erhöhte, fellbedeckte Lagerstätten, in der Mitte in viereckiger Vertiefung ein Feuerherd; es fehlt nicht an kleinen Fenstern und einer Thür, die durch einen dunkeln, bedachten Vorbau ins Freie führt. Die Lampe aus Muschelschale mit Baumwollendocht erinnert an die der Eskimo. Feuer wird heute mit Stein und Stahl angemacht; als Zunder dient faules Holz. In der Nähe der Wohnhütte findet sich die Vorratshütte, die in derselben Gestalt auf den Bonin- und Liukiuinseln vorkommt. Gerätschaften und Gefäße scheinen meist rohe Nachahmungen japanischer Vorbilder zu sein. Auf der größten der Kurilen, Etorofu, ist die größte Geschicklichkeit in Schnitzarbeit zu finden. Töpferei, Metallbereitung, Schmieden sind den Aino unbekannt. Was sie von Metall benutzen, führt Japan ihnen zu. Die Boote der Aino (s. Abbildungen, S. 644 u. 645) bestehen aus ausgehöhlten Baumstämmen, auf deren Seiten Bretter aufgesetzt werden. Der Anker ist ein mit Steinen beschwerter Holzhaken (s. Abbildung, S. 648). Zum Fischfang dienen Angeln, Netze, Harpunen mit vergifteten Messingspitzen. Alle Bezeichnungen der Lindenbast-Netze und der Werkzeuge zu ihrer Herstellung sind japanisch. Ergiebig ist der Fischfang in

den Flüssen, die im Lachs eine fast unerschöpfliche Nahrungsquelle besitzen, und an den Küsten ist der Reichtum so groß, daß in der Fischzeit eine wahre Völkerwanderung von der Hauptinsel Japans nach Jeso zieht, um mit Fischfang und -Zubereitung und Thrankochen gewinnreiche Wochen zuzubringen. Ebenso wie Jeso, sind auch Sachalin und die Kurilen-Inseln für Japan besonders wichtig als Fischereigebiete. Die Jagd ist für die nördlichen Aino und die des Gebirges die Nahrungsquelle. Kreitner bezeichnet vier Fünftel der Insel als bewaldet und schätzt die Zahl der jährlich getöteten Bären auf 50,000 (!). Der Jagd dient auch das einzige Haustier: der große gelbzottige Hund. Die Hunde der Insel-Aino, deren Größe die Japaner rühmen, sollen denen nahe verwandt sein, die die Schlitten der Aino am unteren Amur ziehen. Sie werden zur Jagd und beim Fischfang auf Flößen verwendet.

Auf Jeso ist Ackerbau noch möglich; aber mit Ausnahme der weiten Ebene von Satsuporo finden sich angebaute Landstrecken nur an der Küste. Die dichten, durch reichliches Unterholz und Schlingwerk verflochtenen Urwälder sind schwer zu lichten. Gegenstände des Anbaues sind hauptsächlich Hirse und Tabak, auch Bohnen, Gurken, Kürbisse und Rüben. Das Ackergerät ist einfach: der grabscheitartige Pflug aus Holz verdient kaum seinen Namen. Die Hirse spielt in der Nahrung der Aino annähernd die Rolle wie der Reis bei den Japanern; dazu genießen aber die Aino Fleisch und Fische in größeren Quantitäten als die Japaner. Eine eßbare Alge, angeblich Seegras, wird unter ihren Leckerbissen genannt, ferner Pilze. Ihren Tribut an Japan zahlten sie früher in Fellen und Fischen. Auch wird mit großer Vorliebe eine fette Thonerde gegessen, die mit den Zwiebeln einer wilden Lilie gewürzt wird.

Das Weib steht bei den Aino in größerem Ansehen als bei den Japanern und Chinesen. Kein Mann darf sich vor dem 21. Jahre verehelichen, und immer muß er die Erlaubnis des Häuptlings besitzen. Polygamie soll nur bei Häuptlingen vorkommen. Erbsohn ist, wen der Vater wählt. Gastfreiheit und Höflichkeit verschönen und erleichtern das Leben, das in zahlreichen Reisbranntwein-Gelagen der Dorfgenossen gipfelt. Von einem eigentlichen Staatswesen scheint nicht die Rede gewesen zu sein, ehe sich Japan hier Vasallen schuf. Von den schriftartigen Eigentumszeichen haben wir in Band I, S. 34 (Fig. 2 [nicht 1, wie dort steht]), eine Probe gegeben.

---

21. Die Ostasiaten.

„Kein umsichtiges, sich leicht orientierendes, nach allen Richtungen mit derselben Konsequenz vorgehendes, neuschaffendes, sondern ein in seinen Ideen sich konzentrierendes Volk." Gyzicki.

Inhalt: Körperliches Wesen, Geist und Charakteranlagen. — Die angebliche Einheitlichkeit des chinesischen Volkes. — Nord- und Südchinesen. — Punti, Hakka und Hoklo in Kuangtung. — Die Japaner: feiner und derber Typus. — Aino- und malayische Elemente. — Koreaner. — Hinterindier. — Mongolische, indische, malayische Elemente. — Die sogenannten Wilden Hinterindiens. — Zuwanderungen vom Norden herab und an die Küste.

Die drei ostasiatischen Länder China, Korea und Japan werden auf ethnographischen Karten in der Regel mit derselben Farbe bedeckt wie die Mongolen Zentralasiens. Zeigt nicht in der That die Geschichte Einbrüche der innerasiatischen Nomaden in das chinesische Tiefland, die erst am Meere Halt machten und bis Hinterindien, Formosa und Japan ihre Wellen warfen? Es kann jedoch einem aufmerksamen Betrachter nicht entgehen, daß die Anwesenheit eines so schiffahrtskundigen Volkes wie der Malayen, das bis Formosa sitzt, ohne Expansion nach Norden

nicht denkbar ist. Wir werden also die Möglichkeit einer doppelten Quelle der Bevölkerungen dieser Gebiete aus anthropogeographischen Gründen zu erwägen haben.

Andere Rassenelemente als mongolische sind im weiten Bezirk des chinesischen Reiches bisher nicht nachgewiesen, aber auch kaum gesucht worden. Indessen ist es nicht zulässig, diese 400 Millionen Menschen als eine ganz einförmige Masse aufzufassen, deren schiefe Augen, breite Gesichter, straffe schwarze Haare, runde Köpfe und mittelmäßige Körpergröße alle Besonderheiten ausschlössen. Wir werden uns doch erst fragen müssen, wieviel von der Einheit der Chinesen kultürlicher, staatlicher, in Summa geistiger Natur sei. **Schon die Hautfarbe** wechselt von einer Zone zur anderen. Im nördlichen China sind die **Kinder rotbäckig**, selbst die Gesichter der Greise leuchten noch rötlich, während im Süden das Weizengelb der mongolischen Haut ins Braune sticht. Im Süden ist auch die Rasse im ganzen kleiner von Wuchs als im Norden, wo sie eine größere Zahl höher gewachsener Menschen umschließt und einzelne Riesen vorkommen. Das ganze Auftreten der Bewohner von Petschili hebt sich durch eine gewisse Rauheit von dem der freundlicheren kleinen Leute von Schansi ab. Ein Reisender höheren Wuchses und heller, rötlicher Hautfarbe kommt in Nordchina, als Chinese gekleidet, viel eher unentdeckt durch als in Südchina. Umgekehrt wäre wohl ein Siamese oder Annamit schwerer unter Süd- als Nordchinesen herauszufinden. Man muß neben den klimatischen Gründen auch die sozialen in Erwägung ziehen. Auch China hat seinen aristokratischen Typus mit Bogennase, schmalen Augen, dünnem Mund; der feinste Japaner übertrifft ihn noch durch längeres Gesicht und größere Augen. Die niedrige, hart arbeitende Bevölkerung dagegen zeigt flachere, niedrige Züge, die im Süden auch an Malayen erinnern. Es liegt hier aber höchstens ein Unterschied der Kulturstellung und ihrer Rückwirkungen auf den Körperbau vor, der zuletzt auf das „metzgermäßige" Aussehen des rotgesichtigen, abgehärteten Mongolen im Vergleich zu dem verhockten, durch industrielle Arbeit und Opium geschwächten oder unter Umständen verfeinerten Chinesen hinauskommt. Man muß auf bestehende Sonderungen aufmerksam machen, denen vielleicht nur geschichtliche und wirtschaftliche Thatsachen zu Grunde liegen, die aber auch körperliche Verschiedenheiten decken könnten. In der einzigen Provinz Kuangtung leben drei sich möglichst gesondert haltende Volksstämme, die Punti (Einheimischen), Hakka (Eingewanderten) und Hoklo, deren Dialekte sich zu einander verhalten wie das Deutsche, Holländische und Dänische. Die 21 Millionen Punti herrschen in allen Ämtern, Handel, Gewerbe, Landwirtschaft. Ihre Dörfer verraten mehr Wohlstand als die der Hakka und Hoklo. Ihre Weiber haben meist verkrüppelte Füße, die der beiden anderen Stämme natürliche. Ihre Felder sind in der fruchtbaren Ebene gelegen, die der Hakka mehr auf Hügeln und an Berghängen. Die Hakka, etwa 4 Millionen, sollen von Norden her unter die Punti eingewandert sein und haben daher als Spätergekommene keine günstige Lage. Doch sind sie die Kräftigeren, Energischeren, machen sich in den Kolonien mehr geltend als andere, sind vor allem in Formosa am weitesten in das Gebiet der Bergstämme vorgedrungen. Ein großer Teil der



Ein junger Chinese. (Nach Photographie.)

Hakka wandert im Lande umher und vermietet sich als Arbeiter für alles. Unter diesen machen die christlichen Missionare die zahlreichsten Proselyten. Das dritte Element in der Bevölkerung von Kuangtung, die 3 Millionen Hoklo, sind aus der Provinz Fukian eingewandert, leben meist an den Küsten und beschäftigen sich mit Fischerei und Landwirtschaft. Sie sind die dunkelsten, kräftigsten der Südchinesen. Ihnen scheinen jene nach den chinesischen Überlieferungen 40,000 Seelen zählenden Tanka nahezustehen, die im Kantonfluß auf Booten und Pfahlbauten wohnen; die Männer sind Fährleute, Werftarbeiter und dergleichen, die Frauen führen Gondeln.



Ein japanischer Gelehrter, Begleiter des † Obersten v. Siebold. (Nach Photographie im Ethnographischen Museum, München.) Vgl. Text, S. 657.

Auch in den chinesischen Kolonien tritt die Zerklüftung dieser riesigen Volksmasse in Gruppen hervor, deren Unterschiede oft nur geschärfte Beobachtung festzuhalten vermag. In Singapur stehen die Fukianchinesen am höchsten, als die besten und anständigsten Kaufleute. Die von Kanton werden ihnen am nächsten geachtet. Die von Makao stehen schon viel tiefer; am wenigsten aber wünscht die Kolonie die just am massenhaftesten zuwandernden Küstenbewohner von Kuangtung. Ganz zuletzt kommen die chinesischen Kreolen, Mischlinge mit Malayen, die malayisch und in der Regel chinesisch sprechen, auch eher Englisch lernen als die reinen Chinesen.

Im allgemeinen haben die Japaner eine hellere Hautfarbe als andere Ostasiaten, nicht selten sogar jenes durchscheinende Inkarnat, das die Weißen als ihr Vorrecht annehmen. In den niederen Klassen wiegen, besonders in den nördlichen Teilen des Archipels, dunklere Färbungen vor, die oft an die malayischen anklingen; und damit geht Hand in Hand derberer, grobknochiger Bau. Der Japaner sieht jedoch das Ideal seiner Rasse in heller Haut, dunklem glatten Haar und schmächtigem Wuchs. Bei stärkeren Abweichungen fällt sein Verdacht leicht auf fremde

Beimischung. So wird gekräuseltes, ja selbst welliges Haar als gemein, d. h. als ein Zeichen von Mischung mit Ainoblut angesehen. Aber auch dem fremden Beobachter wird die japanische Bevölkerung nur auf den ersten Blick einheitlich vorkommen. Bordier nimmt nicht weniger als sechs Beimischungen an, um die verschiedenen Typen der Japaner zu erklären, darunter Negritos „und vor allem“ Malayen. Für den mulattenhaften Zug mancher Japaner spricht folgende Geschichte. Broca beobachtete unter seinen Studenten einen kleinen gelben, dunkelhaarigen Mann, der sehr fleißig und still war. Er fragte ihn: „Sind Sie nicht ein Japaner?“ — „Nein, ich bin aus Brasilien, aber oftmals schon bin ich in Paris für einen Japaner gehalten worden.“ Man muß die sozialen Einflüsse in einem seit langem streng gegliederten Volke nicht übersehen. In den höheren Klassen ist der Wuchs mehr fein und schmächtig als derb; aber die schmalen, mädchenhaften Gestalten mit eingebogenen Knieen und gebeugter Haltung, die man in Europa für Repräsentanten des japanischen Volkes hält, dürfen darüber nicht täuschen, daß in den mittleren und niederen Klassen ein muskulöser, eher derber Bau verbreitet ist, den Fettansatz noch hervorhebt.

Die Jeta oder Jetori werden, wie die außerhalb der Kasten lebenden Paria des brahmanischen Indien oder Südarabiens, von aller Gemeinschaft mit der übrigen Bevölkerung ausgeschlossen, für erblich unrein gehalten. Sie schlachten die Haustiere oder schinden gefallene Tiere, und so sind sie unrein und wurden, als durch den Einfluß der Buddhisten der Genuß des Fleisches der Haustiere verboten wurde, von allen geweihten Orten zurückgewiesen. Niemand will Platz und Feuer mit ihnen teilen. So zogen sie sich in besondere Dörfer zusammen, wo sie in entehrender Beschäftigung ihr trauriges, verachtetes Leben fristen.

Die Schädelmessung will malayo-polynesische Elemente in schmalen, kleinen Japanerschädeln erkennen. Greifbarer sind die physiognomischen Unterschiede. Ein roherer Typus mit niederer Stirn, platter, breitflügeliger Nase, großlippigem, breitem Mund tritt auf neben einem feineren mit ovalem Gesicht, schräger stehenden und schmäleren Augen, feinerer Nase und kleinerem Munde. In manierierter Übertreibung findet man diesen auf allen Bildern, die japanische Damen der höheren Gesellschaftskreise darstellen, während wir jenem in den Bildern aus niederen Sphären, aber auch in den Darstellungen großer Krieger begegnen. Wo der feinere Typus bei Männern auftritt, erscheint er leicht mit einem mädchenhaften Zug; es ist ihm aber auch jener geistig-schöne Ausdruck eigen, der, mit großer Beweglichkeit gepaart, die japanischen Physiognomien so oft auszeichnet (s. das Bildnis, S. 656). Auf Beziehungen nach anderer Seite deutet die interessante Bemerkung von Baelz, daß Japaner die Photographien von Annamiten regelmäßig für die ihrer Landsleute erklärten.

Die malayischen Anklänge auf dem ethnographischen Gebiet liegen vor allem im Hause: bei den Japanern ebenso wie bei den Malayen und Polynesiern ist der Grundgedanke Pfahlbau, dessen Gerüst nur durch Bänder zusammengehalten wird. Auch beim japanischen Hause ist das Dach mit Vorliebe behandelt, groß und schwer. Auf die Abtritte, die in Brückenform über Bäche gebaut und deshalb Flußhäuser genannt werden, darf ebenfalls als eine japanische und malayische Eigentümlichkeit aufmerksam gemacht werden. Rein fand das Lome-lome der Hawaiier, die Knetkur, ganz gleich dem Amma der Japaner, nur daß sie dort von Mädchen, hier von Greisen ausgeführt wird. Dem Hula-Hulatanz derselben Polynesier steht das Odori, das man einst in Nagasaki sehen konnte, in seiner obscöneren Form nicht nach. Auch die Liebe zu den Waffen und zum Luxus, die Leidenschaft für den Hahnenkampf, den Vokalreichtum der Sprache hat man als malayisches Erbteil in Anspruch genommen. Schön gearbeiteten Pfeilspitzen, besonders aus Obsidian, die man in Japan findet, hat man dort selbst polynesischen Ursprung zugeschrieben. Auch der altertümliche Bogen der Japaner wie so manches Werkzeug der Ackerbauer und Gewerbtreibenden deutet nach Süden.

Auf diese Thatsachen gründet sich die Annahme der starken Vertretung malayischer Elemente im japanischen Volke. Daß seetüchtige Malayen an Japans Gestade kamen, ist angesichts ihrer weiten Verbreitung zwischen Madagaskar und der Osterinsel wahrscheinlich. Hier konnten sie einen Einfluß auf das Wesen der Gesamtbevölkerung ausüben, während sie auf dem gegenüberliegenden Kontinent in den Fluten der immer wieder vom Westen herabsteigenden und im fruchtbaren Tieflande sich rasch vervielfältigenden Binnenvölker untergingen. Daß auch Gründe der geographischen Lage für sie sprechen, soll nicht verschwiegen werden: ein Meeresstrom, der von den Philippinen aus Kiusiu, Sikok, Nippon, Jeso berührt der Südwestmonsun, endlich die Inselkette Luzon, Babujanes, Formosa, Mjakoschima, Liukiu könnten die Wanderung erleichtert haben. Unfreiwillige Landungen fremder Schiffe kommen an den langgestreckten Küsten Japans häufig vor. Zu Kämpfers Zeit bestand in Nagasaki eine besondere Behörde für den Empfang u. die Überwachung solcher Schiffbrüchiger.



Koreaner. (Nach Photographie.)

Auch die Koreaner gehören zu den verschiedensten Gruppen des mongolischen Typus in China und Japan. Selbst unter den durchaus den besten Klassen, ja der Königsfamilie Koreas angehörigen koreanischen Gesandtschaften, die neuerdings in Tokio weilten, stand das feine Chinesengesicht mit konvexer Nase und schiefen Augen neben der Hunnenphysiognomie und dem Malayengesicht (s. obenstehende Abbildung). Den kaukasischen Typus, den Frühere bezeugten, will Baelz allerdings nicht gesehen haben; wohl aber bestätigt er die von Japanern öfters geäußerte Behauptung, daß die Liukiu-Insulaner auffallend koreanerähnlich seien. Er hat unter mehr als hundert Liukiu-Insulanern immer nur einen Typus gesehen: bräunliche oder dunkelgelbe Färbung, langes Gesicht, dicke, lange, meist etwas konvexe Nase, stärkeren Bartwuchs als bei Japanern.

Das Urteil der Europäer über die Kulturländer Ostasiens ist noch immer unfertig. Vor dem 17. Jahrhundert herrschten übertriebene Vorstellungen von dem großen Reiche, das die Sage schon immer mit fabelhaftem Reichtum, mit Milde und Gerechtigkeit der Bevölkerung geschmückt hatte. Die Jesuiten, die seit dem 16. Jahrhundert tiefere Einblicke gewannen, mußten schon darum das Beste glauben, weil sie große Hoffnungen auf die Bekehrung des Volkes zum Christentum setzten. Die Bevölkerung kam ihnen in allen Schichten mit kindlichem Vertrauen entgegen. Franz Xaver pries die standhafte Freundschaft als eine Haupttugend der Japaner. Die anderen aber sahen, wenn sie in die blühendsten Teile des Reiches von Sibirien her oder über Kanton kamen, in Verkehr, Industrie, Reichtum und dichter Bevölkerung vieles, was Europa damals in seinen fortgeschrittensten Gegenden nicht bieten konnte. China und Japan waren thatsächlich die einzigen zivilisierten Länder außerhalb Europas. Auch steckte der Zeit, die uns die ersten genaueren Berichte über Ostasien brachte, selbst etwas Chinesisches im Blute, das für „Chinoiseries" im Leben wie in der Kunst Wahlverwandtschaft fühlte. Die Kaufleute, die nach der Eröffnung der Vertragshäfen seit 1842 in Berührung mit den Ostasiaten kamen, sahen sich in China getäuscht. Zwar wurden viele Reichtümer gesammelt; besonders brachte der Opiumhandel, „dieses faule Geschäft, dessen schlechte Folgen kaum zu überschätzen sind, das gleicherweise erniedrigend für den Produzenten, den Kaufmann, den Zollbeamten, den Käufer war" (Lord Elgin), übergroßen Gewinn. Die Chinesen entsprachen in der Produktion selbst in den schweren Zeiten der Taiping-Rebellion allen Forderungen. Daß sie sich aber beikommen ließen, mit dem europäischen Handel in Wettbewerb zu treten, und zwar erfolgreich, das mußte jedes echte Krämerherz empören. Die Beschränkung auf einige Küstenstädte, die der traditionellen selbstgenügenden Politik dieser „Welt für sich" entsprach und die Tibetaner und Koreaner nicht weniger hart traf als die Europäer, steigerte die Erbitterung. Es wurden die abfälligsten Urteile über alles Chinesische gefällt. Dieselben Handelsgemeinden von Hongkong und Schanghai, die Elgin scharf genug charakterisiert, wenn er sagt, er habe von den Besprechungen mit seinen Landsleuten den allgemeinen Eindruck davongetragen, „daß unser Handel nach Grundsätzen geführt wird, die unehrenhaft gegenüber den Chinesen und demoralisierend für unsere eignen Leute sind", haben mehr, als gut ist, ihre Hände in der Politik gehabt: „Es ist unmöglich, aus unseren Blaubüchern nicht die Überzeugung zu gewinnen, daß wir oft gegen die Chinesen in einer Weise gehandelt haben, die nicht zu rechtfertigen ist." Seit 1860, seit den Veröffentlichungen von Meadow, Medhurst, Oliphant, von Richthofen, Hübner, sind in zunehmendem Maße gründlichere Beobachter, liebevollere Kritiker der chinesischen Eigenart hervorgetreten. Gelehrte und Staatsmänner sind tiefer in das Leben des merkwürdigen Volkes eingedrungen, und endlich findet die Wissenschaft in den heutigen Missionaren aller Konfessionen nicht weniger zahlreiche begeisterte Jünger und Diener, als unter den Jesuiten des 17. und 18. Jahrhunderts. Und diesen allen reichen doch die seither gemachten Fortschritte auch noch ganz andere Werkzeuge dar.

Der bereitwillige Eifer der Japaner, sich den abendländischen Einrichtungen anzuschließen, schien eine geraume Zeit das Urteil der Europäer zu gunsten dieses biegsameren, entgegenkommenderen Zweiges der Ostasiaten zu beeinflussen. Man sprach von der „heiteren, artigen, liebenswürdigen, sorglosen und ritterlichen Nation". Auch war das Land in geordneteren, versprechenderen Verhältnissen als China. Baron Hübner schrieb: „Bei Ankunft der Europäer war Japan ein glückliches, zufriedenes Land. Keine allzu großen Unterschiede des Wohlstandes, Sicherheit, wenig blutige Ausschreitungen." Man war nun enttäuscht, daß sich nicht alles so rasch und glatt umgestaltete. Die übereilte Entwickelung der Eisenbahnen und Telegraphen (1858 wurde der erste in Japan gelegt) ließ das Geschenk eines kleinen Eisenbahnzuges durch den Präsidenten Peirce an den Mikado nachträglich bedauern. Die Chinesen hatte man zu starr gefunden,

die Japaner waren nun zu beweglich. Man tadelte und höhnte die flackernde Hast, womit Japan vorwärts strebte. Von ärztlicher Seite hat man die Konstitution der Japaner als unfähig bezeichnet, diese raschen Wechsel aller Lebensverhältnisse zu ertragen; man hat sogar die Häufigkeit der Selbstmorde in Japan damit in Verbindung gebracht. Die so urteilten, wußten nicht, daß die europäische Bildung in Japan besonders durch holländische Unterweisung schon lange ruhig gewachsen war, und daß nicht bloß in Nagasaki, sondern auch in Jeddo, Osaka, Miyako europäische Sprachen und Sitten eingehend studiert wurden. Die japanischen Staatsmänner sind in der That seit 1854 sehr rasch vorgegangen, die Masse der Bevölkerung ist ihnen auf ihrem westöstlichen Wege noch nicht gefolgt, und man muß sich fragen, ob die Leistungsfähigkeit des Landes, wie sie heute ist und vorderhand so bleiben wird, dem steigenden Aufwand für die neuen Einrichtungen Genüge zu leisten vermag. Japans Produktion zeigt seit Jahren wenig Zunahme. Seine Menschenzahl ist für das kleine, in weiten Strecken nicht anbaufähige Land zu groß: dies der Hauptgrund für die Fußfassung in Korea und Formosa. Chinas Hilfsquellen sind größer und weniger leicht zu erschöpfen. Es war chinesisch-praktisch, von allen europäischen Neuerungen in China die Zollverwaltung zuerst und am rücksichtslosesten einzuführen. Außerdem besitzen die Chinesen den unschätzbaren Vorzug der Zahl. In Formosa, in der Mongolei, in den Grenzprovinzen Hinterindiens tragen gerade die Mischlinge den Zopf, die hieroglyphische Schrift, das Opium in die Kreise der Eingeborenen hinein, und ihre immer neu zufließenden Einwandererströme lassen einen Rückschlag nicht aufkommen. Die Berührung dieses Kolosses mit den Europäern konnte sich immer nur durch Individuen vermitteln, und Wirkungen daraus verbreiten sich langsam wie durch Saugäderchen in dem Volkskörper. Die Starrheit der Chinesen liegt also nicht so ganz im Willen und Bewußtsein. Daß sie seit langem ihre große Überlegenheit über alle anderen Asiaten empfinden, mag sie in dem Glauben an die Lebenskraft ihrer Kultur bestärken und raschen Änderungen abhold machen. Der Chinese ist aber als Kaufmann weder starr, wo Anpassung gefordert wird, noch unbeweglich in der Wahl seines Niederlassungsortes oder seines Geschäftskreises. Die Unbeweglichkeit ist eine falsche Abstraktion von einer kleinen verknöcherten Aristokratie auf das große chinesische Volk. Vor der Anlegung der Eisenbahnen gab es in Europa kein Verkehrsleben, das auch nur von fern dem des inneren China zu vergleichen gewesen wäre. Daß der Handel in ganz China vorwiegend in den Händen der Eingeborenen gewisser Provinzen des Nordens ruht, gehört hierher; nicht weniger auch die Vorliebe, womit sich der Chinese dem heimatlosen Gewerbe des Trödlers widmet. Über die schroffen Grenzgebirge Jünnans macht er monatelange Reisen, um seine Seiden- und Metallwaren den Bewohnern des nördlichen Siam und Barma anzubieten. Die russischen Amurprovinzen durchzieht er, so dünn sie bevölkert sind, mit seinem Trödelkarren vom Frühling an, bis ihm der Schnee den Handel verleidet und er auf einem der Höfe seiner Landsleute bei Thee, Opium und Hasardspiel den Winter verbringt. In diesem fernen Winkel ist der Chinese viel thätiger als der Russe. Auf die Bedeutung dieses Trödlertums für die Kolonisation der Mongolei haben wir hingewiesen (S. 548). Man sehe nur, wie rasch sich die europäischen Settlements in Hongkong und Singapur mit einer ungerufenen chinesischen Bevölkerung angefüllt haben. Und dieses Volk sollte erstarrt sein?

Wie in Japan haben auch in China die Ostasiaten einen wohlthuenderen Eindruck auf den Beobachter in allen jenen Gegenden gemacht, wo sie weniger häufig mit den Fremden in Berührung gekommen sind. Von Richthofen, der erste europäische Naturforscher, der Setschuan besuchte, fand dort „die liebenswürdigsten der Chinesen, höflich, freundlich; sie dürften bald unsere ergebenen Freunde werden“. Von der Bevölkerung des noch ebenso selten besuchten Honan sagt er: „Ein gutmütigerer Menschenschlag als in Honan scheint auf der ganzen Erde nicht zu existieren.“ Ähnlich Cooper, der China unter schwierigen Umständen von Schanghai bis nach Batang

durchmaß. Er fand, daß ein wesentlicher Teil der Kunst, im Inneren Chinas mit neugierigen und oft aufdringlichen Volksmassen zu verkehren, in einem Scherz zu rechter Zeit besteht. Man kann die Häufigkeit der Diebstähle in den Küstenplätzen nicht leugnen, verweist aber auf die ehrlichen Binnenbewohner und das Sprichwort: Wenn in der alten Zeit etwas auf der Straße lag, nahm es niemand auf. Übrigens wird schon das für den Charakter der Chinesen sprechen, daß Jovialität eine ihrer charakteristischen Eigenschaften ist. Ein vergnügtes Grinsen wird auf ihren breiten Gesichtern zu einem fast stehenden Zuge. Die Bettler scheinen eine fröhliche Bande zu sein und werden von den übrigen Einwohnern freundlich behandelt (Fortune).

Es geht ein Zug von Barmherzigkeit durch die Einrichtungen dieser Völker. Daß die äußeren Formen sein Fühlen gleichsam einhüllen, läßt den Japaner gemütlos erscheinen. Der Verkehr der verschiedenen Klassen und Stände ist besonders in Japan von Wohlwollen getragen. Japan ist das Land der Geschenke. Geschenk und Gegengeschenk ersetzen selbst in Wirtshäusern in würdigerer Weise das Trinkgeld. Auch der Arme ist in Japan noch gesittet, aber der europäische Einfluß hat gerade die Bescheidenheit der Japaner angefressen. In China hat jede größere Stadt einige öffentliche Anstalten der Barmherzigkeit. Mag mancher Reiche gezwungen werden, einen Teil seines Überflusses als öffentliche Wohlthaten unter seine Mitbürger zurückgelangen zu lassen: die Form dieser Wohlthaten ist vielfach trefflich. Anstalten zur Verteilung von Medizin und Särgen an die Armen thun in den großen Städten viel Gutes. Auch Privatleute errichten Kornspeicher und verkaufen zu Notzeiten Reis unter dem Marktpreis. Im kalten Januar 1893 soll die Privatwohlthätigkeit in den Mittel- und Südprovinzen für wattierte Kleider, Unterkunft und warme Speisen gegen 8 Millionen Mark gespendet haben. Reiche vermachen in ihren Testamenten sogar Summen, um öffentliche Wege ausbessern zu lassen.

Die Intelligenz der Chinesen ist nie so gering geschätzt worden wie ihre Gemütsanlagen oder ihre Moralität. Sie hat sich in der Litteratur, in zahlreichen Erfindungen, in weisen Staatseinrichtungen imposante Denkmäler gesetzt. Niemand leugnet, daß man es unter den Chinesen oft mit wunderbar scharfsinnigen Geistern zu thun habe, die mit einer Geduld begabt sind und einer Fähigkeit der Versenkung, die bei Aufgaben praktischer Art oft die schöpferische Kraft ersetzen können. Die Stagnation dieser Kultur, das ist es, was die europäischen Beurteiler nicht verstehen, die sich schwer in die Lage des Chinesen, Japaners oder Koreaners versetzen, der in seiner Kultur ein unübertreffliches Ideal erblickte. Und manches war und ist dort besser als bei uns. Haben Chinesen und Japaner nicht einen feinen Luxus von ganz eignem Stil entwickelt, der in seiner Ruhe und Abgeschlossenheit den unseren, besonders in Einheitlichkeit und Harmonie, weit übertroffen hat? Welche hohe Weisheit offenbaren allein die Satzungen der japanischen Theegesellschaft (Cha no yu), wo unter religiösen und wissenschaftlichen Gesprächen in künstlerischer Umgebung bei vorgeschriebenen Formen und Farben die Werke der Alten bewundert wurden, Politik und Klatsch aber ausgeschlossen war! Jüngst noch lasen wir: Einfach und natürlich ist die Lebensweise des japanischen Volkes, und es gibt kein glücklicheres Volk auf Erden. (Nippold.) Was er besaß, erschien dem Ostasiaten seit langem immer als das Beste; für Ideale und Zukunftspläne, und wären sie golden, hat er keinen Sinn. Woher diese Zufriedenheit? Man nennt uns die Nüchternheit, die Ruhe; und indem man dazu ein Übergewicht der Verstandesentwickelung und Mangel an schöpferischer Phantasie fügt, glaubt man die Mischung richtig erkannt zu haben, woraus sich bei einem gewissen Punkte dies rätselhafte Stehenbleiben ergeben mußte. Nun muß man aber doch auch zu erklären suchen, wie sich aus dieser sterilen Anlage der Ostasiaten ihre reiche Kultur entfalten konnte. Um das zu schaffen, was sie allein in Kunst und Litteratur besitzen, bedurften sie der Phantasie in reichem Maße; niemand wird sie in ihren Werken vermissen. Japanische Märchen, chinesische Novellen sind duftig phantastisch wie nur die besten Erzeugnisse

dieser Gattung in abendländischen Litteraturen. Die japanische Tiersage ist reicher als die germanische. Von den Farbenphantasien ostasiatischer Kunst sprechen unsere Koloristen mit Bewunderung. Sogar die Spiele der Ostasiaten sind feiner und interessanter als ihre europäischen Ableger: das tiefsinnige, auf astrologischer Grundlage ruhende Dominospiel, 227 Augen, haben sie wie die Himmelskörper geordnet, und das Gobang übertrifft unser Schach.

Ist vielleicht der Geist dieser Völker minder kräftig, ausdauernd, von schwächerem Willen getragen? Mit nichten. Staatsmänner, wie Elgin, Oliphant und Grant meinen, die westlichen Diplomaten müßten sich gewöhnen, die Völker Ostasiens als ebenbürtig zu betrachten. Nach Syrski hat, von der praktischen Seite angesehen, der chinesische Landmann mehr Einsicht als der europäische; speziell die Seidenraupenzüchter schienen ihm viel besser Rechnung von ihren Verfahrungsweisen geben zu können als unsere. Der englische Diplomat Oliphant ist so weit gegangen, sie in Weltklugheit und Thätigkeit, im Betriebe des Landbaues und der Gartenkultur, im Geschick zu allerlei Gewerben und Handelsgeschäften, endlich aber wegen ihres exklusiven Wesens der angelsächsischen Rasse am nächsten stehend zu bezeichnen. Man darf angesichts dieser Urteile wohl auch noch auf den hohen Stand der Volksbildung in den drei ostasiatischen Reichen aufmerksam machen. Wer japanisches Landvolk beobachtet hat, bewundert ihre Lust an Volksbüchern und Heldenliedern, am Schachspiel, ihre Freude an Bildern und Bildwerken, an Farben und an der Natur. Es ist eine geistige Lebendigkeit in ihnen, die viele Leute auf gleicher Stufe in Europa nicht besitzen. Die Chinesen und Japaner lesen mehr als alle anderen Asiaten, sie reihen sich auch darin den Europäern an. Nicht nur gelehrte Werke, wie die 105 Bände der großen Encyklopädie, die 59 Bände des japanischen Wörterbuches, bezeugen die litterarischen Bedürfnisse der Japaner. Es gibt eine bändereiche Volkslitteratur und selbst für die Frauen der besseren Stände eine Menge von Büchern, die von dem Verhalten in der Ehe, im Haus, von der Kindererziehung sprechen. Japans Büchereien sind reich versehen; ein großer Teil der japanischen Werke besteht allerdings aus Übersetzungen chinesischer.

Was fehlt nun den Ostasiaten in solchem Maße, daß sie da, wo wir Abendländer rastlos streben, auf halbem Wege stehen bleiben? In der Anwendung ihrer Gaben muß der Grund liegen. Die Chinesen haben niemals den Sinn dessen erfaßt, was von den Zeiten der alten Griechen an im Abendlande Wissenschaft war. Sie beobachten die Natur, sie gehen sogar in einer bewundernswerten Weise ins einzelnste der Erscheinungen, aber sie verwerten die Ergebnisse dieser Thätigkeit nicht zur Korrektur falscher Auffassungen. „An den Chinesen haben wir eine ungezählte Menge von Erfindungen bewundert, aber wir verdanken ihnen nicht einen einzigen tieferen Blick in den Zusammenhang und die nächsten Ursachen der Erscheinungen", sagt Peschel (nach Abel Rémusat); und kürzer L. de Rosny: „Es fehlt ihnen die richtige Methode." Die Chinesen hören nicht auf, die Fabeln ihrer Bücher zu wiederholen. Statt Fortschritt Bewegung im Kreise. Die Wachteln verwandeln sich im Herbst ihrer Ansicht nach in Maulwürfe, um im Frühjahr wieder in ihrem Federkleid zu erscheinen. Im Frühjahr werden Habichte zu Tauben, und mitten im Sommer bekommen sie ihre frühere Gestalt wieder. So sollen sich auch im Herbst manche kleine Vögel in Krebse, Fasanen im Winter in Venusmuscheln umbilden. Dieses Thema ist unerschöpflich; denn die unbeschränkte Wandlungsfähigkeit der Materie ist eine Annahme, die ihrem Denken entspricht. Ist ihnen doch die ganze Erscheinungswelt nur eine Seifenblase! Das Eis, das 1000 Jahre im Inneren der Erde eingeschlossen ist, wird zum Bergkristall; und um durch rote Arsen und Zinn das Blei, den Vater der Metalle, in Silber überzuführen, braucht es nur eine vierfache Periode von je 200 Jahren. Es sagt wohl ein besonders Gelehrter: „Daß sich Wachteln in Maulwürfe und Reiskörner in junge Karpfen verwandeln, ist eine lächerliche Annahme. Nur die Verwandlung der Ratten in Wachteln ist nachgewiesen, nur diese ist in allen Zeitungen

erwähnt, nur sie habe ich beständig selbst beobachtet. Gibt es doch einen gewiesenen Weg für derartige Umwandlungen so gut wie für die Geburten selbst!"

Die Heilwissenschaft des Aberglaubens, eine der tiefstwurzelnden Krankheiten des menschlichen Geistes, wovon er vielleicht nie ganz genesen wird, steht bei den Ostasiaten auf alter Höhe und macht den Eindruck, als ob sie sich seit den Tagen des Fürsten, der unmittelbar nach der Erfindung der Schrift vor 4000 Jahren das klassische Werk über die Krankheiten und den Puls schrieb, wenig verändert habe. Die chinesische Materia medica, deren Schöpfer an Einem Tage siebzig Gifte an sich erprobt haben soll, hat 365 Heilmittel, eins für jeden Tag; denn es gibt 365 Arten von Einflüssen des Himmels auf irdische Wesen. Den Chinesen fehlt zur gesunden Entwickelung der Heilkunde vor allem auch die Anatomie, trotzdem daß kein buddhistisches Vorurteil sie von der Tötung der Tiere und der Berührung der Leichen zurückhält. Die Japaner, die früher auch in der Heilkunde den Chinesen blind nachahmten, haben doch schon lange vor 1853 anatomische und physiologische Werke der Holländer und Deutschen übersetzt.

Bei der Beobachtung fremder Länder und Völker steht dem Chinesen seine nationale Beschränktheit im Wege. Jede von einem Chinesen verfaßte Geographie oder Geschichte ist unveränderlich eine Geographie und eine Geschichte Chinas. Und doch ergeben die chinesischen Reisebeschreibungen für die Kenntnis selbst der näher bei Indien liegenden Länder viel mehr als die indischen Aufzeichnungen. Die Japaner haben alle ihre Nachbarländer (leider nicht auch die Inseln im Osten, wo das Lebenselixir zu finden ist), besonders aber „die drei Länder" Jeso, Korea und die Liukiu-Inseln besonders häufig in Wort und Bild beschrieben. Groß ist die Menge der im letzten Vierteljahrhundert erschienenen Geographien europäischer und amerikanischer Länder. Die japanische Litteratur hat besonders zahlreiche beim Volk beliebte Mitteldinge von Geschichte und Roman. Die Beschreibungen der Provinzen sind gründliche landes- und volkskundliche Darstellungen, wie sie manches Land Europas nicht aufzuweisen hat; ihre Reisehandbücher und Touristenkarten sind praktisch. Seitdem die Jesuiten des 17. Jahrhunderts in China die europäische Kartographie einführten, sind in China Kartenwerke von selbständigem Wert erschienen.

Im Maß- und Gewichtssystem der Ostasiaten steht eine der merkwürdigsten Schöpfungen der vorwissenschaftlichen Epoche des menschlichen Geistes vor uns. Längen- und Hohlmaße und Gewichte gehen aus der gleichen Einheit hervor; fast lückenlos ist die Zehnteilung durchgeführt. Die Einheit aber ist musikalisch: die Länge eines Bambusrohres von bestimmtem Ton. Diese Länge wird durch 81 Samenkörner gemessen, die mit der Längsachse, und durch 100, die nach der Breitenachse aneinander gereiht werden. Daraus ergibt sich das 10×10- und 9×9-System. Ein solches Korn ist zugleich die Gewichtseinheit. Japan hat sie mit geringen Änderungen (180 Mome = 1 Pfund, in China 160) angenommen. Die Zeitmessung mit Sand- und Wasseruhren (Klepsydren) oder Räucherstangen war früh entwickelt, und Rechenmaschinen gehören zur Einrichtung jeder Trödelbude und begleiten den wandernden Kleinkaufmann.

Die Kunst der Ostasiaten gibt Beweise für tiefe Auffassung und feine Beobachtung der Natur. Wenn auch die Künstler immer Handwerker waren, gab es doch große Meister unter ihnen. In vielen Werken ist am meisten die wunderbare Naturtreue zu bewundern. Ganz wie in den Reispapier-Zeichnungen zeigt sich auch in den Werken der japanischen Bronze- und Holzskulptur eine feine Naturbeobachtung, die oft überraschend wirkt durch die Erfassung einer Bewegung, die nur einem Augenblick angehört. Ihre guten Werke wetteifern mit den besten Erzeugnissen unserer älteren Kleinkunst in Treue und Feinheit. Wer bewunderte nicht den Seeadler im Kensington-Museum mit gesträubten Federn, teils gegossen, teils getrieben aus Eisen, ohne eine Spur von Unnatur oder Manier? Er stammt aus dem 16. Jahrhundert. Ebendort steht eine Schildkröte, keramische Arbeit; sie steigt aus dem Wasser hervor und ist mit hinten abfließender

Welle täuschend dargestellt. Die mit Vorliebe dekorativ verwendeten Seelilien, Schildkröten, Kraniche, Frösche, Eidechsen sind immer in ihrer Gesamterscheinung mit packender Treue und geistreicher Verbindung der Motive dargestellt. Für den Ostasiaten hat das alles den tiefen Sinn des Symbols; denn die Schildkröte bedeutet langes Leben, das Einhorn vollkommene Güte, der mit 500 Jahren weiß und mit 1000 blau werdende Hirsch das glückliche Alter, die japanische Nachtigall mit dem blühenden Pflaumenbaum den Frühling, und das reizende muschel- und tangbestreute Gefäß, in dem der Thee immer feiner wird, ist auf dem Meeresgrund gewachsen.

Die Ostasiaten bewähren in Kunst, Litteratur und Gartenbau ein warmes Gefühl für das Schöne in der Natur. Die allgemeine Bewunderung der frühjährlichen Pflaumenblüte, des Iris- und Päonienflors, der Lotos- und Chrysanthemumblüte schaffen ebenso viele Volksfeste vom Februar bis zum späten Herbst. Auch China hat seine symbolische Frühlingseinholung. Die Tempel stehen in ungekünstelten Hainen uralter Säulen- oder Schattenbäume mit zu Figuren verschnittenen Strauchgestalten und als Gemälden angelegten Blumenbeeten. Das Abendland hat seine Flora und Fauna nicht so geistvoll, treu und farbenfreudig in Ernst und Scherz verwertet wie der fernste Osten. Dem Japaner ist ein großer Schönheitssinn angeboren, selbst dem Landmann mehr als unserm Bauer; ihm half der gartenartige Anbau zur Entfaltung. Womöglich baut er seine Hütte am Rande eines Baches, an gewisse Stellen legt er ein paar große Steine: so bildet er eine kleine Kaskade, denn er liebt das Plätschern des Wassers. Er bindet einige Zweige der jungen Zeder zusammen, andere neigt er mit Hilfe eines Brettchens über seinen Wasserfall, den sie beschatten sollen. Zur Blütezeit geraten der Mann und die Familie in Entzücken. Nicht bloß in Landschaftsbildern an den Wänden und Faltwänden, in seltsamen Ästen oder Stämmen, die in ihrer natürlichen Erscheinung dem Bau eingefügt sind, zeigt sich der Natursinn im Hause. Blumentöpfe, -Körbe und -Ständer, besonders aus Bambus, sind in Japan sinnreicher und zierlicher als bei uns. Hängende Blumen sind viel weiter verbreitet. Jedes seltsame Holz-, Rinden- oder Wurzelstück wird zum Blumenbehälter gemacht. Blumenspenden auf Gräbern sind altjapanische Sitte. Eine auffällige Felsklippe im Bette des Jangtse oberhalb Itschang ist ganz mit Inschriften bedeckt, poetischen Ergüssen über die Schönheit der Natur: Strom und Himmel tragen dieselbe Farbe, die Berge glänzen und das Wasser ist dunkel u. dgl. Ostasien hegte vor 1000 Jahren schon mehr Naturgefühl als der europäische Süden heute.

Der überlegene Farbensinn der Ostasiaten wird mehr und mehr anerkannt. Tot ist er nur in den Nachahmungen europäischer Stiche, womit einst China sogar den hinterindischen Markt überschwemmte, aber er lebt voll Kraft in den alten japanischen Farbendrucken, die heute die Freude unserer Liebhaber sind. Ihre Malerei sucht die Wirkung nicht in den Linien, sondern in den Farbenmassen. Sie überträgt auf Metalle Farbenunterschiede, wovon keine Industrie der Welt je gewußt hat. Sie wagt sich an die farbige Reliefnachbildung von Pfauen, die die altweltliche Kunst gern beiseite ließ. Farbenspiele sind in allen Kreisen beliebt. In dem Tempelgarten oder im lichten Hain haben sich heitere Menschen versammelt; da tritt ein Mann herein und streut lebenstreue Figuren mit farbigem Sand auf den Boden. Die japanische Tracht ist farbenreich, jede Volksszene in Japan voll Farbe, nicht so in dem nüchterneren, uniformierten China und Korea.

Auch in der Architektur Ostasiens tritt in der Abneigung gegen die Gerade und den rechten Winkel, dem Geschmack am Grotesken und dem Suchen nach dem Schönen, in technischer Vollendung, schöpferischer Phantasie und zartestem Naturgefühl das malerische Element hervor. Holz ist das beliebteste Material; Freude an Farben und Metallglanz, Politur, Vergoldung, Porzellanverkleidung schaffen starke Effekte. Es ist etwas Großartiges in den Tempeln Japans mit ihren schweren Ziegeldächern, die doch so leicht geschwungene Linien zeigen, mit den reichen Stützen und den massigen Pfeilern. Das Naturgefühl der Japaner hat sich auch in der

Ausgestaltung der buddhistischen Kultusstätten bethätigt. Der Göttin des Meeres haben sie Tempelchen auf künstlichen Inseln in weiten lotosbedeckten Teichen erbaut, über die schlanke, hoch geschwungene Brücken führen. Die Tempel umgeben sie mit landschaftlichen Anlagen, die die schwermütige Betrachtung der Vergänglichkeit durch den Genuß einer ruhigen, lieblichen Gegenwart mildern. Tempelgärten sind Stätten anständiger Erholung für jedermann. Tempelgründe, wie die berühmten von Nikko — „Sprich nicht von herrlich, bevor du nicht Nikko gesehen hast" — liegen in Zedernhainen, zu denen heilige Brücken führen. Breite Alleen führen von einem Heiligtum zum anderen. Pagoden, Bethäuser, heilige Brunnen, Kapellchen, Schatzkammern in Stein, Holz, Metall sind durch die heiligen Haine zerstreut. Auch in China passiert man in den gebirgigen Gegenden Tempel, die, von Cypressen umstanden, von weißen Mauern mit vorsprin-



Japanische Harfenspielerin (Gescha). (Nach einer japanischen Zeichnung.) Vgl. Text, S. 680.

genden Türmen eingefaßt, sich von den nackten Felsen scharf abzeichnen. Die japanische Landschaftsmalerei schließt sich an religiöse Motive an. Der Fusijama, das Ziel mühsamer Wallfahrten, der „männliche und weibliche Felsen" vor der Küste von Futami, sind unendlich oft dargestellt.

Die Poesie der Chinesen enthält besonders in den lyrischen Stücken viel Schönes und Inniges. Die „Geschichten ohne Ende" werden nicht bloß durch Jahre, oft mit langen Pausen, fortgeführt, sondern von Generationen geschrieben und gelesen.

Die ostasiatische Musik ist für das europäische Ohr ein einförmiger Lärm schriller Stimmen. Sie arbeitet mit einer großen Menge von Blas- und Saiteninstrumenten, darunter auch so einfachen wohlbekannten, wie dem zur Ausrüstung buddhistischer Bettelmönche gehörigen Muschelhorn (s. die Tafel bei S. 681, Fig. 26) und dem Gong. An Borneo und Bergstämme Hinterindiens sowie an die heiligen Trommeln der Ozeanier erinnern ein eigentümliches koreanisch-chinesisches Blasinstrument aus einem Halskürbis mit eingesetzten Bambusflöten und die einfachen Trommeln der Koreaner aus ausgehöhlten Baumstämmen, an die Schamanentrommeln die Tempeltrommeln der Buddhisten mit dem Bilde des trommelnden Donnerers. Die Theorie der Musik ist außer Verhältnis zur Praxis entwickelt. Die Tonleiter des Pythagoras finden wir bei den Chinesen wieder; sie hatte nicht bloß eine religiöse, sondern auch eine politische Bedeutung; auch

hier klingen pythagoreische Ideen an. Jeder japanische Tanz ist die pantomimische, graziöse Darstellung einer Handlung mit dem ganzen Leib, dem Mienenspiel und besonders auch dem Fächer. Dagegen nehmen die unnatürlichen, breitspurigen, langsamen Bewegungen der Schauspieler, die mit unnatürlichem Pathos die Männer und mit Fistelstimmen die Weiber spielen, und die schrille, jeden Augenblick einfallende Musik dem chinesischen Theater den künstlerischen Wert, und das japanische stimmt im wesentlichen mit ihm überein.

---

22. Die Chinesen.

„China ist eine Welt für sich." Karl Ritter.

Inhalt: Tracht. Schmuck. Fußverkrüppelung. — Wirtschaftliche Thätigkeit. — Ackerbau. Grundbesitz. Viehzucht. — Ernährung. Reis. Opium. — Städte und Dörfer. — Verkehrswege. Alte Blüte und neuer Verfall. Der Kaiserkanal. Das Straßennetz. Fluß- und Seeschiffahrt. — Industrie. Stand und Rückgang. Löhne. Arbeitsvereinigungen. — Handelsthätigkeit und Kolonisation.

Die äußere Erscheinung der Chinesen ist vom Süden bis zum Norden des Reiches einförmig. Selbst Standesunterschiede prägen sich nicht so scharf wie anderwärts aus. Weite Beinkleider und blusenartige Jacke, beides indigoblaue Baumwolle, zur Not darüber eine Jacke aus dickerem schwarzen Stoff, sind die Kleider der Masse der Bevölkerung. Man rechnet, daß ein mittlerer Mann im Jahre zwei Anzüge braucht, die zusammen höchstens 10 Mark wert sind. Wollene Kleider, deren Stoff von Europa in steigenden Mengen eingeführt und auch schon in großen Fabriken im Lande erzeugt wird, werden nur von Wohlhabenden getragen. Gegen die Winterkälte hilft sich das niedere Volk durch Übereinanderanziehen von mehreren baumwollenen Kleidern und durch wattierte Röcke, im Norden auch durch Schafpelze. Die Reichen tragen die kostbarsten Felle Sibiriens, für die China schon vor hundert Jahren ein großer Markt war. In den Seidenprovinzen sieht man zu Neujahr die halbe Bevölkerung einer Stadt in Seide gekleidet. Die Ermahnung, die vor 200 Jahren Kaiser Kanghi in einer seiner Maximen aussprach: „Laß Ackerbau und die Pflege des Maulbeerbaumes deine Sorge sein, damit du genügend Nahrung und Kleidung habest", hat seit der wachsenden Einfuhr der fremden Gespinste von ihrer Bedeutung verloren. Bei Reichen tritt an die Stelle der blauen Baumwollbluse ein schlafrockartiges Überkleid, das bis zu den Knöcheln reicht und durch einen Gürtel befestigt wird; daran hängen Börse, Tabaksbeutel und dergleichen. Die langen Ärmel verhüllen die Hände und enthalten Taschen: daher Ausdrücke wie „Ärmelausgabe" (chinesischer Klassiker) oder „ein Ärmel voll Schnupftabak". Chinas Männer trugen freies Haar, bis 1644 die Mandschu den Zopf und das rasierte Vorderhaupt zum Symbol des loyalen Neuchinesentums erhoben. Seitdem ist „zopflos" infam, Auflösen des Zopfes aber Auflehnung. Verhandlungen über den Zwang des Zopftragens bei unterworfenen Völkern bilden einen Abschnitt in der Geschichte neuer Erwerbungen. Bis zum reiferen Mannesalter soll auch der Bart nicht wachsen; darum ist das Geschäft der Barbiere, die übrigens ohne Seife rasieren, in China sehr verbreitet und einträglich. Selbst der Arbeiter opfert einige Sapeken, um alle acht Tage Vorderhaupt und Antlitz glatt rasieren zu lassen. Den Zopf tragen die Nordchinesen, wie viele Nomaden Innerasiens, kurz, die Südchinesen dagegen möglichst lang und dick, mit Roßhaar durchflochten und mit Bändern umwunden. Viel formenreicher und provinziell gesondert sind die Haartrachten der Weiber. Im Süden tragen Unverheiratete die „Ponyfrisur", das Haar quer über die Stirn abgeschnitten. Verheiratete formen es mit Klebmitteln so, daß es dem Kopfe anliegt und sich hinten wie der Henkel einer Tasse ausbiegt, anderwärts ragen flügelartige Fortsätze über die Ohren hinaus. Nadeln, Perlen, besonders aber

natürliche und künstliche Blumen sind der Schmuck des weiblichen Hauptes (s. Abbildung, S. 668). Der gemeine Chinese läßt im Süden sein Haupt fast immer unbedeckt; höchstens steckt er, wenn die Sommersonnenstrahlen gar zu heiß brennen, einen Fächer in den aufgewundenen Zopf, der im Gehen automatisch kärgliche Kühlung bringt. Mandarinen (s. untenstehende Abbild.) erscheinen niemals ohne Kopfbedeckung in der Öffentlichkeit. Sie treiben darin nicht nur Luxus, indem sie feine Stroh- und Bambushüte mit seidenem Überzug und Trobbel im Sommer, Filz- oder Tuchkappen mit aufgeschlagenem Rande, Stickerei und Pelzwerk im Winter tragen, sondern haben an ihren Hüten auch noch das seit der Mandschuherrschaft eingeführte Unterscheidungszeichen des Knopfes, der in aufsteigender Ordnung aus folgenden Stoffen besteht: rote Koralle, hellblaues Glas, Lapislazuli, Kristall, weißer Chalcedon, Gold (oder vergoldet). Die chinesische Mandarinentracht hat sich bei Beamten Tibets Bahn gebrochen; man sieht sogar das üppige Zobelfellkleid chinesischer Geheimräte in Kiangtung. Den pompösen Eindruck, den sie hervorbringen soll, stört leider oft und unerwartet eine schmutzige Stelle und häufiger noch die Verlumptheit des unvermeidlichen Gefolges. Im nördlichen China sind nur alte Weiber und Kinder ungeschminkt. Beim Schminken wird das Gesicht geweißt, und dann werden ovale rosenrote Flecke über die ganze Wange aufgetragen.


Ein chinesischer Mandarin aus Kanton. (Nach Photographie.)

Die **Verkrüppelung** der Füße wirft ein grelles Licht auf die Raffiniertheit und Unnatur der chinesischen Überkultur (s. Abbildung, S. 668). Ob der Zweck die Fesselung der Frauen ans Haus oder die Vermehrung ihrer Korpulenz ist: das Ganze ist widersinnig und ekelhaft. Vom fünften Jahre an wird der Kinderfuß in der Weise eingepreßt, daß die vier kleineren Zehen untergebogen und zugleich die Fersen nach oben und rückwärts gezwängt werden. In den höheren Ständen wird mit dieser Plage fortgefahren, bis das Geschöpf wie auf Stelzen geht und sich außer dem Hause nicht anders als im Tragstuhl oder auf dem Rücken einer Dienerin bewegen kann. In den niederen Klassen bewegen sich die Frauen noch immer mit einiger Freiheit. Ganz frei von dieser Sitte sind die Mandschu im Norden und Hakka im Süden sowie die weniger von der chinesischen Kultur beleckten Völker des Westens. Daß chinesische Heroen tättowiert dargestellt werden, deutet an, daß diese Sitte einst verbreitet war. Auf den Liukiu-Inseln waren noch vor einigen Jahrzehnten die Weiber nach Bezirken verschieden tättowiert.

Die körperliche **Reinlichkeit** ist nicht die starke Seite der Chinesen. Nur ein Schein davon wird durch die Künste des Barbiers hervorgebracht. Die Ostasiaten haben kein starkes

Luftbedürfnis, auch in den leicht gebauten japanischen Häusern gibt es viel schlechte Luft. Haut- und Augenkrankheiten sind außerordentlich häufig.

Einstimmig preisen die Weisen und Staatsmänner Chinas den Ackerbau als den Lebensnerv des Staates. Klarer noch spricht für seine Bedeutung, daß China die Nahrung für seine riesige Bevölkerung fast ganz allein aufbringt, und daß es den Weltmarkt daneben noch mit Thee und Seide in Fülle und mit Regelmäßigkeit versieht. Aus dieser Wertschätzung, an der der bewußte Gegensatz des Ackerbaues zum Nomadentum ringsumher seinen natürlichen Anteil hat, ist der falsche Schluß gezogen worden, daß in China eine Bodenkultur von hoher Entwickelung allverbreitet sei. Die Chinesen sind allerdings weiter im Ackerbau als die Inder. Aber in ganz Südchina ist der Boden der Berge arm. Am Flusse Min sind Berge von 1000 m bis zum Gipfel kultiviert, in vielen Gegenden aber auch noch mit bloßem Buschwerk bestanden. Selbst im dichtbevölkerten Mittelchina ist keineswegs jeder Fleck angebaut. In Kiangsu und Tschekiang findet man selbst in unmittelbarer Nähe der Wohnungen mit Gras und Unkraut bewachsene Stellen. Gräber und Kapellen nehmen viel Raum ein. Am dichtesten dürfte der Anbau noch im Norden sein, wo er in den Lößlandschaften bis in Gebirgshöhe ansteigt und Wald und Heide weit zurückgedrängt hat. Der chinesische Ackerbau ist auch nicht in derselben Richtung intensiv, wie sich ihn Europäer vorstellen. Pflug und Egge kommen auf den kleinen Wirtschaften Chinas weniger zur Anwendung als Hacke und Rechen. Von einem Büffel oder Ochsen gezogen, reißt der Pflug keine tiefen Furchen, und die starke Verwendung der Dungmittel ist eben auch wegen der unzulänglichen Wendung der Scholle notwendig. Getreide wird durch Tiere oder mit Flegeln im Freien gedroschen. Da Büffel das häufigste Zugvieh sind, ist ein träger Gang der Geschäfte



Eine Chinesin mit Krüppelfüßen und ein chinesisches Kind. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 667.

selbstverständlich. In der Düngung sind die Chinesen Meister. Im Süden besonders ist Menschendünger und jede Art Abfall gesucht, bis herab zu den ausgebrannten Raketensätzen.

Gegenwärtig ist der Grundbesitz in China sehr zersplittert. Ein Gut von 60 Hektar in der Ebene gehört zu den größten. Wer 6 Hektar Land sein nennt, wird für vermögend gehalten. Eine Familie kann in der Nähe größerer Städte von 1—1½ Hektar Land leben, wenn sie es selbst besitzt und bearbeitet. Die Vererbung durch Teilung des Grundbesitzes trägt zur Parzellierung nicht allein bei. Der reiche Ertrag des Gartenbaues und der Kulturen, die, wie Thee und Seide, bei kleinem Betrieb am lohnendsten sind, hilft dazu. Ein großer Teil des chinesischen Ackerbaues wäre nicht mit Gewinn zu betreiben, wenn nicht die kinderreichen Familien eine Menge der allerbilligsten Arbeitskraft repräsentierten. Diese macht es möglich, daß die Hälfte alles Ackerlandes in China von Pachtern und zwar vorzüglich von kleinen Pachtern bearbeitet wird. Es liegt in der Genügsamkeit, dem Fleiß, dem Familienzusammenhang der größte Teil des Kapitals, womit der chinesische Bauer so erfolgreich arbeitet.

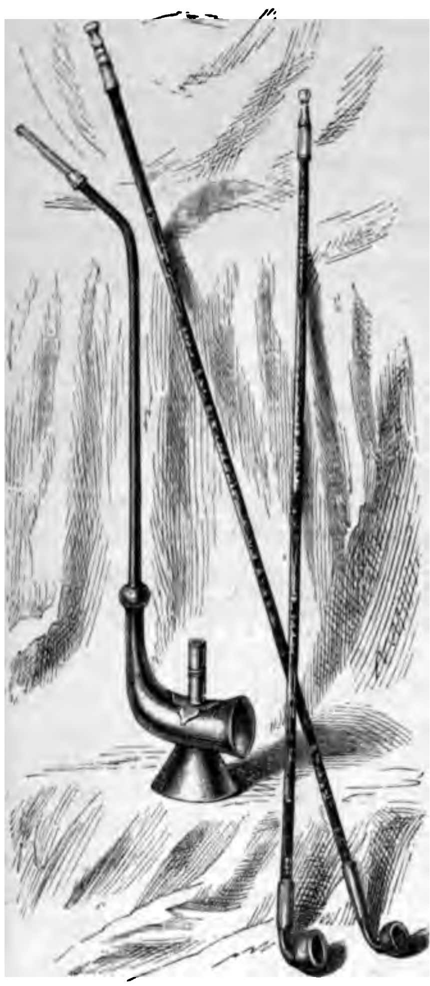
Der Reis ist die Hauptfrucht Chinas. Die Fruchtbarkeit des Südens und der Mitte an Reis ist bei durchschnittlich zweimaliger Ernte im Jahre so groß, daß er das wichtigste pflanzliche Nahrungsmittel der Chinesen bleibt. Dennoch ist der Verbrauch so groß, daß Reiszufuhren aus Formosa, Manila und Hinterindien, selbst aus Nordamerika notwendig werden. Auf dem Lößboden des Nordens und in den fetten Präriegefilden der Mandschurei scheinen Weizen, Hirse und Buchweizen ebensogut zu gedeihen wie der Reis in den Jangtse-Niederungen. Daß Mais und Kartoffeln über das ganze Reich verbreitet sind und in den gebirgigeren Gegenden schon wichtige Volksnahrungsmittel bilden, beweist, daß sich der chinesische Landwirt nicht starr gegen das Gute der Fremden abschließt. Weniger löblich ist es, daß die Kultur des Mohns wegen des Opiums in keiner Provinz vermißt wird und in einigen eine traurig große Rolle spielt. Bataten und andere Wurzeln, sowie grüne Gemüse aller Art sind sehr verbreitet, noch mehr die Hülsenfrüchte.

Da der Fischreichtum in den Bewässerungsgräben der Reisfelder sehr groß ist und noch vermehrt wird durch künstlich aufgebrachte Brut, mit der man die überschwemmten Reisfelder nach der Ernte besäet, so trägt dasselbe Stück Land im Sommer Reis und im Winter Fische. Wie nirgends der Fisch eine so große Rolle in der Volksernährung spielt wie in China, so wird auch die See- und Flußfischerei hier mit den mannigfaltigsten Mitteln betrieben. Man denke an das weitverbreitete Fischen mit Kormoranen. Kanalboote tragen am Schnabel Vorrichtungen zum Einhängen wagerechter Netze, deren Inhalt leicht auf Deck geschleudert werden kann. Mehrere Wurzeln und Samen von Pflanzen, die man im stehenden und fließenden Wasser anpflanzt, werden in großen Mengen genossen. Besonders erleichtert schon der vielfach nützliche Bambus, dessen Sprossen auch gegessen werden, die Bodenausnutzung.

Die Chinesen haben eine große Meisterschaft in der Züchtung von Haustieren bewährt. Es ist auch wahrscheinlich, daß sie unabhängig von den Ägyptern die Hauskatze züchteten, ebenso wie sie das Wiesel zum Mäusefang abrichteten. Das einzige Tier, das heute der Chinese in großer Menge züchtet, ist das genügsame und fruchtbare Schwein, eine vorzügliche Rasse, deren Speck und Schinken in ganz Süd- und Ostasien Handelsartikel sind. Büffel und Rinder braucht man als Lasttiere und zum Treiben von Schöpfrädern, Büffel auch zur Bearbeitung des sumpfigen Bodens der Reisfelder. Im Norden wird die Schafzucht auf den dürren Hügeln von Schansi und Petschili betrieben, und Wolle ist ein Hauptgegenstand der Einfuhr aus der Mongolei. Allerlei Geflügel wird in Brut- und Mästanstalten herangezogen. In den Seidendistrikten sind nicht bloß Felder und Gärten, sondern auch die Dämme zwischen den Reisbeeten mit Maulbeeren bepflanzt, deren Blätter zur Fütterzeit der Raupen verkauft werden. In der Theeregion von Ningpo bedecken Hirse und Mais die Abhänge und beschatten die zahlreichen Theesträucher, die auch in zerstreuten

Büschen auf Dämmen zwischen Reisfeldern und unter Maulbeeranlagen gepflanzt werden. Die thee- und seidebauenden Provinzen gehören zu den dichtestbevölkerten.

Überhaupt wird die große Zahl der Kulturen, denen der chinesische Landmann obliegt, eine intensivere Ausnutzung des Bodens ermöglichen. Mehr als ein Dutzend Öl liefernde Pflanzen, der Bambus, ferner das Pflanzenwachs, der Firnisbaum, die Pflanzen für Ailanthus- und Eichenspinnerseide sind noch daraus zu erwähnen. Setschuan wird durch seine Obst- und Feigenbäume zur schönsten, gartenartigsten Provinz Chinas. Auch der Gemüsebau erfreut sich einer eifrigen Pflege: grünes Gemüse fehlt bei der ärmlichsten Tagelöhnerkost selten. Die Bodenpreise sind hoch, selbst in der Ostmongolei, diesem noch erst in der Urbarmachung begriffenen Land, keineswegs sehr niedrig (120 Mark pro Hektar). Die Pachtzinsen betragen durchschnittlich 10 Prozent der Landpreise. Die Preise der landwirtschaftlichen Produkte sind bei dem langsamen Verkehr großen Veränderungen unterworfen. Die Reishäuser der Regierung, die dem Mangel in den mageren Jahren abhelfen sollen, sind, abgesehen vom Betrug, der sich auch ihrer bemächtigt, dem Bedürfnis nicht annähernd gewachsen. Nach Simon schwanken die Preise des Reises um mehr als 300 Prozent.



Eine chinesische Wasserpfeife und koreanische Tabakspfeifen. (Ethnographisches Museum, München.) Vgl. Text, S. 686.

Die klimatischen und die Bodenverhältnisse weisen der künstlichen Bewässerung eine große Rolle im chinesischen Landbau zu. Sowohl dem sonnigen Süden als dem Norden mit seinem durchlässigen Lößboden drohen Notjahre durch Trockenheit. Die Waldverwüstung zeigt, daß forstwirtschaftlich China nichts weniger als Kulturstaat ist. Nur im Süden und Westen sind noch gute Wälder erhalten. Japan wacht viel sorgfältiger über seine von Natur reicheren und mannigfaltigeren Wälder. Das meist angewandte Material ist Bambus. Wegen seiner Leichtigkeit, Biegsamkeit und großen Festigkeit ist er ebenso brauchbar für Stangen und Masten wie in feineren Sorten für die Kunstindustrie. Geheizt wird meist mit Holzkohlen, die in Thongefäßen, ähnlich den scaldini der Italiener, gebrannt werden. China besitzt die größten Kohlenlager der Erde, benutzt sie aber nur wenig.

Der Chinese wurde der europäischen Welt lange Zeit als ein bloß von Reis lebendes Wesen vorgestellt, das trotzdem hart und ausdauernd arbeitet. Wir wissen jetzt, daß keine Rede sein kann von reiner Reisnahrung. Der chinesische Arbeiter lebt im ganzen nicht sehr viel schlechter als viele seiner europäischen Kollegen, und in China selbst wird ausschließliche Reisnahrung für unvereinbar mit harter Arbeit angesehen, abgesehen davon, daß überall im Westen der Reis zu teuer ist und daher durch Kartoffeln, Kohl, Nudeln ersetzt wird. Bei den gewöhnlichen Preisen vermag ein Arbeiter mit 30—40 Pfennig Tagelohn 1 kg Reis, 1/2 kg Gemüse und ebensoviel

Fisch zu kaufen, und doch bleiben ihm noch 5—20 Pfennig für Thee, Salz, Tabak, Wohnung und Kleidung. Groß ist die Geschicklichkeit, womit der Chinese seine Speisen zubereitet; mit einfachen Dingen weiß er sich ein ganz üppiges Frühstück oder Mittagsmahl zusammenzustellen. So ist Erbsenkäse, eine Art Extrakt aus Erbsenmehl, woraus das Kasein durch Gipswasser ausgefällt ist, in Gallertform das Muster einer nahrhaften und billigen Speise. Die Zahl der Pflanzenkonserven ist groß. Die Ostasiaten essen nicht wie andere Orientalen aus gemeinsamer Schüssel und mit den Händen, sondern jeder von eigner Lackschale und mit zwei zwischen den Fingern der rechten Hand zangenartig gehaltenen Stäbchen aus Knochen oder Elfenbein (s. Abbild., S. 672).

Thee ist das nationale Genußmittel, das in allen Varietäten von allen Ständen genossen wird. **Opium** ist seit zwei Menschenaltern für das chinesische Volk ein Lebensbedürfnis geworden, das statt zu stärken, am Leben frißt. Man berechnet, daß jährlich 300 Millionen Mark für Opium in China ausgegeben werden, wovon drei Viertel ins Ausland gehen. Die Armen rauchen das schon gerauchte Opium noch einmal, aber viele opfern doch den ganzen Rest ihres Tagelohnes dem Opiumrausch. Wir hören schon aus dem fernsten Westen und Norden Klagen über das immer allgemeiner werdende Laster, dem die an der massenhaften Opiumzufuhr schuldigen Engländer Wissenschaft heuchelnd einen Rassencharakter beilegen möchten: Sir **George Campbell** stellte 1876 die lächerliche These auf, daß die mongolischen oder turanischen Völker die entschiedenste Neigung zum Opiumgenuß zeigten, den die arischen Indier fast ganz verschmähen. Manche Einwanderer sind nur nach der Mongolei gezogen, um in Ruhe Mohn bauen und Opium rauchen zu können. Die Haupttugenden des chinesischen Volkes: Geduld, Genügsamkeit, Fleiß, die Grundlagen seines wirtschaftlichen Gedeihens, untergräbt der Opiumgenuß, dessen zerrüttende Wirkungen weit verderblicher sind als die des Branntweins. Trotz der Fortschritte Chinas in den letzten Jahrzehnten läßt die Befürchtung, daß der Opiumgenuß im Volke die Kräfte lahm lege, die zu einer neuen Kulturentwickelung nötig sind, nicht vertrauensvoll in die Zukunft des Reiches schauen. An der Verarmung und Zerrüttung, die sich heute dem Beobachter ebenso häufig aufdrängen wie vor 100 Jahren die Ordnung und der Wohlstand, trägt dieses Laster keinen kleinen Teil der Schuld. **Von Richthofen** glaubt, daß der immer zunehmende Opiumgenuß sogar der Bevölkerungszunahme in China einen starken Damm setzen dürfte. Aus Hirse oder Reis gebrannte Getränke, vor der Einführung des Opiums die einzigen Berauschungsmittel, werden mit „nachahmungswürdiger Mäßigkeit“ gebraucht.

China ist das **Land großer Städte und zahlreicher Dörfer, das Land des gedrängten Wohnens**. Weniger aus Mangel an Boden als aus natürlichem Trieb zur Zusammendrängung greift die Bevölkerung sogar auf das Wasser über und wohnt in Booten. In Lößhöhlen hausen Tausende. Der Chinese ist in erster Linie Dorfbewohner; und wenn die Städte zahlreich und bevölkert sind, so sind sie es durch die Blüte des chinesischen Handels und als die Wohnsitze von Beamten.

Im allgemeinen sind die Dörfer in China volkreicher als in Europa, viele zählen 8000 und mehr Einwohner. Die von Lehmmauern eingeengten, winkeligen Straßen sind sehr belebt, Krambuden aller Art häufig, ebenso Theehäuser und Garküchen. Regelmäßige Märkte werden häufig gehalten. In des Obersten **Unterbergers** Schilderungen aus Nordchina heißt es: „Schon wenn man sich der Mauer nähert, hört man das einer großen Stadt eigentümliche Geräusch, das sich bald darauf in Gerede und Geschrei der in der Straße auf und ab wogenden Masse von Menschen und Tieren auflöst. Schmale Straßen führen in das Innere der Stadt, so schmal, daß sich zwei Karren mit Mühe ausweichen können; die Straße entlang führen, dicht an den mit Kaufläden überfüllten Häusern, erhöhte Gänge für die Fußgänger. Die lackierten Flächen der nach außen vortretenden Holzteile der Häuser, die schweren und reichgeschmückten

Karniese, die bunt bemalten Friese mit vergoldeter Holzschnitzerei, die Mannigfaltigkeit der Aushängeschilder von den absonderlichsten Formen, Ziegeldächer von einer der chinesischen Architektur eignen Ausbauchung, an den Ecken verziert mit den verschiedenartigsten Figuren und Drachen, alles das zusammen gibt einer solchen Handelsstraße ein höchst phantastisches Ansehen." Am Eingang der Dörfer stehen Ehrenpforten zum Gedächtnis der Tugenden ausgezeichneter Bewohner. Die Städte sind in der Regel viereckig angelegt und ummauert. In den alten sind die Straßen über alle Begriffe gewunden und winkelig. In den Kanalgegenden sind die Wege meistens schmal wie Fußwege, aber gepflastert, und man kennt kaum Lasttiere oder Wagen. In den hügeligen Gegenden hingegen gibt es beides. Dieser Unterschied übt auch einen Einfluß



Chinesische Luxus- und Gebrauchsgegenstände: 1) Becher aus Bambus, 2) schwarz lackierter Becher mit Perlmuttereinlage, 3) Porzellanteller mit erhabenen Ornamenten, 4) Büchse aus Kokosnuß, 5) lackierter Teller, 6) bronzenes Räuchergefäß, 7) alte Theebüchse mit Specksteinschnitzereien, 8) Tasse, Lackarbeit, 9) hölzernes Täßchen, innen verzinkt, 10, 11) Porzellantassen in Metalluntersätzen, 12) Theekanne aus Kokosnuß mit Messingteilen, 13) Tassenbrett, Lackarbeit, 14) Becher aus Rhinozeroshorn, 15) Eßbesteck in Elfenbein und Stahl nebst goldgesticktem Futteral zum Anhängen. (Ethnogr. Museum, München.) Vgl. Text, S. 671.

auf die Städte, die im Süden und in der Mitte enge Straßen (1½—4 m), im Norden dagegen solche haben, die für Wagen breit genug sind. Innere Höfe ersetzen den Mangel äußerer Fenster. Nur im Inneren wohnt das Behagen, der Reichtum, die schönen Farben und phantastischen Formen der chinesischen Kunst. Äußerlich glänzen die hohen, grell bemalten und vergoldeten oder versilberten Tafeln der Geschäftsanzeigen, 4 m hoch, ⅓—½ m breit, zu beiden Seiten des Thores aufgehängt, ein Wald von Farben und Hieroglyphen. Unscheinbar hängt daneben das Symbol des wachen Auges der Obrigkeit: die Tafel mit den Namen aller in einem Hause wohnenden Personen. Auf die Thür des Wohnhauses ist wohl ein Glücksbaum und ein Band mit Sittenspruch gemalt. Straßennamen glänzen an den Ecken, meistens sehr hochtrabende. Etwas von Wohlthun, Liebe, Himmel, Reinheit 2c. ist in der Regel darin. Nachdem die Taiping-Revolution zahlreiche Städte im Süden und in der Mitte des Reiches zerstört hatte, erstanden aus Asche und Trümmern neue Städte, die sich freier vom althergebrachten Plan entfalteten. Nantschang z. B., eine der berühmtesten Provinzhauptstädte, nach Tschingtufu auch eine der schönsten und regelmäßigsten, hat breite, reinliche Straßen. Höfe und Weiler werden nur im Süden und Westen

häufig getroffen. von Richthofen schreibt aus Hunan: „Dies ist die erste Provinz, wo ich eine beträchtliche Anzahl von reizenden Landsitzen gesehen habe, die ‚reichen Leuten‘ gehören, die sich vom Geschäft zurückgezogen haben. Sie legen ihr Geld in Grundstücken an und übergeben sie Pachtern. An einer abgesonderten und in die Augen fallenden Stelle, gewöhnlich am Abhang eines Hügels, erhebt sich das stattliche Herrenhaus, von Baumgruppen umgeben.“ Verbreitet sind nur einzeln stehende Gasthäuser an der Straße, kenntlich durch große Trodbeln über der Thür.

Die Chinesen haben selbst in der Fremde den Trieb zum dicht gedrängten Wohnen: in San Franciscos „Chinatown“ wohnen jetzt 15,000 Chinesen auf einem Raum, wo vorher nicht der zehnte Teil Amerikaner Platz fand. Ihr Wohnen in niederen, dumpfen Räumen mit Tischen und Bänken, gemauerten Öfen voll Schmutz scheint aus einer kalten Zone zu stammen, wie der leichte, luftige Bau Japans aus einer wärmeren. Bei Chinesen und Japanern findet man Nackenstützen oder Nackenschemel, bald einfach aus einem Bambusstück mit Untersatz bestehend, bald kunstvoller gearbeitet, mit Schiebladen versehen, bunt eingelegt (s. Abb., S. 682, Fig. 4). Der patriarchalische Zug, der das chinesische Familienleben in den unverdorbenen ländlichen Verhältnissen viel kräftiger durchzieht als in den Städten, hat die Sitte des Zusammenlebens der nächsten Verwandten in einem und demselben Hause erhalten. Vom Urgroßvater bis zum Urenkel leben oft fünf Generationen unter Einem Dache. Dieses Zusammenleben, das oft in der Erinnerung an gemeinsame Abstammung ganze Gemeinden, ja Gruppen von Gemeinden zu einem starken Stammesgefühl begeistert, ist für das Gedeihen der Bevölkerung wesentlich. Der Chinese trägt dieses Gefühl mit sich in die Fremde, während er am Orte viel weniger hängt, er unterstützt aus weiter Ferne seine Angehörigen. Die Schnelligkeit, womit sich die südchinesische Bevölkerung nach dem Sturme der Rebellendurchzüge auf dem verwüsteten Grunde wieder anbaute oder in neuen Lagen eine Heimat gründete, setzte alle Europäer in Erstaunen.

Im Verkehrswesen stand China sonst höher; sein Herabsteigen zeigt sich vor allem im Zustande der einst die Lebensadern bildenden Kanäle. Das mächtige Kanalnetz Nordchinas ist in den letzten Jahrzehnten dem Verfall preisgegeben worden. Ritter nannte es das grandioseste Kanalsystem der Alten Welt, das die Mitte und den Süden des großen Reiches unabhängig von den Zufällen der Meer- und Flußschiffahrt an den Norden kette. Der Kaiserkanal ist „von allen europäischen sehr verschieden, weil er sich nach der Natur des Landes richtet, sich oft windet, von verschiedener Breite ist, bald 200, bald 1000 Fuß weit; bald ist er tief in Berge eingeschnitten, bald läuft er auf erhöhtem Damm (bis 20 Fuß Höhe), mit Granitquadern eingefaßt, über Seen und Moräste von ungeheurer Ausdehnung hinweg“. Seit ein Dammbruch des Hoangho den ganzen Fluß nach dem Meer abgeleitet hat, ist der stolze Kaiserkanal nördlich von dem neuen Arm des Hoangho nichts als ein unbedeutender Nebenfluß dieses wilden Stromes. Der Handel von Tiëntsin mit den Großstädten des Südens und der Mitte hat bereits vorwiegend den Seeweg gewählt. Wenn sich im Juni die versiegte Strecke zwischen Lintsing und Tiëntsin füllt, ist er wie früher mit Dschonken vom Süden bedeckt, die auf das Hochwasser gewartet haben. Der Salzverkehr ist noch immer sehr bedeutend auf dem Kaiserkanal. Andere Kanäle haben unter den schlechten Regierungen der letzten Jahrzehnte kaum weniger gelitten. Einige Wasserpfützen hier und dort und eingestürzte Brücken, das ist oft alles, was von vergangener Blüte redet. In ausgetrockneten Kanalbetten wird heute Getreide gebaut. Nur die Kanalsysteme des Mittellandes, der eigentlichen „Blume der Mitte“, die durch ihre Bedeutung für die Bewässerung und den Transport der Feldfrüchte fast für jeden Landbauer eine Art persönlichen Interesses erlangen, scheinen immer noch im alten guten Stande zu sein. Hier sind die Maschen des Kanalnetzes oft kaum 1 km weit, und viele Landbauer führen eigne Kanäle bis vor ihre Häuser und benutzen das Kanalboot als Heuwagen.

Ernsthafte Verbesserungen der Verkehrswege gehören zu den Seltenheiten. Pekings Straßen haben sich in Abzugsgräben verwandelt, seine Gossen sind der Marmorplatten beraubt, die sie einst bedeckten. Williamson freut sich über einen einzigen Mann, den er eine Straße jenseits der Großen Mauer ausbessern sieht: so lange hat er bei seinen weiten Reisen in China dieses Anblickes entbehrt. Viele Landstraßen waren einst mit Steinplatten gepflastert, aber das Pflaster ist verfallen, und die Kaiserstraße ist ein unebener Spurweg von 12—20 m Breite geworden, der in eine Reihe von Karrenbahnen zerschnitten ist und oft, seit Jahrhunderten ausgefahren, tief unter dem umgebenden Lande liegt (s. Abb., S. 647). Viele Brücken, von denen manche großartige Bauwerke waren, sind jetzt unpassierbar, man umgeht sie oder fährt unter ihren Bogen durch. Es scheint nicht viel zu nützen, wenn einzelne nach guter alter Sitte ihren Mitbürgern Opfer durch Straßen- oder Brückenbau bringen, oder wenn die Richter die Schuldigen in kleinen Prozessen zur Ausbesserung eines Straßenabschnittes auf eigne Kosten anhalten. In der Mitte und in Südchina, dem Lande der Flüsse und Kanäle, spielen die Straßen eine viel geringere Rolle als im Norden. Gepflasterte Fußwege führen die Kanäle entlang. Nur in den Theedistrikten sind wieder Straßen von Fluß zu Fluß häufig; sie sind zum Teil ungemein belebt durch die Träger, die die feineren Theesorten mit größter Sorgfalt auf doppelt getragenen Stangen, damit die Kiste selbst beim Abstellen nicht den Boden berührt, die gemeineren an der üblichen Querstange transportieren; man begegnet endlosen Karawanen solcher Träger.

Die Wärterhäuser und die Wachttürme, die in regelmäßigen Entfernungen die kaiserlichen Landstraßen begleiten, liegen in Trümmern. Die Telegraphenstationen, wo vor alters mit Rauch von Wolfsdung Signale gegeben wurden, sind verödet. Williamson erzählt, daß er eine Fähre über den Liaoho (Mandschurei) nicht benutzen konnte, weil sie das Gepäck eines Mandarins abgeworfen hatte und nun ruhte, bis der Prozeß beendigt war, den dieser angestrengt hatte.

Die Flußschiffahrt beschäftigt allein schon für das Tauen viele Tausende von Menschen. Die Jangtse-Boote brauchen bei der Bergfahrt von Itschang an bei 120 Tonnen Ladung 50—60 Mann. Itschang, auf der Grenze zwischen Ebene und Gebirge, ist wegen der Menge seiner Schiffsleute so volkreich. Sogenannte Wassermänner, ausgezeichnete Schwimmer und Taucher, haben die Aufgabe, die Taue von Felsen &c. los zu machen. Diese Leute verbringen ihr ganzes Leben auf den Booten, die ihre Familien, ihr Haus, ihren Besitz umschließen, und lenken ihre Schiffe mit so viel Geschick, daß die plumpen Dschonken Stromschnellen überwinden. Mehr noch gleichen die Holzflöße aus Honan, die im Januar den Jangtse füllen, schwimmenden großen Dörfern. Schweine, Hunde, Hühner, oft 20 Hütten sieht man darauf und zahlreiche Weiber und Kinder. Sie sollen sechs Monate zu den nicht ganz tausend Kilometern bis Hankau brauchen; dort werden sie zerlegt, neu zusammengesetzt und gehen nach Tshingkiang und anderen Seeplätzen.

Die zunächst politisch gebotene Ausdehnung des chinesischen Kanalnetzes hatte vielleicht mit Absicht den Seeverkehr zwischen Nord- und Südchina fast ganz in die Bahnen der Flüsse und Kanäle gelenkt und sicherlich erheblich dazu beigetragen, die Neigung zur Seeschiffahrt selbst unter den Küstenbewohnern herabzustimmen. Jedenfalls ist für die Europäer gleich nach Eröffnung der Vertragshäfen gerade die Küstenschiffahrt einer der lohnendsten Erwerbe geworden. Für die europäischen Reeder ist noch immer die Schiffahrt in den chinesischen Meeren ein gutes Geschäft. Die Chinesen legen im Bau von Schiffen für die Fluß- und Kanalfahrt eine große Geschicklichkeit an den Tag, während sie in dem Bau von Seeschiffen zurückgeblieben sind. Ihre Dschonken (s. Abbildung, S. 643) sind noch immer plump, schwer lenkbar, hoch an beiden Enden, viereckig geschlossen. Die Segel bestehen aus Matten, und das Segel am Hauptmast ist, ähnlich wie das Steuerruder, von unverhältnismäßiger Größe. Mit dem Kompaß (s. Abbild., S. 646) sind die Schiffer bekannt; aber andere nautische Beobachtungen werden nicht gemacht. So ist

denn viel mehr als Küstenfahrt nicht möglich; und die Aufgabe des Piloten ist es, den Kurs nach den Vorgebirgen zu steuern oder in direkter Linie nach dem Kompaß einen bestimmten Punkt anzustreben. Während der ganzen Reise beobachtet der Schiffer die Ufer und Vorgebirge, indem er an der Landseite des Schiffes sitzt, auch Nächte wacht und vielleicht des Tages stehend schläft. Ihm zunächst steht der Oberbootsmann, der das Segeln unter seinem Befehl hat, ferner Handelsgehilfen, Proviantmeister, endlich ein Priester, der vor den Götzenbildern jeden Morgen Weihrauch und Gold- und Silberpapier verbrennt. Einige Matrosen sind geübte Schiffer, die anderen, die die gemeine Arbeit thun, sind oft gar nicht gelernte Seeleute, sondern Bettler, Flüchtige und dergleichen, die aber alle schreien und befehlen. Revolten in dieser bunten Menge sind nichts weniger als selten, und in Gefahren verlieren sie leicht den Mut und die Besinnung. Trotz der Taifuns der chinesischen Meere, von denen einzelnen 20,000 Menschen auf See und auf Strömen zum Opfer fallen, ward eine bessere Organisation der Schiffahrt nicht angestrebt. Chinesische Dschonken machen die Reise von Amoy nach Singapur in 18—20, gelegentlich auch in 60 Tagen. Das ist eine merkwürdige Thatsache, daß die Flotte Chinas seit Marco Polos Zeit stehen geblieben ist. Fast die Hälfte der 14,500 chinesischen Schiffe, die 1892 in chinesischen Häfen ein- und ausliefen, waren Dschonken, allerdings mit dem geringen durchschnittlichen Tonnengehalt von 41 Tonnen. Übermäßiges Gewicht wird auf Äußerliches gelegt, der Name eines Schiffes ist eine Sache von größter Wichtigkeit, Masten und Steuerruder tragen Sprüche guter Vorbedeutung. Zwei Augen an der Vorderseite, die an die Augen von Osiris' Totenbarke erinnern, sind notwendig, ebenso die Bilder der Göttin der Schiffahrt. Auf ihren Flußbooten richten sich die Chinesen sehr komfortabel ein. Hübsches Schnitzwerk ziert die Dschonke von außen, und in den Kajütten von luxuriöser Einrichtung sieht man geschminkte und geputzte Frauen, die sich mit ihren Kindern beschäftigen oder rauchend auf und ab gehen. Des Abends auf einem Flusse, wie dem Jangtse oder Sikiang, da sprühen und blenden Lichter und Feuerwerk mitten im Wasser, und es erschallt Gesang und Saitenspiel aus einer Dschonke mit Räumen für Opiumraucher, Haarkünstler, mit Schauspielerinnen und allem Luxus.

Der Nordchinese macht größere Reisen meist im Wagen, der mit einigen Maultieren hintereinander bespannt ist und wohl 45—65 km im Tage zurücklegt. Der Wagen ist zweiräderig, seine Achse von Holz, Federn fehlen, der Sitz des Reisenden kann halbbogenförmig mit Baumwollenzeug überspannt werden. In diesem Fuhrwerk ist jede andere Stellung als die des Chinesen mit kreuzweise untergeschlagenen Füßen höchst unbequem. Schubkarren mit einem hohen Rade haben zu beiden Seiten Sitze, die von je einem Reisenden eingenommen werden; diese sind besonders in gebirgigen Gegenden im Gebrauch. Als Schutz vor Regen und Sonnenschein dient ein Dach aus Zeug. In der Regel werden sie von zwei Leuten fortbewegt: der eine schiebt, der andere zieht. Die Arbeit der Führer wird bei günstigem Winde durch ein Segel erleichtert. Im Süden und besonders auch in Schanghai hat sich immer mehr die japanische zweiräderige Dschinrikischa (vgl. unten, S. 690) eingebürgert. Im Winter werden die mit Eis bedeckten Kanäle von den Topais, großen, niedrigen Schlitten, benutzt, die ein hinten stehender Führer mit einer eisenbeschlagenen Stange rasch vorwärts schiebt. Fuhrleute sind im ganzen nördlichen China und tief in den Süden hinein chinesisierte Mongolen, die besser mit Pferden und Maultieren umzugehen wissen als die Chinesen.

Trotz großer Vorteile des europäischen Handels konsumiert die enorme chinesische Bevölkerung noch weit überwiegend Erzeugnisse des einheimischen Gewerbes. Aber wie lange wird der chinesische Handwerker trotz all seiner Nüchternheit, Geschicklichkeit und Ausdauer im stande sein, den Wettkampf mit den Fabriken zu bestehen, die sich jetzt im Lande selbst vermehren? In der chinesischen Gewerbthätigkeit fehlt ursprünglich der Großbetrieb ebensosehr wie im chinesischen

Ackerbau. Die Chinesen haben wenig Maschinen, die Menschenkräfte sparen. Ihr Scharfsinn und Erfindungsgeist haben sich fast ausschließlich mit kleinen Verbesserungen in den Handgriffen, Mischungen und dergleichen beschäftigt. Dies mag sich zum Teil daraus erklären, daß ihre Charaktereigenschaften und Gewohnheiten eine billige Verwertung ihrer Arbeitskräfte sehr erleichtern, und daß die Zeit für sie so gut wie keinen Wert hat. Wahrscheinlich hätten sich auch, wie einst in Europa, väterliche Rücksichten auf das Wohl des Volkes der Einführung größerer Maschinen widersetzt. Wenn nun in China die Industrie noch so ziemlich im Handwerksbetriebe aufgeht, so wurde dabei der große Vorteil einer dauernd lebendigen Kunstübung und damit eine Blüte des Kunstgewerbes bewahrt, die selbst auf Europa anregend wirken konnte.

Bergbau und Metallgewinnung stehen tief unter der Metallverarbeitung. Die Fortschritte Chinas auf diesem Gebiet stehen auch in gar keinem Verhältnis zu seinem Kulturalter. Der deutsche Bergbau im Harz und Erzgebirge steht, sowie er ins Licht der Geschichte tritt, höher als der chinesische am heutigen Tage. Auch in der Metallgewinnung wiegt überall das Handwerk vor. Allerdings ist das Eisen vortrefflich und wird bei gleichen Preisen im Lande dem europäischen vorgezogen. Auch dort, wo, wie auf Bangka, Malakka, Borneo, die Chinesen auf fremdem Boden als Bergwerksunternehmer auftreten, ist der Betrieb klein und wird klein geleitet. In Kalifornien haben sie mit Erfolg denselben Schutt mit ihren Händen noch einmal durchgearbeitet, den die Kalifornier als für ihre Maschinen zu wenig lohnend beiseite geworfen hatten. Ein Land, wo in allen Zweigen die Urproduktion nicht in die Tiefe geht, kann trotz des Alters seiner Kultur und der Zahl seiner Bevölkerung nichts weniger als ausgelebt, muß industriell fast jungfräulich sein. Salzgewinnung in großem Maßstabe findet an der Ostküste von Kiangsu unter Aufsicht eines Mandarinen von hohem Range statt.

In den ostasiatischen Reichen kennt man keinen Arbeiterstand im europäischen Sinne. Die Familie, stark durch patriarchalischen Zusammenhalt, ergänzt durch Adoptionen, geschützt durch Gesetz und Sitte, bildet einen arbeitenden Organismus, der die Lohnleistung um so mehr zurückdrängt, als die großen Betriebe auf allen Gebieten selten sind. Wir wissen auch aus Japan, wie eng dort die Dienstboten an die Familien angeschlossen sind, wie beide Freud und Leid miteinander teilen. Europäer haben in der dortigen Stellung der Dienstboten das ideale patriarchalische Verhältnis wiedergefunden, das bei uns großenteils nur noch in der Tradition lebt. Für China möchten wir an das Gesetz erinnern, daß weibliche Haussklaven verheiratet werden müssen und nicht ohne ihren Willen ganz von ihren Familien getrennt werden dürfen. Man ist einig darüber, daß die Arbeitslöhne in China ungemein niedrig seien. Die Löhne der weiblichen Arbeiter sind durchschnittlich um die Hälfte niedriger als die der Männer, und sie leisten bei der Baumwolle und beim Thee so ziemlich die Hälfte aller Arbeit.

Überall in Ostasien hat die allgemeine Verwendung der Handarbeit die künstlerische Ausgestaltung der Gewerbe-Erzeugnisse begünstigt. Kunstgewerbe im wahrsten Sinne des Wortes ist in Europa nie so weit verbreitet gewesen wie hier. Man denke an die unnachahmlichen Porzellan- und Lackwaren! Die ostasiatische Kunstindustrie verarbeitet mit großer Vorliebe seltene und schwierige Stoffe. Von Schildkrot führen die chinesischen Händler die feinsten Sorten besonders aus Celebes ein. Man bezahlt gewisse Seltsamkeiten der Färbung hoch und weiß es zu biegen, zu verbinden, zu bemalen und zu vergolden wie nirgends in Europa. Ein anderes höchst beliebtes Material ist Nephrit, der anstehend am Süd- und Nordabhang des Kuenlün, in den Pamir an dem Südzufluß des Jarkand Darja, Kaskem Darja, und erst 1891 zwischen dem Kuku-Nor und Nanschan gefunden worden ist. In Sutschou gibt es große Werkstätten für Nephritarbeiten. Von der besten Sorte sagen die Chinesen, sie sei das Vierzigfache ihres Gewichtes an Gold wert. Ebenso wie Karneol und Amethyst wird der harte Stein zu Miniaturbildnereien

mit bewundernswerter Geduld verarbeitet. Aus der glänzend weißen Masse der Schloßteile der Tridacna werden Statuetten geschnitten, die man in unseren Museen als Werke in Chalcedon hochschätzt. Elfenbein und Rhinozeroshorn werden sehr viel verwendet. Der ostasiatische Zellenschmelz ist in Europa bisher unerreicht geblieben. Arbeiten, die Jahrhunderte hinter sich haben, sehen vollkommen frisch aus. Früher hielt man Kanton für den Hauptort, wo diese Arbeiten erzeugt wurden; jetzt weiß man, daß kleine Orte auf Hainan (Hoihau besitzt nicht weniger als 20 Silberschmiede) noch Besseres erzeugen. In dem einzigen Amoy arbeiten Hunderte von Schnitzern an Miniaturwerken aus Fruchtkernen und dergleichen.

Die heutige **Industrie** Chinas steht nicht mehr auf der alten Höhe. Niemand ermutigt, wie früher, die Künstler, die Erfinder. Die Bedürfnisse steigen, ohne daß der Reichtum entsprechend zunimmt. Es fehlt der Überfluß, der die Künste befruchtet. Dazu kommt die abendländische Konkurrenz, die Billigeres und Schlechteres, den einheitlichen Geschmack Zersetzendes bringt. Selbst in der bedeutenden Baumwollindustrie von Schantung wird das Spinnen und Weben der Baumwolle meist von den Familien der Landleute besorgt; und wenige widmen ihre ganze Zeit dieser Beschäftigung: die Landleute weben im Winter und bringen im Sommer ihre Waren zu Markte. So stellen sich die englischen Baumwollwaren überall da billiger als die einheimischen, wo nicht die Produktionsgebiete der Baumwolle so nahe sind, daß der billige Bezug, vielleicht sogar die eigne Pflanzung den Ausfall ersetzt. Selbst die Porzellanindustrie erzeugt jetzt keine so ausgezeichneten Waren wie noch unter Kienlung. Auch in der Seidenweberei herrscht wie in der Baumwollverarbeitung die Hausindustrie vor, oder es arbeitet ein Meister mit einigen Gesellen. Leider ist gerade der hochwichtige Seidenbau die Hauptquelle, woraus sich die Regierung willkürliche Abgaben zuleitet, sobald Ebbe im Schatze eintritt: man erhöht dann willkürlich die Transitzölle auf Rohseide. Was außerdem aus einem Mann herausgeschunden würde, der sich durch tüchtige, im großen betriebene Arbeit bereichert hätte, ist gar nicht zu berechnen; der Gewinn muß um so sorgfältiger verheimlicht werden, je größer er ist.

Die Industrien lieben auch in Ostasien sich auf einzelne Orte oder beschränkte Kreise zu konzentrieren. Dies ist natürlich bei der Metall-, Glas- und Porzellanfabrikation oder der wesentlich auf die Grenzstriche gegen die Mongolei und Tibet konzentrierten Woll- und Filzindustrie; denn sie sind auf Rohstoffe von beschränkter Verbreitung angewiesen. Die große Korbflechterei in der Provinz Schantung führt massenhaft nach Nordamerika aus; von Schihian am oberen Hanflusse aus wird wahrscheinlich die Hälfte von China mit Leim versehen. Die Glasmanufakturen von Schantung vertreiben ihre Erzeugnisse über ganz China. Als vor der Zeit der Bedrückungen und Verfolgungen noch mehr Chinesen in Manila waren, bildeten ihre in Masse hergestellten billigen Schuhe eine Ausfuhrware nach Mexiko.

Die **Befähigung für den Handel** ist auffallend, sie geht schon aus dem blühenden Zustande des Verkehrs im Inneren hervor. Einzelne Provinzen erzeugen eine Rasse geborener Kaufleute, die eng verbunden durch Landsmannschaft, Verwandtschaftsbande und Ähnlichkeit der Gesinnung und Absichten zusammenhalten und gedeihen. In der Mandschurei zeichnen sich die Kaufleute aus Schensi und Schansi vom Hausierer bis zum Bankier vor anderen Chinesen durch große Gewandtheit in der Aneignung fremder Sprachen aus. Siantan (Provinz Hunan) ist der chinesische Hauptplatz für Geldgeschäfte, die wieder hauptsächlich in den Händen der Schansi-Leute liegen. Der Opiumhandel wird meist von Kantonesen betrieben, auch der Theehandel, wiewohl Kanton aufgehört hat, der Theemarkt von China zu sein. Einige Bankhäuser in Taikuhien haben ihre Filialen über das ganze Reich verteilt. So sehen wir in dem großen Jangtsekiang-Emporium Hankou den Tabakshandel in den Händen von Einwanderern aus Fukian und den Handel mit Schnittwaren in denen von Leuten aus Tschekiang. Der Beweglichkeit

dieser Kaufleute, die meist ohne Familie und Grundbesitz sind, schreibt man einen Teil der Erfolge zu, die sie über ihre europäischen Konkurrenten davontragen. Es fällt dem Chinesen gar nicht schwer, aus irgend einem anderen Zweige menschlicher Thätigkeit zur Kaufmannschaft überzugehen; denn der Handelsgeist steckt tief im Blute dieses Volkes. Die Reisenden erstaunen über die Menge von kleinen Kram- und Höferläden, die in China jedes elende Nest zieren. Eine große Anzahl regelmäßig wiederkehrender Märkte sorgt dafür, daß der Handelstrieb nicht ins Stocken komme. Viele Städte gewähren ohnehin das Bild großer Märkte (vgl. S. 672), und in jeder gibt es Straßen, die nur mit Kaufläden besetzt sind. Die Hausierer sind eine große und einflußreiche Genossenschaft. In allen Ländern zeigt der Chinese die gleiche Neigung. Der wilde Batta sammelt Kampfer, der Dajak und der Alfure graben Gold und Diamanten, der Sulu taucht nach Perlen, der Malaye sucht seine Felsengestade nach eßbaren Schwalbennestern ab, erntet Muskatnüsse und Gewürznelken, fischt Trepang und Agar, der Bugi trägt als Kaufmann und Schiffer diese Waren von Hafen zu Hafen, der Sumatrane baut Pfeffer für die halbe Welt, der Javane stellt elegante Gegenstände her — aber der Chinese gibt diesem ganzen Getriebe von Thätigkeiten durch seine Intelligenz, seine größeren Bedürfnisse und sein Kapital Impuls und Schwung. In wie vielen Teilen Ost-, Süd- und Innerasiens ist der chinesische Kaufmann der Pionier der Kultur und zugleich der thätige Förderer der allgemeinen Interessen seiner Landsleute! In Siam bringt ihre große Zahl eine Rührigkeit in das Leben, die der apathischen Bevölkerung Siams fremd ist. „Sie hatten auch", schreibt Bastian, „den Vorteil, daß man sich in ihren Läden manche Luxusartikel verschaffen konnte, an die der einheimische Kaufmann nicht gedacht hätte." In einem Berichte des Gouverneurs von Kotschinchina aus dem Ende der siebziger Jahre heißt es: „Die Chinesen waren und sind von großem Nutzen für uns; sie sind mäßig, kräftig, verständig und arbeitsam."

Im Laufe der Geschichte hat sich vieles herausgebildet, was den Handelstrieb nährt. Mit Münzen, Zahlen, Ziffern fängt das Spiel der Kinder an, ihre frühreife Kenntnis von Krämersachen ist merkwürdig. Die grandiosen und feinen Spitzbübereien der chinesischen Kaufleute sind Tagesgespräche auf allen Gassen. Die Dichtigkeit der Bevölkerung befördert die Berührungen der einzelnen und nötigt zu tausend Nebenerwerben, wozu sich der kleine Handel immer am leichtesten eignet. Außerdem befördert die weitgehende Teilung der Münze sowie die Höhe des Zinsfußes den minimalen Handel. „Dank der Sapeke, handelt man in China mit dem unendlich Kleinen." China kennt Papiergeld, aber keine anderen Münzen als seine Scheidemünze aus Bronzeguß. Die umlaufenden Silberbarren werden gewogen und mit Firmenstempeln bedruckt. Zahllose Banken befördern Handel und Kredit. Aus Wörtern und Schriftzeichen schließt man, daß auch in China und Japan einst Muscheln als Geld gebraucht wurden.

23. Die Japaner und die Koreaner.

„Das alte Japan fand in China sein Ideal." **Rein.**

Inhalt: Tracht und Waffen. — Häuser und Städte. — Japanischer Holzbau. — Wirtschaftliches Leben. — Landwirtschaft. — Kunstblüte und Verfall. — Verkehr. — Gesellschaftliches.

Die Kleidung der Japaner durch alle Stände und Altersstufen ist in den Grundzügen dieselbe, und in den niederen Volksklassen unterscheiden sich die Männer oft nur durch die Anordnung des Haares von den Weibern. Auch die provinziellen Abwandlungen sind kaum größer, als die klimatischen Unterschiede erheischen. Seide, Baumwolle, Hanf sind die Grundstoffe, der kaftanartige, lange, vorn offene Rock die Grundform. Bei den Frauen ist er länger als bei den Männern,

bildet oft eine lange, durch Watte aufgesteifte Schleppe; dann ist auch der in der Männertracht einfache Gürtel zu einem breiten, kunstvoll gewebten Bande geworden, das auf dem Rücken schmetterlingsflügelartig geknüpft wird. Aufgedruckte Silbenzeichen und Symbole zeichnen die Uniform von Soldaten und Gefangenen aus, und der aufgestickte einfache oder der Doppelkranich unterscheidet in Korea höhere und niedere Höflinge. Ein wärmendes Untergewand um die Brust anstatt der Weste, ein schmales Schamtuch bei den Männern, ein bis zu den Knieen reichendes Lendentuch bei den Weibern anstatt des Unterrockes, endlich eng anliegende Beinkleider und Strümpfe beim Mann in der rauhen Zeit oder zum Schutz gegen Insekten oder Blutegel vervollständigen den einfachen Anzug. Er macht am Körper des Mannes einen besseren Eindruck als an dem des Weibes, weil bei diesem das allgemeine Gewand, Kimono, so eng nach vorn zusammengezogen werden muß, daß es nur ein mühsames, leicht gebücktes Gehen erlaubt. Die ungeschickte Fußbekleidung der hohen Holzsandalen aus Ulmenholz verbessern den Anblick nicht, und die den ganzen Rücken bedeckende, abstehende Schleife des die schmalen Hüften markierenden breiten Gürtels ist mehr grotesk als schön. Statt der Holzsandalen, worauf man nur mühsam wie auf Stelzen geht, sind bei Trockenheit Strohsandalen gebräuchlich. Zur Befestigung der Sandale am Fuße wird zwischen der großen und zweiten Zehe eine Schnur durchgezogen; deswegen ist auch an den Strümpfen die große Zehe abgesondert. Koreanische Männer sind in Jacken, kurzen Pluderhosen, langen Mänteln, Strümpfen, Schuhen den Chinesen ähnlich; nur ist die Farbe des Kleides nach dem Range verschieden: das gemeine Volk kleidet sich weiß oder schmutzig gelb, die Großen violettseiden, rot der König. In Korea und Nordjapan werden auch Schneeschuhe getragen.



Ein japanisches Mädchen. (Nach Photographie.)

Männer der niederen Klassen gehen barhäuptig. Der einfache Arbeiter (Ninsoku) wickelt wohl eine Binde aus blauem Baumwollenstoff mehrmals um den Kopf. Auch die Koreaner tragen ein Kopfband von oft kostbarer Arbeit frei sowohl als unter dem Hute, an dem es mit einem Ringe befestigt wird, und bedecken sich im Winter mit Pelzmützen. Sehr schön sind die breitrandigen koreanischen Hüte aus schwarz lackiertem Bambusgeflecht; sie sind gleichzeitig das Eigentümlichste an der sonst altchinesischen Vorbildern folgenden koreanischen Tracht. Nicht Abnehmen, sondern Zurechtrücken dieses Hutes mit beiden Händen bedeutet bei den Koreanern den Ehrfurchtsgruß. Breite, rund sich herabbiegende Hüte aus Weiden oder Bambus, umgestülpten Körben mit rundem Boden ähnlich, schützen die Japaner auf Reisen gegen Sonne und Regen an Stelle des aus geöltem Papier verfertigten Regenschirmes. Regenmäntel aus demselben Papier sind vielleicht neuere Erfindung, aber solche aus Stroh oder aus Schilf mit lang herabhängenden Schilfstreifen sind seit langem üblich. Japanische Frauen bemalen sich Gesicht und Hals mit einer Paste aus Bleiweiß und Stärke, rasieren sich die Augenbrauen, färben sich die Lippen rot, die Zähne schwarz. Für europäische Augen sind das unangenehme Entstellungen. „Wenn diese Frauen lachten und die geschwärzten Zähne zeigten, dann war ich es, die sich scheu abwandte. Unter den Mädchen fielen mir sehr viele hübsche Gesichter auf; gewöhnlich aber sind die Nasen zu winzig und die Backen zu bausig, oder aber das Antlitz durch dicke Puderlagen und die Lippen durch kirschrote Färbung, bisweilen sogar Vergoldung, entstellt.“ (Isabella Bird.) Edelmetalle spielen im Schmuck der Japanerinnen eine kleine Rolle, eine große aber die echten Perlen. Auch die kunstvollen Frisuren mit Schildkrotnadeln und -Kämmen und eingeflochtenen roten und blauen Kreppbändern sind mehr barock als schön. Grüßen oder danken sie durch eine tiefe Verbeugung des ganzen Oberkörpers, so kommt das Schönheitsideal der Japaner, die lange, gestreckte, schmale Gestalt, effektvoll zum Ausdruck: es erinnert an die übertrieben langen Gesichter auf den japanischen Bildern berühmter Helden oder Frauen in altertümlicher Tracht (s. Abbild., S. 665). Es liegt eine eigentümliche Grazie darin, mehr noch in der kauernden Stellung, doch es fehlt das wohlthuend Ruhige und Abgerundete. In Korea tragen Weiber und Kinder den Zopf nach chinesischer Art, während die Männer ihr Haar mit einer je nach dem Rang aus Holz, Kupfer, Silber, Gold, Korallen bestehenden Nadel in einen Schopf aufstecken; Aufbinden des beim Knaben freihängenden Haares bezeichnet den Übergang zum Mann. Der angeblich aus der

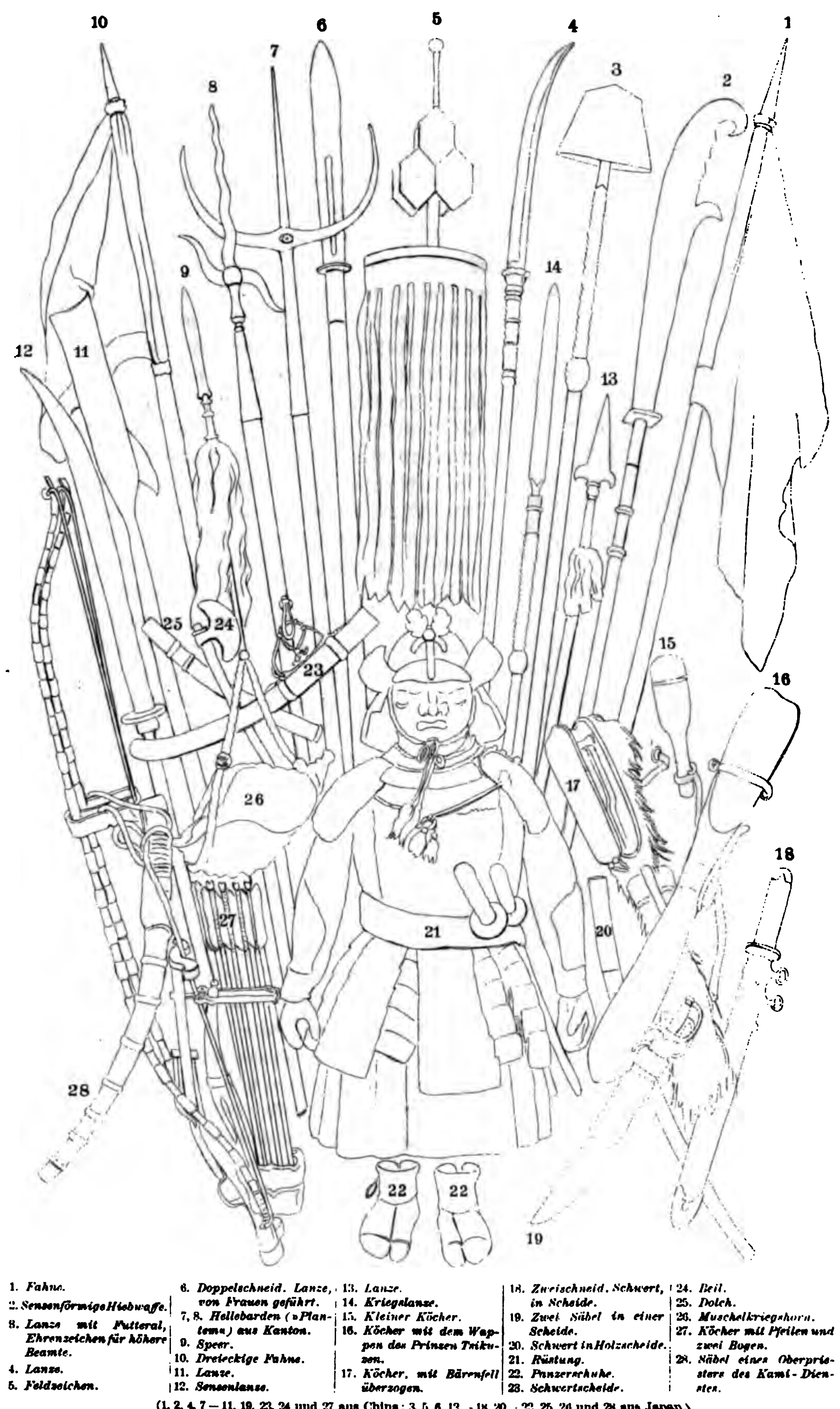


Ein tättowierter Japaner (Nach einer Zeichnung im Report on Cruise of U. S. St. Corwin.) Vgl. Text, S. 681.



Japanische und chinesische Waffen. (Ethnographisches Museum, W

[Zur Tafel: *Japanische und chinesische Waffen.*]



1. *Fahne.*
2. *Sensenförmige Hiebwaffe.*
3. *Lanze mit Futteral, Ehrenzeichen für höhere Beamte.*
4. *Lanze.*
5. *Feldzeichen.*
6. *Doppelschneid. Lanze, von Frauen geführt.*
7, 8. *Hellebarden (»Plantem«) aus Kanton.*
9. *Speer.*
10. *Dreieckige Fahne.*
11. *Lanze.*
12. *Sensenlanze.*
13. *Lanze.*
14. *Kriegslanze.*
15. *Kleiner Köcher.*
16. *Köcher mit dem Wappen des Prinzen Tsikuzen.*
17. *Köcher, mit Bärenfell überzogen.*
18. *Zweischneid. Schwert, in Scheide.*
19. *Zwei Säbel in einer Scheide.*
20. *Schwert in Holzscheide.*
21. *Rüstung.*
22. *Panzerschuhe.*
23. *Schwertscheide.*
24. *Beil.*
25. *Dolch.*
26. *Muschelkriegshorn.*
27. *Köcher mit Pfeilen und zwei Bogen.*
28. *Säbel eines Oberpriesters des Kami-Dienstes.*

(1, 2, 4, 7 – 11, 19, 23, 24 und 27 aus China; 3, 5, 6, 12 – 18, 20 – 22, 25, 26 und 28 aus Japan.)



Betrachtung der Fledermaus hervorgegangene **Fächer** hat eine ungemein reiche Entfaltung gefunden. Priester tragen ihn in Gestalt halbentfalteter Blumen, Beamte in Tannenholz, Tänzerinnen groß, Damen klein und bemalt. Der Koreaner trägt am Gürtel eine Büchse mit Tabak und einen Behälter für Spiegel, Zange und Kamm.

Die **Tättowierung**, wiewohl erst unter den Tokugawa eingeführt, war in Japan einst weit verbreitet; jetzt findet man sie in der Regel nur bei Männern niederer Klasse, und zwar an den Teilen, die gewöhnlich verhüllt sind (s. Abbildung, S. 680). Vor der Zeit des europäischen Einflusses war sie so ausgeartet, daß man regierungsseitig dem Überhandnehmen der oft zum Frivolen neigenden Sitte (weibliche Schönheiten wurden sehr gern dargestellt) durch Verbote entgegenarbeitete. Auch andere kosmetische Verunstaltungen sind überwunden worden: nur die Götterbilder Japans haben noch heute alle lang ausgezogene Ohren. Die Japaner sind reinlicher als Chinesen und Koreaner. Durch unzählige warme Quellen bietet Japan schon von Natur so viel Gelegenheit zum Baden, daß die Gewohnheit des Untertauchens im kühlen Klima so verbreitet ist fast wie bei Polynesiern. Die Japaner benutzen Schnupftücher oder Schnupfpapiere, die sie in der Ärmeltasche tragen; bei den Koreanern ist das nicht üblich.



Jagdmesser der Aino. (Nach v. Siebold.) $^1/_3$ wirkl. Größe.

Die **Bewaffnung** japanischer Krieger veranschaulicht die beigeheftete Tafel „Japanische und chinesische Waffen“. Man bewehrte sich früher mit langen Bogen, die als Altertümer auch in den Tempeln aufbewahrt werden und einst den Japanern in China den Namen „Langbogen“ eintrugen, teils einfachen, teils doppelt gekrümmten, mit langen Lanzen mit verschieden gestalteten, besonders dreizackigen Klingen und sehr guten, leicht gebogenen Schwertern, von denen jeder Samurai zwei im Gürtel trug. Das Schwert war einst das höchste Gut des ritterlichen Japaners, es verließ ihn nie; die Schwertfeger, deren Kunst selbst von Kaisern geübt wurde, standen in höchster Achtung. Der kunstreich verzierten Schwerter gibt es zahlreiche, besonders verzierte Abarten. Das Schwert galt, neben Spiegel und Edelstein, einst als Reichskleinod. In Korea ist der Bogen asiatischer Form noch heute im Gebrauch, Bogenschießen die beliebteste Körperübung. Zur vollen Ausrüstung gehörte ein eiserner oder hölzerner Helm mit Maskenvisier und vorn aufgestecktem Wappenzeichen. Schilde waren wenig üblich, wohl aber Rüstungen. Die **japanischen Rüstungen** beruhen auf dem Prinzip der Zusammensetzung aus rechteckigen, durch Seidenschnüre miteinander verbundenen Holz-, seltener Metallplatten. Ursprünglich scheint es durchgreifend gewesen zu sein; auch die Panzer, die wir heute in unseren Sammlungen sehen, haben alle die Zusammenfügung aus rechteckigen Plättchen und Platten bewahrt, doch diese Plättchen sind entweder auf Zeug festgenäht oder durch Drahtgeflecht verbunden oder überhaupt als besondere Stücke nicht mehr vorhanden, sondern auf einem zusammenhängenden Stück nur noch durch Furchen, Kanten und Nägel angedeutet. Das Maskenvisier wurde keineswegs allgemein getragen, aber nie fehlt das aus halbkreisförmigen lackierten Holzlamellen dachziegelförmig übereinander

gebaute und dem Helm anliegende Schutzstück des Genickes, manchmal nach unten schirmförmig erweitert und durch Stift und Schnur an den Helm befestigt. Diese Rüstungen erinnern an die Panzer der westlichen Hyperboreer (s. Abbildung, Band I, S. 527). Die geschickten Waffenschmiede Japans, die längst schon Schwertklingen so gut herstellten, daß sie mit denen von Solingen wetteiferten, begriffen auch rasch die Geheimnisse des Feuergewehres. Ihre Luntenflinten (als Jagdgewehre noch heute benutzt) sind vorzüglich gearbeitet, und neuerlich haben sie die besten Kriegswaffen Europas mit Erfolg nachgeahmt.

Im holzreichen Japan herrscht entschieden der Holzbau vor. Das japanische Haus gewinnt dadurch sein malerisches Ansehen. Mit Zufriedenheit, wenn nicht mit Entzücken, schildern die Reisenden den Eindruck der zierlichen Bauart an den mit den spitzen Giebelseiten der Straße



Japanische Gerätschaften: 1) Handwaschgefäß, Goldlack, 2) Wasserkanne, Goldlack, 3) Feuerkessel, der Deckel in Silber getrieben, 4) Frauenkopfstütze, rot lackiert. (Ethnographisches Museum, München.) Vgl. Text, S. 673, 683 und 688.

zugekehrten Häusern, oder den der großen Dörfer, deren altersgraue Häuser mit den hohen Dächern malerisch aus dem Grün der Baumgärten hervorschauen. Die mit Steinen beschwerten Schindeldächer der eng aneinander gedrängten Gebirgshäuser erinnern an Alpendörfer. Nur ist die Straßenseite des japanischen Hauses unscheinbar in den Farben des Holzes oder Schiefers. Die heimelige und bunte Seite liegt nach dem Garten oder dem Hofe zu. Der Japaner wünscht sein Haus oder seine Hütte für sich zu haben. Es ist möglich, daß die im Lande soweit verbreitete Erdbebengefahr dazu anleitete, so locker und niedrig zu bauen, doch hat man nun dafür die Feuersgefahr in einem solchen Maße eingetauscht, daß verheerende Brände außerordentlich häufig sind. „Die Feuersbrunst ist Tokios Blume“, sagt ein grausam spielendes Wort. Japan kennt seit langem eine organisierte Feuerwehr, Feuerwachen, beim Hause bereit gestellte Wasserfässer, und seine Kaufleute verwahren Wertvolles vom Haus entfernt in eignen Mauerhöhlen. Die Pfosten des schweren, bei Prachtbauten chinesisch ausgeschweiften Daches ruhen auf unbehauenen Steinen, die so weit über den Grund hervorragen, daß das Haus wie ein Pfahlbau frei steht. Auffallend viel Sorgfalt wird dem Dach zugewendet, ob es nun, wie noch meist auf dem Lande, mit Stroh, oder ob es mit Schindeln, ja Ziegeln gedeckt sei. Das japanische Haus ist hauptsächlich Dach, das, groß, tiefliegend, schwer, von verhältnismäßig schwachen Säulen getragen wird. Die Erdbeben zeigen, wie leicht solche Häuser einstürzen oder in Brand geraten, während die europäischen

Steinhäuser nur beschädigt werden. Weit vorspringend, läßt das Dach zwischen den inneren und äußeren Reihen von Trägern eine Veranda frei, von der die inneren Räume durch verschiebbare Holzwände geschieden sind. Auch die nicht über 3 m hohen Zimmer sind durch verschiebbare Wände voneinander getrennt, die nicht bis zur Decke reichen, sondern einen Raum für künstlerische Darstellung, Verzierungen in durchbrochenem Holz und dergleichen frei lassen. Die Schiebwände sind oft mit buntem oder Goldpapier tapeziert; in reichen Häusern treten spanische Wände an ihre Stelle, während Binsenmatten den Boden bekleiden. Rückwärts liegen die besseren Räume dem selten fehlenden Gärtchen zugewandt. Das Haus ist im ganzen luftig, mehr ein Sommerhaus. Auch die japanische Hauseinrichtung, die Kleidung und die kopfwehmachende Heizung mit dem Kohlenbecken sind dem rauhen Winter Nordjapans nicht gewachsen; sie machen den Eindruck, im Süden entstanden zu sein. Das Bett, bestehend aus Kopfschemel oder Nackenklotz (s. Abbildung, S. 682, Fig. 4), den auch die Koreaner benutzen, Matratze und gesteppter Wolldecke, ruht bei Tage in den Schränken und wird erst des Abends bereitet. Zum Erwärmen war früher mehr als heute, wo sich messingene Kohlenbecken weit verbreitet haben, eine viereckige Öffnung im Boden üblich, die mit Thon feuerfest ausgekleidet war, und um die, als den häuslichen Herd, die Schlafstätten bereitet wurden. Eigentümlich sind die koreanischen Heizvorrichtungen, die den hohlen Fußboden von untenher erwärmen. Einigen Schmuck, wie Vasen, Waffengestell und dergleichen, trägt häufig eine Stufe, die an der einen festen Wand hinläuft. Zur Ausstattung gehört seit langem eine Schale mit Tabak nebst Kohlennapf zum Anzünden, die Mal- oder Stickrahmen der Töchter und ein Spucknapf. Abends werden die Räume durch Lampen oder Lichter aus Pflanzentalg beleuchtet, aber unzulänglich. Mit der Erinnerung an ein japanisches Heim (statt Haus liebt der Japaner „innerhalb" zu sagen) verbindet sich die Vorstellung von trübe, grünlich brennenden, von Zeit zu Zeit aufflackernden Kerzen mit Papierdochten und dem Dunst der Kohlen und des Geruches des mit Opiumtinktur befeuchteten Tabaks. Altjapan kannte nur geringe Unterschiede der Bauweise: Material, Plan und Stil sind mit unbeträchtlichen Ausnahmen dieselben in allen Teilen des Landes, in Dörfern und Städten, bei arm und reich. Selten, daß die Armut oder Vernachlässigung zu Szenen führt, wie sie uns aus dem nördlichsten Nippon, aus der Umgebung von Aomori, beschrieben werden, wo die Dörfer am Wege aus Lehmhütten elendester Art und niedrigen, roh aus Balken, Baumrinde und Strohbündeln zusammengefügten Häusern bestehen, deren verfallene Dächer das dichte Blätterwerk üppig emporrankender Wassermelonen mitleidig zudeckt. Auf den Liukiu-Inseln herrscht der japanische Baustil mit chinesischen Anklängen.

In der großen Zahl hoher, nüchterner Steinhäuser, die besonders in Tokio gleichsam aus dem Boden hervorgeschossen sind, zeigt es sich wieder, daß den Japanern das feine Gefühl und richtige Verständnis, das sie in ihrer eignen Kunst fast immer das Rechte und Zweckentsprechende treffen läßt, bei der Nachahmung fremder Vorbilder untreu wird. In diesem Falle hatten sie besonders in den Amerikanern auch nicht gerade die besten Lehrmeister gefunden. Der Holzbau dominiert auch in den Kirchen, deren Wände außen mit starken lackierten oder geschnitzten und vergoldeten Brettern verkleidet, innen aber mit schönen Mosaiktäfelungen oder wiederum mit geschnitztem und vergoldetem Holzwerk ausgeschlagen sind. Der Kirchenbau lehnt sich gern an die Natur an, in deren Schluchten und Baumschatten oder auf deren Höhen er sich zurückzieht. Die Tempelgärten sind eindrucksvoller als die Tempel. In denen des Schintokultus bringen die roten Pforten der Tori, in denen der Buddhisten zahlreiche Steinlaternen einen eigentümlichen Eindruck hervor (s. die Tafel „Japanischer Tempel" bei S. 719). Es fehlt aber nicht an großartigen Treppenanlagen, Stützmauern und Befestigungen, die eine große Fähigkeit bezeugen, Stein, sogar Granit zu bearbeiten und zu verwenden. Koreas Bauten stehen weit hinter denen Chinas und Japans zurück. Es herrschen Lehmmauer und Strohbedachung vor. In der inneren

Einrichtung erinnert manches, wie die hölzernen Schiebfenster und -Wände, an Japan. Bis vor einigen Jahren waren Glasfenster völlig unbekannt. An neueren Palästen und Tempeln erkennt man die sklavische Nachahmung des chinesischen Musters.

Die japanischen Dörfer heben sich in der Regel scharf von den umgebenden Reisfeldern u. dgl. ab; oft sind noch Spuren von Wällen oder Thoren an den Eingängen erhalten. Die Anlage japanischer Städte ist der chinesischer ähnlich; nur sind jene nicht so durchgängig ummauert, dafür hier und da von festen Schlössern überragt. Die Abstufung der Städte, die Verwaltungsmittelpunkte sind, ist aus China herübergebracht. Wo größere Städte planmäßig angelegt wurden, sind ihre Straßen gerade, nach den Hauptstrichen der Windrose durchgeführt und

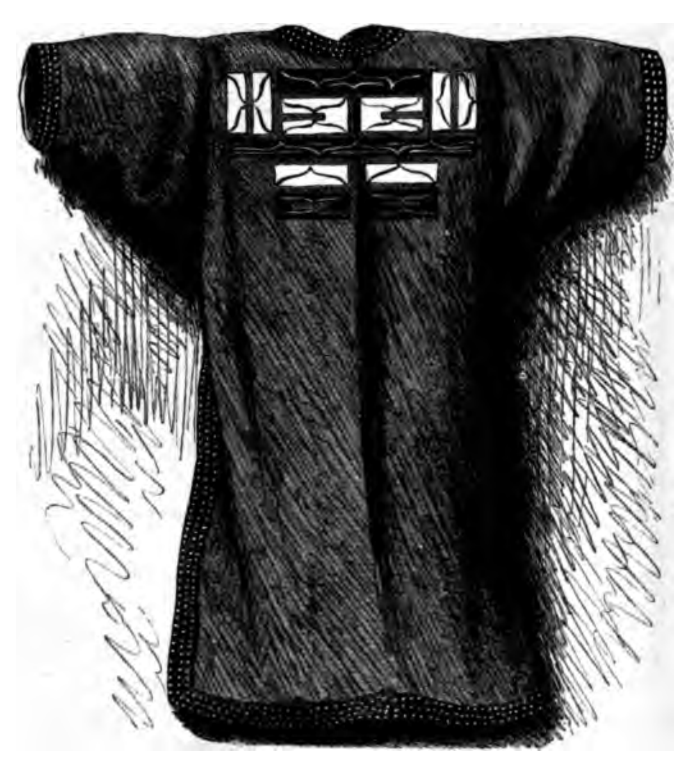


Japanische Speisegeräte: 1) Sakeschiff, in viele Teile zerlegbares Trinkservis, aus vergoldetem Lack; 2) tragbares Gestell für Speisen und Getränke für Reisende, gelber Lack; 3) Rauchgestell, braunes Holz und weißes Metall; 4) Biskuitkasten in rotem Lack; 5) Suppentasse in rotem Lack; 6) Reistasse in rotbraunem Lack; 7) Tasse in rotbraunem, gelbbraunem und vergoldetem Lack, 8, 9) Sakeschalen in rotem Lack mit Goldornamenten; 10) Wasserschöpfer in schwarzem Lack mit Goldornamenten. (Ethnographisches Museum, München.) Vgl. Text, S. 688.

mit Zahlen bezeichnet, während die schmalen Quergassen mit Namen belegt sind. Im alten Kioto gibt es Hauptstraßen von 3—8 km Länge, aber nur zwischen 4 und 6 m Breite. Wo Städte langsam aus kleineren Elementen zusammengewachsen sind (von Tokio behauptet man, daß es 125 Dörfer in sich aufgenommen habe), da sind die einzelnen Teile durch ausgedehnte Gärten, Parke, Begräbnisplätze und Tempelhaine, ja durch Felder voneinander getrennt. In den alten japanischen Städten ist der vorherrschende Eindruck bestimmt durch die niedrigen grauen Häuser, die in großen, von Höfen und Gärten ausgefüllten Zwischenräumen scheinbar ohne Regel durcheinander gewürfelt sind. Es gibt ganze Stadtviertel, die nur Kaufläden und gemauerte feuersichere Magazine enthalten. Oben ragt ein schwarzes Vordach in die Gasse; darüber dient eine niedere Attika als Magazin und trägt das gleichfalls niedere, dunkle Hausdach. Dem Auge erscheint ein solches Stadtviertel wie ein ungeheurer schwarzer, von dem Straßennetz durchfurchter Block: Schwarz und Grau sind die vorherrschenden Farben. Tokios Geschäftsstraßen erinnern an die belebtesten Teile europäischer Großstädte; nur fehlt das laute Wagengerassel und alles

„Nachtleben". Wie in vielen von unseren Hafenorten sind in Seeplätzen Japans regelmäßige Straßen von breiten Kanälen durchzogen, auf denen ein lebhafter Verkehr von Booten und Sampans herrscht. In Osaka führen 260 Brücken über die Mündungsarme des Yodogawa.

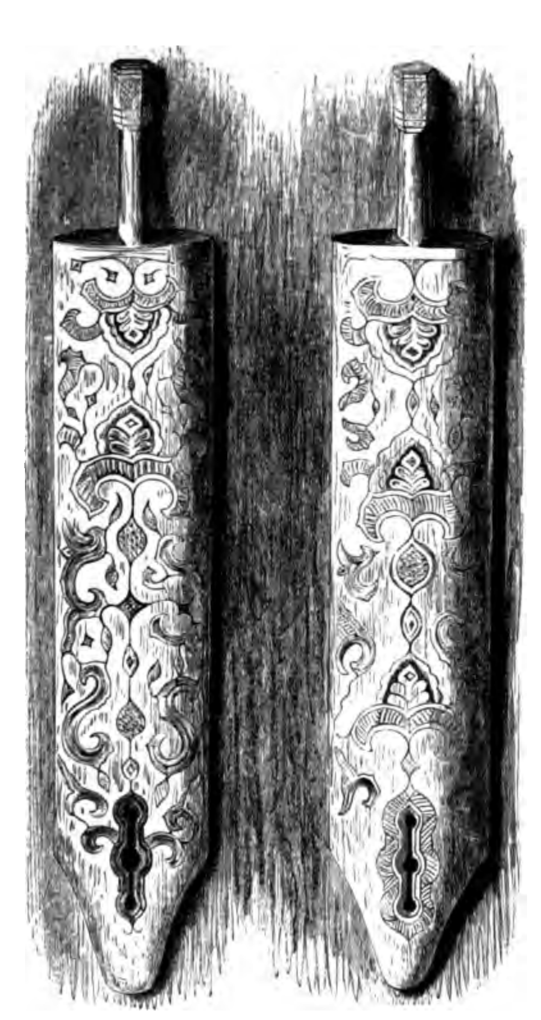
Die Zusammendrängung der Bevölkerung ist in den fruchtbarsten Teilen von Japan nicht viel geringer als in den bevölkertsten Provinzen Chinas. Zwischen Fujimi und Kioto folgt zu beiden Seiten der sich oft krümmenden Straße, die voll Leben und Bewegung ist, ohne Unterbrechung Haus auf Haus. „Man hat Fujimi verlassen, man hat Kioto erreicht, ohne es zu merken." Viel ärmer ist der Verkehr Koreas, das nur eine einzige fahrbare Straße und außer den acht Provinzhauptstädten keine beträchtlichen Verkehrsmittelpunkte besitzt. Im Bilde koreanischer Städte fällt die Armut an Tempeln auf; man führt sie auf den Kampf der Konfuzianer und Buddhisten zurück, wobei diese verbannt und ihre Tempel in den Städten zerstört wurden. Auch Korea ist im Vergleich zu seiner Oberfläche nicht gerade dünn bevölkert, vielleicht so dicht wie Dänemark oder Portugal; aber seine Bewohner sind in zahlreichen Dörfern über das Land verteilt.



Ein Bast-Oberkleid der Aino. (Nach v. Siebold.) Vgl. Text, S. 687.

In der **Ernährung** der Japaner ist der Reis so ausschlaggebend, daß die drei Hauptmahlzeiten Morgen-, Mittag- und Abendreis genannt werden. Arme Gebirgsbewohner, die sich mit Buchweizen, Gerste und Weizen ernähren müssen, gebrauchen wenigstens Reis als Speise für Kinder, Greise und Kranke. In Korea genießen die Ärmeren viel Buchweizen, verschiedene Bohnen und Erbsen, Wurzelfrüchte (darunter den Taró [Colocasia esculenta] der Polynesier, hier Imo genannt), auch Yams, und seit dem Verkehr mit Europäern Kartoffeln. Aber vielen Japanern gilt der Reis als das beste Nahrungsmittel, und daneben ein weißer Rettich oder die Frucht der Eierpflanze als Würze jedes Mahles. Von einheimischem Obst sind Kaki (Diospyros kaki) und Biwa (Eriobotrya japonica), dann die meisten europäischen Obstsorten zu nennen. Tierische Nahrung liefert das Meer in mannigfaltigen Fischen, Krebsen und Weichtieren. Eier werden auf dem Tische des Wohlhabenden nie vermißt. Die japanische Kochkunst steht auf einer hohen Stufe; ihre Fischgerichte werden von Feinschmeckern über die europäischen gestellt. **Thee, Reisbranntwein** (Sake), zu oft im Übermaß, und **Tabak** werden in Japan gern genossen. Thee schließt jedes Mahl und wird bei jedem Besuch geboten. Selbst in der ersten Klasse der Eisenbahn steht Thee zur Verfügung. Unzählige Vorschriften, viel feiner und sinniger als die unserer Trinkgelage, regeln den geselligen Genuß des

Thees (vgl. oben, S. 661). Beim Sake ist das Vortrinken üblich. Trinkgeld ist hier Theegeld. Getränke der Koreaner sind an Stelle des Thees Ginseng- und Ingwer-Aufgüsse, auch Blumenthee, dann Wein aus Reis und Mais, sowie Branntwein. Die japanische Tabakspfeife hat einen Metallkopf mit kleiner Höhlung, worin nur eine Pille des süßlichen Krautes Platz findet. Pfeife und Tabakstasche gehören fast zur Tracht. Diese Form der Pfeifen und die Rauchweise sind durch ganz Nordasien aus China oder Japan verbreitet. In Korea ist der Bau des Tabaks längst bekannt. Fast jeder Koreaner trägt eine 65 cm lange Pfeife (s. Abbildung, S. 670) in den Hosen am Knie, während Großen die $1^1/_2$ m lange Staatspfeife nachgetragen wird.



Webstäbe (Hera) der Aino. (Nach v. Siebold.)

Trotz der Versuche, die europäische Wirtschaftsweise einzuführen, besonders der Viehzucht größere Ausdehnung zu verleihen, bleibt der Charakter der japanischen **Landwirtschaft** wesentlich gartenartig. In Jeso, wo weite Gebiete noch der Kultur harren, wären Wiesenkultur, Viehzucht und Anbau europäischer Getreidearten und Wurzelfrüchte möglich; aber auf den anderen Inseln ist die Ausdehnung der natürlichen Wiesen viel zu gering und ihr natürlicher Graswuchs nicht günstig. Ähnlich wie in China ist die Mannigfaltigkeit der angebauten Pflanzen sehr groß, wie schon der bunte Charakter des allgemeinen Landschaftsbildes zeigt. Man sieht Felder, wo Weizen, Gerste, Hirse, Reis, Hanf, Bohnen, Erbsen, Wassermelonen, Gurken, süße Kartoffeln, Eierpflanzen, Tigerlilien, eine Coleus-Art, deren Blätter wie Spinat gegessen werden, Lattich, ein kleines gelbes Chrysanthemum, dessen Staubfäden eine beliebte Delikatesse sind, der chinesische Ginseng (Panax repens, das Rindschin der Japaner) und endlich Indigo dicht bei einander stehen. Aber die „Gokoku“, d. h. die fünf Halm- und Hülsenfrüchte, eine der Grundlagen des Gedeihens des Volkes, umschließen Reis, Weizen, Gerste, Hirse und Bohnen. Wo Reis üppig gedeiht, ist das Volk glücklich: Nordjapan gilt für arm, weil es den Reis kaufen muß. Der Thee, den Japan früher unverfälschter als China lieferte, wird besonders im Süden und in der Mitte angebaut. An den Ufern des Tsugawa sieht man zerstreute Rebengärten mit wagerechten Spalieren. Sprichwörtlich ist der Obstreichtum der auch durch reiche Seidenzucht ausgezeichneten Ebene von Jonezawa. Längst ist in Japan das Obstspalier aus gespaltenem Bambus üblich. Korea gleicht Nordchina in der Ausdehnung seines Anbaues verschiedener Bohnen, die zusammen mit Häuten das einzige Erzeugnis der Landwirtschaft darstellen, das in nennenswertem Maße zur Ausfuhr kommt. Der Ackerbau wird nachlässiger, mit unzureichender Düngung,

die Viehzucht dagegen in größerer Ausdehnung betrieben als in dem viel weniger Fleisch verzehrenden, buddhistisch beeinflußten Japan. Ein Kürbis mit Holzröhre, also eine Art Trichter, wird in Korea beim Säen benutzt.

Einige Gewächse, die Rohprodukte für die japanische Industrie liefern, werden in beträchtlichem Maße angebaut. In der weiten, fruchtbaren Ebene Wakamatsu wird in zahlreichen Dörfern und Städten vorzugsweise Papier- und Lackfabrikation betrieben. Dort werden Broussonetia papyrifera, der Papiermaulbeerbaum, und Rhus vernicifera, der Lackbaum, viel kultiviert; daneben auch Rhus succedanea, die das vegetabilische Wachs liefert. Der gute Stand der sauber und ordentlich gehaltenen Felder macht einen um so freundlicheren Eindruck, als keine Mauern, Zäune oder Gräben sie voneinander trennen.


Altjapanische Bronzevasen. (Ethnographisches Museum, München.) 1/4 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 688.

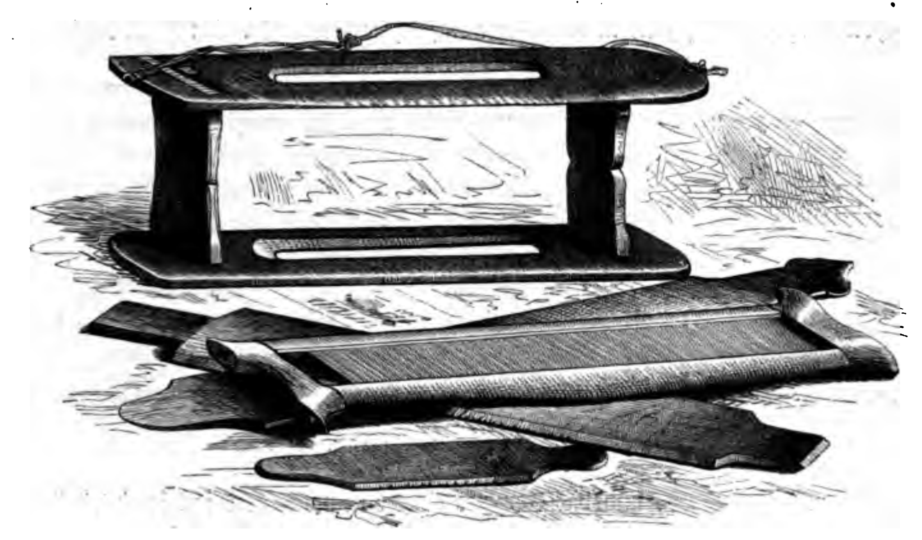
Früher sollen die Einwohner Bast- und Rindenkleider getragen haben, wie man sie bei den Aino noch findet (s. Abbildung, S. 685). Längst ist nun Seide der hervorragendste Handelsartikel Japans. Die Seidenzucht wurde angeblich gegen Ende des 3. Jahrhunderts in Japan eingeführt, nach den einen durch koreanische, nach den anderen durch chinesische Einwanderer. Heute ist sie in Japan auf die Hauptinsel beschränkt, wo sie die verbreitetste landwirtschaftliche und Hausindustrie darstellt. Daß sie wesentlich zum Wohlstande des Volkes beigetragen hat, bezeugt vor allem das Aussehen der Gegenden, wo die Seidenzucht blüht. Sie hat es sogar vermocht, den starr festgehaltenen Stil der einstöckigen japanischen Bauernhäuser umzuwandeln: bloß zum Zwecke der Seidenzucht wurde ein zweites, kleineres Stockwerk aufgesetzt. Zu der mannigfaltigen Verwendung der Seide im Lande selbst gesellt sich seit der Öffnung Japans für den europäischen und amerikanischen Handel die massenhafte Ausfuhr von Seide, die in den letzten guten Jahren dem Lande durchschnittlich gegen 75 Millionen Mark einbrachte. Dazu kommt noch der fünfte Teil dieser Summe für Seidenraupeneier; denn als sich von Frankreich bis nach China die Peprine verheerend ausbreitete, war Japan das einzige Land, das gesunde Brut für die Besetzung der durch die Seuche verheerten Seidenraupenplätze Südeuropas liefern konnte. Verschiedene Seidenraupen werden neben der vom Maulbeerblatt sich nährenden in Japan gezüchtet, so besonders die auf immergrünen Eichen wohnende Antherea

Yama-Maï. Die europäische Seidenindustrie hat in Billigkeit und Feinheit die japanische noch nicht erreicht. Japan führt aber auch besondere Seidensorten aus China ein.

Die Viehzucht ist in Japan bei geringem Wiesenwuchs und neben einem kleinen gartenartigen Ackerbau nicht bedeutend. Die Tierrassen sind ähnlich den chinesischen; vom Schwein ist es sogar sicher, daß es die Chinesen ins Land gebracht haben, und es wurde meist nur in der Nähe größerer Orte gezüchtet. Das kleine Pferd, das ähnlich in Korea vorkommt, findet vorwiegend Verwendung als Lasttier, spärlich als Reittier, fast gar nicht als Zugtier. Auch das Rind war wesentlich Lasttier, weniger Zugtier, zur Milch- und Fleischgewinnung wurde es gar nicht benutzt. Die Koreaner beschlagen seine Hufe. Ziegen und Schafen scheint Klima und Pflanzenwuchs wenig zuzusagen. Zu den Haustieren sind dann noch Hund, Katze, Huhn und Ente zu rechnen; die Gans war unbekannt. Der Pflanzentalg macht das Bienenwachs entbehrlich. Zum Spiele züchtet man Kaninchen, weiße Ratten und weiße Mäuse. Wesentlich waren es einst die bis auf Affen und Raben sich ausdehnende Jagd und mehr noch der Fischfang, die die vorwaltend pflanzliche Nahrung mit Fleisch würzten. Den gewöhnlichen Japaner hat weder der Buddhismus noch die Pflege und Verehrung der heiligen Pferde in Schintotempeln barmherziger gegen die Zug- und Lasttiere gemacht.

Auch die japanische Industrie ruhte in der voreuropäischen Zeit ganz auf der Handarbeit wie in China, da Maschinen und Großbetrieb unbekannt waren. Die Stärke lag im angeborenen Talent, das sich selbst bei den ärmlich lebenden Aino schon zeigt, in der Geduld und in der Übung der einzelnen Arbeiter, die nicht die Arbeitsteilung abendländisch nach toten Teilen durchführten, sondern ein Ganzes in beständiger Wiederholung herstellten. Die Arbeitsteilung in diesem Sinne aber geht besonders in den großen Industrien des Porzellans und Lackes sehr weit. Ein künstlerischer Hauch geht daher durch die ganze japanische Industrie. Außerdem entwickelt sie gleich der chinesischen kleine Feinheiten, die der Verwertung, dem Gebrauch ihrer Erzeugnisse entgegenkommen. Die japanischen Spielwaren z. B. sind ungemein mannigfaltig und phantasiereich und haben sich einen großen Markt in Nordamerika und Europa gewonnen. Endlich waren ihre Erzeugnisse (s. die Abbild., S. 682, 684 und 687) einst durch Gediegenheit, Dauerhaftigkeit und Billigkeit ausgezeichnet. Das japanische Gewerbe ist gerade wie die Kunst durch die Lockerung der alten sozialen Ordnung zurückgegangen, besonders durch die Verarmung der prachtliebenden, die besten Meister mit Aufträgen überhäufenden Aristokratie. Aber des Japaners entschiedene Vorliebe für das Alte, Bewährte hat so manchen alten Gewerbzweig grünend erhalten. Die ältesten, angeblich koreanischen Thonschalen werden bei den festlichen Theegelagen gebraucht. Ihnen sind wahrscheinlich die unglasierten, schwach gebrannten Thongefäße nachgeahmt, woraus zu Neujahr gewürzter Sake (Punsch) getrunken wird. Aus ähnlichen Schalen wird den Verstorbenen geopfert. In den Werkzeugen zeigt Japan manches Eigentümliche, Korea weniger, das abhängiger von China ist. Die Art mit gebogenem Stiel erinnert an polynesische Steinbeile. Das Eigentümlichste leisten die Japaner in den Holzarbeiten. Selbst ihre Packkisten, die von kleinen Holzstiften zusammengehalten werden, sind von erstaunlicher Sauberkeit. Das ungemein feste und zugleich weiche japanische Papier hat eine viel ausgedehntere Verwendung als das europäische. Kleider, Schirme, Zelte, besonders auch Schnüre werden aus ihm hergestellt. Die japanische Geschichte läßt die Töpferei aus Korea (mit Töpfern) um etwa 200 n. Chr. eingeführt sein; aber die prähistorischen Thonsachen Japans stehen nicht unter den alten koreanischen, die nur die Glasur voraushaben. Auch Maler, Stickerinnen u. a. wanderten aus Korea nach Japan und lehrten die Japaner. Unter den Werken koreanischer Künstler findet man vorzügliche Malereien in altchinesischem Stil. Die Japaner machten sich aber früh selbständig und entwickelten eine viel freiere und geistreichere Kunst. Die Lacksachen, die mit dem eingedickten Saft der

Rhus vernicifera hergestellt werden, sind schon lange bekannt. Schon im 5. Jahrhundert unserer Zeit hören wir von Lack mit Perlmutterinkrustationen, und in Nara sollen Lackkästchen aus dem 3. Jahrhundert bewahrt werden. Das chinesische Porzellan stand lange über dem japanischen, bis 1211 ein japanischer Fabrikant, von einem Bonzen begleitet, in China gründlich die Geheimnisse dieser Kunst erlernte, die dort schon 1400 Jahre alt war. Seitdem übertraf das japanische Porzellan in einigen Sorten noch das chinesische. In jüngster Zeit warfen sich die japanischen Handwerker mit Eifer auf die Nachahmung der abendländischen Fabrikwaren. Statt Dampfer zu kaufen, führen die Japaner Metall ein und bauen sie im Lande. Statt Schuhwaren führt man jetzt Leder ein. In Kleidern, Hüten, Teppichen, Bier, Streichhölzern, Petroleum, Seife, Regenschirmen, Raffinade, Glas, Waffen, Koffern, Lederwerk und Möbeln hat die Einfuhr mit der einheimischen Industrie zu kämpfen. Schon als 1881 Japan seine zweite Nationalausstellung



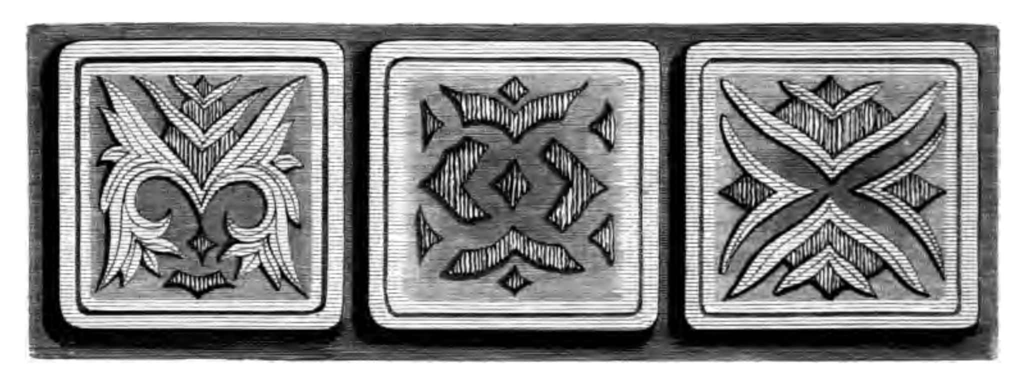
Webstuhl der Aino, mit Webgeräten. (Städtisches Museum zu Frankfurt a. M.) Etwa 1/6 wirkl. Größe.

in Tokio veranstaltete, bewunderten auch Europäer die Pünktlichkeit ihrer Eröffnung, die gute und teilweise hübsche Ausführung der Bauten, die Großartigkeit der Anlage, die Schnelligkeit, womit der 400 Seiten starke Katalog erschien. Neben der in manchen Zweigen des Gewerbes noch fortwirkenden guten Tradition hatte man über das Geschick in der Aneignung neuer Fertigkeiten zu staunen. Die koreanische Industrie, einst die Lehrerin der japanischen, ist weit unter deren Niveau gesunken. „Im ganzen Lande wird gegenwärtig nicht ein Stück Porzellan gebrannt, das diesen Namen wirklich verdient. Malerei und Bildhauerkunst sind erloschen." (Gottsche.) Die japanische Industrie teilt mit der chinesischen die Mannigfaltigkeit der Rohstoffe. Von einheimischen Metallen verarbeitet sie besonders Kupfer, das auch in großem Maße ausgeführt wird, hauptsächlich zu Bronze; dann Eisen, Silber und Gold. Unter den Bodenschätzen sind weiter Kohle, Porzellanthon, Petroleum und Schwefel zu nennen. In Nordnippon und Jeso wird eine eigentümliche Bernsteinart (Retinit) gefunden, woraus wertvolle Figuren geschnitten werden.

In Japan war das Verkehrswesen ganz ähnlich geordnet wie in China; aber in dem tiefen Frieden, dessen sich das glückliche Inselreich erfreute, blieb es in besserem Stande. Die Straßen, die in kurzen Entfernungen mit Quersteinen gestützt, oft auch stundenweit gepflastert waren (solche Straßen gibt es auch auf den Liukiu), führten in alle Teile des Reiches von Kioto aus geradlinig fort, und die Europäer waren erstaunt, wenn sie in menschengezogenen Wagen

50 km und mehr am Tage glatt zurücklegen konnten, und wenn die kaiserlichen Boten gleiche Strecken in der halben Zeit durchflogen. Das Land besaß 1893 gegen 3000 km Eisenbahnlinien. Der 11 km lange Kanal von Kioto nach dem größten Binnensee des Landes mit 43 m Steigung wird als ein hervorragendes Werk beschrieben. Anders gestaltete Beförderungsmittel, mehr Fußläufer, mehr Lastpferde und der Mangel an Reitern, endlich buntere Trachten geben dem Verkehrstreiben ein anderes Bild als in China; man bewegt aber auch in Japan ebenso wie in China größere Lasten an Bambusstangen auf den Schultern zweier hintereinander herschreitender Träger. Erstaunt waren die Europäer jederzeit über den sonderbaren, unpraktischen, japanischen Gebrauch, den Pferden leicht zerreißliche, die Hufe verzärtelnde Strohsandalen anzuziehen. Japanische Helden werden gern zu Pferde abgebildet, aber vorzügliche Reiter sind die Japaner nicht.

Die Kuruma oder, wie sie die Chinesen nennen, Dschinrikischa ist ein kleiner, hoher, zweiräderiger Wagen, von Menschen gezogen. Vor einigen Jahrzehnten erst erfunden, sind diese charakteristischen Fuhrwerke schnell in allgemeine Aufnahme gekommen. In Tokio allein gibt es



Geschnitzte Holzplatten der Aino. (Nach v. Siebold.)

heute ihrer schon über 20,000, und das Gewerbe eines Kurumaläufers soll so einträglich sein, daß alljährlich Tausende von jungen Leuten vom Lande nach den großen Städten kommen, um sich als Zugtiere zu vermieten, trotzdem daß auch die stärksten diese Thätigkeit nie länger als fünf Jahre aushalten sollen. Für den geringen Wert der menschlichen Arbeitskraft spricht die Beförderung aller möglichen Lasten auf kleinen, zweiräderigen, schwergebauten Karren, die ebenfalls von Menschen gezogen werden. Meilenweit werden Baumaterialien auf diese Weise befördert; zwei Männer ziehen den schwer beladenen Karren, zwei andere schieben ihn von hinten, indem sie mit den Schultern und, wenn es bergauf geht, mit den glatt rasierten Köpfen gegen zwei vortretende Stangen drücken. Eintönige Gesänge von schwermütigem Klange begleiten diese Arbeit.

Japans Geldwesen glich vor dem Übergang zum Dollar und Cent (Yen und Sen) dem chinesischen; die ältesten Kupfer- und Bronzemünzen ohne Schrift reichen bis in das 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung; dünne Stückchen Silberblech, mehr Silberflitter, dienten, auf Fäden gereiht, noch in neuerer Zeit auf den Liukiu als Geld. Einst waren auch Goldstaub in Bambusröhrchen und undurchbohrte Gold- und Silbermünzen, auch rechteckige, die einzelne Daimio prägen ließen, im Umlauf. An Papiergeld fehlt es auch hier nicht.

Die soziale Gliederung war im alten Japan viel aristokratischer als in China. Die Klassen, in die das Gesetz die japanische Bevölkerung teilte, waren ursprünglich: Daimio, Erbadel, Geistliche, Krieger, oberer und unterer Mittelstand, kleine Krämer und Handwerker, Bauern und Tagelöhner. Die vier ersten Klassen wurden als die Stützen des Reiches betrachtet, sie hatten das Vorrecht der zwei Schwerter. Die Daimio waren oft recht unabhängige Lehnsfürsten, in Zeiten

lockeren Reichszusammenhanges selbstherrlichen Gliedern des alten Deutschen Reiches sehr ähnlich. Aus dem Erbadel wurden die hohen Beamten der Regierung und des Hofes genommen. Kuge hieß der hoffähige, Buke der „Schwertadel". Die obere Mittelklasse umschloß Ärzte und Beamte, die untere Großkaufleute. Zu den kleinen Leuten gehörten Krämer, Künstler, Handwerker. Die letzte Klasse, die fast zur Leibeigenschaft herabgedrückt war, setzte sich aus Schiffern, Fischern, Bauern und Tagelöhnern zusammen; heute werden nur noch die drei Stände Kapoku (Edle), Sizoku (Krieger, Samurai) und Heimin (alles übrige Volk) praktisch anerkannt. Aus seinen alten sozialen Einrichtungen hat sich Japan nicht ganz herauszuschälen vermocht, trotz des Sturzes der Schogun, die man als sehr mächtige Häupter der Militärkaste, kaum aber als weltliche Herrscher neben dem geistigen Haupte, dem Mikado, bezeichnen konnte. Die Daimio behielten oder empfingen die einflußreichsten Stellen, und ihre Ministerialen, die Samurai, rückten in die Beamtenstellen ein. Die Hierarchie blieb, nur ihr Haupt war gefallen. Ein großer Teil der inneren Schwierigkeiten des modernen Japan, besonders die oft unsinnige Stellenbesetzung, führt auf die Macht der Verbindlichkeiten der Daimio gegenüber ihren Samurai zurück.

Im Staatswesen der Japaner und Koreaner tritt uns das chinesische Muster überall entgegen; bei den Koreanern ist es geradezu sklavisch kopiert und überbot sein Vorbild in der Sklaverei, bis sie jüngst aufgehoben wurde, überbietet es noch in der tiefen Stellung der Frau. In Japan trugen vor der europäischen Zeit viele öffentliche Einrichtungen den chinesischen Stempel. Der tiefste Unterschied liegt in der Kontinuität der japanischen, für Gläubige bis 667 v. Chr., für Kritiker doch bis 585 n. Chr. reichenden Dynastie, die im Gegensatz zu der Kette der Invasionen in China die Ruhe insularer Existenz zeigt. Hier ist das Verharren des Einheimischen, dort der Einbruch des Fremden die Regel. Aber in dem Palasttempel von Kioto machte das Leben des Mikado in den letzten Jahrzehnten vor dem Eindringen des abendländischen Einflusses um so eher den Eindruck des weltfremden, rein geistlichen Herrschertums in seiner Abgeschlossenheit (selbst die Höchsten des Reiches sahen bei Audienzen nur den Saum seines Kleides), als sich gleichzeitig die östliche Hauptstadt Tokio unter dem Schutze des Bakufu, d. h. der Regierung des Schoguns, und begünstigt durch das rege Treiben der verschwenderischen Lehnsfürstenhöfe zu der volkreichsten Stadt des Landes entwickelt hatte. Die Erschließung Japans durch den Vertrag von Kanagawa im Jahr 1854 geschah durch den Schogun gegen den Willen des Mikado.

---

24. Familie, Gesellschaft und Staat, hauptsächlich bei den Chinesen.

„Chinas Regierungsform kann als ein patriarchalischer Despotismus bezeichnet werden. Der Kaiser ist der Vater des Volkes, dessen Leben sogar in seiner Hand liegt. Doch ist immer festgehalten worden, daß zwischen Herrscher und Volk eine gegenseitige Verpflichtung bestehe." R. K. Douglas.

Inhalt: Die Ehe. Stellung der Frau. — Geburt und Erziehung. Innigkeit des Familienlebens. Der Kindesmord. — Die Übervölkerung. Kulihandel und Auswanderung. — Die Verteilung des Besitzes. Bettler. Sklaven. Sozialistische Anläufe. — Allgemeiner Charakter der politischen Zustände. Stillstand und Rückgang. Größe der Bevölkerung und des Reiches. Der Kaiser. Die Oberbehörden. Die Vizekönige. — Das Beamtentum. Korruption. Zensoren. Chinesische Staatsmänner. — Die Rechtspflege. — Selbstverwaltung. — Die Stämme und Gesellschaften.

Den Ostasiaten erscheint als das Wertvollste an der Familie die Gewährleistung des Zusammenhanges der Geschlechter von einer Generation zur anderen. Die Ehe wird wesentlich darum hochgehalten, aber wegen der damit zusammenhängenden Verpflichtungen des Ahnenkultes auch

von vielen gescheut. Wir können nicht in der Sitte, daß der Bräutigam nicht anders als in der Dämmerung die Braut in sein Haus abholen darf, wo dann die Hochzeitsfeier stattfindet, einen derartigen Anklang an Brautraub erkennen; wohl aber erinnert das Verbot der Ehe unter Gleichnamigen an ein einst strafferes Clansystem. Die Jünglinge und Mädchen sehen sich in der Regel nicht vor der Hochzeit; und wenn sie sich auch durch irgend einen glücklichen Zufall nahegekommen sind, kann die Einwilligung zur Ehe nur durch einen Freiwerber eingeholt werden. Sendet der Jüngling der Braut einige Geschenke, so treten die Eltern zusammen und lassen auf Grund der Geburtszeugnisse die Horoskope des Paares stellen, um nach günstigem Ausfall zu der Verbindung zu schreiten; doch darf sie auch jetzt noch durch unglückverheißende Erscheinungen (Zerbrechen eines Porzellangefäßes oder Verlust eines Gegenstandes) rückgängig gemacht werden. Tritt aber kein Hindernis ein, so sendet der Vater des Bräutigams dem der Braut Geschenke; Gans und Gänserich symbolisieren dabei die eheliche Treue. Nun werden zwei mit roter Seide umwundene Karten ausgetauscht, worauf der Bräutigam alle Einzelheiten der Verbindung verzeichnet hat; er sendet die letzten Geschenke an die Braut, es wird mit astrologischer Hilfe der Tag bestimmt, wo unter Musik die Braut ins Haus des Bräutigams geführt wird, über dessen Schwelle sie über ein Feuer weggehoben wird. Sie findet ihren Bräutigam im Inneren des Hauses auf einem Sessel sitzen, zu dessen Füßen sie sich niederläßt. Er hebt sie auf, entschleiert sie, setzt sie neben sich, und dann opfern beide vor dem Hausaltar. Bei gemeinsamem Mahle, von dem die Braut nichts genießt, werden die Gelöbnisse ausgetauscht. In manchen Gegenden entlassen die Gäste des Abends die Braut nicht eher, als bis sie allen ein Rätsel aufgelöst hat. Oder sie erscheint in der Vorhalle des Hauses zum letztenmal ohne ihren Gatten, ein Zeichen, daß von nun an die inneren Räume des Hauses fast ausschließlich ihr Heim sein werden. In Japan und Korea scheinen ähnliche Gebräuche vorzukommen, wenn auch in einfacheren Formen. Der religiöse Charakter fehlt der Zeremonie ganz. Der Verkehr der Geschlechter ist in Japan ungezwungener als in China. Beim gemeinsamen Baden aller Geschlechter und Altersstufen herrscht der natürliche Anstand. Erst die Europäer brachten eine falsche Scham hinein.

Nur Reiche und Vornehme gestatten sich Vielweiberei. Im Lande ist ohnehin das Verhältnis der Geschlechter durch den Kindesmord so, daß die Verehelichung einer großen Zahl von Männern unmöglich ist. Man darf aber wohl sagen, daß der Chinese jede andere Ungleichheit leichter ertrüge, als die, die ihn des Trostes einer eignen Familie beraubte, um den Harem eines Reichen zu füllen. Die Vielweiberei nimmt in China die Gestalt des gesetzlich gestatteten Konkubinates an, wobei die Konkubinen in der Regel Sklavinnen und deren Kinder Eigentum der rechtmäßigen Frau sind. In Japan, wo überhaupt die Ehegesetze lockerer gehalten wurden und die Adoption überwuchert, hat dieses Institut familienzerstörend anwachsen können. Aber es war hier außerdem mit der Heiligkeit des Gesetzes umkleidet, das dem Mikado das Recht auf zwölf, dem Daimio und Hatamoto auf acht, dem Samurai auf zwei Nebenfrauen zusprach. Angesichts des anderen jede Heirat außerhalb seines Standes dem Manne verbietenden Gesetzes lag in dieser Sanktionierung der Vielweiberei eine Durchbrechung der starren Schranken zwischen Heimin, Eta und Samurai; aber in den friedlichen Zuständen Japans war das Zahlenverhältnis der Geschlechter seit langem so normal, daß trotzdem die Natur der Verhältnisse auf die Monogamie zurückwies. Sie hat denn auch in der voreuropäischen Zeit wenigstens bei den Samurai fast allgemein gegolten. Nur Eltern niederen Standes verkaufen ihre weiblichen Kinder an Freudenhäuser; aber der Eintritt verbietet weder in China noch in Japan die Rückkehr in die Schranken der strengeren Sitte. In der japanischen Dichtung nehmen Mädchen eine hohe Stelle ein, die sich auf einige Jahre in ein Freudenhaus verkauften, um mit dem Erlöse ihre Eltern oder ihren Geliebten zu unterstützen; sie sieht darin nur das heroische Opfer.

Die **Stellung des Weibes** ist in der Überlieferung und in den heiligen Büchern fest begründet. Dem Kindesmord entronnen, nehmen die Mädchen neben ihren Brüdern nur eine nebensächliche Stelle ein. Daß dem nicht immer so war, bezeugen schon die weiblichen Herrscherinnen Japans und die reiche Frauenlitteratur Chinas, die auch auf Japan gewirkt hat. Aber bis auf Konfuzius führen drei große Pflichten zurück: Gehorsam dem Vater, dem Gatten, dem ältesten Sohne. Bei den Aino scheint die Freiheit und Selbständigkeit größer gewesen zu sein, und sie ist es noch heute in Japan, wo man dafür freilich auch vor dem Pfluge die Frau neben dem Manne ziehen sieht. Die Vererbung geschieht in der Regel zu gleichen Teilen auf die Söhne. Für die Töchter muß die Heirat sorgen, in der sie allzu oft die Rolle eines Gegenstandes spielen, der willenlos weggegeben wird. Die Moralisten haben die Tieferstellung des Weibes, von dessen Schwerlenksamkeit selbst Konfuzius mit verdächtiger Vorliebe spricht, zu begründen gesucht und ermahnen es, dem Manne blind zu gehorchen und selbst im äußersten Falle nur mild ihn zu ermahnen, nie zu tadeln. Die Gesetzgeber haben sie sanktioniert, indem sie dem Manne das Konkubinat erlaubten, dem Weibe dagegen die Scheidung androhten bei Ungehorsam gegenüber den Eltern des Mannes, Unfruchtbarkeit, Unzüchtigkeit, Eifersucht, Aussatz, Geschwätzigkeit, Diebstahl. Daß Witwen ihrem ersten Gatten freiwillig in den Tod folgten, ist keineswegs selten; noch stehen Denkmäler, die Bewunderer solchen Märtyrerinnen gesetzt haben. Schon im vorkonfuzianischen China wurden Witwen hochgeehrt, die Wiederverheiratung verschmähten. Aber nicht wenige Mädchen, die die Ehe scheuen, gehen in buddhistische oder taoistische Nonnenklöster. Diakonus **Gray** erzählt, daß sich 1873 acht junge, verlobte Kantonesinnen aneinander gebunden in den Strom stürzten, um der Verheiratung zu entgehen. In Japan hat man früh die Überlegenheit erkannt, die allein schon die höhere Stellung des Weibes der christlichen Kultur verleiht. Nachdem früher den Daimio und Kuge Verehelichung nur mit Erlaubnis der Regierung gestattet gewesen, fielen nach 1870 die Standesschranken bei Verehelichungen, der Frau wurde das Recht der Scheidungsklagegegeben, und man sah, nach dem Beispiel der Kaiserin, die Frau neben ihrem Gemahl in der Öffentlichkeit erscheinen. Zu den Fortschritten des Christentums haben die Frauen am meisten beigetragen.

Die **Kinderzahlen** müssen groß sein, wenn trotz Sterblichkeit, Kindesmord und Auswanderung ein solches Wachstum der Bevölkerung zu konstatieren ist, wie in China. Man kennt aus China keine sicheren Zahlen. In Japan hört man zwar oft das Sprichwort: „Gute Menschen haben viele Kinder", und die Abtreibung gilt in guten Familien für eine große Schande; aber groß kann die Kinderzahl schon wegen des in der Regel bis zum zweiten, wohl aber auch bis zum fünften Jahre (!) fortgesetzten Säugens und wegen des Mangels einer verständigen Pflege nicht sein. Der kinderliebende Chinese beschäftigt sich schon mit der Nachkommenschaft, die er erhofft oder erwartet, auf das eingehendste. Von der Ansicht ausgehend, daß jedem Weibe ein Baum oder eine Blume des Jenseits entspreche, hält man Adoption als Aufpfropfung eines Reises für ein Mittel zur Förderung der Fruchtbarkeit. Demselben Zwecke dient ein geweihter Schuh aus dem Tempel der Göttin der Kinder. Schwangere bemühen sich, das Geschlecht des Kindes, das sie erwarten, vorherzusehen, indem sie zur Zahl ihrer Jahre die Nummern der Stunde, des Tages und des Monates ihrer Geburt zählen. So erhalten sie eine Zahl, die sie unter den 36 Gehilfinnen der Göttin der Kinder entweder mit einem Knaben oder einem Mädchen im Arme wiederfinden. Die junge Frau geht wohl auch in dämmernder Frühe im Kleide ihres Mannes zum Brunnen und umwandelt ihn dreimal von links nach rechts. Kehrt sie zurück, ohne gesehen worden zu sein, so wird ihr ein Knabe geboren. Genau ist die Stunde der Geburt zu beachten; denn jede hat ihre Bedeutung von der glücklichsten zur dunkelsten. Mancher Kindesmord wird begangen, weil zu gewissen Zeiten Kinder geboren werden, die auf dem Schafott sterben, ihre Eltern erschlagen werden oder sonst Fürchterliches zu thun oder zu leiden berufen sind. Jeder

Schrei, jede Bewegung des Neugeborenen hat seine Bedeutung. Erst am dritten Tage wird er einer Waschung unterworfen und dann in Lappen gehüllt, die, aus den Kleidern steinalter Leute geschnitten, dem Säugling langes Leben gewährleisten. Diese erste Waschung ist ein festliches Ereignis, wobei Freunde und Verwandte Zwiebeln und Geld, Sinnbilder von Scharfblick und Reichtum, überreichen. Besondere Gebärhütten, wie früher in Japan, gibt es noch heute auf den Bonin-Inseln. Dem Knaben legt man am ersten Geburtstag eine Masse Symbole der Beschäftigungen vor, denen er sich einst widmen kann; und groß ist die Freude der Eltern, wenn er, nach Papier und Pinsel oder nach der Geldwage, ein künftiger Gelehrter oder Kaufmann, greift. Die Kindererziehung soll nach den alten Vorschriften mit Milde geleitet werden. Ein Europäer hat Japan das Paradies der Kinder genannt. Das bewahrheitet sich in der Vorliebe, womit sich die Alten mit den Jungen, nicht bloß die Eltern mit den Kindern, abgeben, in der Teilnahme an kindlichen Spielen, in der Verpönung aller Heftigkeitsausbrüche Kindern gegenüber. Die Erziehung der Mädchen beschränkt sich in den besseren Ständen nicht auf Kochen und weibliche Arbeiten (die ein gutes Stück Kunstgewerbe, selbst die in Büchern Japans gelehrte Kunst, die Blumen in Vasen geschmackvoll anzuordnen, umschließen), sondern es wird auch Lesen und Schreiben und etwas Rechnen gelehrt und, wenigstens in Japan, das Spielen auf dem einfachsten Musikinstrumente, der dreisaitigen Guitarre, ja manchmal auch das auf dem Koto, der dreizehnsaitigen Zither. In jeder besseren Familie Japans wird gesungen. Der Trieb, die Dinge in Regeln zu bannen, geht nicht bloß durch Bauten, Fenster, Kleidung; auch der Anstand und die Theebereitung (ganz Spencer gemäß!) werden in der Schule gelehrt. Hauptziel der weiblichen Erziehung ist indessen Einprägung der Zeremonien der Ahnenverehrung und des gehorsamen, stets heiteren und liebenswürdigen Betragens, das dereinst das Glück in der Ehe, dem Ziele des weiblichen Lebens, gewährleisten soll, kurz der Lebenskunst.

Im sechsten Lebensjahre bestimmt der Astrolog einen Tag, der nicht der Todestag des Konfuzius oder des Erfinders der Schreibkunst, Tsang Hieh, sein darf. Nachdem Kerzen und wertvolles Papier vor dem Altar des Konfuzius verbrannt sind, beginnt der Schüler seine Leseübungen gleich in einem Elementarbuch, worauf „die Vier Bücher" (Konfuzianische Analekten, das Große Studium, die Goldene Mitte, Sprüche des Mengtse) und „die Fünf Klassiker" (Yih King, Schu King, Tschan Tsin, Schi King und Li Ki: das Buch der Veränderungen, das Buch der Geschichte, die Jahrbücher des Frühlings und Herbstes, das Buch der Lieder und das Buch der Gebräuche) studiert werden müssen. Reihenfolge und Behandlung ist durch ganz China gleich; darüber geht kein Studium, so groß das Reich und so verschieden die Schüler, hinaus. Und so ist diese Grundlage der „klassischen Bildung" der Chinesen seit Jahrhunderten unverändert geblieben. Die Chinesen schauen auf sie mit Stolz, wie wir auf die Gymnasialbildung; und es ist eine Ehre für eine Provinz, mehr litterarische „Grade" zugeteilt erhalten zu haben als andere. Unsichere Gebiete, wie Chinesisch-Formosa, sucht man durch Zuteilung einer größeren Zahl von Graden rascher in den chinesischen Bildungskreis hineinzuziehen. Will der Schüler, nachdem er soviel wie möglich vom Inhalt dieser Schriften auswendig gelernt, in Aufsätzen und Gedichten besprochen und besungen hat, in die Beamtenlaufbahn eintreten, so stellt er sich zu der ersten Prüfung, die alljährlich zu bestimmter Zeit in einer der Bezirkshauptstädte abgehalten wird und darauf ausgeht, die litterarische Bildung der Kandidaten (bis zu 2000) durch Aufsätze und Gedichte über klassische Themata zu prüfen. Nun folgt eine weitere Prüfung, worin außer den Klassikern die Kenntnis der Edikte Kanghis mit den Kommentaren des Yungtsching verlangt wird. Sie verleiht eine Würde, die etwa unserem Doctor philosophiae entspricht. An der dritten Prüfung, zu deren Abhaltung höhere Beamte aus Peking in der Provinzialhauptstadt erscheinen, nehmen 6000—8000 Kandidaten teil, die eine Klausur: jeder allein mit Nahrung, Büchern und Schreibmaterial für zwei

Tage, zu bestehen haben. Unter Kanonendonner und Musik entfernen sich am Beginn des dritten Tages jene, die ihre Aufgabe vollendet haben. Diese Prüfung bringt den Titel Kü=Jin sowie einen neuen Anzug nebst einem Paar Schuhe. Im Frühling des nächsten Jahres versammeln sich in Peking gegen 6000 Kü=Jin, aus denen durch eine vierte Prüfung unter dem Vorsitz eines Ministers 350 Tsintse gewählt werden, deren Hervorragendste besondere Titel und Vergünstigungen empfangen. Japan befolgte ein ähnliches, streng nationales System des Unterrichts, ehe es sein dem abendländischen nachgebildetes annahm, das von der Knaben= und Mädchenvolksschule bis zur Universität von Tokio heute 3 Millionen Schüler heranzubilden strebt.

Die Hochhaltung des Familienzusammenhanges führte zur weiten Verbreitung der Adoption; besonders in Japan, wo die Organisation der Samurai die männliche Erbfolge zur Vorbedingung des Genusses der Standesrechte machte. Dazu kam die in ganz Ostasien weitverbreitete Ahnenverehrung, die alternden Leuten den Mangel der Söhne als ein Unglück erscheinen ließ, da ohne sie auf Opfer, von denen die Verstorbenen in der Unterwelt zehren, nicht gezählt werden konnte. Konnte man nun auch durch Adoptionen das Aussterben der Familien verhindern, wie es denn gerade in Japan ungemein alte Familien gibt, so wirkte doch diese mit der Zeit außerordentlich verbreitete Sitte zersetzend auf die Familie ein. Die Familie sank bei gewohnheitsmäßiger Adoption zur Korporation herab; und mit der Neuaufnahme Fremder artete die Ausstoßung der natürlich Zugehörigen mißbräuchlich aus.

Die Zurückdrängung des Kindesmordes und der Kinderaussetzung bildete schon in alter Zeit eine Sorge der Regierung, so wie sie heute an der Spitze der Aufgaben christlicher Missionare steht. Noch in unseren Tagen war in Fukian und Kiangsi der Kindesmord so sehr Sitte, daß an einem öffentlichen Kanal (nach Douglas) ein Stein mit der Inschrift stand: „Hier dürfen keine Mädchen ertränkt werden!" Vorschriften und Ermahnungen scheinen wenig genützt zu haben. Findelhäuser scheint es in China seit langem zu geben. In Kanton nimmt eins jährlich 5000 weibliche Kinder auf; und da es nur 1000 selbst verpflegen kann, werden die übrigen, soweit sie nicht von reichen Leuten abgenommen werden, die sie sich zu Beischläferinnen oder Mägden erziehen wollen, zur Aufziehung nach außen gegeben.

Den innigen Zusammenhang der Glieder einer Familie preisen chinesische Weise als das köstlichste Gut des Einzelnen wie des Staates. Dieses Lob ist kein hohles Wort. Familiengründung ist nirgends so allgemein, so selbstverständlich wie hier. Die Regierenden sehen in der häufigen und frühen Eheschließung ein Mittel zur rascheren Volksvermehrung und wollen dadurch das Heer der Unzufriedenen vermindern. Unter den Gründen der starken Volksvermehrung der Chinesen nennen die Kenner des Volkes die Wichtigkeit, die Eltern der Verheiratung ihrer Kinder beilegen, die Schande, ohne Nachkommen zu sterben, die Adoptionen, die Unmöglichkeit der Mesalliancen, endlich die Allgemeinheit der Verehelichung bis zum letzten Soldaten und Matrosen hinab. Hoey=Ty soll die alten Jungfern besteuert haben. Und im Jahre 85 nach Christo wurde befohlen, daß jeder Kindbetterin drei Säcke Hirse und ihrem Mann einjährige Steuerfreiheit gewährt werden solle. Auch die Abneigung, in derselben Familie zu heiraten, scheint zu dem politischen Zweck der Erzeugung einer zahlreichen und kräftigen Nachkommenschaft verwertet worden zu sein. Der Zusammenhang der Familie übt einen mächtigen Einfluß auf das wirtschaftliche Leben des Volkes aus. Wo es nur möglich ist, bilden Eltern und Kinder einen einzigen wirtschaftlichen Organismus, dem aller Besitz gemein ist (vgl. oben, S. 673). Man kann die chinesische Familie als eine Hausgemeinschaft mit unveräußerlichem Grundbesitz bezeichnen. Die Ausdauer, womit die ausgewanderten Söhne ihre Angehörigen daheim mit Unterstützungen versehen, ist ein Zug, der selbst in Amerika so manchen Feind der „gelben Einwanderung" gerührt und fast versöhnt hat. Fortune sprach einmal im südlichen Theebezirk einen

zufriedenen Alten, der folgende Darstellung der materiellen Grundlage seines Daseins gab: „Ich besitze ein gartenartiges Stück Land, das von meiner Frau bebaut wird, die zwei Söhne vermieten sich als Arbeiter, und ich suche mir durch Besorgung leichter Aufträge etwas Geld zu verdienen. Alle drei bringen wir das Erworbene zur Mutter und leben zusammen davon."

Der Wert der Elternliebe ist ein Lieblingsthema der Weisheitslehrer. Aber die wohlgemeinten Vorschriften über die Pietät gehen oft ins Kleinliche und Abgeschmackte. Das Kind soll sich mit dem Hahnenschrei erheben, sich sorgsam waschen und kleiden, dann vor seine Eltern hintreten und nach ihren Wünschen für diesen Tag fragen. Kein Sohn tritt ins Zimmer, ohne daß ihn sein Vater einlud, er zieht sich nicht ohne Erlaubnis zurück und spricht nicht, ohne angesprochen worden zu sein. Die Folge all dieser Vorschriften und Regeln, die sich tief eingelebt haben, ist der absolute Gehorsam der Kinder gegen ihre Eltern. Dem Vater steht das Gesetz so entschieden zur Seite, daß sich die Thore des Gefängnisses seinen ungehorsamen Söhnen sogar für längere Zeit öffnen. Dasselbe Gesetz verurteilt freilich auch den Vater, der ein Kind totprügelt, zu hundert Bambusstreichen. Der Vater ist Herr über den Besitz des Sohnes; dieser darf sich auch noch im reifsten Mannesalter höchstens nach einem erreichbaren Ort entfernen.

Nur der Eintritt in den öffentlichen Dienst löst das Verhältnis unbeschränkter Herrschaft der Eltern über den Sohn: nun tritt nach chinesischer Auffassung der Kaiser an die Stelle des Vaters. Doch darf jeder Beamte, wenn eins seiner Eltern stirbt, 27 Monate sein Amt verlassen. Der Grundgedanke über das Eigentum am Boden ist bei Chinesen wie Japanern im theokratischen Charakter ihres Staatsbegriffes begründet: Der Kaiser, der Mikado, ist der Herr des ganzen Landes, der einzige Großgrundbesitzer, der es vom Himmel empfangen hat; ja in Japan haben es seine Ahnen sogar erschaffen. Es ist also aller Privatbesitz nur Lehen, und die Beispiele fehlen nicht, daß der Kaiser zurücknahm und besser verteilte, was ihm nicht gehörig verteilt schien. In alter Zeit soll der Staat Grundeigentum nicht anerkannt, sondern alljährlich die Ländereien neu verteilt haben. Je neun Familien erhielten ein Stück gegen die Verpflichtung, den neunten Teil für den Staat zu bearbeiten, außerdem noch Frondienste und Kriegsdienste zu leisten. Jede Invasion und Eroberung mußte in China dieses System zerstören, indem die Sieger Land in ihren Privatbesitz nahmen und die Bewohner leibeigen machten. Aber kein Historiker Chinas zweifelt, daß die Verteilung einst möglichst gleichmäßig gewesen sei. Politische Verhältnisse müssen eine tiefgehende Wirkung auf die Verteilung des Besitzes ausgeübt haben. Aufrührern und Verbrechern, in unruhigen Zeiten auch Mißliebigen und Verdächtigen wurde der Landbesitz für immer genommen und Anhängern der zeitweiligen Machthaber zugeteilt. Es entwickelte sich besonders in den westlichen Provinzen ein Stand von Großgrundbesitzern. Viele Mandarinen sollen aus dieser Klasse hervorgehen.

In Japan hat sich der Privatbesitz friedlicher zu ähnlichen Zielen entwickelt. Feudalherren hatten sich vom Kaiser unabhängig gemacht, indem sie sich seine Eigentumsrechte auf Wald- und Wüstland aneigneten und teilweise sogar in die Stellung von Pachtherren gegenüber den erbpachtenden Bauern eintraten. Konnte dieser Besitzer sein Land verbessern, vermehren, verpachten, verkaufen, so banden ihn doch zwei Pflichten an den einstigen Großbesitzer: die Abgaben, die bei Strafe der Verwirkung des Rechts auf das Land entrichtet werden mußten, und das Gebot, das Land in guter Kultur zu erhalten. Zu den Schwierigkeiten des neuen Japan gehörte der Umsturz des einfachen Systems, daß der Bauer seinem Daimio die Steuer, dieser dem Schogun oder Mikado den Tribut zahlte und Kaufleute und Handwerker frei waren; die Hälfte der Staatseinkünfte wurde in den ersten Jahren für die Entschädigung des Adels verbraucht.

Die Bettler sind nicht bloß zahlreich, sondern in ihrer Existenz vollkommen anerkannt. Ist auch das Almosen in der Regel bloß der sechste bis zehnte Teil eines Pfennigs, so gilt doch auch

seine Einsammlung für einen legitimen, erblichen Erwerb, dessen Recht nicht allen zukommt. Oft kennt man die Bettler an Merkmalen ihrer Tracht, die gar nicht zerlumpt zu sein braucht. Zu ihnen gehören nicht bloß die an Besitz, sondern auch die geistig Armen, die Wahnsinnigen und Blödsinnigen, die Aussätzigen und Krüppel und Kranke jeder Art. In Japan sieht man verschämte Bettler mit Korbmasken über dem Gesicht. Daß die Bettler eine Gemeinschaft mit Gesetzen und Vorstand bilden, ist nicht übertrieben, der Norden wenigstens kennt solche Einrichtungen; aber überall stehen sie nicht ganz außerhalb der wirtschaftlichen Organisation. So haben sie in Peking das Recht, die Leichen zu tragen, wobei sie Kleider erhalten, die sie über ihre Lumpen ziehen. Da nicht bloß Spiel und Ausschweifung, sondern auch die Sorglosigkeit der Regierung den Pauperismus fördern, hat die Regierung kein Recht, dem Bettel entgegenzutreten. Arbeitslose drängen sich oft mit Gewalt und Aufstand zur Arbeit. Eine der größten Beschwerden für Reisende im Inneren Chinas liegt in der Menge armer Kulis, die an den Haltestationen sich erbieten, für die Träger um eine Kleinigkeit zu tragen. Und doch sind die Träger schon so schlecht bezahlt, daß sie kaum im stande sind, über den eignen Bedarf hinaus für ihre Familie etwas zu erübrigen. Die sozialen Revolutionen liegen auch in China von alter Zeit her den politischen Bewegungen zu Grunde. Vorübergehender Belegung der Industriegebiete mit Garnisonen, die die unruhigen Elemente der Arbeiterbevölkerung im Zaum halten sollen, begegnet man bis in den fernen Westen von Setschuan hin. Störung des Erwerbes ist immer Störung der Lebensfäden und beeinflußt unmittelbar die Geschicke des Reiches. Die Masseneinfuhr aus Europa und Amerika und die gleichzeitige Hemmung einer natürlichen Reaktion dagegen, der stärkeren Entwickelung der eignen Intelligenz und Arbeitskraft, kann für China mit der Zeit ein größeres Unglück werden als alle Opiumeinfuhr.

Allen Arbeitskräften zieht man die Sklaven, besonders bei häuslichen Arbeiten, vor. Sie gelten nicht als Sklaven außer dem Hause, ihre Kinder können alle Grade des Staatsdienstes erwerben; sie sind durch Gesetze geschützt, schon insofern den Eltern der Verkauf ihrer Kinder gegen deren Willen untersagt ist, sie müssen verheiratet werden, und die weiblichen Haussklaven sind nur bis zu ihrer Verheiratung unfrei. Außer den Haussklaven gibt es in China auch Sklaven öffentlichen Charakters, sozusagen öffentlichen Ursprungs. Unglückliche, die sich nicht selbst zu erhalten vermögen, verkaufen ihre Freiheit oder die ihrer Kinder um Brot und Unterstand. Besonders nach Bürgerkriegen wurden Strafen auf das Umherziehen und den Selbstverkauf der Leute gesetzt und Lösegelder bestimmt. Aber bis auf den heutigen Tag zeigt die Geschichte des Kulihandels klärlich ähnliche Fälle. Es gab auch Zeiten, wo viele Familien leibeigen wurden, als sie von siegreichen Parteien oder Fremden ihrer Freiheit beraubt wurden. Noch nach dem Dynastienwechsel, der die Mandschu auf den Thron brachte, waren viele Einwohner zu Sklaven gemacht worden, die dann in Aufständen das reine Chinesentum wieder zur Herrschaft bringen wollten. Gleichzeitig wurde der Menschenraub offiziell und systematisch zum Zwecke der Wiederbevölkerung verödeter Strecken geübt. So sind noch in den sechziger Jahren Kulitransporte, die von der Südküste nach dem Ausland abgehen sollten, von Mandarinen in Formosa zwangsweise angesiedelt worden. Die Chinesen stehen in Japan seit lange im Geruche des Menschenfanges, und 1879 rief der Oberrichter von Hongkong aus: „Wir stehen jetzt in der Hochflut des Weiber- und Kinderraubes. Ungefähr ein Fünfzehntel der chinesischen Bevölkerung von Hongkong steht in irgend einem Sklavereiverhältnisse."

Die Kuliausfuhr nach Amerika, Südasien und Australien war im Anfang ein ganz gemeiner Sklavenhandel. Kenner stellen die Kulis unter drei Abteilungen: Gefangene aus den in Kuangtung so häufigen Fehden der „Clans", von Menschenräubern mit Gewalt weggeführte Küstenbewohner, oder solche, die ihre Freiheit im Glücksspiel verloren haben. Lord

Elgin schrieb von Swatau im Jahre 1860, ehe es den Europäern eröffnet war: „Die Niederlassung hier ist vertragswidrig. Opiumhandel und Kulihandel, der arme Teufel einfängt, sie auf Schiffe bringt, wo sich alle Schrecken des Sklavenhandels erneuen, und unter schönen Versprechungen nach Cuba führt, ist das Hauptgeschäft der ‚fremden‘ Kaufleute hier.“ Die häufigen Aufstände auf Kulischiffen, wobei Kapitäne und Mannschaften ermordet und die Schiffe in Brand gesteckt wurden, beleuchten genügend die Behandlung der Eingeschifften. 1871 verbrannten die Kulis das peruanische Schiff Don Juan auf hoher See, wobei 600 von ihnen umkamen; und das Jahr darauf wurde ein peruanisches Kulischiff von seiner Ladung gezwungen, sie in Yokohama ans Land zu setzen. Selten wird ein Wohlhabender China verlassen. Das kommt unter Kaufleuten vor, die ja ohnehin durch ganz China eine halbnomadische Klasse bilden. Die gewöhnlichen Arbeiter, die auswandern wollen, müssen sich fast ohne Ausnahme das Kapital dazu erst von einer Gesellschaft borgen, die sich mit der Be- und Versorgung der Auswanderer befaßt. Diese bringt ihn aufs Schiff, weist ihm seinen Bestimmungsort an, und dort wird er von der Zweigniederlassung derselben Gesellschaft in Empfang genommen und irgend einem Arbeitgeber zugewiesen. Endlich sorgen auch diese Gesellschaften für die Rücksendung der Gestorbenen, da auf Begräbnis in heimischer Erde der chinesische Glaube nicht verzichtet. Alle von derselben Gesellschaft ausgesandten Chinesen bilden einen Verein zu gegenseitiger Hilfe und Unterstützung und fördern dessen Zwecke durch Geldeinzahlungen, manchmal aber auch durch Gewaltthätigkeiten gegen abtrünnige Mitglieder oder Konkurrenten. Die Gesellschaft läßt sich auch unter gegenseitiger Haftbarkeit ihrer Mitglieder herbei, für einzelne ihrer Angehörigen Bürgschaft zu leisten. Es ist erwähnenswert, daß diese Bürgschaft kein hohles Wort ist, und daß die Chinesen im Auslande selten jemand anderem als ihren Gesellschaften zur Last fallen.

Der Wunsch nach einstiger Rückkehr in die Heimat ist wohl allen auswandernden Chinesen gemein. Die meisten würden gar nicht auswandern, wenn sich nicht die Auswanderungsgesellschaft verpflichtete, sie tot oder lebendig zurückzubringen. Aber die Sterblichkeit auf den Transportschiffen und in den ungesunden Gegenden, wohin sich die Auswanderung richtet, ist groß; und dann bleibt doch der Wohlstand, der den Chinesen im Auslande oft erwartet, und die große Fähigkeit, die er besitzt, sich an jedem Orte ganz chinesisch-häuslich einzurichten, nicht ohne Wirkung. Bowring meint, daß es kaum unter zehnen einem gelinge, in seine Heimat zurückzukehren. Wo man sie nicht bedrückt, haben sie sich fest angesiedelt; so in allen Teilen Hinterindiens und des Indischen Archipels. Die Pietät gegen Eltern und die Sorge für die Gräber der Ahnen, die sie zurücktreiben, fallen bei der zweiten Generation weg, die sich durch dieselbe Pietät mehr an die neue Heimat gebunden fühlen muß. Die Chinesen sind weder so störrisch konservativ noch so ungelehrig, wie man sie oft darstellt. Wie leicht sie sich, besonders bei guten Geschäftsaussichten, unter die Macht der Verhältnisse beugen, zeigt nichts besser als ihre Zunahme auf den Philippinen, wo sie doch höchst ungerecht besteuert werden und keine Familie gründen können, ohne zwangsweise zu Christen gemacht zu werden. In erfreulicherer Weise hat sich die Fürsorge der chinesischen Behörde für ihre ausgewanderten Unterthanen durch amtliche Erhebungen über die Lage der Kulis in mehreren Teilen Asiens und Amerikas kundgegeben. Sie haben Beschränkung des Kulihandels und Besserung in der Lage der Ausgewanderten herbeigeführt, die z. B. in Cuba mit großer Energie von den chinesischen Beamten aufgedeckt wurde.

Die Häufigkeit großer Staatsumwälzungen: Dynastienwechsel, Interregnen, erwartet man bei der berühmten Starrheit und dem konservativen Sinne dieses Volkes um so weniger, als die ostasiatischen Staaten im ganzen stets sorgsamer, im wahren Sinne aufgeklärter regiert wurden als alle anderen Staaten des Erdteils. Aber die Thatsache ist vorhanden, trotzdem daß viele Dynastien nicht bloß einen, sondern oft ganze Reihen tüchtiger Herrscher hervorgebracht

haben: man denke an die Han, die Thang, die Ming und an die jetzt herrschende Mandschu-dynastie, die über zweihundert Jahre das Reich stark und friedlich erhielt! Was kann die häufigen Wechsel erklären? Das Reich und seine Bevölkerung stellen allerdings schon durch ihre Größe dem Regierenden eine schwere Aufgabe. Jenes ist noch etwas größer als das europäische Rußland, aber diese ist bei allen ihren Fehlern schon durch ihre Furchtsamkeit und Geduld leicht zu regieren. Das Regierungssystem jedoch leidet an demselben Grundfehler, der die ganze chinesische Kultur durchzieht. Wie allen geistigen Produkten der Chinesen die Tiefe fehlt, die die Fragen bis auf den letzten Rest erschöpft, wie ihre Logik nicht zum letzten Schlusse, ihr Wissen nicht zur Wissenschaft durchgedrungen ist, so ist auch ihre ganze Regierungsweise zwar stellenweise gut gedacht, im ganzen aber völlig unzulänglich und unzweckmäßig. Schon ihre materiellen Mittel genügen nicht zur vollen Erreichung der Zwecke des Staates. Finanzen, Armee und Verkehrswege sind in schlechtem Zustande. Jahrtausende hindurch hatte die Lage des Landes den Chinesen eine so breite Möglichkeit selbständiger abgeschlossener Entwickelung gegeben, daß schon früh keine Rede mehr weder von einer wetteifernden Reibung der Geister im eignen Lande noch von Wettkampf mit anderen Völkern war. Die väterliche Leitung von oben herab und die Erfüllung gewisser vorgeschriebener Aufgaben, wie sie vor allem das merkwürdig fein durchgebildete System der Staatsprüfungen zeigt, das Kenner als das hauptsächlichste Werkzeug zur Hervorbringung der geistigen Ein- und Gleichförmigkeit der Chinesen betrachten, traten hier an die Stelle der Feuerproben, durch die bei uns der Kampf ums Dasein die Völker wie die Einzelnen unbarmherzig hindurchführt. Diese die Abschließung begünstigende Lage hat nur auf dem wirtschaftlichen Gebiet die Chinesen keineswegs verhindert, sich das Gute von überallher ohne Bedenken anzueignen; politisch aber ist im Inneren und Äußeren das Land auf seiner Stufe stehen geblieben. Hierin stützte die Indolenz des Volkes die Selbstgenügsamkeit des Systems.

Eine große, aber schwer zu handhabende Macht stellt die Bevölkerung Chinas dar. Man hat die Hunderte von Millionen lange für unwahrscheinlich gehalten; aber die Kritik darf sich nicht zu weit wagen. Der Zensus von 1842 gab die Bevölkerungszahl auf 415 Millionen an; wegen der enormen Verwüstungen, die die Taiping- und Ninfei-Rebellionen und spätere Notjahre unter der Bevölkerung angerichtet haben, sind heute vielleicht weniger, nur 350 oder 380 anzunehmen. Auch die Lücken sind zu berücksichtigen, die das immer mehr überhandnehmende Opiumrauchen in die Bevölkerung gerissen hat. Längst müßte Chinas Bevölkerung zu groß selbst für dies weite Land geworden sein, wenn nicht heftige und langdauernde Unterbrechungen ihres Wachstums eingetreten wären. Wir hören von den besten Gewährsmännern die Menschenverluste infolge der Taiping- und Ninfei-Aufstände auf 13 Millionen zum wenigsten schätzen. Die Mandschu-Einbrüche hatten bis 1644 die Einwohnerzahl auf 37 Millionen vermindert; aber sie stieg nun in langer Friedenszeit und unter trefflichen Regenten mit kaum glaublicher Schnelligkeit.

Der Fortschritt des chinesischen Staates zur sicheren Herrschaft über das heutige Land ist wesentlich auf Kulturwegen und deshalb langsam und gradweise geschehen. War ein Gebiet erobert, so wurde es durch militärische Kolonien geschützt, die zugleich dem Ackerbau oblagen. Mit der Zeit wurden diese zu reinen Ackerbaukolonien; und die Regierung förderte nicht selten die Gewinnung des Gebiets durch einen vollständigen Austausch der Bevölkerungen. Die Chinesen sind ein so wirksam kolonisierendes Volk, daß im Hin- und Herschieben der politischen Grenzen ihre Kultur beständig nach allen Seiten über sie hinausschritt und sich um die ganze Peripherie des Reiches weithin einwurzelte. Es stand daher dauernd zu den Nachbarvölkern und -Reichen in unklaren Verhältnissen. Korea und die Liukiu-Inseln zahlten gleichzeitig China und Japan Tribut. So sind wir denn auch heute im Zweifel, wieviel von der Mandschurei, der Mongolei und Tibet, diesen ohnehin mehr oder weniger von China abhängigen Staaten, gegenwärtig

als chinesisch der Bevölkerung nach zu betrachten ist. Große Stücke jenseits Schikiang, Schensi und Schansi sind schon dicht genug bevölkert, um als „eigentliches China“ gelten zu können.

Indem die Chinesen zeitweise ihre Herrschaft bis in die Länder am Ili und Tarim, bis an den Irawaddi und in die Himalayathäler Nepals ausdehnten, versuchten sie „alles“ zu umfassen, was von dem Mittelpunkt ihrer Macht aus zu erreichen war, konnten aber begreiflicherweise dies „Alles“ nie zusammenhalten. Bald bröckelte hier, bald dort ein Stückchen ab, bald wurde ein neues Gebiet erobert oder ein früheres wiedergewonnen. Unter all diesen Wechselfällen ging aber jene andere Art von Eroberung, die nicht die Feldherren und Heere, sondern der Fleiß, die Intelligenz und die überlegene Bildung des Volkes bewirkten, ununterbrochen fort; und die Gebiete, die diese Mächte für China erwarben, blieben unverloren. Dieselbe Art von kolonisierender Eroberung, die China schuf, indem sie sich die mannigfaltigen Völker aneignete, die noch in geschichtlichen Zeiten den größten Teil des heutigen China innehatten, jetzt aber nur noch in den Gebirgen des äußersten Südens und Westens in Resten zersplittert erhalten sind, dieselbe Art von langsamer Eroberung hat in den zwei letzten Jahrhunderten die südliche und mittlere Mandschurei, alle anbaufähigen Teile der Mongolei sowie Formosa und andere kleinere Inseln des Chinesischen Meeres für China gewonnen. Sie ist es ferner, die Tongking und Siam mit einer chinesischen Bevölkerung erfüllt hat, die ohne das Eintreten der Europäer die Chinesisierung dieser großen und reichen Länder nur noch als eine Frage der Zeit hätte erscheinen lassen. In Ostturkistan, so fern es vom eigentlichen China liegt, vermochte ein neuer Machthaber, Jakub Beg, die Spuren der chinesischen Kultur nicht auszulöschen, wiewohl er 50,000 Chinesen umbringen ließ; der Rest produziert und handelt weiter. Dagegen ist dort allerdings die politische Herrschaft der Chinesen vom ersten Tage des Aufstandes an verloren gewesen.

Die Größe des Reiches widerspricht der Auffassung, die chinesische Regierung sei ein patriarchalischer Despotismus. Hinter der Fiktion des patriarchalischen Regiments steht die Wirklichkeit einer ziemlich lockern Oligarchie gelehrter Büreaukraten unter einflußreichen Statthaltern und Vizekönige. Sosnowski sagt einmal: „China erscheint uns als der verkörperte Gedanke der Zentralisation“, setzt aber sogleich, sich selbst widersprechend, hinzu: „Hier hängt alles von persönlichen Beziehungen und Verbindungen ab, und ihre Formlosigkeit erinnert sehr an die asiatischen Chanate.“ Es ist also auch die Zentralisation, die im Kaiser als dem einzigen Haupte des Volkes den alle Interessen des Volkes zusammenfassenden und beherrschenden Mittelpunkt sieht, als Wunsch, Ziel oder Ideal vorhanden, das nur erreichbar ist, wenn ein Mann von hoher Intelligenz, festem Willen und rastloser Thätigkeit, das Muster eines Alleinherrschers, an der Spitze des Staates steht. Die Erhaltung der altgewohnten Sitten, worin gleichsam ein Symbol der Erhaltung des Staates gesehen wird, gehört zu seinen ersten Aufgaben. Die großen Verdienste Wus, eines der edelsten Monarchen der älteren Geschichte, sind Wiederherstellung der gelockerten Familienbande, Sorge für bessere Ernährung des Volkes und für die genaue Beobachtung der Begräbnisfeierlichkeiten und Opfergebräuche. In welchem Grade der Kaiser unter günstigen Verhältnissen das Bewußtsein, leitender Geist zu sein, bis in die kleineren Obliegenheiten seines Amtes zu legen weiß, das beweist die von Kanghi selbst aufbewahrte Geschichte des mandschurischen Reiches. Kanghi erzählt in seinen Memoiren, daß er einst im 6. Mond an einem Reisfeld vorüberging, das erst im 9. seine Ernte geben sollte. Er sah eine Reispflanze, die höher war als die anderen, ließ sie sich geben und stellte mit ihrer Aussaat Versuche an. Er fand, daß sie immer so früh reif wurde: und das ist der Reis, der jetzt nördlich der Großen Mauer überall angepflanzt wird. Verbesserungen im Ackerbau und Seidenbau werden auf andere Kaiser zurückgeführt. Ohne Zweifel haben manche Kaiser klar die Pflichten erkannt, die die Stellung an der Spitze einer Kulturmacht auferlegt, eingedenk der Mahnung Yüs im Tayümo: „O, bedenke es, die Tugend besteht im

guten Regieren, und dies zeigt sich in der Ernährung des Volkes." Der chinesische Kaiser ist sich aber auch der Bedeutung des theokratischen Elementes in seiner Kaiserwürde wohl bewußt. Als Kienlung die christliche Propaganda in seinem Reiche untersagte, baten ihn Jesuiten am Hofe von Peking, dieses Verbot zurückzuziehen. Seine Antwort zeigte, daß er das Christentum nur fürchtete, weil es seine Autorität untergraben konnte; denn er betonte, daß er sich zwar in der Gegenwart nichts Übles von ihrer Wirksamkeit versehe, aber „die, die ihr zu Christen macht, schauen nur auf euch, und in unruhigen Zeiten werden sie nur euern Rat hören". Die Christenverfolgungen in Annam sollen hauptsächlich von China angeregt worden sein.

Der Kaiser hat für die Regierungsgeschäfte einen Staatsrat, aus dem fünf Mitglieder täglich früh in Gegenwart des Kaisers die Staatsgeschäfte besorgen. Eine seiner wichtigsten Pflichten ist die Entscheidung über Leben und Tod der im Gefängnisse sitzenden Verbrecher, deren Namen von Zeit zu Zeit aus allen Teilen des Reiches eingesandt und vom Kaiser zum Zeichen der Verurteilung mit einem Rotpinsel angestrichen werden. Selten erscheint er in der Öffentlichkeit, er thut es unter anderem alljährlich, um die Kandidaten des Mandarinates zu empfangen. Die Zentralbehörden sind das Auswärtige Amt (Tsungli-Yamen), das Ministerium des Inneren (Lipu), der Finanzen (Hupu), des Krieges (Pingpu), der Justiz (Hingpu), der Arbeiten (Kungpu), der Zeremonien; dazu kommen eigne Zentralstellen für bestimmte Tributärländer, wie die Mongolei und Ostturkistan, und einige kleinere Reichsämter.

Eine hervorragende Stellung nehmen die Vizekönige ein. Fünfzehn Provinzen sind zu acht Vizekönigtümern vereinigt, während über die drei übrigen Statthalter gesetzt sind. Schensi, Kansu und Kukuchoto samt den nach Westen hinaus liegenden tributären Mongolenländern bilden ein Vizekönigtum, dessen Größe die eines Weltreiches, und dessen Bedeutung für China von erstem Range ist. Der Vizekönig eines solchen Gebietes ist praktisch unabhängig, solange er sich nicht in den Verdacht bringt, gegen die Regierung in Peking zu handeln; die herkömmliche Selbständigkeit der Provinzen, die zum Teil ganz besondere Gesetze bewahrt haben, kommt ihm entgegen. Er erhebt Steuern, bezahlt damit die Armee (und Flotte) und ist bis auf wenige Fälle die letzte Instanz in Streitfragen. Dafür liegt auf ihm die ganze Verantwortlichkeit seiner Stellung; denn die Pekinger Regierung leiht ihm keine Hilfe, sondern sieht ihre Aufgabe wesentlich darin, über die Befolgung der allgemeinen Vorschriften zu wachen, die das Verhalten dieser höchsten Beamten regeln. Doch über seine Unterbeamten muß er nach Peking berichten, wo diese Berichte mit den Urteilen, die häufig „zwangsweise Entfernung vom Amte" aussprechen, in der Regierungszeitung erscheinen. Die Allgewalt des Vizekönigs, die trotz ihrer Beschränkung weit realere Macht in sich schließt als die des fernen Kaisers, wiederholt sich durch alle Stufen. Nicht nur der Statthalter, selbst jeder „Sjan" (Kreisvorsteher, Landrat) fühlt sich als eine Größe, wie die mit Argwohn von allen Mandarinen betrachteten europäischen Reisenden zu erfahren hatten. Eine Hauptsorge der Regierung ist, die einzelnen höchsten Beamten der Provinzen und Vizekönigreiche auseinander zu halten, daß sie sich nicht etwa gemeinsam gegen die Pekinger Regierung erklären. Der chinesische Turm zittert immer ein bißchen. Man hat im äußersten Falle wohl einem Mann wie Tso-Tschungtang das halbe Kaiserreich übergeben müssen, aber das liegt natürlich nicht im System der Zentralregierung; die strebt vielmehr, dem Kaiser die Mittel zum Eingreifen, unabhängig von seinen höchsten Beamten, bereit zu halten. In der wichtigen Provinz Setschuan ist zwar Chentu Residenz des Vizekönigs und Sitz der Provinzialregierung, aber Tschungking ist doch politisch wichtiger, da es den kaiserlichen Schatz enthält und der Zahlmeister der westlichen Grenzarmee hier residiert, die vor der Zeit der Aufstände und Losreißungen in den Westgebieten unmittelbar von Peking aus ihre Befehle erhielt. Die neuere chinesische Geschichte lehrt, daß die sich selbst überlassenen Vizekönige oft zum Schaden des Reiches ihre Selbständigkeit übertrieben. Es ist bekannt,

daß, als der Amurbezirk durch den dortigen Statthalter abgetreten wurde, der Tsungli-Yamen erst später widerwillig die vollendete höchst schädliche Thatsache sanktionierte.

Das Übergewicht der litterarischen Bildung und Beschäftigung lastet auf den chinesischen Beamten, die in der Auswechselung einer möglichst großen Zahl von Schriftstücken das Merkmal einer nützlichen Wirksamkeit sehen. Diesem litterarischen und sedentären Charakter des chinesischen Beamten stehen nun die Zensoren, die schon infolge der Ausdehnung des Reiches eine Notwendigkeit sind, doppelt berufen gegenüber. Sie stellen die unmittelbare Aufsicht der Zentralregierung über die Provinzen dar. Kleinen Verfehlungen gegenüber nachsichtig, sind sie bis zur Erbarmungslosigkeit offen und streng gegen die großen Mängel. Ihre Berichte in der Staatszeitung reißen ohne Schonung die Hüllen von tiefen Wunden des Staatskörpers los. Nicht bloß Trägheit, Säumigkeit oder Unwissenheit, Opiumrauchen, sondern die schwersten Vergehen gegen die Beamtenpflicht oder das allgemeine Gesetz werden hier mit voller Offenheit dem ganzen Volke mitgeteilt. Der realistische Grundzug des chinesischen Wesens kommt aber auch im Beamtenwesen zur Geltung: Aus Nützlichkeitsgründen werden Elemente aufgenommen, die dem regelmäßigen Siebeprozeß der Prüfungen und Zensorbegutachtungen Hohn sprechen. Auch die neuere Geschichte Chinas verzeichnet die Erhebung eines berüchtigten Seeräubers zum Generaladmiral der kaiserlichen Flotte. Da das Gesetz nur befiehlt, daß Söhne von Prostituierten, Schauspielern, Scharfrichtern, Gerichtsdienern und Gefängniswärtern, jene wegen Niedrigkeit, diese wegen angeborner Grausamkeit, nicht aufgenommen werden sollen, so steht nichts entgegen, Verbrecher, die von guten Eltern sind, überlegene Aufrührer und dergleichen zu erheben.

An fähigen Diplomaten hat es China nie gefehlt. Staatsmänner im höheren Sinne sind natürlich nicht ebenso häufig: in schweren Zeiten hat China noch immer Männer hervortreten sehen, die einen heilsamen Einfluß auf die Volksgenossen ausübten. Von dem Vizekönig der Westprovinzen sagte Sosnowski: „Ich bin wenig so aufgeklärten Chinesen begegnet wie Tso-Tschungtang. Er hat mich durch seine vernünftigen Ideen sowie durch seine richtige und genaue Kenntnis von Rußland in Erstaunen versetzt . . . Als Verwalter und Organisator ist er im höchsten Grade befähigt, von Natur geradehin, offen, ehrlich. Er stellte gute Beamte an, reinigte das Offizierkorps, gründete Waffenfabriken, Proviantmagazine, Arsenale, war thätig, erschien überall selbst, bewältigte dadurch den Aufruhr und flößte dem seiner Obhut anvertrauten Trümmerhaufen neues Leben ein.“ Kurz nachdem diese Schilderung entworfen worden, löste Tso-Tschungtang die Aufgabe, den Aufstand in der südlichen Mongolei zu dämpfen und Ostturkistan wiederzuerobern, glänzend, wenn auch mit harten Mitteln.

Die Korruption hat ihre Wurzeln im Wesen der Chinesen und ihres Staates. Bestechung und Unterschleif zerstören leider so manche gute Absicht der alten Gesetzgeber und neuen Herrscher. Darunter leiden besonders die Kornspeicher in jeder Provinz, wo ein Teil der in Reis entrichteten Grundsteuer niedergelegt wird, um an Arme gegeben, für Besoldungen verwandt oder vor der Ernte billig verkauft und jährlich erneuert zu werden. Nicht bestehende Armeen von Zehntausenden werden bezahlt. Kärgliche Besoldungen treiben um so mehr zur Unredlichkeit, als die Zivilbeamten die Löhne ihrer Unterbeamten zu bestreiten haben. Die Regel, daß kein Beamter einen Verwandten in seinem Ressort beschäftigen darf, wird so streng durchgeführt, daß Fälle von Beamten, die aus diesem Grunde entlassen werden, noch immer in der Pekinger Staatszeitung zur Kenntnis gebracht werden; doch kann sie den stillen Verschwörungen gewinnsüchtiger Beamten nicht steuern. Ebensowenig die Bestimmung, daß kein Beamter in seiner Heimatprovinz angestellt werden soll, und die harten, bis zur Todesstrafe sich steigernden Ahndungen. Es gab immer Provinzen und Vizekönigreiche, an deren Spitze Männer standen, die selbst mit unreinen Händen arbeiteten und sich an dem unrechtmäßigen Gewinn ihrer Untergebenen bereicherten.

Das **Volk** trägt selbst zu diesen Unrechtmäßigkeiten das Seinige dadurch bei, daß es sich lang **ohne Murren auspressen läßt**. Um so größer ist seine Freude, wenn es von gerechten Beamten regiert wird; das bezeugen die Ehren, die redlichen, wohlverdienten Beamten beim Scheiden aus ihrer Stellung zu teil werden. Aber **Gray** sagt, daß er in 25 Jahren in Kanton nur einen einzigen Mandarinen habe scheiden sehen, dem das Volk ein herzliches Bedauern und aufrichtige Dankbezeigungen gewidmet habe. Echt chinesisch war dieser Abschied. In langem Zuge wurden die seidenen Ehrensonnenschirme getragen, die dem Gegenstande der Huldigungen gewidmet worden waren, und 300 rote Bretter, worauf in leuchtender Goldschrift Ehrentitel („Freund des Volkes“, „Vater des Volkes“, „Wohlthäter des Alters“, „Stern der Provinz“) zu lesen waren. Von Strecke zu Strecke waren bei den Tempeln Deputationen aufgestellt, die Reden und Erfrischungen anboten. Als 1861 der Präfekt Tiëntsin verließ, bat ihn das in Haufen begleitende Volk um seine Schuhe, die im Triumphe zurückgebracht und im Tempel des Stadtgottes aufgehängt wurden. Bei solchen seltenen Gelegenheiten schwindet die bange oder grollende Stille, die sonst überall das Auftreten eines Mandarinen in der Öffentlichkeit begleitet.

Konfuzius und Menzius haben beide gelehrt, daß dem Gehorsam der Unterthanen die Pflichttreue des Herrschers und seiner Organe zu entsprechen habe. Ja, es lehren diese Weisen, die auch in Fragen des Staatslebens Autoritäten sind, daß es nicht bloß Recht, sondern Pflicht des Volkes sei, dem Kaiser zu widerstehen, wenn er vom Pfade der Gerechtigkeit und Tugend abweiche. So gelehrig und geduldig das chinesische Volk ist, es hat dennoch in vielen Fällen diesen Grundsatz verwirklicht. In jedem Jahrzehnt hat in irgend einer Provinz ein Aufstand geherrscht. Hartnäckige Pflichtversäumnis der Regierenden hat große Umwälzungen hervorgerufen. Die Chinesen sind weder politisch noch religiös leidenschaftlich. Nur wenn politische Mißstände zu einem materiellen Drucke führen, wenn sie Ungerechtigkeit, Unehrlichkeit der Beamten, Nachlassen der Fürsorge im Gefolge haben, dann erheben sich Klagen und Mahnungen; und während sich im Inneren die Unzufriedenheit in Aufständen Luft macht, entzieht sich an den Grenzen das Volk durch Auswanderung dem Drucke. Nicht die bevölkertsten Regionen, wo der Einzelne am mühseligsten zu arbeiten hat, um sein Leben zu erhalten, sind die politisch unruhigsten — ein Zeichen, wie genügsam dies Volk unter seinem Schicksal dahin lebt. Die Zähigkeit des chinesischen Charakters läßt aber voraussehen, daß Keime von Widerspruch und Auflehnung gegen das herrschende System nicht leicht in ihm absterben. Vor noch nicht 25 Jahren erschien das erste chinesische Zeitungsblatt, der „Shunpo“ in Schanghai; heute gibt es zahlreiche Zeitungen in chinesischer Sprache. Sie enthalten neben Falschem und Übertriebenem vieles Richtige, beginnen auch bereits ihren Einfluß auf die Schriftsprache auszuüben.

Die **Rechtspflege** ist durch einen Zug von Unmenschlichkeit einer der dunkelsten Punkte Chinas. Die Kunst, Schmerz zu erzeugen, ist außerordentlich ausgebildet. Schläge mit Bambusstöcken auf die Fersen, die Knöchel, zwischen die Schultern, mit dicken Lederriemen auf die Kinnbacken empfangen nicht bloß Verbrecher, sondern auch Zeugen. Dazu kommt die Tortur mit raffiniert ausgedachten Schreck- und Plagewerkzeugen. Man muß sich dabei an die Angabe europäischer Chirurgen erinnern, daß die Chinesen und ihre mongolischen Rasseverwandten bei weitem nicht so empfindlich gegen die Anwendung von Messern und Zangen seien wie die Europäer. Auch daß endlose Darstellungen der Tortur zu den Lieblingsvorwürfen chinesischer Maler gehören, daß große Kaiser, wie Kienlong, mit Vorliebe als Zuschauer bei Torturen und Hinrichtungen erschienen, beleuchtet den harten Zug im chinesischen Charakter und die für das Verständnis der Geschichte Chinas wichtige Thatsache, daß ihm fremdes und eignes Leben nicht so wertvoll ist wie uns. So gibt es denn auch die mannigfaltigsten Arten von Todesstrafen. Auf Vater- und Muttermord steht langsamer Tod: der Verbrecher wird ans Kreuz geschlagen, sein Körper an

8 bis 120 Stellen zerschnitten und dann das Herz durchbohrt, endlich werden die Glieder vom Leibe gelöst. Im Jahre 1877 berichtete die Pekinger Staatszeitung 10 Vollstreckungen dieser Art; und einer der Hingerichteten war ein Wahnsinniger. Die gewöhnlichste Strafe ist Enthauptung mit dem Schwert. Häufige Übung verleiht dem Scharfrichter eine große Fertigkeit, der in wenigen Minuten einige Dutzend hinrichtet. Bei der abergläubischen Scheu vor Verstümmelung gilt Erdrosselung für eine minder schwere Strafe; die leichteste Form ist die Zusendung einer seidenen Schnur, die andeutet, daß der Empfänger die Strafe an sich selbst zu vollziehen habe. Ein Mahl, womöglich mit einem Betäubungsmittel, ist den Unglücklichen verstattet, ehe sie in einem Korbe an einer Bambusstange von zwei Männern zum Richtplatz getragen werden. Der Zustand der chinesischen Gefängnisse ist durch die düstere Anlage der Zellen, Feuchtigkeit, übermäßige Anfüllung und Ungeziefer traurig. Als nach der Einnahme von Kanton im Jahre 1859 das dortige Hauptgefängnis geöffnet ward, konnten selbst die englischen Soldaten die verpestete Atmosphäre nicht ertragen, worin neben den blutig geschlagenen, durch ihre schweren Ketten und Eisenringe geschundenen Lebenden Leichname in Ketten lagen. Bestrafungen übermäßig grausamer oder nachlässiger Gefängnisverwalter werden in der Pekinger Zeitung oft veröffentlicht. Die chinesischen Gesetze unterscheiden scharf Verbrechen mit und ohne Gewaltthat. Diese werden unverhältnismäßig leichter bestraft und zwar am häufigsten durch Schläge und öffentliche Ausstellung des Übelthäters im Blocke mit einer erläuternden Aufschrift. Eine beliebte Abwechslung darin ist die Durchbohrung der Ohren mit Pfeilen, woran Papierzettel mit Angabe des Verbrechens angebracht sind.

Der Familienstamm oder Clan hält ebenso die Nation zusammen, wie er die feste Einheit im lockeren Aufbau einer Mongolen- oder Tatarenmacht immer gewesen ist. Die chinesischen Bücher sprechen von 100 ursprünglichen Familien, die in den Stürmen der späteren Geschichte nicht untergingen, sondern sich als der Kern der Nation erhielten. Am wenigsten konnte natürlich die streng gleichmäßige Landverteilung erhalten bleiben, die dieser Organisation zu Grunde lag. Im 13. Jahrhundert trugen die Empörungen der vom Boden ausgeschlossenen Armen am meisten zur Zerrüttung des Landes bei. Nur formal strebten die Gesetzgeber die alte Stammesgliederung dadurch wenigstens aufrecht zu erhalten, daß sie die Stämme zusammenhielten, zugleich aber ihnen die Heirat in ihrer eignen Mitte verboten, um jedem frisches Blut zuzuführen und Entartung hintanzuhalten. So stehen noch heute mehrere Dorfbewohnerschaften, Einen Namen tragend, Einem Stamme entsprossen, Einen Clan bildend, fest zusammen. Das ist eine Einrichtung, die die Anhänglichkeit an die Heimat verstärkt und das Volk über so manche üble Zustände hat hinwegsehen lassen. Geschichtsphilosophen, die von herdenhaftem Leben und Auftreten dieses Volkes sprachen, übersahen den breiten Grund von Selbstverwaltung und Selbsthilfe, worauf sich dergestalt die Zentralregierung aufbaut. Ohne diesen wäre sie und mit ihr die Größe und Dauer des Reiches bei der Unzulänglichkeit der Verwaltungsmaschine überhaupt nicht denkbar. Die Dorfgemeinde verwaltet sich billig in patriarchalischer Weise durch Notabeln, deren „Älteste" bei Unterthanen und Behörden in gleich großem Ansehen stehen und meist durchs Los aus den Angesehensten gewählt werden, oder durch wahre Patriarchen. Es kommen dazu noch die Verbindungen der Dörfer untereinander, gleichsam Schutz- und Trutzbündnisse, vergleichbar den deutschen Städtebünden, die oft gegen andere derartige Verbindungen gerichtet sind. Die geheimen Gesellschaften, die die ausgewanderten Chinesen mit einer unbegreiflichen Festigkeit und Dauer verbinden, haben großenteils in alten Stammeszusammenhängen ihren Ursprung. Gleich diesen respektieren sie die Grenzen der Regierungsgewalt, ergänzen aber deren Lücken durch ihre eigne Thätigkeit. Gützlaff schrieb von den geheimen Gesellschaften in Kanton und Umgebung: „Mit Ausnahme der Whug-Whug oder Triad Society, die vor einigen Jahren einen

unglücklichen Aufstand erregte, sind sie absolut gehorsam. Ja, die Regierungsorgane bedienen sich ihrer oft zur Aufspürung von Verbrechen und dergleichen. Oft aber nehmen sie diese Aufgabe in ihre eigne Hand." Eine Feme gegen Diebe und Räuber, wie die in der wirren Zeit der fünfziger Jahre hervorgetretene Gesellschaft „zum alten Stier", scheint in China gar nicht selten zu sein. Die Gewohnheit, in freien Vereinigungen zu leben, hat die ausgewanderten Chinesen in fremde Verhältnisse sich rascher finden lassen; sie arbeiten deswegen unter der Leitung selbstgewählter Führer besser als unter Fremden. Der Gesellschaftstrieb erzeugt auch ganz sonderbare Vereinigungen. Mehrere treten zusammen, jeder zahlt am Anfang jedes Monats eine bestimmte Summe, und das Eingezahlte wird jeden Monat verlost. Spielergesellschaften: „Für friedlichen Gewinn", „Günstiges Aufkommen" und dergleichen, sind häufig. Da beide Sphären, die autonome und büreaukratische, so streng gesondert sind, daß an Selbstregierung, die sich auf Selbständigkeit des Urteils und des Willens gründet, nicht zu denken ist, kann man das System eine Doppelregierung nennen; denn die Beamten stehen autokratisch über der Masse des Volkes, das lange auch Böses ruhig über sich ergehen läßt, ehe es sich urplötzlich erhebt und mit einer Kraft wehrt, die es eben aus seinen uralten Verbänden schöpft.

Ein Hauptfehler Chinas (im europäischen Sinn) ist die geringe Bedeutung seiner Militärmacht. Daß die Chinesen „so hilflos vor unseren Angriffen waren wie die Australier", ließ in dem kriegerischen 19. Jahrhundert die ganze chinesische Kultur geringwertig erscheinen. Lord Elgin hatte vollkommen recht, als er sagte: „Hätten die Chinesen die Truppen Englands und Frankreichs in offenem Kampfe besiegt, so wäre das seichte Geschwätz von Chinas unzureichender Kultur bald verstummt." Der Chinese steht hinter anderen Asiaten an Mut nicht zurück. Der Chinese schätzt auch den Mut; ist er doch bis heute darum ein Stück Menschenfresser. Weil er den Sitz des Mutes in der Galle wähnt, ißt er die Galle hingerichteter Räuber, um deren Mut in sich aufzunehmen. Aus demselben Grunde ist Tigerfleisch ein gesuchter Bissen. Die Verwegenheit der chinesischen Seeräuber, die Grausamkeit, die Fähigkeit, Schmerz zu ertragen, die Geringschätzung der Menschenleben sind alles Eigenschaften, die militärisch zu verwerten sind. Gordon, der demoralisierte Chinesen im Taiping-Aufstand zum Siege zu führen verstand, hat 1880 in einer Denkschrift als obersten Grundsatz aufgestellt: „China besitzt eine langbewährte militärische Organisation; diese muß unangetastet bleiben, denn sie entspricht den Eigentümlichkeiten des Volkes. Chinas Macht besteht in der zahlenmäßigen Stärke seines Heeres, in der leichten Bewegbarkeit der Truppen, dem leichten Gepäck und den geringen Bedürfnissen des Soldaten. Es ist bekannt, daß eine mit Speer und Schwert bewaffnete Schar die besten regulären, mit Hinterladern ausgerüsteten Truppen überwältigen kann, wenn das Gelände schwierig und jene diesen an Zahl wie zwölf zu eins überlegen sind. Um wieviel mehr wird dies noch der Fall sein, wenn jene Schar im Besitz von Hinterladern ist! China sollte sich niemals in eine geordnete Schlacht einlassen; seine Stärke liegt in schnellen Bewegungen, dem Abschneiden der Bagage, nächtlichen Überfällen, ohne es zum äußersten zu treiben, und in beständiger Beunruhigung des Feindes. Die Chinesen sollten niemals befestigte Stellungen angreifen, sondern den Feind aushungern und ihn Tag und Nacht beunruhigen. China kann keine Armee haben, wenn die Generale 2000 Mann einstellen und Sold für 5000 beziehen. Diese Generale müßten geköpft werden." Vorteile und Fehler sind hier klar angedeutet. Auch Gordon hält den Chinesen im Durchschnitt für keinen guten Soldaten im europäischen Sinne, aber er zeigt Quellen militärischer Macht in der Zahl, der Dressurfähigkeit, der Genügsamkeit der Chinesen: alles Dinge, die Europa nicht unterschätzen darf.

---

25. Glaubensformen und Religionssysteme Asiens.

„Das subtropische Asien blieb immer der fruchtbare Schoß der Religionen." Peschel.

Inhalt: Der gemeinsame Boden der asiatischen Glaubensformen. — Ahnenverehrung. Sonnen-, Sternen- und Feuerdienst. Der Bär bei den Amurvölkern. — Eisen und Schmiede. — Innerasiatische Kosmogonie. — Die Religion der alten Arier. — Der Brahmanismus. — Der Licht- und Feuerdienst der Iranier. Zarathustra. — Der Buddhismus. Verschwisterung mit den volksmäßigen Anschauungen. Die Tempel und Klöster. Lhassa. Das Priestertum. Der Buddhismus der ost- und innerasiatischen Völker. Chinas Politik in Lhassa.

Die asiatischen Völker alle haben teil an dem Schatz religiöser Ideen der Menschheit. Es gibt in Asien sowenig wie sonst auf Erden ein religionsloses Volk. Die großen Glaubensformen, die nach Brahma und Buddha genannt sind, wurzeln in einem Untergrunde weitverbreiteter Vorstellungen, worin nun auch die Blätter, Blüten und Samenkörner ruhen, absterben, modern, keimen, die von diesen hoch aufgeschossenen Bäumen des Glaubens herabfielen und sich weit, vielleicht bis auf ferne Inseln, zerstreuten. Mit diesem Boden hängen also Brahmanismus und Buddhismus im Werden und im Wirken tief zusammen; und wenn sie einst vergehen sollten, würden sie ihn mit dem bereichern, was an ihnen unvergänglich ist. Nur ist das Verhältnis von Pflanze und Boden so ausgesprochen wechselseitig, daß bei der Deutung der Beziehungen die größte Vorsicht nötig ist. Von jeder der scheinbar ganz isolierten Glaubensformen Asiens läßt sich sagen, was von den Toda gesagt ward: „Soweit sich urteilen läßt, besteht die Religion der Toda nur aus Aberglauben und sonderbaren Gebräuchen; vielleicht aber vermögen wir den tieferen Sinn nicht zu verstehen, vielleicht sind es entartete Überbleibsel eines einst höher stehenden Kultus." Schiefner sieht iranischen Einfluß in dem altaischen Götternamen Kjurmäß und führt ihn auf Ormuzd zurück, ebenso den mongolischen Churmuzd. Maitere und Mandyschire erinnern an die buddhistische Gottheit Maitiejä (mongolisch Maidari) und Mandschueri. Die Schlange Erlik, die den Menschen rät, die Früchte an der Westseite des Baumes mit sieben Zweigen zu essen, dürfte aus dem Islam der Kirgisen gekommen sein. Wo Feuer verehrt wird, fielen vielleicht Strahlen von Zarathustras Feuerstätten herein. Kämpfer wurde durch den Buddhismus Ajuthias so viel an den altägyptischen Kultus erinnert, daß er Buddha für einen Flüchtling aus ägyptischer Priesterknechtschaft ansah. Dabei liegen aber immer die zwei Möglichkeiten vor, daß zwei Entwickelungen ähnlich sind, weil sie gemeinsamem Boden entkeimt sind, und daß, was wir als Rest einer höheren Entwickelungsform ansehen, der Keim ist, woraus das entstand, was uns in ihr bekannt vorkommt.

Die Ahnenverehrung tritt uns aus allen Religionsformen Asiens, hohen und niederen, gleich stark und wirksam entgegen. Der ununterbrochene, durch Opfer (womöglich reiner Dinge, wie des für besonders edel geachteten Honigs) bekräftigte Verkehr mit den aus dem Leben geschiedenen Vorfahren ist die Seele des Glaubens armer indischer Bergstämme und bildet in China, durch Buddhismus und philosophische Aufklärung nicht geschwächt, die Grundlage der Erziehung in der Moral. In Japan ist sie anerkannt der Kern der alten Staatsreligion, des Sintoglaubens, und soll bei den Liukiu-Insulanern überhaupt keinen anderen Glauben neben sich haben. Die weißleuchtenden Grüfte sind das erste, was der Anblick dieser Inseln vom Meere aus bietet. Bei allen innerasiatischen Völkern beruht besonders auf ihr die Macht der Schamanen, durch Töne der Trommel, durch Gesang und Tanz die Vorfahren herbeizurufen und, den Körper

an der Kultusstätte zurücklassend, ihre eigne Seele in die Welt des Lichtes oder in das dunkle Reich Erliks zu befördern. Kein größeres Unglück, als das der Eltern, für die keine Kinder opfern und beten. Den Kaiser Tüdüc von Annam verließ zeit seines Lebens nicht die Schwermut über sein kinderloses Alter. Adoption schafft notdürftig Abhilfe. Die Unlust zur Auswanderung, die den Tod fern von den Nächstangehörigen fürchten läßt, hängt mit dem Wunsche zusammen, an der Ahnenverehrung teilzuhaben. Die Ahnen leben das Leben der Lebenden mit, freuen sich mit ihnen und leiden mit ihnen. Steigt der Sohn in der Rangleiter, so bittet er um Beförderung der Vorangegangenen seiner Familie. Die achtzehn goldenen Ahnentafeln im Saale der Vorfahren zu Huë erinnern daran, wie diese Ahnenverehrung den Kultus der Seelen großer Herrscher zu einer geheiligten Sache des ganzen Volkes macht. Es ist deshalb begreiflich, wiewohl falsch, wenn Finlayson von den Kotschinchinesen sagt: „Sie verehren wie die Chinesen ihre Vorfahren und bewahren das Andenken ihrer verstorbenen Verwandten; und das ist auch fast das einzige, was bei ihnen an Religion erinnert.“ Auch bei den Koreanern tritt äußerlich am meisten die Verehrung der bis 8 m hohen Steinbilder der Ahnen, Miriok, hervor.

Wo nicht das Gewand einer jüngeren Religionsform den Ahnenglauben verhüllt, nähert er sich dem Götzendienst. Es heißt dann wohl, wie von den Pulaya von Travankor: Sie glauben zu tief zu stehen, als daß sie sich einem höchsten Wesen nähern dürften. Ein rohes Bild eines Ahnen in der Nische eines rohen Steinaltars oder am Fuße eines mächtigen Baumes im Felde findet als Fetisch Verehrung. Auch werden Ahnenbilder in Gestalt kleiner Metallfigürchen als Amulette getragen. Wir hören von den Kha Hinterindiens, daß sie die Asche der Vorfahren in zierlich geflochtenen Körbchen auf den Hausaltar stellen, wo sie allerlei seltsame Dinge, wie Strähnen von Baumwolle und lange, gekräuselte Bambusspäne, als Opfer niederlegen. Auf den Altären der Gnia-Heun fand Harmand an einem Bambusschaft eine Sammlung aller Geräte in feiner Miniaturausführung: ein Säckchen, eine kleine Armbrust mit einem Köcher voll kleinster Pfeile, einen Reismörser von der Größe eines Fingerhutes, einen Kahn mit Rudern, eine Reuse und ein Tragkörbchen; das Ganze ward oben von einem Hühnerei und einem Busch Federn gekrönt. Außerdem sind daran mit Harz oder Wachs Reiskörner, Baumwollflocken und dergleichen befestigt: Weihgeschenke, die auf alle die Verrichtungen, denen die Originale dienen, den Segen der Ahnen herabbringen sollen. Die drei Fürsprecher bei Gott, die in Kafiristan als zwei unbehauene Steine und ein silberäugiges, roh in Holz geschnitztes Menschenbild verehrt werden, machen den Eindruck von Ahnenbildern. Man besprengt sie mit dem Blute der Opferziege. Klarer als sonst tritt die Rolle der Vorfahren als Fürbitter im Jenseits bei den Innerasiaten hervor. Die Altaier meinen, es seien alle Götter dem Menschen so fern, daß er der Vermittelung der im Paradiese lebenden Vorfahren bedürfe. „Aber nicht alle Menschen verstehen es, sich an ihre Vorfahren zu wenden; diese Fähigkeit besitzen nur einige Geschlechter, besonders die Schamanenfamilien.“ (Radloff.)

An die Ahnenverehrung schließen sich Gebräuche an, die bis zum Kannibalismus hinabreichen. Die Schädelverehrung ist weit verbreitet. Ahnenschädel, an einer an beiden Jochbogen befestigten Schnur um den Hals zu tragen, fand man bei den Andamanen. In den tibetanischen Klöstern gibt es Spendeschalen aus reichvergoldeten Schädeln, Handtrommeln aus schlangenhautbespannten Kinderschädeln (s. Abb., S. 716), Trompeten mit Röhren aus Schenkelknochen. Unter den primitiven Völkern Indiens sind die Spuren des Ahnenkultes und der Verehrung gewisser Naturgegenstände und Naturgewalten oft schwer auseinander zu halten. Auch indischen Völkern wird die Verehrung von Schlangen, die so ungemein häufig wiederkehrt, zugeschrieben; in Schlangengestalt erscheinen den gelben Ureinwohnern Geister, die ihnen Hilfe im Kampfe mit der arischen Invasion leisten. Vielleicht reicht so weit das Schlangendach

zurück, worunter Buddha sitzt. Bei den Tschat wird zwar der Mond als höchster Gott angegeben, zugleich aber heißt es: Sie führten Götzenbilder in menschlicher Gestalt mit sich, auf deren Schultern Adler- und Ochsenköpfe prangten. Von den Gond wird gesagt: Sie opfern dem Fieber und dem Tiger und stellen Steinblöcke ringsum am Fuße eines Riesenbaumes auf und bestreichen sie mit Blut. Dieses Volk, das angeblich tief steht, hält seine Überlieferungen durch eigne heilige Sänger neben seinen Schamanen fest, bei den Festen recitieren sie die alten Gesänge. Auch den Varali wird Tigerdienst zugeschrieben; dabei bestreuen sie aber zeitweilig die Urnengräber ihrer Ahnen mit Blumen und zünden Lichter darauf an.

Bei den Kirgisen wurde früher die junge Ehefrau am Tage nach der Hochzeit in die Sonne geführt, damit sie sie unter einer Decke tiefgebeugt begrüße. Mongolinnen verkaufen keine Milch bei bewölktem Himmel. In Ise, dem Mittelpunkt des Schintokultes der Japaner, wird der Metallspiegel aufbewahrt, der das Emblem der Sonnengöttin ist, und auf dem Hausaltar der Schintobekenner sieht man an der Stelle der zahllosen Bilder und Bildchen der Buddhisten nur einen ovalen Spiegel, mit einer Papierschleife verziert. In engem Zusammenhange damit erscheint das Feuer als ein Mittel gegen böse Geister. Die bei der gebärenden Kirgisin wachenden Weiber achten darauf, daß auf dem Herde das Feuer nicht verlösche — sonst kommt der Teufel, und es geschieht ein Unglück. Ehe dort eine Braut in ihre Jurte eintritt, neigt sie sich vor dem Feuer, wirft als Opfer ein Stück Fleisch und ein Stück Butter hinein und gießt etwas Branntwein hinzu. Der Aino nennt die Sonne seinen besten, das Feuer seinen zweitbesten Gott. Am Neujahrsmorgen wird, ehe es dämmert, in Japan Feuer aus dem Tempel geholt, wo man den urtümlichen Feuerbohrer ehrfurchtsvoll bewahrt; dies schützt, wenn es das ganze Jahr unterhalten wird, das Haus vor Feuersgefahr. Die Tungusen weissagen aus dem im Feuer knisternden Holze. Wenn der Badachschaner bis heute Feuer ohne Not nicht neu entzündet, so mag man darin eine Erinnerung an iranischen Feuerdienst sehen. In anderen Sagen klingt es prometheisch an. So erzählt von einem Felsgipfel des Arbus-Ula die mongolische Sage, es sei der Amboß des großen Schmiedes, den Dschengis-Chan in seinen Diensten gehabt habe. Auf der Erde saß er am Fuß dieses Ambosses und schmiedete mächtige Waffen für den großen Eroberer und riesige Hufeisen für sein Pferd.

Götter in Tiergestalt treten besonders bei den Völkern um den unteren Amur, auf Sachalin, Jeso und Kamtschatka hervor. Der Bärengott der Giljaken, der im Sommer als Bär und im Winter als Giljak lebt, steht nicht allein; bei den Aino wird er mit Fest und Tanz verehrt, sie töten den jungen, von einem Ainoweib aufgesäugten Bären bei ihrem größten Fest unter rühmenden Worten und verehren dann später seinen Schädel. Es spricht für einen einst ausgedehnteren Tierkultus der Vorzeit, daß heute noch gewisse Tiere in der Ainosprache den Namen kamoi („Gott") führen; so heißt der Wolf „der heulende Gott", die Eule „der Göttervogel" ꝛc. Spuren der Verehrung des Wolfes leben noch fort. Der Bärenschädel auf hohem Pfahl in der Mitte der Ainodörfer, die Bedeutung, die die Arier und ihre indischen Nachkommen dem Opfer eines Pferdes beilegten, so daß im Niedergange des Brahmanismus der Glaube entstehen konnte, ein Roßopfer befreie von aller Sünde, das ist ein Widerschein der Tiervergöttlichung. Ist doch bis heute in Persien der Pferdestall sicheres Asyl der Verbrecher. Im Stier Indra, im Löwen Wischnu tritt sie nicht bloß als poetisches Bild hervor. In ihr hat die Ausartung der indischen Glaubensformen ihre tiefste Wurzel, und zugleich läßt sie die ganze Tiefe indischer Naturverehrung erkennen. Heute noch kann man in der Nähe heiliger Orte Hindu sehen, die die über den Weg kriechenden Ameisen füttern. Die zahmen Hirsche, die man nicht töten darf, erhalten in den Tempelgärten Japans von den Wallfahrern oblatenartige, eigens für sie bereitete Brote. Es begegnen uns auch in Asien und selbst in Europa Anklänge an den Tierschädelkult, den

wir bei Malayen, Melanesiern und Indianern antreffen. (Vgl. Bd. I, S. 284, 389, 580 und 652). Auf Höhen Tauriens und am Ural sieht man trophäenartige Opfermale aus den Schädeln und Kinnbacken der Pferde, die Kalmücken errichteten. Sehr merkwürdig sind auch die Verehrung der Büffel bei den indischen Toda und die Gebete, die sie an die Halsglocke ihres schönsten Büffels richten. Wo die Verbildlichung des geistigen Gotteswesens abgelehnt wird, sind diese stier- und hundsköpfigen Gestalten, diese heiligen Affen, Pferde und Krokodile die gebrochenen und zurückgeworfenen Strahlen der Gottessonne.

Heilige Haine und Bäume gab es in Indien wie in China, bei Türken und Germanen. In Korea hat fast jedes Dorf seinen heiligen Baum, und bei den buddhistischen Wallfahrtsorten bilden die gepreßten Blätter heiliger Bäume einen großen Handelsartikel. Dabei geht Heidnisches und Höheres durcheinander. In Tongking wird zwar der heilige Feigenbaum der Baum Buddhas genannt, aber an seinem Fuße werden kleine Altäre zur Beschwichtigung der Kobolde erbaut, die in seinem Schatten hausen. Bis nach Osteuropa hinein hat die Baum- und Waldverehrung der Mongolen heilsam schützend gewirkt. Der Aberglaube der altaischen Bergkalmücken, die kein grünes Holz schlagen, ließ die Wälder am oberen Tscharysch noch vor 100 Jahren wie von einem Förster verwaltet erscheinen, so daß Schangin den russischen Landleuten diesen Aberglauben vor anderen empfehlen mochte. Die schönste Entwickelung hat dieser Dienst der Naturgötter in Ostasien erfahren, wo er in eine poetisch empfindende und künstlerisch darstellende Naturverehrung überleitet. Hohe Berge besitzen dort ihre besonderen Schutzgeister, denen man auf den Gipfeln Opfer bringt. Das häufige Erscheinen eindrucksvoller Berggipfel auf japanischen Bildern hängt damit zusammen. In und um Arado gibt es 14 Berge, deren Namen ein Amyé, „Vorvater", vorgesetzt wird, die kostbare Dinge bergen und von Chinesen, Tibetanern und Mongolen gleichmäßig verehrt werden. Tempelgekrönte Hügel und Berge sind das Ziel unzähliger Wallfahrer, selbst im Winter. Wer in Japan schöne Aussicht genießen will, steige zu den Tempeln empor. Auch in China schauen in die stillen Buchten des klaren, schluchtenreichen, oberen Jantsekiang in der großartigsten Umgebung taoistische Tempel herab. Die heiligen Haine der Schintotempel sind die schönsten und besuchtesten Parke Japans. Wer am Neujahrsmorgen durch ein japanisches Dorf geht, sieht Fichte und Bambus zu beiden Seiten der Thüren; darüber hängen am Strohseil ein Büschel aus Reisstroh, Farnkraut, Orange, Seetang, Kaki, Holzkohle und ein rotgesottener Krebs: alles glückverheißende Dinge in prächtiger Trophäe. In den durch China, Korea und Japan gehenden Blumenfeiern, besonders dem reizenden Chrysanthemum- oder Herbstfest, ist der religiöse Gedanke durch die wahrhaft leidenschaftliche Verehrung schöner Naturerzeugnisse verhüllt. Aber noch sieht man beim Chrysanthemumfest lebenstreu holzgeschnitzte Figuren in Lebensgröße, Figuren des Mythus und der Heldengeschichte, die ganz in lebende Blumen gekleidet sind. Vgl. auch S. 663 u. f.

Verbreitet ist auch bei Asiaten die Furcht, daß eine Mondfinsternis den Mond verschlingen könne; deshalb wird sie mit Lärm und Geschrei vertrieben. Wir finden ganz allgemein den Glauben an die Glücks- und Unglückstage, an die Glückszahlen, am häufigsten die Neun; an die Unreinheit der Wöchnerin, die bei Mohammedanern und Buddhisten durch über ihr aufgestellte heilige Bücher beseitigt wird; wir begegnen der weitverbreiteten Sage von Thälern, die Seen gewesen sind oder wieder zu Seen werden, wie sie unter anderem von dem Hochthal von Kaschmir erzählt wird. Im Auftrag des Kaisers opfert der Amban von Sining in Gegenwart der mongolischen Fürsten den Geistern des Kuku-Nor Schnitzel von Silberpapier, damit es ruhige Fahrt gebe. Ganz so wird dem Meere von den Chinesen geopfert.

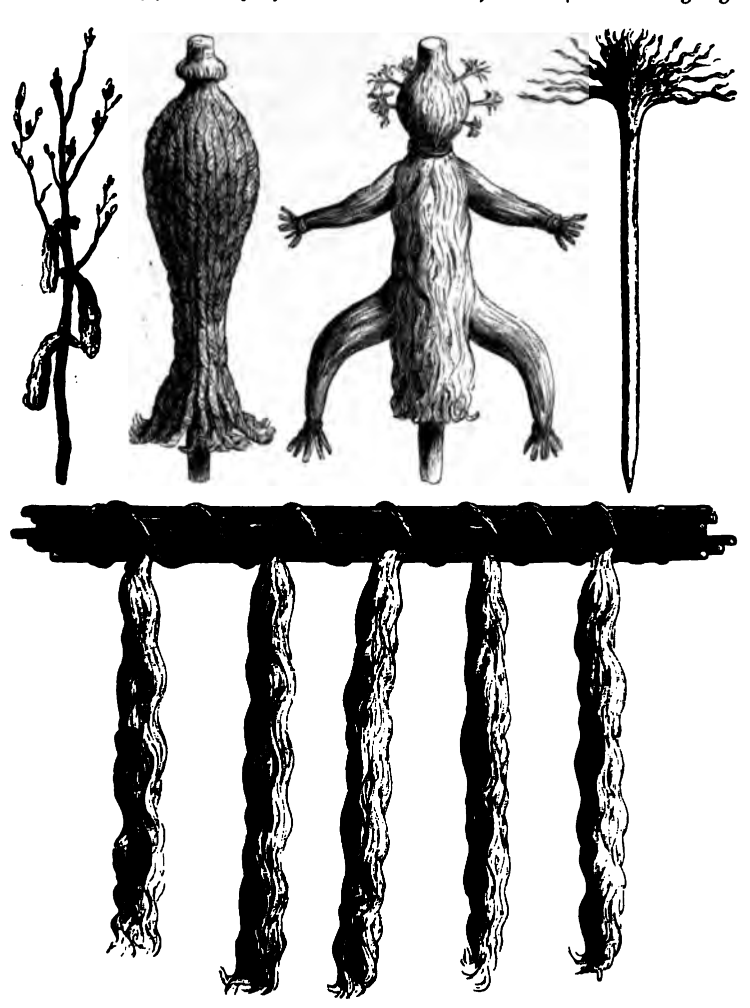
Eine besondere Stelle nimmt das Eisen im Aberglauben zahlreicher Völker Asiens ein. In Indien hängen einige Stämme als Opfer Lanzenspitzen und Pflugscharen an heilige Bäume und

bringen dann wieder diesen Opfer von Früchten des Feldes dar. So handeln außer den Bhil auch die Gond, deren Schamanen sich aus der Körperschaft der Eisenbeilschmiede rekrutieren. Dies sind jene besessenen Zauberkräftigen, die einen von wilden Tieren überfallenen Menschen aufsuchen und verhindern müssen, daß er sich in einen Tiger verwandle. Weit verbreitet, wahrscheinlich über ganz Zentralasien, ist der Glaube an Heilkraft und heilsames Wissen der Schmiede. Meteorsteine werden von feurigen Drachen auf die Erde gespieen.

Die übereinstimmendsten Züge bietet die Kosmogonie. Der höchste, umfassendste Gott, der Schöpfervogel, die Erschaffung der Erde aus dem Meeresboden, der Menschenbaum und die Neuschöpfung durch einen den Menschen näheren Gott: alles finden wir wieder. Bei den Japanern trennen sich Himmel und Erde und Wasser, die wie in einem Ei vor der Entstehung des Männlichen und Weiblichen beisammen gelegen hatten, durch ihre Schwere. Die Inseln schwimmen zuerst wie Fische auf dem Wasser. Nun entsteht aus einem Rohr ein Geist (Kami) und weiter sechs Geister, die im Wasser, im Feuer, Holz, Metall, in der Erde herrschen, während der siebente samt seiner Gattin der Sünde verfällt; in ihnen, Izanogi und Izanami, erkannten die Proselyten des 17. Jahrhunderts gleich Adam und Eva. Den heidnischen Türken des Altai besteht das Weltall aus übereinander liegenden Schichten, deren obere sieben oder neun den Himmel, das Reich des Lichtes, deren untere das Reich der Finsternis bilden; dazwischen liegt die Erde. Über allen ist Tengere Kairakan die mächtigste Gottheit: er ist ohne Ende und ohne Anfang, Erschaffer und Erhalter. Dieser Gott schuf den Menschen vor Himmel und Erde und flog mit ihm durchs Weltall; aber der Mensch empörte sich, stürzte ins Meer, und Tengere Kairakan rettete ihn nur eben noch, indem er einen Felsen emporsteigen ließ. Nun befahl er diesem Menschen, auf dem Grunde des Meeres Erde zu holen; das that er auch. Als er aber wiederum nicht gehorchte, indem er Erde im Munde behielt, die ausgespuckt zu Sümpfen ward, verfluchte ihn der Schöpfer und belegte ihn mit dem Namen Erlik. Nun schuf der Schöpfer einen Baum mit neun Zweigen, und aus jedem Zweige entstand der Urvater eines der neun Völker, die die Erde bewohnen. Erlik aber, der als böser Geist die Menschen zu verführen suchte, wurde in die Unterwelt verbannt, und Gott gab den guten Maitere der Menschheit zum Beschützer. Aus der Zertrümmerung eines Himmels, den Erlik sich errichtet hatte, und der auf die Erde stürzte, sind Berge und Felsen entstanden. Dem Menschen zunächst aber ist die Erde, und der Herr Jo, der am Nabel der Erde, in der Nähe eines hohen Baumes lebt, dessen Krone bis zum Bai-Ulgiän hinaufragt. Der Mensch sucht sein Heil in der Anbetung der Erde und der 17 Naturgötter der Erde auf Bergen, an Quellen, durch die Vermittelung seiner Vorfahren. Die Bösen werden in der Unterwelt in einen Pechkessel geworfen, die Guten leben als Glückselige im Paradiese (Ak). Wir haben einige von diesen Anschauungen schon kennen gelernt (vgl. Bd. I, S. 43, 292 u. 579). Die sieben Weltschichten der Ostjaken, deren fünftunterste die Erde ist, gehören hierher. Vor allen leuchtet der Wohlthäter der Menschen hervor, zugleich der Feuerbringer. Bei den Garo erscheint er als Sohn des obersten Gottes Salgong. Die Erde aber hat bei ihnen, mit Hilfe des Gottes der Unterwelt Hiraman, Nustu geschaffen, und zwar aus selbsterzeugtem Ei. Aus Nustus Leibe sind auch die Ströme entsprungen.

Dem Gemisch von Ahnen- und Naturdienst steht von den historischen Religionen der im Dunkel der mythischen Zeit wurzelnde Schintokultus am nächsten. Als er zur Staatsreligion Japans emporgeschraubt und schon 1877 wieder fallen gelassen worden war, hat man ihn als einen jeden ethischen Gehaltes baren Bilder- und Ahnendienst verächtlich behandeln sehen; hauptsächlich, weil er angeblich dem Herrscher des Inselreiches göttliche Abstammung und Gottgleichheit zuerkennt. Andere haben ihn, weil er reiner von Nebenwerk geblieben sei, als den Protestantismus des Ostens dem Buddhismus gegenübergestellt. Diese Vergleiche hinken. Der Schintokultus

ist der ältere und von buddhistischen Ideen durchsetzt. Das japanische Sprichwort: „Man kann auch zum Kopf einer Sardelle beten: es kommt nur auf den Glauben an", ist doch nicht Ausdruck größter Glaubensinnigkeit. Eine merkwürdige Äußerlichkeit ist das Opfer weißer, an den Rändern vergoldeter, aus Einem Stück Papier geschnittener Streifen, die von den Japanern als Gohei, d. h. kaiserliches Geschenk, bezeichnet und in den Schintotempeln niedergelegt werden, angeblich, damit sich der Geist des Gottes, Kami, darauf niederlasse. Sie kommen auch in Korea vor, wo es Schintogläubige gibt. Wessen Symbol dieses Papier ist, bleibt unklar. Wahrscheinlich schließt sich hier auch die weit getriebene Verehrung an, die die Chinesen dem beschriebenen Papier widmen. Wenn auch die chinesischen Weisen den Preis der Schrift in allen Tönen singen, so ist doch gerade das Papier für sich Gegenstand einer Verehrung, die sogar mit Prozessionen und Opfern verbunden ist. Nach sorgsamer Aufsammlung aller Papierschnitzel in den Häusern werden sie in einem Häuschen vor einem Tempel dem Feuer übergeben. Bei den Aino sind die Anklänge an den Schintoismus selbst in Äußerlichkeiten noch erkennbar. Sie haben nur Einen Tempel, der dem Joschitsane, einem angeblich von Japan nach Jeso geflohenen Heros, geweiht ist. Ahnen- und Naturdienst sind die Grundzüge ihres Glaubens. In jeder Ainohütte sieht man in der dem Hausgott heiligen Nordostecke Goheistäbe (s. obenstehende Abbildung) an die Wand gesteckt. Es sind das 1, 2, 3—4 m lange Stäbe aus einem bestimmten Holze, bald Weide, bald Kornelkirsche, deren oberste Schichten zu schmalen, spiraligen Spänen gehobelt sind und nicht selten eine menschliche Gestalt andeuten. Sie haben dieselbe Bedeutung wie die Papierstreifen der schintoistischen Tempel. Diesen Inabo wohnt etwas Heiliges inne, dem geopfert wird. Die allzu häufigen Sake-Libationen der Aino sind immer zuerst ihnen zugedacht. Man gewinnt den Eindruck, als sei bei den Aino



Heilige Stäbe (Inabos) der Aino. (Nach Zeichnungen des † Herrn v. Siebold in Wien.)

die Ahnenverehrung in dem Kultus der Inabos verschwunden. Die Aino kennen auch die Verehrung des Feuers und sehen etwas Heiliges in Sternen, Bäumen, Bergen, Flüssen. Den Gräbern scheinen sie keine Verehrung zu weihen, sondern scheuen sie ebenso, wie sie das Haus des Verstorbenen auf den Grund niederbrennen. Das mythologisch-kosmogonische Element hat sich aus der alten Religion Japans, die wesentlich auch die Koreas gewesen zu sein scheint, in die Volkssage geflüchtet; den Kultus hat äußerlicher Opferdienst gelockert. Ehe Konfuzius auftrat, verehrten auch die Chinesen ein höheres Wesen, Changti, das mit „Himmel" oder „Gott" übersetzt worden ist. Sie stellten es als das Mächtigere der Erde gegenüber und erkannten die fruchtbare Verbindung beider in Mann und Weib, Tag und Nacht, Herrscher und Volk wieder.

Die der Ahnenverehrung gleichfalls tief ergebene Religion Altägyptens zeigt eine andere Entwickelung. Der Götterkreis der ältesten Denkmäler ist schon weit von ursprünglichen Vorstellungen entfernt. Seine zahlreichen Gestalten verraten eine Anordnung nach einem System, das die Priester nur langsam entwickelt haben konnten. Phtha an der Spitze aller Götter, vor denen er nach Manetho 9000 Jahre lang regierte, der Gott des Anfangs, der Schöpfer, der Ordner, im oberen Ägypten „Ammon"; Ra, die in der Sonne verkörperte, fortschaffende, erhaltende Macht; Neith, die Verbildlichung der schaffenden Naturkraft in weiblicher Form, auch „Mutter der Sonne"; Pacht oder Bast, die Tochter des Sonnengottes Ra; Hathor, die Göttin der Liebeslust und des Gebärens, und neben diesen noch manche mehr lokale Abwandlungen der an die Naturkräfte sich wendenden Verehrung bevölkerten den ägyptischen Himmel. Es gibt Anzeichen, daß Phtha, Ra und Schu als ältere Götter einer Gruppe von jüngeren gegenüberstanden, der vor allen Osiris und Typhon angehörten, die, spezifisch ägyptisch, den Gegensatz des fruchtbaren Nilthales und der Wüste und den Kampf zwischen Schaffen und Zerstören verkörpern. Dies waren die Götter des Volkes. Die älteren, als ob sie fremd wären, wurden nur von den Priestern verstanden, die ihrem eignen Volke zurufen durften, was sie dem Solon sagten, als er in ihre Geheimnisse einzudringen suchte: Ihr seid nur Kinder.

In der Zeit, aus der die ältesten Teile der Hymnen und Gesänge der Veda stammen, war auch die Religion der Arier ein reiner Naturdienst. Sie verehrten den Himmel, die Sonne, den Blitzeschleuderer, das Feuer, den Regen und fürchteten die Nacht, die Dunkelheit, die dem Gewitter vorangeht, die Dürre. Sie nannten ihre guten Götter die Hellen, Leuchtenden (Deva), die bösen aber die Dunkeln. Das Gewitter war ihnen ein Kampf zwischen beiden: der blitzschleudernde Himmelsgott Indra, der dem griechischen Zeus sehr nahe steht, streitet gegen Vritra, den Einhüller oder Verdunkler. In den ersten Lichtstrahlen, die die Morgenröte heraufführen, begrüßten sie das helle Brüderpaar der Açvinen, das auf dreiräderigem Wagen die Welt des Lichtes, der Luft und der Wolken durchzieht. Die Morgenröte selbst ist eine Jungfrau, die als rote Kuh angerufen wird, Lichtgötter sind Brüder und Mitstreiter Indras; unter ihnen ragt der Gott der Sonne und ein Lichtgott, Aryaman, hervor. Im Varuna (Uranos) wölbt über allen sich der Umfassende, das Gewölbe des Himmels. Vorzüglich geehrt war aber der Gott des Feuers, Agni, ein Freund der Menschen. Als Feuer, das die Opfer verzehrt und in seinem Rauch zum Himmel trägt, ist Agni einer der am innigsten Verehrten. Daher ist er auch der Bote zwischen den Menschen und den Göttern, der Mittler zwischen Himmel und Erde. Varuna, der Höchste dieses Götterkreises, ist zugleich der Fernste. Daher erscheint dem Menschen fast ebenso wichtig Indra, der Dämonentöter, Kampfesheld, gewaltige Stier, Allherrscher, der die Berge befestigt, dem Luftkreis Maß gegeben, den Himmel gestützt hat. Ihm werden Brandopfer gebracht, ihm der Somatrank (aus der narkotischen Pflanze Asclepias acida) bereitet. Diese Opfer sollten ihn freuen, aber auch zur Erfüllung seiner großen Aufgaben stark machen. Ursprünglich brachte das Haupt jeder Familie dies Opfer. Mystische Trankopfer, dem Soma

zu vergleichen, werden vielfach noch beim Beginn einer Mahlzeit, eines Festes, einer Weihe, bei der Begrüßung von Gastfreunden der Erde zugegossen; den tieferen Sinn haben sie meist verloren. In Tibet werden Wacholderzweige auf dem Altar verbrannt, und auf ihre Glut wird Milch, Wein und Thee gegossen. Bei wenigen Völkern durchzieht noch der Gedanke des Trankopfers so den ganzen Glauben wie bei den Chewsuren des Kaukasus, wo das heilige Bier, aus Gerste und Hopfen in einsamen Hütten von Dasturen gebraut, die ein Jahr lang die Brauhütte nicht verlassen und weder Weib noch Kind sehen, die heidnische Seite eines mit christlichen und mohammedanischen Elementen versetzten Glaubens darstellt. Bei Bierfesten kreisen die Humpen

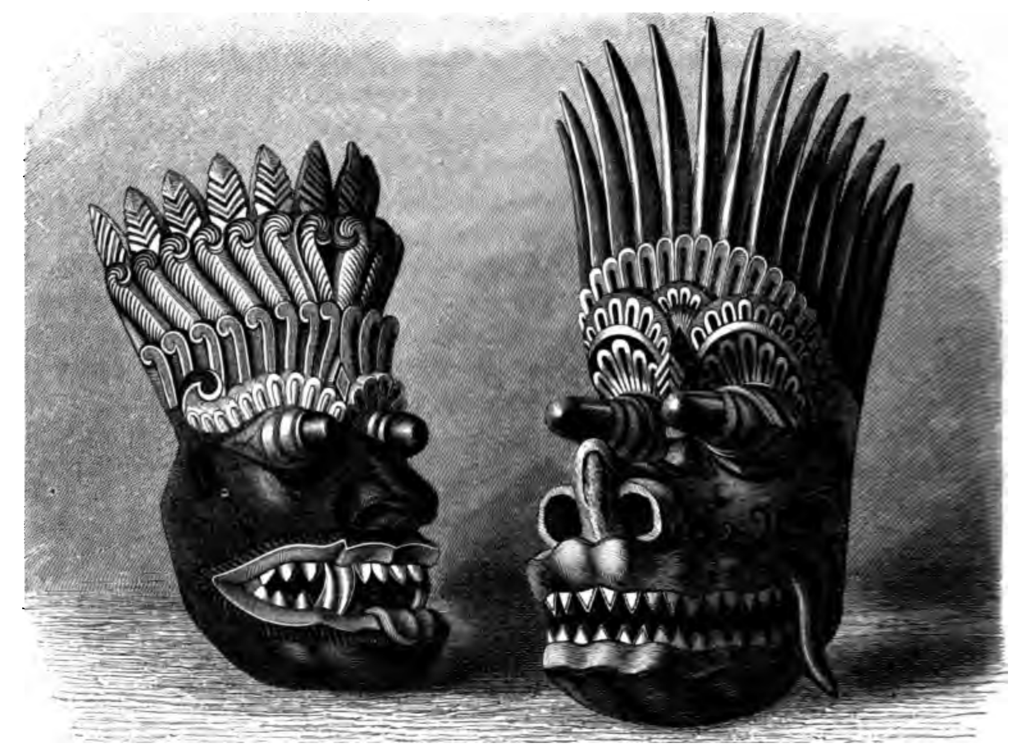


Geräte des brahmanischen Opfer- und Gottesdienstes. (Ethnographisches Museum, München.) Vgl. Text, S. 714.

aus Lindenholz zu Ehren eines Geistes, dem die Bottiche, die kreiselförmigen kupfernen Kessel und das Bier ausschließlich angehören.

Im Laufe der Eroberungszüge der Arier in Nordindien bildete sich eine Priesterkaste aus, die den mythologischen, das Göttliche plastisch vermenschlichenden Zug des alten Glaubens zurückdrängte, indem sie den abstrakten Gebetsherrn, „der die Götter beherrscht, der ihnen Kraft gibt", als Brahmanaspati zum echten Priestergotte machte. Es ist eine Abstraktion, die aus dem Mysterium des Kultus heraus weiter verflüchtigt wurde ins Brahman, das Geistige über allen Göttern, die Weltseele. So waren die Priester in ihren höchsten Gedankenflügen der Eingottheit nahe gekommen, während das Volk immer tiefer in Vielgötterei und Götzendienst versank und nur durch die Systeme der Seelenwanderung dem Brahma wieder genähert wurde. Auch jene ergriffen nicht den Einen Gott in seiner Tiefe, er blieb Gedankending, und als sie endlich die ganze Welt als unentfaltetes Brahma auffaßten, da war die Allgöttlichkeit gewonnen, die rettende Eingöttlichkeit verloren. Man pflegt auch die tropische Natur, worein sich das Volk der kühlen Hochebenen

im indischen Tiefland versetzt sah, für das Überhandnehmen der Vielgötterei verantwortlich zu machen, oder sprach von dem „multiplikativen Sinne" der Indier. Aber wohl mehr Nahrung empfing sie aus dem, was an Gottes- und Götzendienst in diesen Ländern schon vorhanden war. In den Religionen Indiens durchwuchern die niedrigeren Gedanken der vorarischen Völker die Geistesbauten der Arier wie Gestrüpp ein edles Trümmerwerk. Die Tiergestalten der Götter, ihre Vielgestaltigkeit und Ungeheuerlichkeit, der ganze Komplex des blutigen Schiwadienstes mit seinen Menschenopfern, der ganze Ahnen- und Geisterglaube, der Schlangenkult, vielleicht sogar die Wiedergeburten, haben sich emporgerankt. Hier erinnert soviel an die Religionen der Neger,



Hölzerne Kultusmasken der Singhalesen. (Museum für Völkerkunde, Leipzig.) 1/8 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 715.

Ozeanier und Amerikaner, es mutet uns wie ein breites Fundament an, auf dem und aus dessen Bruchstücken sich die einzelnen Religionssysteme aufgebaut haben. Die Massen von Amuletten erinnern an den Fetischdienst. In Tibet und Hinterindien sieht man keinen Menschen ohne Amulett. Besonders Hunds- und Krokodilzähne, verkrüppelte Elefantenzähne und Hauer von Ebern sind brauchbar. Mit der Entstehung des dunkeln Mischlingsvolkes der Hindu, der Ausbildung der Despotie und des Kastensystems in großen Reichen ging die Vervielfältigung der Naturgottheiten der Veda in 33,000 Götter einher. Die Unterscheidung von Rein und Unrein zog zugleich eine scharfe Grenze durch die ganze sinnliche Welt und kam dem Dienst in Äußerlichkeiten mit Speisegeboten und dergleichen entgegen. Ähnlich wirkte ein peinlich ins einzelne ausgedachtes Ritual der Opfer (s. Abbildung, S. 713) und der Gebete, das den Frommen kaum einen Moment sich selbst überließ. In diesen Außendingen fanden sich die Priester und das Volk; im tiefen Inneren klaffte ein um so größerer Unterschied. Dabei wurden und werden bis auf den heutigen Tag die Veda durch mündliche Tradition weitergegeben. Die Manuskripte und neuer-

dings die Drucke sind nur zur Sicherheit da. Im Rigveda sind die Regeln dieses Auswendiglernens niedergelegt, die sorgsam ausgedacht sind. Indem der Schüler acht Jahre lang jeden Tag, die Festtage ausgenommen, also 2496 Tage, lernt, weiß er zuletzt 944,000 Silben auswendig. Im Volksbewußtsein waren aber nur einige Göttergestalten lebendig geblieben, an ihrer Spitze die aus älteren Götter- und Heldengestalten zusammengeschmolzenen Schiwa und Wischnu, jener in den dürren Westgebieten als Regenbringer, dieser im feuchten Gangesthal als Licht- und Sonnengott. Der Brahmaglaube des Volkes stand immer der Vielgötterei, dem Götzendienst sehr nahe. Der Buddhismus kennt auch in verdorbener Gestalt keine Schaustellungen, wie sie in indischen Städten bewirkt werden, selbst wenn man nur mit Erfolg Reisende anbetteln zu können hofft. Trommeln, große eiserne Kasten, auf die mit Metallstäben geschlagen wird, zwei ungeheure Posaunen und gellendes Heulen und Kreischen menschlicher Stimmen kündigen dort das Nahen des Gottes an: ein Götterbild, das vielleicht bloß aus mehreren grob in Holz geschnitzten Köpfen besteht, auf einem mit alten Shawls behängten Palankin, ein Korb mit Blumen und hölzerne Masken (s. Abbildung, S. 714) werden daneben getragen, und Tanzende, Singende, Betende, zum Teil Jammergestalten handwerksmäßiger Büßer, folgen.

Arischen Völkern waren Menschenopfer nicht fremd. Ihre Spuren finden wir auch in Griechenland und Rom, bei Kelten und Germanen. Im heißen, übervölkerten Tiefland Indiens prägten sich harte und grausame Züge aus der alten Götterlehre, die blutige Opfer nicht verschmäht hatte, dem nur scheinbar milden Brahmaglauben ein. Die einheimischen Gebräuche kannten keine Scheu vor Blut. Den Khond werden noch heute Menschenopfer nachgesagt; daß sie noch 1866 bei den Garo vorkamen, ist amtlich bezeugt. Die Schlagintweit haben ein Opfermesser mitgebracht, das einem vergrößerten Büttnermesser zu vergleichen ist: an der Spitze breit, wuchtig und vorn scharf schneidig; am breiten Ende der an 40 cm langen Klinge ist ein Auge eingraviert und gelb eingelegt. Die mit Menschenopfern verknüpften Roßopfer der alten Radschputen haben erst aufgehört, seitdem sich diese Krieger dem Dschainismus in die Arme geworfen haben. Die anglo-indischen Behörden müssen bis auf den heutigen Tag einigen Formen des Menschenopfers entgegentreten. Um den Zorn der Götter zu versöhnen, bringen Gläubige das eigne Haupt zum Opfer dar: 1883 hat sich eine ganze Baniafamilie in Katjawar dem Ganapati geopfert; der älteste Sohn des Hauses schlug zuerst den beiden Eltern, dann seinen vier Brüdern, drei Schwägern und zwei Schwestern die Köpfe ab und sprang dann selbst in einen Brunnen. Das evangelische Missionsmagazin bezeichnete damals derartige Opferungen (Kamalpudscha) als gar nichts Unerhörtes; die ähnliche Sitte Mansami sei bis vor wenigen Jahren in der Radschputana ganz gewöhnlich gewesen. Wenn zwei Männer miteinander stritten und der schwächere sich nicht mehr zu helfen wußte, so drohte er mit dem Mansami: er ging heim und zerschmetterte einem seiner Kinder den Kopf, damit das unschuldig vergossene Blut als ein Fluch auf das Haupt seines Gegners kommen möge. Es gab Brahmanen, die diese Art von Kindermord aus den Schastras verteidigten. Von der Häufigkeit des einfachen Kindesmordes soll hier nicht gesprochen werden. Aber die Opferung der Witwen auf dem Scheiterhaufen ihres Gatten gehört auch zu diesen Gebräuchen (vgl. oben, S. 593).

Der Feuerdienst der Iranier, den wenige zerstreute Reste des alten Perservolkes treu bewahrt haben, hat einerlei Wurzel mit der Verehrung Indras und Agnis bei den Vorfahren der Indier. Allerdings ist im Zendavesta die Überlieferung farbloser und schematischer, es ist Reflexion darüber hingegangen, und ähnlich, wie selbst der jüdische Monotheismus Spuren eines anderen Glaubens aus einer Zeit „auf der anderen Seite des Wassers und in Ägyptenland“ trägt, ist auch die scheinbar einheitliche Offenbarung Zarathustras von Resten älterer Anschauungen nicht

frei. Aber schon in den heiligen Schriften Irans wird das Feuer genau nach seiner Herkunft und seinen Wirkungen klassifiziert. Am heiligsten ist das Feuer der Wolken, der Blitz; aber aus fünfzehn verschiedenen Feuern ist das alle Dämonen tötende, stärkste Feuer zusammenzusetzen. Gepriesen werden die feuergebenden Reibhölzer. Vom Feuer stammt der Priestername im Zendavesta, Athravan. Wenn seit den alten Griechen das Feuer als Gott der Perser bezeichnet wird, so ist dabei nicht an eine Vermenschlichung zu denken, sondern wesentlich ist das Feuer als hilfreiche, machtvolle Kraft verehrungswürdig. Doch mochte es freilich wie ein lebendiger Gott erscheinen, wenn mit dem Worte: „Iß, Herr Feuer" die Opfer ins Feuer gelegt wurden, wenn mit feuchtem Holz das Feuer zu schüren als Sünde galt, wenn die Priester mit verhülltem Munde dem Feuer nahten. Noch heute blasen die Parsen kein Licht aus und bringen selbst bei Feuersbrünsten kein Wasser ins Feuer. Der Feuerdienst war den Göttern der Sonne, des Lichtes, der Göttin der Morgenröte angenehm. Der Lichtgott Mithra, der zehntausend Augen hat, um alles Unrecht zu sehen, ist auch der gute Gott der Wahrheit und Gerechtigkeit. In seinem beständigen Kampf mit den bösen Mächten der Finsternis kündigt sich schon der Gegensatz von Auramazda (Ormuzd) und Ahriman an. Von Steppen umgeben, kargen die Iranier nicht mit dem Lobe des Wassers. Sie bringen den Regen in Verbindung mit den Sternen und preisen vor allen den Sirius als Spender der fruchtbaren Regengüsse; sie verehren eine Göttin des Wassers, die zugleich über Reinheit und Fruchtbarkeit gebietet. Das Soma der Indier brachten die Iranier als Haoma in Form eines Trankopfers der Erde dar. Zarathustra, der wohl um das 14. Jahrhundert vor Christi Geburt den verfallenen und von fremden Elementen durchsetzten und bedrängten Glauben erneuerte, entstammte königlichem Geblüte Baktriens, dem Lande der schärfsten Gegensätze des Fruchtlandes und der Wüste, heilsamer Feuchtigkeit und schädlicher Trocknis, milder und heftiger Naturgewalten. In Licht und Dunkel, Gut und Böse erscheinen diese Gegensätze in der religiösen Vorstellung wieder. Der frühere Lichtglaube erscheint nun wie optimistisch neben der strengen Durchführung des Gegensatzes und Kampfes zwischen Licht und Finsternis, der auf die Erde herabsteigt, um die Ausbreitung des Kulturlandes gegen die Wüste und die stetige Arbeit des Ackerbauers gegenüber dem Raubbau und den Raubzügen der Nomaden gleichsam zu heiligen.



Handtrommel (Damaru) aus zwei Kinderschädeln, Nordtibet. (Nach Rockhill.) Vgl. Text, S. 707.

Eine Priesterschaft, nach außen als Magier bekannt, nahm das Recht in Anspruch, allein die Opfer darzubringen, allein wirksame Gebete an die Höchsten zu richten. Vieles in ihrem

Wesen erinnert an die Schamanen Innerasiens; andres leitet auf den Zusammenhang mit dem prophezeienden, sterndeutenden, zeitbestimmenden, alle Wissenschaft umfassenden Priestertum Babyloniens. Als Mittler zwischen Gott und den Menschen hatten sie Macht und Einfluß, wiewohl sie keine streng erbliche Kaste darstellten. Die im Zendavesta vereinigte Überlieferung zeigt wenig Spuren der Innigkeit der älteren Vedagesänge, viel Abstraktion und Formel. Das Mythologische ist zurückgedrängt. Das Feuer als Sohn Auramazdas, die Erde als seine Tochter und Ähnliches deuten nur noch die Verwandtschaftslinien der alten Götter an. Die Umgebung Auramazdas besteht aus Geistern, deren Namen Abstraktionen sind, wie reine Wahrheit, Vollkommenheit, Unsterblichkeit, endlose Zeit. Die Ahnengeister (Fravashi) erfüllen die Luft, bewachen alles Gute und auch den Himmel gegen die Angriffe der bösen Geister (Daeva). Während jene die lichten Höhen und den warmen Süden bewohnen, kommt das Böse vom Norden. Auch die Tiere zerfallen in gute und böse; an der Spitze der guten steht der Kündiger des Lichtes, der Hahn. Die Opfer sind hauptsächlich Tieropfer. Schwer sind Menschenopfer zu deuten, die verschiedene Zeugnisse mindestens wahrscheinlich machen. Am meisten verehrt waren die rätselhaft aus der Erde hervorbrechenden Flammen, von denen die berühmtesten, die heiligen Feuer von Baku, kürzlich der modernsten Industrie dienstbar gemacht worden sind: der Boden ist ringsumher so kostspielig geworden, daß keine Ansiedelung mehr auf ihm gedeihen kann. Sic transit! Den Griechen schien das für den Glauben der Perser Bezeichnendste das zu sein, daß sie keine Tempel und Götterbilder hatten, und daß der Priester an die Opferstätten die guten Geister wohl rief, nie aber sie abbildete. Die Leichen durften weder das Feuer noch die Erde beflecken, sie sollen in einer mit Steinen ausgekleideten Grube offen, nach der Sonne schauend, den Raubtieren hingelegt werden. Dieses bis in Spitzfindigkeiten ausgearbeitete System hat auf die Dauer ein Volk nicht befriedigen können. Die Geister wurden zu Gespenstern, sie bedrängten den einfachen Sinn, der hilfesuchend nur auf Abstraktionen stieß. Der **Feuerdienst der Parsen**, heute auf wenige Hunderttausend Bekenner eingeschränkt, die einseitigst folgerichtige Ausbildung des Menschheitsgedankens der Sonnen- und Feuerverehrung, gehört nahezu der Geschichte an.

Der Vedaglaube hat sich in Indien auch nach seiner schweren Niederlage durch den Buddhismus lebend erhalten. Der Brahmanismus ist in den engen Kreisen der Priester nicht ganz aufgegangen im Götzendienste vor Wischnu, Siwa und Brahma. Von außen gewinnt man wohl den Eindruck, als ob der Brahmanismus im Kampfe mit dem Buddhismus seine geistigsten Elemente verloren und sich zu den lokalen, vorbrahmanischen Götzendiensten herabgelassen hätte, die in der Tiefe fortvegetiert hatten. Aber ebenso, wie sich in der bis zum Tode strengen Befolgung der Kasten- und Speisegesetze äußerlich der Einfluß des Brahmanismus zu erkennen gibt, läßt die Forterhaltung der Veda in ihrer Stellung als oberste Autorität in Leben und Glauben, hinter denen selbst die Gesetze Manus zurücktreten, ahnen, wie tief der Vedakultus noch immer lebendige Wurzeln treibt. Eine Priesterschaft von Tausenden meist in der Verborgenheit oder klosterweise beisammen lebender Männer, die das Bengali, noch mehr das Englisch, verachtet, nur Sanskrit spricht und schreibt und als erste Pflicht ansieht, aus Tradition den ganzen Rigveda auswendig zu lernen, ist die Trägerin des alten Glaubens. Man zählte 1891 über 200 Millionen Brahmagläubige, die fast durchaus nur in Indien zu finden sind.

Die **Lehre Buddhas**, die um das 6. Jahrhundert vor Christi Geburt aus dem Brahmanismus hervorging, ist zu der von der größten Zahl von Bekennern getragenen Religion der Erde geworden; ihr gehören ganz Ost-, halb Süd- und Innerasien an. Im Gegensatz zu dem in Macht und Reichtum erstarrten System Brahma-Wischnu-Siwa entstanden, hat der Buddhismus zuerst das größte Gewicht auf alles Innerliche gelegt. Die Brahmanen hatten das ganze Leben des Volkes mit den Ritualien, dem Kastenwesen ihrer Religionslehre, gefesselt; und das war zur

Last geworden. Ein Fürst des Ländchens Kapilavastu, ein 623 vor Christi Geburt geborener Sproß des alten Geschlechtes Sakja, wurde vom Unglück der Menschen, um dessen Heilung sich niemand kümmern wollte, in seinem 29. Jahre so tief ergriffen, daß er heimlich das Fürstenschloß verließ und Pferd, Waffen und Schmuck zurücksandte. Nach sechsjährigem Einsiedlerleben, das ihn den Wert der Armut für die Ertötung der Begierden und die Erleuchtung des Geistes hatte kennen lehren, war er aus Sakjamuni Buddha, der Erleuchtete, geworden. Wohl hatten ihm die Brahmanen, von denen manche vor ihm den Weg der Reue gegangen waren, gepredigt, was sie wußten; aber darunter befand sich keine Erklärung des Übels und kein Mittel seiner Linderung. Er durchzog die Lande und predigte, Topf und Bettelstab in der Hand, die vier größten Wahrheiten: das Übel, die Entstehung des Übels, die Vernichtung des Übels und den Weg zu dieser Vernichtung. Seine Lehre war durchdrungen von der Schlechtigkeit der Welt, der Unbeständigkeit alles Seienden, von der Qual des ruhelosen Umtriebes des Weltrades; ihr höchstes Ziel war die Befreiung des Menschen vom Übel. Der Schmerz liegt im Verlangen, man besiegt es, indem man die Seele vom Körper befreit: im Nirwana, dem Nichts, untergehen, heißt sich retten. In bestimmten Worten verlangte Buddha von seinen Jüngern ein Leben der Entsagung, Armut, Keuschheit; in Lumpen gekleidet, geschornen Hauptes, den Betteltopf in der Hand, sollten sie im Lande umherziehen. Nicht alle konnten freilich dem erhabensten Beispiele nachstreben: für



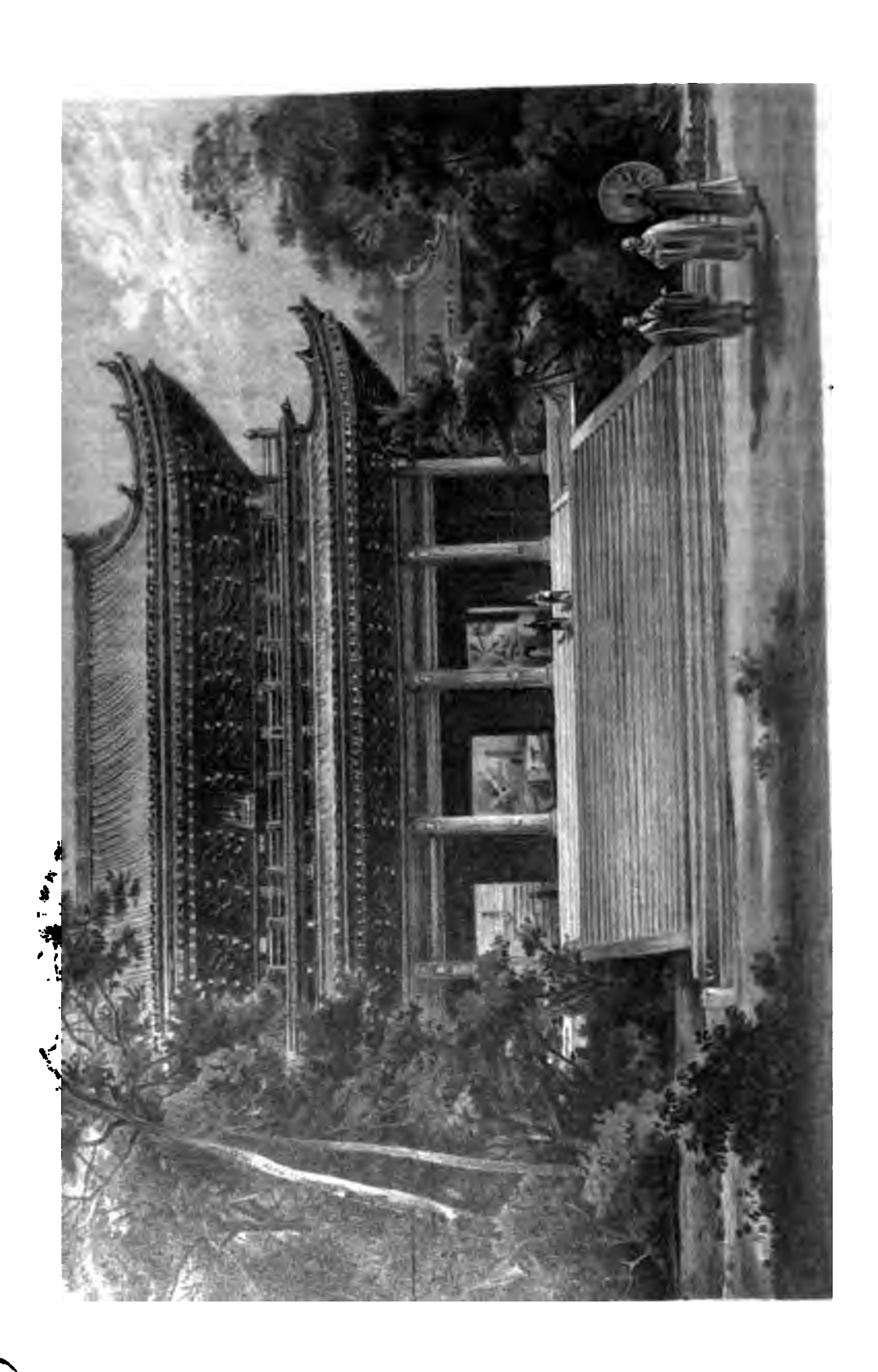
Ein japanischer Priester. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 721 u. 724, und Abbildung, S. 723.

das Volk, um das sich Sakjamuni mit Bewußtsein bemühte, blieb das praktisch verwertbare, wirksame Resultat die durch eine nicht schwierige Askese zu erstrebende Ertötung der Leidenschaften. Und da die ganze Menschheit nur eine Leidensgenossenschaft ist, sollen sie sich untereinander Hilfe leisten, Barmherzigkeit, Geduld üben, nicht gute Werke zeigen, sondern Fehler offenkundig machen. In kurze Formeln gefaßt wie: „Buddhas Lehre ist: Böses zu lassen, Gutes zu thun, die Gedanken zu bezähmen", war dies für das Volk eine klare, einfache, erlösende Morallehre, zugleich die Verheißung der Loslösung aus dem Banne der Kasten, der Reinheitsgesetze, des Rituals. Diese Gabe war so köstlich, daß man gern die alten Götter darangab, für die in Buddhas Nirwana kein Raum mehr war. Schon zu seinen Lebzeiten hatte Buddha im Volk einen Anhang gewonnen, der seine Lehre über alle Verfolgungen triumphieren ließ. Er hinließ ein große Schar von Anhängern, darunter vertraute Jünger, denen er vor seinem Tode gebot, seine Lehren zu sammeln und aller Welt zu verkünden. Er starb um 543 mit den Worten: „Alles ist ohne Dauer." Jenes Gebot an seine Jünger bezeichnet den Anfang einer mächtigen Propaganda; daß aber seine Asche in Gold beigesetzt wurde, lehrt zugleich das rasche Sinken von der Höhe der freiwilligen



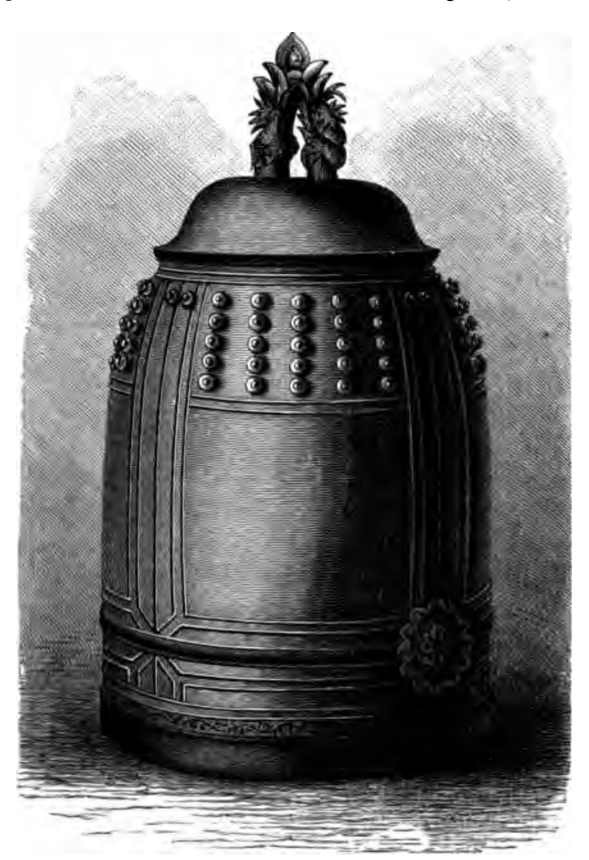
BUDDHISTISCHE TEMPELHALLE IN KIOTO (JAPAN)





Armut. Verfolgungen durch die Brahmadiener und die Staatsgewalten vollendeten das Werk, aus der hohen Lehre des Einzelnen eine für Hunderte von Millionen verschiedenst gearteter Menschen zugängliche Religion zu schaffen. Auch der Buddhismus ist mit all seiner Höhe der Anschauung, seiner Tiefe der Auffassung für die Massen ein Götzendienst geworden. Als sich nach Jahrhunderten der Verfolgung Brahmanentum und Buddhismus auf fremdem Boden vertragen lernten, da zeigte sich, wieviel dieser aus jenem sich genommen. Mit dem 11. Jahrhundert war der Buddhismus vom Boden Indiens weggefegt und hielt sich nur noch in Ceylon, wo er am reinsten geblieben ist; von da aus hat er große Eroberungen in Süd- und Ostasien gemacht.

Der Buddhismus ist nur als eine Entwickelung aus dem Brahmaglauben zu verstehen; die Entwickelung von Tochtersprachen aus dem Sanskrit ist nicht zufällig eine gleichzeitige Erscheinung. Die Veda konnten von einem großen Teile der Bevölkerung leicht aufgegeben werden, weil für sie das Verständnis nur in engen Kreisen gehegt worden war. Aber die Erneuerung des inneren und äußeren Lebens folgte nicht daraus. Man sagt, das 3. Jahrhundert vor Christi Geburt bezeichne für Indien die Grenze des Neuen und Alten in Sprache, Glaube und Kultur. Unter König Asoka von Pataliputra wurde das große buddhistische Konzil gehalten, das den Aufschwung des Buddhismus besiegelte. Aus dieser Zeit stammen die ersten Inschriften in Tochtersprachen des Sanskrit. Der Buddhismus breitete sich nach der Feststellung seiner Lehren weiter aus, aber die indische Kultur war zu alt, um gründlich umgestaltet zu werden. Der Buddhismus hat Tiefen für das Individuum; aber er spornte die Geister nicht an, er schuf die Menschen nicht um, die gewohnt waren, stumm zu gehorchen, dumpf zu brüten, geduldig zu wiederholen. Ohne Zweifel war eine seiner besten Wirkungen in der Geschichte der Mangel des ausschließenden Fanatismus, der es gestattete, daß vielleicht schon zu Beginn unserer Zeitrechnung in Hinterindien Buddhastatuen in brahmanischen Tempeln standen. Wie der allmählich prachtliebend gewordene buddhistische Kult die Künste gepflegt und gehoben hat, ist in Japan deutlich zu erkennen (s. die beigeheftete Tafel „Buddhistische Tempelhalle in Kioto"), und vielleicht ist in der Abwendung von ihm der Grund des Verfalles der Kunst in Korea zu suchen. Man hat Zeugnisse dafür, daß der Buddhismus neben dem Kultus Wischnus und Siwas durch malabarische Könige in Ceylon eingeführt wurde. Im Tempel von Tschapinyu in Barma sieht man Buddhas Bild neben brahmanischen Bildern; das Volk bezeugt allen gleiche Ehrfurcht. Auf dem Boden des alten Khmerlandes, wo Brahma- wie Buddhaglaube herrliche Denkmäler hinterlassen haben, ist heute im


Eine buddhistische Glocke. (Museum für Völkerkunde, Leipzig.)

Volk die praktisch geltende, man kann sagen die eigentliche Religion der Glaube an die Lokalschutzgötter geblieben, die den indischen Pitri entsprechen. Außer diesen haben die buddhistischen Vorstellungen vom Jenseits, verändert, meist vergröbert, weite Geltung erlangt. Außer dem Nirwana, als Paradies, glauben viele an eine Hölle mit sieben Abstufungen und immer schmerzlicheren Strafen. Brahma ist auch der Hüter des Paradieses. Die Lehre von der Seelenwanderung hat sich gleichfalls behauptet. Buddha aber wird verehrt als wirklicher Buddha und als Buddha-Prea-Mittay (Mittreya), die wichtigere Gottheit und zugleich der erwartete Messias. Engelbert Kämpfer schrieb 1690 in Ajuthia: „Die Religion der Siamer ist die Lehre der Brahmanen, die zwar einen und denselben Ursprung hat, doch nach Sprache, Sitten und Auslegungen verschiedener Völker in verschiedene Sekten und Meinungen geteilt ist. Den ersten Lehrer ihrer Religion setzen die Siamer in ihren Tempeln als einen sitzenden, krausköpfigen Mohren, vor Ehrerbietung vergüldet, aus, von ungeheurer Größe.“ Siam ist heute der Sitz einer auf ihre Reinheit stolzen Buddhalehre. Der Kultus des Lingam fand in Hinterindien ebenfalls weite Verbreitung. Das zylindrische, oben abgerundete Symbol Siwas bildet die Krönung von siamesischen Bauten.

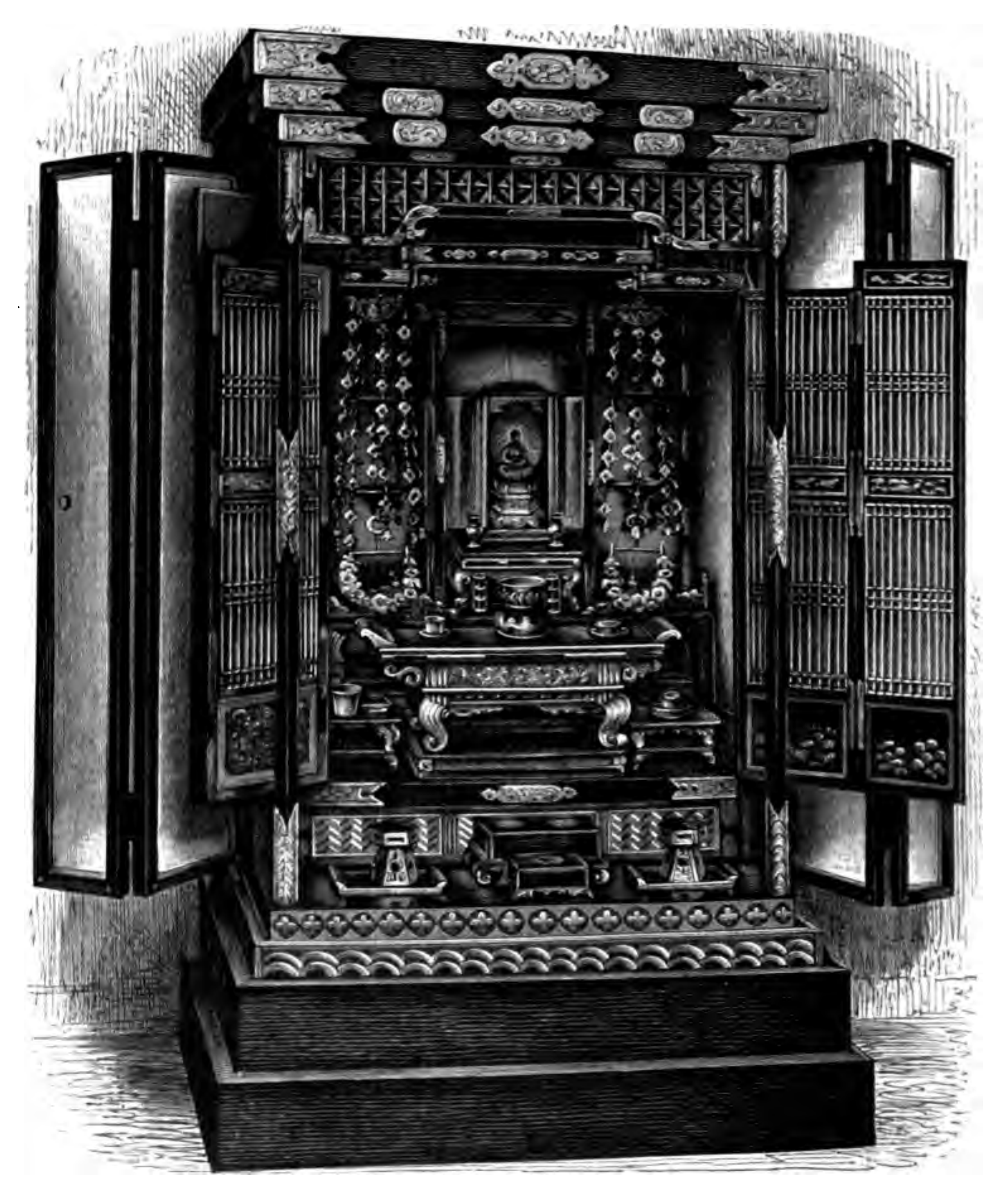
Indien selbst bietet Beispiele von Religionsvermengungen wie kein anderes Land. Wir wissen, daß die Yadeya von Kathiawar und Kutsch im 15. Jahrhundert aus Scindia vertrieben wurden und bei den Radschputen unter der Bedingung Schutz fanden, daß sie den Islam aufgäben; indessen kann der bei ihnen nicht alt gewesen sein. Nun haben sie den Kultus des Wischnu und der vergötterten Philosophen beibehalten, den die alten Dschat hegten; von den Radschputen haben sie aber auch den Kultus der Sonne, des Pferdes und den des Siwa unter dem Sinnbilde des Lingam entlehnt und fahren noch außerdem fort, den Koran zu verehren. Brahmanische Spuren sind wohl am häufigsten in den Religionen der kleineren selbständigen Stämme Indiens. Wenige, wie die Khol, die sogar in die Sudrakaste eingereiht sind, sind äußerlich vollständig diesem Glauben zugethan. Einige Stämme der Gond haben sich dem Dienste Mahadevas zugewandt, während die Mehrzahl in den brahmanischen Priestern Unreine sieht. Die Mhair teilen mit den Bhil den Kultus der Bäume und Steine sowie die Verschmähung der Kasten, mit den Dschat die Ehrfurcht vor den Wischnu-Sagen. Die auf der Grenze zwischen Indien und Tibet wohnenden Aka haben ihren Glauben an ein höchstes Wesen, das Jenseits, ihr Priestertum von dort erhalten, während Tibet ihnen Buddhafiguren liefert, die sie als Hauptgötter aufstellen. Die Schin des oberen Industhales liefern vielleicht einen Beleg für die Entwickelung abweichender Religionsanschauungen aus Kastenvorurteilen. Von Rindern umgeben, verschmähen sie Milch und Butter und brennen nicht wie ihre Nachbarn den Kuhmist. In einzelnen Gegenden verabscheuen sie gleich entschieden alles Geflügel. Die Religion der Dschains, deren Zahl in Indien eine Million weit übersteigt, ist eine dem alten Buddhismus ähnliche Entwickelung aus dem Brahmaglauben, die mehr im Heiligendienst aufgeht. Die Heiligen (Dschina) mit ihren traditionellen Zeichen und Farben erfüllen ihn ganz.

Ceylon hat nach dem Falle des Buddhismus auf dem Festland Indiens eine hervorragende Stelle in der Geschichte des Buddhismus und damit ganz Süd- und Ostasiens eingenommen. Nach dieser Insel kamen die Kaufleute aus Osten und Westen, aus Byzanz und China. Von hier strahlte die Missionsthätigkeit der Buddhisten aus; der hinterindische Buddhismus trägt viele Spuren der Abstammung aus dem Insellande, dessen Heiligtümer bis heute denen Lhassas den Vorrang der Reliquien und Wunderwirkungen streitig machen. Die Fußspur Buddhas auf dem Adamspik, der im Innersten zahlreicher kostbarer Büchsen versteckte Zahn Buddhas und anderes locken jährlich Tausende frommer Wallfahrer an. Die buddhistische Kunst hat in Tempelbauten auf Ceylon mit das Größte und Schönste geleistet, was Indien kennt. In Hinterindien fand der Buddhismus in Kambodscha einen zweiten Ausgangspunkt seiner

Verbreitung. Er hat hier auch in den höheren Klassen nicht den Einfluß der Lehren des Konfuzius wie im Osten der Halbinsel erfahren. Im Norden Indiens nahm das Gebirgsland Tibet den flüchtigen Buddhismus auf. Aber das war nicht mehr der Buddhismus Gautamas. Indem Siwa und sein Dämonengefolge in die Lehre wieder eingeführt wurden, jener als Höllenrichter die furchtbare Seite des Höchsten verkörpernd, gewannen Aberglaube und Zauberei die Überhand. Das war die Macht, womit die Buddhisten den einheimischen Schamanen gegenüber auf das rohe und wilde Volk des „furchtbaren Schneelandes“ wirkten. Die bevorzugte Stellung, die eine höhere Bildung den Ankömmlingen zuwies, und die Konzentration durch die Kämpfe gegen die einheimischen Priester und Fürsten entwickelte allmählich jene Hierarchie, die mit ihren beiden Großlamen, dem Dalai Lama zu Lhassa und dem Pantschenrinpotsche zu Taschilumpo, endlich auch die politische Herrschaft über Tibet errang. Der Buddhismus brachte schon vieles mit, das von außen her zu wirken vermochte; hier empfing er aber jene die Äußerlichkeiten berücksichtigende Ausgestaltung, die ihn fähig machte, in Innerasien das Schamanentum abzulösen. Auch in China hat er neben der Ahnenverehrung sicherlich schamanenartige Priester gefunden, sowie in Kambodscha die Zauberer neben den Priestern Macht behielten. Daß aber „die alte Religion der Chinesen der mongolische Schamanismus“ gewesen sei (Plath), beruht auf einem Mißverständnis des Wesens der Religion. Allerdings hängt das abergläubische Volk an Gauklern und Zauberern, die auf Straßen und Märkten ihre Glieder mit Messern durchstechen und sich andere Qualen anthun; aber Schamanismus ist keine Religion.

Dem Buddhismus sind alle die kindlichen oder rohen Wege des Verkehres mit dem Höchsten, die andere Religionen gehen, selbst in seinen höheren Entwickelungsformen vertraut. Zölibat und Tonsur, Glocken, Rosenkranz und Weihrauch haben schon frühen Beobachtern Vergleiche mit dem Christentum nahegelegt. Christliche Missionare sahen einst in dem tibetanisch-mongolischen Buddhismus eine Afterkirche, ein Werk des Teufels. Der Buddhist wallfahrt unter Bußübungen. Buddhistische Mönche und Nonnen gibt es selbst im geschäftigen Japan zu Hunderttausenden. Seine zahlreichen Sekten erlauben dem Buddhismus, den verschiedensten Bedürfnissen sich anzupassen. In den buddhistischen Tempeln spielen Gottesbilder und Bitt- oder Weihgeschenke: hölzerne Arme, Beine und Herzen, eine große Rolle. Man findet dort auch staubige Zöpfe aufgehängt, deren Träger in Krankheiten den Schmuck des Hauptes darbrachten, und Strohsandalen, die den Beinen ihrer Darbringer Kraft verleihen sollen. Es fehlen auch nicht die Votivbilder, worauf Errettungen aus Lebensgefahr dargestellt sind. Ganz wie bei uns führt der Weg zu einem Wallfahrtstempel im buddhistischen Japan durch Budenreihen, wo Amulette, Rosenkränze, kleine, im Ärmel oder Gürtel zu tragende Götzenbilder, vor allem aber Bilder des fröhlichen Daikoku, des Gottes des Reichtums, des populärsten der japanischen Hausgötter, verkauft werden. Der Buddhismus versteht es vortrefflich, seine Gläubigen in die dämmerige Stimmung eines Halbbewußtseins zu versetzen, das ihrem Glauben förderlich und wohlthuend ist. Der heilige Raum buddhistischer Tempel mit seinen Riesenleuchtern, vergoldeten und silbernen Lotosblumen, seltsamen Lackgeräten, Glocken, Glockenspielen, Gongs und Trommeln, einer Sammlung der tiefsinnigsten Symbole aus allen Fernen, bedeutet für den gebildeten Buddhisten Mystik, während er den einfacheren Betrachter mit heiligen Schauern heimsucht. In dem trüben Weihrauchdunst sieht man die Priester mit den kahl geschorenen Häuptern (s. Abbild., S. 718) in reichen Gewändern geräuschlos über die weichen Matten um den Altar (s. Abbild., S. 722) schreiten. Sie zünden die heiligen Kerzen auf den großen Leuchtern an, indem sie Gebete murmeln und die kleinen ringsum hängenden Glocken berühren. Aus dem Hintergrund schauen goldene Buddhabilder her, deren größtes in Nara bei Osaka 17 m hoch ist. Aus dem großen Kasten, der zur Aufnahme der Opfer der Gläubigen bestimmt ist, tönt fast unaufhörlich bei

Festen das leise Klingen der hineinfallenden Münzen. Verschiedenartig ist da die Weise zu beten; bei den einen besteht das Gebet in einem nachdrücklichen Wiederholen unverstandener Worte in einer fremden Sprache, bei den anderen im Erheben und Aneinanderreiben der Hände, im Auf-



Ein buddhistischer Hausaltar aus Japan. (Ethnographisches Museum, München.) 1/15 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 721.

und Niederbewegen des Kopfes, im Abzählen des Rosenkranzes. Im allgemeinen wird die Verehrung rasch abgemacht. Wenige zeigen Andacht oder werfen sich in inbrünstigem Gebete zu Boden. Die seltsamsten Gebete aber sind Kugeln zerkauten Papieres, worauf Sprüche, Gelübde oder Wünsche aufgeschrieben waren: die werden durch das trennende Gitter an die Figur des Gottes gespuckt. Bleiben sie kleben, ist Erhörung fast sicher.

Die kleinsten Dörfer Hinterindiens umschließen Tempel, und die Hirten Innerasiens führen Tempelzelte mit sich. In diesen Tempeln übernachten die Fremden, denn sie gelten zugleich als Gemeindehäuser. Sehr oft sind sie nichts anderes als große, an drei Seiten offene Schuppen; an der vierten mit Stroh oder Bambus geschlossenen zieht sich eine niedrige Pritsche hin; in der Mitte steht eine kleine hölzerne Hütte mit einigen Schnitzereien; und an allen Vorsprüngen der Hütte hängen Amulette, Gebetsformeln, bunte Bänder. Bei den Labaki hat fast jedes Dorf sein Kloster, in das aus jeder Familie ein Sohn als Lama eintritt. An den Eingängen stehen Gebetzylinder; den Hof schmücken Glocken, Lampen und Flaggen. In den kleinen Pflanzstädten im fernsten Zentralasien bauen die Chinesen kleine buddhistische Tempel, in deren nischenartigen Abteilungen zahlreiche Bilder Buddhas stehen. Davor brennen Kerzen, in der Mitte flammt ewiges Feuer. Die mit Inschriften bedeckten Wände tragen an ihrem oberen Teile sowie an der Decke Bilder, die den Lebenslauf Buddhas, seine Martern, seinen Tod und seine Apotheose illustrieren. Die Schule neben dem Tempel macht mit den langen Bänken und Tischen einen europäischen Eindruck. Größere Orte haben auch größere Tempelanlagen, die ganze Parke und Friedhöfe darstellen. In Bassak, das im ganzen Laos-Lande wegen seines Klosters berühmt ist, ist die Pagode von zahlreichen pyramidenförmigen Gräbern umgeben und von zwei Ringmauern geschützt. In den chinesischen Kolonien in Hinterindien, besonders in Annam, fiel es schon früher auf, daß die chinesischen Tempel reicher und schöner ausgestattet sind als die der Einheimischen, „obgleich sie offenbar denselben Gottheiten gewidmet sind“. Auf dem Altar sieht man eine Unmasse von Buddhabildern aus den verschiedensten Stoffen und von der Größe eines Fingernagels an bis zu 6 m Höhe. Am tempelreichsten aber ist Japan, wo 3000 Buddhatempel noch heute in Kioto von der Macht zeugen, die die buddhistischen Schogune in der Residenz und unter den Augen der dem Schintokulte zugewandten Mikados besaßen. Auch China hat zahllose Tempel in jeder Stadt.



Yu-I, Stab in rotem Lack, nach der Lotosblume geformt; in China und Japan Symbol der Unvergänglichkeit und glückbringende Auszeichnung, besonders von Schintopriestern getragen. (Ethnograph. Museum, München.) 1/4 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 724, und Abbildung, S. 718.

In buddhistischen Ländern bevölkert der Klosterbau in weltfremden Gegenden und das Einsiedlerleben alle Berge und Schluchten mit Heiligtümern. Auf der Wasserscheide zwischen dem Brahmaputra und dem Flusse von Lhassa liegt in mehr als 5000 m Höhe der Tempel von Sama Yu, angeblich von Buddha selbst gebaut, ein Haupttempel mit vergoldeten Bildern und vier Nebentempeln. Bis zur Wolga reicht die Vorliebe für hohe Lage gottesdienstlicher Bauten und der Grabdenkmäler. In Kambodscha schauen von allen Hügeln Tempel oder Statuen herab. „Viele Statuen sind aus dem anstehenden Gestein der Hügelabhänge herausgemeißelt, und Felsklippen sogar sind in Form von Türmen mit gezahnten Abstufungen behauen.“ (Delaporte.) Im Kuku-Nor-Gebirge gibt es eine „Tausend Höhlen“ genannte Stätte, wo von Menschenhand in zwei und drei Stockwerken übereinander, durch Treppen verbunden, eine Unzahl kleiner und großer Höhlen gegraben ist. In einem Tempel am Ende der Höhlenreihe hütet ein buddhistischer Mönch die heilige Stätte. Jede

Höhle ist zuerst ausgegraben und dann mit Lehm ausgefüttert. Die Decke und die Wände sind damenbrettartig mit unzähligen kleinen Götzenbildern besetzt, in einer der größten sitzt ein Buddha von 25 m Höhe mit einem Fuß von 6 m Länge, in anderen befinden sich eiserne Glocken und eigentümliche Trommeln. Aus dem 2600 m hohen Bamianthale werden zwei 35 und 45 m hohe Buddhastatuen beschrieben, die aus anstehendem Fels herausgearbeitet und von vielen künstlichen Höhlen und Nischen umgeben sind. Zu den Spuren der Dunganenaufstände in Zentralasien gehörten Tausende zertrümmerter Buddhastatuen.



Ein Kopfschmuck tibetanischer Lamas, aus gelber Wolle. (Nach Rockhill.)

Durch die Erhebung der Wallfahrt zu einer großen religionspolitischen Institution sind entlegene Orte, wie Ceylon, Lhassa, Urga, wichtige Mittelpunkte für einen großen Teil der asiatischen Welt geworden. Nach Lhassa pilgern alljährlich viele tausend Buddhagläubige so eifrig und segensbedürftig wie die Mohammedaner nach Mekka; im Klosterkomplex von Potala wollen sie des Segens des Dalai Lama teilhaftig werden. Aus den fruchtbaren Niederungen Chinas, aus den unübersehbaren Wüsteneien der Mongolei, aus den wilden Schluchten des Himalaya und des Kuenlün strömen die Pilger zusammen. Sie opfern Hunderttausende, und auch Arme bringen ein Scherflein. Der Palast des Dalai Lama im Norden der tibetanischen Hauptstadt Lhassa zeigt auf einem steinigen Hügel inmitten der versumpften Thalebene Tempel auf Tempel mit Zinnen und Türmen von der Berglehne bis zur Kuppe, wo der vergoldete Palast der großen Gottheit steht. Von hohen Bäumen beschattete Portale führen zu vierhundert Steinstufen. Vor ihnen sammeln sich die Gläubigen in festlichen Gewändern und auf bunt geschmückten Pferden. Hat die Rechte des Dalai Lama segnend auf ihrem Haupte geruht, so kehren sie selig in die Heimat zurück und werden künftighin höchstens nur noch einen wiedergeborenen Buddha geringeren Grades, einen Kutuchta, aufsuchen. Zu dem mächtigen Einfluß dieser Mittelpunkte gehören ihre großen, fernhin wirkenden Priesterschulen. Die Lhassas wird selbst von Ladaki-Jünglingen besucht.

Der buddhistische Priester mit dem kahlen Haupte (in Tibet trägt er einen gelben Helm, den Federhelmen von Hawaii ähnlich [s. obenstehende Abbildung]), in ein einfaches, aber hervorleuchtendes, nach der Sekte rotes oder gelbes Gewand gekleidet, mit dem Stab und der Bettlerschale nach dem Vorbilde Buddhas in der Hand, ist eine eindrucksvolle Erscheinung (s. Abb., S. 718). Die Ehelosigkeit der Priester ist in vielen buddhistischen Ländern Gesetz, in allen gottgefällig. Turner bemerkte auf seiner Reise zum Teschu Lama, daß Nichtverheiratung in Bhutan notwendig sei, um zu hohen Ehren zu gelangen, und fügte folgende für die meisten buddhistischen Länder gültige Bemerkung hinzu: „Die höheren Schichten kennen nur religiöse und politische Pflichten und überlassen die Vermehrung der Bevölkerung dem Bauer, der das Feld pflügt, und dem Handwerker, der von seiner Hände Arbeit lebt.“ Kolonien von Weibern und

Kindern in der Nachbarschaft der tibetanischen Klöster gehören den Laienbrüdern an, die nicht das Gelübde der Keuschheit ablegen. Im letzten Dorfe Hinterindiens, im kleinsten Zeltlager mongolischer Hirten hört man bis tief in die Nacht die gleichen murmelnden Gesänge zu Posaunen und Klangtellern und sieht zu gleichen Stunden die Rauchwolken des Opfers steigen. In den höchsten Gebirgsthälern Tibets qualmen Butterlampen zu Hunderten vor den aus Butter kunstreich modellierten Buddhabildern. Die Priester bilden keine eigentliche Kaste und erben ihre Würde nicht fort. Aber sie treten herdenhaft in jenen Ländern auf, wo jede Familie einen Sohn dem Glauben und dem Zölibat widmet, oder wo, wie bei den Kalmücken, jeder sechzigste dem Glauben dient. In Tibet und der Mongolei veranstaltet der „Klosterpöbel" in Masse Raubzüge oder schädigt, wie in Siam, als Drohnenschar das wirtschaftliche Gedeihen des Landes. Der Buddhismus war einst ungemein missionsthätig; auch heute machen Missionare, als chinesische Kaufleute verkleidet, unter den ostsibirischen Buräten Propaganda.


Ein indischer Fakir. (Nach Photographie.)

Im Baksa und Bakschi der Steppenhirten Innerasiens und Südosteuropas ist der Diener der hohen Ideen des Buddhaglaubens und des Islam dem Schamanen wieder so nahe gerückt, daß der Unterschied oft kaum mehr zu gewahren ist. Er beschränkt sich oft auf ein paar Äußerlichkeiten des Ritus, die jedes höheren Gedankens entkleidet sind. Viel mehr ist er der Diener des Aberglaubens seiner noch tiefer stehenden Genossen. Radloff bezeichnet die kirgisischen Bakschi als reine Taschenspieler, die sich Großes darauf einbilden, an glühendem Eisen zu lecken, sich Messer in den Hals und Nadeln in die Muskeln zu stoßen. Das Höchste, was ein Kalmückenbakschi an Wissen erreicht, ist die Kenntnis des Tibetanischen, in dem er, auf den Fersen hockend, seine Gebete murmelt. Das mechanische Erlernen und Hersagen des „Nom" ist seine Hauptarbeit. Daß selbst der höchste Kalmückenpriester nicht russisch versteht, bezeichnet die Einschließung dieser Kaste in die engen Grenzen des Hergebrachten. Die Mantschjhik, junge Tempeldiener auf der untersten Stufe der lamaitischen Hierarchie, bedienen ihn und arbeiten für ihn. Ist der Bakschi gestorben, so sagen sie von ihm: er ist zu einem Gott geworden, und sein Bild wird nun einem Götterbilde gleich geachtet. Der „Baksa" und „Dargon" als Wunderarzt hat das Erbe des einst mit denselben Mitteln und dem gleichen Erfolg thätigen Schamanen angetreten. Wesentlich darauf beruht sein Ansehen und sein Einfluß. Er muß die „Kobysa", das wunderthätige dreisaitige, mit Roßhaaren bezogene Instrument, das am Rande mit allerlei klingendem Metall behängt ist, spielen und dabei unter Rasen und Wüten leicht in Verzückung geraten können. Er

muß aus den Schulterblättern der Schafe weissagen, wie es schon Wilhelm von Rubruk beschrieb; das geschieht entweder aus frischen oder verkohlten, wobei es darauf ankommt, ihre Furchen oder Risse zu deuten. Daneben muß er auch den nach chinesischem Muster überreichen Arzneischatz kennen. Aber im Glauben seiner Patienten kommt viel mehr darauf an, wie er dem kranken Körper die Arzneien beizubringen weiß, als aus welchen Stoffen sie bestehen. Bezeichnend ist es, daß als Gehilfe des Bakſa der Schmied erscheint, und daß bei den Trauungsfeierlichkeiten jenem die Beobachtung aller der mit dem Feuer zusammenhängenden Bräuche (vgl. oben, S. 708 und 716) obliegt, die als Reste eines älteren Glaubens hervortreten.

Von den großen Nationen des buddhistischen Glaubensgebietes sind die Chinesen die tolerantesten. Auch dies hat sie den Europäern näher kommen lassen. In Siam bequemen sich die Chinesen dem strengsten Buddhismus an, gehen selbst in Klöster, was ihrem Thätigkeitstriebe gar nicht zusagt; und im Indischen Archipel sieht man sie zum Bau mohammedanischer Tempel beisteuern und ihr Hospital in Batavia Christen, Juden und Mohammedanern öffnen. Trotz ihres abschreckenden Äußeren sind die chinesischen Götter oder Götzen am leichtesten zu behandeln. Denn der Chinese schätzt die praktischen Vorteile seines Glaubens; seine Religion ist großenteils die Kunst, friedlich, glücklich und nützlich zu leben. Die Mongolen sind ebendarum fanatischer, weil sie hiervon weniger haben; der Geist des großen Akbar, der in Indien alle Religionen unparteiisch verglich, ist bei ihnen wenigstens nicht lebendig geblieben. Die Missionsversuche im mongolisch-chinesischen Grenzgebiet haben die Erfahrung gemacht, daß die Mongolen zäher an ihrem buddhistischen Glauben hängen als die Chinesen. Gehören doch die Steppenhirten zu den wunder- und abergläubigsten der Menschen. Wenn das bevorzugte Gespräch des Mongolen jederzeit das Vieh und die Weide ist, so bildet den zweiten Hauptgegenstand der Priester, seine Medizin und die Art und Weise ihrer Verwendung, hauptsächlich die beschwörenden Geheimsprüche, Zaubermittel; zunächst allerdings mehr im Interesse der Vieh- als der Menschenkrankheiten. Darin unterscheiden sich Mongolen und Türken gar nicht.

Konfuzius' Lehre wird in China von allen gelehrten Männern des Landes bekannt, aber viele von ihnen befolgen praktisch einen Buddhismus, der gleich dem philosophischen Taoismus in einen wilden Götzendienst ausartet. Japan ließ lange Zeit Buddha, Konfuzius und die zahllosen Kami ruhig nebeneinander verehren. Im östlichen Hinterindien ist, wie in China, der aus dem Buddhismus hervorgegangene Götzendienst der Glaube des niederen Volkes, der Weiber, der Unwissenden, während sich Höherstehende und Gebildete auf Konfuzius berufen. China heuchelt aus politischen Gründen eine offizielle Hochschätzung alles Buddhistischen und hat einem Buddhabild in einem Tempel Pekings den Rang eines der ersten Buddhabilder Asiens beizulegen gewußt. Kanghi ließ dafür die Hauptwerke der chinesischen Klassiker ins Mongolische übersetzen und unter seinen mongolisch redenden Unterthanen verbreiten. Die chinesische Regierung legt eine wahrhaft erstaunliche amtliche Zärtlichkeit für die Religion der Mongolen an den Tag. Sie hat die Route genau festgesetzt, auf der sie sich in Lhassa ein neues geistliches Oberhaupt holen, wenn ihr Kutuchta-Gygen gestorben ist, und schützt die Karawane: man weiß in Peking, daß die Mongolen ruhig sind, wenn der Kutuchta ruhig ist, und ist sehr besorgt, daß sie nicht ohne geistiges Haupt bleiben. Wichtiger noch ist es, daß sich China auch in der Wahl des Dalai Lama zu Lhassa längst einen Einfluß gesichert hat, wie ihn im Konklave auf die Dauer nie eine Macht besaß. Mit einer durch die Entfernung kaum geschwächten Kraft hält es daran fest, den gleichen Einfluß, den es durch den Besitz der heiligsten der mongolischen Städte auf die innerasiatischen Nomaden besitzt, durch eine ähnliche „moralische“ Oberherrschaft in Lhassa auf die Tibetaner zu erstrecken. Da die Tibetaner ebenso abergläubisch wie arm sind und nicht bloß vor jedem Kloster mit abgenommenem Hute gehen, sondern sogar auf den Knieen vorbeirutschen, ist er nicht schwer zu erwerben. Dem

Tibetaner sind religiöse Dinge der liebste Gesprächsstoff. Der Glaube füllt seine innere Welt ganz aus. Die räuberischen Jograi der tibetanischen Berge sind bei aller thatsächlichen Sündhaftigkeit ihres gewaltthätigen und rücksichtslosen Treibens peinlich in der Ausübung äußerlicher religiöser Vorschriften, und beständig hört man sie ihre buddhistischen Gebete hermurmeln. Seltsamerweise erkennen sie dabei nicht die politische Stellung des Dalai Lama an. Im hinterindischen Gebiet ist jetzt Siam die Pflanzstätte buddhistischen Glaubenseifers. Jeder Sohn einer angesehenen Familie muß ein Jahr in einem Kloster zubringen; auch Königskinder werden Mönche oder Nonnen, und der König sorgt fromm für das Wohlbefinden der zahlreichen Klöster.

Japan ist uns zwar ein jungbuddhistisches Land, wenn wir erwägen, daß der Buddhaglaube hier erst im 6. Jahrhundert n. Chr. (in Korea im 4.) auftrat; aber er hat sich nirgends so weit von seiner ursprünglichen Gestalt entfernt. Der Japaner, der den Schintoglauben nur als Ahnenverehrung und die Lehre des Konfuzius nur als philosophische Morallehre auffaßt, kann mit beiden eine fast überzeugte Buddhaverehrung verbinden. Er ist des politischen Fanatismus fähig, während der Einfluß von drei gleichwertigen Bekenntnissen seine religiöse Innigkeit zersetzt hat. Der moderne Japaner gibt sich dem Europäer gern als Atheist zu erkennen. Daneben haben die teils aus Indien übertragenen, teils heimischen Sekten nirgends so gewuchert. Zwischen dem philosophischen Buddhismus einiger wenigen höheren Priester und litterarisch höchstgebildeter Gelehrten und zwischen dem Buddhismus der Masse liegt in Japan eine ebenso tiefe Kluft, wie in Indien zwischen dem erhabenen Brahmaglauben und dem Siwadienst. Der vulgäre Buddhismus verehrt eine Menge von Götzenbildern und Amuletten in Kultusformen, die bei einigen Sekten durch ihre Pracht berücken, bei anderen durch ihre erkünstelte Einfachheit fesseln. Endlich kam noch die künstliche Pflege des Buddhismus nach den Christenverfolgungen hinzu; dadurch wurde er Staatsreligion der Schogune und ihres Anhanges, denen Mönchsorden, einige, den Templern vergleichbar, mit den Waffen, andere als Beaufsichtiger des Volkes und der Gegner, politisch dienten.

Das Christentum ist an vielen Punkten Süd- und Ostasiens eingedrungen, hat aber nirgends im Ringen mit den alten, tief im Leben der Völker und Staaten eingewurzelten Religionen breiten Raum gewonnen. Mit ungeheuern Opfern schienen die Jesuiten erst in Japan, dann in China die Herrscher und herrschenden Klassen gewonnen zu haben, scheiterten aber beide Male kurz vor dem Ziel. Seitdem ist in den vom Mittelpunkt am weitesten entlegenen südlichen und westlichen Provinzen Chinas die Propaganda unabhängig thätig gewesen. Franzosen und Spanier haben im benachbarten Tongking und Annam mit verhältnismäßigem Erfolg gearbeitet, so daß wir im südlichen China und nördlichen Hinterindien etwa 2 Millionen Christen annehmen dürfen. Selbst in Kuldscha fand Ujfalvy ein kleines römisch-katholisches Gotteshaus für 70 christliche Chinesen, die in Westchina bekehrt worden waren.

Von den acht Elementen der Buddhisten: Erde, Feuer, Wasser, Luft, Pflanze (Baum), Eisen, Berg, Himmel, können die fünf ersten zur Heimat der Leiche werden. Die Begräbnisweisen sind demgemäß verschieden, und in Indien und Hinterindien treten viele Anklänge an malayische und polynesische auf. Das „frische" Begräbnis geschieht bei den Toda gleich nach dem Tode in einem Baumstamm; dann erst findet die Verbrennung des Leichnams und nach einem Jahre die trockene Beisetzung der Asche unter Büffelopfern statt, denen der Sinn zu Grunde liegt, daß den Toten seine Lieblinge begleiten. Bei den Khassia wird der Leichnam in einen hohlen Baumstamm gelegt, durch Übergießen mit Honig bis zum Ende der Regenschauer vor Verwesung bewahrt und dann verbrannt. Auch die Murmi verbrennen den Leichnam und bestatten dann die Asche feierlich in einem Kruge. Ähnlich verfahren die Varali Vorderindiens, die an einem Tage des Jahres die Stelle, wo die Asche ruht, mit Blumen bedecken und dort kleine Lichter anzünden. In Tong-

king kommen die aus den Gräbern gesammelten Knochen in kleine Thonsärge, mit runden Löchern an den Seiten. Verbrennung des Leichnams ist in Indien überhaupt sehr weit verbreitet und war es, wie alte Urnengräber beweisen, auch früher schon. Ihr huldigen auch die Darden im Grenzgebiet; sie kommt auch in Tibet vor, wo übrigens vielfach die Leichen einfach ins Feld geworfen werden. Die „Türme des Schweigens“ bei Bombay sind ja auch nichts als riesige Gerüste, auf denen die Leichen der Parsen der Sonne und den Geiern ausgesetzt werden, bis die entfleischten Knochen in die Tiefe rollen. Über indische Dolmen vgl. oben, S. 572. Einen anderen Anklang an alteuropäische Begräbnisstätten sieht man in Klümpchen von Thon, von der Größe einer Walnuß bis zu der einer Arzneipille, die sich massenhaft in den Gräbern von Kurg finden. Laos und Kha begraben ihre Toten oder setzen sie, bloß mit Rinde bedeckt, aus; die Waffen des Abgeschiedenen und seine Geräte werden an einer Stange zu seinen Häupten befestigt und ein kleines Totenhäuschen in der Nähe errichtet. Das Wasserbegräbnis, besonders in dem heiligen Ganges, scheint Strengerdenkenden in Indien immer noch das wünschenswerteste zu sein. 1880 starb in Ava die Gattin eines barmanischen Fürsten, die sich rühmte, von alten Königen Indiens abzustammen. Sterbend ließ sie sich von ihrem Gatten versprechen, daß er ihre Asche dem Ganges überliefern werde. Aus dem Goldgeschmeide der Fürstin wurde eine Urne angefertigt und nach der feierlichen Verbrennung die Asche der Verstorbenen hineingeschüttet. Vier Brahmanen reisten dann damit nach der heiligen Stadt Benares und warfen unter Zeremonien die Asche in den Ganges. Dann wurde die Urne mit Wasser des heiligen Flußes gefüllt nach Ava zurückgebracht und vom trauernden Gatten einem Tempel gespendet. Im März 1881 fand in Bangkok die feierliche Verbrennung der im Juni des vorigen Jahres mit ihrer einzigen Tochter bei einer Flußfahrt ertrunkenen Lieblingsgattin des Königs statt. Die in Sandelholzsärgen ruhenden Leichen wurden von Priestern und Hofbeamten in einen besonders erbauten hölzernen Palast übertragen und hier auf einen Scheiterhaufen aus wohlriechenden Holzarten gestellt. Die Königin war in europäische, ihre Tochter in einheimische Gewänder gehüllt; beiden waren ihre kostbarsten Schmucksachen angelegt worden. Während der Nacht hielten Offiziere und Hofdiener mit brennenden Fackeln Wache in dem Leichenhause. Am Morgen wurden zwei mit Wasser aus dem heiligen Gangesstrom gefüllte Eimer aus Silber auf den Scheiterhaufen gestellt, vor dem die Priester einige Totengebete verrichteten. Hierauf trat der König mit seinen Brüdern und Ministern in das Gebäude, sprach ein kurzes Gebet vor dem Scheiterhaufen, nahm von den teuern Toten Abschied und steckte sodann mit einer Fackel den Scheiterhaufen in Brand. Nachdem nun alles den Palast verlassen hatte, wurde er an den vier Ecken von Hofbedienten angezündet und mit seinem kostbaren Inhalt bis auf den Boden niedergebrannt.

Die Japaner beerdigen in geschlossenen Kirchhöfen, Chinesen und Koreaner auf ihren Ackerfeldern und häufen ein kegelförmiges Grab 1—2 m hoch auf, 10 m hoch über dem Grabe eines Kaisers. Wohlhabendere bauen weit sichtbare, schneeweiß getünchte Grüfte, die mit Mauern und Zypressenhainen umgeben sind. Das chinesische Begräbnis entfaltet bei Höherstehenden eine uns unverständliche Farbenpracht (besonders Scharlach), in Sargdecken, Inschriftentafeln mit den Titeln des Toten und seiner Vorfahren, Laternen, rauschender Musik, die die Totenklagen übertönt. Selbst mit dem Sarg wird Luxus getrieben: er wird aus seltenen Hölzern, in Südchina aus dem wohlriechenden Holz der Anisoptera sepulcrorum hergestellt. Beim niederen Volk sind die Begräbniszeremonien sehr einfach: vier Träger tragen den Sarg, dem die weißgekleidete Witwe in einem Schubkarren folgt. Einst wurden mit einem Kaiser 150 Anzüge fürs Jenseits begraben; die gewöhnliche Grabmitgabe ist eine Kupfermünze. Die grausame Sitte, mit den Leichen der Großen einen Teil ihres Gefolges zu begraben, die noch bei der Beerdigung der ersten Mandschukaiserin 30 Menschen das Leben kostete, wurde von Kanghi

abgestellt. In Japan soll sie schon im Beginn unserer Zeitrechnung verlassen worden sein. Sicher ist es ein Rest davon, wenn in China noch heute „Fußend-Sklaven" in Gestalt von Papierpuppen ins Grab gelegt werden.

In Ägypten hatte der Ahnenkult in der unvergleichlichen Sorge für die Wohnungen der Toten und für die Ausstattung der Leichen mit dem zum Eingang ins Jenseits Notwendigen, sogar mit Schriften, die ihre Würdigkeit vor Gott beweisen sollen, einen Zug von erstarrendem Formalismus angenommen. Nie hat ein Volk sein eignes Leben so innig mit dem der Jenseitigen verschwistert; zog es auch nicht selbst allen Nutzen der Vergeistigung daraus, so ist es doch schon wichtig, daß dieser tiefe Gedanke hier mit einer Innigkeit festgehalten wurde, die ihn für die Menschheit unverlierbar machte. Überhaupt, um wieviel haben die Ägypter gerade durch ihre einseitigen, auf Erhaltung gerichteten und endlich erstarrenden Bestrebungen die Menschheit bereichert! Die Ägypter sollen im Bau der Grabkammern ihre aus Sykomoren und Palmen erbauten Holzhütten nachgeahmt haben, so daß in Wahrheit die Wohnungen der Toten denen der Lebenden glichen, nur daß sie dauerhafter waren. Die Sitte der Steingräber geht durch ganz Nordafrika (vgl. S. 457) so weit wie die hamitischen Dialekte; wir begegnen aber besonders in Kleinasien den steinernen Wohnungen der Toten, die wie kleinere Wohnhäuser oder selbst Paläste, doch haltbarer, aufgebaut sind, und Steinkammern treten in Indien und Japan wieder auf. Wie weit sich sonst die asiatischen Völker von der sorgfältigen Aufbewahrung der Leiche entfernt haben, die im ägyptischen Kulturkreis eine Kette der merkwürdigsten Gebräuche ausgesponnen hatte, die Grundgedanken liegen doch nicht so weit voneinander. In der Anbetung der heimgegangenen Seele tritt uns derselbe hochgesteigerte Ahnenkultus entgegen, von dessen weiter Verbreitung in Asien wir Beispiele gegeben haben. Wie nahe verwandt die Seelenvorstellungen der Ostasiaten selbst denen der Malayen und Polynesier sind, zeigen vor allem noch so manche Gebräuche bei der Beerdigung. Die Totenfeier der Koreaner beginnt mit dem Zurückrufen der entflohenen Seele; man lockt sie, indem man ihr ein Kleid des Verstorbenen entgegenflattern läßt. Der Leichnam wird in einen Reiseanzug gekleidet und die Hände gegen die Kälte mit Tüchern umwunden. Weib, Kinder und Sklaven trauern drei Jahre um den gestorbenen Hausvater. Zur Trauer gehört die Verhüllung des Gesichts durch einen zwischen zwei Bambusstäbchen ausgespannten Zeugstreifen.

Von der Würde, womit Ägypten seine Toten umgab, sind am weitesten die Völker des Islam abgekommen. Man beerdigt rasch, ohne viel Vorbereitung; die Friedhöfe sind nicht ummauert, Verkehrswege führen kreuz und quer darüber hin, und in einem Lande voll alter Denkmäler, wie Persien, ist es selten geworden, daß ein neues Denkmal von Dauer und edlerer Gestalt über einem Grab aufgerichtet wird. Die Sorge läuft in diesen Ländern darauf hinaus, das Haupt der Leiche nach Mekka oder nach Kerbelah zu kehren.

D. Die Westasiaten und Europäer.

26. Die Kaukasusvölker.

„Eine eigne Welt, die in ihrer Gesamtheit überblickt werden will, wenn sie im einzelnen verstanden werden soll."

Karl Neumann.

Inhalt: Geschichtliche Stellung des armenisch-kaukasischen Gebietes. — Angebliche Völkerreste. — Wirkungen der Abschließung. — Altertümliche Sitten und Gebräuche. — Die Hauptgruppen: Armenier. Kurden. Grusiner. Tscherkessen. Tschetschenzen. Lesghier. Osseten. — Zerstreute Völkersplitter und Kolonien. — Trachten. — Wirtschaftliches. — Politisches.

Das schwer wegsame Hochgebirge zwischen dem Schwarzen Meer und dem Kaspischen See war schon im Altertum Sitz zahlreicher Völker. Hier drängten sich Völker zusammen, die auf dem schmalen, nicht überall ergiebigen Boden nicht ruhig sitzen konnten. Ein- und Auswanderungen spielten bis in die letzten Kämpfe der Russen eine große Rolle. Zwangsansiedelungen haben öfters unbotmäßige Stämme gebändigt und gebrochen. Die Alten schon führten den Ursprung der Kolchier auf eine ägyptische Zwangskolonie zurück. Armenische und grusinische Kolonien wurden in größerer Zahl von den persischen Herrschern auf persischen Boden verpflanzt; seit Schah Abbas gibt es in dem Bezirk Feridan 17 armenische Dörfer. Ebenso sind Tscherkessen nach Bessarabien versetzt worden und finden sich in allen Kosakenlinien in größerer Zahl. Über den pontisch-kaspischen Isthmus zogen Völker hin und wieder, es war dies eins der Thore von Europa und von Asien, und in dem kaukasischen Berglande, zu dessen beiden Seiten die Wege hinführten, blieben Reste in Einschränkung und Abgeschlossenheit sitzen. So lebten die Osseten eingeengt zwischen Grusinern und Kabardinern, vollständig von den tiefern Thälern und den Wegen nach der Ebene abgeschlossen. Vieles in ihren Sitten und Gebräuchen erklärt sich dadurch. Neben ihnen wohnen andere, in deren Mitte sich aus der Ebene Zurückweichende eingedrängt hatten. Wo der Gegensatz der Naturausstattung so groß ist wie hier, wo sich nur wenige Tagereisen entfernt von der Kumasteppe, „ohne Zweifel der ödesten Gegend von ganz Europa" (K. Koch), die fruchtbare Vorbergregion des Beschtau aufthut, war es nicht fraglich, nach welcher Seite drängende Scharen sich ausweichen mochten.

Viel Altertümliches und auch viel Rohes hat sich in dieser Gebirgseinsamkeit lebend erhalten. Selbst an die Steinzeit Erinnerndes wird hervorgehoben, so beschweren die armenischen Kurden das Joch junger Stiere mit einem zwölfpfündigen, durchbohrten Steine, um den Mutwillen der Tiere zu brechen. Die verzweigten Erdhöhlen, worin Xenophon die Karduchen fand, dienen noch heute kurdischen und tatarischen Hirten und selbst einem Teil der armenischen Landbauer zur Winterbehausung. Auf der rauhen armenischen Hochebene erklärt dies Murmeltierwohnen der Mangel an Brennmaterial, nicht aber im mittleren Thale des Kur am Rande

stattlicher Wälder und in der Nähe festungsartiger Dörfer, wo an jedes Haus ein kugelsicherer Steinturm angebaut ist. Die Armenier in Nidsch und Sultan-Nucha überlassen das gebärende Weib sich selbst; ja bei den mohammedanischen Grusinern im Bezirk Sakataly, die man Ingiloizen nennt, wird die Arme, wenn die Wehen herannahen, aus den bewohnten Räumen als „unrein" fortgejagt; sie muß irgend einen Stall oder eine Scheune aufsuchen, hier muß sie ohne jegliche fremde Hilfe das Kind zur Welt bringen, und erst nach 5—7 Tagen darf sie in ihre Familie zurückkehren und ihren häuslichen Obliegenheiten nachgehen. Das Chewsurenweib gebiert sogar in einer Hütte außerhalb des Dorfes ohne alle Hilfe und mußte früher einen vollen Monat darin verbleiben, während sich der Vater sieben Wochen aller Festlichkeiten enthielt. Das Säugen der Kinder bis ins dritte Jahr ist im Kaukasus gar nicht selten. Die Sklavenstellung des Eheweibes kann kaum irgendwo schärfer ausgesprochen sein als bei Osseten, Lesghiern und Chewsuren. Es trägt im Winter die Holzbündel von der äußersten Baumgrenze ins Hochthal herab und thut alle Arbeit außer dem Pflügen und der Heumahd. Man spricht davon, daß das lange Kriegsleben die Männer von der Arbeit entwöhnt habe; doch diese niedrige Stellung des Weibes ist zu allgemein, um so zufällig entstanden zu sein. Die Chewsuren geben mit Vorliebe noch immer ihren Kindern Namen, die an die altheidnische Vergangenheit anklingen, wie Wolf, Löwe, Panther, Bär für Knaben, Sönnchen, Sonnenmädchen, Rose für Mädchen. Öffentliche Liebkosungen der Kinder sind verpönt. Ehebündnisse werden in der Wiege geschlossen, der Brautkauf ist allgemein. Brautraub wird zum Scheine der eigentlichen Eheschließung vorausgeführt. Ursprünglich scheint die Einehe gegolten zu haben; daneben waren Kebsweiber erlaubt, deren Kinder als Halbsklaven im Hause verblieben. Die Familiengemeinde der kaukasischen Iberer fiel den Römern auf, und die der Grusiner umschließt manchmal 100 Glieder in einem Hofe. Die Heiligung der Gastfreundschaft kann nicht übertroffen werden. Wen der Tscherkesse als Gastfreund aufgenommen hat, dem sind auch Sicherheit und Leben gewährleistet. Droht ihm Gefahr, so gibt ihm die Frau des Wirtes Milch von ihrer Brust zu trinken, wodurch er als ihr rechtmäßiger Sohn anerkannt wird, und seine neuen Brüder haben nun die Pflicht, ihn mit ihrem Leben gegen seine Feinde zu verteidigen und sein Blut an ihnen zu rächen. Der Gastfreund geht nur dann seiner Rechte verlustig, wenn er, dasselbe Dorf besuchend, bei einem anderen einkehrt. Er macht dadurch den ersten Gastfreund zu seinem bittersten Feinde. Blutrache ist allgemein für Verbrechen, die nicht mit Kühen abgekauft werden können. In Swanetien ist dem Verbrecher die Kirche unverletzliches Asyl. Die Chewsuren tragen den Sterbenden ins Freie, damit er dort seinen Geist aufgebe. Früher setzten sie ihn in sitzender Stellung, gewaffnet, die Pfeife daneben, auf den Steinbänken des oberirdischen Leichenhauses bei; jetzt bettet man die Leichname in Steingräber. Die ossetischen Leichenmahle werden jeden Samstag ein volles Jahr hindurch fortgesetzt und sind mit Spielen und Wettkämpfen verbunden, ähnlich bei den Chewsuren. Man sieht, der Kaukasus ist nicht bloß in linguistischer Beziehung ein Land ethnographischer Trümmer und Reste.

Sind auch nicht alle Kaukasier in dem ausgesprochenen Sinne **Mischvölker** wie die Swanen, die auf Flüchtlinge grusinischen Stammes zurückführen, oder die Chewsuren, „ein Mischvolk, das sich im Laufe der Jahrhunderte aus den Nachbarpopulationen in den Verstecken des Hochgebirges bildete" (**Radde**), so kann doch in einem Lande des Durchzuges und der Zusammendrängung und einem Asyllande nicht von reinen Rassen gesprochen werden. In der vorrussischen Zeit fanden zahlreiche Kreuzungen im abchasischen Tieflande zwischen aus der Türkei zuziehenden und sich flüchtenden Türken, Arabern, selbst Negern und einheimischen Frauen statt. Die tiefern Schichten der Tscherkessen haben sich mit den ihnen unterworfenen Tataren stark gemischt. Als ein „Völkergetrümmer" hat schon **Karl Koch** die nordkubanischen Natochuadschen geschildert. Er hat gerade in dieser beständigen Bluterneuerung die Ursache jener körperlichen Vorzüge

gesehen, die Massudi ein Loblied auf die Cirkassierinnen anstimmen ließ und Blumenbach veranlaßte, den Kaukasier als Typus der weißen Rasse aufzustellen. Als die verhältnismäßig am reinsten erhaltenen und zugleich die ältesten Nordkaukasier wurden vor der Unterwerfung die Kabardiner bezeichnet, bei denen, ebenso wie in den besseren Klassen der Tscherkessen, auf die Reinheit des Blutes, vielleicht nicht ohne den gemeinen Hintergedanken des Marktwertes wohlgezüchteter Sklavinnen, streng geachtet ward.



Eine Kurdin. (Nach Photographie.)

Die Armenier (s. Abbildung, S. 738) erinnern im Äußeren stark an die Juden: heller von Haut als die Perser, dunkel von Haar, das aber auch braun und in der Jugend blond gefunden wird, mit scharf gebogenen Nasen, die gleich den Lippen eine Neigung zum Fleischigen zeigen, und ausgesprochenem Hange zur Fettleibigkeit. Viele Armenier könnte man auch als helle und fette Nordperser bezeichnen. Dieses Volk, das nach Zahl, Fähigkeiten und Vergangenheit vor anderen berufen schien, eine große Rolle in dem Gärungskampfe der orientalischen Frage zu spielen, hielt sich lange so ruhig, daß man zweifeln konnte, ob sich je aus seiner jüdischen Schmiegsamkeit wieder einmal ein starker Entschluß entwickeln werde. In ihrer politischen Abhängigkeit und sprachlichen Isolierung, die sie zwingt, andere Sprachen zu lernen, sind sie das Bindeglied zwischen Türken und Griechen geworden. Keines der Völker des weiten türkischen Reiches hat sich in solchem Maße den Türken genähert. Die Armenier haben ihren Teil, aber auch ihren Gewinn an der Erhaltung des türkischen Reiches in Asien und Europa.

Weit stehen dagegen von ihnen die Kurden (s. obenstehende Abbild.) ab, von denen Polak sagt, sie seien in der Farbe des Auges, der Haut und der Haare so wenig von „den nordischen, besonders deutschen Rassen“ verschieden, daß man sie leicht für Deutsche nehmen könnte. Gegen diese Rassenverwandtschaft spricht nicht der Ruf der Ehrlichkeit und Tapferkeit, dessen sich die

Kurden trotz ihrer räuberischen Neigungen da erfreuen, wo man sie zur Arbeit oder zum Waffenhandwerke zwingen konnte. In Persien vertraut der Schah den Schutz seiner Sicherheit kurdischen Offizieren lieber als allen anderen an. Auch die Treue gegen ihren erblichen Wali, die weder Türken noch Perser wankend machen konnten, wird mit Lob verzeichnet. Der Kurde wandert mit Vorliebe mit seinen Herden und bewohnt im Winter Erdhöhlen wie die Karduchen Xenophons. Wo Kurden mit Armeniern zusammentreffen, entsteht der Gegensatz des Nomaden und Ansässigen, des Hirten und Ackerbauers, des Bedrückers und des Unterdrückten; daher gehört zu den fressenden Wunden der asiatischen Türkei der Anspruch, den die Kurden auf einen Teil des Landes und des Sachbesitzes der Armenier erheben, und trotzdem diese steuernde Unterthanen der Pforte sind, auch durchsetzen. Sie sind ein viel gemischtes Volk von vorwiegend iranischem Typus, das mit den Afghanen verglichen wird, aber nicht einheitlichem. Die östlichen Kurden dürften türkische Zumischung in höherem Maße als die westlichen empfangen haben. „Ackerbauer aus Bedürfnis, Krieger aus Neigung. Der Araber hat mehr vom Dieb, der Kurde vom Krieger" (v. Moltke); ein kraftvolles, gewaltthätiges, in Stammesfehden und Blutrache verwildernbes Volk. Da sie nicht den Kinderverkauf üben wie die Kaukasier, vermehren sie sich rasch; daher ihre Ausbreitung über die Länder der Armenier und Perser. Ihre Frauen nehmen eine freiere Stellung ein als die der Perser und Türken. Der größte Freund und der schönste Schmuck des Kurden ist aber das damaszierte Gewehr. Im Islam stehen sie auf der semitischen Seite, also gegen die Perser, haben aber nestorianische und jakobitische Gebräuche angenommen.

Die Syrier und Mesopotamier sind Mischvölker geworden, da sich überall, wo das Land Steppe ist, die Beduinen eingedrängt haben, während in den Gebieten der Ansässigkeit das alte Syrervolk, das dem aramäischen Zweige der Semiten angehörte, nur noch in Resten vorhanden ist. Araber, Türken, Juden, in neuester Zeit auch Tscherkessen sind an seine Stelle getreten. Die Grundlage des Volkes ist aber semitisch geblieben. In den Städten kommen Griechen, spanische Juden und jene undefinierbaren Levantiner europäischer, halbeuropäischer, zehnteleuropäischer Abkunft oder Mischung hinzu, die sich selbst lieber Katholiken nennen. Tiefer als Rassenunterschiede gehen, wie überall im Orient, die Glaubensunterschiede. Den altchristlichen, spät erst der römischen Kirche angeschlossenen Maroniten des Libanon stehen die Drusen mit einem Glauben gegenüber, der auf mohammedanischer Grundlage christliche und zoroastrische Elemente umschließt. Nach heftigen Kämpfen mit den Maroniten ist ein großer Teil von ihnen in den letzten Jahrzehnten in den Hauran übergesiedelt. Eine besondere Stellung nehmen auch die Ansarieh (Nasairi) Syriens ein, deren Zeugnis vor Gericht, als von Verworfenen, Christen und Mohammedaner nicht anerkennen. Angeblich deformieren sie ihre Schädel.

Die Georgier oder Grusiner entsprechen von allen am meisten dem Idealbild von Kaukasusvölkern: hohe, kräftige Gestalten, hellhäutig, braun- oder schwarzhaarig, dunkel- oder grauäugig, die Physiognomie kräftig, durch breite, niedere Stirn, etwas stark vorspringende Nase und breites Gesicht. Kropf und Kretinismus entstellen die Bevölkerung vieler Thäler, in den höheren Gebirgsregionen ist der Schlag im ganzen besser als im Tieflande. Natürlich ist nicht jede Gestalt in Schönheit getaucht. Es gibt tatarische Mischungen entschiedenster Ausprägung, und mancher hat sich von den kaukasischen „Schönheiten" ebenso enttäuscht gefühlt wie vom kolchischen Wein. Es gibt Gegenden mit schönen und minder schönen Menschen. Artwin ist reich daran, arm das umgebende armenische Land, auch die Gegend von Tiflis. Gerade die Grusiner, deren geschichtliche Bedeutung schon länger der Vergangenheit angehört, haben durch ihre Töchter fortgesetzt rassenveredelnd auf Nachbarvölker eingewirkt. Grusinerinnen sind zahlreich und einflußreich in allen Harems des Ostens vertreten, ihr Blut fließt in den Adern türkischer, ägyptischer, persischer, tatarischer Großen, und in neuerer Zeit verheirateten sie sich häufig

mit Russen. Der grusinische Charakter hat einen trägen und sinnlichen Zug, der sie nicht nur den Europäern gegenüber immer mehr zurückgedrängt hat. Vorzüglich haben es die Armenier verstanden, die einst großen Vermögen der Grusiner an sich zu ziehen, und heute geben in Georgiens alter Hauptstadt Tiflis nicht die Grusiner, sondern die Armenier, die 40 Prozent der Bevölkerung ausmachen, den Ton an.

Außer den Mingreliern sind auch die im alten kolchischen Gebiete wohnenden Lasen und die nördlich von den Mingreliern zwischen diesen und den Abschasen wohnenden Swanen oder Swaneten sprachlich näher mit den Grusinern verwandt. Die bis vor einem Menschenalter unabhängigen 12,000 „freien Swanen" an den Quellen der Jnger auf der Südseite des Gebirges sind eines der kräftigsten Völker des Kaukasus, das durchaus nur Dörfer von kastellartigen Häusern mit hohen Verteidigungstürmen bewohnt. Von Südosten scheinen Imerethier, von Westen Mingrelier eingewandert zu sein; beiden ist aber die swanische Sprache, die sich in der Gebirgsabgeschlossenheit entwickelte, fast unverständlich geworden. Trotz Blutrache und häufiger Dorffehden sind sie ein fleißiger, die vier Wachstumsmonate ihrer Hochthäler rege ausnutzender Menschenschlag. Dem Ursprunge nach sind ihnen nahe verwandt die weiter östlich im großen Kaukasus sitzenden Tuschinen, Pschawen und Chewsuren, gleichfalls kleine, vorwiegend wohl durch flüchtige Grusiner entstandene Mischvölker, die nördlich von Tiflis im Flußgebiete der Jora und in der mittel- und hochalpinen Region leben. Arm, kräftig, einfach, ganz altertümlich in Sitten und Gewohnheiten bilden sie höchst eigenartige Völkerexistenzen. Ihre Religion (vgl. auch oben, S. 713) deutet ihre Schicksale an. Sie ist ebenso wie die der Swanen und Osseten ein höchst bunt und fadenscheinig gewordenes Christentum, in dem trotz der verstümmelten Kirchengebete seiner „Dekanosse" der Islam seine Ideen bunt mit denen des Christentums gekreuzt hat. Außerdem wird an Opferaltären und in heiligen Hainen Naturdienst getrieben. Bei den Swanen gilt vor allen die Königin Thamar als Heilige. Ihre Kirchen sind kleine Kapellen, unscheinbar neben den Kolossen der Turmhäuser.

Eine solche Sprach- und innigere Sittenverwandtschaft wie im südlichen Kaukasien findet sich nicht bei den Nordkaukasiern. Sie zerfallen in mehrere Sprachgruppen und haben auch mehr Abänderungen durch die sie umgebenden Völker erfahren. Mindestens drei Gruppen lassen sich hier unterscheiden. Wir haben zunächst die Tscherkessen, in der Westhälfte des Kaukasusgebietes und darüber hinaus von der Grenze Mingreliens bis nahe zur Meerenge von Kertsch. Körperlich nähern sich diese Völker am meisten den Georgiern, mit deren Töchtern die der Tscherkessen, die bekannten Cirkassierinnen, um den Preis der Schönheit streiten. Unter ihren einzelnen Stämmen hebt man Unterschiede hervor, die darauf hinauslaufen, daß einzelne Gruppen, wie die Abchasen, denen starke grusinische Beimischung zugeschrieben wird, brauner von Haut, schwarzhaariger und hagerer sind, während die im nördlichen Vorlande des Kaukasus nomadisierenden kubanischen Tscherkessen unregelmäßiger von Gesicht und unscheinbarer von Gestalt sind. Aber auch die Fürstengeschlechter der Tscherkessen und Kabardiner sollen dunkler von Haut und Haaren als die Mehrzahl ihrer Unterthanen sein, was sie selbst, als Islamiten, arabischer Abstammung stolz zuzuschreiben lieben. Der Charakter des Tscherkessen zeichnet sich durch edlere Züge vor dem seiner östlichen Nachbarn, besonders der Kisten und Lesghier, aus. Manches Tatarische aber greift aus der Steppe in den Nordkaukasus herüber, so in der Bauweise die Nachahmung der Filzjurten oder, wo ständige Wohnweise beliebt wird, die Aufrichtung der Sakla, der aus Flechtwerk, das mit Lehm beworfen wird, und vier Pfählen bestehenden flachdachigen Hütte, und des ihr entsprechenden Wartturmes aus beworfenem Geflechte. Tiefer im Gebirge baut man fester. Die Tscherkessen sind in allen ihren Abzweigungen Mohammedaner und liefern besonders dort, wo sie unter grusinische Bevölkerungen eingewandert sind, manche Beispiele für

die Regel, daß im Kaukasus der Mohammedaner fleißiger sei als der Christ. Sie zerfallen in die zwei großen Gruppen der Adighe, denen die eigentlichen Tscherkessen und Kabardiner angehören, und der Asega und Abchasen; große Teile von beiden sind seit dem letzten russisch-türkischen Kriege nach der Türkei übergesiedelt.

Die Tschetschenzen (russischer Name), die von den Georgiern Kisten genannt werden und sich selbst Nachtschuri und Nachtsche, d. h. Volk, nennen, wohnen, etwa 140,000 an der Zahl, östlich von den Kabardinern und der großen Militärstraße. Kurz versteht man unter Tschetschnia die ganze Länderstrecke zwischen Aksai, Terek und jenen letzten Terrassen des kaukasischen Hauptgebirges, die man als die Berge der kleinen Tschetschnia bezeichnet. Die Tschetschenzen sind aus dem Gebirge in ihre Sitze hinausgewandert und drängten die türkischen Kumüken nach Osten; aber einige ihrer Geschlechter zogen sich in den Kämpfen mit den Russen, die die Tschetschenzen mit am zähesten unterhielten, wieder in das Gebirge zurück. Sie sind ein Volk von „Usden", Freien, das keine Fürsten kennt, sondern in den Geschlechtern, die noch immer den Namen des einst im Gebirge innegehabten Dorfes tragen, sich selbst regiert. Traditionen, Sitten und Gebräuche deuten an, daß sie einst Christen gewesen sind. Der Islam ist zum vollen Durchbruch erst am Ende des vorigen Jahrhunderts gelangt. Die Tschetschenzen galten stets als eins der kriegerischsten, aber auch wildesten und grausamsten Völker des Kaukasus.

Die Osseten nehmen in der Zahl von gegen 111,000 die höchsten bewohnten Gebiete im Kaukasus um den Kasbek herum ein. Ihre Sprache weist sie der persisch-armenischen Verwandtschaft, die Geschichte den einst christlichen Stämmen des Kaukasus zu. Der Islam hat zwar ihren Zusammenhang mit anderen Christenvölkern gelockert, aber nicht vermocht, sich selbst einzubürgern, sondern es ist bei ihnen eine ganz eigne Religion entstanden. Sie kennt keinen besonderen Priesterstand, sondern Erb- oder Wahlpriester, die genau genommen nur Vorsteher der Volkstempel waren und Dekanossen oder Paparen heißen. Die Osseten verehren noch immer als „Mady Mairam" die Jungfrau Maria; aber sie versetzen sie auf die Höhen und in die Höhlen der Berge, wo auch die Schutzgeister des Dorfes in Türmen und Häusern, die höher als das Dorf liegen, ihre Verehrungsstätten besitzen. In ihnen übernimmt die Rolle des Opferpriesters der Älteste der Gemeinde; er allein hat das Recht, in die enge Thür des Tempels zu treten, wohin die Opfer gebracht werden. Der Tempel ist klein, niedrig, dunkel, ohne Fenster und ohne jegliche Ausschmückung; im Inneren steht ein steinerner Opferaltar, besetzt mit einigen Gläsern Bier und verschiedenen Amuletten. Diese Schutzgeister der Dörfer scheinen mehr Verehrung zu empfangen als alle anderen Heiligen, an die die Osseten sich wenden, wie Elias und Nikolaus, und neben ihnen Schutzheilige aller Jagdtiere, von denen der Ossete immer erst die Erlaubnis zum Schießen sich erbittet, wenn er auf die Jagd gehen will. Es gibt auch Schutzheilige lebloser Dinge, und am Ende gibt es keinen Gegenstand im Leben der Osseten, der nicht seinen „Gott" oder seinen „Heiligen" hätte. Die ossetischen Zauberer und Wahrsager wie die Personen, die die Zeremonien bei der Eheschließung und Bestattung leiten, wenden sich mit ihren Bitten und Beschwörungen zu Heiligen ohne Zahl; zum „Heiligen des Spinngewebes", zum „Heiligen der Haare und Nägel", zum „Heiligen der Gräser und der Winde", zum „Heiligen der Käfer, der Würmer und der Schlangen". Jeder Schritt ist von Zauber und Beschwörung umgeben, der Zauberer ist der eigentliche Priester. Ihm sind die meisten der Lieder bekannt, die eine eigne Mythologie umschließen, indem sie von einem früher den Kaukasus bewohnenden riesenhaften Heldenvolke der Narten singen. Die Thaten der Nartenfürsten, aus denen die prometheische Gestalt Batras' oder Batiraes' hervorragt, erinnern an jene, deren Ruhm die persische Heldensage verkündet. Auch manches andere in den Sitten und Gebräuchen der Osseten weist nach außen und weit rückwärts. Unorientalisch sitzen sie auf Bänken und Stühlen. Die Versammlung der Hausväter des Dorfes spricht Urteile,

einst auch Todesurteile, der Hausvater aber hat sie an den Seinigen zu vollstrecken. Familienzusammenhang und Gastfreundschaft stehen dem Osseten hoch; vor dem Schmause mit seinen Freunden spricht er Weiheworte, den Becher in der einen, das Fleisch in der anderen Hand. Der Ossete besitzt ursprünglich weder Schrift noch Zahlen, seine Rechnung macht er am Kerbholze.

Die östliche Völkergruppe des Nordkaukasus umfaßt die Bewohner **Lesghiens** oder Daghestans, kleine Völker von etwa 400,000 Seelen, die mehrere verschiedene Sprachen reden und durch die Nachbarn weit zurückgedrängt sind. Ein Teil bildet nach Rasse und Lebensweise den Übergang zu den Tataren des angrenzenden Tieflandes; mit Rinder- und Schafherden weidend, wohnen sie, wie ihre Vorgänger zur Römerzeit, die **Albaner**, in Filzjurten, die zum Unterschiede von denen der Tataren gestreckte Form haben, oder in Holzhäuschen, die aus einzelnen Teilen zusammengestellt sind, um von Weideplatz zu Weideplatz transportiert werden zu können. Schon der Name deutet auf Mischung. Das Zentrum von Daghestan wird von sogenannten Avaren bewohnt. Avar ist türkischen Ursprungs und bedeutet Räuber. Diese Völker tragen aber keine Gemeinnamen, sondern sie nennen sich nach dem Hauptdorfe jedes Stammes. Auch der Name Lesghier soll Räuber bedeuten. Die ackerbauenden Kumüken oder Kasi-Kumüken dieses Gebietes haben mit dem gleichnamigen Türkenstamme nördlich vom Terek nichts als den ohne alle Berechtigung ihnen beigelegten Namen gemein. Starke persische Einflüsse machen sich hier geltend. Die Bauweise des flachdachigen, breit umwallten Steinhauses, die sorgsame Ausstattung des Inneren entfernen sich schon weit von tscherkessischer Einfachheit. Das strenge schiitische Bekenntnis stempelt die Lesghier zu ausgesprocheneren Mohammedanern als ihre westlichen Nachbarn, verhindert aber nicht, daß ihre Beiramfeier manche Züge der russischen Ostern angenommen hat.

Die vorhin genannten **Avaren von Daghestan** sind nicht von türkischem Typus, sie sind der Rasse nach Kaukasier, und ihre Sprache steht in der östlichen kaukasischen Sprachgruppe neben der der Tschetschenzen. Sie haben also nichts zu thun mit den Hunnen, die nach Mitteleuropa vordrangen. Wohl aber scheint es Punkte zu geben, auf die sich der Nachweis ihrer Verwandtschaft mit den Avaren, die später nach Europa zogen, stützen könnte. Tradition und Sprache deuten nördlichen Ursprung und die Herkunft aus einem ebenen Lande, nach **Khanikoff** sogar einstigen nomadischen Zustand an. Erinnert man sich, daß die Avaren einen Alanenstamm mit sich fortgerissen haben sollen, und daß die Alanen mit den Osseten zusammengebracht werden, und endlich, daß in der Osseten Gebiete Schädel gefunden worden sind, die in der Art der Avarenschädel deformiert wurden, so scheint sich auch die Verbreitung der sogenannten Avarenschädel hier und in Osteuropa zu erklären.

In den **Trachten** kaukasischer Völker herrscht im Norden tatarischer Einfluß vor, auch im Gebrauche des Filzes zu Kleidungsstücken, wie des ärmellosen Filzmantels Burkas, im Süden armenischer und persischer. Auch die religiöse Sonderung macht sich im Kleiderwesen geltend. Die Weiber der schiitischen Lesghier tragen die langen faltenreichen Beinkleider, den anliegenden Rock bis zum Knie, beide in grellen Farben, blaues Hemd, niedriges fesartiges Käppchen, doch ist die Verschleierung des Gesichtes bei ihnen wie bei ihren mohammedanischen Schwestern im Kaukasus nur ausnahmsweise zu finden. Armenierinnen und Georgierinnen tragen dagegen lange Kleider. Das von den Männern gemiedene Weiß ziehen die Frauen vor und tragen rote Käppchen, die die Männer verschmähen. Dagegen bemühen sich, besonders bei den gefallsüchtigen Kabardinern, beide Geschlechter um eine möglichst schlanke Taille. Es dürfte selten wie hier die weibliche Tracht durch den Einfluß der Baumwollen- und Seidenwaren so viel rascher ihre Originalität verloren haben als die männliche. Die eigentümlichen Kopf- und Gürtelschmucke blieben in vielen Teilen Daghestans allein übrig. Die Männer sind einheitlicher gekleidet. Der über die



OST- UND NORDEUROPÄISCHE VÖLKERTYPEN.

1. 2. Georgier – 3. Ossete – 4. Albanier – 5. Isländerin – 6 Russin (Gouvernement Rjäsan) – 7. Rumänin – 8. 9. Polen (Radom)

(1-4, 6, 8, 9 nach Pauly, Les peuples de la Russie; 5 nach Burton, Ultima Thule; 7 nach Photographie)

[illegible] sind nicht allgemein [illegible]
der Kopfbedeckung, [illegible]
Mohammedaner [illegible]
[illegible] Trachten sind [illegible]
[illegible] Völkern [illegible]
Die erste Waffe im [illegible]



OST- UND NORDEUROPÄISCHE VÖLKERTYPEN.

Kniee reichende, anschließende Rock (Tschocha), der gewöhnlich gegürtet wird, und dessen graue Farbe durch Pelzbesatz gehoben zu werden pflegt, die halbkugelförmige Tuch- oder phantastisch hohe Kegelpelzmütze, deren Variationen in Höhe, Form und Zottigkeit einen Schluß auf den mehr oder minder herausfordernden Charakter ihres Trägers machen lassen, die mit Geschmack in Mustern gestrickten oder gar mit Goldfäden durchwobenen Socken, endlich der lederne Schnabelpantoffel von persischer Form finden sich im Norden und Süden des Gebirges. Abweichungen im einzelnen sind natürlich nicht ausgeschlossen. Sitten wie die der Swanen, Kreuze auf ihre Gewänder zu nähen, besonders an solchen Stellen, wo ein Stich oder ein Schuß durchgegangen, sind nicht allgemein. Die Ausstattung der auf die Brust genähten Patronentäschchen, die Form der Kopfbedeckung, der kürzere oder längere Schnitt des Kleides sind Änderungen unterworfen. Mohammedaner rasieren den Kopf, wobei die Lesghier über dem Ohre ein Dreieck stehen lassen, und die Barttrachten sind von Stamm zu Stamm verschieden. (S. die beigeheftete Tafel „Ost- und nordeuropäische Völkertypen".)

Die erste **Waffe** im Gebirge ist der eisenbeschlagene Alpenstock, dem seitliche Astgriffe eine originellere und wohl im Ernstfalle auch bedenklichere Seite verleihen. Von ihm bis zu der Überladung mit Waffen, womit der Tscherkesse prunkt, ist es weit. Schwert, Dolch und Pistole waren in der kriegerischen Zeit unentbehrliche Bestandteile der Tracht des Tscherkessen. Bei besonderen Gelegenheiten kamen dazu der Kettenpanzer, die Flinte, der (asiatische) Bogen und der pfeilgefüllte Köcher. Viele kostbare damaszierte Waffen wurden damals aus der Türkei und Persien eingeführt, und alte Rüstungen, von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, machten den Stolz der Fürstensöhne aus. Entsprechend war das Pferdegeschirr behandelt. Pfeile mit weißen Adlerfedern standen hoch im Werte, und niederes Volk durfte sich ihrer nicht bedienen. Bogenschießen blieb bis auf den heutigen Tag eine Lieblingsunterhaltung der Jugend im Tscherkessenland.

Da die Gebirgsländer und Hochebenen des Kaukasusgebietes im ganzen nicht durch Fruchtbarkeit ausgezeichnet sind, können die hoch wohnenden Osseten, Chewsuren und Genossen weder hinreichend ausgedehnte **Alpenwirtschaft** noch ertragsicheren **Ackerbau** treiben. Sie vermögen vor allem keine großen Herden durchzuwintern. Das einzige große Viehzuchtgebiet ist das frühere türkische Armenien, aus dem seit langem eine starke Ausfuhr von Schafen stattfindet. Die bekannte Geschichte von dem Fettschwanze, dem zur Bequemlichkeit ein Wägelchen untergebunden werde, erzählte noch neuerdings Dr. **Arzruni** in Tiflis von den Herden am Wan, wo auch Angorazieges gezüchtet werden. Beträchtlich ist auch die Viehzucht im lesghischen Gebiete, dessen eigne ziegenähnliche, schlanke Schafrasse den Gebirgsweiden gut angepaßt ist. Von den Ziegen des Kaukasus wird erzählt, daß sie sich mit den wilden Bezoarziegen mischen. Die kriegerischen Tscherkessen züchteten mit peinlicher Sorgfalt reine Pferderassen. In den fruchtbaren Niederungen und Stufenländern von Mingrelien, Imerethien, Grusien, Kachetien ist der Ackerbau, der hier auch Reisbau mit einschließt, zurückgegangen. Die Wein- und Obstgärten, von denen frühere Reisende entzückt erzählten, nehmen heute ein viel kleineres Gebiet ein. Man behauptet, das Klima sei immer wechselvoller geworden, und die Traubenkrankheit hat selbst den wilden Wein der mingrelischen Wälder ergriffen. Aber hier sind die Einheimischen träge und genußsüchtig. Kachetiens Weinen wird der Ruhm der ältesten und echtest kaukasischen zugesprochen. Die Grusiner aber bauen und — trinken den meisten Wein, und zwar bei endlosen Gelagen unter althergebrachten Zechgebräuchen. Leider ist dazu von Persien her das Opiumrauchen eingedrungen. In 1000—1300 m Meereshöhe gedeiht der Wein noch, und hier wird auch Seide gezogen, Mais und italienische Hirse (Setaria) neben Weizen angebaut. Das Leben ist hier nicht so leicht wie im Tieflande, aber der Fleiß nimmt im Kaukasus mit der Höhe zu. Gerste und Hafer sind die Gebirgsgetreide. Am Nordostabhang steigt die Getreidegrenze bis nahezu

2600 m an. In den tieferen Teilen Dagheſtans, wo Dürre die Nähe der Steppe verkündet, ſind künſtliche Teiche faſt über jedem Dorfe zu finden. Man benutzt wenig den Pflug, und die ſchartige Sichel dient weniger zum Schneiden als zum Faſſen und Ausrupfen. Getreide bewahrt man in frei auf Gerüſten ſtehenden großen Körben oder in Erdgruben auf. Das Brot iſt der orientaliſche, mehr geröſtete als gebackene, oft auch ungeſäuerte Fladen. Brot wird in Dagheſtan aus Gerſten- und Saubohnenmehl gebacken. Die Vorliebe für Zwiebel und Knoblauch iſt weit verbreitet, in vielen Gegenden kann man ſie als die Hauptgemüſe bezeichnen; Hülſenfrüchte, beſonders Saubohnen, reihen ſich ihnen an.



Ein Armenier. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 732.

Wie wichtig die Erhaltung der Wälder in dieſen hoch gelegenen, kalten und teilweiſe von Natur dürren Gebieten iſt, lehrt der Rückgang, den Induſtrie und Bevölkerungszahl Erzerums durch die Abtretung der Wälder von Soghanlu an Rußland erfahren haben. Die Sage, daß dieſe Wälder die Schöpfung eines armeniſchen Königs ſeien, iſt auf einſt höheren Stand der Waldkultur in Armenien gedeutet worden; aus Dagheſtan liegt eine Notiz vor, die einem Platanenhaine bei Nucha Urſprung durch Anpflanzung zuſchreibt. Holz, vor allem das edle Holz des Buchsbaumes, bildet ſeit langem einen Gegenſtand der Ausfuhr aus dem Kaukaſus. Aus dem großen Reichtum wild wachſender Pflanzen haben die Kaukaſusvölker manche ihrem Nutzen dienſtbar gemacht. In Dagheſtan werden die Spitzen einer Rhamnus-Art zu Thee benutzt und die Stengel einer Anzahl von Arten, von Heracleum, Andropogon, Cnidium, gegeſſen, ebenſo die Blätter von Sempervivum pumilum.

Das Weib iſt die Trägerin einer Hausinduſtrie, die früher vor allem für die Kleidung ſorgte. Das grobe lesghiſche Tuch, die dagheſtaniſchen Goldſtickereien auf Leder, die ſeidenen Gürtel von Kumuch, die ſelbſtgefertigten Teppiche, die den Boden in den lesghiſchen Hütten bedecken, ſind Handelsartikel geworden. Die Vorliebe für hölzerne Gefäße aus Einem Stammſtücke ſcheint an ältere Zeit zu erinnern; dieſelben Gefäße ſtehen auch bei den Basken im Gebrauche. Im Kaukaſus

fertigt man sehr gute, unglasierte Thonwaren. Schön glasierte und gemalte Schüsseln und Teller, mit denen die Wände daghestanischer Bauernstuben geschmückt sind, sind vom Handel oder älteren Raubzügen nach den persischen Grenzprovinzen gebracht. Man bedarf sehr großer Thongefäße, um durch Schütteln die Milch in Butter überzuführen, und gräbt in ihnen den Wein in die Erde. Einst blühte im Kaukasus eine hoch entwickelte Bronzeindustrie, später und jetzt die aus Persien importierte Industrie des polierten Stahles mit Edelmetalleinlagen.

Das ganze politische Leben und die geschichtliche Bethätigung der Kaukasusvölker hängt eng mit der Wohnweise in festen, schloßartigen, mehrstöckigen, ummauerten, oft mit 20—25 m hohen Schießschartentürmen versehenen Häusern, die, auch wenn dorfartig verbunden, einzeln am Berge liegen, zusammen. Diese Turmhäuser sind am häufigsten im Gebirge. Bei den freien Swanen hat jeder einzelne Hof seinen Turm. Aber selbst der Mingrelier des fruchtbaren, zu dichtem Wohnen einladenden Tieflandes sitzt auf seinem ummauerten „Einödhofe“, und in Daghestan ziehen sich Wall und Graben um die Heimstätte, deren Thor ein mächtiger Steinbau ist. Hier leben in oft sehr behaglich ausgestatteten Stuben die Sippen eng geschlossen und abgeschlossen zusammen, deren engen, auch wirtschaftlichen Zusammenschluß die Römer schon an den Iberern des heutigen Georgiens bewunderten. Hier wurde die Kraft zur Selbsthilfe und die Bereitschaft zum Kampfe entwickelt. Der Gewalt des Vaters gegenüber sind Weib und Kinder Sklaven. Bei den Osseten, ähnlich bei anderen Völkern, beginnt kein Sohn eine Rede oder setzt sich nieder in Gegenwart des Vaters, alles erhebt sich, wenn dieser eintritt. Über Krieg und Frieden entscheidet die Versammlung der Hausväter. Gemeinsame Interessen, die bei kleineren Völkern geographisch deutlich umschrieben sind, banden diese kompakten Dorfstämme politisch zusammen; und derartige Eidgenossenschaften waren wohl nicht immer auf das innerste Gebirge beschränkt. Selbst Armenien besitzt in seiner aus acht katholischen Dörfern bestehenden Republik Chotordschur einen merkwürdigen Rest alter Freiheit; die Bewohner sind durch altes Herkommen zu wechselseitigen Diensten verpflichtet, die an Gemeinbesitz streifen. Der Armenier lebhaftes Familien- und Stammesgefühl wird zumal in seinen wirtschaftlichen Folgen unangenehm von den Nachbarvölkern empfunden.

Wie diese Verfassung, gehört auch die vielbesungene, mit ihr zusammenhängende Tapferkeit der Kaukasusvölker nicht Einem Stamme an. Sie ist Gemeingut aller, wenn auch nicht bei allen gleich geübt. Die Armenier haben sich nach kurzer politischer Blüte früh dem Waffenhandwerk entzogen und entwöhnt. Am meisten traten einst Grusiner, Tscherkessen und Lesghier hervor. Zu ihrer Schulung hat die Blutrache und haben die endlosen Fehden der Dörfer und Clans beigetragen. Wo die kriegerische Übung Generationen durchzog, wie in der langen Zeit der Kriege der Russen im Kaukasus, vollzog sich ein engerer Zusammenschluß der Clans freier Männer unter Kriegsfürsten, deren hervorragendstes Beispiel Schamyl ist. Von der Steppengrenze her hatten längst türkische Begs unterwerfend in dieses unabhängige Leben der Dorfrepubliken eingegriffen und große Bevölkerungen am Nordabhange leibeigen gemacht, und die Abhängigkeitsverhältnisse waren gelöst worden, in denen nogaiische Turkstämme, wie die Karatschai, zu Bergstämmen der Kabarda standen. Die Bergvölker sind auch nach der Unterwerfung im freien Geschlechterzusammenhang verbunden geblieben. In Waffen und Rüstung scheint persischer Einfluß, in den Sitten aber auch christlich-mittelalterlicher wirksam zu sein. Noch heute widmet sich der Iswane in ritterlicher Ergebenheit als Linturali einer Frau, deren Brust sein Zahn berührt hat, und mit der ihn von da an ein reines Freundschafts- und Schutzverhältnis verbindet.

Die Zeit hat aufgehört, wo die kaukasischen Küstenstämme als schiffahrende Völker, mit schnellen Galeeren ausgerüstet, gefürchtet als Seeräuber, erscheinen, und wo große Expeditionen ausgesandt wurden, um ihnen dies schädliche Handwerk, das bereits im Altertum mit

Menschenraub und Sklavenhandel verbunden war, zu legen. Dem Handel, der, damals wie heute, dem nicht übermäßig produktiven Berglande nötig war, mußte, wie es scheint, auch in früheren Zeiten mehr fremde als eigne Seeschiffahrt dienen. Die Kaukasier haben immer Salz und Getreide nötig gehabt, wofür sie Bauholz, Häute, Wachs und Honig boten. Sie lehnten den Handel nicht ab wie ihre sarmatischen Nachbarn, die nach Strabon sich selbst Eisen nicht zu verschaffen wußten und daher Knochenspitzen an Speeren und Pfeilen trugen. In Metallarbeiten übertrafen sie einst alle ihre Nachbarn, das Rohmaterial dürfte ihnen aus den Bergwerken des Kaukasus gekommen sein; in den Formen der massenhaften alten Bronzesachen machen sich vorislamitische iranische Einflüsse geltend.

27. Die Europäer.

„Europa ist jetzt der schicklichste Erdraum zur Ausbildung von Völkern mit scharf ausgeprägter Persönlichkeit.“ O. Peschel.

Inhalt: Die neugeschichtlichen Völker. — Die Semiten. — Griechenland und die Phöniker. — Die Ural-Altaier. — Die Herkunft der Magyaren. — Germanische Berührungen. — Arier. — Kulturstufe der alten Arier. — Alte und neue Griechen. — Etrusker. — Entwickelung der Römer und der Romanen. — Die Spanier. — Die Franzosen. — Die Rumänen. — Die Kelten, Gallier und Belgen. — Die Germanen. — Goten, Skandinavier, Deutsche, Engländer. — Die Lettoslawen. — Russen.

An der Schwelle Vorderasiens und Europas angelangt, sehen wir uns Völkern gegenüber, die wir mit dem Namen geschichtlicher auszeichneten, wenn wir uns nicht scheuten, am Schluß ein Mißverständnis neu zu beleben, dem wir entgegenzutreten nicht müde wurden. In der Geschichte der Menschheit fallen die Anteile verschieden; aber jedem Volke ist seine Aufgabe gestellt, kein Volk bleibt ohne alle Gelegenheit, in das große Gewebe auch seine Fäden, wenn auch bescheiden, mit einzuschlagen. Es gibt aber freilich eine neue Geschichte, die mit unserer eignen und der Gegenwart so eng verbunden ist, daß wir sie nicht anders denn als ein Stück von unserer eignen Vergangenheit auffassen können. Vom Rande Kleinasiens und von der alten Grenze Europas in der skythischen Steppe an sind uns die Völker nicht mehr in dem Maße fremd, wie in Afrika, Amerika, in der Arktis, in Australien, im größten Teile Asiens. Sind sie nicht stammverwandt, so sind sie kulturverwandt, denn ihre geschichtlichen Schicksale sind mit unseren eng verflochten, und wir kennen einen mehr oder weniger großen Teil ihrer Vergangenheit. Wir stehen hier an der Schwelle unserer eignen Geschichte. Die Völkerkunde legt ihre Feder nieder, die Geschichtschreibung mag sie aufnehmen. Uns liegt nur noch ob, auch den Völkern Europas ihre Stelle in dem Bilde zu geben, das wir von der Menschheit entwerfen wollten.

Europa hängt eng mit Asien zusammen. Schon Herder erkannte die Unmöglichkeit, die Geschichte selbst nur Mitteleuropas zu schreiben, ohne die Mittelasiens beständig im Auge zu haben. Dagegen ist unser Erdteil durch das Atlantische Meer von Amerika und durch das Mittelländische Meer von Afrika getrennt. Daher begegnen wir keinen Einwirkungen, die Amerika auf Europa geübt, und wenigen, die von Afrika unmittelbar ausgegangen sind. Wo die Urheimat europäischer Völker auch gesucht werden möge, über die Grenzen Asien-Europas ist sie nicht hinaus zu verlegen. Die ethnographische Verbindung zwischen Asien und Europa ist nicht minder innig als die geographische. Sie vollzieht sich durch die Semiten im Mittelmeer, durch die Türken in Kleinasien und auf der Balkanhalbinsel, durch die Kaukasier über die kaukasisch-kaspische Brücke, durch die Ural-Altaier im Gebiete des Urals und des Eismeeres. Jede von diesen Völkergruppen hat heute Wohnsitze in Asien und Europa, und bei zweien, den Semiten und Türken, ist der asiatische Ursprung höchst wahrscheinlich.

Im westlichen Vorderasien tritt uns schon in der ältesten Zeit eine Völkerfamilie entgegen, die körperlich mit den hamitischen Altägyptern viel Ähnlichkeit aufweist, aber vielleicht noch mehr an die sprachlich unterschiedenen Bewohner des armenischen Hochlandes, Kurden, Armenier und Georgier, erinnert. Es sind die Semiten, die sprachlich in einem weit zurückliegenden Zusammenhange mit den Hamiten stehen, denen sie räumlich am nächsten sind. Die Bibel und die ägyptischen Urkunden lassen beide engere Wechselbeziehungen der beiden Völker erkennen. Es genüge, an den erythräischen Ursprung der Phöniker, an die gemeinsamen Bausteine im Grunde der babylonischen und ägyptischen Kultur, an die späteren zahlreichen und innigen Beziehungen zwischen Phönikern, Juden, Arabern auf der einen und Ägyptern auf der anderen Seite zu erinnern. Es ist eine der symbolischen Thatsachen der Geschichte, daß der älteste Karawanenweg, von dem wir Kunde haben, der von Gerrha am Persischen Meerbusen nach Babylon und Ägypten, auf dem Edomiter und Midianiter mit Myrrhen, Balsam und Gewürzen Arabiens und Indiens handelten, die hamitischen und semitischen Gebiete verknüpfte. Wenn man sagt, alle Hamiten und Semiten seien als Kulturvölker durch eine auffallend objektive Richtung des Geistes ausgezeichnet und bildeten frühzeitig kräftig zusammengefaßte Staaten (denn die Monarchien von Babel, Ninive und Ägypten beruhen ja auf denselben Grundlagen), so sind damit mehr Folgen als Ursachen aufgezählt.



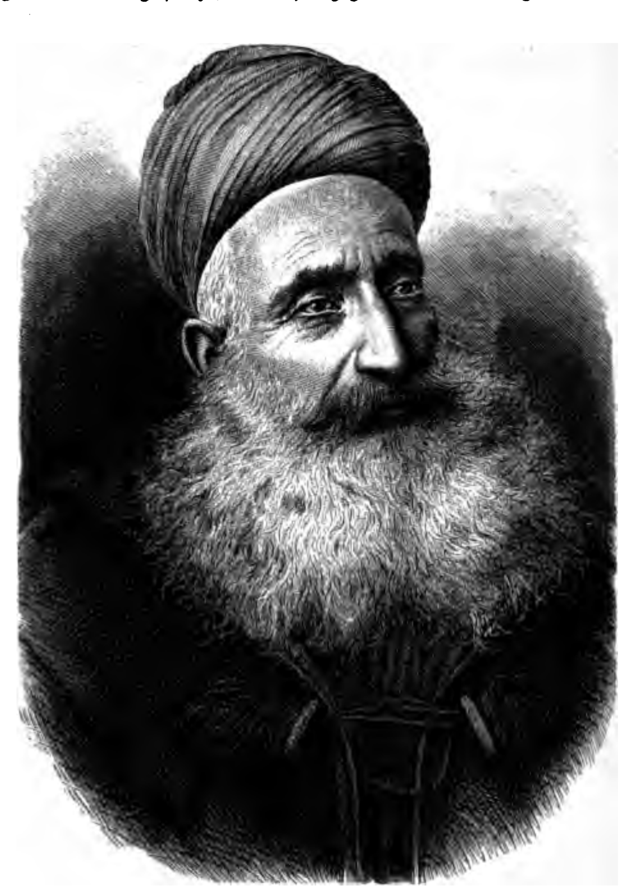
Ein syrisches Mädchen aus Damaskus. (Nach Photographie.)

Semitische Völker waren die Träger drei großer Dinge: der chaldäischen Kultur, des Christentums und des Islam. Die Chaldäer gaben sich selbst für eine Kolonie der Ägypter aus. Man kann in der That nicht zweifeln, daß ihre Kultur mit der ägyptischen in einem nahen Verwandtschaftsverhältnis stand, und sie berührten sich auch später nahe. Der von Mesopotamien ausstrahlende Baalglaube breitete sich über einen großen Teil von Vorderasien aus; und was wir von großen politischen Bewegungen Ägyptens nach außen hin in der älteren

Zeit kennen, sind Kämpfe mit den baalverehrenden Völkern Vorderasiens. Diese Religion hatte ihren großen Mittelpunkt in Babylon, aber Tyrus war ihr Ausstrahlungspunkt im Westen. Astronomische und kosmogonische Elemente sind in ihr wie in der ägyptischen Religion stark ausgeprägt, aber sie traten in Baal-Sonne, Astarte-Mond und der Vereinigung beider zu einem System deutlicher hervor als in der durch überwältigende Natureindrücke viel mehr lokal gefärbten Religion des Nilthales. An die lokalen Beziehungen in den Theogonien und Mythologien knüpft dagegen am liebsten der vom Lokalen beherrschte Volksgeist an, der das Große und Tiefsinnige in den Lehrgebäuden der Priester nicht zu ergreifen verstand. Mochten die Priester Baal nicht ohne Beziehung auf ein höchstes göttliches Wesen denken, das unsichtbar den Umschwung der Gestirne leitet: daß der Baalglaube den Juden als der recht eigentliche Götzendienst erschien, war doch keine Täuschung. In dem Dienste des Volkes war Baal das Feuer, dem man wegen seiner verderblichen Gewalt Opfer darbrachte. Baal erscheint auch als Moloch, zu dem nur durch Feuer zu gelangen war. Mag auch hier die reinere Idee der Läuterung im Brande obgeschwebt haben, in Wirklichkeit war es doch nicht anders, als daß der Molochdienst in einen greulichen, menschenmordenden Götzendienst ausartete, der die Seelen in dumpfer Unfreiheit hielt. Und wenn in Astarte, dem Urbilde der Aphrodite, der Gegensatz des verzehrenden Feuers, der heißen, versengenden Sonne, des dürren Sommers, nämlich das aus dem Flüssigen Erzeugende, der milde Mond, der sprossende Frühling, verehrt werden sollte, so verirrte sich der Instinkt der Massen auch hier in Gebräuche, die das Weib tief herabwürdigten und über dem Opfer, das den Naturkräften gebracht ward, ganz der Sittlichkeit vergaßen, ohne die kein Opfer Bezug zur Religion hat.

Nur der Monotheismus war berufen, mit der Verfeinerung der Priesterlehre die Verflachung des Volksglaubens zu überwinden. Damit treten die Juden, die Ägypten, der „Wiege der Religionen", näher wohnten, in den geschichtlichen Vordergrund. Die Juden empfingen die historische Erziehung eines eingeengten, gedrückten Volkes. Gleich ihren Verwandten in Arabien und Syrien sind sie ursprünglich Nomaden gewesen. Ihre ältesten Bücher kennen keine festen Altäre, und alle Opfer sind Viehopfer. Die Juden gingen zur Seßhaftigkeit über, indem sie Kanaan eroberten und verteilten. Ihr Land der Verheißung war aber nur eine Oase. Sie konnten sich binnenwärts kaum ausbreiten, sind nie für die Dauer ans befreiende und bereichernde Meer gelangt, blieben daher arm und waren der Willkür stärkerer Nachbarn preisgegeben. Einmal rückten sie in der Zeit ihrer größten Macht und Blüte an das Meer vor; daß aber der einzige Weg zum Meere über Ezjongeber, jenen Hafen an der Bucht von Akabah, so bald in Tiglat Pilesars Hände fiel, war eine der Hauptursachen des politischen Untergangs der Juden. Die Leiden des nationalen Verfalles aber führten jene Läuterung herbei, die in „einem Volke, dem die Knechtschaft die Gefühle feinerer Sinnlichkeit — die kunstlosen Semiten (Wetzstein) — genommen hatte, und das doch in sich geistig stolz und streng war, die Begriffe von einem allwissenden und allmächtigen, geistigen, aber zugleich höchst parteiischen und strengen Gotte" hervorbrachte. Zugleich brachten die Exile Berührungen mit chaldäischen und persischen Gedankenkreisen, die ältere Einwirkungen erneuerten. Von Abraham heißt es, daß er vom Lande der Chaldäer herübergekommen sei, und Josua sagt: „Jenseit des Stromes (Euphrat) wohnten eure Vorfahren." Aus Chaldäa wie aus Ägypten waren höchste und niedrige Gedanken, Priesterreligion und Volksglaube zu beziehen. So lehrten nun auch in Israel die Propheten Besseres, als die Masse glaubte und übte. Die Spuren grundverschiedener Anschauungen vom Göttlichen treten selbst im Alten Testament hervor: die Vorschriften für Brandopfer im Levitikus kontrastieren stark mit den Worten des Psalmisten: „Du erfreuest dich nicht an Opfern, sonst brächte ich sie dir, du erfreuest dich nicht an Brandopfern." Die tiefere, edlere und einfachere Auffassung, daß ein demütiger Geist Gottes Opfer sei, rang sich zum Siege durch. Das Geheimnis dieses endlichen Sieges liegt in der

geschichtlichen Lage und der semitischen Anlage. Die Grundzüge großer Einfachheit, des Bestrebens, allen Kultus Einem zu widmen, des ethischen Ernstes, des Vermeidens jener üppigen, anthropomorphischen Phantasiegemälde, die das asiatische Pantheon schufen, waren ebensowohl den Ismaeliten wie den Israeliten eigen. Im Volke selbst gingen Änderungen vor. Renans Ausspruch: „Das Judentum ist keine Rasse, sondern ein Glaube", erinnert an die Einflüsse wechselnder Völkerumgebungen. In Berührung mit den im Grunde arischen, doch semitisch angehauchten Griechen, die einen eignen geistigen Läuterungsprozeß unabhängig von dem der Juden in der Richtung auf Wahrheit, Wissenschaft und Schönheit durchgemacht hatten, erwuchs dann das Christentum zu einer völkerumbildenden Macht, auf die der Ethnograph vor allem die Beseitigung der Tiefstellung des Weibes, der Polygamie, der Sklaverei, der Kastensonderungen zurückführt. Noch in ihrer Zerstreuung über die Welt (China hat Juden so gut wie Marokko), in ihrer Gedrücktheit und politischen Unselbständigkeit sind die Juden einflußreich im geistigen, besonders aber im wirtschaftlichen Leben geblieben. Sie haben sich auf den verschiedensten Wegen den europäischen Kulturvölkern angepaßt, ohne ihre Eigenart aufzugeben, haben aber wohl schon aus Asien sehr verschiedene Rassenelemente mitgebracht. Zwar wird der große Gegensatz der germanisch-polnischen und portugiesischen Juden auf die Einflüsse der umgebenden Völker zurückgeführt, und die Mischung, der manche Gesetze und Gebräuche entgegenstehen, hat sicher viel bewirkt. Aber die weite Entfernung, die heute unsere Juden von ihren syrischen und arabischen Stammverwandten trennt, ist wohl nicht erst in Europa entstanden. Allerdings hat sie einen mulattenhaften Zug auch selbst aus den weißen, blonden Juden nicht entfernen können.



Ein Maronitenpriester. (Nach Photographie.)

Die handeltreibenden Phöniker übermittelten das Semitentum nach Griechenland und Italien. Ihre mächtigen Gründungen in Afrika blieben kulturlich tot im Vergleich zu den tiefgehenden Folgen ihrer Berührung mit den arischen Mittelmeervölkern. Alt-Griechenland wußte sich durch die Seeschiffahrt eng mit Phönikien und seinen Kolonien verbunden und wies auf zahlreiche Orte phönikischen Ursprungs in günstiger Handelslage hin. Thukydides nennt Phöniker (zusammen mit Karern) unter den frühesten Bewohnern der Inseln des östlichen Mittelmeers. Für diesen Geschichtschreiber ist Minos von Kreta der erste Schöpfer einer Seemacht, der Beherrscher des östlichen Mittelmeeres und Besiedler der Kykladen. Die Inseln, wie Kreta, Cypern,

Sizilien, Sardinien (ägyptischer Spuren nördlichster Punkt), waren Sammel- und Ausstrahlungspunkte phönikischen Einflusses, phönikischer Thätigkeit. Die Bedeutung dieses merkwürdigen Volkes für Mittel- und Nordeuropa, wo es mit den Etruskern vereinigt als Verbreiter wichtiger Erfindungen, vor allem des Erzes, erscheint, ist heute nur mehr zu ahnen, als scharf zu zeichnen.

Es lag in dem Charakter der Griechen und in dem rasch erworbenen Vorzuge hoher Eigenart ihrer Kultur ein Anlaß zu jeden Vergleich ausschließender Hochschätzung, die den Wert des eignen Besitzes zu hoch, denjenigen der „Barbaren" zu niedrig anschlug und die Abhängigkeit von Asien früh vergaß. Thatsächlich sind die assyrisch-kleinasiatischen Elemente bis in die Einzelheiten des ionischen, die ägyptischen in die des dorischen Baustiles zu verfolgen, und die Funde von Troja und Mykenä führen uns in eine Zeit, wo die Griechen mit den Asiaten die Götterbilder mit den körperlichen Köpfen der Tiere verehrten, die sich später als Tiersymbole und leise poetische Anspielungen loslösten. Die kuhäugige Hera Homers ist in Mykenä eine Göttin, die den Kopf einer Kuh auf menschlichem Rumpfe trägt. Barbarische Einfachheit der Verehrungsbilder erbte sich in der Bildnerei bis in die Zeiten des Phidias fort: die ikarische Artemis war durch ein unbehobeltes Holz, die samische Hera durch ein Brett, die Athene zu Lindos durch einen platten Balken, das Dioskurenpaar zu Sparta durch ein paar Klötze mit Querholz dargestellt. Erinnerungen und Reste von Tierdienst und Menschenopfer und unzüchtigen Gebräuchen lassen sich in größerer Zahl nachweisen. Diese niederziehenden Vorstellungen hat in der zur Selbständigkeit erziehenden insularen Lage derselbe arische Geist in den Griechen geläutert, dem wir auch die Erhebung der Wissenschaft über Aberglauben und Dichtung danken. Auch hier liefert oder überliefert das Semitentum die Bausteine und die Kenntnis der ersten Handgriffe. Zeiteinteilungen und Maße der Griechen sind chaldäischen Ursprungs. Schon das Altertum staunte die Sternkunde der Chaldäer (vgl. S. 381) an, die auch von den Griechen als Priesterkaste mit wertvollen Geheimwissenschaften betrachtet wurden. Von der Verehrung der Gestirne, denen sie Einfluß auf alles Lebende zuschrieben, waren sie zu ausdauernder Beobachtung fortgeschritten, aus der zwar keine tiefere Wissenschaft, wohl aber wissenschaftliche Grundlagen für Chronologie, Maß und Gewicht gewonnen wurden. Aber das letzte Ziel ihres Arbeitens und Mühens blieb die Astrologie, durch die sie in eine Knechtschaft des Aberglaubens gerieten, deren Ketten die Europäer noch zu Keplers Zeit trugen. Sie waren überzeugt, daß die Geschicke der Menschen von einem unwandelbaren, durch die Sterne geoffenbarten Gesetz geleitet würden. Zu erfassen, was das Herannahen der durch himmlische Einflüsse bedingten Ereignisse vorverkündigt, wurde das Ziel ihres Sinnens und Trachtens. Indem nun aber auch in anderen Erscheinungen als denen des Sternenhimmels Notwendigkeiten erkannt wurden, konnte auch das Unbedeutendste nur vermöge allgemein herrschender Wechselwirkungen eintreffen. Man brachte nun historische Begebenheiten und menschliche Geschicke mit Naturerscheinungen, die als Vorzeichen galten, in Verbindung und schuf ein System fester Regeln zur Erforschung der Zukunft, eine Wahrsagekunst, die als ebenbürtige Schwester neben der berühmteren Sterndeuterei steht. Weltweit verbreitete Künste, wie die Lospfeile, die Weissagung aus den Eingeweiden der Opfertiere, die Traumdeuterei, die Prophezeiung aus Wasser, Feuer und Edelsteinen, zeigen sich hier in den ältesten Spuren. Chaldäische und ägyptische Lehrmeister brachten den Griechen die Rudimente der Mathematik bei, die sich als deduktive Wissenschaft einer hohen Ausbildung schon fähig zeigte, als der Wert der kritischen und experimentellen Methoden noch nicht offenbar geworden war. Die großen griechischen Geometer, Mathematiker und Astronomen des Altertums wirkten oder lernten in Kleinasien, Ägypten, Sizilien. Sie legten die Grundlagen einer vom Glauben und Aberglauben unabhängigen Wissenschaft, die einen der größten Fortschritte in der Geschichte des menschlichen Geistes bedeutet, deren neuere Epoche eigentlich von Pythagoras an gerechnet werden sollte.

Alte semitische Einflüsse sind im Mittelmeerbecken weithin vorauszusetzen, doch schwer sind sie im einzelnen nachzuweisen, besonders wo sich spätere maurische Einwirkungen mit ihnen verschmolzen haben. Die Ähnlichkeit des Maltesers, des einzigen, der viel von der arabischen Sprache bewahrt hat, auf dem altphönikischen Boden Melyttas mit dem Süditaliener schließt die semitische Beimischung nicht aus; denn gleich dem Südspanier ist auch der Süditaliener mit semitischem Blut gekreuzt, wenn sie in ihren Sprachen auch nur schwache Spuren davon bewahrt haben. Die Emsigkeit des Maltesers ist phönikisches Erbteil. Malta ist ein Bienenstock voll geschäftiger Geschöpfe, die rings im Umkreis Tochterstöcke erzeugen. Diese paar Eilande entlassen jährlich einige Tausende fleißiger Menschen nach jenen Teilen der Mittelmeerküste, wo es, wenn nicht an Menschen, so doch an schaffenden Armen mangelt, ganz wie einst das schmale Phönikien. Ein interessantes Beispiel der Verpflanzung von einem kleinen Mittelpunkt nach vielen Seiten hin. Sizilien ist Jahrtausende, mit Unterbrechungen, in semitischen Händen gewesen. Als noch die Iberer (vgl. unten, S. 755) dort saßen, umgürteten schon phönikische Siedelungen seine Küsten, und das Maurische pflanzte sich dann leichter ein.

Obwohl wahrscheinlich ein erheblicher Teil des osteuropäischen Landes, das heute Steppe ist, früher Wald war, scheinen hier trotzdem für die Entfaltung raumbedürftiger Steppenvölker stets günstige Bedingungen gewesen zu sein. Soweit der geschichtliche Blick reicht, treten uns in den nordpontischen Gebieten Nomaden unter dem Sammelnamen der Skythen entgegen. Die Skythen des Altertums waren eine weitverbreitete Gruppe von Wandervölkern, von denen einige den Iraniern, andere den Türken näher standen. Von ihnen sind uns am besten die Sauromaten bekannt, die östlich vom Don bis zum Kaukasus hin wohnten. Unter ihnen gab es Blonde; und die schon von Klaproth geäußerte Meinung, daß sie sprachlich mit den Osseten zusammenhingen, hat neue Stützen gewonnen. Daß auch in Innerasien noch Skythen saßen, die durch die Ugrier des östlichen Urals von ihren pontischen Genossen getrennt waren, scheint für die Zeit des griechischen Handels mit den nordöstlichen Hinterländern des Schwarzen Meeres sicher. Auf kompakte Türken und Mongolen stießen die von Westen Kommenden damals erst in der Gobi, wo die rossebesitzenden Arimaspen, in Ostturkistan, wo die kahlköpfigen Agrippäer wohnten, und zwischen Kuenlün und Kuku-Nor, wohin die Issedonen versetzt werden. Die weite Verbreitung iranischer Elemente in den finnisch-ugrischen Sprachen zeigt die alte Einwirkung arischer, einst wohl selbst wandernder Völker.

Wenn in den Schilderungen der Alten von den Skythen vieles an die nomadisierenden Türken unserer Zeit anklingt, so treten uns echte Türken in den Reitervölkern der Hunnen und Avaren entgegen, Menschen von kleiner Gestalt, großem Kopf, kleinen Augen und bartarmem Gesicht, die vom Nordpontus her den Anstoß zu der großen germanischen Völkerwanderung gaben. Diese Völker, die immer gleich als Armeen wanderten und auftraten, sind verschwunden. Woher sie gekommen, welche nichttürkischen Elemente, finnisch-ugrische und arische, mitgerissen wurden, ist mit Sicherheit nicht mehr zu sagen. Daß die Geschichte der Völkerwanderung in den gemeinsamen Zügen der Hunnen, Alanen, Ostgoten Mitgerissenwerden und Anschluß so deutlich zeigt, darauf ist Gewicht zu legen, weil sich die zwei Gruppen türkischer Völker, die auf dem Schauplatz der abendländischen Geschichte verblieben sind, von Rasse und Lebensweise der Türken, wie wir sie früher zu schildern hatten, weit entfernen.

Das sind die osmanischen Türken und die Magyaren. So wie die klassischen Werke der osmanischen Litteratur die türkischen Wörter unter den arabischen verschwinden lassen, so zeigt der Körper der Osmanen nur geringe Spuren der turanischen Rasse. Jene türkischen Familien, die sich mit Ertogrul und Dundar, den Gründern der osmanischen Herrschaft, in Kleinasien

niederließen, mögen wohl dort die seldschukkisch-türkischen Volksüberreste in sich verschmolzen haben, deren Kunde bis in die Mitte des 9. Jahrhunderts zurückreicht. Aber im Vergleich mit den Millionen der heute türkisch redenden Osmanli der europäischen und asiatischen Türkei ist ihre Zahl verschwindend. Eine starke natürliche Vermehrung war unmöglich, weil die Türken immer die natio militans bildeten; es mußten Völker inkorporiert werden. Osmanli ist ein Sammelname für ein Mischvolk, das erst kleinasiatische Völker, weiter slawische, armenische, griechische und arabische Elemente in sich aufgenommen hat. In einem Lande, wo jedes bessere Haus einen oder einige Neger und Negerinnen besitzt, ist auch das äthiopische Element nicht zu übersehen. Christen und Mohammedaner, Griechen und Türken haben sich vielfach in Kleinasien so ab- und angeglichen, daß nur in der Tracht noch Kleinigkeiten sie unterscheiden, so wenn grüne Turbane den Griechen verboten sind. Der Rückgang der Zahl der herrschenden Osmanen erleichterte das Einfließen dieser Elemente. Allein die Polygamie genügte, des türkischen Volkes eine Hälfte wirtschaftlich und geistig lahm zu legen. Und dazu kommt die verbreitete Sitte der Abtreibung der Leibesfrucht. Der große Teil Europas und Westasiens, den die Türken beherrscht, der kleine, den sie festgehalten haben, waren in wesentlich gleicher Lage, welches auch die Nationalität des unterworfenen Teiles war. Der Türke und fest zu ihm stehend der Renegat, das waren die Herren, die Bevorrechteten, die Genießenden; die Schattenseite nur gehörte allen anderen. Der Türke ist in diesen Gebieten das zerstörende, das zu fürchtende Element. Ihn läßt die Volkssage alle Reste von Zwingburgen auf schwindelnden Felshöhen errichten, er stürzt unschuldige Gefangene von tarpejischen Felsen und raubt die Jungfrauen. In seinem Wesen liegen Kraft und Stolz; er besaß einst viele von den Gaben, die zur Beherrschung, aber jederzeit wenige von den Gaben, die zur Erhaltung eines Landes gehören. Solange er allein die Aufgabe der Verteidigung des Landes auf sich nahm, hatte er den Vorzug der kriegerischen Schulung und Leistung. Außerdem saß er breit auf massenhaftem Grundbesitz und schaute auf das Krämervolk der Städte herab, während die Landleute für ihn arbeiten mußten. Bezeichnend für den Stolz der herrschenden Rasse ist, daß das wenigst zudringliche Volk in ganz Kleinasien die Türken, das am meisten von diesem Laster angesteckte die handelsthätigen, regsamen Armenier sind. Wo der Türke arbeitet, da ist er in allen niederen Sphären vortrefflich, als Viehzüchter, Ackerbauer, kleiner Handwerker, im Karawanendienst; auf der Messe von Nishnij Nowgorod sind die Tataren gesuchte Lastträger, und in den „Traktirs“ von ganz Rußland die von Kasimow Kellner. Zu Höherem fehlt ihnen nicht die Gabe, wohl aber der Aufschwung und die Geriebenheit. Da nun der Türke gerade mit den gewandtesten Kaufleuten Westasiens, Griechen, Armeniern, Juden, in nächster Berührung und Wettbewerbung steht, ist sein wirtschaftlicher Rückgang unvermeidlich. Die Schwierigkeit der Schrift und der große Unterschied der arabisierten Schriftsprache von der Umgangssprache macht auch, daß die wenigsten Türken schreiben und lesen, die Griechen dagegen sind oft sogar gebildet und haben den Vorzug der näheren Beziehung zum Leben Europas.

Die Vorrechte des herrschenden Volkes waren und sind ungemein groß und greifbar: Steuerfreiheit, eignes Gericht, Bevorzugung in allen Fällen. Wird in einem griechischen Dorfe Kleinasiens ein Türke tot gefunden, so wandern die Notabeln ins Gefängnis. In der Regel wird der Türke, der den Griechen oder Armenier tötet, freigesprochen, der Grieche oder Armenier, der den Türken tötet, verurteilt. Das Ergebnis langer Erhebungen und Gespräche Tozers in Siwas war: Die Mohammedaner betrachten sich als herrschende Klasse und lassen das die Christen fühlen, auf dem Lande wie in der Stadt. Ihre Bitte ist ein Befehl. Die Bestechlichkeit der Richter kommt hinzu. Ihre Wahl durch das Volk ist nur Form, in Wirklichkeit sind sie Geschöpfe der Lokalbehörden, oft von krasser Unwissenheit. Wo Bevölkerungen mit ins Spiel kommen, die als Mohammedaner auf der Seite der Türken stehen, ohne daß von diesen eine Verantwortung für

deren Thaten und Unthaten übernommen wird, wie Kurden oder Tscherkessen, wird die Lage doppelt schwer. Fronarbeiten und schwere, ungesetzliche Erpressungen mancherlei Art, verächtliche und beleidigende Sprache, oft in Begleitung von Schlägen gegen die Männer und allzu oft unter Schändung der Frauenehre, kehren seit Jahren in dem Berichte über die Lage der türkischen Armenier wieder. An der Grenze Kurdistans quartieren sich die nomadischen Kurden zur Winterzeit in den armenischen Dörfern der Ebene ein und lassen sich und ihr Vieh von den Christen füttern, ohne dafür das Geringste zu bezahlen. So im Kaukasus früher die nordwestlichen Nomaden. Dadurch erklärt sich auch, daß die Insassen der Dörfer, die reichlich mit Heu, Korn und Tezek (Mist zum Brennen) versehen sind, ärmlich erscheinen. So hat das türkische Reich, die letzte Staatengründung asiatischer Nomaden, den Charakter eines Eroberungsstaates kaum verändert beibehalten und verfällt durch die Wirkung der Mittel, womit es geschaffen worden ist. Ganz anders ist die Lage der Türken im russischen Reich, die früh finnische Elemente in sich aufgenommen und vielleicht schon darum sich ihren Nachbarn enger angeschlossen haben. Darin mag die Berechtigung gesucht werden, sie als Tataren zu unterscheiden; sie selbst nannten sich einst mit Stolz Türken. Die „Goldene Horde“ hat selbst in ihrer Blütezeit keinen starken Einfluß auf die Großrussen geübt, in deren Mitte sie als die herrschende Minderheit gerade so fremd stand wie die Türken in Griechenland, Serbien oder Bulgarien. Als sie die Herrschaft verlor, hielt sie nur zähe an ihrem Glauben (die im 18. Jahrhundert zwangsweise getauften Tataren sind heute sowenig Christen wie je, wenn sie auch offiziell die Staatskirche nicht verlassen dürfen), fügte sich aber in die christliche Gesellschaft ähnlich ein wie die Juden. Die polonisierten Tataren Litauens leben schon heute wie die Juden neben ihren Nachbarn dahin, und die Weiber der krimschen Tataren haben im Süden sogar den Schleier abgelegt. Die Gefahr einer tatarischen Propaganda (die Tscheremissen und Wotjaken im nordöstlichen Rußland lernen leichter Tatarisch als Russisch und kommen häufiger durch ihre Lebensweise in Verkehr mit den Tataren als den Russen) ist in Rußland öfters hervorgehoben worden. Die Russifizierung der Tataren wird aber ebenso wie die anderer Nationalitäten des großen Reiches angestrebt.



Ein Wotjakenweib aus Izewsk. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 748.

Ganz andere Verhältnisse haben sich im Theiß-, Szamosch- und Maroschgebiet herausgebildet, wo die Magyaren seit 1000 Jahren sitzen. Bald herrschend, bald unterworfen, wurde dieses Volk planmäßig durch Zwischenschiebung fremder, besonders deutscher Kolonisten, dann durch das Verbleiben oder die Rückkehr der vor ihnen in diesem Gebiete wohnenden Slawen und Rumänen gekreuzt, so daß vielleicht noch mehr als bei den Osmanen die Rassenmerkmale verdünnt worden sind. Als weizengelbe Haut, tief braunschwarzes Haar, breitere Backenknochen treten sie da und dort, vielleicht am ausgesprochensten noch bei den Szeklern Ostsiebenbürgens

und anderen abgelegenen Resten, hervor. Daß die Sprache der Magyaren von finnischem Grundbau ist, aber mongolische und türkische und, aus jüngerer Zeit, slawische und deutsche Lehnwörter hat, deutet eine starke Mischung bei der Bildung dieses Volkes an. Die süd- und osteuropäischen Ugrier sind sämtlich mehr oder weniger mongolischen Charakters. Wenn man aber auch im Geiste der Magyaren „die rein realistische, sinnlich lebendige, jeder Abstraktion abholde und daher immer zum konkreten Bilde greifende Auffassung wie in den östlichen Zweigen" findet, läßt man sich doch zu sehr von der Sprache beeinflussen, dem Gewand nur des Geistes. Wogulen, Wotjaken (s. Abbildung, S. 747) und Metschtscherjaken sind dunkelhaarige, gelbhäutige, breitgesichtige Menschen, meist kräftig gebaut, deren Rassenverwandtschaft mit den Mongolen außer Zweifel steht. Diese wird in noch höherem Maße für die Tepteren in Anspruch genommen, die geradezu als Mischlinge von Baschkiren und Tataren bezeichnet werden. Ganz richtig findet sich Ysbrand Ides beim ersten Betreten des mordwinischen Gebietes bereits bei den „sibirischen Tataren". Ähnlichen Rassencharakter hatten wir den nordasiatischen Wogulo Ostjaken zuzuschreiben (vgl. Bd. I, S. 633). Und die Magyaren treten keineswegs anders gestaltet in der Geschichte hervor. Alle diese Völker haben ihre Wohnsitze im Wolga- und Uralgebiet und am Nordrande des Schwarzen Meeres und des Kaspisees. Auch Hunnen und Avaren kamen aus diesen Steppengebieten hinter der Wolga und am Ural. Die nächsten Sprachverwandten der Magyaren sitzen im nördlichen Ural, die Syrjenen, Permier und Wotjaken und die Ostjaken und Samojeden am Ostabhange des Gebirges. Südlich von deren heutigen Sitzen, im mittleren Obgebiet und der Barabasteppe, dürfte also aus sprachlichen Gründen die Urheimat der Magyaren zu suchen sein. Auf ihrem Wege nach Westen scheinen sie am Nordfuße des Kaukasus und Nordostrande des Schwarzen Meeres verweilt zu haben, wo ein Salzsee beim Ursprung des Manytsch noch heute den Namen „Madscharischer See" führt.

Der finnische Zweig der uralaltaiischen Völker, dem die Magyaren sprachlich näher stehen, umschließt Völker des Nordens in Asien und Europa. Wir haben die dem hyperboreïschen Gebiet angehörigen Ostjaken kennen gelernt. Völker finnischen Stammes sind ohne Zweifel einst weiter verbreitet gewesen. Ein großer Teil des östlichen Rußland war von ihnen eingenommen, und es ist fast gewiß, daß die Wotjaken, Tscheremissen, Mordwinen, Tschuwaschen, Permier und andere einst mit den baltischen Finnen zusammenhingen, daß die Karelier des westlichen Wolgagebietes einen Rest davon darstellen. Im Hausbau der finnischen Stämme führen die einfachen Hütten bis auf das Stangenzelt der Lappen zurück; und unterirdische Hütten mit viereckigem, fallthürartigem Eingang gehen von Sachalin und Kamschatka bis an die mittlere Wolga. Daß die Esthen mit den Mordwinen zusammenhingen, ehe die Slawen zum Ilmensee vordrangen, zeigt auch die Übereinstimmung ihrer Haus- und Hofanlagen. Die Anschauung von einer einst weiter nach Süden reichenden Ausbreitung finnisch-ugrischer Völker bis nach Persien und Assyrien ist bei der Unsicherheit der älteren Nachrichten über die Verbreitung der Nomaden in Innerasien nicht sicher zu begründen, und jedenfalls ist es gewagt, die Existenz von finnisch-ugrischen Völkern in Westasien auf die Spuren vorchaldäischer Völker zu begründen. Nach früher Gesagtem (vgl. S. 381) kann die Voraussetzung einer tieferen ethnographischen Schicht unter der der Semiten Westasiens als wahrscheinlich bezeichnet werden. Man glaubte ihr in den letzten Jahren in jenen Inschriften Chaldäas nahegekommen zu sein, die man als fremdsprachig auf ein vorsemitisches Volk turanischen Sprachstammes, die Akkadier oder Sumerier, bezog, nachdem man sie vorher als kuschitisch angesprochen. Sollte die Hypothese der vorsemitischen, akkadischen oder sumerischen Bevölkerung begründet sein, so wäre jene auch die erste Trägerin der chaldäischen Kultur; diese hätten dann die Semiten erst von ihnen, also aus zweiter Hand, empfangen. Es ist aber auffallend, daß auf den zahlreichen Reliefbildern Chaldäas keine turanischen, sondern

immer nur dieselben Menschen mit starken, lockigen Bärten, lockigem, üppigem Haar, gebogenen Nasen, gleichmäßig schön gewölbten Schädeln auftreten. Auch das niedere Volk, die Besiegten, die Eunuchen, zeigen keinen deutlichen Anklang an turanischen Typus. Wenn fremde Elemente in diesen Gestalten gesucht werden sollten, müßte man zuerst an die nahe gerückten Armenier und Südkaukasier denken.

In einem Teile der finnischen Sprachfamilie erscheinen germanische Rassenmerkmale. So wie die Esthen als stämmige, blonde oder braune blauäugige Menschen geschildert werden, also mit halb germanischem Habitus (denn im breiten Gesicht und der Bartarmut bleibt ein mongolisches Merkmal bestehen), so scheint auch ihr Charakter weniger vom deutschen verschieden als der der Slawen oder der Magyaren. Sie sind treu und schwerfällig. Also Zugehörigkeit zur blonden, helläugigen Rasse bei Besitz einer uralaltaischen Sprache. Dieser Zweig der finnischen Familie, dem alle baltischen Finnen (gerade die Tawastländer, die für die echtesten Finnen gehalten werden, sind am blondesten) und ein Teil der nordrussischen angehören, muß in Wohnsitzen sich befunden haben, die die mongolische Zumischung erschwerten. Welche Folgen diese letztere für die Rassenmerkmale hat, lehren uns die Produkte der Mischung der sibirischen Russen mit Baschkiren, die die größte Ähnlichkeit mit den östlichen Wolga-Finnen zeigen (vgl. S. 527). Jenen blonden Finnen kann durch die Zwischenschiebung eines anderen Volkes die starke Mischung mit Mongolen erspart worden sein, oder es gab eine Zeit, wo diese noch nicht so nahe wie heute an sie herangebracht waren, trotzdem die Finnen einst viel weiter nach Osten reichten. Ein Mittelglied fiel aus, als die Bulgaren vom Don und der unteren Wolga nach der mittleren Wolga und Donau auseinander gingen. Damals zogen sich die Finnen westwärts, doch reichten ihre Sitze weiter nach Osten als jetzt, indem sie auch den Ladogasee umschlossen. Vor ihnen hatten im heutigen Finnland die Jetunen gesessen, ein wahrscheinlich finnisch-ugrisches Volk, von dem die heutigen Finnen nicht unmittelbar abstammen. Eine ganze Anzahl von alten germanischen Lehnwörtern im Finnischen weist auf eine Zeit zurück, wo lange vor der Berührung mit den Schweden die Finnen die Einwirkung germanischer Nachbarn in ihren älteren Sitzen in Mittelrußland erfuhren. Weiterhin hat vor den historischen Berührungen eine tiefdringende germanische Einwirkung von Skandinavien aus stattgefunden, die Bronze und Eisen ins Land brachte. Die Finnen, die außerdem in der Geschichte ums 4. Jahrhundert selbst als ein den Goten unterthanes Volk auftreten, sind also allem Anschein nach lange sehr eng mit germanischen Völkern verbunden gewesen. Es entspricht dem auch, wie ihre Sprache, ihr ganzer Kulturstand, wie er in den auf der Wende des ersten christlichen Jahrtausends erblühten Gesängen der Kalewala (vgl. S. 750) anziehend geschildert wird.

Wenn von den großen Völkerfamilien unseres Erdteils die Rede ist, spricht man meist nur von Germanen, Romanen und Slawen. Daß die Wissenschaft in Europa eine vierte Gemeinschaft geschaffen hat, die der Völker der finnischen Familie, darf heute nicht mehr unberücksichtigt bleiben. Der Gedanke des alten Zusammenhanges finnischer Völker wird seine Wirkung auf das allgemeine geistige Leben der Stämme, die sie umfaßt, nicht verfehlen. Träger dieser Idee sind die Finnen, Esthen und Magyaren, die drei zivilisiertesten Sprossen dieser Familie; jedes dieser Völker bringt durch die Erforschung seiner Vergangenheit Material zur Aufhellung der finnischen Familie. Die Finnen, von Anfang an die Begünstigteren, haben die europäische Urgeschichte erheblich gefördert, die Weltlitteratur glänzend bereichert, ein reges und urwüchsiges Geistesleben im hohen Norden, in einer der bescheidensten Provinzen des russischen Reiches, zum Aufblühen gebracht; sie haben sich, wesentlich unterstützt durch rege wissenschaftliche Thätigkeit, ein nationales Sonderleben zu schaffen gewußt, das fast ohne Kampf und Reibung ins Leben getreten ist und der Kultur und Wissenschaft zum Vorteil gereichen wird, wenn es sich ruhig entwickeln kann.

Finnland war Jahrhunderte hindurch eine schwedische Provinz, und auch unter russischer Oberherrschaft ist Schwedisch noch lange die Verkehrs- und Unterrichtssprache geblieben; nur im Bezirk Wiborg, der einst zu den deutschen Ostseeprovinzen gehörte, ist Deutsch noch heute die Umgangs-, und war bis vor kurzem auch die Amtssprache. Aber seit dem Beginn dieses Jahrhunderts hat die Sprache der Finnen, die gegen 70 Prozent der Bevölkerung von $2^1/_3$ Million ausmachen, an Verbreitung und Bedeutung erheblich gewonnen; vom Gegenstande gelehrter Untersuchung ist sie zur Umgangs- und Unterrichtssprache der gebildeten Klasse geworden und seit 1872 auch als Amtssprache an Stelle der schwedischen getreten. Finnische Schulen und eine finnische Presse sind rasch herangewachsen, und an der Universität nimmt die Landessprache mehr und mehr Raum ein. Ganz ohne Widerstand blieb dieser Prozeß nicht. Das Christentum, die Reformation, die ganze Kultur waren Sache der Schweden, deren Einfluß daher ein großer war und ist. Die Voraussetzung, daß ein finnisches Sonderleben weniger das Mißtrauen der Russen erwecken werde als ein schwedisches, hat sich nicht bewährt. Die Großslawen treten an dies junge nationale Stillleben mit denselben Forderungen heran wie in den deutschen Ostseeprovinzen. Das Land lebte bis 1890 in glücklichen Verhältnissen, in denen es einer weitgehenden Autonomie mit ständischer Verfassung genoß; es entbehrt großer sozialer Mißstände, da es vorwiegend ackerbautreibend ist, ohne die Leibeigenschaft zu kennen, deren Folgen in Rußland noch herrschen, und pflegt ein reges geistiges Leben, das auch Widerwärtigkeiten überleben wird.

An der schwedisch-finnischen Universität Helsingfors erstand die Wissenschaft der finnischen Sprach-, Altertums- und Völkerkunde. Während mühsame Reisen in Nordosteuropa und Nordasien die stammverwandten Völker näher brachten, ward im Inneren des eignen Volkes emsig geforscht. Lönnrot danken die Finnen die Sammlung, Sichtung und Zusammenstellung ihres nationalen Heldengedichts Kalewala, das ohne die Bemühung der Universität wohl nach wenigen Generationen verloren gegangen wäre. Dieses Epos hat mächtig zur Entwickelung des finnischen Nationalbewußtseins beigetragen. Lönnrot widmete sich seit dem Ende der zwanziger Jahre mit Eifer der Sammlung der sogenannten Runen, der Volkslieder, und vermochte aus den Bruchstücken der Gesänge der nordrussischen Finnen in der Gegend von Archangel und Olonez die im Volke fortlebende Heldensage zusammenzustellen. Der Kampf der Kalewasöhne mit den Pohja, die Abenteuer der Helden Wäinämöinen, Ilmarinen und Lemmikäinen und mancherlei um die Hauptpersonen sich herumschlingende Sagen bilden den Stoff dieses Heldengedichts, das neben den Homerischen Gedichten, den Nibelungen und den großen Epen der Inder und Perser als echtes nationales Epos steht. Kalewala ist der Name der Wohnstätte der Helden des Epos.

Wie Goldadern das unscheinbare Gestein, so durchziehen diese Gesänge das Leben des in rauhem Klima hart ums Dasein kämpfenden Volkes, hier reicher und schöner, dort ärmer auftretend. Die altertümliche Art des Vortrages, die Sangesfreude des Volkes, die geschichtlichen Beziehungen und poetischen Schönheiten machen die finnische Volksdichtung gleich anziehend. Lönnrot, der „finnische Homer“, erzählt aus seinem Sammlerleben: „In der Dwinagegend sagte mir der alte Bauer Arhippa, aus dessen bewundernswert reichem Gedächtnis ich zwei Tage lang Runen niederschrieb: ‚Anders war es in meiner Kindheit, als ich mit meinem Vater zum Lapukkasee fischen ging; dort hättest du sein sollen. Unser Geselle war ein vortrefflicher Sänger, doch sang mein Vater noch besser. Die ganze Nacht hindurch sangen sie, die Hände sich reichend, und kein Lied zweimal. Ich war noch ein Knabe und habe, wenn ich so saß und zuhorchte, meine schönsten Runen gelernt. Hätte sie damals jemand sammeln wollen, er hätte in Wochen nicht schreiben mögen, was allein mein Vater wußte.‘“

In den letzten Jahrzehnten hat sich eine kleine esthnische Litteratur entwickelt, das Gefühl geistiger Eigenart ist auch bei den Esthen im Wachsen begriffen. Auch dieses vor ein paar

Jahrzehnten noch kaum beachtete Völkchen wird allmählich in die Reihen der selbstschaffenden Völker eintreten. Man zählt gegenwärtig ca. 650,000 Esthen; die **Kuren** sind ausgestorben, die **Liven** in der Zahl von 3000 Seelen im nordwestlichen Kurland erhalten und die **Letten**, an Zahl die Esthen übersteigend, trotz ihres Slawentums von den Russen noch scharf geschieden. Im Beginn des 13. Jahrhunderts wurden die ersten Missionare zu den Letten, den slawischen Nachbarn der Esthen, gesandt, später nahmen Ritterorden und weltliche Mächte Anteil an der Bekämpfung der hartnäckigen Heiden; aber wenn es ihnen auch gelang, das Christentum rasch auszubreiten, so vermochten sie doch nicht, es einzuwurzeln, und wir finden noch in Schriften aus dem vorigen Jahrhundert die Behauptung, daß unter 20 Esthen kaum einer wisse, daß er ein Christ sei. Wie lebendig sich heidnische Traditionen im Volk erhalten haben, lehren uns auch die Heldensagen, die Mythen und Märchen der Esthen. Gelehrte und poetische Gemüter danken dem Himmel für die Erhaltung dieser Erzeugnisse des dichtenden Volksgeistes; sie erinnert aber freilich auch an die soziale Stellung dieser Völker, an die Abschließung fremder Kultur durch die niedrige Lage, worin sie ihre Herren hielten, die viel zu spät, erst im Jahre 1819, von den Esthen der Ostseeprovinzen das Joch der Leibeigenschaft nahmen.

Die esthnische Litteratur bestand bis in die neueste Zeit fast ausschließlich aus kirchlichen und Schulschriften, höchstens noch aus Kalendern. Das älteste esthnische Buch ist wohl ein 1553 in Lübeck gedruckter Katechismus. Daß im 17. Jahrhundert sich zweierlei esthnische Schriftsprachen, die revalsche und die dorpatsche, entfalteten, hat bis auf den heutigen Tag die Entwickelung einer allgemein anerkannten esthnischen Schriftsprache erschwert. Der Aufschwung der Sprache zur Selbständigkeit, ihre Ausbildung durch strenge Feststellung ihres Baues und Wesens — bisher hatte man stets deutsch Geschriebenes in das Esthnische übersetzt — datiert aber vom Jahre 1813, als Pfarrer **Rosenplänter** seine Beiträge zur Kenntnis der esthnischen Sprache herauszugeben begann. Den seitdem besonders unter den Geistlichen erfolgreich gepflegten esthnischen Forschungen hat **Kreutzwald** in der seit 1857 erschienenen Sammlung des Kalewi-poeg das hervorragendste Denkmal gesetzt.

Der Ursprung der Arier wird nicht mehr ausschließlich auf den Hochländern und in den Gebirgen zwischen Indien und Iran gesucht. Er ist in die Pontusregion, in die Rokitnosümpfe, an den Taunus und bis in die schweizerischen Pfahlbauten verlegt worden. Geographische und ethnographische Gründe geben der Ansicht jener recht, die in den Ariern ein halbnomadisches Steppenvolk erblicken, das von Innerasien her südlich von den Finnen bis zu der russischen Schwarzerde neben der Viehzucht Ackerbau trieb. Man darf die Frage nach dem Ursprung eines Volkes in allen Fällen, wo die historischen Nachweise fehlen, nicht zu bestimmt beantworten wollen. Man kann das Gebiet umgrenzen, wo sich ein Volk in früherer und späterer Zeit bewegt hat; aber fast niemals wird ohne das Zeugnis der Geschichte der Ausgang, das Ziel oder gar der Weg einer Wanderung zu bestimmen sein. Ist überhaupt ein einziger Ursprung für alle Völker anzunehmen, die wir mit arischen Sprachen ausgestattet finden? Man muß den Ursprung des Sprachstammes und seiner Völker unterscheiden. Die germanischen und slawischen blonden, hellhäutigen und helläugigen Arier (vgl. die Tafel bei S. 737) sind rassenhaft tief verschieden von den dunkelhäutigen Ariern Indiens und den hellbraunen Irans, die näher bei Arabern, Juden oder Ägyptern ihre Stelle finden. Zwischen Weichsel und Ganges müssen innige und andauernde Berührungen hellerer und dunklerer Völker stattgefunden haben; doch ist darum noch nicht die Annahme notwendig oder wahrscheinlich, daß alle diese Völker einerlei Ursprungs seien. Das Gewicht ist zunächst darauf zu legen, daß jene hellsten Menschen, die wir kennen, historisch nach dem Osten und Norden Europas zurück zu verfolgen sind, wo wir ihre ausgezeichneten

Rassenmerkmale der blonden Haare und hellen Augen auch bei finnischen Völkern finden, ja selbst zu mongolischen übergreifen sehen (vgl. oben S. 749), daß südlich von den Osseten des Kaukasus ähnliche Völker nicht geschlossen vorkommen, daß die Geschichte ein Übergewicht nordsüdlicher Richtung der Völkerwanderungen lehrt, daß die hellen Arier in heißen Ländern sich nicht akklimatisieren, dort also auch nicht zur Entwickelung kommen konnten. Aus dem allen scheint hervorzugehen, daß die hellen Arier im Norden und wohl nicht weit von den Finnen, die die nördlichsten Teile Europas bewohnten, ihren Ursprung haben, und daß diese kräftigen Zertrümmerer südlicher Reiche nach wärmeren Gegenden ihre Sprache getragen haben, statt sie von dort zu empfangen.

Welches war der Kulturzustand der arischen Völker vor der Berührung mit mittelmeerischen Einflüssen? Die Sprache will Pflug, von Getreide mindestens Gerste, Milchprodukte, Haustiere, Wagen, Webstuhl, Eisen und andere Metalle im Kulturinventar der alten Arier nachweisen, indem sie als dem Urstamm der Arier bekannt alles ansieht, wofür Worte von gleicher Wurzel in den verschiedenen arischen Schwester- und Tochtersprachen vorhanden sind. Daß bei Hin- und Herwanderungen ein solches Wort verloren gehen konnte, und daß Worte von gleicher Wurzel Ungleiches bedeuten können, wird dabei nicht beachtet. Sicherer ist es, wir halten uns unmittelbar an die geschichtliche Überlieferung. Wie treten uns arische Stämme in der Geschichte entgegen? Die Germanen erscheinen bei Tacitus als Stämme, die ihre Sitze noch nicht lange besaßen und sich nur zum Teil zu seßhaftem Leben darin abgeklärt hatten. Halb Nomaden und halb Ackerbauer, wie sie waren, fiel ihnen die Teilung leicht in eine seßhafte Hälfte, die zu Hause blieb, um das Land zu bauen und das Eigentumsrecht auf den Boden zu wahren, und eine andere, die nach Ruhm und Reichtum auszog. Die Kelten, Germanen und Slawen waren Wanderer auch schon vor jenen ersten Wanderungen, von denen die Geschichte erzählt, und dafür spricht auch die geschichtlich so folgenreiche, halb militärische Organisation, mit der sie uns entgegentreten. In den Sitten der südslawischen und albanesischen Bergstämme des Ostadrialandes findet sich Altertümliches, dessen Analogien bis zu den Osseten und Siahposch reichen: das einfache schmale steinerne Turmhaus, das unten den Stall, oben die fensterlosen Wohnungen birgt, die Nahrung von Fladenbrot und Käse, das zähe Halten an der Clanverfassung, die niedrige Stellung des Weibes, das dann doch wieder die unverletzliche Vermittlerin zwischen Kriegführenden ist, die Blutrache, die ganze rohe Einfachheit des Lebens unter übermäßiger Hochschätzung des Waffenhandwerks haben offenbar seit einer Zeit, die noch weit vor der römischen Berührung mit Thrakern und Kelten liegt, keine wesentlichen Veränderungen erfahren. Einen weiteren Schlüssel bieten uns die Fortschritte finnischer Völker über ihren ältesten bekannten Zustand in der Berührung mit Ariern bis zur Zeit der Kalewala, d. h. etwa 1000 Jahre nach Christi Geburt. Die alten Finnen waren vorwiegend Jäger und Fischer, benutzten den Hund als wichtigstes Haustier und kannten außerdem Renntier, Pferd und Rind, nicht aber Schwein, Ziege und Schaf. Ihr Ackerbau scheint ursprünglich sehr gering und einfach gewesen zu sein, denn sie bauten wohl nur Gerste. Das Stangen- und Fellzelt (Kota) und die in die Erde versenkte Hütte mit oberirdischem Dach, eine Art künstlicher Höhle (Sauna), waren ihre Behausungen. Sie kleideten sich in Felle, die mit Knochennadeln genäht wurden, und kannten Schneeschuhe und Schlitten, ferner das Gerben, die Herstellung von Filz, das Kupfer, das Silber, scheinen aber Eisen erst von Skandinaviern erhalten zu haben. In einer Zeit, die wohl weit über ein Jahrtausend näher liegt, der Zeit der Kalewala-Gesänge, waren nun folgende Bereicherungen erworben: das Blockhaus mit Moosverkleidung, ohne Rauchfang, doch mit gemauertem Ofen, mit Bänken und Tischen (auch die Iberer und Kelten erstaunten die Alten dadurch, daß sie sitzend aßen), die Vorrichtungen zum Trocknen und Dreschen des Getreides, der

Pflug und die Egge, der Hund, das Pferd, das Rind, das Schwein, das Schaf, die Bienenzucht. Man aß Brot und trank Bier. Getreide war Gerste. Daß von Buchweizen nicht die Rede ist, beweist, daß den Waldbewohnern, die in frischen Rodungen Gerste bauten, die Menschen der Steppe noch fern standen. Der Anbau des Buchweizens empfiehlt sich einer lässigen Wirtschaft, wie wir uns die der alten, nur halbansässigen Völker vorstellen. Zu Pallas' Zeit riß man in Sibirien obenhin die schwarze Erde auf, säete Buchweizen und erntete dann eine Reihe von Jahren hindurch, ohne zu säen, weil sich bei der Ernte die Körner immer neu von selbst aussäeten. Der Zustand der europäischen Arier, den wir aus den griechischen und römischen Schriftstellern kennen, zeigt eine Menge von barbarischen Zügen. Der Familienstamm, das Mutterrecht, die Exogamie bestanden bei vielen. Bei den Kelten Britanniens stimmen die Menschenopfer zu sehr mit allen übrigen Sitten, als daß wir eine Einführung durch die Punier annehmen sollten. Die Menschenleben standen tief im Wert, besonders die weiblichen. Fesselung der Persönlichkeit im Geschlecht und freies Waltenlassen aller Wünsche und Triebe nach außen bestimmten das Leben der Germanen und Kelten zur Zeit, als die Lehre von der Erziehung zum schönen Maße in Griechenland und Rom altersgrau geworden war. Raub und Mord zieren die Helden der germanischen Sagen, und die Rache für erlittenes Unrecht späht nach Vergeltung bis in das vierte und fünfte Glied, ohne einen Unterschied zwischen dem Thäter und seinen Geschlechtsgenossen zu machen.

Als ältestes Ariervolk Europas sehen wir die Griechen in das klare Licht sicherer Überlieferung treten. Außer ihren semitischen Vorgängern sind Ureinwohner, „Barbaren", überall im späteren Griechenland zu vermuten oder nachzuweisen. Nicht alle Griechen teilten das schmeichelnde Vorurteil des Autochthonentums, man findet sogar die richtige Ansicht von der Ausartung des Hellenentums in der Berührung mit den Resten der nichtgriechischen älteren Bevölkerungen. Es kann nur vermutungsweise auf die thrako-illyrische Völkergruppe als jene hingewiesen werden, mit der die Leleger und andere vorgriechische Völkerschaften in Verwandtschaftsbeziehung standen. Vor der dorischen Wanderung finden wir die Jonier in Attika und am Saronischen Golf, die Achäer im Peloponnes und in Böotien, wahrscheinlich auch in Westgriechenland. Was dann als Dorier und noch viel später als Makedonier die griechische Welt bewegte und zu weitem Ausgreifen antrieb, waren damals noch Stämme in der Gegend des Olympos, die später in einer großen Wanderung die südlichsten Teile Griechenlands besetzten, die Jonier zur Auswanderung nach Kleinasien zwangen und selbst dort kolonisierten. Griechen kolonisierten in großer Ausdehnung von Kolchis bis Massilia, aber wegen mangelnden Massennachschubes nur auf Inseln und Küsten. Wie die küstenweise Ausbreitung der Phöniker haftet auch die griechische immer nur an der Peripherie der Länder, gibt aber durch die Länge ihrer Linie und die Menge ihrer Stützpunkte eine Gewähr langer Dauer, trotz der oder vielmehr wegen der Verlegung dieser Stützpunkte: als Persien Phönikien unterworfen hatte, blieb Karthago unabhängig, und als sich das Griechentum in Griechenland barbarisierte, erhielt sich am Hellespont eine selbständige Griechenmacht. Die kleinasiatischen Küsten- und Inselgriechen bewahrten immer den Rückhalt am Meere und sind teilweise reiner erhalten als die auf dem Festlande. Dies gilt vom östlichen Teile des Verbreitungsgebietes. Griechenland hat seine völkerbildende Thätigkeit hauptsächlich im Osten bewährt. Thukydides sagt: „Jonien sowie die meisten Inseln kolonisierten die Athener; Italien aber, den größeren Teil Siziliens und einige Gegenden vom übrigen Hellas die Peloponnesier." Nun sind aber die Peloponnesier nie politisch so erfolgreiche Kolonisatoren gewesen wie die Jonier. Sie gründeten im westlichen Mittelmeer blühende Kolonien, aber nicht, sowenig wie die Punier in Spanien, dauernde Staaten, Tochtervölker von bleibend griechischem Charakter.

In der Gegenwart drängen sich unter Hinzuzählung der Rumänen vier Völkerstämme in dem engen Königreich Griechenland zusammen. Die Hypothese, daß die Neugriechen

Slawen seien, die ein verdorbenes Griechisch redeten, ist zurückgewiesen. Aber allerdings drangen slawische Ansiedler bis tief hinab in den Peloponnes, gingen jedoch in dem hellenisch-albanesischen Völkergemisch unter. Ortsnamen, Sprachreste und Gebräuche reden von ihnen. Von flüchtigen Albanesen nahm in den schlimmsten Zeiten der Türkenherrschaft nebst Italien Griechenland die größte Zahl auf, und albanesische Zelte bedeckten ganze Länderstriche Moreas, Böotiens und Attikas; ja selbst in Athen bildeten Albanesen lange Zeit hindurch die Mehrzahl der Stadtbevölkerung. Man schätzt ihre Anzahl in dem kleinen Griechenland auf 200,000 Seelen.

Zahlreiche Völker, die im Altertum den Norden der Balkanhalbinsel bewohnten, wo sie den griechischen, italischen und endlich den slawischen Einflüssen verfielen, bezeichnet man als thrakisch-illyrische Gruppe. Ihr Rest sind die Albanesen, Arnauten oder, mit eignem Namen, Schkipetaren. Ihre Sprache ist ein Glied der arischen Familie, steht aber so vereinzelt, daß von einer näheren Verwandtschaft nach irgend einer bestimmten Seite hin nicht wohl gesprochen werden kann. Heute nehmen die Albanesen, die in zwei Dialektgruppen, schärfer noch durch konfessionellen Zwiespalt geschieden sind, einen engen Raum zwischen Antivari, Janina, der Adria und den östlichen Zuflüssen des oberen Wardar ein. Ihre Zahl wird auf 1,600,000 angegeben. Zerstreute Siedelungen greifen nach Serbien und Bosnien über, 200,000 Albanesen wohnen noch in Griechenland. Größere albanesische Kolonien blühen in Unteritalien und Sizilien, kleinere in verschiedenen Teilen Österreichs. Die Albanesen liefern das Beispiel eines Volkes von höchst intensivem Sonderstreben, das in seiner Geschichte weder ein Reich (selbst Skanderbeg beherrschte nur einen Teil Albaniens) noch eine Hauptstadt entwickelt hat, dafür aber trotz seines ausgesprochenen Bewußtseins der Stammes- oder Clanzusammengehörigkeit, das die Exogamie streng aufrecht erhält, einen großen Teil der in seine Mitte verschlagenen Slawengruppen vermöge seiner politischen Energie absorbierte. Innerhalb der angegebenen Grenzen wohnen noch etwa 800,000 Slawen, Rumänen, Griechen und Türken, die zu zersplittert sind, um gegen die Albanesen sich behaupten zu können. Nur die große Landschaft bei Djakowa und Ipek im Norden Albaniens, die an die slawischen Länder Črnagora, Rascien und das ehemalige Serbien grenzt, ist slawisch geblieben, obwohl auch in sie nicht wenig albanesische Ansiedelungen eingesprengt sind. Albanesen haben sich in alter und neuer Zeit in fremden Staats- und Kriegsdiensten ausgezeichnet, sie sind so kriegerisch, daß auch selbst die katholischen Miriditen es nicht verschmähten, bis in die neueste Zeit unter dem Halbmonde Dienste zu nehmen.

Die Apenninen-Halbinsel war in vorrömischer Zeit von Völkern bewohnt, die durch Ähnlichkeit alter Ortsnamen in Ligurien und Sizilien als weitverbreitete Glieder des arischen Sprachstammes zu erkennen sind. Es entspricht der geographischen Lage, wenn im Osten der Halbinsel Völker illyrischer Verwandtschaft saßen; nach welcher Seite aber die den Westen einnehmenden Sikuler und Ligurer sich verwandt erweisen, ist nicht mit irgend einem Grade von Wahrscheinlichkeit zu sagen. Die Ligurer reichten hauptsächlich auf dem Uferland des nordwestlichen Italien bis zum Rhône, saßen in den Westalpen vielleicht bis über den Montblanc und im Rhônethal bis über die Isère hinaus. Es ist möglich, daß sie einst noch weiter nach Westen reichten. In Italien gehen ihre Spuren weit nach Süden; bei den Alten fand die Ansicht Ausdruck, daß Ligurer einst auf dem Boden Roms gesessen hätten. Sie werden als kräftige, abgehärtete, kriegerische Leute geschildert, wahrscheinlich sind sie kurzköpfig und dunkelhaarig gewesen. An Kultur standen die binnenländischen Ligurer hinter ihren Genossen an der Küste zurück, und in manchen Gegenden erscheinen sie als Halbwilde, die großenteils in Höhlen wohnen, sich in Felle kleiden, nur ungenügenden Ackerbau treiben, Einbäume als Kähne benutzen und dergleichen. Die Etrusker, die durch den Handel einen großen Einfluß auf die materielle Kultur mittel- und nordeuropäischer Völker in prähistorischer Zeit gewannen, stellen uns die Kulturvermittelung zwischen

Osten und Westen, Asien und Europa klar vor Augen. Über die Volkszugehörigkeit dieses Stammes, der ursprünglich in den Alpen, dann bis zum rechten Tiberufer wohnte und einzelne, besonders städtische, Gründungen weithin zerstreut besaß, wird man vielleicht immer im Zweifel bleiben; aber daß er assyrische, ägyptische und griechische Bildungselemente vereinigte und ausstreute, ist gewiß.

Die Entwickelung des römischen Reiches bedeutet die Ausbreitung der Sprache und ethnographischen Eigentümlichkeiten der Mittelitaliener über Süd- und Westeuropa. Die romanische Völkergruppe von 96 Millionen Menschen, die im Süden und Westen Europas politisch in zwei Großmächten und mehreren einflußreichen Staaten mittlerer Größe dominiert, ruht auf dieser alten politischen Grundlage. Nie hat ein Reich in so kurzer Zeit so viele Völker umgeschaffen, von den Mündungen der Donau bis zu denen des Tajo. Die römische Geschichte ist zuerst enge Stammesgeschichte und wird geographisch umfassende und verschmelzende Völker- und Weltgeschichte mit wachsender Erweiterung des geschichtlichen Horizonts. Italien ist als ethnographischer Begriff neu. Es ist erst in die Formen der alpenumgürteten Halbinsel hineingewachsen. Es bestand nicht, als es noch eine Liguria, Gallia cispadana und Gallia cisalpina, Etruria und Graecia Magna gab. Wo die Geschichte Italiens aus dem Nebel der Sage sich löst, treten uns drei Völker auf dieser Halbinsel entgegen: Latiner, Italioten autochthoner Abstammung oder wenigstens sehr alter Ansiedelung, und Völker, die in jüngerer Zeit in Italien eingewandert waren. Die Latiner standen zuerst in manchen inneren Angelegenheiten unter den Römern. Wie sie kamen später auch die anderen Glieder des geographisch abgeschlossenen Volkes in Kämpfen zu besseren Rechten. Wie aber ursprünglich die Römer ihre Stellung zu den italienischen Völkern auffaßten, hat P. Mérimée durch einen Vergleich aus der neueren Kolonialgeschichte deutlich zu machen gesucht: Der Europäer ist der Römer, „l'être noble par excellence“; der Kreole ist der Grieche, Italiote, Etrusker; der Mulatte und Neger endlich sind der Gallier, der Germane und die anderen Barbaren. Immer größere Teile dieser Völker wurden romanisiert, teils formell in das römische Bürgerrecht aufgenommen, teils nur der Sprachgemeinschaft angeschlossen. Daher die Verbreitung der romanischen Tochtersprachen. Ein Gefühl der Achtung für die ältere und verwandte Kultur ließ die Römer wie die griechischen Städte, so auch später Griechenland im ganzen mit einer gewissen Bevorzugung behandeln. Das hinderte aber nicht, daß die griechische Sprache in Italien, ebenso wie in den anderen griechischen Kolonisationsgebieten im westlichen Mittelmeerbecken, sich aus dem Volksgebrauch in demselben Maß vor der römischen zurückzog, wie sie sich in den höheren Schichten als Sprache der Bildung und des Luxus ausbreitete.

Die Pyrenäenhalbinsel wurde in vorrömischer Zeit von den Iberern bewohnt, die in das Gebiet der Garonne, auf die gallische Südküste und die nahen Inseln hinübergriffen, vielleicht noch weiter. Iberer wohnten, wie die Alten sagten, auf Sizilien, ehe Sikuler von Italien herüberkamen. Die Vermutung W. v. Humboldts, daß die Iberer von Anfang an ein bereits zurückgehender Rest eines einst mehr verbreiteten „früheren Völkergeschlechts“ waren, hat viel für sich. Die Möglichkeit eines alten Zusammenhanges dieser Bevölkerung mit den hellen Nordafrikanern des Festlandes und der Kanarischen Inseln ist nicht zu verneinen. Ein Rest der iberischen Sprache wird von wenig mehr als ½ Million Basken um den Golf von Biscaya noch gesprochen. Das Vorkommen des Männerkindbettes und des Kochens mit Steinen bei den Basken, auf Corsica, Sardinien zeigt uns die letzten Reste einer alten Kulturschicht unter der phönikischen, griechischen, römischen Herrschaft. Als Rasse sind die Basken ohne Zweifel gemischt und nähern sich den dunkeln Kelten und Ligurern. Wir haben von phönikischen Gründungen an der spanischen Küste gesprochen, und Strabon unterscheidet die Turdetaner als die gebildetsten der Iberer. Wir haben uns die Iberer als ein Volk zu denken, das im allgemeinen tiefer stand als die Kelten. Besonders die Bergbewohner dürften sich wenig über die Höhe der kaukasischen oder

albanischen Bergstämme erhoben haben. Was die Alten einzelnes von ihnen, ihrer durchaus schwarzen Kleidung, ihren Pferde- und Menschenopfern, ihrer Mondverehrung berichteten, genügt eben, um zu erkennen, daß sich neben vielem Eignen keltische Einflüsse durch ihr Wesen zogen. Kelten hatten sich schon vor der römischen Zeit im Norden und Süden der Halbinsel eingedrängt; ihre Sprache herrschte in vielen Gegenden, besonders in Lusitanien, vor. Dann besaßen die Römer die ganze Halbinsel über ein halbes Jahrtausend. Westgoten und Vandalen gingen in der iberisch-keltischen, oberflächlich romanisierten Bevölkerung der „Togaträger" unter, nicht minder jener Teil der Mauren, der nicht samt zahlreichen Juden vom Boden der Halbinsel im 16. Jahrhundert vertrieben ward. Infolgedessen herrschen auch hier romanische Idiome: die nahe verwandten portugiesischen und spanischen im Westen, Süden und in der Mitte der Halbinsel, das Provençalische im Nordwesten. Wir sehen den modernen Kastilier, stolz, kriegerisch, beredt, aus dem Bilde des alten Iberiers heraustreten. Schon die Alten wußten, daß die gemischten Keltiberer mehr nach der iberischen als keltischen Seite schlugen, trotz des politischen Übergewichts der Kelten über die friedliebenden Iberer.

Rom gewann Gallien im 6. Jahrzehnt vor Christi Geburt und verlor es 450 Jahre später. In dieser Frist sind die Fundamente des französischen Volkes gelegt worden, das in seinem Namen die Teilnahme der germanischen Franken an seiner Entwickelung deutlich bekundet. Die Landschaftsnamen Burgund und Normandie sprechen von der Anwesenheit anderer germanischer Stämme auf gallischem Boden. Auch hier ist die Sprache, nicht aber der Charakter der Kelten, der überwiegenden Masse der Urbewohner geändert worden. Die Römer erkannten die Kriegslust, Redefertigkeit und Wankelmütigkeit, aber auch in der Erneuerung der lateinischen Litteratur die hohe geistige Begabung dieses Volkes. Nie ist Frankreichs Bevölkerung einheitlich gewesen: im Südwesten saßen die Iberer, im Südosten die Ligurer, die Belgen waren dialektisch und in Einrichtungen und Gesetzen von den eigentlichen gallischen Kelten verschieden. Phöniker und Griechen siedelten an der Südküste, Sarazenen sind bis zum Mittellauf des Rhône vorgedrungen. Die germanischen Einwanderungen, an denen sich auch Alanen beteiligten, wurden erwähnt. Sprachlich zerfällt Frankreich in das Languedoc und das Gebiet der Langue d'oïl. Seitdem das politische Übergewicht Nordfrankreich zugefallen ist, ward die Langue d'oïl Schriftsprache; die Langue d'oc, das Provençalisch, ist in die Stelle unseres Niederdeutschen zurückgetreten. Die litterarische Renaissance der letzten Jahrzehnte änderte bisher nichts an der politischen Bedeutungslosigkeit dieser Scheidung. Ihre Nordgrenze, die in der Tiefe mit der alten Grenze der Ligurer gegen die Kelten zusammenhängt, verläuft ungefähr von Bordeaux bis Lyon in einer nordwärts ausgebogenen Linie, die den 46. Grad überschreitet.

Die Rumänen erscheinen in der Geschichte zuerst als ein unruhiges Hirtenvolk des Gebirges, das mit den ansässigen Nachbarn zusammenstößt, indem es seine Herden thalwärts treibt oder in die Niederungen herabsteigt, um Beute zu machen. Wir finden größere, zusammenhängende Räume von Rumänen erfüllt nördlich und südlich von den Karpathen, wo auch heute ihre Hauptsitze liegen, erst im 12. und 13. Jahrhundert. Aus der Zeit, in der deutsche Ackerbaukolonien nach Siebenbürgen berufen wurden, die den treuen Sachsen Siebenbürgens Ursprung gaben, die zu vielen Tausenden einwanderten und öde Gegenden bewohnbar machten, werden sie in Siebenbürgen zum erstenmal genannt. Einige Jahrhunderte später erscheinen sie als eine wachsende, der Ausbreitung anderer bereits hinderliche Bevölkerung. Auch neuere Geschichtschreiber der Rumänen nehmen an, daß die ursprüngliche Heimat der heutigen rumänischen Bevölkerung Ungarns auf den nördlichen, den westlichen und den südlichen Höhen der siebenbürgischen Karpathen zu suchen sei. Die Rücken der Karpathenkette boten ihnen ausgezeichnete Weidegründe; sie steigen so langsam an, daß sie fast eben erscheinen und daher von den Rumänen

auch „poiana“ (aus dem Slawischen: Flachland) genannt werden. Den Hauptreichtum des Rumänen bilden hier unermeßliche Schafherden. Die später aus den Bergen in die Ebene herabgestiegenen Rumänen der Thäler sind Ackerbauer; ihre Hauptnahrung bildet der Mais. Die Sprache stammt von den Resten der einst in Dacia zahlreichen römischen Kolonisten. Aus Rasse, Sprache und Geschichte ergibt sich die Absorption einer starken slawischen Ackerbauer-Bevölkerung. Fern von den Slawenreichen der Balkanhalbinsel in karpathischer Abgeschiedenheit vollzog sich dieser Prozeß. Wir sehen also in den Rumänen weder Nachkömmlinge der Römer, noch solche der Daker: wir haben in ihnen ein Mischvolk mit überwiegenden illyrischen, römischen und slawischen Elementen vor uns.

Die **Kelten** bringen zum erstenmal eine wesentlich mitteleuropäische Macht auf der Bühne der Weltgeschichte zur Erscheinung. Gallien, und zwar speziell die zwischen Ozean und Alpen, Garonne und Seine gelegene Celtica, erscheint als ihr Kerngebiet, Britannien, Nordspanien, das transpadanische Etruskerland, einen großen Teil von Oberdeutschland und den Alpen haben sie besessen. Sie treten als geschickte Ackerbauer, Metallarbeiter und Segelschiffer auf, von denen die Römer manches gelernt haben. Von ihrer Art des Vordringens gibt der Angriff, den sie auf Rom machten, eine Vorstellung: starke Männer mit hohen Schilden und langen Schwertern, die für den raschen Angriff, nicht aber für eine besonnene, überlegte Kriegführung vorbereitet sind. Vielleicht gewährten sie den Römern zum erstenmal das Bild germanischer Kriegsvölker; denn Blonde und Blauäugige zogen mit den Galliern. Die Verbindung gallischer und germanischer Elemente ist noch wahrscheinlicher im Heere der Cimbern und Teutonen. Auch der Fortgang der römischen Kriege mit den Galliern brachte immer von neuem germanische Völker mit ins Spiel, die noch kriegerischer und unsteter als die Gallier auftreten; so ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Nervier des Hennegaus germanisch waren. Schon damals dürfte die Vermischung der beiden Elemente, aus der später unter römischem Einfluß das Volk der Franzosen hervorging, begonnen haben. So erklären sich vielleicht die blonden nördlichen Kelten, die die Franzosen als kymrische Rasse von ihren kurzköpfigen, dunkelhaarigen „echten“ Kelten scheiden. Wichtig ist es, daß die Römer von Anfang an ihren Einfluß in Gallien sicherten, indem sie sich den Kelten als Beschützer gegen die Germanen empfahlen. In der That gelang es von Cäsars Zeit an immer mehr, die Germanen jenseits des Rheines zu halten, und in Gallien schritt unterdessen die Romanisierung der Kelten fort. Ist auch die Bretagne wieder keltisch geworden und ein Teil Aquitaniens iberisch geblieben, ist auch keltisch noch gegen Ende des 2. Jahrhunderts in Lyon und im 4. Jahrhundert in Trier gesprochen worden, so ruht doch die Entwickelung des französischen Volkes als eines im Charakter wesentlich keltischen, in der Sprache romanischen auf der Voraussetzung, daß sich innerhalb dieser fünfthalb Jahrhunderte eine kompakte keltisch-romanische Bevölkerung entwickelt hatte, die die Germanen unterwerfen und beeinflussen, aber nicht mehr national vernichten konnten. Verstärkt durch kymrischen Zuzug aus Britannien, haben sich nur in der Halbinsel Bretagne über eine Million keltisch Sprechende erhalten; unter ihnen ist aber eine große Zahl bereits zweisprachig, wie ihr Keltisch reich an französischen Wörtern ist.

Die **keltische Sprache** ist außerdem Muttersprache von ziemlich 2 Millionen auf den britischen Inseln. Im Jahre 1891 berechnete dort die amtliche Statistik die Zahl der nur keltisch Sprechenden auf 590,000, wobei natürlich die nach Amerika ausgewanderten nicht mitgerechnet sind. Von 1821—1890 sind 3,5 Millionen Irländer in die Vereinigten Staaten eingewandert. Die Gesamtzahl der Keltischsprechenden auf der Erde ist gewiß nicht unter 3 Millionen anzunehmen. Die Kelten sind in den äußersten Westen von Europa, in Gebirge, auf Inseln und Halbinseln zurückgedrängt. Die größere Hälfte spricht den in der Bretagne und Wales herrschenden kymrischen, die kleinere den gälischen Dialekt. In ihren Wohngebieten gehören die Kelten den abgelegenen

Gegenden, den ländlichen Bezirken, sozial den minder gebildeten, ärmeren Schichten an. In Schottland liegt das gälische Gebiet im Norden und Westen, die schottischen Westinseln mit Ausnahme Arrans sind gälisch; die städtereiche Ostküste ist germanisch (mit wenigen Ausnahmen) bis nach Thurso hinauf, ebenso auch die Orkaden. Insgesamt sprechen nur 10 Prozent der schottischen Bevölkerung gälisch. In Irland ist das Gälische seit Heinrichs VIII. Regierung erst langsam, seit Cromwell rascher, am raschesten in den letzten fünfzig Jahren zurückgegangen; es ist jetzt in der Osthälfte fast verschwunden und hat seinen Rückhalt noch im Westen und Südwesten, besonders in Connaught, Galway, Mayo. Nur 800,000 Irländer sprechen gälisch, dazu 25 Prozent der Insulaner des nahen Man, die aber in der großen Mehrzahl zweisprachig sind. Am blühendsten steht das Kymrische in Wales da, dem einzigen Lande, das eine moderne keltische Litteratur besitzt, und wo mit Zurechnung der einige kymrische Striche umfassenden englischen Nachbargebiete über 900,000 Menschen die kymrische Sprache sprechen.

Die Germanen treten im Beginn ihrer Geschichte weiter östlich auf, als ihre heutigen Sitze liegen, in die sie nach Verdrängung der Kelten einrücken. Die blonden Kelten in Gallia belgica, die blonden Galater, die Ähnlichkeit der Kampfweise und anderer Sitten legen den Gedanken an frühere engere Beziehungen beider Völkergruppen nahe, deren Erinnerung noch in dem Glauben alter Schriftsteller erhalten ist, daß die Belgen germanischen Ursprungs seien. So scheint die Plutarchische Namenform „Keltoskythen" (für Cimbern und Teutonen) ebensowohl die östliche Heimat und die Spuren nomadischer Lebensweise, wie die frühe Vermischung mit Kelten anzuzeigen. Drei gesonderte Zweige des Stammes finden wir schon im Anfang: Skandinavier, Goten, Teutonen. Jene halten die nach ihnen genannte Halbinsel, die dänischen Inseln und einen Teil von Jütland besetzt, die Goten wandern aus dem Nordosten des heutigen Deutschland und aus Polen nach Süden und Westen, beschleunigen als Ost- und Westgoten den Untergang des römischen Reiches, gründen eigne Reiche von vorübergehender Blüte und gehen in den Unterworfenen unter. Auch die Teutonen kommen von Osten her gezogen. Die Langobarden saßen östlich von der Unterelbe, die Sueven noch weiter östlich, die Vandalen in Schlesien, die Angeln weist Tacitus in das Gebiet zwischen Elbe und Weichsel. Im Drängen nach Westen und Südwesten stießen die teutonischen Stämme mit den Römern zusammen. Nach Süden hin erreichten sie ursprünglich wohl kaum die Mainlinie: die Ortsnamen beweisen vom Oberrhein bis nach Böhmen keltische Sitze. Tacitus glaubte die Teutonen in drei Stammesgruppen: Ingävonen am Meere, Herminonen in der Mitte, Istävonen im Süden und Osten, teilen zu können; in der That erscheint die Sonderung zwischen Nieder- und Oberdeutschen zu seiner Zeit sprachlich schon begründet. Die Niederdeutschen stehen den Goten näher, die Oberdeutschen haben lange in engerem Verkehr mit den Kelten gelebt und repräsentieren weniger rein, auch rassenhaft, das germanische Element. Beide haben in ihren östlichen Abteilungen durch Kolonisation auf slawischem Boden die slawisch gemischte Varietät der ostelbischen Deutschen und der Österreicher erzeugt. Von den Oberdeutschen (Franken) war die Eroberung Galliens, die Frankreich geschaffen, von den Niederdeutschen (Angeln und Sachsen) die Britanniens ausgegangen, die den Briten ihre germanische Grundlage gegeben hat. Die Skandinavier beherrschten die nordischen Meere, besiedelten Island und Grönland, gründeten eigne Herrschaften in Westfrankreich (Normandie) und Unteritalien, drangen in Britannien von Norden und Süden ein und schlossen die Umbildung des britischen Volkes durch die von der Normandie ausgehende Invasion des 11. Jahrhunderts ab, die der englischen Sprache eine Fülle französisch-romanischer Elemente zuführte, das keltisch-germanische Wesen des Volkes aber weniger umänderte. Endlich haben skandinavische und teutonische Germanen staatenbildend im finnisch-slawischen Osten gewirkt; die Entstehung der Mächte Böhmen, Polen, Rußland läßt sich ohne diese Hilfe gar nicht denken.

Indem die Germanen, gestützt auf hohe Charaktereigenschaften der Sittenreinheit, der Kraft und des Mutes, auf eine streng durchgeführte Geschlechterverfassung und damit zusammenhängende Kriegstüchtigkeit, in ganz Europa siegreich walteten, wandelten sie nicht bloß politisch das Angesicht des Erdteils um, sondern mischten ihre Körper- und Charaktermerkmale den verschiedensten Völkern zu und erfuhren selbst zahlreiche Mischungen. Sie treten im Anfang als vorwaltend blondhaarige, hellhäutige, blauäugige Menschen auf; diese Eigenschaften werden ihnen so allgemein zugeschrieben wie nirgends den Galliern, die ja auch helle Völker umschlossen. Heute ist ein großer Teil der Germanen dunkel und zwar vorwaltend durch keltisch-romanische und slawische Beimischung. Am reinsten haben sich die Stämme zwischen Rhein, Main und Elbe erhalten. Dafür sind dann wieder helle Völker in Britannien, Belgien, Nordfrankreich, Norditalien, Nordspanien in beträchtlicher Zahl vorhanden, und besonders ist der größere, geistig und politisch ausschlaggebende Teil der Kolonialbevölkerung Nordamerikas, Australiens, Südafrikas germanischer Abstammung.

Die Letto-Slawen gelten als der jüngste Zweig der nordeuropäischen Arier. Aber nur in der Kultur; denn es spricht nichts dafür, daß sich die Letto-Slawen zuletzt vom arischen Stamme abgezweigt hätten. Da sich die höhere Kultur Europas vom Sitz des alten Römerreichs, von Rom und Byzanz her, durch Europa verbreitete, haben die östlichst Wohnenden sie in ihren westlichen Gliedern von Rom, in ihren östlichen von Byzanz empfangen. Zuletzt sind Letten und Preußen dem Christentum gewonnen worden. Aber in der älteren Zeit, wo kein nordarisches Volk in Beziehung zu dieser neuen Kultur getreten war, scheinen sie keineswegs zurückgestanden zu sein. Denn sie begegnen uns schon im Anfang als Ackerbauer, die in weiten Gebieten den Ackerbau langsam ausbreiteten. Russische Geschichtschreiber nehmen an, daß zwischen den finnischen Jägervölkern des Nordens und den skythischen Hirtenvölkern des Südens vom fruchtbaren Südabhange des Waldai-Zuges aus ackerbauende Slawen als Kulturträger und mit der Zeit unterwerfend und beherrschend unter jene und diese vom Oberlauf des Dnjepr und der Düna hervordrangen. Die Slawen erschienen auch schon den Alten als ein durch Ansässigkeit, Wohnen in Häusern und Fußkampf von den Skythen und Sarmaten weit verschiedenes Volk. Sie wohnen von der mittleren Weichsel an nach Osten und werden von den Litauern, die östlich von der unteren Weichsel sitzen, bestimmt unterschieden. Sie zählten unter sich blonde Stämme, waren aber von anderen Ariern durch eine sehr reichliche Zumischung mongolischen Blutes getrennt, die zur Ansicht führt, daß sie zu einer Zeit noch im östlichsten Europa saßen, wo die Ausläufer der innerasiatischen Mongolen sie zu erreichen und zu beeinflussen vermochten. Die Kelten und Germanen scheinen also ihre östlichen Sitze verlassen zu haben, ehe diese Möglichkeit eingetreten war (vgl. oben, S. 752). Dann aber wuchsen die Slawen, mit durch die Aufnahme finnischer Völker, an Zahl rasch an und rückten bis in das Herz Deutschlands in dem Maße vor, als die Germanen ihre Sitze östlich der Elbe aufgaben, um nach Westen und Süden zu ziehen. Slawische Spuren reichen bis in das mittlere Maingebiet und bis an den Inn. Indem germanische Völker diese Gebiete wieder zurückzugewinnen strebten und zu einem Teile wirklich gewannen, entstand die bunte Durcheinanderschiebung und Mischung der deutschen und slawischen Bevölkerungen Ostdeutschlands und Österreichs.

Freieren Raum haben die Slawen zur Ausbreitung im weiten Tieflande Osteuropas gefunden. In die drei Zweige der Groß-, Klein- und Weißrussen, die man ganz allgemein als Nord-, Süd- und Westrussen bezeichnen kann, zerfallend, haben sich die Russen über das Gebiet zwischen Bug und Ural, Schwarzem und Weißem Meer unter Mischung mit den zurückgehenden Finnen und Tataren und später mit Deutschen verbreitet. Die politisch herrschende und in stärkster Zunahme befindliche Abteilung bilden die Großrussen, die auch die Masse der Kolonisten in Sibirien liefern und bei der Lösung der schweren Aufgabe, das Mongolentum in Europa zu vernichten,

ein gewaltiges Massenübergewicht erworben haben. Durch die Mischung mit Turkvölkern und Mongolen ist der russische Typus stark verändert worden, wenn auch körperlich nicht so sehr wie der mongolische. Von der Bevölkerung selbst wird ein Rückgang der Körpergröße durch mongolische Zumischung konstatiert. Vielleicht ist der Rückgang in den geistigen Dimensionen noch größer gewesen. Die für die politische Herdenbildung günstige mongolische Fähigkeit des stummen Gehorsams und stillen Leidens (vgl. oben, S. 528 u. f.) ist auf den Russen übergegangen. Auch die russischen Fischer huldigen in Gemeinschaft mit den jenisseischen Ostjaken dem Schamanentum, auch die russischen Kosaken und Gewerbtreibenden von Turuchansk opfern gleich den Tungusen von Turuchansk gelegentlich einen Zobel oder ein Eichhörnchen den heidnischen Göttern. Mit Tungusen, Mongolen und Buräten ist vielleicht die Vermischung am stärksten vorgeschritten, am meisten im Baikalgebiet, am Amur und überhaupt im südöstlichen Sibirien. Getaufte Buräten, die russische Frauen genommen haben und in besonderen von der burätischen Ansiedelung getrennten Dörfern, mitunter auch zerstreut in russischen Ansiedelungen und Dörfern gemeinsam mit Russen leben, sind ein hervorragendes Element der sibirischen Landbevölkerung und werden unschwer mit Russen verwechselt, aber genauere Betrachtung läßt in dieser Mischrasse mit dunkler Haut, weichem Haar, schmalen Augen, die im ganzen nicht unschön und vor allem kräftig ist, noch leicht das mongolische Element herauserkennen. In den Dörfern Transbaikaliens sind die russischen Kolonisten Viehzüchter in derselben Weise wie die eingeborenen Buräten, und betreiben nur wenig Ackerbau; ihre Weiber pflegen dieselben häuslichen Künste wie die Burätinnen. Die Kosaken essen rohes Fleisch, genau wie die Buräten, lassen sich gleich letzteren von den Schamanen in Krankheitsfällen ärztlich behandeln und tragen auf der Brust neben ihrem Kreuz irgend ein Knöchelchen als Fetisch. Auch die burätische Sprache hat in den transbaikalisch-russischen Dialekt Eingang gefunden, insbesondere sind eine Menge Wörter für Jagd, Viehzucht 2c. der burätischen entlehnt. Die noch viel ausgesprochener mestizenhafte russisch-jakutische Rasse im unteren Lenagebiet (vgl. Band I, S. 633) zeigt Ähnliches. In diesen Erscheinungen wiederholt sich nur, was sich schon seit langen Jahrhunderten im weiten Wolgagebiete vollzog. Auch das enge Zusammenleben der Russen und der Finnen durchsetzt noch heute das Christentum der Russen mit einer Menge von heidnischen Gebräuchen. Die Götzen der Tschuwaschen wurden neben dem vielverehrten Sankt Nikolas aufgestellt und die christlichen Heiligenbilder mit den Eigenschaften der Götzen ausgestattet; man glaubt z. B., daß sie Gott mitteilten, ob einer fastete oder nicht. Der Leichtigkeit, womit er sich tiefer stehenden Völkern anbequemt, verdankt der Russe seine Eroberungserfolge und bedrohlich weite Verbreitung. Seine Staatsmänner verwerten gern diese Fähigkeit zur Begründung der asiatischen Mission Rußlands. Die am wenigsten tatarisierten Kleinrussen sind seit Peter dem Großen die westlichen Einflüssen offensten, am meisten für deren Ausbreitung arbeitenden, kurz die europäischsten unter den Russen; körperlich sind sie durch höheren Wuchs und feinere Züge ausgezeichnet, sind beweglicher, empfänglicher, aber auch weicher und weniger entschieden und unternehmend als der zum Kolonisator geborene Großrusse. In der Familie und Gemeinde ist der Kleinrusse unabhängiger, seine Frau freier.

Mehr als bei den Bergvölkern Südeuropas darf bei den osteuropäischen Slawen (und Finnen) Einblick in vorgeschichtliche Kulturzustände vermutet werden, denn wenig von den westlichen Einflüssen ist bis in das Innerste ihrer Wohnsitze vorgedrungen. Der russische Pflug, einst eisenlos, ohne Räder und Wendebrett, also ein Querholz mit zwei Stangen, in denen das Pferd geht, zwei Handhaben und einem flachen Pflugstiel, der sich durch ganz Sibirien verbreitet hat, wo er indessen eher etwas verbessert wurde, ist eine altertümliche Form. Mit ihm geht die finnische Egge aus gespaltenen Tannenästen. In der Gegend von Pensa fand Pallas den nachlässigen Ackerbau viel besser bei den Tataren als bei den Russen, ebenso in der Gegend von Ufa, wo das

Abbrechen eines ganzen Dorfes und der Neuaufbau an einem anderen Orte wegen Abnahme des Bodenertrages nicht selten war. Weder Düngung noch sorgfältiges Pflügen waren hier üblich, und das Stroh verbrannte man. In der Krim, wo die Griechen und später die Genuesen die Lehrmeister der Tataren im Anbau der Feld- und Gartenfrüchte waren, haben diese im Gebirge, wo der Boden beschränkt ist, düngen gelernt. Aber im offenen Lande ist ihr Ackerbau trotz der schweren kleinrussischen Pflüge zurückgegangen; das scheint die einst viel größere Getreideausfuhr anzudeuten. Strabon schildert die Krim als eine wahre Kornkammer; später war sie es für Byzanz. Auch andere Kultureinflüsse haben nur mit Unterbrechungen von Süden her gewirkt, wenn auch so mancher Fund von Edelmetall und Bernstein auf den Handel deutet, der einst den Pontus mit der Ostsee durch Kleinrußland und Polen verband.

Diese große schwere Masse Osteuropas ist Schritt für Schritt von Süden und Westen her für Europa, d. h. für die Gesittung, gewonnen worden, wobei aber die ausgedehnte Vermischung mit finnischen und deutschen Elementen die mit mongolischen nicht aufgewogen hat. Es wurde ein westliches und ein östliches Großfürstentum um Kiew und Moskau geschaffen; jenes lehnt sich an die Litauer, dann an Polen und die Kleinrussen an, dieses stützt sich auf das Großrussentum und nimmt die früher der Kultur gewonnenen, mit deutschem Blute stark versetzten Polen in sich auf. Das sind Etappen in der Entwickelung einer europäisch-asiatischen Macht, die auch ethnographisch auf der Schwelle steht und glücklicherweise in keiner Beziehung rein mit europäischem Maßstab gemessen zu werden braucht. Ihre Stärke und Schwäche liegen beide in der an ihre Ebenen erinnernden Einförmigkeit; das russische Volk ist vor allem homogener trotz seiner weiten Verbreitung als irgend ein anderes in Europa.

Die Bulgaren saßen am Don, als die Chasaren nach dem Abzug der Hunnen in westlicher Richtung ihr großes Reich an der unteren Wolga gründeten. Ein Teil der Bulgaren zog nach der unteren Donau und verschmolz mit den Slawen zu dem Mischvolk der heutigen Bulgaren, ein anderer nahm den Weg nach der mittleren Wolga und gründete das großbulgarische Reich, dessen Hauptstadt in der Nähe Kasans in Trümmern liegt, dessen Bevölkerung in den Großrussen aufgegangen ist.

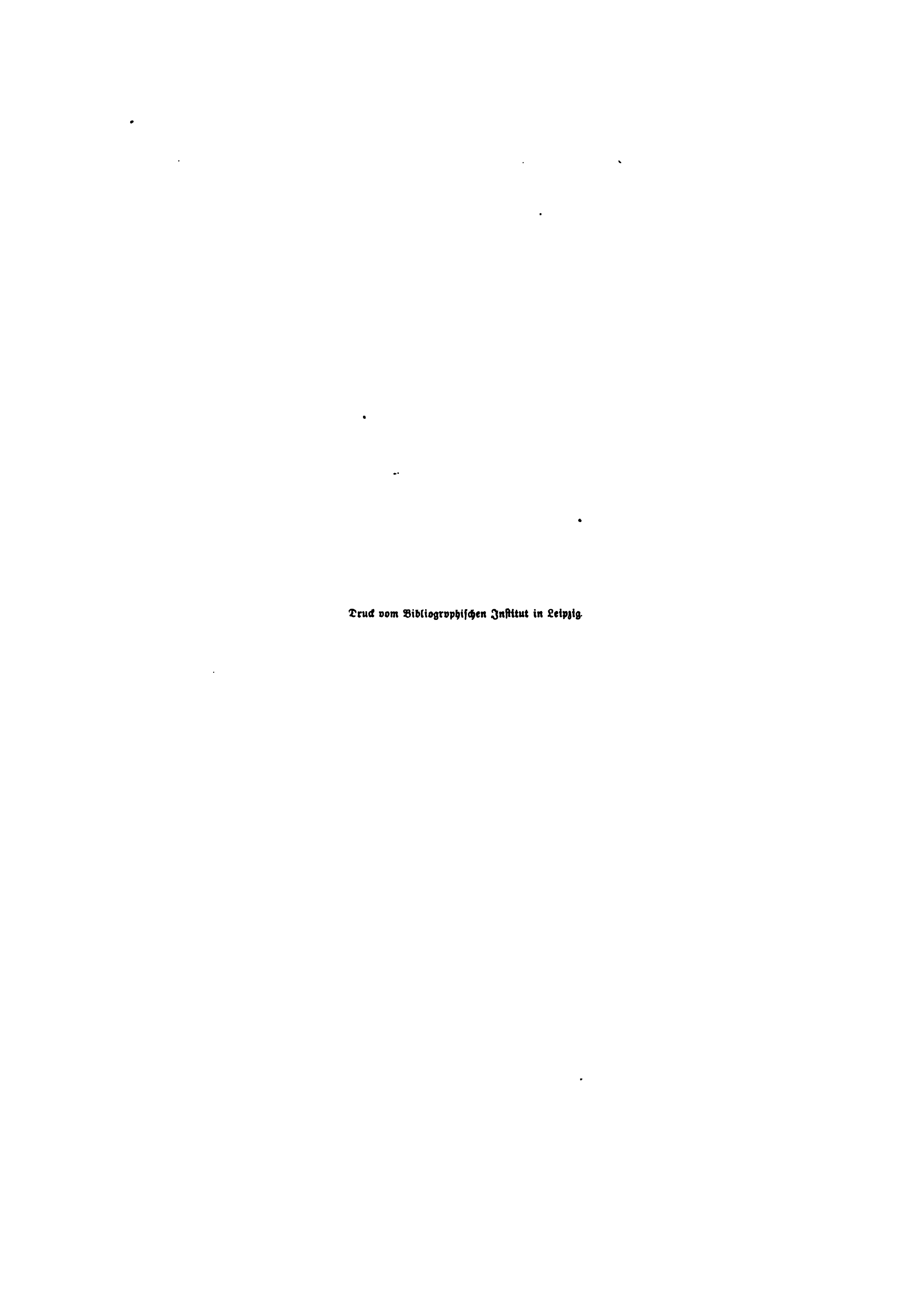
Die Südslawen umfassen die über österreichische, ungarische, türkische Gebiete zerstreuten, in Serbien und Montenegro selbständig gewordenen Serbo-Kroaten und Slowenen, die den Russen und Bulgaren sprachlich nahe verwandt sind. Unter ihnen ragen jene südwestlich vorgeschobenen Völker hervor, die gegen das Adriatische Meer zu vermischt mit Albanesen und Griechen wohnen. Sie sind ein höher gewachsenes, kräftigeres, kriegerischeres Volk als ihre Brüder an der Sau und Drau. Zu ihnen gehören die Kroaten, Dalmatiner, Herzegowzen und die als Bewahrer alter Sitten merkwürdigen Črnogorzen Montenegros, jene Helden der Schwarzen Berge, für die einen ein unbändiges, gesetzloses Räubervolk, für die anderen eine durch männliche Schönheit, Kraft und Edelsinn ausgezeichnete Heldenschar. Schon ihre Körpergröße läßt sie über alle ihre Stammesgenossen hervorragen, und daß sie inmitten des grassierenden Renegatentums der Bosniaken, zwischen der Türkei, Österreich und Venedig Unabhängigkeit und Glauben bewahrten, umgibt sie in den Augen der slawischen Welt mit einem Glorienschein. Wenn ein großes Volk in die Gewalt eines fremden Eroberers fällt und in seinem Inneren einen solchen Kristallisationspunkt aller freiheitlichen Bestrebungen bewahrt, ist dieser oftmals zu großem Einfluß berufen. Im Falle der Črnogorzen dürfte jedoch dieser Aussicht die exzentrische Lage einigen Abbruch thun. Die Westslawen umfassen die Polen, die jetzt ausgestorbenen Polaben der unteren Elbe, die Tschechen und Slowaken und die in der Lausitz erhaltenen Reste der Wenden oder Sorben (150,000), alles Völker, die in politisch ungünstiger, zukunftsloser Einengung im deutschen und magyarischen Sprachgebiet wohnen, und von denen seit 800 Jahren ein großer Teil in diesen beiden

aufgegangen ist. Von den Ost- und Südslawen fand die Abtrennung in einer Zeit statt, wo mongolische Beimischungen bereits in beträchtlichem Maße die Rasse verändert hatten; das häufige Auftreten mongoloider Merkmale knüpft ebenso eng wie die Sprachverwandtschaft die beiden Hälften des Slawentums zusammen.

Die **Litauer**, die wahrscheinlich noch **Tacitus** als Ästier an der Bernsteinküste kannte, sind heute vom Meere verdrängt; sie wohnen im östlichen Ostpreußen und in den russischen Gouvernements Kowno, Wilna, Suwalki und Grodno. Wenn Litauer auch in dem südlichsten Teile von Kurland angegeben werden, beruht es auf Vermischungen und Verwechselung mit Letten. Ihre Gesamtzahl dürfte 1¾ Millionen nicht übersteigen. Seit Jahrhunderten gehen sie, eingeengt zwischen Deutschen, Polen und Russen, zurück. In Kurland und Livland leben gegen eine Million **Letten**, nächstverwandt den Litauern. Die alten Preußen, deren Sprache seit dem 17. Jahrhundert ausgestorben ist, bildeten einst ihre westliche Fortsetzung bis zur Weichsel. Beide werden als blonde, helläugige, kräftige Menschen geschildert und wohnten frühe mit den Ostgermanen zusammen. Vom südwestlichen Kurland aus haben sich die Letten in den äußersten Nordosten Deutschlands verbreitet, wo sie als **Kuren**, mit Deutschen und Litauern gemischt, nachweislich seit dem 16. Jahrhundert auf der Kurischen Nehrung sitzen und früher bis auf die samländische Küste reichten. Ihre Sprache hat selbst in der Gegend von Memel und Nimmersatt das Litauische als Fischersprache verdrängt, während Deutsch und Litauisch ihre Kirchensprache geworden sind.

Register.





Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.



